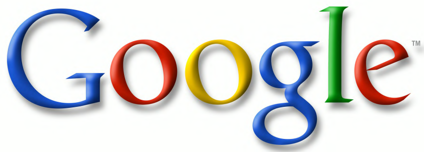





Dei
Sub Numine
Viget



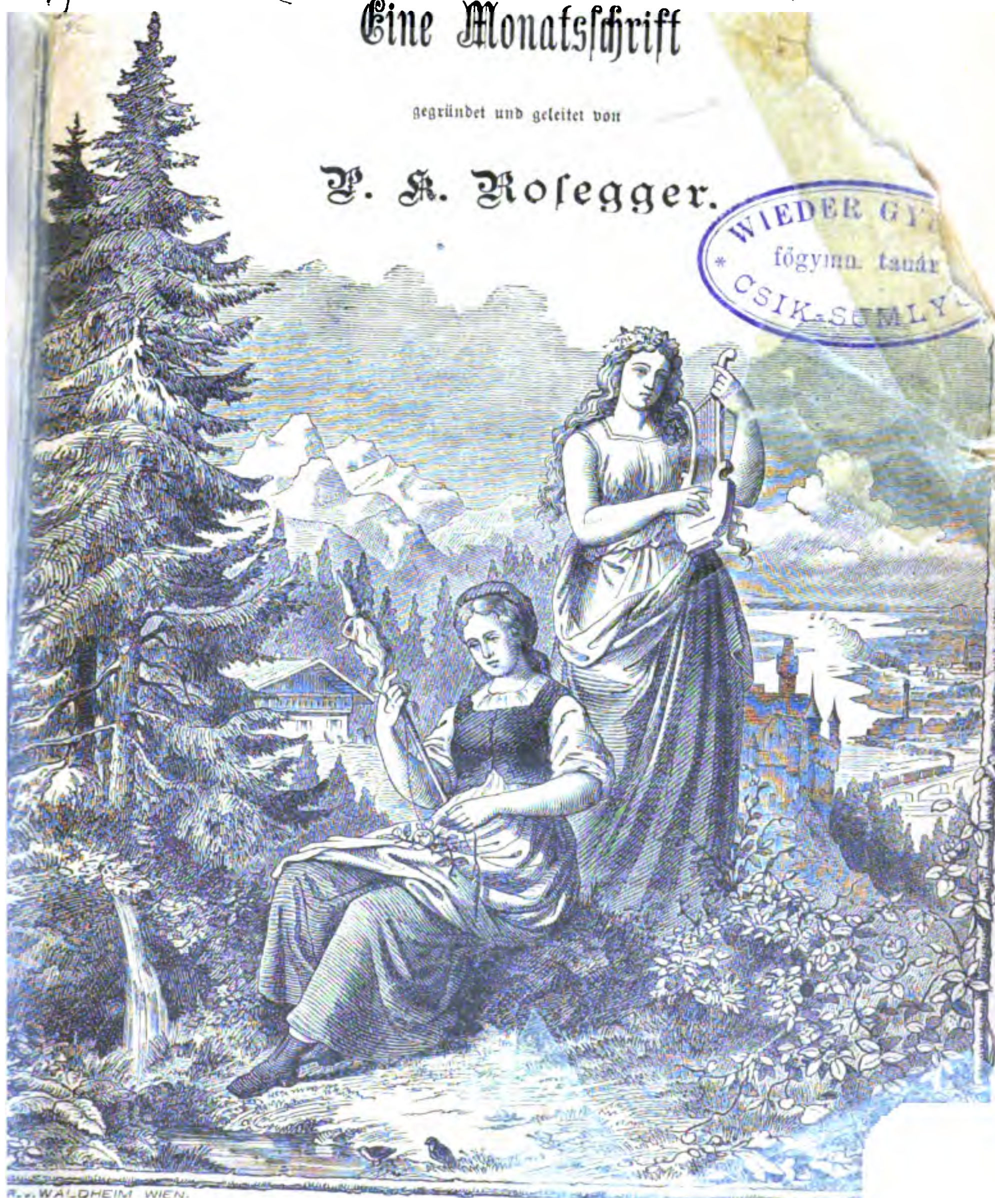
XIV. Jahrg. October 18[illegible]

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

P. K. Rosegger.



Druck und Verlag von „Leykam"

[illegible]nementspreis jährlich (12 Hefte) 3 fl. 60 [illegible] 7 M[illegible]

Inhalt.

Heimgarten.



Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

XIV. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1890.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XIV. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.



Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Land und Leute, Charakterbilder.

Cultur- und Naturgeſchichtliches, Eſſays, Plaudereien.

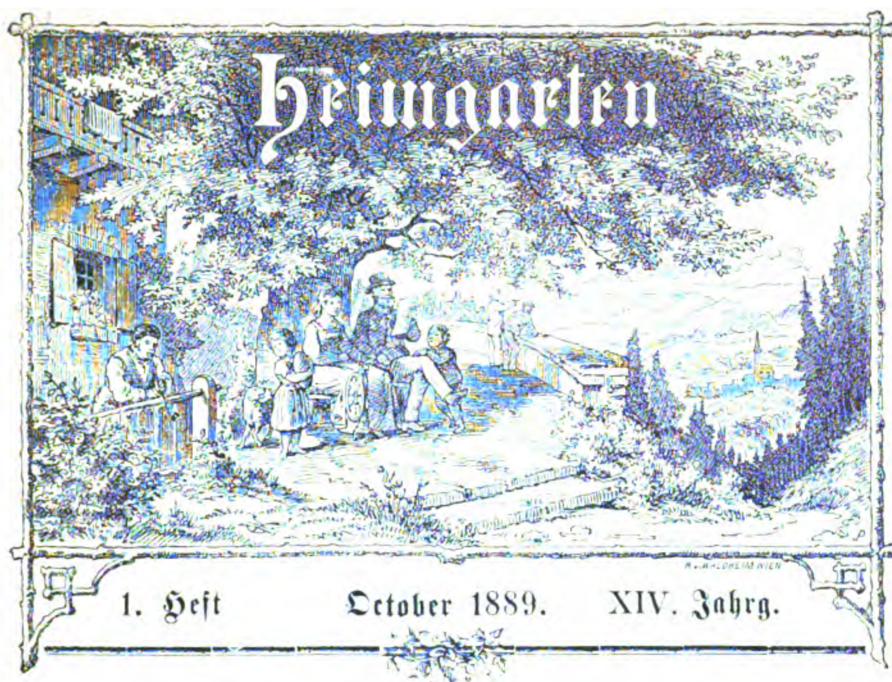
Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Verschiedenes.



Der Rosengarten.

Eine Geschichte aus der Eiswelt von Heinrich Noë.

I.

Kennt Ihr den ersten Schnee und die Zauberei, welche an der weißen Decke bewirkt wird? Denkt zurück an den ersten Sonntag, der sich enthüllt, nachdem das Gestöber vorüber ist. Des Morgens brennt es in dem Walde, welcher Eure Fenster bedeckt, welcher sich auf dem Glase der Scheiben angesiedelt hat.

Ihr öffnet das Fenster und schaut hinauf zu den Bergen, wo die Kinder Engel sehen, welche die verschneiten Tannen anzünden, so daß sie lichterloh in Goldfeuer auflodern. Die Morgensonne hat den Gipfel des Berges erreicht.

Ueber die stummen Wasserräder sind gläserne Bogen hinaufgespannt, allerlei Thiere und auch Säulen, wie Ihr es in Märchenbüchern von der krystallenen Stadt gelesen habt.

Alles das kommt draußen in den Bergen oder auf dem Lande vor, wo Wälder, Wiesen und Bäche rein sind von den Abfällen des Menschengetriebes. Anders aber ist es in der großen Stadt. Dort zeigt sich die Fee nicht. Das weiße Kleid würde alsbald beschmutzt, von Pferden zerstampft, von Menschen zu Koth zusammengetreten. Der Rauch schwärzte es. Schon durch die Wärme der Essen zerfließt es. Wenn Ihr den schönen Schnee sehen wollt, den Schnee, wie ihn die Kinder und die Dichter lieben, so geht hinaus aufs Land.

Vor Allem aber steigt in die Hochthäler der mächtigen Gebirge hinauf, dorthin, wo es keinen Qualm, wo es keinen Nebel gibt. Dort ziehen sich in der Morgensonne weite Gefilde von Licht und Glanz in die Höhen hinauf, das Eis der Bäche bleibt so hell, wie der krystallene Born, so lange er noch flüssig war.

Selbst der Morgennebel scheint Wunder einzuhüllen. Denn in ihm

regt sich schon erzfarbig der Sonnenschein, der über ihn leuchtet, bis allmählich das Erz feuerflüssig wird und der ungehemmte Tagesschein zeigt, was die weiße Fee allenthalben geschaffen hat.

In einem solchen Hochthale des Gebirges war es, daß sich die einfache Geschichte abspielte, welche hier erzählt wird. Es war aber nicht die Morgensonne, die hineinschien, sondern der Mond. Der Wald auf dem gläsernen Boden war deshalb nicht ärmer an Glanz, als wenn es die Sonne gewesen wäre.

Der Bergverwalter, welcher den ersten Stock des Hauses bewohnte, gieng unruhig auf und ab. Bald schritt er in jenem Theile des geräumigen, aber niedrigen Zimmers, welcher von der Lampe, die ein breiter Schirm überdachte, erhellt wurde, bald durch den Mondschein, den der Eiswald auf den Fensterscheiben nur mäßig zu dämpfen vermochte.

Auf einem verstaubten Büchergestell lagen allerlei Krystalle, Apatit, Epidot, Zinkblende, Malachit, Kalkspathe, Rotheisenerz, gediegenes Silber. In den Kanten dieser Steine und Erze fachte das Mondlicht Strahlenbündel an, wie in den weißen Palmen auf den Scheiben.

Gleichmäßig tickte die Wanduhr. Draußen rührte sich nichts. Es war, als ob die Erde still und todt und nur mit dem Monde allein gelassen wäre in dem weiten Weltall.

Der Bergverwalter befand sich in einer so beklagenswerten Gemüthsverfassung, wie sie überhaupt einem Manne, dem Thätigkeit zum Lebensbedürfnis geworden ist, nur beschieden sein kann. Er wußte nicht, ob er sich auf dem rechten Wege und am richtigen Orte befinde. Das, worin er sich noch eben mit einer Art von Eigensinn bestärkt hatte, erschien ihm nach einigen Augenblicken schon wieder zweifelhaft. Wie gerne hätte er sich einem theilnehmenden Freunde gegenüber ausgesprochen, der ihm Trost und Rath zu bringen vermochte!

Aber er hatte sie ja fast gemieden, diese Freunde. Als Egon Schönau seine Absicht äußerte, von der Bergstadt weg, deren angenehmes Leben im Lande bekannt war, auf den ganzen Passeirer Schneeberg versetzt zu werden, da hatte es zuerst Niemand geglaubt. Später hielten seine Amtsgenossen und Freunde den Gedanken für einen jener flüchtigen, selbstquälerischen Einfälle, wie sie einem Menschen kommen, der vielleicht in seinem häuslichen Leben Widerwärtigkeiten gehabt hat.

Zugleich war man aber darüber einig, daß aus diesem menschenfeindlichen Entschluß nichts werden würde, wenn es sich einmal darum handelte, Ernst zu machen.

Wer weiß, ob es nicht vielleicht auch so gekommen wäre, wenn Schönau nichts von dieser Meinung gehört hätte. Es ärgerte ihn, daß man ihm eine solche Wankelmüthigkeit zutraute. Jetzt konnte er nicht mehr zurückgehen.

So geschah also etwas, das die stille Bergwelt Tirols noch niemals gesehen hatte. In die Gegend des ewigen Winters zog ein gebildeter Mann ein. Auf einer Höhe, welche die der berühmten Aussichtsberge des Landes übertrifft, in einem Hause, in welchem bis jetzt nur ein Hutmann mit seinen Knappen beim Silberbergbau thätig gewesen, und in welchem ein höherer Beamter nur zeitweilig in den wärmeren Monaten des Jahres sich zeigte, um Prüfung und Nachschau zu halten, siedelte sich jetzt ein Bergverwalter an. In einem Hause, in dessen nächster Nähe nur wenige Grashalme und noch weniger Sträucher oder Bäume gedeihen können, wohnte jetzt einer der gesuchtesten Gesellschafter der Stadt, in welcher sich die Bergakademie befand.

Es war nicht einmal leicht gewesen, das durchzusetzen. Schließlich

hatte man ihm diese Dienstesübertragung nur bewilligt, weil man einer gewissen, vielfach im Gespräche geäußerten Gereiztheit, die sich bei Schönau bemerkbar machte, Rechnung tragen wollte und weil man voraussah, daß die Laune nicht lange vorhalten würde. Der Director hatte die Sache so behandelt, als ob er es mit einem einfachen Urlaubsgesuch auf längere Zeit zu thun hätte.

Bis jetzt hatte sich Egon Schönau in seiner Einsamkeit kaum gedrückt gefühlt. Er machte sich viel zu thun, beschäftigte sich in den Gruben und Stollen, machte Versuche, wie man die Zinkblende mit den wenigsten Kosten vom Spatheisenstein zu trennen vermöge, oder blätterte in den alten Aufschreibungen, die auf mehrere Jahrhunderte zurückrechnen. Wenn es das Wetter gestattete, gieng er hinaus zu den ungeheuren Erzhaufen, die noch aus alter Zeit hier und dort vor verlassenen Stollen herumliegen und stöberte in ihnen, welche man damals als taubes Gestein behandelt hatte, herum. Auch liebte er es, zu einem Hochsee hinaufzusteigen, der den ganzen Sommer über gefroren war und noch im Herbste mit seiner Umrahmung von blühenden Alpenrosen ein Bild bot, wie es wenige in der Welt gibt.

Jetzt aber war manches anders geworden. Die Ausflüge mußten aufhören. Der Schnee belagerte das Haus.

Selten weiß der Mensch, wie viel die Zufälligkeiten der äußeren Umgebung einwirken, um diese oder jene Stimmungen und Gedanken in ihm anzuregen.

So mochte es auch dem Bergverwalter Schönau entgangen sein, daß ihm die moderige Luft in dieser Stube schlimme Gedanken verursachte. Denn mit dem Eintritt des Winters und der Kälte wurden die Wände feuchter. Alles gewann einen trübseligen Anstrich, die Gegenstände fühlten sich naß an, Traurigkeit schien in das Haus eingezogen zu sein. Oft fröstelte es den Bergverwalter neben dem Ofen.

Dann sagte er sich: „Für den Menschen sind diese Höhen nicht geschaffen. Nur Murmelthier und Adler können sich hier wohl fühlen."

In solchen Augenblicken trug ihn seine Einbildungskraft hinab in die Tiefe, deren Andenken er sich sonst aus dem Sinne zu schlagen bestrebt war. Sie führte ihn nach einem stattlichen Hause auf dem Marktplatz, durch dessen Fenster die Lichter von der belebten Gasse hereinschienen. Dort saß er neben seiner Frau in traulichem Gespräche. Im anstoßenden, halbdunklen Gemache schlummerte der sechsjährige Knabe, zu welchem er manchmal hineingieng, um sich am Anblick des Schläfers mit den rothen Wangen zu erfreuen.

Und jetzt?

Dann gieng er wieder hastig durch die große Stube. Manchmal streckte er die beiden Arme vor, gleich einem Gefangenen, welcher an eisernen Gittern rüttelt.

Heute sauste draußen ein Bergwind, welcher allerlei Laute hervorbrachte. Manchmal klang es, als ob sich Schritte nahten — und es lustwandelte doch Niemand in der Winternacht. Dann war es, als ob Jemand draußen redete — und doch verschanzten sich die Knappen wortkarg in ihren qualmigen Stuben oder arbeiteten in den schweigsamen Räumen des Berginnern. Oefter wollte es gar klingen, wie das Lachen seines Weibes oder der Zuruf seines Kindes — und doch waren Beide weit fort, so weit, als ob sie in Wirklichkeit einer anderen Welt angehörten. Es schüttelte ihn, als er wieder zu sich kam.

Wieder einmal schien es ihm, als ob draußen Schritte vernehmlich würden. Es klang so, wie wenn der Schnee unter harten Schuhsohlen kracht. Er eilte ans Fenster.

Richtig, da stand draußen im Mond-

schein die Gestalt Gabels *), des alten Hutmannes. Er trug einen Mantel, dessen oberer Theil mit Reif bedeckt war. Denn, wenn auch nur eine geringe Entfernung war bis zum Knappenhaus, so reichte sie doch hin, um in wenigen Augenblicken diesen Frostüberzug hervorzubringen.

Schönau hatte den alten Gabel, der ihm als ein absonderlicher Mann erschienen war, mehrmals aufgefordert, ihm am Abend Gesellschaft zu leisten. Bis jetzt war dies noch niemals geschehen. Heute aber kam er der Einladung nach. Vermuthlich war der plötzliche Eintritt des Winters daran schuld, welcher rasch die Menschen zur Annäherung nöthigt — etwa wie ein Schneesturm die Thiere, welche auf einer Matte des Hochgebirges weiden.

„Mit gütiger Erlaubnis," sagte der Alte eintretend, indem er seine Pelzkappe abnahm.

„So ist's recht," entgegnete der Bergverwalter. „Schön ist's, daß Ihr Wort gehalten habt, Gabel."

Darauf ließ er den Gast den Mantel ablegen, nöthigte ihn auf einen bequemen Stuhl bei der Lampe und nahm aus einem in die Wand eingelassenen Schrank eine Flasche voll von dunklem Wein, von welchem er dem Gabel ein großes Glas einschenkte.

Schönau kannte die Schweigsamkeit seines Gastes und unternahm den Versuch, seinerseits das Gespräch in Fluß zu bringen.

„Jetzt wird es Ernst mit dem Winter, Gabel," sagte er, nachdem dieser einen Schluck gethan hatte und nachdenklich das übereiste Fenster anschaute. Der Alte schüttelte den Kopf und lächelte.

„Ich gesteh's, daß es mir heute zum erstenmal etwas bänglich zu Muthe wird," fuhr Schönau fort. „Am Tage sieht man doch noch zeitweilig einen Knappen oder kann in den Lüften einen Raubvogel verfolgen. Wenn es aber einmal Nacht wird, dann ist es stumm und taub wie im Grab."

*) Gabriel.

Der Alte rührte sich nicht. Er schaute noch immer vor sich hin, als ob er nichts gehört hätte.

Der Bergverwalter sah, daß er dem Sonderling unmittelbar mit Fragen an den Leib rücken müsse, wenn er etwas aus ihm herausbekommen wollte.

„Kommt's Euch nicht auch so vor?" sagte er, indem er mit ihm anstieß.

„Ja," sagte dieser mit einem eigenthümlichen Lächeln, „wir sind noch lange nicht in der Gruft."

Nachdem er einige Augenblicke geschwiegen hatte, fuhr er fort:

„Wenn es einmal Märzen wird und Frühling in der Welt dort drunten, dann wollen wir wieder reden, Herr Verwalter. Dann werden Sie mich nicht mehr zum Verwalterhaus kommen sehen wie vorhin, als ich Ihren Schatten am Fenster erblickte. Denn, alsdann müssen wir durch den Schneestollen gehen, der von drüben bis daher gegraben sein wird. Und dann werden Sie auch keinen Tag mehr haben da herinnen in Ihrer Stube, und Sie werden keinen Vogel und keinen Himmel mehr sehen. Den ganzen Tag wird die Lampe brennen, weil Ihnen die Schneemauer vor dem Fenster das Himmelslicht wegnimmt." Dabei lachte er, wie wenn es ihm Vergnügen machte, an jene Zeit zu denken.

Der Bergverwalter erinnerte sich, daß er in der That von einem seiner Amtsgenossen in der Stadt, welcher auch während des Winter zwei- oder dreimal heraufgeschickt wurde, um den Verkehr zu überprüfen, von derartigen Dingen gehört hatte.

Die Aussicht, welche sich ihm da eröffnete, war nicht dazu angethan, ihn heiterer zu stimmen.

„Lassen wir das, Gabel. Es ist noch weit bis dahin. Wie lange seid Ihr jetzt schon auf dem Berge?"

„An die dreißig Jahre," erwiderte

der Hutmann. So ganz genau weiß ich's nicht. Ich kümmere mich auch nicht viel darum. Es ist doch Alles nichts gegen die Ewigkeit."

Von einem Anderen hätten diese Worte den Verwalter befremdet. Bei Gabel aber fielen sie ihm nicht sonderlich auf. Wußte er doch, daß der alte Knabe allerlei Schrullen im Kopfe hatte. Dann war es ihm auch nicht unbekannt, daß ein Hang zum Uebersinnlichen, eine mystische Regung häufig genug im Trachten und Sinnen dieser Menschen beobachtet wird. Sie mochte zu einem Theil ihre Wurzel im einsamen Leben derselben haben, in den wunderlichen Erscheinungen der Umgebung, die weit vom irdischen Treiben abliegt, zum Theil aber mochte es auch eine Nachwirkung der religiösen Bewegungen sein, welche vor Jahrhunderten den Weg bis in diese Berge herauf gefunden hatten. Knappen aus den norddeutschen Ländern, in welchen sich Luthers Lehre verbreitete, hatten sich damals den Knappen in den eisbedeckten Hochgebirgen von Salzburg und Tirol beigesellt. Sie blieben von den Verfolgungen der Gewalthaber nicht verschont. Wie aber solche Verfolgung in anderen Ländern Märtyrer und Blutzeuger erweckte, so machte sie hier scheue, in sich gekehrte und hartnäckige Menschen, in deren Vorstellungen sich die seltsamsten Gedankenkreise vereinigten.

Indessen versuchte es der Verwalter, hier auf den Grund zu kommen.

„Was versteht Ihr den unter Ewigkeit, Gabel?" sagte er nach einer Weile.

„Die Ewigkeit," antwortete dieser, „ist ein Zustand, in welchem der Mensch Rechenschaft über das ablegen muß, was er in der Zeitlichkeit gethan hat."

Der Verwalter sah, daß er auf diese Weise kein solches Gespräch zuwege bringen würde, nach welchem er heute Abend Verlangen trug. Er sagte deshalb in halb scherzendem Tone:

„Nun, Gabel, wenn man sein Leben da heroben zugebracht hat, wird man wohl eines Tages nicht viel zu verantworten haben."

„Das ist wahr," entgegnete der Hutmann.

Dann blickte er wieder in Geistesabwesenheit nach dem mondbeglänzten Fenster.

Nach einer Weile sagte er: „Es ist gut, daß der Schnee um uns eine Mauer aufführt. Wo man den größten Theil des Jahres über bei der Dachlucke aussteigen muß und die Hausthüre nicht benützen kann, dort gehen auch die bösen Gedanken nicht so leicht aus und ein."

Der Verwalter wunderte sich über diese seltsame Zusammenstellung. Er gedachte jedoch, dem Gespräch eine scherzhaftere Wendung zu geben, indem er sagte: „Ich glaube es Euch schon, daß Ihr recht fromme Leute seid, da heroben. Bin ich doch selbst nur heraufgekommen, um die Sünden, die ich unten begangen habe, abzubüßen."

Vielleicht hatte er erwartet, daß ihm der Alte eine abwehrende Antwort geben würde. Er war deshalb etwas überrascht, als dieser sagte: „Sie werden es nicht lange aushalten. Dann gehen Sie hinab und werden wieder wie zuvor."

„Ei," erwiderte Schönau, „Ihr glaubt wohl Wunder, in welchem Sündenpfuhl wir dort unten stecken?"

„Sie werden wohl wissen, warum Sie da heroben wohnen wollten," sagte fast mürrisch der Hutmann.

„Ihr habt recht," entgegnete der Verwalter nach einer Weile. „Ich bin da herauf gegangen, um die Welt aus dem Gesicht zu bekommen."

„Die Welt?" sagte der Hutmann. „Man entrinnt ihr ja nicht einmal wenn man stirbt, geschweige denn damit, daß man ein paar Stunden weit auf einen Berg hinauf steigt. Denn, wenn man stirbt, dann kommt erst die Ewigkeit. Womit wir das

Alles verdient haben, das hat noch Niemand ergründet."

Der Verwalter wunderte sich mehr und mehr über die Ausdrucksweise und den Gedankengang seines Gastes. Es reizte ihn, zu erfahren, wie dieser sich wohl die Gründe vorstelle, aus welchen er, als der erste unter allen bisherigen Verwaltern, seinen Wohnsitz auf dem Schneeberg aufgeschlagen hatte. Er stellte darüber eine unmittelbare Frage an ihn.

Der Hutmann antwortete: „Wenn es mir aufgetragen wird, so sage ich's, wie ich es mir denke. Sie werden unzufrieden mit sich gewesen sein und haben sich eingeredet, daß Sie es mit der Welt sind."

Schönau fuhr wie betroffen zusammen. Ein Seelenarzt, wenn es einen solchen gäbe, hätte ihm den eigenen Zustand nicht wahrhaftiger schildern können. Er schaute dem Alten in die Augen, als ob er darin forschen wollte, woher ihm diese absonderliche Erleuchtung gekommen wäre. Der Hutmann hielt den Blick ruhig aus.

Der Verwalter sammelte seine Gedanken, um eine passende Formel zu finden, mit welcher er ihn ausholen könnte über seine wunderliche Weisheit.

Der Hutmann aber kam ihm zuvor, indem er sagte: „Wenn von den Oetzthalern oder Passeirern, die über unseren Berg gehen in allerhand Handelschaft, einer verunglückt und zu uns hereingebracht wird, so brauchen wir nicht lang zu fragen, was ihm zugestoßen ist und wo und wie. Wir kennen das Alles. So ist's auch mit unseren Knappen. Da ist allerlei Volk dabei, Wälsche und Wendische. Es muß Jedem sein Schuh gedrückt haben, bevor er da herauf gekommen ist. Unser Berg da dünkt mir ein Kirchthurm, der über der Welt steht. Der Thürmer sieht mehr von der Stadt, als Alle, die in den Gassen herumgehen."

„Ihr werdet Euch doch nicht einbilden," entgegnete der Verwalter, „daß Ihr viel von der Welt versteht. Ihr hört und seht ja nichts da heroben in Eurer Wildnis."

Der Alte lachte sonderbar und erwiderte: „Je wilder das Thier, desto besser sein Geruch. Ein Gams wittert den Menschen und kennt sich aus, ob es ein Jäger oder ein Schafhirt ist."

„Ihr habt mir noch immer keine Antwort auf meine Frage gegeben," sagte der Verwalter.

„Was braucht man da viel nachzudenken," erwiderte der Alte. „Freud' und Unfrieden auf der Welt kommt von den Frauen."

Dabei drückte er die Augen zu, als ob er eine Vision festhalten wollte, die in diesem Augenblicke vor ihm erstanden war.

Nach einer Weile stand er auf und schritt zum Fenster. Er legte seine gebräunte, abgezehrte Hand auf die Frostblumen, so daß sie wegthauten.

„Da draußen," sagte er, „liegen mein Weib und meine zwei Kinder unter den Kreuzen neben der Kirche. Der Schneemann hat sie mit seinem Schmuck nicht vergessen."

Er wies auf drei große, flaumige Kugeln hin, welche sich auf den Kreuzen festgesetzt hatten.

„Wie oft gab es unfreundliche Worte unter uns," fuhr er nach einer Weile fort. „Jetzt ist Alles aus und in die Ewigkeit hinübergegangen. Kein einziges von den Worten kann mehr zurückgenommen werden. Wenn die Menschen an das Grab dächten, würden sie freundlicher leben untereinander. Denn es ist Alles nichts gegen die Ewigkeit."

Schönau wandte sich ab. Gestern noch hatte er auf dem kleinen Kirchhof Hügel und Gräben, verdorrtes Gestrüpp und verwelkte Bergblumen gesehen. Heute war das Alles weiß verhüllt und Niemand vermochte zu sagen, was unter der Decke lag. Ihm dünchte das ein Sinnbild der Wahrheit, welche er soeben aus dem Munde des alten Mannes vernommen hatte. Es überlief ihn wie Frösteln.

In diesem Augenblicke wurde ein dumpfes Dröhnen vernommen.

Der Alte sagte: „Es ist Zeit, daß ich in das Knappenhaus hinübergehe. Die Leute treten ihre Nachtschicht an.“ *)

„Kommt morgen wieder, Hutmann!“ sagte Schönau, indem er seinen Gast bis auf das kalte Treppenhaus hinaus begleitete und ihm hinableuchtete.

Er schaute ihm vom Fenster aus nach. Die gebeugte Gestalt in ihrem Mantel hob sich schwarz von dem mondbeglänzten Schnee ab.

Schönau setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. Während des Nachsinnens übermannte ihn fast der Schlaf. Als er sich wieder aufraffte, wollte es ihm vorkommen, als habe ihm ein Traum die Begegnung mit dem Alten vorgegaukelt.

II.

Nach einer schlecht zugebrachten Nacht stand Schönau frühzeitiger als sonst auf, um sich an seine Arbeit zu begeben. Er wollte in der tiefen Thalstufe, im sogenannten unteren Berghause nachschauen, wo die Erzkarren abgeladen werden, die von der Höhe herabkommen.

Um diese Strecke zurückzulegen, muß man einen Gang unternehmen, wie er, in unserem Erdtheile wenigstens, anderswo nicht möglich ist.

Das Joch des Schneeberges trennt die beiden Hochthäler Ridnaun und Passeir. Das Bergwerk, in welchem die Zinkblende und die Silbererze gewonnen werden, befinden sich nicht auf der Höhe des Joches, sondern mehrere hundert Fuß weiter unten, auf dessen westlicher Abdachung. gegen Passeir hin. Von dort ab ist aber die Entfernung bis zu einem fahrbaren Wege, oder überhaupt bis zu den Verkehrsstraßen der Menschen, eine viel weitere als gegen Osten durch das Ridnaun-Thal. Die Erze müssen irgendwo auf Lastwagen aufgeladen und zu einer Schmelzhütte gebracht werden, denn da oben in den baumlosen Einöden ist von einer Feuerung keine Rede.

Während man westlich abwärts schreitend bis nach Meran in das Etschland hinaus gehen müßte, um auf eine Fahrstraße zu gelangen, erreicht man in östlicher Richtung die Brennerstraße bei Sterzing viel bequemer und weit näher.

Dorthin steht aber das Joch des Schneeberges vor, über welches man die Zinkblende, den Bleiglanz und die anderen Erze erst mit vieler Mühe hinüberschaffen müßte. Da hat man denn nun schon vor ein paar hundert Jahren einen Stollen, der mehrere tausend Fuß lang ist, durch den Schneeberg getrieben. Durch diesen werden die Erze auf Karren, welche bei den Bergleuten Hunde heißen, hindurchgeführt. Jenseits werden sie auf einer schiefen Ebene mittels Rad und Drahtseilen hinab in die Tiefe gelassen. Die vollen Karren ziehen durch ihr Gewicht die leeren wieder herauf. Eine solche Vorrichtung heißt ein Bremswerk. Für die verschiedenen übereinander liegenden Stufen des Thalbodens gibt es drei Bremswerke, zwischen welchen auf ebenen Wegen die Erze von Rossen verfrachtet werden. Zu unterst kommt dann das Pochwerk, in welchem man die Erze vom tauben Gestein befreit und von welchem aus man sie der Landstraße, heute der Eisenbahn, zuführt.

Der Stollen dort oben, welcher durch den Schneeberg führt, ist der älteste aller Alpen-Tunnels. Zudem muß er gewiß als der wundersamste derselben gelten. Dies muß seiner Lage zugeschrieben werden; denn man sieht von seinen zwei Enden aus zwei völlig verschiedene Gebiete der weiten

*) Als Zeichen hiezu schlägt ein Knappe mit einem schweren hölzernen Klöppel auf ein Brett.

Alpenwelt. Steht man an seiner östlichen Oeffnung, so überschaut man die Zillerthaler Gletscher, die Hohen Tauern und die vielgestaltigen Thürme, zwischen welchen die Flüsse Italiens im Venetianer Lande, die Piave, der Tagliamento, ihre Quellen haben. Befindet man sich dagegen am westlichen Ende, so sieht man über die weißen Giebel des Oetzthaler Gebietes hinweg die Gletscher im schweizerischen Graubünden. So ist diese enge Röhre ein Durchschlupf zwischen Ost und West.

Als der Verwalter sich dem finsteren Schachte näherte, kamen ihm schwarze Knappen entgegen, die auf den leeren Karren herausrollten. Jeder stand auf seinem Trittbrett mit einem Grubenlicht. Es war ein schier gespenstischer Anblick, die Leute steif auf diesen Brettern stehend, ein qualmiges Licht in der Hand, berußt, schweigsam, einer hinter dem anderen aus dem schwarzen Schlunde auftauchen zu sehen.

Es war seit seiner Ankunft auf dem Schneeberge das erstemal, daß dem Verwalter dieses Schaustück vor die Augen trat.

Absonderliche Gedanken durchkreuzten ihm das Gehirn. Diese Gestalten erschienen ihm wie Todtengräber, welche ihre Fracht nach einem finsteren Durchgang gebracht haben, durch welchen dieselben nach dem Osten, dem Lande des Aufganges gelangt.

Wenige Augenblicke später befand sich Schönau selbst auf einem solchen Karren. Zwei Knappen schoben ihn auf den Schienen weiter. Langsam gieng es bei Grubenlicht durch die niedrige Wölbung. Endlich wurde es hell, der Tag drang herein und eine neue Welt öffnete sich.

Schönau beschloß es nicht zu machen wie die Knappen, welche sich gleich den Erdlasten auf den Karren, vom Drahtseil des Rades gehalten, über die schiefe Ebene zum unteren Berghaus hinabgleiten lassen, sondern er wollte dieses auf einem Fußwege absteigend erreichen. Die Wahrheit zu sagen, hatte er sich seit dem gestrigen Abend in einer höchst unglücklichen Stimmung befunden. Der Schnee, die Finsternis, das unheimliche, moderige Haus hatten auf ihn gedrückt, wenn auch nicht eine andere, noch schwerere Last in seinem Innern gewesen wäre, die er auf den Berg mit heraufgeschleppt hatte.

Hier aber wurde es ihm anders zu Muth. Auf dieser Seite des Berges lag kein Schnee, die Sonne schien und die Unendlichkeit war mit Glanz angefüllt. Hier wandelten nur lichte Geister.

Leise, fast frühlingsähnlich wehte ihm hier ein Hauch von Osten entgegen. Er kam an einer Holztafel vorüber, auf welcher Gestalten der heiligen Geschichte abgemalt waren. Ein Riß klaffte durch die in den Lüften der Berge verwitternde Tafel hindurch. Durch diesen Riß schwirrte es seltsam, der sich hindurchdrängende Wind sang ein Lied, in welchem die heiligen Gestalten zu sprechen schienen.

Wie Trostworte klang es dem einsamen, armen Menschen.

Er hörte im Geiste das Wort des alten Sonderlings: Alles ist nichts gegen die Ewigkeit.

Auch anderen Spuren begegnete er, welche ihm nahe legten, daß gute Mächte in der Einöde walten. Weiße, holde Frauen ziehen oft über den umwölkten Berg. Sie haben sich einen Pfad geschaffen, in welchen die Steine von ihnen selbst eingelegt worden sind. Es sind Granaten, die mit ihrem dunklen Roth hie und da aus dem verwitternden Glimmerfelsen hervorschauen.

In dieser Stimmung fielen dem Wanderer allerlei seltsame Dinge bei, welche er zeitweilig, als er mit seinem stählernen Spitzhammer in Gesellschaft von Steinklaubern und Krystallsuchern durch die Wildnisse des Zillerthales oder über die Ferner von Stubai gegangen war, von diesen erfahren hatte.

Einmal hatte er gehört, daß die rauhe Wüste mit ihren nackten Felsen und Schneehalden nur eitel Schein sei. Eigentlich wären es immergrüne Wiesen mit vielen Blumen, weite Gärten voll von Rosen. Dieselben emporsteigen und sichtbar werden zu lassen, sei ein Leichtes, wenn man nur ein gewisses Wort wüßte. Aber dieses Wort sei von den Menschen vergessen worden.

Unter solchen Gedanken gelangte er zum Bremswerk hinab. Der Hutmann, welcher hier den Aufzug zu überwachen hatte, begrüßte ihn mit einiger Ueberraschung. Er hatte offenbar nicht darauf gerechnet, daß der Verwalter bei dem Schneefalle, wie er von oben herab gemeldet war, das Berghaus verlassen würde.

Er dachte sich, daß der Verwalter wohl stark von Langweile geplagt worden sein müsse auf dem Schneeberg, wenn er ohne Nöthigung einen derartigen Gang unternahm. In diesem Sinne sprach er seinen Vorgesetzten auch an.

„Der Winter ist mir ein wenig zu früh gekommen," entgegnete Schönau kurz.

Der Hutmann aber dachte sich: Ja, ja, die Stadtherren sind eben derlei nicht gewohnt. Es wird Dir schon noch ganz anders zu Muthe werden dort oben.

Nachdem die beiden Männer einiges Geschäftliche besprochen hatten, warf der Verwalter einen Blick in das Wochenblättchen, welches in einer Nische der dicken Mauer lag. Er entnahm demselben, daß sich in dem benachbarten Städtchen eben eine Schauspieler-Truppe aufhalte, welche im Saale des größten Wirtshauses Vorstellungen gab.

Noch vor wenigen Wochen hätte er sich über eine derartige Ankündigung keinerlei Gedanken gemacht. Die kurze Zeit aber, die von ihm auf dem Schneeberg zugebracht worden war, fieng bereits an zu wirken. Er dachte sich, es müsse eine angenehme Unterbrechung sein, einen Abend, statt zwischen den moderigen Mauern des Berghauses, unter einer größeren Anzahl von Leuten zuzubringen und wieder einmal ein Stück Leben anzuschauen, wenn auch nur in der Verzerrung, in welcher es von einem Mitglied einer armseligen Gesellschaft dargestellt werden konnte.

Fast ärgerte er sich selbst über diese in ihm aufsteigende Regung. Mit welchem Verlangen nach Einsamkeit war er erst vor kurzem auf den Berg gegangen! Es schien also, als habe er sich damals in eine Bitterkeit hineingedacht, welche in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Er betrachtete jetzt seinen Zustand wie ein außerhalb der Persönlichkeit befindlicher, wie ein Arzt, welcher einen Menschen anschaut, der ihn um Rath fragt.

Sollte er sich wirklich in sich selbst getäuscht haben? Mußte er sich für einen Schwächling halten, welcher beim ersten Anreiz von außen her in seinen Entschlüssen schwankend wurde?

Nein, es durfte nicht sein. Er mußte dem Anfang widerstehen. Der Entschluß wurde ihm durch den Hutmann erspart, welcher, ohne etwas von dem Gedankengange seines Vorgesetzten zu ahnen, vom Theater im Städtchen zu erzählen begann. Die naiven Aeußerungen des Mannes, welcher in seinem ganzen Leben nicht viel Besseres an Schaustellungen gesehen haben mochte, beschäftigten in der That die Einbildungskraft Schönaus. Er stellte sich vor, wie angenehm es sein müßte, dort unten einen Abend zu verleben, inmitten qualmiger Lampen, umgeben von den schier kindisch gestimmten Zuschauern, im Angesicht von Künstlern, denen man anzusehen vermochte, daß der Lebenslauf, der sie hierher führte, nicht minder bizarr gewesen sein konnte als die Leistungen, welche sie zum Besten geben.

Es war wirklich ein Kampf des geselligen Triebes gegen die selbst auferlegte Buße.

Wie es sich manchmal zuträgt, so wurde dieser Kampf indessen weder in dem einen noch in dem anderen Sinne entschieden. Eine gelegentliche Aeußerung des Hutmannes gab den Gedanken des Verwalters eine andere Richtung.

Dieser sagte, der Schmied beim unteren Bremswerk wünsche dringend eine Vergrößerung seiner Schmiede. Er habe mit dem Eisenzeug des Aufzuges so viel zu thun, daß ihm der Arbeitsraum zu enge werde.

Das war dem Verwalter wie ein rettender Fingerzeig. Auf diese Weise hatte er einen Vorwand, sich unter Menschen zu mengen, und sogar in ein Gewühl. Denn er wußte, wie es beim ersten Bremshaus zugieng.

Er verabschiedete sich alsbald von seinem Wirte und stieg gegen jenes Haus hinab.

Er stellte bei sich Vergleiche an zwischen der Stimmung, in welcher er vor kurzer Zeit da heraufgekommen war und derjenigen, welche ihn jetzt wieder thalabwärts trieb.

„Der Mensch ist ein seltsames Geschöpf," murmelte er vor sich hin.

Obwohl schon wieder ein neuer Winter eingezogen war, lagen noch hart zusammengefrorene Ueberreste von Lawinen über den Weg, welche während des letzten Frühjahrs herabgerollt waren. Der Neuschnee war hier in der Thalsohle verschwunden, nur an den grauen Wänden funkelten vereinzelt weiße Felder.

Zu anderer Zeit hätte dieses von den seltsamen Lichtern der niedrig stehenden Spätherbst- oder Vorwinter-Sonne beleuchtete Schaustück die Blicke des einsamen Mannes so angezogen, daß es demselben nicht eingefallen wäre, nach den Holzhütten des Bremswerkes auszulugen. Heute konnte er es aber kaum erwarten, bis ihm der aufsteigende Rauch zu Gesicht kam.

Da war mitten in der Bergwelt ein knarrender Wellbaum, der Ketten und Räder — das Geräusch der Bremse, auf welcher die Erze hinabgelassen wurden.

Ringsum dehnte sich eine feierliche Oede aus, der helle Bach stürzte zwischen Fichten hinab, aber in dem Hochkare herrschte das regste Leben.

Schmiede hämmerten, Fuhrleute schrien und zechten, eine Menge von schweren Rossen scharrten mit ihren Hufen den Boden, wurden aus- oder angeschirrt, und in Mitte dieses Getümmels erhob sich ein Bretterhaus, an welchem eine Inschrift die Schenke ankündigte.

Der Verwalter gieng in die Schmiede und berathschlagte sich mit den Leuten über eine Erweiterung derselben. Nachdem er mit wenigen Strichen sich eine Zeichnung des Raumes zwischen der großen Holzhütte und dem Bache angefertigt hatte, setzte er sich auf einen aus ungehobeltem Tannenholz gezimmerten Tisch vor der Schenke.

Hier war ein fröhliches Treiben. Die meisten Gäste waren Fuhrleute, welche entweder mit vollen Erzkarren angekommen waren, oder vor der Rückfahrt, welche sie mit leeren Karren nach dem oberen Bremswerk zu unternehmen hatten, da rasteten.

Nachdem der Verwalter eine Anzahl von Tagen nichts mehr gehört hatte als das Gerassel, mit welchem oben die Erze auf Haufen zusammengeschüttet wurden, und das Heulen des Windes in den verwitterten Zacken beschneiter Wände, klang ihm das Gespräch dieser rauhen Menschen angenehm in die Ohren. Er horchte auf jedes Wort, was sie miteinander über ihre Hantierung redeten.

Plötzlich aber fuhr er zusammen. Das Messer, mit welchem er eben seinen bescheidenen Imbiß, ein Stück altgebackenen Brotes, anschnitt, blieb mitten in diesem stecken. Starr schaute er den Menschen an, der eben erzählte.

Derselbe fuhr fort:

„Und wie ich der Frau vorgefahren bin, hat sie mich noch einmal gefragt, wie weit es noch hinauf ist

auf den Schneeberg. Mir scheint, sie war schon hübsch müde. Es kann aber nicht mehr lang dauern, daß sie daher kommt, denn ich sitze ja schon eine Stunde. Da werdet Ihr sehen, was Schönheit ist. Ein solches Frauenzimmer ist Euch noch nicht untergekommen, so lange Ihr auf der Welt seid."

„War's eine Herrische?" fragte einer der Fuhrknechte.

„Und was für Eine!" antwortete sein Genosse. „So eine Feine ist mir noch nie unter die Augen gekommen. Und ein seidenes Gewand hat sie angehabt. Vorne an der Brust hat sie eine Vorstecknadel getragen, ganz von Gold, und da war ein Vogel darauf, auch von Gold, so natürlich, als wenn er jeden Augenblick davonfliegen wollte."

Ein Dritter, welcher zugehört hatte, mischte sich in das Gespräch.

„Und ist sie so ganz leer gegangen, die Frau? Hat sie gar nichts bei sich gehabt?"

„Der Seppele hat einen kleinen ledernen Koffer aufgeladen. Sie muß also weiter gehen über den Schneeberg ins Passeir oder nach Oetzthal. Je mehr ich aber nachdenk', desto spaßiger kommt mir die Geschicht' vor."

Derjenige, dem es möglich ist, sich eine körperliche Marter als Vergleichung mit einer geistigen vorzustellen, würde den Eindruck, den dieses Gespräch auf Schönau hervorbrachte, begreifen, wenn man ihm sagte, daß dabei an einen Gefolterten zu denken war, dessen Körper von vier Pferden nach verschiedenen Richtungen auseinandergezerrt wird.

Seine erste Bewegung war, den einen der Männer weiter auszufragen. Davon riß ihn die Vorsicht zurück, die er seiner Stellung schuldig sein mußte. Sodann trieb es ihn zur Flucht an — zur eiligen Flucht — gleichviel wohinaus und wohin in diesen weiten Regionen des Winters. Das verhinderte die Scham. Sofort entschloß er sich, an dieser Stelle zu bleiben und ruhig abzuwarten, was das Schicksal verfügen würde. Aber die Begegnung, welcher er nach dem Gehörten entgegensehen mußte, konnte unmöglich vor Zeugen und gar vor Zeugen dieser Art stattfinden.

Schließlich siegte die Empfindung, neben welcher bei einem regelmäßigen Gange der Dinge überhaupt keine andere hätte aufkommen dürfen. Er stand auf und gieng thalabwärts der seltsamen Erscheinung entgegen.

Er wußte nicht, wie ihm geschah. Plötzlich stand er neben einem dürren Gestrüpp von Alpenrosen, welche längst verwelkt waren. Wenige Schritte von ihm entfernt stand, wie in den Boden eingewurzelt, eine hohe Frauengestalt. Ihre großen, dunklen Augen zuckten nicht, während sie den Mann, der sie regungslos anstarrte, betrachtete.

„Egon!" ertönte es nach einer Weile, während die Frau die beiden Arme halb einladend, halb abwehrend gegen ihn ausstreckte.

„Clara!" erwiderte Schönau, sich ihr um zwei Schritte nähernd, „warum thust Du mir und Dir das an?"

Die Frau antwortete nicht.

„Du weißt, daß unsere Wege auseinander gehen. Was geschehen ist, kann nicht mehr zurückgerufen werden."

„Denke an unseren kleinen Johannes!" rief die Frau.

„Es gibt keine Stunde des Tages, in welcher ich nicht in Gedanken bei dem Kinde bin," entgegnete Schönau ruhig. „Daß ich ihn Deinen Händen anvertraute bis seine Zeit gekommen sein wird, das war meine Schuldigkeit. Ich that es, weil Du kein schlechtes Weib bist, Clara. Aber —"

Die Frau brach in Thränen aus und kniete auf dem fahlen Rasen nieder. Einem solchen Doppelangriff gegenüber, gegen zwei derartige Waffen, hält es wohl schwer, ein Mann zu sein und bei seinem Vorsatze zu bleiben. Schönau aber widerstand.

„Egon! höre mich! Du thust mir

unrecht. Du hast mich nie aussprechen lassen. Es ist Sünde, tausendmal Sünde, was Du an uns verbrichst. Womit haben wir es verdient, daß Du Dich vor uns in dieser Wildnis verbirgst?"

„Clara," erwiderte Schönau, „rede nichts Unwahres! Wie magst Du sagen, daß ich mich verberge? Unser Leben war auf einem Kreuzwege angelangt. Dort haben wir uns getrennt — freiwillig, ohne Bitterkeit. Du hast kein Wort gesagt, mich aufzuhalten. Ich habe Dich nicht gebeten, zu bleiben. Was war, das sei begraben."

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er, indem er die Frau zum Aufstehen nöthigte, fort: „Jetzt aber überlaß mir die Sorge, Deinen unbedachten Schritt wieder auszugleichen. Raste dort bei den Hütten und labe Dich. Ich werde dafür sorgen, daß Du und das Wenige, was Du mitgenommen hast, nach der Stadt zurückgeführt werden."

Damit schob er ihren Arm unter den seinigen und führte sie, ohne zu zögern, in der Richtung gegen die Schmiede vorwärts.

„Aber es war ja damals nicht so gemeint!" sagte die Frau, indem sie ihre abermals hervorbrechenden Thränen mit einem Tuche verhüllte.

„Vor den Leuten dort, welche alle zusammen von mir abhängen, wirst Du Dich zu beherrschen wissen," sagte Schönau.

Er konnte es aber nicht verhindern, daß die Frau die Selbstüberwindung empfand, mit welcher Egon diese Worte in gemessenem Tone sagte. Zitternd folgte sie ihm.

Die Fuhrknechte, Schmiede und Knappen machten große Augen, als sie den Verwalter in so unerwarteter Gesellschaft erblickten. Dieser aber, um sowohl dem neugierigen Gerede der Leute ein Ende zu machen, als in seinem Auftreten Clara gegenüber die Brücke abzubrechen, sagte im gleichgiltigsten Tone:

„Der Seppele soll das Gepäck meiner Schwägerin, die von Sterzing bis hierher einen Ausflug gemacht, hinunter zurück nehmen."

Zur Wirtin aber, die mit offenem Mund daneben stand, sagte er lächelnd:

„Die Damen sind heuzutage schon so. Wenn sie einen Nachmittagsspaziergang unternehmen, müssen sie einen Koffer mit sich führen."

Wenn es sich um eine andere Person gehandelt hätte, so wäre noch mehr Aufsehen entstanden, als trotz alle dieser Anstrengungen Schönaus immerhin erregt wurde. Allein mit dem Verwalter nahm man es nicht so genau. Der erste „Herr," der sich unterfieng, auf dem Schneeberg zu wohnen — was konnte er noch Wunderlicheres treiben als das?

Egon und Clara saßen sich fast schweigend gegenüber. Nur hier und da äußerte sie ein paar Worte, wie „Ich bitte Dich" oder „Sei gut." In manchem Augenblicke, wenn sie sich unbeachtet glaubte, versuchte sie es auch, ihm die Hand zu drücken, welche er zurückzog.

Mit einemmal stand er auf, zog den Hut, grüßte und entfernte sich, indem er dem Fuhrmann noch zurief, er möge dafür sorgen, daß das kleine Gepäckstück wohlbehalten wieder in die Stadt komme.

Diesmal that der Verwalter auf dem Rückwege etwas, was er noch niemals unternommen hatte. Er stieg, um die Höhe zwischen dem oberen Bremshaus und dem Stollen, der durch das Joch getrieben ist, rasch zu überwinden, in einen der leeren Förderungskarren, welche auf der schiefen Ebene emporgezogen wurden. Nach wenigen Augenblicken durchschnitt er auf diese Weise eine Wolkenbank, die sich unter dem Triebrade oben angelagert hatte, und als er endlich die Kette wegnahm, die ihm über die Brust gelegt war, um das Herausstürzen zu verhindern und aus dem Karren heraussprang, hatte er wieder tiefen Schnee unter sich. Er war mit

der Ueberwindung dieser Höhe binnen kaum einer Viertelstunde aus dem Spätherbst in den vollen Winter hineingerathen.

Während er durch den Tunnel fuhr, sah er beim trüben Scheine der Lampen aus seiner Brusttasche ein Berg-Vergißmeinnicht hervorragen. Es ist dies eine der letzten Blumen, welche noch an der Schwelle des Winters in hohen Thälern zu sehen sind.

Er konnte sich bestimmt erinnern, daß er sie nicht gepflückt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der verunglückte Maler.

Eine Erzählung von **Hans Malser**.

Mein Name ist Waldemar. Akademischer Maler. Will also erzählen, wie ich gestorben bin und ehrenvoll begraben wurde. Zu Aller Nutz und Frommen, damit man weiß, wie man das macht und wie es bekommt.

Ich bin, so glaube ich, einer jener Künstler, deren Bedeutung nicht gewürdigt wird, so lange sie leben, die verkannt werden so lange, bis sich der Hügel über sie geschlossen hat, denen man hernach über dem grünenden Hügel Loblieder singt, Denkmäler setzt und endlich in immer steigender Begeisterung die Grube wieder aufwühlt, um die Ueberreste des Berühmten in ein Ehrengrab des Centralfriedhofes zu übertragen. Das ist Alles recht schön und erbaulich für die lebendigen dabei Wirkenden, im Ruhmesglanze des Todten Schillernden wie Eintagsfliegen, auf denen ein Sonnenstrahl fällt. Der Todte selbst hat freilich nichts davon, und ob sie jetzt *seine* Knochen feierlich heben oder die eines vorweltlichen Mammuths, das ist ihm vollkommen gleichgiltig. Ich *will* mich aber so nicht abthun lassen, ich will auch etwas wissen und haben von den Ehren, die sie nach meinem Tode mir anthun werden, wenigstens — das ist ohnehin nicht viel — ein paar Nekrologe über mich in den Zeitungen lesen. Ich will sterben, damit ich's erlebe, daß man mich lobt, daß man meine Bilder kauft und daß ich in das Lexikon bedeutender Künstler komme.

Solcher Gedanken trächtig — dieselben waren aber, wie sich's nachher zeigte, nicht folgerichtig ausgearbeitet — wanderte ich eines herrlichen Julimorgens durch ein Gebirgsthal. Den Touristensack auf dem Rücken, den Bergstock in der Hand und einen Strauß auf dem Hut, das war meine ganze Ausstattung für die Hochtour auf den Zink. Meine Bekannten hatten mich gewarnt, weil sie wohl wußten, daß ich gebirgsunkundig bin, hatten mir allerhand praktische Rathschläge in Bezug auf Ausrüstung und Führer ertheilt, ich aber hatte Warnung und Rath lustig in den Wind geschlagen und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß man um so leichter wandere und klettere, je weniger Anhängsel man sich auf- und angeladen. Noch hatte ich aus meiner

Kehle helle Bergwanderlust klingen lassen und so war ich unter Kopfschütteln der Freunde davongegangen.

Als ich an der rauschenden Miesling unter dem kühlen Schatten der Felsschlucht dahinschritt, wo mir zwei Hirten begegneten, ward mir fast feierlich zu Muthe, wegen meines letzten Lebensganges und daß ich hier vielleicht das letztemal lebendig gesehen würde. Ich erkundigte mich bei den Hirten um den Aufstieg durch die Schrame. Sie mißriethen entschieden, diesen Weg zu nehmen, ich antwortete, daß ich schon schlimmere Wege gemacht und wanderte munter pfeifend fürbaß.

Gegen Mittag war ich dort, wo aus dem grünen Bergstock die nackten starren Felsen aufsteigen. Ich setzte mich auf den Rasen, Kohlröschen dufteten, ich schaute hinaus in das höhenrauchschimmernde Land und genoß etwas von meinem Brote, aber sehr wenig von der landschaftlichen Schönheit, die mir unter sothanem Vorhaben ziemlich gleichgiltig war. Dann begann ich an den Felsen hinzustreichen, ohne aber das Ansteigen zu versuchen. Ich kam in eine enge Kluft und prüfte sie, ob sie etwa zum Verunglücken geeignet wäre. Sie erwies sich als zu einfältig, weil sehr viel guter Wille dazu gehörte, um in dieselbe hineinzufallen. So mußte ich doch hinan, gab aber acht, daß aus dem Vorwitz nicht etwa Ernst würde. In einer Runse, ohne Weg und Steg ging's langsam aufwärts, ich vergaß nicht, dort und da ein Stückchen Papier zu verstreuen und im Sande die Fußstapfen einzudrücken. Der Bergstock klang im Gestein und ich sah mir die Wände an, darauf hin, an welcher ein Marterlein am besten stehen würde. Also kam ich wohlbehalten auf einen scharfen Felsvorsprung mit schöner Aussicht über die Bergzacken der Umgebung. Hübsche Motive für Landschaftsbilder, was giengen sie mich, den Historiker, an! Der Felsvorsprung that's auch nicht, seine Nase stand viel zu absichtlich hinaus in die Lüfte, das wäre eventuell etwas für einen Selbstmord, aber nichts zum Verunglücken. Einen Selbstmord zu begehen, lag mir jungem, lebenslustigen, strebsamen Künstler ferne, ich mußte in der Blüte meiner Jahre als bedauernswertes Opfer des unseligen Touristensportes verunglücken.

Nachdem ich eine Weile in den Felsen umgeirrt war, ohne auch nur auf einen Augenblick die Möglichkeit des Rückweges aus den Augen zu lassen — denn damit war es mir furchtbar Ernst — fand ich endlich eine Stelle, die mir geeignet schien. Es war ein schauerliches Gewände, welches in wilder Zerrissenheit niederstürzte in die blauen Schatten der Tiefe, man konnte sich — besonders bei Nacht oder Nebel — beim Abstieg vom Zink sehr leicht hier versteigen und in einen der unzugänglichen Schründe hinabstürzen, von keines Menschen Auge mehr gesehen. Auch kreisten da unten um die Zacken schon ein paar Geier. Die Stelle war überaus malerisch und eines großen Unglückes durchaus würdig.

Ich warf meinen Hut und meinen Bergstock hin und kletterte mit großer Vorsicht zurück an einen sicheren Platz. Dort zog ich aus meinem Rucksack einen braunen Rock und ein leichtes Hütchen und schließlich auch ein Rasierzeug, womit ich mir meinen langen Vollbart wegschnitt. Dann setzte ich mir Brillen auf, die aus Fensterglas waren, damit sie mein gesundes Auge nicht beeinträchtigen konnten, kleidete mich um und verbarg die abgelegten Dinge auf das Sorgfältigste in einer Felsenkluft, die ich dann mit Steinen und Schutt zuwarf.

Nun war es geschehen und ich eilte behendig niederwärts. Gegen Abend war ich wieder in den Waldbergen, wo ich, Wegen, Hütten und Menschen möglichst ausweichend, die halbe Nacht lang fortgieng, bis ich, stundenweit vom Zink, in ein breites

Thal kam. Am nächsten Morgen untersuchte ich nochmals meine Erscheinung, ob an ihr wohl nichts Touristisches mehr sei. Anstatt des Rucksackes hieng an meiner Seite ein zierliches Reisetäschchen, anstatt des Bergstockes schnitt ich mir einen schlanken Haselstab; frisch gebürstet, gewaschen und gekämmt, wie neugeboren, so munter kehrte ich in ein großes Dorfwirtshaus ein und nahm eine Stube für längere Zeit. Ein Professor aus Wien, der in der Gegend botanisieren will und nebenbei auch in dem Gestein gern umherklopft mit seinem Hämmerlein. Das Zimmer hatte ich aber erst aufgenommen, als ich mich überzeugt, daß in dem Wirtshause ein Tagesjournal auflag, denn von nun an wollte ich ja meine weiteren Schicksale in der Zeitung lesen.

Die Tage vergiengen langsam. Ich blieb die meiste Zeit auf meiner Stube oder strich in Wald und Thal umher, den Leuten lieber ausweichend als nahend. Das Wetter war sehr schön, die Natur sehr frisch, aber es verfieng bei mir jetzt nicht; war es doch ein Abgeschiedener, der da wandelte. Gegen Abend kam die Post in mein Wirtshaus und ich haschte nach der Zeitung. Nationalitätenhader in Böhmen. Handelsinteressen im Osten. Verstaatlichung von Eisenbahnen. Schadenfeuer. Schulvereinsfeste. Radfahrerclubs. Boulanger. Sklavencongreß. Delegation. Sängerfeste. Ausgleichsverhandlungen. Katzenmusiken. Turnvereine. Orientfrage. Fleischergenossenschaftliches. Strike. Liedertafeln. Clericalismus in Belgien. Theater. Deutscher Sprachreinigungsverein. Realitätenverkehr. Kriegsrüstungen. Studentenkravalle. Inserate — unendliche Wüsten von Inserate — das war langweilig. Es vergieng der vierte Tag ohne Unglücksfall im Hochgebirge. Es kam der fünfte Tag, und ich gieng ihnen immer noch nicht ab. Am sechsten Tage stand unter den Tagesnachrichten zwischen einer „Klauenseuche" und der „Auslosung von Geschworenen" folgende kleine Notiz:

„Abgängig ist seit einigen Tagen der Maler Hans Waldemar. Er unternahm am vorigen Dienstag angeblich eine Tour auf den hohen Zink und ist bisher nicht in seine Wohnung zurückgekehrt."

Das war Alles. Der Ausdruck „angeblich" rauchte mir in die Nase. Das war ja gerade, als ob man sich an meinen Angaben zu zweifeln erlaubte! Na wartet. Ihr sollt mich noch lange nicht in meiner Wohnung sehen!

Am nächsten Tage, er war regnerisch und stürmisch, gieng ich doch im Walde um. Als ich des Abends ins Wirtshaus zurückkehrte, saß in der Gaststube der Wirt, und die Zeitung in der Hand brummte er über das leichtsinnige Touristenwesen.

„Abgestürzt ist wieder Einer!" rief er mir zu. „Vom Zink."

„Wer denn?" fragte ich.

„Ein Maler, oder so etwas. Warten Sie, wie heißt er denn nur? Waldemor oder Waldmar oder Waldnarr oder wie. Ist auch ganz gleichgiltig wer. Ein dummer Mensch war's auf jeden Fall, der allein, ohne mit dem Gebirge vertraut zu sein, auf den Zink steigen wollte."

Na, das war nun eine etwas wegwerfende Behandlung.

„Lassen Sie doch sehen," sagte ich und nahm ihm das Zeitungsblatt aus der Hand.

„Wieder ein Opfer touristischen Leichtsinns. Der Maler Waldemar, von dessen Abgängigkeit wir gestern berichteten, ist aller Wahrscheinlichkeit nach am hohen Zink verunglückt. Trotz wiederholter Warnung seiner Freunde unternahm er vor einer Woche ohne Führer und ohne mit dem Gebirge vertraut zu sein, eine Tour auf den Zink. In der Schollerschlucht ward er von zwei Sennern gesehen, bei denen er sich nach dem Anstieg durch die Schrame, bekanntlich der bedenklichste Aufstieg, erkundigte. Auch die

Aelpler warnten ihn, ohne daß er darauf achtete. Vor zwei Tagen wurde die Bezirkshauptmannschaft zu Braßbach verständigt, welche sechs Holzarbeiter und mehrere Gemsjäger aufbot, um den Vermißten zu suchen. Bis zur Stunde ist keine Spur von ihm entdeckt worden. Der Vermißte ist von mittelgroßer Statur, trägt graue Kleider nach städtischem Schnitt und einen rothblonden Vollbart."

Ich schüttelte den Kopf und dachte: Das geht etwas träge voran. Und nicht ein einziges Wort von dem „großen Verlust, den — im Falle das Schlimmste sich bewahrheiten sollte — die Kunst erleidet!" — Ich fand, daß unsere Berichterstattung noch durchaus unzulänglich ist.

Die nächste Nummer brachte über den vermißten Maler nichts, hingegen die übernächste im Beiblatte einen längeren Bericht:

„Der Maler Hans Waldemar ist ohne Zweifel todt. Zwar konnte bisher seine Leiche nicht aufgefunden werden; an der Donnerswand aber fand ein Jäger Hut und Stock, die als dem Vermißten gehörig erkannt worden sind. Fast mit Sicherheit ist anzunehmen, daß Waldemar die dreihundert Meter hohe, beinahe senkrechte Wand hinabgestürzt ist. Mehrere Mann sind beständig auf der Suche nach dem Leichnam, unter anderen auch Herr Leupert, unser geschätzter Operntenor, der als Freund des Verunglückten die Gegend rastlos durchstöbert."

„Bravo, Leupert!" rief ich aus. Aha, jetzt kommt die Biographie.

„Hans Waldemar," fuhr die Zeitung fort, „wurde geboren 1861 zu Wien als der Sohn eines kleinen Beamten. Er studierte Gymnasium, später Realschule, kam dann als Hofmeister ins Haus des Grafen C., wo er ein halbes Jahr verblieb. Nach absolviertem Militärdienst gieng er zum Theater, wo er in L. als Costumzeichner und Decorationsmaler thätig war. Auch das behagte ihm nicht lange und er versuchte es mit der historischen Malerei, mit welcher er übrigens kein Glück hatte, während einige Porträts von ihm bei der vorletzten Kunstausstellung nicht unbeachtet blieben. Waldemar war ein etwas überspannter Kopf, bei welchem in Anbetracht der künstlerischen Mißerfolge auch ein Selbstmord nicht ganz ausgeschlossen ist."

Ich muß gestehen, daß diese Lectüre mich nicht gerade erbaute. Soll das der ganze Nekrolog sein? War das Gewäsch eines so tragischen Unglücksfalles wert? — Ach, die Welt ist herzlos. Aber von dem Leupert ist das wirklich nett. Er war immer ein guter Junge. — Was nützt mir das! — Mir schwant etwas. Gibt's schon keinen verunglückten Touristen, so gibt's doch einen verunglückten Maler. — Ich schleuderte den Wisch aus der Hand und gieng mißmuthig auf meine Stube. Dort überlegte ich, was nun zu thun sei. Wenn ich jetzt wieder hervorkrieche, wie läßt sich mein Ausbleiben begründen, das Liegenlassen von Hut und Stock im Gebirge und vor Allem der weggeschnittene Vollbart? Es ist ja nicht zu leugnen, daß ich absichtlich irre führen wollte. Was kann mein Los sein, als unauslöschlicher Spott oder gar Arrest wegen Irreführung der Behörden! — Wie es jetzt steht, nach allen Seiten hin schlimm, wäre es wirklich schon das Beste, die Zeitungsberichte wahr zu machen. — So sehr kam ich in die Desperation, aber zu einem Entschluß kam ich nicht, sondern blieb einstweilen noch im Dorfwirtshause, wo man natürlich nicht ahnen konnte, daß ich der todte Maler sei, und wo man auch gar nicht weiter über den Vorfall sprach. Meinen Nekrolog fand ich sehr bald an einem stillen Orte. O traurige Unsterblichkeit!

Ein nächstes Zeitungsblatt enthielt folgende Notiz:

„Gestern wurde in der Pfarrkirche zu Mariahilf für den verunglückten

Maler Waldemar ein Todtengottesdienst abgehalten, welchen eine Verwandte des Verstorbenen veranstaltet hatte."

Bei dieser Nachricht gieng es mir kalt über den Rücken. Ein Todtengeläute und Requien, schwarzes Meßgewand und Todtenschädel! Und der Abgeschiedene sitzt wohlbehalten in einem Wirtshause und hört der Sache von der Ferne ruhig zu! Ist das nicht die größte Frivolität? Und meine gute Tante Natalie, meine einzige Verwandte, der ich nie etwas Gutes gethan, die ich oft betrübt, gedenkt meiner. — Hans, jetzt zeigt sich's, Du bist ein niederträchtiger Kerl! Am besten dürfte es sein, wenn Du davonläufst in ein fremdes Land und Deinen heutigen Leumund, der noch viel zu gut ist, nicht zerstörest. Vielleicht läßt Tante Natalia auch noch ein gußeisernes Kreuz setzen, auf welchem dein Name in Goldbuchstaben einige Jahre glänzt. —

Das Fortlaufen in ein fremdes Land wollte mir aber der Geldsack nicht gestatten, und eigentlich auch das Dableiben nicht mehr. Mein Wirt schaute mich bisweilen etwas sinnend an. Den Professor aber, der Pflanzen sammelt und mit dem Hämmerchen Steine klopft, spielte ich leidlich.

Also war ich schon fast zwei Wochen in meinem Dorfwirtshause, als die Zeitung eine Neuigkeit brachte, die mich auf das Tiefste beunruhigte.

„Gestern ist auf dem hohen Zink, an der sogenannten Teufelsriese, die Leiche des verunglückten Malers Waldemar gefunden worden. Sie lag in einer engen Felsenkluft, von Raben zerrissen und fast zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Leiche wurde nach Braßbach gebracht, wo sie nach der Obduction auf dem Ortskirchhof beerdigt werden soll."

Das ist hübsch! dachte ich. Jetzt begraben sie mich, ohne daß ich gestorben bin, ohne daß ich dabei bin. Wer hat mir denn diese Gefälligkeit gethan, für mich auf dem Zink abzustürzen? Jetzt brauche ich nur drei Tage zu warten und dann hervorzugehen als ein von den Todten Auferstandener! Das könnte mir noch einen Namen machen — hol's der Teufel!

Gerade vierundzwanzig Stunden lang blieb ich über den Fall im Unklaren. Schlief aber nicht dieselbe Nacht; so oft ich einschlummern wollte, fühlte ich an meinem Leibe die scharfen Messer der Obduction und immer sah ich meinen Doppelmenschen starr und entstellt ausgestreckt in der Todtenkammer.

Den Teufel an die Wand malen! Wehe dem Vorwitzigen, der mit ernsten Dingen frivoles Spiel treibt! Das nächste Zeitungsblatt brachte eine Nachricht, bei deren Lesung mir Hören und Sehen vergieng. Das Blatt noch in der Hand, soll ich zusammengebrochen sein. Erst nach mehreren Tagen heftigsten Fieberwüthens fand ich mich wieder, aber mit einer fürs ganze Leben zerrissenen Seele.

Die Zeitungsnachricht lautete:

„Der hohe Zink hat rasch ein zweites, noch empfindlicheres Opfer gefordert und zwar infolge des ersten, vor einigen Tagen gemeldeten. Bei der Obduction der aufgefundenen Leiche stellte es sich heraus, daß dieselbe nicht die des Malers Waldemar ist, sondern leider die — unseres beliebten Opernsängers Leupert. Dieser, ein Freund des Waldemar, war tagelang auf der Suche nach dem Vermißten im Hochgebirge umhergeirrt, bis ihn das Schicksal des Freundes selbst ereilt hat. Er verlor wahrscheinlich bei dem letzten Unwetter, das ihn überraschte, Pfad und Halt. Ein Sturz in den Abgrund hat dem braven Mann, von dem wir morgen Näheres berichten werden, den Schädel zerschmettert. Ehre seinem Andenken!"

Im Frieden des Alters.

Ein Bildchen aus Nachsommertagen von P. K. Rosegger.

Am Feldrain saß ein alter Mann und wartete auf das Essen. Er hatte an seinem gekrümmten und hageren Leibe einen langen grünen Rock, dessen verschossene Farbe stellenweise ins Gelbliche schlug. Die zwei Schößelknöpfe aus Messing hinten waren fast oben an den Schulterknochen und vorne hatte er statt Knöpfe gelbe Drahthaken. Das kleine rothe Gesichtlein unter der schwarzen Zipfelmütze war glatt rasiert; ei ja, Barternte hatte er alle Wochen einmal, der alte Fabian und Sebastian, wie sein Name lautet. Die Barternte gedeiht in schlechten wie in guten Jahren, im Winter wie im Sommer, und der Alte schneidet sich selbst den weißen Bart. — Schade nur, daß diese Fexung zu nichts zu brauchen ist als zum Beweise, daß wir ein alter Mann sind. Dieser Beweis liegt aber nicht allein in dem weißen Barte, sondern auch in den schlotternden Beinen, in der zitternden Hand, die kaum den Löffel Suppe zum Munde bringt, ohne daß die Hälfte davon unterwegs verschüttet wird, und der Beweis liegt auch in dem zahnlosen Munde, in dem halberblindeten Auge und in der kindisch-heiteren Ergebenheit des Herzens.

Der Fabian und Sebastian war ein Kleinshäusler, der mit einem alten keifenden Weibe in trautsamer Unverträglichkeit lebte und die paar Aeckerlein besorgte, die ihn ernähren sollten.

Jetzt saß er am Feldraine und wartete auf das Essen. Der Mehlbrei war aber noch nicht fertig, denn der Müller hatte das Mehl noch nicht geschickt, weil das Korn, welches er mahlen sollte, erst in jungen Halmen sproßte hier auf dem Felde. Der Fabian und Sebastian schaute hin auf die grüne Saat und weil die Maisonne gar so warm schien, so hoffte er noch an demselben Tage die ersten Aehren herauskriechen zu sehen aus den Halmhülsen. Deß war er sehr zufrieden, denn das wird ein gutes Essen sein! Doch leuchtete es ihm wohl ein, daß sein Magen im Warten auf den Mehlbrei dieser Halme zu ungeduldig werden würde. Der Magen ist das einzige Stück an ihm, das zu Zeiten noch etwas ungeberdig wird, weil dieser Magen sich im alten Körper auf den Hausvater hinausspielt, der alle anderen Glieder ernähren soll. Der Fabian tastete also nach seinem Stabe und holperte zu einem Nachbar, daß er um ein Stück Brot bitte.

Man reichte es ihm gern und auch noch Milch dazu, daß er das harte Brot darinnen aufweichen konnte; und bei solchem Essen wurde der Alte allemal ganz heiter und aufgeweckt, als ob ihn die Milch berausche. Nun freilich, wenn der Wein die Milch der Alten ist, so ist die Milch der Wein der Kinder, und daß der Fabian und Sebastian ein altes Kind ist, hat noch Niemand geleugnet in der ganzen Gegend. Und wenn er gegessen und gedankt hatte, gieng er wieder hinaus auf den Feldrain, um das Gedeihen seines Eigenthums mit seinen gottvertrauenden Gebeten zu fördern. Im Frühjahr säen, im Sommer beten, im Herbste ernten und im Winter schwelgen an dem Mehlbrei, das war sein Leben und Wirken.

Wenn er an seinem Rain saß, da ward er manchmal fast eingeschneit

von den Kirschbaum-, Apfelbaum- und Johannesbeerblüten, und von den zarten Flocken des fliegenden Löwenzahnsamens; ringsum loderten die gelben, blauen und rothen Flammen der Blümlein, emsige Käfer sprühten ihre goldenen Funken, frohe Falter gaukelten auf und nieder und in allen Sträuchern und auf allen Bäumen zirpte, gurgelte, pfiff, trällerte und schmetterte es, die Finken überschrien einander, die Lerche wirbelte selige Lieder in die blauen Lüfte und der Kukuk schrie unaufhörlich. Es war eine fast leidenschaftliche Maienpracht ringsum, allein der Fabian und Sebastian sah und hörte nicht viel davon, er dämmerte manchmal so dahin und schaukelte sich zwischen Wachen und Schlafen.

Eines Tages, als der Fabian und Sebastian wieder so am Feldraine kauerte und dem lieben Herrgott bei seiner täglichen Weltschöpfung traumhaft zuschaute, war es, daß drüben der Nachbar Veitel auf seinem Acker Steine ausgrub und dabei mörderisch fluchte. Der Veitel war ein starker Mann, der hatte Kraft zum Fluchen, den richtigen Zorn und auch die frische Stimme dazu. Nicht über die Steine fluchte er, sondern über die Menschen, über sein Weib, das ihm immer noch das Mittagessen nicht schickte vom Hofe her, und es war schon bald halb Zwölf. Er pflegt sonst um eilf Uhr schon zu essen, und heute... Diese höllverdammten Weibsbilder mit ihrer langweiligen Herumzudlerei! Damit er einstweilen den Mund beschäftigte, so schalt und fluchte er derart, daß die ganze Luft von Schwefel und Pech roch und dem alten Fabian und Sebastian angst und bang wurde. Daher stand dieser kümmerlich auf und torkelte zum Nachbar, daß er erfahre, welch ein Vorfall in ihm die heiße Wuth erweckt haben mochte. Als er erfuhr, des Essens wegen! hub der Alte mit wackelndem Köpflein an zu kichern.

„Schilt nur recht, Veitel!" sagte er, „ist ein Zeichen, daß Du jung und gesund bist. Wie ich noch in der glücklichen Zeit gewesen bin, hab ich auch so ungeduldig herumgescholten auf der Welt. Ja, ja! Wenn mein Weib — damals hat sie halt noch gelebt — nicht auf die Minute fertig gewesen ist mit dem Mittagsmahl, so hab ich ihr ein Donnerwetter losgeschlagen, daß nur Alles so geblebelt hat. Das ist besser geworden. Jetzt sitze ich auf dem Rain und schau' ganz geduldig der lieben Sonne zu, wie sie kocht, das Kochen dauert schier den ganzen Sommer lang und ich warte."

„Du hast leicht warten, alter Schragen, Du hast nichts zu thun," gab der Veitel zurück.

„Wie sagst?" fragte der Alte, „warten? Wenn man was zu thun hat, vertreibt man sich ja die Zeit umso leichter."

„Das ist wieder wahr," meinte der Nachbar Veitel besänftigt und setzte sich neben den Fabian und Sebastian aufs Gras. „Also Du bist auch einmal ungeduldig gewesen?"

„Oh Jesus Christus!" rief der Alte aus. „Weil ich das Schleifsteinrad in einer Minute über hundertmal umgedreht hab, so ist mir ganz unbegreiflich gewesen, wie der Herrgott zum Weltkugelumschieben vierundzwanzig Stunden Zeit braucht. Jetzt ist's anders, jetzt geht mir's zu schnell mit der Weltkugel. Die Zeit wird allzu kurz. Ein bissel Geduld ist da, erwarten will ich Alles, wenn ich's nur auch erleb'. Das ist gewiß und so geht's dem Menschen, wenn er recht glücklich wird."

Der Veitel schaute den alten Bettelmann verwundert an, endlich fragte er laut: „Bist denn Du gar so glücklich, weil Du so redest?"

Der Fabian und Sebastian antwortete: „Bist denn Du gar so unglücklich, weil Du so schiltst? — O mein herzlieber Nachbar, es braucht was, bis der Herrgott den Menschen

so weit niederbringt, daß er zufrieden wird! In der Jugend, in der Gesundheit, im Ueberfluß ist kein Mensch zufrieden, kein Mensch, sag' ich Dir! Viele werden es in ihrem Leben nicht, unter keinen Umständen nicht, Manchen hebt's erst an gut zu sein, wenn sie alt und krank und arm werden. Ist gewiß wahr, Nachbar!"

Der Nachbar stopfte sich eine Pfeife an und während er die Beinspitze zwischen den Zähnen hielt und mit Stein und Stahl Feuer schlug, murmelte er: „Bist aber nicht gescheit, Fabian."

„Was sagst? Nicht gescheit, sagst? Mag eh sein, mag eh sein!" entgegnete der gesprächige Alte. „Aber gehen thut's mir gut, und das ist mir lieber, wie gescheit sein. — Du Veitel, ich sag Dir: Ich bin Dir ein Höllenlaster gewesen in früherer Zeit. Du weißt ja, daß ich den Bruckmeierhof gehabt hab und daß ich ihn verprocessiert hab."

„Das war eine Dummheit, mein lieber Fabian und Sebastian!

„Weil mir das Gut zu klein ist gewesen, so hab ich mit dem Höfler-Nachbar um die Wiese so lang' processiert, bis der ganze Bruckmeierhof verspielt gewesen ist. Nachher hab ich Ruh' gehabt. Heut' ist mir mein Rainhäusel und Kornackerl schier zu groß."

„Bist aber nicht gescheit!" sagte der Veitel.

„Oh, wenn ich zurückdenk!" rief der Alte in heftiger Rede und nickte beständig mit dem kleinen, zipfelbemützten Kopf. „Schau Dir einmal da meine neue Joppe an, Nachbar!" Er zupfte mit den zwei Fingern der rechten Hand am linken Arm eine Falte auf.

„Die da? Diese Joppe soll neu sein?" fragte der Veitel.

„Aber sie ist noch ganz gut. Jetzt stell Dir's vor, Bruderherz, dieser Joppe wegen bin ich einmal zwei Tag und Nacht lang eingesperrt gewesen."

„Du bist einmal eingesperrt gewesen? Davon hab ich aber nichts gehört."

„Du bist dazumal ja selber noch eingesperrt gewesen!" sagte der Fabian und lachte langwierig über seinen Witz. „Wohl, wohl. Laß Dir's sagen. Du bist noch in Vater und Mutter gewesen, und ich im Kotter. — Es mag schon an etliche sechzig Jahr her sein, ich hab zur Zeit just geheiratet. Laß ich mir beim Kreuzschneider, den hast Du auch nicht mehr gesehen, die Bräutigamsjoppe machen und wie ich sie an den Leib thu', sehe ich, daß die Saumnähte nicht gesteppt sind, wie es damals halt bei den besseren Leuten der Brauch gewesen. — Alter Haderlump! hab ich gesagt zum Schneider, die verpfuscht' Joppen kannst selber tragen, ich nicht! und hau sie ihm hart um den Kopf. Nau, auf das hat er mich zwei Tag' einnähen lassen. Mein Gewand hab ich mir nachher bei einem Stadtschneider bestellt."

„Und tragst sie doch, die Joppen," bemerkte der Veitel.

„Freilich trag ich sie!" lachte der Fabian. „Der Kreuzschneider hat sie an den Höfler verkauft und wie ich arm worden bin, hat er sie mir geschenkt. An zwanzig oder dreißig Jahr trag' ich jetzt die neue Joppen schon. Ist gewiß wahr!"

„Bist aber nicht gescheit!" sagte der Veitel.

„Ich sag' Dir noch was," fuhr der Alte fort. „Mein Weib ist auch zu brav und zu gut gewesen. Da hab ich halt alleweil an ihr herumgehetzt, und nichts recht, und immer geschrien und geflucht, völlig so wie Du's heute machst. Ich hab heut' eine Andere im Haus, ein höllisches Dracherl, wie die Leut' sagen, der ist an mir nichts recht, schreit und flucht und hetzt mit mir — und jetzt ist's gut. Ich bin mäuserlstill und leb' ganz zufrieden. Einmal ist mir kein Berg hoch genug gewest zum Klettern,

heut' bin ich zu tausend froh, wenn ich den Feldrain herauf kann. Einmal hab ich die steinstarksten wildesten Burschen aufgesucht, daß ich mit ihnen ringe; heut' bin ich zufrieden, wenn mich unser Zickel daheim nicht über den Haufen tritt. Einmal hab ich mit tausend Gulden nicht genug gehabt, hab mich Tag und Nacht müssen plagen, bis das Geld verspielt und versoffen gewesen; heut', wenn mir vom Opferstock für die Armen, der in der Pfarrkirche steht, ein paar Groschen zukommen, bin ich schon über und über ein wohlhabender Mann. Und mein großer schöner Wald, den ich hab gehabt: Was ist er wert? und alleweil nur: Was gilt er Geld? Heut' steht bei meiner Hütten ein einziges Bäumel, ist mir lieber, wie vorher der ganze Wald. Und das ist schon auch wahr, daß mir jetzt eine Schüssel Mehlbrei besser schmeckt wie in früherer Zeit der Schweinsbraten mit Salat. Einmal hab ich ein Federbett gehabt; mein Gott und Herr, heut schlafe ich besser auf der Holzbank wie dazumal im Federbett. Ein einziger Floh hat mich zur selbigen Zeit wild machen können, daß ich die ganze Bettstatt in Trümmer geschlagen; jetzt hält sich allerlei kleine Einwohnerschaft bei mir auf; ich laß ihnen die Freud' und rühr' mich nicht."

„Ist ja gut," sagte der Veitel, „wenn es Einer so weit bringt, daß er Alles geduldig leiden kann."

„Leiden?" versetzte der Alte. „Wer sagt denn was vom Leiden? Ich g'spür's halt nicht. Es thut halt nicht mehr so weh wie vorzeit, ist richtig wahr! Zum Exempel auch die Krankheiten! Vorzeit hat mich ein dummes Zahnweh schon rasend gemacht, jetzt kann ich oft stundenlang schier keinen Athem kriegen — mach' mir nicht viel draus. Einmal hab ich mir in den Fuß gehackt, daß ich ein paar Wochen nicht hab laufen und tanzen können; in eine grausame Verzweiflung, sag' ich Dir, bin ich gerathen. Jetzt sind die Läufeln starr wie zwei Zaunstecken und schwer wie zwei Salzstöcke; nicht fünf Büchsenschuß weit komm' ich den ganzen Tag. Gut ist's, ich sitz halt am Rain und bin recht vergnüglich. Was hab ich mich nicht geängstigt, wie ich einmal eine Augenentzündung gehabt! Schwache Augen kriegen, das hab ich immer fürs größte Unglück gehalten. Heut' sehe ich nicht mehr viel und weiß, in ein paar Jahren, wenn ich's erleb', werd' ich ganz blind sein — ich mach' mir desweg keine große Sorge. Mit anderen Leibeswerkzeugen ist's auch so, von Jahr zu Jahr werden sie schwächer, das Gehör verläßt mich, das Gedächtnis nimmt ab, das Herz wird matt. Heut' kann ich noch ein wenig so schwatzen, währt nicht mehr lang', so kann ich auch das nicht mehr, bin ein altes, unsauberes Kind, dem sie wieder den Zutzel ins Maul stecken können. Wohl, wohl, so geht's und so kommen hübsch nach und nach, daß Einer nicht zu sehr schrockig wird, alle Gebrechen des Alters und ersticken, möchte ich sagen, die Seele, bis der Mensch wieder ein Patzen Lehm geworden ist."

„Geh, bist nicht gescheit, daß Du Dir Alles so ausdenkst!" meinte der Veitel. „Wenn ich ans Altwerden denk', da wird mir ganz übel."

„Uebel? Gelt, und alt werden willst doch!" rief der Fabian und Sebastian mit einem hohlen Lacher. „Und hast ganz recht, bis hin kommt auch Dein Mittagsmahl."

„Narr, wenn es aber so schauderhaft elend ist, das Alter!"

„Was ist elend? Das Alter? Wer sagt denn das?" fragte der Alte. „Für den jungen Menschen freilich schaut das Alter ganz unerträglich aus, weil halt der alte Mensch nichts mehr thun kann von dem, was dem jungen lustig ist. Das wär' freilich ein Elend. Mußt aber betrachten, Nachbar, daß es den Alten gemeiniglich auch gar nicht mehr freut, so wie ein Junger zu leben, daß er lieber thut, was dem

Alter paßt. Deswegen ist das Alter lang' nicht so schlimm, wie sich's der junge Mensch vorstellt. Kommt einmal eine gut Stund', wo die Altersmühsal nicht drückt, nachher ist sie weit glückseliger als ein ganzes Frühjahr in der Jugendzeit; ich sag' Dir's. So wird der Mensch, so wird er. Ja freilich, und Sitzen und Rasten und das Hinträumen und das Genügsamsein und das Ergebensein ist auch nicht so übel. Keine großen Sorgen und keine große Hoffnung, wenig Freud' und wenig Leid —"

„Viel Leid, mußt sagen, viel Leid!" unterbrach der Veitel.

„Viel Leid, glaubst?" sagte der Alte noch einmal. „Freilich, wohl viel Leid, wenn man's so scharf thät spüren wie in junger Zeit; aber das lebt sich so schön langsam ab, und just so na-natürlich und gesund wie das Aufwachsen geht das Welken und Abdorren her; ist richtig wahr. In junger Zeit, wenn Einer stirbt, Jesu Christ, das ist wie ein Gemordetwerden; in alten Tagen nimmt man's nicht einmal recht wahr, wie das Lichtl nach und nach auslischt. Und deswegen thät' ich halt meinen, ist es ein Glück für den Menschen, wenn er alt wird, er lebt sich ordentlich aus und es thut ihm das Loslösen von der Welt nicht so weh wie dem jungen Springer, dem der bittere Tod gäh das Leben abschneidet."

So sprach der Greis. Da blickte ihn der Veitel ein Weilchen an, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Fabian und Sebastian, schau, Du bist nicht gar so dumm."

„Es gibt noch Dümmere," sagte der Alte mit Hast, „es gibt noch Dümmere. Du bleibst auch nicht so, Veitel, wie Du heute bist."

Der Bauer horchte hin; er wußte nicht recht, wie er die letzte Bemerkung deuten sollte. Er deutete auch nicht weiter, denn es kam das Mittagsmahl. Ein halberwachsenes Mädel brachte in einem Zwillingstopf Suppe mit Knödeln, Sauerkraut mit Rauchfleisch, daneben noch Brot und einen Krug Apfelwein. Der Veitel machte sich aus dem Erdboden einen Tisch und lud den alten Fabian und Sebastian zum Essen ein. Dem war es recht.

„Mußt ja einen Wolfshunger haben," sagte der Veitel.

„Wolfshunger, sagst? Na, das nit. Der Hunger ist just nie gar groß, aber mögen thu' ich auch immer was," antwortete der Alte.

Da nur einfaches Eßzeug da war, so aß der Fabian mit dem Löffel Suppe, während der Veitel mit der Gabel die Knödel spießte und dann mit der Gabel Kraut, während der Andere mit dem Löffel die Fleischstücke zum Munde trug. Das ist zwischen der Jugend und dem Alter auch eine Theilung der Arbeit.

Während des Mahles bemerkte der Veitel auf dem Nachbarsfeld einen Mann, der mit dem Spaten Kartoffeln anhäufelte.

„Dem seine Erdäpfel möchte ich nicht essen, wenn sie zeitig sind," meinte der Veitel.

„Was sagst? Dem seine Erdäpfel? Warum?"

„Mit derselben Schaufel, mit der er heut Erdäpfel eingräbt, hat er gestern Leute eingegraben und thut's morgen wieder. — Ist ja der Zenz."

„Der Todtengräber?" fragte der Fabian und Sebastian. „Erdäpfel eingraben thut er heut', weil sonst Niemand gestorben ist? Schau Du, da mach' ich Dir ein Gleichnis. Im Kirchgarten thut er auch nichts anders als Erdäpfel anhäufeln. Richtig wahr, es ist ein Spaß. Es ist ein großer Spaß auf der Welt, hi hi!"

Der Veitel schauerte zusammen: „Mir gruselt's kalt über den Rücken, als ob mir Einer beim Genick Erbsen hinabgeschüttet hätte."

„Erbsen meinst? Oh, die sind gut."

„Ich mag vom Sterben nichts

hören," schrie der Veitel dem Alten ins Ohr.

„Nicht? Nachher mußt Du Dich unter die Erden legen. Auf der Erden hörst jeden Tag davon."

„Fabian und Sebastian," sagte nun der Veitel, „jetzt möcht ich schon wissen, wie alt Du bist."

„Wie alt, sagst? Ueber sechzig Jahr' gewiß, weil ich vor etlichen sechzig Jahren geheiratet hab."

„Du hast ja Familie, so viel ich weiß —"

„Gehabt, mein lieber Veitel, gehabt. Alles schon im Erdäpfelgarten. Wohl wohl, gewiß auch noch. Es kommt mir oft recht wunderlich für, daß ich der Erste und Letzte bin. Sein thut's gerade wie am Abend nach einem langen Sommertag: Viel heißer Sonnenschein, und Wolken und Gewittersturm — und darauf der ruhsame Abend. Wird finster, wie's licht worden ist. — Im Gottesnamen!"

„Ja, ja, so geht's auf der Welt," sagte der Bauer Veitel, „und jetzt muß ich wieder zu meinen Steinen."

„Zu Deinen Steinen, sagst. Und ich bin Freiherr!" rief der Alte lustig aus. „Ich brauch' nichts mehr zu thun, nichts mehr zu kümmern, nichts mehr zu fürchten, mir kann so leicht nichts mehr bei, denn warum? Ich bin nichts und hab nichts. Schau Du, so weit muß man's bringen auf der Welt. Schön' Dank fürs Essen, zahlen wird's der Obere."

Nach diesem Gespräch gieng der Veitel zu seiner harten Arbeit, mußte aber noch eine Weile denken an die Reden des alten Fabian und Sebastian. Dieser siffelte wieder an seinen Feldrain und schaute und horchte ins Grüne und Blaue hinaus, ohne viel zu sehen und zu hören. Jetzt kam der Zenz von seinem Kartoffelhäufeln zurück und gieng an dem Alten vorüber. — Dieser verdächtige Zenz! Alle meine Leute hat er angebaut, mich selber, den alten Mann in der Bräutigamjoppe, läßt er heraußen liegen wie ein Samenkorn, das auf unfruchtbaren Felsen gefallen, dort verdorren muß.

Nein, guter Fabian und Sebastian, so ist es nicht. Du wirst auch Dein Bettlein kriegen, einstweilen sollst Du noch den süßen heiteren Frieden dieser schönen Welt genießen; früher, so lange Du jung, gesund und reich gewesen, hattest Du ja doch keine Zeit dazu gehabt.

Der Bürger von Hildesheim.

Ballade von K. G. Ritter v. Leitner.*)



Auf, auf, mein Junge, und kleide Dich an!"
Ruft Mitternachts in das Stüblein
Herr Teigler, der reiche Großfuhrmann,
Vom Schlafe zu wecken sein Büblein.

Der Kleine blinzelt ins Lampenlicht,
Und gähnt und kraut in den Haaren.
„Auf, auf, mein Junge, und zaudere nicht;
Heut' sollst Du noch Großes erfahren."

---

*) Feldblumen. Graz. Leuschner & Lubensky.

Da reibt sich der Knabe die Augen und schlüpft
Ins Höslein und Wämslein munter;
Er folgt dem winkenden Vater, und hüpft
Neugierig die Treppe hinunter.

Sie stolpern im Dämmer des Halbmondscheins
Dem Rathhaus zu; und wie eben
Die Glocke gellt an der Thurmuhr: Eins,
Pocht Teigler dort an zum Erbeben.

„Wer da? Wer führt so wuchtigen Streich,
Als wolle der Feind einbrechen?"
Ein hilmescher Bürger ist da, um sogleich
Den Bürgermeister zu sprechen.

„Oho, Herr Teigler! Bei eitler Nacht?
Und habt Ihr es denn so geschäftig?"
„„Nicht viel gefragt, und aufgemacht!""
Erwidert der Fuhrmann heftig.

Da öffnet der Schließer das knarrende Thor,
Und führt beim Laternengeflammer
Die Beiden zum Bürgermeister empor,
Und klöpfelt an dessen Kammer.

„Gleich, gleich! Wo brennt's? Bricht Aufruhr aus?"
Ruft dieser und tastet erschrocken
Nach Strumpf und Pantoffel, und fährt in den Flaus,
Stülpt auf die Perrücke mit Locken.

Dann riegelt er zitternd auf den Verschluß,
Und Teigler tritt ihm entgegen:
„Herr Bürgermeister, Gott zum Gruß!
Ich komme von Rechtes wegen."

„Zu Hildesheim gilt — nun, Sohn, hab Acht! —
Das Recht, das von Keinem zu schwächen:
Daß jeder Bürger bei Tag und bei Nacht
Den Bürgermeister kann sprechen.

Nun schlaft nur weiter, und nehmt es nicht,
Herr Bürgermeister, mir übel!
Ich habe mein Recht, Ihr Euere Pflicht.
Jetzt geh'n wir wieder, mein Bübel!"

Da winkt ihm jener voll Ingrimm nach,
Und möchte den Bengel rädern!
Er schmeißt die Perrücke vor sich ins Gemach,
Und kriecht zurück in die Federn.

Nach etlichen Tagen gerade bedacht'
Der Fuhrmann, ob nun zu nehmen
Die Schecken oder die Füchse zur Fracht
Mit hilmeschem Garn nach Bremen.

Da kommt zum offenen Stalle herein
Ein Stadtrathsbote geschritten,
Und spricht: „Der Gestrenge grüßt Euch fein,
Und läßt Euch zu Gaste bitten."

„Das hat dem Teigler Respect gemacht!"
Denkt dieser, und langt zum Stocke,
Und stapft auf das Rathhaus zu und lacht
Vergnügt im Bratenrocke.

„Ich lud Euch heute zur Mahlzeit ein;
Doch wißt Ihr, ich bin kein Prasser.
Ihr müßt bei mir schon zufrieden sein
Mit trockenem Brote und Wasser.

Und, daß mir Niemand stehle den Gast —
Solch trefflicher findet sich sparsam —
So führt mir ihn, glimpflich angefaßt,
Nur gleich in den Bürgergewahrsam."

Und wie sich auch sträubt der wackere Herr
Mit Fluchen und Lästerwitzen,
Zuletzt muß hinter Schloß und Gesperr
Im Stadtarrest er doch sitzen.

Tags drauf erscheint um dieselbe Stund'
Ein Weibel des Magistrates,
Und führt ihn wieder, doch zahmer jetzund,
Vors Haupt des Stadtsenates.

Das rührt am Pulte sich kaum und spricht
Dann freundlich nach einer Pause:
„Herr Teigler! Nehmt es mir übel nicht,
Und geht nun mit Gott nach Hause."

„Ihr könnt aus Erfahrung belehren itzt
Den kleinen Balg um so dreister,
Was für ein schönes Recht auch besitzt
Ein hilmescher Bürgermeister."

Aus:

Lehrjahre der Liebe.

Von Robert Hamerling.*)

I.

Briefe an eine Schauspielerin.

Fräulein Antoinette J. war eine Schauspielerin, welche sich als Mitglied einer am Armoni-Theater in Triest gastierenden Gesellschaft im Jahre 1863 einige Monate lang daselbst aufhielt.**)

Ich fand über sie unter meinen Papieren die folgenden Tagebuchnotizen und Briefe an sie, die ich hiermit wörtlich aus dem stenographierten Concept ins Reine schreibe.

März 1863.

Das erstemal einen Abend mit A. J. zugebracht.

Sie fühlt sich ungemein zur Mittheilung angeregt, und ist glücklich dabei. Wahre Sympathie. Die folgendenmale kälter — man sieht, daß sie launenhaft ist und die Eindrücke bei ihr nicht dauern.

Ich ärgere mich darüber und finde, daß mich das sehr aufregt; beschließe daher, nicht mehr hinzugehen. Ich schreibe ihr jedoch Briefchen, meist scherzenden Inhalts.

31. März.

Sie begegnete mir auf der Straße. „Endlich!“ rief sie aus und lud mich sehr angelegentlich ein, Nachmittag zu ihr zu kommen. Ich ließ mich dadurch bestimmen und gieng wirklich hin. Ich kam um 5 Uhr und gieng erst um 9¼ Uhr wieder fort, da wir sehr tief in den Text geriethen und sie mir ihre höchst merkwürdige Lebensgeschichte erzählte. Abschied sehr herzlich und langwierig. Ich fand, daß ich sie auf Momente sehr erwärmen kann. Das heutige Gespräch hat mich ungemein erquickt. Diese fünf Stunden gehören zu den beseligendsten, die ich erlebt habe. Mir ist so unendlich wohl bei einem weiblichen Wesen, welchem das Herz aufgeht, wenn ich auch überzeugt bin, daß es nur ein vorübergehender Moment ist!

12. April.

Sie läßt mir durch Costa sagen, daß meine Briefe immer einen großen Eindruck auf sie machen, daß sie immer den ganzen Tag davon erregt ist; sie wollte mir heute noch schreiben.

Nachmittag sie besucht. Pflastertreter und Mädchenjäger. Nach dem Theater ihr einen Brief übergeben.

I.

Triest, 21. März 1863.

Sehr verehrtes Fräulein!

Ich habe die Ehre, Ihnen hierbei einen Ausschnitt aus der „Triester

---

*) Nach den letztwilligen Bestimmungen des Dichters ist der „Heimgarten“ in der Lage, aus dem nachgelassenen, noch ungedruckten Werke: „Lehrjahre der Liebe“ eine Reihe von Briefen, Skizzen und Tagebuchaufzeichnungen zu veröffentlichen. Die Red.

**) Siehe „Stationen meiner Lebenspilgerschaft.“ „Heimgarten“ XII. Jahrg., Seite 20—21.

Zeitung" zu übersenden, in welchem Sie eine Theaterkritik und in dieser ein Urtheil über Ihre vorletzte Leistung finden werden. Glauben Sie nicht, daß dieser Berichterstatter Ihnen schmeicheln wollte oder Ihnen je schmeicheln werde. So wie ich den Mann kenne, würde er es auch nicht verschweigen, wenn er einmal etwas zu tadeln fände. Ich werde sobald nicht das Vergnügen haben, Sie wieder zu sehen, aber ich werde darum nicht aufhören, mit Ihnen im Verkehr zu stehen. Sie sprechen von der Bühne herab zu mir, und ich antworte vielleicht von Zeit zu Zeit mit einem kritischen Brieflein. Ich freue mich, daß durch das Hugo Mücker'sche Gastspiel für Ihre Kunstentfaltung eine neue Epoche angebrochen ist, und ich concentriere die Gefühle der persönlichen Freundschaft und Verehrung, die ich für Sie hege, gänzlich in dem lebhaften Antheil, den ich an Ihrem künstlerischen Wirken nehme. Wissen Sie, an wen Herr Hugo Müller bei seinem ersten Auftreten mich in ganz eigenthümlicher Weise erinnert hat? An Sie! Lachen Sie nicht; ich finde bei ihm gewisse mimische Züge, Wendungen und Bewegungen, die er Ihnen abgelauscht haben muß — oder, was noch wahrscheinlicher ist, Sie ihm. Vielleicht sind es auch ganz unbewußt angeflogene Aehnlichkeiten, physiologisch interressante Spuren eines ehemaligen Versenkens Ihres weiblichen Genius in den seinen. Denn Sie schwärmen ja für ihn, wie sie selbst sagten. Es gefällt mir gar nicht, daß dieser Herr Müller auf der Bühne Sie so oft bei der Hand faßt, von welcher ich zufällig weiß, daß sie sehr zart und weich ist. Ich liebe sie — nicht Sie, sondern sie, die zarte, weiche, weiße Hand und sobald ich liebe — bin ich eifersüchtig. Adieu, liebstes Fräulein — wie heißen Sie doch eigentlich? Antoinette, glaub' ich; das ist mir aber zu französisch. Da Sie dem berühmten Geschlechte der Julier angehören, welches, wie Sie wissen oder nicht wissen, seinen Ursprung durch Julius Cäsar und Aeneas auf die Venus zurückführt, so will ich Sie Julia nennen, oder lieber Giulietta. Unter diesem Namen bleibt Ihrer, als ein Romeo der Freundschaft, mit der Beständigkeit einer Dichterseele eingedenk

Ihr treu ergebener

R. H.

II.

25. März.

Verehrungswürdiges Fräulein Giulietta!

In beifolgender Kritik der „Triester Zeitung" sind Sie wieder erwähnt, freilich nur mit einem Wort, aber an Herrn Müllers holder Seite. Was wollen Sie mehr? Sind sie nicht mit Ihrem Ideal zusammengestellt und gleichsam in einen Lorbeerkranz mit ihm eingewickelt? Sie ersehen übrigens aus dieser Zusammenstellung, daß der Recensent der „Tr. Ztg." Sie Herrn Müller gleichstellt; es ist möglich, daß Sie ihm für seine Person noch lieber — vielleicht sehr lieb sind. — Wie viel würde ich darum geben, wenn ich wieder einmal ein halbes Stündchen mit Ihnen plaudern könnte! Aber ich halte Wort und besuche Sie lieber nicht, denn wenn ich Sie an manchen Tagen besuchte, so würde ich mich an allen anderen Tagen, wo ich Sie nicht besuchen darf, zu sehr langweilen. Das ist mein vollkommener Ernst. So wie ich z. B. auch, wenn Sie mir im Theater keinen Blick zuwerfen, mich darein zu finden weiß; werfen Sie mir aber einen zu, so kränke ich mich hernach über jeden, den Sie nicht mir zuwerfen. — Lassen Sie sich photographieren, Fräulein, ich bitte Sie um des Himmels willen!

Von Herzen der Ihrige

R. H.

P. S. Apropos, geehrtes Fräulein, hat Ihnen schon Jemand gesagt, daß Sie sehr hübsche, weiche und edelgerundete Schultern besitzen? Ich habe es neulich im Hotel „zur Kaiserin Elisabeth" bemerkt, als Sie ein weit ausgeschnittenes Kleid und ein ungarisches Hütchen trugen. Auch Ihr schönwallendes Haargelock würde ich loben, wenn ich nur — doch genug. Leben Sie wohl!

III.

31. März.

Verehrungswürdige Gönnerin und Freundin!

Aus alter Gewohnheit fahre ich fort, Ihnen Ausschnitte aus der „Triester Zeitung" zuzusenden, obgleich ich nicht im Mindesten weiß, ob Ihnen diese meine Sendungen und Zuschriften angenehm sind oder nicht. Einen besonders glänzenden, epochemachenden Erfolg dürften sie bei Ihnen nicht haben; ja, wenn ich meiner Ahnung und Ihrer Nasenspitze trauen darf — so weit ich letztere in jüngster Zeit zu sehen Gelegenheit hatte — sind Sie durch Einzelnes in meinen Zeilen sogar verletzt. Und ich Armer habe doch Alles so gut gemeint! Aber es geschieht mir vollkommen recht! Unterhalten Sie sich gut, liebes Fräulein Giulietta, in diesen Feiertagen, benützen Sie diese freie Zeit, um sich photographieren zu lassen, und genehmigen Sie den Ausdruck der besonderen Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Ihr ergebenster
R. H.

IV.

1. April.

Sehr liebe Freundin!

Der Sturm rüttelt ungemüthlich an meinem Fenster, aber in mir zittert gemüthlich die Erinnerung nach an unser fast fünfstündiges trauliches Geplauder von gestern Abend. Es hat mich, merkwürdigerweise, weniger im eigentlichen Sinne aufgeregt und nervös angespannt als manches frühere, viel kürzere und inhaltslosere Gespräch. Der Grund hiervon liegt wohl in der beruhigenden Genugthuung des Einblicks, den Sie mir in Ihr Schicksal und in Ihr Inneres gegönnt haben. Alles Klare beruhigt mich, während das Unklare mich verwirrt und aufregt. Im Geiste bin ich noch um Sie und spinne nach meiner Gewohnheit die angeknüpften Gespräche weiter; aber was soll ich Ihnen schreiben? Ich bin ein Kind gegen Sie. Ich habe viel Romantisches, Poetisches erlebt; aber ich habe vom Leben doch eigentlich nur den obersten, ätherischen, wesenlosen Schaum abgeschöpft, während Sie Wonne und Leid bis auf den Grund, fast bis auf die Hefe hinunter durchgenossen haben. In der Erwägung, ob ich Ihrer freundlichen Einladung zu ferneren Besuchen folgen soll, bin ich leider noch um keinen Schritt weiter gekommen. Die Rücksicht auf die Verschiedenheit unserer inneren Lebensrichtungen, noch mehr aber die Rücksicht auf mein Naturell, läßt es mir im Grunde doch noch immer als das Räthlichste erscheinen, den ursprünglich gefaßten Entschluß, Ihnen fern zu bleiben, den Sie gestern wankend gemacht haben, wieder festzuhalten. Ich verwünsche dies mein Naturell, ich verwünsche die großen Ansprüche, die mein drangvolles Gemüth an alle Verhältnisse und Beziehungen des Lebens stellt. Meine nervöse Erregbarkeit bringt mich um jeden ruhigen, heiteren Genuß. Ich möchte ruhig, ich möchte leichtsinnig sein wie alle anderen Leute, ich möchte die Welt, die Menschen und die Dinge kühl anschauen. Ja, die kühle Weltanschauung — oft sehne ich mich nach ihr wie nach einem Talisman, der mir das Feenreich des Genusses aufschließen sollte, ohne daß ich den Zoll mit

meinem Herzblute bezahlen müßte. Wenn nur der holde Leichtsinn neben dem Vortheil, daß er die schmerzbereitende Empfänglichkeit für den Eindruck des Schönen und Herrlichen in uns bis zu einem Grade abstumpft, auf welchem sie unserer Ruhe nicht mehr verhängnisvoll wird, nicht auch den Nachtheil mit sich führt, daß er uns nach und nach mit dem Alltäglichen befreundet, daß er uns das Flache zuletzt lieb und das Gemeine wenigstens erträglich macht. Für die edle Blume der Weiblichkeit müßte die kühle Weltbetrachtung, wie ich mir vorstelle, wahrer Mehlthau sein. Und doch ist an der edlen Blume der Weiblichkeit viel gelegen; ich meine, sie bleibt doch immer das einzige Unterpfand für das Glück des Weibes, die einzige Anwartschaft auf Lebensfreuden, die mehr als bloße Zerstreuung sind. Eine Frauenseele, so edel und des Glückes wert sie von Natur sein mag, müßte, wie ich glaube, auf dem Wege kühler Weltanschauung allmählich zu dem Standpunkt herabsinken, wo das Weib aufhört, mit Entrüstung und Ekel den Mann zu betrachten, der bei ihr nichts weiter will als sich amüsieren.

Man nennt diesen Standpunkt den der „Liaisons“ und behauptet, daß Theaterdamen für denselben eine gewisse Disposition besitzen. Daß Sie himmelweit von diesem Standpunkte entfernt sind, weiß ich; aber Sie haben viel erlebt, und wer Vieles erlebt hat, der findet, wenn er das, was er erlebt, auch *überlebt*, auf dem Grunde des geleerten Lebensbechers die *Resignation* — und die Resignation ist die Zwillingsschwester der „kühlen Weltanschauung.“ Lachen Sie nicht über diese Erbauungsrede; wir haben die Osterwoche, ein bißchen Ernst kann nicht schaden, und Sie wissen, daß ich auch anders sein kann als ernsthaft.

Von Herzen der Ihrige
R. H.

V.

9. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Aus der beiliegenden Recension ersehen Sie, daß der Kritiker der „Triester Zeitung“ Ihnen nicht entgelten läßt, was Sie an dem Dichter und Menschen Robert Hamerling dadurch verbrochen haben, daß Sie, Ihre neuesten Gesinnungen auf eine etwas brüske Art andeutend, zur Stunde, auf welche Sie ihn eingeladen hatten, einfach ausgingen und ebenso einfach seine *schriftliche* Annäherung unbeachtet ließen, obgleich seine Adresse zwei- und dreifach in Ihren Händen war. So wenig der Kritiker während der Dauer unserer freundschaftlichen Beziehungen ein Jota mehr als die Wahrheit von Ihrer künstlerischen Thätigkeit sagte, so wenig wird er künftighin, nachdem diese freundschaftlichen Beziehungen aufgehört haben, ein Jota weniger als die Wahrheit sagen. Seien Sie in dieser Beziehung ganz unbesorgt.

Es ist albern, daß ich mich über Dinge, wie sie mir von Ihnen widerfahren sind, so schwer hinwegsetzen kann. Um meine allzu große Empfindlichkeit für schmerzliche Eindrücke dieser Art allmählich abzustumpfen, habe ich mich entschlossen, so viel als möglich weiblichen Umgang aller Art zu suchen, und keiner weiblichen Bekanntschaft auszuweichen, zu welcher sich mir Gelegenheit bietet. Ich fühle gerade im gegenwärtigen Augenblick außerordentlich wenig Lust dazu; aber ich denke sogleich den Anfang damit zu machen. Vielleicht finde ich auf diesem Wege zuweilen ungehofft das bißchen Verständnis, Wärme und Sympathie, das mein Herz beansprucht, wenn es sich irgendwo wohl fühlen soll, das ich bisher nur bei auserlesenen Frauengemüthern gesucht und gefunden habe, und das ich gar so gern auch bei Ihnen gefunden hätte, ja einige Tage wirklich zu finden glaubte. Was ich

aufs Tiefste bedauere, ist, daß das Aufhören unseres freundschaftlichen Verkehrs mich des Rechtes beraubt, Sie an das Versprechen zu erinnern, das Sie mir in Beziehung auf Ihre Photographie gegeben haben. Sollten Sie den Edelmuth und das Zartgefühl besitzen, Ihr Versprechen auch jetzt noch halten zu wollen, so würden Sie mich zu gerührtem Danke verpflichten. Ich erwarte in dieser Beziehung Ihren Entschluß mit größter Spannung. Herr Stauber photographiert eben so gut als billig und hat schon alle Ihre Colleginnen conterfeit. Behalten Sie mein „Sinnen und Minnen“ zu freundlichem Andenken. Ich für meine Person werde Sie nie vergessen, wie ich Niemanden vergesse, der mir, wenn auch nur auf Augenblicke, freundlich näher getreten ist.

Leben Sie recht wohl.

R. H.

VI.

12. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Weniges in meinem Leben hat mich schmerzlicher berührt als die Scene, zu deren Zeugen mich diesen Nachmittag der Zufall bei Ihnen gemacht hat. Was ich dort zu sehen, zu hören und zu verstehen bekam, das erweckte in mir das Gefühl des tiefsten Mitleids. Arme Evatochter, die vor Annäherungen solcher Art ihr weiblicher Takt nicht schützt! Arme Theaterdame, die den freien Sinn für das was Schwach und Insult ist, ihrem Beruf zum Opfer bringen muß — bei der man wagen darf, auf solche Art sich einzuführen, auf solche Art sich vorzustellen!

Kein Anblick kann mich so innig rühren, wie der eines zu Höherem berufenen Weibes gegenüber einem unverschämten, gesinnungslosen Pflastertreter und Mädchenjägers. Aber freilich, Pflastertreter sind amüsant. Was liegt an weiblicher Würde, wenn man „resigniert“ hat und nichts mehr will als sich amüsieren! Sie hatten am Ende doch recht, als Sie den Freund und Dichter ziehen ließen und den Pflastertreter zurückbehielten. Was sollte ich in einem solchen Kreise? Leben Sie wohl, so gut Sie es können auf einer Bahn, auf welche Schicksal und Beruf als Theaterdame Sie anweist. Amüsieren Sie sich und lassen Sie sich amüsieren.

Ihr poetischer Freund

R. H.

P. S. Nur noch eine Bitte: Glauben Sie nicht, daß Leidenschaft aus mir spricht; was ich hier sagte, würde ich jeder andern Dame in ähnlicher Lage gesagt haben. Ich habe nie mehr beansprucht als Ihre Freundschaft; aber bei mir ist die Freundschaft weder Phrase noch Deckmantel für Pflastertreterpläne.

VII.

15. April.

Sehr geehrtes Fräulein!

Es geschieht nicht bloß aus alter Gewohnheit, noch aus bloßer Galanterie, wie man sie jeder Dame schuldig ist, daß ich Ihnen wieder ein Stück Triester Zeitung sende. Zum größten Theil geschieht es darum, weil ich Sie wegen der brühheiß übermittelten brieflichen Herzensergießung vom Sonntag um Vergebung zu bitten habe. Was ich Ihnen schrieb, erkenne ich allerdings noch immer als die volle Wahrheit und ich könnte nicht ein Jota davon zurücknehmen. Aber es war unnöthig und ich hatte kein Recht dazu, es Ihnen zu schreiben, am allerwenigsten in so bitteren Ausdrücken. Was geht mich Ihre Gesellschaft an und wer hat mich zum Wächter Ihrer Ehre bestellt? Da aber jene Zeilen nun einmal geschrieben sind, so wünschte ich wohl, daß Sie dieselben auch ein

wenig beherzigten. Wenn Sie, wie sich vorgestern wieder so schön gezeigt, hat, durch Herrn Müller erwärmt und künstlerisch angeregt werden, so habe ich meine Freude daran, welchen Gebrauch immer Herr Müller als Mensch von dieser Ihrer Erwärmung und Angeregtheit machen möge. Es kommt dabei doch noch ein gewisser Vortheil für Sie heraus. Wenn aber einem weiblichen Wesen, das ich achte und mit welchem ich Freundschaft geschlossen habe, Pflastertreter und Courmacher in einer Weise sich annähern, in welcher man Statistinnen und Mädchen vom Ballet sich annähert, so wallet mir das Blut auf und ich begehe im Feuereifer, wie Sie gesehen haben, dumme Streiche. Also verzeihen Sie, bestes Fräulein, was ich geschrieben! Aber — zu vergessen brauchen Sie es darum nicht!

Von Herzen der Ihrige
R. H.

Persönliche

Erinnerungen an Robert Hamerling.

Von P. K. Rosegger.

Zur Zeit, als sie Robert Hamerling in das Grab senkten und alle Blätter der deutschen Lande dem großen Todten begeisterte und wehmuthsreiche Nachrufe hielten, hat der „Heimgarten" schweigen müssen. Denn er hat keine Worte gefunden, um dem, was er zu sagen hatte und was zu sagen ihn drängte, auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Es wird auch hier nicht versucht werden, meiner Trauer über den Verlust dieses herrlichen Menschen, dieses geliebten Freundes, dieses treuen Kameraden Ausdruck zu geben; aber mich mit ihm, wie mit einem Lebendigen, wie mit einem Unsterblichen zu beschäftigen, von ihm zu sprechen und Wahrheit über ihn zu sagen, das ist eine Nothwendigkeit meines beklommenen Herzens.

Ich kann es um so unbefangener thun, als Robert Hamerling den Lesern dieses Blattes ein alter, vertrauter Freund ist. Denn seit dem Bestehen des „Heimgarten" war er dessen gewissenhafter, freimüthiger und hochherziger Mitarbeiter, und den „Heimgarten" hatte er dazu erkoren, um in demselben zuerst der Welt sein Intimstes darzulegen, sein Leben und Leiden, die Ursache und Entstehung seiner Dichtungen, seine Herzensgeschichte, sein Verhältnis zu Freunden und Gegnern und seine Rechtfertigung. In den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft," welche sich von 1883 bis 1888 durch sechs Jahrgänge des „Heimgarten" hinziehen, hat der Dichter uns eine Selbstbiographie hinterlassen, wie sie so streng wahrheitsgemäß und rührend offenherzig seit Rousseaus „Bekenntnissen" wohl selten eine geschrieben worden sein wird. Nichts Schwereres gibt es für einen Dichter, als sein eigenes Leben rein sachlich und mit Verzichtleistung auf alle Effecte und poetische Zierathen zu beschreiben. Etwas

das selbst Goethe nicht gethan, hat Hamerling vollbracht. Goethe schrieb „Wahrheit und Dichtung," Hamerling bloß „Wahrheit." Freilich wollte mancher Leser diese Wahrheit eines in stiller Verborgenheit hinfließenden Poetenlebens etwas mager finden; der Leser vergaß eben, daß ein geschichtliches Werk (und ein solches ist eine Lebensgeschichte) andere Zwecke verfolgt als ein poetisches. Erst als der Dichter gestorben war, hat man den Wert der strengen Objectivität und Wahrheitsliebe bis ins Kleinste, die in seinen „Stationen" ist, erkannt. Der Mann, welcher sich sosehr zurückgezogen und abgeschlossen hatte, dessen Leben Manchem räthselhaft erschienen war, der hatte seine Generalbeichte abgelegt vor aller Welt, hatte den Schleier von seiner Seele geworfen — wenige Monate, bevor das Bahrtuch seinen Leib deckte.

Hamerling hat in seinen „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" (die seither zu Hamburg auch in Buchausgabe erschienen sind) die Höhen und Tiefen seines Geistes und Herzens freilich nur andeuten, aber nicht erschöpfen können; es war mehr in ihm, als was ein Buch sagen kann oder zu sagen pflegt. Bedeutende Menschen mit großen Herzenseigenschaften können nur in dem persönlichen Verkehr ganz verstanden und gewürdigt werden. Hamerling wurde von halber Ferne aus gesehen, nicht oft als menschlich bedeutend beurtheilt; von weiter Ferne aus gesehen, erschien er als großer Dichter und in der nächsten Nähe als großer Mensch. Je näher man diesem Menschen kam, desto größer ward er. Wie er sein Leben erfüllt, Verirrungen gesühnt, seinen sittlichen Idealen sich nahegerungen hat, es dünkt mich fast beispiellos. Aufjubeln möchte man darüber, daß Solches Einzelnen von uns noch möglich ist.

Seit einundzwanzig Jahren hatte ich das Glück, mit Robert Hamerling persönlich zu verkehren. In den ersten Jahren war dieser Verkehr kein vertraulicher, ich blickte zu ihm auf wie ein dankbarer Schüler zum großen Meister, mein Gefühl ihm gegenüber war das der Ehrfurcht, ich fühlte mich fast gedrückt in seiner ernsten Nähe und besuchte ihn nicht allzu oft. Allmählich, ohne daß ich es selbst merkte, kam ich ihm näher, der unterweisende Lehrer wurde zum rathenden Genossen und endlich zum vertrauenden Freunde. Ich erschrak bis ins Herz hinein, als er mich in einem Briefe das erstemal „lieber Freund" nannte. Ich nahm diese Gunst des Himmels mit Demut an und suchte nach Kräften ihrer würdig zu sein. Es liegt mir auch heute nichts ferner, als an dem Glanze dieses Fixsternes mich zu sonnen, als mich mit seiner Freundschaft zu brüsten, denn sie war ja doch ein unverdientes Geschenk.

Ich kenne Robert Hamerling nur daher, wie er sich zu meiner Person, meinen Bestrebungen und meinen Verhältnissen stellte, deswegen wird es in diesen losen Aufzeichnungen unvermeidlich sein, daß auch viel von mir selbst die Rede ist.

Seit etwa fünfzehn Jahren sind wir uns so nahe gestanden, daß ich ihm mein Innerstes anvertraute und daß auch er mich einweihte in die Bewegungen seines Gemüthes. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß von seinen Freunden ihn keiner besser verstanden hat als ich. Unsere Temperamente waren nicht allzusehr verschieden, unsere Weltanschauung war von Haus aus fast dieselbe, und wenn ich manchmal nicht so dachte und nicht so handelte wie er, so war mir zumeist doch klar, daß ich an seiner Stelle, unter seinen Verhältnissen gerade so wie er gedacht und gehandelt haben würde.

Unsere Naturanlagen waren — abgesehen selbstverständlich von der Verschiedenheit der geistigen Befähigung — einander so ähnlich, daß ich behaupte: Wenn es mir nicht gegönnt gewesen wäre, die Hälfte meines

Lebens im Waldlande zu verbringen, wenn ich verurtheilt gewesen, die ganze Jugendzeit in den Städten zu leben, über Büchern zu brüten, ich gerade so unglücklich geworden wäre wie er.

Oft und oft lasse ich an meiner nun einsamen Seele die Erinnerung vorüberwandeln an die Zeiten, da wir beisammen waren. Weil nichts vergessen werden soll, was ein bedeutender Mensch thut und sagt, so bedürfen die folgenden Aufzeichnungen zur Charakteristik seiner Persönlichkeit keiner weiteren Begründung. Als ob er, der wahrheitsstrenge Mann, mir selbst über die Achsel sähe auf das Blatt, so will ich mich befleißen, auf Grund meiner Aufzeichnungen und meines Gedächtnisses Thatsächliches ohne Ausschmückung zu erzählen.

Er hat strenges Tagebuch geführt und ich hoffe, daß meine hier niedergelegten Erinnerungen demselben nicht wesentlich widersprechen.

Hamerlings Bekanntschaft machte ich im Winter 1868. Es geschah, wie es eben geschieht. Ein junger Mensch, der ein schwärmerisches Poetenherz hat, aber noch nichts weiß und nichts kann und doch zur Höhe will, hört von dem berühmten Dichter. Er hat noch nichts von ihm gelesen, aber neugierig, wie so ein großer Mann aussieht, was er spricht, auch beabsichtigend, ihm einige selbstverfaßte Gedichte zu versetzen, über dieselben sein Urtheil zu hören und vielleicht gar mit ihm in nähere vortheilhafte Bekanntschaft zu treten, besucht der junge Mensch den Dichter. Natürlich fragte ich vorher schriftlich an, ob und wann ich vorsprechen dürfe. Er antwortete mir postwendend, daß er zwar in seiner Zeit gerade etwas beschränkt sei, daß er mich aber Abends 5½—6½ Uhr mit wahrem Vergnügen bei sich sehen wolle. Für den Fall mir diese Zeit sehr unbequem, nannte er auch noch eine andere Stunde. Also trat ich eines Abends, es begann schon zu dämmern, ins Haus Numero 6 der Realschulgasse zu Graz. Ich wurde vorgelassen und in des Dichters Zimmer geführt. Da war es, denn die Fenster giengen in den Hof hinaus, so dunkel, daß ich die Züge des mittelgroßen hageren Mannes nur verschwommen sah, als er von seinem Schreibtische aufstand und auf mich zugieng. Auch frostig kam mir der Raum vor. Ich mußte mich auf ein blumiges Sopha setzen, er setzte sich mir gegenüber und nun schien es, als wüßte keiner von uns, wie man ein Gespräch beginnt. Mein Name war ihm nicht mehr ganz fremd, er hatte ihn mehrmals in der Zeitung gelesen unter mundartlichen Gedichtchen. Natürlich gestand ich, daß ich mehr solche Sachen zu Hause hätte — und ob ich sie einmal bringen dürfe. Mit seiner Erlaubnis brachte ich schon an einem der nächsten Tage einen Stoß von Gedichten, Erzählungen und meiner — Selbstbiographie. Trotz des tiefen Ernstes, der stets auf seinen Zügen lag, mußte er wohl doch ein wenig lächeln darüber, wie der ganz und gar unflügge Bursche von fünfundzwanzig Jahren sein eigenes „Leben und Thaten" beschreibt. Er versprach die Sachen durchzusehen, ich möchte nach einiger Zeit wieder kommen, sie abzuholen.

Im ganzen war bei diesen ersten Begegnungen sein Betragen gegen mich so ernst, kühl und gemessen gewesen, daß mir der Muth vergieng und ich vorhatte, nach Abholung meiner Schriften ihn nicht mehr zu besuchen. Denn daß meine „Werke" ihn wärmer für mich stimmen würden, dafür war keine große Hoffnung vorhanden. Mittlerweile las ich den „Ahasverus in Rom," und als ich ihn gelesen hatte, war der Rest des Muthes dahin, der Dichter kam mir dämonisch vor. Allein meine theuren Schriften konnte ich doch nicht im Stiche lassen. Aus diesem Zwiespalt befreite mich folgendes Brieflein:

„Lieber Freund Rosegger!

Aus dem Umstande, daß ich Ihre vier Bände in diesen Tagen völlig durchgelesen, ersehen Sie schon, daß mich die Lectüre interessiert hat. Nun kommen Sie, sobald es Ihre Zeit erlaubt, und hören Sie, was ich Ihnen im Einzelnen darüber zu sagen habe.

Ihr

Hamerling.

Graz, 16. Feber 1868."

Natürlich war ich schon an demselben Tage bei ihm. Ich hatte gehört, daß er längere Besuche nicht liebe, allein diesmal ward nichts mit dem baldigen Fortgehen, er besprach meine literarischen Versuche eingehend, große Theile tadelte, ja verurtheilte er, jedoch in einer Form, die nicht wehe that. Er wußte in seinen Tadel so viel Wohlwollen und Güte hineinzulegen, daß solcher fast herzlicher klang als Anerkennung und Lob. Mehrere Gedichte waren es, von denen er sagte, daß er beim Lesen seine wahre Freude daran gehabt habe, vor Allem die mundartlichen Gedichte wären darnach, daß er mit aller Entschiedenheit und geradezu unwiderruflich (selbst wenn ich noch so viel Verfehltes geschrieben hätte und schreiben würde) behaupten könne, ich sei ein echter Dichter. Was die Lebensbeschreibung betreffe, so pflegten die meisten großen Dichter eine solche nicht zu Anfang, sondern gegen Ende ihres Lebens hin zu verfassen; ich hätte noch ganz bequem Zeit, zuerst etwas zu erleben und dann es erst zu beschreiben. Das, was ich bereits im Waldlande erlebt, sei zwar nicht unwesentlich, allein es wundere ihn, daß ich im Style jene schlichte Einfachheit verschmäht hätte, die dazu gehöre; die Sache sei doch gar zu schwunghaft ausgefallen.

Ich merkte die Ironie augenblicklich, aber mir that es doch wohl, daß er die Worte „Phrase" und „Schwulst" vermieden hatte. Er sprach nicht wie ein literarischer Schulmeister, er sprach wie ein Dichter, der es wohl weiß, wie empfindsam ein Poetenherz zu sein pflegt und daß rücksichtsloser Tadel umso weher thut, je begründeter er ist. Unzähligemale habe ich es später erfahren, wie strenge er in seinem Urtheile und wie milde und rücksichtsvoll er in der Form des Tadels war. Das sah allemal fast wie ein Lob aus, aber es war, scheinbar ganz nebensächlich, irgend ein Wörtchen dabei, welches man leicht verstand, wenn man es verstehen wollte, welches saß und über welches man zu grübeln hatte. Bei eitlen Menschen ist eine solche Art zu tadeln vielleicht nicht immer angezeigt, diese merken nur das Süße und nicht das Bittere, und thatsächlich habe ich viele Dichter und Dichterlinge beiderlei Geschlechtes gesehen, welche eine völlige Verurtheilung ihrer Erzeugnisse von Seite Hamerlings für eitel Lob gehalten haben und mit diesem Lobe hausieren gegangen sind.

Einmal sagte er über ein Gedicht von mir, das sehr unklar und verworren war und unter allerlei gesuchten Zierathen doch nur einen sehr gewöhnlichen Gedanken aussprach: „Das Gedicht würde ich in dieser Form vielleicht nicht veröffentlichen, es ist zu fürchten, daß es in der Menge nicht das richtige Verständnis finden dürfte, und das umso weniger, als der Gedanke schon wiederholt und manchmal noch klarer und knapper behandelt worden ist." — Das heißt so viel als: Sie haben hier einen alten Gedanken, der von Dichtern meisterhaft behandelt worden, in stümperhafter Weise ungenügend ausgesprochen, also weg damit! — Wie hätte das geschmerzt! Wozu so starke Pillen, wenn leichte dieselbe Wirkung thun!

Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er gegen Anfänger und Dilettanten zu nachsichtig war, daß er Manchen literarisch empfohlen und eingeführt hat, der nichts bedeutete

und nachher enttäuschend und enttäuscht wieder verschwunden ist. Sein Wohlwollen in dieser Richtung gieng sicher zu weit. Er wurde mit Manuscripten dichtender Stümper und stümpernder Dichterinnen überhäuft, und er las die Sachen gewissenhaft durch, studierte und corrigierte Manches mit allem Fleiß und schrieb lange Briefe an die Einsender. Was hätte er noch aus Eigenem leisten können in der Zeit, die er mit so unfruchtbarem Geschäfte vergeudet hat! Wiederholt habe ich ihm bemerkt, daß ich diesen Edelmuth nur schwer begreife, daß ich — den er selbst also gehoben — leider nicht die Gabe hätte, so gut zu sein. Er lächelte und sagte seufzend: „Was soll man machen? Wenn die Pakete einmal im Hause sind, müssen sie doch durchgesehen werden. Es ist kein Manuscript so gut, als daß man nicht noch etwas Besseres hineincorrigieren, und es ist keines so schlecht, als daß man gar nichts daraus lernen könnte.“

Nun, ich bin ja auch der Meinung, daß man den jungen strebsamen Geist zuerst einmal hinaufheben solle; ob er sich oben dann behauptet oder nicht, das ist seine Sache und wie ihm etwa der Fall ins Nichts zurück bekommt, das ist auch seine Sache. Allein wie viele Mühe, fruchtlose Arbeit, wie viele aufdringliche freche Elemente, wie viele Enttäuschungen, Unannehmlichkeiten und Undank! — Hamerling wußte davon zu erzählen. Da liegt vor mir ein Brief vom 7. Juli 1887, in welchem er mir dankt, für „liebe, sanfte Zeilen, die wie Oel wohlthuend gewirkt auf sein Gemüth, das eben wieder einmal ziemlich rauhe Stöße auszuhalten gehabt,“ und in welchem Briefe er klagt, wie ihm von literarischen Dilettanten mitgespielt werde. Er war damals schon schwer krank und hatte nur wenige Stunden, in welchen sein Leiden ihm erlaubte, zu arbeiten. Da kamen sie und machten ihm Vorwürfe, daß er ihre Manuscripte, Romane, Gedichte, Dramen nicht eingehend lesen wolle, daß er ungnädig sei. Einer habe — wie er geschrieben — vor Weib und Kind Thränen vergossen über Hamerlings Undank, weil es diesem unmöglich gewesen, für einen antisemitischen Volkskalender einen Beitrag zu liefern. — „Ach Gott,“ fährt Hamerlings Brief fort, „was sind wir heutigen Menschen doch für ein nervöses, aufgeregtes, bissiges Geschlecht! Sähe man nicht manchmal an Anderen, wie häßlich diese Gereiztheit ist, man wüßte gar nicht, wie sehr es sich empfiehlt, auch die begründete nach Kräften zu zügeln. — Vor ein paar Monaten schickte mir ein junger Mensch aus einem böhmischen Städtchen ein kurzes Gedicht und bat demüthig um ein Urtheil über sein Talent. Ich antwortete ihm kurz, daß ich aus diesem Gedichte noch keinen Schluß auf sein Talent zu machen wage. Darauf kam von seiner Seite ein vier Quartseiten langer Brief voll Flegeleien, der begann: »Also in meinem Gedicht wäre kein Talent zu finden und ich wäre kein Dichter? Haha! Und ich Thor glaubte seit Jahren Talent zu besitzen und ein Dichter zu sein — ein besserer als mancher Andere, ein besserer sogar, verzeihen Sie, als Sie« — Buchstäblich wahr! — Ich danke Gott herzlich, daß ich nun in der Lage bin, mit Berufung auf diesen Flegel jede derartige Begutachtung fortan kurzweg abzulehnen.“

Er hat's zwar nicht immer gethan, hat selbst in seiner Todeskrankheit die unbarmherzigen literarischen Belästigungen und Zumuthungen geduldig über sich ergehen lassen und unter schwersten Sorgen, ob er wohl sein großes philosophisches Werk noch werde vollenden können, hat er manche Zeit noch den Schreibereien eitler Dichterlinge gewidmet.

Ob ich das Recht habe, diese seine allzugroße Hingabe und Opferwilligkeit für zweifelhafte Erfolge zu be-

dauern? Hat er nicht auch meine unreifen Schriften also gelesen, hat er nicht auch mich in die Literatur eingeführt? Wenn er auch in einem Briefe vom 14. Juli 1869 in seiner Bescheidenheit schreibt, ich hätte meine Erfolge nur mir selbst zu verdanken, und er allen Dank ablehnt — so muß ich dem gegenüber doch sagen, daß trotz anderer thatkräftiger Freunde meine Laufbahn mir schwerer geworden wäre, wenn Hamerling mich damals nicht öffentlich seinen jüngeren Sangesbruder genannt und nicht Achtung für mich begehrt hätte. Aber das muß ich auch sagen, daß ich ihm nie zudringlich, nie dreist unbescheiden, nie mit meinen Wünschen lästig gewesen bin. Im ersten Jahre besuchte ich ihn zwei- oder dreimal, und auch da nur auf seine schriftlichen Einladungen. Trotz der Milde seines Wesens fühlte ich mich, wie schon gesagt, doch gedrückt, wenn ich so vor ihm saß. Es war ein großer Ernst, eine beständig dämmernde Wehmuth um ihn, obzwar auch wieder nicht selten ein schalkhaftes Wort von seinen Lippen kam. Seine Größe verdeckte er mit fast ängstlicher Sorgfalt. Im Jahre 1869 rieth er mir, eine Sammlung von Dialectgedichten, die er gemustert, herauszugeben, sagte mir für dieselbe den Titel „Zither und Hackbret" und gewann dafür in Graz einen Verleger. Wie er zu dem Büchlein ein Vorwort schrieb, wie er in mehreren Blättern meine ersten Werke besprach und ihnen Freunde gewann, das ist bekannt. Wenige Wochen nach Erscheinen meines „Zither und Hackbret" schrieb er mir, daß Graf Auersperg (Anastasius Grün) sich bei ihm nach meiner Adresse erkundigt habe, weil er mich besuchen wolle. So hat Hamerling mir auch die Bekanntschaft und Freundschaft des Dichters der „Spaziergänge" und des „Schutt" vermittelt.

Unendlich mehr noch, denn als literarischer Förderer, hat Hamerling mir als Mensch gethan.

Lebhaft in Erinnerung ist mir ein gemeinsamer Spaziergang im Frühjahr 1870 oder 1871. Es war ein sehr warmer Nachmittag, wir giengen in Graz durch den jungen Stadtpark und entlang die Elisabethstraße gegen St. Leonhard. Viele uns Begegnende, uns nicht bekannte Personen, grüßten, aber wie verschieden! Mich heiter, vertraulich, fast brüderlich, ihn ernst, ehrerbietig. Hamerling gieng schweigend neben mir her. Am Hilmteiche angelangt, setzten wir uns auf eine schattige Bank und blickten in den Wasserspiegel. Plötzlich sagte Hamerling zu mir: „Haben Sie sich unterwegs nichts Besonderes gedacht?" »Daß ich nicht wüßte.« „Wenn ich," fuhr er mit freigehobenem Kopf und munter leuchtendem Auge fort, „wenn ich mich in Ihre Jugend versetze, so denke ich, müßten Sie mich ein bißchen um die ehrerbietigen Grüße beneidet haben. Thatsache aber ist, daß man Sie um die warmen Grüße beneiden könnte, womit Ihnen begegnet wird. Die Achtung, die man mir zollt, bedeutet doch nur den Achtungserfolg, den ich errungen, während Sie bereits der Liebling der Leute geworden sind. Ich beglückwünsche Sie von Herzen, sehe ich doch, daß Sie klug genug sind, sich nicht bethören zu lassen. Nur auf Eines will ich, wenn Sie es mir gestatten, aufmerksam machen. Ihre heutigen Erfolge stammen nicht von dem, was wirklich an Ihnen Dichter ist, sondern vielmehr von dem Localton, den Sie so glücklich treffen, von alltäglichen Volksthümlichkeiten, die Sie mit der den Leuten mundgerechten Schalkheit behandeln. Heute sind Sie Volksdichter in landläufigem Sinne, den ich auch nicht unterschätzen möchte; eines Tages sollen Sie Volksdichter in edlem Sinne sein. Sie mögen in Localton oder in Hochdeutsch dichten, Schwänke schreiben, Gelegenheitsverse machen, Dorfgeschichten erzählen, Romane verfassen, immer werden Sie einen sittlichen Grundgedanken haben,

immer auf ein Großes, Ewiges hinweisen und hinter heiterem Lachen sich den ernsten Blick bewahren. Vielleicht wird man Sie dann einmal nicht so brüderlich grüßen auf der Gasse wie heute, vielleicht gar nicht. Denken Sie daran, daß der Poet nicht allzu gemein werden darf mit den Philistern. Die Philister haben allerhand Schmerzen, für welche sie Verse haben möchten, ihr Trinken und Tanzen und Keulen und Balgen wollen sie besungen wissen, und weiß Gott, für jede Todsünde möchten sie ihr Schnaderhüpfel haben. — Wenn der Dichter nicht nach dem wahren Menschenthume weist, wer soll es denn sonst thun? Wir sind der Compaß, der in der Welt den Magnet des Göttlichen spürt und stets nach dem ewig Guten und Schönen zeigt. Also kenne ich Sie schon heute, mögen Sie sich nur darauf einrichten, auch einmal recht kühl gegrüßt zu werden."

So ähnlich sprach er damals, ich dachte seither oft an diese Worte, sie kamen meiner eigenen Empfindung ganz entgegen. Wenn ich thatsächlich manchmal ihren Todsünden ein Schnaderhüpfel sang, die letzte Wendung gieng allemal über den Spaß und das Lachen blieb ihnen in der Kehle stecken — denn vor ihren Augen stand plötzlich der große Gott oder der Teufel. —

Dies eine Beispiel zeigt, welch ein Freund Hamerling mir gewesen.

Ist es zu glauben, daß der große Idealist, welcher so unzugänglich, so ablehnend schien, eine heiße Sehnsucht nach Menschen, nach Freundschaft in sich trug? Es ist aber so. Wohl Hunderte von Menschen waren, die an ihn herankamen, die sich um seine Freundschaft beworben hatten und denen er auch aufrichtig zugethan war. Die wenigsten aber haben ihn verstanden. Sie bemaßen ihn, den außerordentlichen Mann, nach sich selbst, nach allgemeinen Anschauungen — ja, das konnte freilich nicht stimmen. Er war ihnen unbegreiflich, so mißkannten sie seine Vorzüge, so tadelten sie seine Eigenheiten, so vergrößerten sie seine Schwächen. Unter solchen Leuten mußte er sich freilich einsamer fühlen, als in der Einsamkeit seiner stillen Wände und in der Geistergesellschaft seiner Bücher.

Ich habe Keinen gekannt, der mit größerer Rücksicht und Wohlgesinnung über Andere sprach, als ihn, und ich habe Keinen gekannt, der von Anderen mit größerer Lieblosigkeit beurtheilt worden wäre. Die verbreitete Meinung über seinen Charakter und über sein Leben war absolut falsch. Selbst die Stadt, in der er lebte, hatte keine Ahnung von seinen thatsächlichen Eigenschaften und Verhältnissen und verschloß sich hartnäckig einer besseren Ueberzeugung. Hätte seine Krankheit, die seit dreißig Jahren in ihm war, gestattet, in Gesellschaften zu gehen, der Welt sich zu zeigen und mit ihr auch äußere Gemeinsamkeit zu pflegen, es wäre ihm vielleicht nicht schwer geworden, den Leuten eine andere Anschauung über ihn beizubringen. Da ihm das nicht möglich war, so mußte er eben alle Art von Tratsch und Scheelsucht über sich ergehen lassen. Seine wahren Freunde werden sich wohl gehütet haben, ihm die Meinungen der Leute zu hinterbringen, aber manchmal erfuhr er doch davon oder ahnte sie, und daß er darunter schmerzlich litt, das hat er nicht bloß seinen wenigen Vertrauten bekannt, das ist auch in vielen seiner Gedichte und Schriften zu spüren. Im Großen hat er sein Herz zu bewahren gewußt vor Verbitterung und Geringschätzung der Menschen — und wenn nicht: Wunder wäre es keines gewesen. Am seltsamsten hat sich der Hoch-sinn ausgenommen, mit welchem manche Zunftgelehrte auf den armen Dichter ohne wirkliche Professoren- oder Doctorenwürde herabgeschaut haben. In seinen Dichtungen wird die Wissenschaft zwar hoch gehalten, aber nicht als das Allerhöchste im Himmel und auf Erden. Das hat die Herren

verdrossen. Als wir ihn zu Grabe trugen, waren wohl ein paar Professoren in Vertretung eines literarischen Vereines anwesend, allein die Grazer Universität als solche war nicht vertreten bei dem Leichenbegängnisse des in derselben Stadt verstorbenen größten deutschen Dichters der Gegenwart. — Das nageln wir aufs schwarze Brett.

Hamerling hat eines Tages geschrieben, daß das deutsche Volk vor Allem geneigt ist, sich seiner großen Männer zu schämen, dieselben zu verhöhnen und zu verfolgen. Nun wäre es aber doch interessant, den Grund dieser Erscheinung zu erforschen. Vielleicht, weil der Deutsche zu viel Eitelkeit besitzt, weil er es nicht ertragen kann, wenn ein Größerer neben ihm steht. Und selbst wenn dieser Größere noch so harmlos und schlicht seinen Weg wandelt, dem Kleinen ist er unbequem, lästig, er sucht ihn zu verkleinern, damit seine eigene Kleinheit nicht auffalle oder damit sie entschuldigt werde. In allen deutschen Landen und Städten kann man es finden, daß die etwa vorkommenden bedeutenden Geister einsam stehen, daß man sie für Sonderlinge hält, sich über ihr Wesen lustig macht und sie herabzuziehen sucht. Wenn dann so ein Spießbürger einmal in die Fremde kommt, hört er mit Staunen, was in seiner Vaterstadt für ein großer, berühmter Mann lebt; auf der Stelle schlägt er um, gibt sich für den besten Bekannten und Freund des großen Mannes aus und sonnt sich selbstgefällig an dem Ruhme, den er daheim stets zu schmälern gesucht. — Es sind drollige Kumpane, diese Alltagsmenschen.

Für seine intimsten Freunde ist es stets schmerzlich gewesen, daß Hamerling ihnen jede Gelegenheit benahm, ihm Gutes zu thun. Er nahm nicht einmal einen Rath an, geschweige eine Wohlthat. Für jede kleine Aufmerksamkeit, die ihm Freundschaft und Liebe zu bringen wagte, fühlte er sich als Schuldner. Außer mit Büchern und Zeitschriften, die er manchmal von mir entlehnte, weiß ich nichts, womit ich ihm gefällig sein konnte. Und bemerkenswert ist es, mit welcher Sorgfalt er die entlehnten Bücher bewahrte, mit welcher Gewissenhaftigkeit er sie zurückstellte. Jedes auch noch so gewöhnlich ausgestattete Buch, das er ausgeliehen, versah er sorgfältigst mit einem papierenen Umschlag, auf den er den Namen des Eigenthümers schrieb und den er erst wegnahm, wenn er das Buch zurückgab.

Meine Liebe konnte ich ihm eigentlich nur in negativer Art beweisen. Da er Gutes sich nicht thun ließ, so war ich umso sorgfältiger auf der Hut, daß ihm nichts Böses geschehe. Ich suchte, wo Gelegenheit war in der Gesellschaft, seinen reinen Charakter, sein treues Herz, sein Wohlwollen für die Welt, die freilich auch in seinen Werken so klar documentiert sind, ins rechte Licht zu stellen. Von den Zeitungsbesprechungen seiner Werke, die ich ihm während seiner schweren Krankheit zumittelte, waren es natürlich nur die wohlgemeinten; die boshaften Recensionen wurden unterschlagen, und kann ich es manchem seiner Gegner zu Trutz sagen, daß der giftige Pfeil, der nach ihm abgeschossen worden, von mir niederträchtiger Weise nach anderen Zielen hin dirigiert worden ist, ohne daß der Bedrohte etwas davon erfahren hat. Jahre hindurch hatte ich mich bemüht, ihn in Behandlung seiner Krankheit zu beeinflussen, als ich aber endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß man ihn damit beunruhige, ohne im Geringsten nützen zu können, gab ich die Rathschläge auf.

Eine Abneigung gegen Aerzte im Allgemeinen war nicht vorhanden; fehlte seiner Mutter etwas, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als einen Arzt rufen zu lassen. „Aber mir," sagte er, „mir können sie nicht helfen. Ich habe so viel Medicin studiert, daß ich meine Krankheit kenne und weiß,

welche Mittel zur Linderung anzuwenden sind. Diese Mittel liegen in einer strengen Diät, und die wende ich an. Ueberlassen wir Weiteres dem Himmel."

So lange sein Zustand es erlaubte, pflegte er's vorzuziehen, seine Bekannten zu besuchen, als von ihnen besucht zu werden.

Oefter als einmal geschah es, daß er in meiner Wohnung saß und den lustig spielenden Kindern zuschaute. In seinem Auge war Vergnügen und — wie mich dünkt — auch Wehmuth. Weib und Kind zu haben! Wie sehnte er sich darnach, aber sein Herz war nicht dazu geschaffen. In seinen jüngeren Jahren täuschten ihn äußere, wie es schien für seine Ehe ungünstige Verhältnisse, er wäre freilich mit denselben gerade so gut fertig geworden, wie jeder Andere fertig werden muß. Ich glaube, daß der Idealist allzu hohe Anforderungen stellte an das Weib und daß, weil er auf seiner Suche immer wieder Enttäuschungen erlebte oder zu erleben glaubte, ihm endlich der Muth gebrach, es zu wagen. Also alterte er, begann immer mehr zu kränkeln, fühlte sich immer einsamer, und dann griff manchmal ein gewisser Mißmuth Besitz von seinem goldenen Gemüthe, ein Unmuth, der sich bisweilen sogar auf seine Umgebung erstreckte und unter welchem er selbst am meisten litt.

Trösten, beruhigen ließ er sich nicht, ja, er wurde nur aufgeregt, wenn man es versuchte, und er behauptete dann, man hätte kein Verständnis für sein Leid. Aber unzähligemale bat er mich dann um Geduld und Nachsicht mit seinem Gemüthszustande und am Neujahrstage 1889 sagte er das folgende, mich erschütternde Wort: „Ja, mein Lieber! Ihr größtes Kreuz, das auch ins neue Jahr herüberragt, ist Ihr kranker Freund. Nur Geduld, vielleicht können Sie in diesem Jahre das Kreuz ablasten auf einem Grabhügel."

(Fortsetzung folgt.)

Volk.

Eine Betrachtung.

Ganz unverständlich ist mir der Cultus, den die Dichter mit dem sogenannten Volke treiben. Damit kann's ihnen ja nicht ernst sein, es ist nur der plebejische Zug, der durch unsere Zeit geht, die Lust an schmutziger Materie und an sinnlicher Verrohung. Was gibt es denn Widerlicheres als dieses Landvolk in den Dörfern und Bauernhütten? Roh, dumm, kriecherisch, frech, gewaltthätig, unzüchtig, abergläubisch, bigott, schmutzig! Begegnet man einen Bauern, so muß man sich drei Schritte vor und sechs Schritte hinter ihm die Nase zuhalten. Tritt man in eine Bauernkammer, so kann Einem in der verpesteten Luft auf der Stelle der Schlag treffen. Und das nennt Ihr gesunde Natürlichkeit und Poesie des Landlebens! — Ist kein Spucknapf da?"

So sagte eines Tages zu mir ein Stadtmensch, der, weil ihm in der

Stadt zu langweilig war, doch viel auf dem Lande umgieng, aber immer mißmuthiger von demselben zurückkehrte als er ausgezogen.

„Spucknapf," antwortete ich dem Manne, „ist keiner da. Genieren Sie sich nicht, spucken Sie nur immerhin auf das Volk, Sie werden sehen, es läßt sich's gefallen; nur müssen Sie acht haben, daß sie keinen Einzelnen treffen, sonst könnten Sie Plesche kriegen!"

„Natürlich schlagen sie alsbald zu, diese brutalen Kerle, sobald man sie persönlich faßt; wenn sie aber ihre Gattung vertheidigen sollen, da weichen sie feige und blöde zurück."

„Sie treiben es eben auch so wie Andere," war meine Entgegnung.

„Mir kann das Bauernvolk gestohlen werden!" rief er.

„Sie haben vorhin eine Reihe von Lastern und Abscheulichkeiten aufgezählt, die man im Volke findet," versetzte ich. „Warum haben Sie denn nicht mehr genannt? Warum haben Sie denn nicht alle Sünden und Verbrechen und Schlechtigkeiten und Ekelhaftigkeiten aufgezählt, die in der Welt vorkommen? Denn sie alle findet man im Volke, zu dem — im weitesten Sinne — auch wir gehören. Kein Galgen ist zu hoch und keine Grube zu tief für so Manchen, der da draußen umstreift auf blumigen Feldern und im grünen Wald. Dieselbe Höhe- und Tiefbemessung wendet sich aber leicht auch für manchen Städter an, der die feinste Wäsche trägt und die artigsten Umgangsformen versteht. Ganz so abstoßend sind die Sünden der Landleute schon darum nicht als die der Städter, weil sie natürlicher, elementarer und ungeschminkter auftreten, obwohl ich zugebe, daß man auch auf dem Dorfe vollendete Meister der Falschheit und Heuchelei findet. Doch, weshalb das Brett denn immer an der schmutzigen Seite betrachten! kehren wir's um. Kein Kreuz ist so hoch, als daß an selbes das Volk nicht schon geschlagen wurde, und kein Grab so tief, aus welchem es nicht von den Todten auferstanden wäre. Was wir das „Volk" nennen, lieber Herr, das ist nichts weiter als das Gros und der Kern der Menschheit. Wem der Sinn und das Interesse für das Volk mangelt, der hat entweder eine ganz verkehrte Erziehung genossen oder er ist eingesponnen in einen dicken Pelz von Egoismus und persönlicher Eitelkeit, oder er hat einen kranken Magen."

„Sehr gut!"

„Einen gesunden Magen muß man ja überhaupt haben, wenn man viel mit Menschen verkehren will. Auch die Städter stecken hinter dem schwarzen Rock in Hemdärmeln und hinter den Hemdärmeln manchmal in einer recht schmutzigen Haut. — Wem zum Landvolke im Vorhinein die Neigung mangelt, der soll sich am besten gar nicht unter dasselbe begeben, er würde es nicht verstehen und nicht verstanden werden."

„Das Letztere glaube ich aufs Wort," bemerkte der Städter.

„Gemach. Manchmal guckt ein Bauer zehn Städtern eher hinters Hütel als umgekehrt. Das, was da draußen lebt und webt, stellt sich sehr einfältig und plump, taub und blind und lahm, und dennoch belauert, sieht und hört es Alles, ist früh auf und spät nieder, stark in That und stark in Leiden, aber auch oft klug hinter der Maske der Einfalt, schlecht hinter den Zügen der Frömmigkeit, tugendhaft, opferfreudig, heroisch hinter dem Mantel der Alltäglichkeit. Wer dem Volke ferne steht, für den ist es nicht leicht, zu ihm zu kommen. Er kann zum Volke gehen, fahren, reiten ohne zu ihm zu kommen; er kann unter ihm stehen, sitzen, liegen, ohne bei ihm zu sein. Ein besonderer Schlüssel gehört dazu, um das Herz des Volkes aufzusperren. Es können reiche Barone, adelsstolze Grafen, es können gelehrte Professoren, siegreiche Generale, es

können schöne, in Seiden gehüllte Damen kommen, und das Volk hat für sie keine Gnade. Ein hoher Herr ist das Volk, das kommt Niemandem entgegen, läßt sich seine Gunst auch nicht abkaufen und nicht abschleichen, es fühlt instinctiv die Neigung oder die Verachtung, die der Einzelne ihm entgegenbringt. Das Volk als solches kann man weder lieben noch hassen, man muß es suchen, nehmen, tragen, fürchten, bekämpfen, bewundern wie ein Element, ist es ja doch jedes Einzelnen ureigenstes Lebenselement, in welchem er entsteht, wächst, gedeiht und zugrunde geht. — Darum thun Sie unrecht, mein Herr, wenn Sie das Volk mißachten, das heißt so viel, als die Summe der Kräfte und Tugenden der Menschheit für gering zu halten, sich selbst in kindischem Eigendünkel dem großen Ganzen gegenüber zu stellen als Eins, das größer sein will als die unzähligen Legionen. Es ist gewiß das sicherste Zeichen von Hoffart, die Massen der Menschen zu verachten, das gewaltige allschaffende, allzerstörende Volk mit dem Worte Pöbel zu belegen und dem gegenüber sich selbst als einen gar feinen Extract zu betrachten. Es zeigt nicht allein von Hoffart, sondern auch von Borniertheit und Herzlosigkeit, von Eigenschaften, die denen der Niedrigen des „Volkes“ gleichkommen.

Hierauf entgegnete der Städter: „Sie verdrehen den Sinn meiner vorherigen Bemerkung. Ich meine ja nicht das Volk als Ganzheit, als Begriff, in diesem Sinne mag das Volk ja etwas sehr Großes und Edles sein, ich spreche nur von den Einzelnen, die mich anwidern.“

„Wenn Sie zwölf Lumpen haben, so haben Sie eben ein Dutzend Lumpen,“ sagte ich, „und wenn Sie lauter einzelne schlechte Kerle haben, so haben Sie ein Volk von schlechten Kerlen, von dem ich nicht behaupten möchte, daß es etwas Großes und Edles sei. — Nein, die Mehrheit der Einzelnen im Volke, besonders im Landvolke, ist brav, tüchtig und achtenswert. Aber eben diese Einzelnen lassen sich nicht so finden und aufschließen und auskundschaften, wie mancher Stadtherr oder manche Stadtdame es möchte. Mit den Landleuten zu verkehren ist eine größere Kunst, als etwa eine Salongesellschaft zu unterhalten oder Clavier zu spielen, oder Zweirad zu reiten, oder ein Kaninchen zu secieren — es ist die Kunst, die kaum gelernt werden kann, die angeboren sein muß, die Kunst der Humanität. Wer den Weg zum Volke mit der Laterne der Kritik sucht, der findet ihn nimmer, er wird hier und da einem rohen Lümmel begegnen, dort einem verkommenen Lungerer, hier einer frechen Dirne, dort einem schmutzigen boshaften Rangen. Wer aber ein Herz in sich trägt, das sich freuen kann an der unendlich mannigfaltigen Gestalt des Menschengeschlechtes, an seiner Arbeit, an seiner Entsagungsfähigkeit, an seiner unbändigen Lebenslust und Leidenskraft, wer ein Herz hat für das unermeßliche Meer von Weh und Schmerz, das da ausgegossen ist über Herrn und Knecht, über Mutter und Kind, über Bruder und Schwester, über den Reichen wie über den Bettelmann — über Alle! über Alle! — wer eine Ahnung hat von der Kraft der Hoffnung, die Alle aufrecht hält, von der Kraft der Treue, die sie trotz und trotz Manchem zusammenhält — der findet das Volk, und im Volke den Menschen, und in dem Menschen sich selbst!“

„Ja, ja, das ist Alles recht schön,“ antwortete der Gegner, „doch ich bleibe dabei, wer mit Bauern umgehen will, der darf keine Nase haben.“

„Und wer die Bauern verachtet,“ gab ich bei, „der soll keinen Mund haben. Der Mund will Brot essen. Manches, was Sie an dem Bauer als rauh fühlen, ist nur die harte Schwiele seiner arbeitenden Hand; Manches, was Sie bei ihm als Schmutz sehen, ist Erdstaub, den ich an dem Bauer

so wenig missen möchte, als den Goldstaub am Schmetterling. Manches, was Sie beim Landmann als Koth bezeichnen, ist Dung, aus welchem das Brot sprießt, das Sie essen. Ja, Sie mögen noch so störrisch sein, aus der Hand fressen — so zu sagen — müssen Sie dem Bauer doch."

„Der Bauer ist eben nichts Anderes als ein nothwendiges Uebel," war die Entgegnung.

„Mag sein, dann ist der Städter ein überflüssiges Uebel. Wenn Sie die Menschen überhaupt gering schätzen, selbst auch mit Einschluß des Geringschätzers, so billige ich das nicht, aber es ist ein Standpunkt. Das Landvolk aber allein gering schätzen, sich und die sogenannten Gebildeten einzig nur als die berechtigten Weltbürger und besseren Menschen hinzustellen, diese beschränkte Anschauung könnte man vielleicht dem ungebildeten Arbeiter verzeihen, nicht jedoch dem wohlbestellten Städter, der Zeit und Mittel hätte, um sich einen weiten Weltblick, also auch eine Kenntnis der Volksseele anzueignen."

„Nach Ihren Ausführungen," sagte nun der Gegner, „könnte man fast Lust bekommen, das Landvolk näher zu besehen. Nehmen Sie mich doch einmal mit hinaus aufs Dorf und zeigen Sie mir die großen Tugendhelden und die heiligen Märtyrer."

„Lieber Herr," versetzte ich, „das Volk ist keine Bildergallerie, in welcher man sich nur gleich so hinstellen kann vor die Gemälde und sie kritisieren. Das Volk ist unendliches, meertiefes Leben. Vorausgesetzt, es wäre so leichthin möglich, ein beliebiges Exemplar aus dem Landvolke herauszufangen, es zu studieren, zu secieren, zu kritisieren, so würden Sie doch nicht viel gewinnen. Man muß den Bauer kennen lernen als Pfarrer und Lehrer, als Hausvater und Knecht, als Wirt und Krämer, als Rekrut und Landstreicher; man muß ihn sehen als Kind, Jüngling, Mann und Greis, man muß mit ihm eine Taufe und eine Hochzeit, eine Bestattung, einen Hausbau, eine Feuersbrunst durchgemacht haben, man muß ein Weihnachten, ein Ostern, eine Kirchweih mit ihm gelebt haben — kurz, man muß ihm in allen seinen Gestalten und Bewegungen gefolgt sein, um ihn messen und wägen zu können. Oft wird er anwidern, abstoßen, empören, noch öfter aber anmuthen und hinreißen; man wird Achtung, Neigung, Liebe für ihn empfinden, man wird oft und gern hineinblicken in diesen ungeheueren, manchmal verzerrend, manchmal wunderbar klar und wahr zeigenden Spiegel seiner selbst.

Und ist der Einzelne erst so verwachsen mit dem Volke, dann wird auch dieses ihn wie den Seinigen betrachten. Viele Städter gehen Jahr für Jahr aufs Land und buhlen um die Gunst des Volkes, und werden nicht aufgenommen. Sie prahlen und zahlen, heucheln und schmeicheln, ziehen Lodenjoppen an, quälen ihre Zungen, um Mundart zu sprechen, und werden nicht aufgenommen, nicht eingeführt in die Seelen. Instinctiv fühlt es der Bauersmensch, daß die Brücke zwischen den Herzen fehlt. — Wer sich jedoch seiner natürlichen Zusammengehörigkeit mit dem Landvolke bewußt ist, oder noch besser, wer sich derselben nicht bewußt ist, wer sie nur im Blute spürt, der braucht nicht erst intimer und oft mit dem Volke zu verkehren, er wird es selbst bei der flüchtigsten Begegnung verstehen und ergründen. Eine gefüllte Wirtsstube, welch ein brodelnder, brauender Menschenhaufen: kauen, nagen wie Affen, saufen wie Ochsen, gröhlen in der Brunst wie Hirsche und Schweine, lauern wie Hyänen — eine wahre Menagerie für Fremde, die sich besser dünken, weil sie dieselben Dinge in feinere Form zu kleiden verstehen! Aber unter dem Wirtshausbrodem spinnen, von den Fremden oft unbemerkt, kindliche Harmlosigkeit, treuherzige Gemüthlichkeit,

glühende Liebe, lodernder Zorn und Haß, all die zarten Freuden und all die gewaltigsten Leidenschaften, die uns doch in der Dichtung, im Drama so sehr interessieren. Eine gefüllte Kirche am Sonntag: welcher Qualm, welcher Geruch, welch mattes Hindämmern, Hinträumen der Anwesenden, welche Trägheit oder welch grinsende, tückische Bigotterie! Ein widerlicher Anblick für den Fremden, der in Bildungsdünkel seinem Gott dadurch zu dienen glaubt, daß er alle Formen des Gottesdienstes verachtet! Hat er aber eine Ahnung von all dem Anliegen, Weh und Schmerz, von all der Trauer, Gottesfreude und Himmelssehnsucht dieser unter dunstenden Lodenjoppen und moderig riechenden Lappen zuckenden Herzen? — Ich sehe, wie Sie jetzt den Mund aufthun, mein Herr, und mich erinnern wollen an die oft empörende Gefühlsroheit zwischen Kindern und Eltern, Geschwistern, Eheleuten u. s. w. — Sie haben recht, ich leugne gar nichts, es sind dieselben Roheiten, die aus dem Thierreiche stammen und die wir Alle zu überwinden hatten, sofern sie bei uns überwunden sind! Ja, ja, es ist ganz derselbe einzige Faden, der tief unten bei den Bestien der Vorzeit anknüpft und bis zu uns herauf zieht, nur daß er bei uns fein gesponnen, tiefer unten aber ein Strick ist. — Da ich Ihnen also zugegeben, daß alle menschlichen oder thierischen Laster in roher Form beim Landvolke zu finden sind, so müssen Sie mir zugeben, daß in jenem Erdreiche auch der Keim alles Guten und aller moralischen Größe liegt, welcher im Sonnenlicht der Erkenntnis und der Sitte zur Blüte gelangt. Seien Sie aber auch überzeugt von einer großen sittlichen Seelenkraft, Opferfähigkeit und Heldenhaftigkeit, die im Volke Tag für Tag wirkt, wenn auch weiter kein Hahn darnach kräht. Dort gibt es eben keine Goldschmiede, die der Tugend vor der Oeffentlichkeit einen Heiligenschein schmieden, dort sind es nicht Nekrologe und Marmormonumente, die das Verdienst rühmen für spätere Geschlechter, dort wird das Tüchtige einzig nur im Blute und im schlichten Beispiele fortgepflanzt als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches. Und wehe, wenn dem nicht so wäre! Denn jener Hochwuchs von Menschen, den wir die Gesellschaft nennen und in dem wir uns mit so großer Selbstgefälligkeit sonnen, stirbt ja fortwährend ab; frischer Nachwuchs kommt einzig und einzig nur aus dem ewig treibenden, unerschöpflichen Humusboden Volk genannt. Frischer Nachwuchs für Geschlechter und neue Kraft für Einzelne. Auf mich wirkt körperlich wie geistig ein zeitweiliges Untertauchen im Volksthume wie ein Heilbad, ohne das ich längst hätte verkommen und verschmachten müssen."

Mein Gegner schwieg. Sollte ich ihn überzeugt haben? Ich glaube es kaum. Viel eher mochte er sich stolzerfüllt gedacht haben: der Klügere gibt nach. Eines ebenmäßigen Ausklanges wegen setzte ich noch Folgendes bei:

„Wie es freilich ungerecht ist, es nur mit den Gebildeten zu halten, die sich gerne außerhalb des Volkes stellen und Alles, was auf der weiten Gotteserde in strenger körperlicher Arbeit täglich sein Dasein erringen muß, zu verachten: so wäre es auch thöricht, sich von den Gebildeten abzuwenden und ganz im Volke unterzugehen. Man darf das Gleichgewicht nicht verlieren zwischen Cultur und Natur. Es liegt sonst doch für manchen Gebildeten, der das Landvolk lieb hat, die Gefahr nahe, zu verbauern, das heißt zu verrotten und einzurosten in die Alltäglichkeit des Dorfes, denn durch das enge und engherzige Einspinnen in einen bestimmten Lebenskreis wird man zum Philister, dort wie da. Vor solchem Begrabensein wie ein taubes Korn im Humus der Menschheit behüte uns der Himmel. Möge aber der göttliche Säemann den durch Bildung und

Leben geläuterten Menschen wie edlen Samen manchmal hinstreuen in das feuchte, dunkle Erdreich des Volkes, auf daß dieser Mensch gleichsam wie ein frischer Halm mit vielfältiger Frucht wieder auferstehe in das Sonnenlicht! — Die Nothwendigkeit einer solchen Wiedergeburt der Gesellschaft dürften auch die Dichter bedenken oder unbewußt empfinden, welche — wie Sie sagten — mit dem sogenannten Volke ihren Cultus treiben. Das goldene Gefäß der Poesie, aus welchem die Welt Erquickung schlürfen will, muß seinen Inhalt wohl manchmal an dem Jungbrunnen füllen, dort wo er unmittelbar aus der Erde quillt.

R.

Ueber den Hohentauern.

Eine Wanderung in der Heimat von **P. K. Rosegger.**

Im Murboden, dort wo er am breitesten ist und die Gewerkschaft Zeltweg steht, kommt vom Norden her ein stattlicher rascher Fluß, sich hier in die Mur ergießend. Es ist die Pöls. Er kommt aus einem breiten Thale, in welchem viele Ortschaften liegen, er kommt von weit her und seine Quelle entspringt in den hohen Tauern.

Vom Gebiete der Pöls hört man nicht viel; das Tauerngebirge, wie es in großer Ausdehnung zwischen der Mur und der Enns liegt, wird nicht oft genannt; es war bis zur Eisenbahnzeit sehr entlegen dem großen Verkehr, es war nur dünn mit Ortschaften besetzt und seine Berge leuchteten nicht weithin mit weißen Felswänden. Diese Berge sind zwar hoch und mannigfaltig, doch finden Bergfexen daran, mit geringen Ausnahmen, wenig zu klettern, was auch eine Ursache sein mag, daß die Touristenwelt bisher das Tauerngebiet nicht überfluthet hat. Wer aber ein Freund von Wald, Wiesen und Almen ist, der findet nicht leicht eine Gegend, die ihm so lieb sein wird als das Wassergebiet der Pöls.

Ich habe die Reisetasche an der Seite, den Bergstock zur Hand und Wanderlust im Herzen — wer will mit mir?

Meine zwei, über die Ferien den Schulbänken entkommenen Knaben wollen mit mir. Recht so! Alljährlich ein neues Stück der geliebten Heimat will ich Euch zeigen; wie Ihr sie in Eurer Jugendzeit sehet, so wird sie in Eueren Seelen bleiben. Heute ist Euch die Heimat nur zur Lust und Freude, es können Tage kommen, wo sie Euch mit Sorge erfüllt, wo sie Eueren Opfermuth heischt! O lernet sie jetzt schon lieben, wie man die Mutter liebt.

Auf der Eisenbahn fahren wir an der Ausmündung des Pölsbaches vorüber bis Thalheim. Von dort an gehen wir zu Fuß die ansteigende Straße bis zum Pölserhals, über den wir ins Thal der Pöls gelangen. Dieses hat hier schon die gleiche Höhe mit dem Paß, über den wir gekommen und unser Weg, eine alte Römerstraße, zieht sich durch das freundliche, mit Ortschaften und Bauernhöfen besäete Thal. Das industriereiche Fohnsdorf mit seiner alten Burg, das liebliche

Allerheiligen mit der Burgruine Reifenstein, das uralte Pöls, die Dörfer Enzersdorf, Thaling, Mauterndorf, Hötzendorf, Katzing, Weiden, Zeiring, St. Oswald beleben den Plan, der hier von weiten Kornfeldern vergoldet ist. Nach zweistündiger Wanderung führt uns die Straße durch einen schönen ebenen Wald, der obendrein noch mit den Resten eines Galgens geschmückt ist. Unweit davon die Ruine einer Kapelle, in welcher die armen Sünder ihr letztes Gebet zu verrichten pflegten, bevor ihnen der Freimann das Loch in die Ewigkeit über den Kopf warf. Mit solch romantischer Stimmung ziehen wir bald nachher in den Markt Oberzeiring ein. Derselbe liegt westlich in einem engen Seitenthale der Pöls am Gföllenbache. Er ist wohl eingebettet zwischen den waldigen und von Bauerngründen besprenkelten Steinerkogel und dem Ebenberg. Im Hintergrunde wird das kleine Thal abgeschlossen von den Hängen des geradelinigen Schönberges, dessen Almhöhen auch die Tanzstatt genannt werden, weil bisweilen Volksfeste auf denselben stattfinden, bei welchen arkadische Hirtenfreuden in allen Formen spielen. Als ich vor vielen Jahren, ein nimmermüder Student, von Oberwölz her auf den Gföllriegel stieg und dann tagelang auf hohen Almen hinschlenderte von Kuppe zu Kuppe: auf die Schönbergspitze, auf den Zinkenkogel, auf das hohe Schießeck und fort und fort bis zu dem höchsten Punkte dieses Gebirgsstockes, den Hochwart, um dann über das Breiteck und den hohen Schwung gegen das Ennsthal abzusteigen: da habe ich auf diesen Almen mit ihren unzähligen Sennhütten die ganze Ungebundenheit menschlichen Naturlebens das erstemal so recht gesehen.

Noch klingen in mir die Liedlein nach, die ich zu jener Zeit in dieser Hirtenwelt vernommen. Und wie damals, so singt auch heute das junge Volk:

„'s Dirndl liegt krank
Dahoam af da Bank,
Kimt da Boda dazua,
War ihr liaber ihr Bua."

„Da Kukaz[1] in Wald
Hat zwe haarige Füaß,
Und s Busseln in Finstern
Is gar so viel süaß."

„Hon a Dirndl ghabt,
Hon s gern ghabt,
Hon gmoant, es mag mih;
Hon ih nachgfragt,
Hat s scho Zwölf ghabt,
Da Dreizehnd war ih."

„Die Zeiringer Buabn
Thoan gern jauzn und singa,
Ka Gatterl aufmachn,
Frisch drüber springa!"

„Bin allweil noh ledi,
Und geh zu koa Predi,
Und geh zu koan Omt,
Wir doh nit vadomt."

„Der allererst Mensch
Hat s wul gar recht guat ghabt,
Der hat um sei Dirndl
Nit lang umatappt."

„Daußt z Knittelfeld
Sein die Dirndln wuifel[2],
Um an Kreuzer, a zwen,
Kriagst an ganzn Tuifel."[3]

„Ba da Nacht scheint der Mon,
Und ban Tag kraht da Hohn,[4]
Und wan ih s Dirndl am liabstn hon,
Muaß ih davon."

Und Andere, noch Andere, noch Süßere, noch Schlimmere — ach, das junge Volk auf den Almen! — Das war eine Zeit! Seither ist mein Gefühl für menschliche Schönheit zwar nicht kleiner, mein Gefühl für landschaftliche Schönheit jedoch viel größer geworden. Heute schaut mein Auge vor Allem aus nach den Naturschönheiten und die Berge dieses Landes sind mir süß und traut geworden wie ein schöner Leib, den man umarmt und küßt.

---

[1] Kukuk. [2] wohlfeil. [3] eine ganze Menge. [4] Hahn.

Oberzeiring hat einen Punkt, von dem aus seine Gegend sich besonders reizend darstellt. Es ist die vom Markte kaum eine halbe Stunde entfernte Franz Josephs-Höhe, zu welcher der Verschönerungsverein des Ortes einen schönen Weg anlegen ließ. Von der Franz Josephs-Höhe übersieht man die grünen Thäler mit ihren stattlichen Gebäuden und weißen Straßen und mit ihren bewaldeten Lehnen und hohen Bergen im Hintergrunde, auf denen Schneefelder wie Gletscher leuchten. — Das stille Oberzeiring träumt heute noch einen alten elegischen Traum von untergegangener Herrlichkeit. Tief unter der Thalsohle, auf welcher der Ort steht, liegt Silber, „welches einen goldenen Fuß und einen eisernen Hut hat.“ Schon die Römer haben hier Silber gegraben und auch noch später ist das in großem Maßstabe geschehen. Weil die Leute reich waren — das Stück Silber hatte den Wert eines Klumpen Steines — so wurden sie übermüthig. Einmal — so berichtet die Sage — hatten sich tolllustige Bergknappen auf der Kugelbahn ergötzt. Silberne Kugeln, das war nicht fein genug. Riß plötzlich einer der Bergknappen einem kleinen danebenstehenden Mädchen den Kopf weg, um solchen anstatt der Kugel die Bahn hinauszurollen. Die seltsame Kugel schlug alle Neun. Aber schon in der nächsten Nacht drangen ungeheuere Wassermassen in die Silberwerke und ersäuften an vierzehnhundert Knappen. — Das war vor siebenhundert Jahren. Seither sind wiederholte Versuche gemacht worden, die Silbergruben zu entwässern, aber ohne Erfolg. Wohl einiges Eisen findet sich, aber nicht Silber. Einige Stollen führen hinab bis zum Wasser, in welchem manche kostbare Gestalt stehen soll, so aus Silber geformt die zwölf Apostel, vor denen die Knappen einst gebetet hatten. Die Oberzeiringer werden wohl für immer verzichten müssen auf die edlen Metalle, aus denen die Grundfesten ihres Ortes der Sage nach gebaut sein sollen, und sich begnügen müssen mit kümmerlicherem Eisenbau, wie es ernsten Bürgern des eisernen Jahrhundertes auch geziemt.

Nicht just leicht scheiden wir von dem geselligen Orte, der bis ins Herz seiner frohlebigen Bewohner hinein edelmetallhältig ist. (Besonders dankbar gedenke ich des Herrn Notars Seewald in Oberzeiring, der uns auf unserer kleinen Reise vielfach gefördert und dieselbe angenehm gemacht hat.) Und nun weiter ins Gebirge. Es beginnt eine Wanderung, auf welcher uns das Herz jauchzt. Der krystallklaren, rauschenden Pöls entgegen durch das stundenlange wiesenfrische Thal, fort und fort malerische Dörfer, stolze, reiche Bauernhöfe, die oft wie Schlößchen aussehen, und dazwischen hin die glatte Straße. Wenn wir nicht das lebhafte Gefälle des Wassers sähen, es wäre kaum wahrzunehmen, wie das Thal ansteigt und uns allmählich auf eine ungeahnte Höhe bringt. An beiden Seiten des Thales die Vorberge mit Bauerngründen, höher hinauf und durch wasserreiche Schluchten und Gräben herab Waldungen, im Hintergrunde die Almen, die gewaltigen Hochkuppen der Tauern. Bei Möderbruck zweigt links ein Thal ab, aus dessen Hintergrunde die grauen Zinnen des Hochschwung ragen. Wem es nach größeren Waldwildnissen und tieferen Einsamkeiten geht, der ziehe in dieses Thal hinein. Er wird das Alpendörfchen Bretstein finden und die idyllische Ansiedelung Pusterwald, wo die Mädeln singen:

„Bin a frisch Dirndl,
Von Pusterwald z Haus,
Hon guldfarbi Haarln,
Buabn, kampelts ma s aus!“

ein Wunsch, den die kecken Burschen im Pölsthale von jeher gern erfüllt haben. — Hinter Pusterwald hören die menschlichen Culturstätten auf und es ist nichts mehr, als das wilde Hochgebirge mit seinen stundenweiten

Einöden, die freilich unterbrochen werden von manchem vereisten Schneekar, von manchem klaren Gebirgsauge, und belebt von lustigen Gemsrudeln.

Wir wandern der Pöls entlang auf der Tauernstraße dahin und schauen gehobenen Gemüthes hinauf zu den Bergspitzen, die theils in die Himmelsbläue ragen, theils von fliegenden Nebeln umkreist werden. Da stehen hoch oben zu unserer Rechten der Reihe hin der Rosenkogel, das Kesseleck, der Lerchkogel, der große Griesstein; und zur Linken winkt der Bruderkogel, der Neualpenkogel, der Hengst und im Hintergrunde der finstere Beherrscher dieser Gegend — der 7784 Fuß hohe Bösenstein. Die Berge sind etwa bis zur halben Höhe von Fichten- und Lärchenwald bestanden, dann kommt das Bereich der Legföhren und der Almen, die Kuppen sind kahl und von röthlichbrauner Farbe, nur hie und da von grauen Felswänden und Kämmen unterbrochen. Das Haupt des Bösenstein steht in die Wolken hinein, in deren Schatten die abstürzenden Wände im finsteren Blau erscheinen.

Wir kommen zu dem Dörfchen St. Johann mit seinem zierlich spitzigen Kirchthurm. Das alte Altarbild in der Kirche stellt dar, wie Johannes Jesum am Jordan tauft; gegenüber der Kirche an seiner Hausthüre steht der Wirt und zwinkert uns die Frage zu, ob wir nicht unsere Herzen mit einer kleinen Weintaufe heiligen wollten. Schon diese christlich gesinnte Frage erquickt uns das Herz, denn wir haben einen zwei Stunden langen scharfen Marsch hinter uns und einen mehr als doppelt so langen vor uns. — Aber langsam trinken, Kinder! Wohl bekomm's!

Bald hinter dem Dorfe St. Johann kommen wir zum Bethause der kleinen evangelischen Gemeinde, um welches der Friedhof liegt. Eben wallte ein Leichenzug heran, und während oben im Gebirge unter Sturmestosen die Wolken sich ballten und wieder zerrissen, senkten sie den Tannensarg in die Grube. Der Pastor sprach am offenen Grabe Worte von der Allmacht Gottes, dessen, der die Berge gebaut hat, der die Berge stürzen wird, der die Todten erwecken wird am jüngsten Tage. — Dann verrichtete die Gemeinde ein stilles Gebet und zerstreute sich, um zurückzukehren zu ihren friedlichen Häusern und den täglichen Verrichtungen.

Wir ziehen fürbaß. Der große Bösenstein rückt immer näher, an seinen Hängen graut der Schleier des Regens. An dem Fuße des Gebirges, zwischen dem Bösenstein und dem Neualpenkogel, zieht sich links das herrliche Hochthal der Pölsen hinein bis zu den Karen; da drinnen entspringt der schöne Fluß, der so lange unsere Schritte mit seinem Gesange begleitet hat. Ueber dem Thale liegt eine tiefblaue Dämmerung und die Wolken, auf den Pfeilern der Berge ruhend, haben uns ganz eingewölbt. Der Wanderer lechzt nach Sonnenschein; warum hat er kein Auge und kein Gefühl für die unsäglich schöne, erfrischende Stimmung einer wetterdrohenden Stunde? — An unser Gesicht schlug kalter Wind und warf uns manchen Regentropfen an die Wangen. Im Gewände des Bösenstein trieben die Nebelfetzen einen wahren Hexentanz, sie flogen ineinander, sie flogen auseinander, sie quirlten im Kreise, sie stiegen im heftigsten Schwung zur Höhe, sie sanken rasch in die Tiefe, sie lösten sich und stiegen immer wieder neu aus den Runsen der Wände hervor. Wir hatten unsere Schritte beschleunigt, denn so schön es zu sehen, dem Naßwerden will man doch entlaufen. Wir waren endlich auf der Höhe des Passes, 4000 Fuß hoch, wir sahen schon das auf der Almmatte am Hange des Triebensteines idyllisch ruhende Dörfchen, das Kirchlein mit seinem Kuppelthurm, wir standen bald vor dem berühmten uralten Tauern-Hospiz, da leuchtete grell ein Blitz, da

schmetterte ein Donnerschlag, und siehe, die Wolken waren zerrissen in tausend fliegenden Scherben und frei vor unseren Blicken standen dort im Norden die wilden, zackigen Felszinnen des großen Bösenstein. Wir sahen das höchste Haupt dieser Berge gewaltig und herrlich über die Wetterbrandung ragend, aber wir sahen es nur wenige Augenblicke, bald sank die ganze Wucht der Wolken in prasselndem Regen nieder.

Vor der Hausthür stand ein vollwangiger Almbub, der guckte und horchte und nach einem Donnerschlage sang er mit klingender Stimme:

„Leutl, thuats betn,
Die Welt hat an End,
Hon scha ghört trumelschlagn
Am Firmament —
Juchhe!“

Und thatsächlich schlug das Gewitter den Tact zu dieser Melodei.

Wir saßen geborgen im Tauernwirtshause und sagten: „Die Natur meint es uns doch gut. Wer weiß, mit welcher Mühe sie den Ausbruch des Gewitters zurückgehalten hat, bis wir unter das Schutzdach kamen!“ denn wir waren kindisch vor lauter Freude.

Also saßen wir nach vierstündiger Wanderung im Alpendörfchen, genannt auf dem Hohentauern. Der kleine Ort ist überaus malerisch, sowohl im Ganzen als auch im Einzeln: so das alte burgartige Wirtshaus mit seinem durch schlanke Pfeiler gestützten ungeheueren Dachvorsprunge, so die kleine Schmiede, auf deren bemoostem Dache ein ganzer Lärchenschachen wächst, so das Kirchlein inmitten des mauerumfriedeten Gottesackers. Wie sind sie doch so klein und schmucklos, diese Dorfkirchen im Gebirge! Ihrer zehn, ja zwanzig hätten Platz mit sammt den Thürmen in einem städtischen Dome. Aber die Frömmigkeit der Beter ist in kleinen Kirchen gewöhnlich größer als in großen. Ueber dem Altare des Gotteshauses auf dem Hohentauern steht das Bildnis der Gottesmutter mit dem Christkinde. Mitten in den wilden dräuenden Gewalten des Hochgebirges das liebliche Bild der heiligen Jungfrau zu sehen, das rührt mich immer. Und ins Herz hinein wohl that es mir zu beobachten, mit welch kindlicher Frömmigkeit der lebensheitere Pfarrer des Ortes seinen Blick zu dem hehren Bildnisse hob. An diesem Pfarrer wieder habe ich's erfahren, wie Frohsinn und religiöser Ernst, wie Weltfreude und Opfermuth, Hoffnungsglück und Ergebung sich vereint finden kann in einer starken Mannesbrust. Ich stand sinnend im trauten Pfarrersstübchen auf dem Hohentauern, ich sah die Bedürfnislosigkeit und die Zufriedenheit. Ein Bücherschrank, ein Harmonium, ein Crucifix, zu den Fenstern herein lachen die grünen Almmatten, starren die hohen Berge. Zur Thür herein kommen arme bedrängte Menschen, heute den Pfarrer ladend zu einer bescheidenen Freude, morgen zu einem großen Schmerze. Und auf dem Thurme das Glöcklein ruft zum Opfer des Altares; der Priester spendet der Gemeinde das Wort Gottes in jener schlichten Einfachheit wie es zu den Zeiten der ersten Christen gespendet worden. Dann geht er hin und lehret die Kinder, stützt die Erwachsenen mit Rath und Fürsprache, tröstet das Alter mit der ganzen Liebe eines warmen, einsamen Menschenherzens. So wirkt und so vergeht das Priesterleben auf stiller Alpenhöhe und es bleibt verschont von all den Wirren und heißen Kämpfen der Welt, die so unselig ist, der Welt, die mit aller menschlichen Macht vergebens nach jenem Glücke ringt, welches hier oben in unentweihter Natur einfachen Menschen von selbst beschert ist: der Frieden der Seele.

Auch dieses Alpendörflein am Hohentauern ist ein Ort, wo ich einmal wohnen möchte für längere Zeit und die Almthäler durchziehen. Vor Allem möchte ich emporsteigen in die Hoch-

wildnisse des Bösenstein und zu seinem See, der im einsamsten, 6000 Fuß hoch gelegenen Thale der Steiermark ruht und mit einem Kranz von Alpenrosensträuchern umgeben ist; möchte endlich auf der Spitze des „bösen Stein," oder des „Steines, der dem Bösen gehört" stehen, um Rundschau zu halten über die Gebirgsgruppen des Dachstein, des Todten-Gebirges, der Ennsthaler-Alpen, des Tauern, des Hochschwab bis weit hinaus ins blaue Luftmeer im Südosten, wo als Letzter der Letzten der Grazer Schöckel steht, und immer wieder jauchzen: Dieses schöne Land ist mein Heimatland! — Allein mir ist es nunmehr versagt, mich in den Alpen umherzutreiben, gesund und stark die Freuden und Schönheiten der hohen Berge zu genießen. Und warum ist es mir versagt? Weil die höchsten Wünsche des Menschen auf Erden nicht erfüllt werden dürfen. Das geschieht erst im Himmel. — Euch, meinen Söhnen, die auf der heutigen Wanderung sich vor Allem noch ergötzen an bunten Schmetterlingen, an hüpfenden Gemsen und lustigen Wirten und Haltern, an den Tümpeln, in die man Steine werfen kann, an den Dächern, auf denen Bäume wachsen, und besonders an großen Semmeln und Eierkuchen mit Rosinen — Euch, meinen Söhnen, steht es noch bevor, unser Alpenland in seinen Tiefen und auf seinen Höhen kräftig und heiter zu durchwandern, möge Euch auch das empfängliche, dankbare Herz dafür gegeben sein.

Nachdem wir uns also ausgeruht, gelabt und erbaut hatten, war das Gewitter vorüber. Zwischen leichten Wolken brach der helle Sonnenschein hervor, daß es in allen Edelsteinfarben funkelte auf den grünen Matten. Mit einem wehmüthigen Lebewohl dem stillen Dörfchen und dem lieben Herrn Pfarrer stiegen wir nordwärts ab gegen das Paltenthal. Das gieng steil und tief hinunter und jetzt kamen auch meine Knaben zur Einsicht, daß wir sehr hoch oben gewesen waren. Freilich nicht hoch im Sinne des Bergfexen, bei dem die Welt erst bei 7000 Fuß Höhe anfängt, sondern hoch für den Wanderer, der seine Lunge beim Bergklettern in der Jugend aufgebraucht hat. Er mag das nicht einmal bedauern, weil die Erinnerungen an all das Glück und die Lust, die er harmlosen Gemüthes einst genossen, den Besitz eines kräftigen Blasebalges reichlich aufwiegen.

Zwischen den Abstürzen des Bösenstein und den senkrechten Wänden des Triebenstein ist eine Engschlucht „im Sunk" genannt. Am Sturzbach, der stellenweise im Unterirdischen verschwindet, zwischen ungeheueren Felstrümmern den steinigen Fußsteig schritten wir dahin, bis wir wieder zur Straße kamen, die in Gesellschaft des Tauernbaches den Triebenstein von der anderen Seite umgangen hatte. Die Straße führt nun am rechten Berghange hinab; in der tiefen Waldschlucht rauscht die schneeweiße Kette des schreienden gischtenden Wassers hinaus gegen die Fluren des Paltenthales zum Dorfe Trieben, dessen Mauern, von der Abendsonne beschienen, uns einladend entgegengrüßen.

Wie Ober-Abelsberg herabgekommen ist.

Ein Zeitbild.

Das Herz lachte Einem, wenn man an Ober-Abelsberg dachte. Es war ein blühender Ort. Es war eine Hauptpoststation, und was das besagt, kann ein Zeitgenosse der Eisenbahn kaum ermessen. Ein Postort war der Herr und Gebieter des Reisenden und nahm ihm erkleckliches Passiergeld ab. Vom Wirt und Sattler bis hinab zum Wagner, Hufschmied, Krämer. Schuster, Rasierer, alle Gewerbe sogen an der gemeinsamen Mutterbrust „Postkutsche," und sogen sich daran voll und fett.

Allmählich kam die neue Zeit, aber die alten Menschen änderten sich nicht. Ober-Abelsberg nahm nichts wahr, trottete und taumelte so im alten Trab dahin. Wo es aber mitthat beim Neuen, da mißverstand es den Geist und machte Alles ungeschickt oder verkehrt. Von der Freiheit des Wortes machten die guten Ober-Abelsberger den ausgiebigsten Gebrauch; sie setzten sich in Wirtshäuser zusammen, politisierten über Kaiser und Reich, schlugen mit markigen Worten tapfer auf Regierung und Behörden los, auf Staats- und Gemeindezustände, auf alles Denkbare, was sie angieng und was sie nicht angieng. Als die Wahlen kamen, waren sie auch nicht faul, mit dem Munde zu revoltieren und zu reformieren; leider hatten sie — arbeitsam wie sie schon waren — nicht Zeit, zur Urne zu gehen und ihre Stimmen dort abzugeben. So fiel fürs Erste die Gemeindevertretung auf den Großgrundbesitz der Umgebung und dieser wand den Bürgern des Ortes rasch den Herrscherstab aus der Hand, so daß die Bürger in ihrem eigenen Weiler wie Fremdlinge waren und von der Gnade der Umgebung abhiengen. Großherzig, wie der Ober-Abelsberger von jeher gewesen, machte er sich nichts draus und dachte: also brauche ich mich um diese leidigen Gemeindesachen nicht zu kümmern, kann ruhig meinem Erwerbe leben und verfeinde mich mit keinen Kunden, wenn ich zu keiner Partei und zu keinem Rathe gehöre.

Er kümmerte sich auch thatsächlich weder um Welthändel noch um Communalangelegenheiten; die Verrottung eines Ortes zeigt sich am klarsten in der Indifferenz, in der Gleichgiltigkeit und Verständnislosigkeit für geistige Interessen. Der Ober-Abelsberger kümmerte sich auch nicht um sein Geschäft. Das gieng doch eigentlich von selbst, denn man hat verläßliche Leute, auch einen tüchtigen Geschäftsführer, so kann man sich selber wohlsein lassen. Man lebt ja nur einmal. Des Morgens ist das Bett am besten. Vormittags auf ein Glas Bier ins Wirtshaus, eine Pfeife, ein Plausch. Zu Mittag lassen wir uns nichts abgehen, warum sollen wir uns etwas abgehen lassen, wir haben gearbeitet genug unser Lebtag! Dann das Nachmittagsschläfchen bis zum Kaffee. Nach demselben im Geschäft nachsehen, ob Alles in Ordnung geht, denn umsichtig sind wir immer und der Erwerb, das ist die Hauptsache!

Weil man mit der Zeit gehen muß, so haben wir unseren Gesangverein und unseren Turnverein. Täglich Uebung im Wirtsgarten und Probe im Wirtshause. Beim Geburtstage und Namensfeste eines jeden Mitgliedes

Serenade vor dem Hause desselben und später fröhliche Tafelrunde in dem Hause des Gefeierten. Immer heiter! — Also hat der Ober-Abelsberger von sich und seinen geselligen Talenten keine schlechte Meinung, und natürlich auch keinen Grund dazu. Andere Leute denken freilich wieder anders, sie sagen, dieses Ober-Abelsberg wäre ein verlottertes Peaken-Nest. Sie beklagen sich über die Schlamperei und Unverläßlichkeit der Gewerbsleute. Die Handwerker, aus denen das Bürgerthum des Weilers doch eigentlich besteht, seien in eine große Schleuderhaftigkeit und Lässigkeit hineingerathen, es liege ihnen nichts mehr an ihrem Geschäfte, sie setzten keinen Stolz mehr daran, gute, gediegene Waare zu liefern, sondern hätten ihr Auge mehr auf momentanen Geldgewinn gerichtet. Und nicht einmal hierin wären sie praktisch. Sie übernähmen wohl Bestellungen, sicherten auch mit großer Bestimmtheit die rechtzeitige Ausführung zu, hielten aber nie Wort. Es sei noch nicht dagewesen, daß der Maurer an dem Tage erschienen, an welchem er sein Erscheinen zugesagt, es sei ganz undenkbar, daß der Schmied eine Feuerzange oder ein Thorband zu dem versprochenen Termine abliefere, und eher würde der Kirchthurm von Ober-Abelsberg sich auf die Spitze stellen, als ein Ober-Abelsberger Schneider eine Hose an dem Tage fertig habe, für den er sie mit heiligen Eiden zugesagt. Um einige Tage muß gelogen sein. Und wenn der Mann bei seiner Arbeitslosigkeit aus Langweile vergehen müßte, so dürfte er trotzdem die Arbeit nicht zur bestimmten Zeit fertig haben, es muß gelogen sein. Und kommt das Bestellte endlich zu Stande, so müßt's ein Wunder sein, wenn es den Wünschen des Bestellers entspreche. Ein echter Ober-Abelsberger Gewerbsmann arbeitet nicht nach den Ansprüchen der Kunden, sondern nach seinem eigenen Gutdünken. Die Ungenauigkeit, das Nichtworthalten scheint in Ober-Abelsberg die Geschäftsehre zu sein, so wie anderswo die Verläßlichkeit und Pünktlichkeit es ist. Wenn der Mann aus lauter Unthätigkeit sich auch nur schwer vor üblem Geruch zu bewahren weiß, wenn seine Familie manchmal wegen Erwerbslosigkeit am Hungertuche nagt, so muß doch der Anschein gewahrt werden, als ob das Geschäft im lebhaftesten Betriebe stünde und als ob man auf den einzelnen Kunden nicht anstehe. — Dieser widerliche Zug des kleinen Gewerbsmannes ist wohl auch anderswo zu finden, wie kann er sich da noch wundern, daß mit der Großindustrie nicht zu concurrieren ist! Nicht in Allem zwar, aber in gar Vielem könnte die Werkstatt mit der Fabrik den Wettkampf erfolgreich bestehen, wenn der kleine Gewerbsmann arbeitsam, gewissenhaft, verläßlich und tüchtig wäre, wenn er solide Waare lieferte, Wort hielte und sich mit bürgerlichem Gewinn begnügte. Das aber ist auch eine Eigenschaft unseres Kleingewerbestandes zu Ober-Abelsberg, je weniger Arbeit ein Meister hat, desto protziger und theurer tritt er mit seiner Waare auf, als ob der einzelne Kunde, der ihm doch einmal zuläuft, den Ausfall der übrigen decken müßte. Wenn die Fabrik schlecht und billig liefert, so liefert die Werkstatt zu Ober-Abelsberg schlecht und theuer; freilich lachen dazu die fremden Agenten, die im Orte Tag für Tag ihre Fabrikswaare anpreisen und gegen alle möglichen Vortheile absetzen. Sie siegen. Der einheimische Gewerbsmann kann schimpfen wie er will, mit Worten schlägt man keine Concurrenz todt, nur mit Arbeit, mit tüchtiger Arbeit. Und die ist ihm zu unbequem.

Wenn der Ober-Abelsberger dann seine Kunden richtig verloren hat, so steckt er die Hände in die Hosentasche, pfeift Eins und meint: „Mir ist alles Eins, hab eh nichts dabei gehabt, bei diesem Geschäft, ich thu' nichts mehr." Und protzt weiter, gleichwohl er flüchtig bei der hinteren Thür hinaushuschen

muß, wenn ein Gläubiger bei der vorderen hereingeht. Hochnasig hat er stets auf seine Kunden herabgeschaut und hochnasig wird er auch den Weg ins Armenhaus gehen.

Der Krämer von Groß-Abelsberg hat sich seit Ewigkeit auf einen Großkaufmann hinausgespielt, der Patrizier sieht nicht ein, warum er nun auf einmal mit dem lumpigen Kunden artig sein solle, warum er ihm in höflicher Gefälligkeit das ganze Pult mit Schnittwaare vollräumen solle zur Auswahl, da der Kunde dann im besten Falle doch nur einen halben Meter Segeltuch kauft. Der Mann vergißt, was seines Amtes ist, er vergißt, daß in dem Augenblicke, wo Kunden mit verschiedenartigen Bedürfnissen vor sein Pult treten, er Krämer und nichts als Krämer ist, der den Käufern dienend gegenübersteht, gefällig mit ihnen zu verkehren hat und keine Miene verziehen soll, wenn nach halbstündigem Suchen und Wühlen in der Waare der Kunde, ohne etwas erstanden zu haben, zur Thür hinausgeht. Diese Geduld und Selbstverleugnung gehört einmal zum Geschäft und lohnt sich im Ganzen immer auch mit klingender Münze.

Der Jude weiß das besser. Und der Jude, der jetzt in Ober-Abelsberg seine Bude aufgeschlagen hat, macht mit unterthänigstem Lächeln die besten Geschäfte, während der angestammte Kaufmann in seiner stolzen Bürgerswürde finster unter dem Thore seines Hauses steht und in schweren Sorgen ist wegen drohenden Concurses. Weil durch Preisgebung des Feldes jüdische Waare Eingang gefunden, so gaben die unzufrieden gewordenen Ober-Abelsberger alle Schuld an den schlechten Zuständen den Juden. So raffiniert wie der Jude vorzugehen, meinten sie, dazu wäre ihre Bravheit zu groß.

Emsigkeit, Findigkeit, Klugheit, das ist mit der bürgerlichen Ehre gar wohl vereinbar. Wenn dazu auch Fleiß, Arbeitsamkeit und Promptheit kommt, dann kann's auch dem kleinen Gewerbsmann noch glücken. Arbeitsamkeit, Verläßlichkeit und Sparsamkeit ist der beste Antisemitismus. Nur schade, daß es die Ober-Abelsberger nicht glauben wollen. Sie gedenken mit Schreien und Schimpfen ans Ziel zu kommen, nur wird dieses Ziel ein anderes sein als das, welches sie meinen.

So leidenschaftlich die Ober-Abelsberger seinerzeit gegen den Clerus gewettert hatten, wie sie das in schwachen Stunden auch heute noch thun, so sachte und sicher sanken sie in seine Hände. Auch ihr Kampf mit den Juden wird ein ähnliches Ende nehmen. Wer den Ort am feinen Schnürchen führt, sie ahnen es gar nicht und lassen sich ruhig führen. Aber im Wirtshause wird gewettert und geprahlt wie vor und eh. Und immer wieder das Wirtshaus.

In unserer Zeit hat sich das Land für Fremdenbesuch eingerichtet, Städte, Flecken und Dörfer rüsten sich lebhaft zur Aufnahme von Sommergästen. Auf diese „närrische Mode" schaut nun Ober-Abelsberg mit ganz besonderer Geringschätzung nieder. Man merkt diese Geringschätzung gleich, wenn man seine schlechten Steige, grundlosen Wege, schmutzigen Plätze, verwahrlosten Brunnen, ungemüthlichen Gasthäuser sieht. Auf Plätzen und freien Angern kein Baumschatten, keine Ruhebank. „Wenn die Fremden kommen, so sollen sie sich ins Wirtshaus setzen, da haben sie Schatten und Bank." In diesem weisen Satze gipfelt ihre ganze Fürsorge für die Fremden. Trotz dieser Geringachtung trachtet doch ein Gasthaus dem andern den Fremden wegzustibitzen, wenn sich einer am Bahnhofe zeigt, und sie raufen fast um ihn und suchen scheelsüchtig einander zu verdächtigen. Hat man aber einen Fremden im Garn, dann wird er auch tüchtig geschnürt. In nichts ist Ober-Abelsberg so modern, als in den Preisen.

Also ist es dahin gekommen, daß auf ihrem Bahnhofe, außer geldgierige

Agenten, die den Bürgern des Ortes das Brot von ihrem eigenen Tische wegschnappen, kein Fremder mehr aussteigt.

Von Jahr zu Jahr wird es stiller in Ober-Abelsberg. Die Gewerbe lösen sich auf, die Geschäfte sperren zu, die Häuser bröckeln ab, lassen Regen sickern durch ihre Bedachung. Viele Bürger dieses schönen Ortes irren in der Welt umher. Wenn sich draußen einmal zwei begegnen, so suchen sie sich rasch unkenntlich zu machen, denn sie schämen sich voreinander.

Lieber Leser, Du suchst den merkwürdigen Ort auf der Karte und findest ihn vielleicht nicht. Gib Acht, daß sein rechter Name nicht in Deinem Geburtsscheine steht! R.

Dichter-Abenteuer.

Mitgetheilt von Georg Arzberger.

Der König soll herabkommen!

Der Dichter Franz Stelzhamer war ein ausgezeichneter Vorleser seiner Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Doch that er's nicht gern, am liebsten aber noch in einem Kreise guter Freunde, wo er dann seines genialen Uebermuthes keine Grenzen wußte.

Eines Tages wurde ihm in Salzburg, wo er sich damals aufhielt, hinterbracht, daß ihn der König von Baiern zu hören wünsche.

„Wünsche? wie so?" fragte Stelzhamer. „Ich wünsche, daß der König von Baiern mir eines seiner Schlösser abtrete. Die beiden frommen Wünsche können paarweise gehen und sich zu ihrem Marsch den Takt pfeifen."

„Du solltest nicht ablehnen, Franzel!" redeten ihm seine Freunde zu, „Du verstehst nichts von Schlössern, aber König Ludwig versteht etwas von Poesie. Er liebt solche Dichtervorlesungen und läßt sich oft welche halten."

„Ja, ja," sagte Stelzhamer, „und ich habe gehört, daß Seine Majestät die Gewohnheit hätten, dem Vorleser ins Büchel zu gucken. Das könnte ich just brauchen. Keinen laß ich mir über die Achsel schauen in mein Blatt; wenn er's lesen will, so soll er sich's kaufen. Ich laß ihn grüßen."

„Franzel," sagten sie, „eine hohe Königsgunst darf man sich nicht so verscherzen!"

„Ah was!" rief er, „Könige gibt es mehr, Stelzhamer nur einen!"

Somit war es abgethan. Aber nur fürs einemal. Als Stelzhamer später zur Ueberzeugung kam, daß König Ludwigs Interesse für Kunst und Literatur doch kein gewöhnliches höfisch gönnerisches sei, sondern ein wahrhaft echtes; als seine Freunde ihn aufmerksam machten, was ein Richard Wagner durch diesen König geworden und daß die Belehnung eines Lieblingsdichters mit einem Schlosse hier gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, meinte Stelzhamer: „Gut, ich werde seiner Einladung folgen. Damit er mir aber nicht ins Buch gucken kann, will ich meine Sachen aus dem Kopfe vortragen."

Die Einladung war wirklich wieder-

holt worden und Stelzhamer machte sich eines Tages auf den Weg nach Baiern und Hohenschwangau. Mit einem Einspänner fuhr er durch das Gebirgsthal, denn den Wagen, welchen der König bis Murnau entgegen geschickt, hatte er glücklich verfehlt. Unweit vom Fuße des Berges, auf welchem das königliche Schloß ragt, war ein Wirtshaus mit Garten und Kugelbahn. Als er daran vorüberfahren wollte, hörte er von der Kugelbahn her rufen: „Jessas! Meinen Kopf will ich den Laden hinausschieben, wenn das nicht der Piesenhamer Franzl ist!“

Von einem Pferdehändler war er erkannt und die Genossen standen nicht an, den beliebten volksthümlichen Dichter zu begrüßen und ihm zuzutrinken. Bald war Stelzhamers Rößlein ausgespannt, der Dichter saß am Gartentisch und zechte und fabelte und begann dann mit der lustigen Gesellschaft Kugel zu schieben. Verlor er eine Partie, so rief er: „Oh nein, Ihr Baiernschädel, mein Geld laß ich Euch nicht da. Ein neues Bot, daß ich es wieder zurückgewinne!“

Und war die Partie für ihn besonders vortheilhaft ausgefallen, so sagte er: „Stammesgenossen! um Euer Geld mag ich Euch nicht bringen. Noch ein Bot, daß Ihr's wieder an Euch bekommt.“

So vergiengen die Stunden wie Minuten, bis der Wirt mit den Kerzenlichtern kam, da es finster geworden war.

Jetzt dachte der Dichter daran, daß er ja hoch oben im königlichen Schlosse einen Vortrag zu halten habe, und jetzt sah er, daß die dafür festgesetzte Stunde längst vorüber war.

„Gut ist's!“ murmelte der Franz in seinen langen struppigen Bart. „Das wär' glücklich versäumt. Wenn mich der König hören will, so soll er herabkommen. Ich übernachte hier und reise morgen wieder nach Hause.“

Der König kam nicht herab und der Dichter — nicht hinauf.

Eine Pilgerfahrt nach dem Kusse.

Eine der eigenartigsten Huldigungen, die einem berühmten Manne passieren können, hat der Dichter Adalbert Stifter erfahren.

Derselbe, er wohnte in Linz an der Donau, erhielt eines Tages eine Zuschrift folgenden Inhaltes:

„Mein Herr!

Am 16. April d. J., Nachmittags 3 Uhr, wird im Restaurant des Hotels zum Erzherzog Karl in Linz ein Mann sitzen, der mit Ihnen ein Glas Wein trinken will. Er reist zu diesem Zwecke dahin und bittet Sie, sich zu genannter Stunde im genannten Locale einfinden zu wollen. John Benotts.

Amsterdam, 3. April 186*“

Stifter war über dieses lakonische Schreiben nicht wenig überrascht. Er hatte keinen Bekannten namens Benotts; er konnte sich nicht denken, wem es in Amsterdam gelüsten sollte, nach Linz an der Donau zu reisen, um daselbst mit einem ihm fremden Menschen ein Glas Wein zu trinken. Und wieso konnte der Amsterdamer darauf rechnen, daß an dem bestimmten Tage der Dichter, der doch als Landesschulinspector manche Reise durch das Land zu machen hatte, in Linz weilen oder sonst nicht irgend durch einen Zufall abgehalten sein würde, sich einzufinden? Im Ganzen war er geneigt, die Sache als einen Aprilscherz aufzufassen, den sich einer seiner in der Nähe lebenden Freunde mit ihm erlaubt haben konnte.

Stifter wohnte in der nächsten Nähe des Hotels zum Erzherzog Karl, und als der Tag und die Stunde erschien, begab er sich richtig in die Restauration desselben. Was er erwartet, das traf nicht zu, er fand dort keinen Vetter und keinen Freund und keinen literarischen Genossen; das Local war fast leer, nur an einem

Tische saßen noch vom Mittagessen her zwei alte Linzer Bürger und rauchten ihre Pfeifen. Am Ofen hockte ein alter Mann, der sich dort seinen Mantel trocknete, denn draußen war frostiger Regen. Stifter setzte sich an einen kleinen Tisch und fragte den Kellner, ob nicht ein Fremder aus Amsterdam angekommen und im Hotel abgestiegen sei? Man wußte von nichts. Es war drei Uhr geworden. Stifter, der sich ein Glas Bier vorsetzen ließ, ohne aber davon zu trinken, fiel es auf, daß der alte Mann am Ofen unruhig wurde und aufgeregt zur Thür blickte, so oft diese sich öffnete. Endlich erhob sich der Alte. Er war ein gebückter, kränklich aussehender Mann mit langem grauen Haar und zwei Strähnen Backenbart, die seinem Aussehen etwas Englisches verliehen. Hinkend, als wäre ihm am Ofen ein Fuß steif geworden, trat er zum Kellner, sprach mit ihm einige Worte, worauf dieser nach dem Tische deutete, wo unser Dichter saß. Der Alte nahte zögernd dem Tische, blieb dann unbeweglich davor stehen und starrte den Dichter an.

„Sind Sie es?" fragte er dann mit fremdartiger Betonung. „Sie sind der Dichter der »Studien?«"

„Ich heiße Adalbert Stifter," antwortete der Dichter.

„Ich danke Ihnen," sagte der Fremde. „Ich bin John Benotts aus Amsterdam." Damit setzte er sich Stifter gegenüber an den Tisch. Der Dichter wußte nicht recht, was da zu sagen war, er schwieg also und der Fremde sagte auch nichts als: „Welchen Wein lieben Sie?"

„Rheinwein," antwortete der Dichter.

„Kellner," befahl der Fremde, „bringen Sie eine Flasche Rüdesheimer, alten Jahrgangs."

Dann saßen sie sich schweigend gegenüber und der Fremde betrachtete die Gesichtszüge Stifters.

Als der Wein kam, schenkte er die Römer voll, stieß mit dem Dichter schweigend an und sie tranken. Waren die Gläser leer, so schenkte er sie stets neuerdings voll und sie tranken. So saßen und tranken sie etwa eine halbe Stunde lang, sie hatten noch kaum zwanzig Worte mitsammen gesprochen und sich auch nicht an der Hand berührt.

Als die Flasche leer war, erhob sich der Fremde, stand vor dem Dichter und sagte mit leiser Stimme: „Ich hätte eine Bitte."

„Sprecht sie aus," sagte Stifter.

„Wird sie mir gewährt werden?"

„Sie wird Euch gewährt werden, wenn es sein kann."

Jetzt stand der Fremde ein Weilchen schweigend und dann sagte er: „Adalbert Stifter! Gebt Ihr es zu, daß ich Euch auf die Stirn küsse?"

Nun erhob sich auch Stifter und sprach: „Des Menschen Stirn ist von Gott geweiht. Küsset sie."

Jetzt legte der Fremde seinen Arm sachte und leicht über die Schulter des Dichters, neigte sich hin und drückte einen Kuß auf dessen Stirne.

Als dieses geschehen war, sagte er noch: „Ich danke Euch, Adalbert Stifter, für alles Glück, das Ihr mir gegeben habt. Lebet wohl!"

Damit wendete er sich, gieng zur Thür hinaus, beglich im Vorzimmer die Rechnung, dann trat er auf die Straße, bestieg dort einen bereitstehenden Wagen und fuhr dem Bahnhofe zu.

Stifter wußte nicht, was er sich denken sollte. Kopfschüttelnd gieng er seiner Wohnung zu und kopfschüttelnd erzählte er die seltsame Begegnung seiner Frau.

„Es war ein Spleenmann," sagte diese.

„Es wird so einer gewesen sein," meinte auch der Dichter.

Einige Wochen später erhielt er folgendes Schreiben:

„Mein theurer Dichter!

Der Mann vom 16. April wird Ihnen sonderbar erschienen sein. Derselbe hat Ihre »Studien« gelesen

und ist von diesen Dichtungen so oft und so tief ergriffen worden, daß allmählich in ihm der unbezähmbare Wunsch entstand, einmal die begnadete Stirn des Dichters zu küssen. Darum reisete er nach dem fernen Oesterreich, auf geradem Wege hin und auf geradem Wege zurück, ohne Aufenthalt, ohne anderen Zweck als den, Ihnen seinen großen Dank anzuzeigen. So ist es geschehen und ich bin nun wieder in meinem Hause. Die Pilgerfahrt zu meinem Dichter der »Studien« zählt zu dem wenigen Schönen, was ich in diesem Leben gethan habe. Adalbert Stifter! Segne Sie der Himmel für alle Wohlthat, die Sie durch Ihre Dichtungen den Menschen erwiesen haben und erweisen werden.

John Benotts.

Amsterdam, 4. Mai 186* "

„Ist's ein Spleenmann?" fragte der Dichter seine Frau, als er ihr diesen Brief vorgelesen hatte.

„Es ist ein Mensch, den das Herz regiert," antwortete sie.

Von dieser Zeit an hatte Stifter nichts mehr von dem wunderlichen Verehrer gehört. Wenige Tage vor seinem Tode that der Dichter noch die Aeußerung, daß von allen Huldigungen, die ihm je geworden, ihn keine so eigenthümlich und tief bewegt habe, wie die des Holländers John Benotts.

Das ist ja Stieler! Herrlich!

In der süddeutschen Stadt, in welcher ich lebe, gehöre ich dem Ausschusse eines Vereines an, der sich mit Veranstaltung öffentlicher Vorträge befaßt. Von Süden und Norden, von Osten und Westen laden wir berühmte Männer ein, die dem Publicum unserer Stadt wissenschaftliche oder dichterische Vorlesungen halten. Bei dem Einen fesselt der Stoff, bei dem Andern die Person, bei Uebrigen Beides. Man macht interessante Bekanntschaften. Wenn man sonst die Berühmtheiten und die Züge ihres Bildes sich nur aus Büchern kümmerlich zusammenlesen mußte, hat man nun also Gelegenheit, sie persönlich zu sehen, zu hören, ihnen die Hand zu drücken, mit ihnen zu plaudern wie mit seinesgleichen. Und es muß wohl thun, wenn man einst vor dem Monumente eines Geisteshelden stehen wird und sagen kann, mit dem war ich persönlich bekannt und befreundet, und mancherlei seiner Eigenschaften und Aussprüche zu erzählen weiß.

Das die Gedanken, als ich vor kurzem in Tegernsee vor dem Denkmale Karl Stielers stand. Karl Stieler! Wie viele Herzen pochen rascher bei diesem Namen! Das war auch Einer, den sie liebten, so weit die deutsche Zunge klingt. Seine männliche Schlichtheit, seine ungezwungene Liebenswürdigkeit, seine überaus sympathische Gestalt thaten mindestens so viel für die Popularität als seine Dichtungen. Er war überall gern gesehen und er reiste gern. Er freute sich der Bekanntschaften, die man auf Reisen macht, obzwar er zugab, daß es schwer sei, diese Bekanntschaften stets aufrecht zu halten und brieflich zu pflegen, weil ihrer ja zu viele werden. Man müsse Manchen wieder fallen lassen, der es verdiente, tief ins Herz geschlossen zu werden; andererseits müsse man freilich Manchen länger mit sich schleppen, als es Einem lieb ist. Das viele Reisen mit seinem fortwährenden Anknüpfen und Abbrechen von Bekanntschaften mache allmählich aus dem Reisenden einen flüchtigen und oberflächlichen Charakter. — So meinte Stieler.

In unserer Stadt war er dreimal. Die erste seiner Vorlesungen war schwach besucht, die zweite überfüllt, die dritte erfreute sich eines nur mäßigen Zuspruchs, war aber inhaltlich die interessanteste von allen. Er las über Defregger.

Nach der Vorlesung kam die Deputation eines literarischen Vereines an ihn heran mit der Einladung, den Abend in dessen Kreise zuzubringen. Stieler dankte sehr artig für die Einladung und entschuldigte sich mit der großen Erschöpfung nach der langen Fahrt und der Vorlesung, er sei nicht mehr in der Lage, in munterer Gesellschaft seinen Mann zu stellen, er wolle bald ins Bett gehen. Als die Deputation mit dem Ausdrucke großen Bedauerns abgezogen war, wandte sich Stieler an mich und sagte: „Nun wollen wir Beide in ein Weinhaus gehen und den Abend gemüthlich miteinander verplaudern. Ich bin nur müde in großer Gesellschaft, wo man angestaunt und angesungen wird, den bescheidenen Berühmten spielen muß, immer ein gerührtes Gesicht machen soll, wo erwartet wird, daß man die Leute noch weiter unterhalte und in einer Rede der Versammlung oder dem Vereine eine Vorzugsnote ertheile, die dann am nächsten Tage in der Zeitung steht. Dafür bin ich müde. Hingegen in kleinem, ungeniertem Kreise ein Glas Wein, dafür bin ich nie müde." So sagte er und wir giengen in eine Weinstube, wo mit Bier angefangen und mit Moselwein allerdings unerwartet plötzlich geschlossen wurde. Und in der That, in solch' traulichem Beisammensein mit ihm erst konnte man den Dichter so recht kennen lernen, da war er ein Anderer als in großen festlichen Kreisen, wo er von seinem Wesen nur das Kleingeld allgemeiner Liebenswürdigkeit ausgab, während er in engem Freundescirkel frei und ungezwungen seine innere Natur aufthat, so daß man den ganzen, bedeutenden Kerl sah.

An jenem Abende war als Folge der abgelehnten Einladung davon die Rede, daß er sich in den sogenannten literarischen Kreisen und bei Schöngeistern nie recht behaglich fühle. Da seien zuerst zwei Richtungen: Die schmachtende, sentimentale, selbstanbetende und Weihrauch heischende, und die vorlaute, absprechende, alles besser wissende und nergelnde. „Nicht leicht," sagte Stieler, „ist mir etwas so widerlich, als ein großmauliger Mensch, der Alles absprechend bekrittelt, selbst aber geistig ganz impotent ist. Da sind Journalisten, welche sich einbilden, daß ihr Urtheil, welches am nächsten Tage gedruckt wird, ein Richterspruch sei, der über den Wert oder Unwert, über das Wohl und Weh' eines Dichters oder Künstlers ein- für allemal entscheide. Bei dieser Wahnvorstellung ist es freilich selbstverständlich, daß solche Leute sich für sehr wichtig halten; wenn es ihnen doch nur ein einzigmal gelänge, von dieser ihrer Wichtigkeit auch Andere zu überzeugen! Am drolligsten sind noch Diejenigen, welche sich dem Dichter, dem Maler, dem Schauspieler gegenüber als wohlwollende Gönner benehmen, so als ob berühmte Leute nur berühmt und groß aus des Journalisten Gnaden wären. Wie treiben es solche Kritiker? Der volksthümlichen Kunst gegenüber thun sie überlegen, als ob sie einen weitaus höheren Standpunkt einzunehmen gewohnt wären. Bei Classischen sind sie blasiert und bemänteln ihre Interesselosigkeit mit dem Vorwurfe, die Wiedergabe wäre mangelhaft. Nur für eine Richtung begeistern sie sich noch, für die moderne cynische Afterpoesie im Roman, Drama und Operette, müssen aber, um ihre Würde aufrecht zu erhalten, manchmal die Form rügen oder den Sittenrichter spielen, um ja stets zu zeigen, daß sie unter allen Umständen überlegen und weiter sind als der schaffende Geist." So der Poet von Tegernsee.

Wir mußten dem Redner wohl oder übel beistimmen, besonders, da er ein sicheres Münchenerblatt nannte.

„Von Anstand und Würde haben solche Leute nicht viel Begriff," fuhr Stieler fort. „Ich habe manche Erfahrung gemacht auf meinen Vorlesereisen.

Abgesehen davon, daß sie den anwesenden Gast bisweilen auf Kosten Anderer feiern, ist die Lobhudelung manchmal so aufdringlich, daß man sich vom Kellner die Eisenbahnfahrordnung geben läßt, um den Abgang des nächsten Zuges zu erfahren. — Ich will ja," setzte der Dichter bei, „nicht leugnen, daß man für Anerkennung empfänglich und dankbar ist, wenn sie in rechter Form gebracht wird. Auch weiß ich wohl, daß wir eine journalistische Berichterstattung brauchen, die uns äußerlich mit dem Publicum in Fühlung bringt, allein sich weiter einzumischen und mit persönlichem Urtheile vorzudrängen, sollten doch nur Wenige das Recht haben, nur Solche, die vermöge einer vornehmen Natur oder einer hohen Bildung über das nöthige Verständnis, über natürliche Empfänglichkeit und Objectivität verfügen. — „Ich," so sagte Stieler, „kann mich nicht beklagen über die Journalistik, ich will zugeben, daß sie mich wohlwollend behandelt — aber auch nichts weiter. Auf wirkliches Verständnis, auf Ernst und Gründlichkeit in der Auffassung und in Urtheile habe ich verzichten gelernt. Was die Essigseelen anbelangt — ich meine solche, die eine Dichtung, ein Kunstwerk so lange in ihrem Hirn herumkochen, bis der Wein zu Essig wird — kann ich nur bedauern. Es sind wirklich arme Creaturen, die sich an nichts mehr kindlich ergötzen, menschlich freuen, sittlich aufrichten können; deren Vergnügen an einem geistigen Werke einzig nur darin besteht, allfällige Fehler und Schwächen desselben herauszufangen, um auf Grund solcher das ganze Werk lästern zu können und die sosehr eingenagelt sind in ihre Essigkammer, daß es ihnen ganz unfaßbar ist, wie Andere sich an den Vorzügen von Kunstschöpfungen freuen können und Jeden, der so glücklich ist, ein empfängliches Herz zu besitzen, für einen Schwärmer und Heuchler zu halten. Im Gottesnamen, solchen Leuten ist nicht zu helfen, nur sollen sie sich von der öffentlichen Kritikasterei fern halten und Essigsieder werden. Wer es mit der Poesie und Kunst gut meint, der muß, wenn er ein öffentliches Wort hat, die Menge dafür zu interessieren, zu erwärmen suchen; natürlich muß er dafür vor Allem und ungeheuchelt selber Interesse und Wärme empfinden. — Ach, wozu das! Trinken wir Wein!"

Unter solchen Aeußerungen, die ich mir nachträglich aufgemerkt hatte, war es spät geworden, bei heiteren Gesprächen wurden wir sehr fröhlich. Und nun ereignete sich etwas Unangenehmes. Zur Thür polterte eine angeheiterte Gesellschaft herein, welche sich wohl nach einem Biergelage in der Weinstube gütlich thun wollte.

„Was sehe ich!" rief einer der Ankömmlinge und breitete die Arme aus, „das ist ja Stieler! Herrlich!" Und er machte Miene, dem Dichter um den Hals zu fallen. Es war einer von der Deputation, welche früher den Poeten eingeladen hatte, den Abend bei den Literaten zuzubringen, und welcher Stieler mit dem Vorschutze der Müdigkeit und der Absicht, bald ins Bett gehen zu wollen, entkommen war.

„Da haben wir ihn!" rief der Ankömmling überlaut und packte den armen Dichter am Arm, und überschüttete ihn mit Phrasen, plumpen Schmeicheleien und kecken Anspielungen, als ob er des Poeten vertrautester Freund wäre. „Müde!" schrie er, „und gehen bald ins Bett! ha, ha! Na, das kennen wir von unserem Stieler! ha, ha!"

„Saperlott, ja!" rief der Dichter und entwand sich des lästigen Cumpans, „Sie erinnern mich gerade, ich muß sogleich ins Bett. Ganz unverzüglich ins Bett. Adieu!"

Kaum er's gesagt hatte, war er schon zur Thür hinaus. Die ange-

kommene Gesellschaft blickte zwar etwas verblüfft drein, tröstete sich aber bald damit, daß man — da eine Unterhaltung mit dem Dichter nicht möglich war — sich über denselben unterhielt. In welchem Tone, das läßt sich ja denken. Ich bewunderte nur den Spürsinn des Poeten, der — ohne diese Leute eigentlich zu kennen — ihnen so entschieden ausgewichen war.

Wie Holtei sich vor Ehrenbezeugungen geschützt hat.

Karl von Holtei, der berühmte Dichter und Vorleser, wußte viel zu erzählen von Ehren und Auszeichnungen, die ihm allerorts, wo er sich zeigte, angethan wurden. Er gestand selbst ein, daß er ehrgeizig war, doch gab es Umstände, da auch ihm die Huldigungen lästig fielen. Besonders bei seinen Vorlesereisen, auf welchen er sich manchmal — namentlich in seinen späteren Jahren — nach einer ruhigen, von keinem Enthusiasten angefochtenen Stunde sehnte. Manchmal verheimlichte er absichtlich seine Ankunft in einer Stadt, in welcher er lesen sollte, um sich vor dem Leseabende des Alleinseins erfreuen zu können. Manchmal übernachtete er unterwegs in ganz kleinen Orten und unbekannten Gasthäusern, um, ein anspruchsloser Fremdling, unter Fremdlingen auszuruhen.

So hatte er einmal in einer größeren Stadt Schlesiens seine Vorlesung zu halten. Er reiste einen Tag früher dahin ab, entschloß sich aber unterwegs, nicht bis zum Ziele zu fahren, wo man ihm schon mit einer Empfangsfeierlichkeit am Vorabende gedroht hatte, sondern einige Stunden vor der Stadt in einem kleinen Neste auszusteigen und zu übernachten. Es war ein Bauerndorf, in welchem er sicher sein konnte, unerkannt und unbehelligt zu bleiben. Zudem sollte es doch an Unterhaltung nicht fehlen. In demselben Gasthause, wo er übernachtete, war eine wandernde Schauspielertruppe, die in der Scheune ihre Bühne aufgeschlagen und für diesen Abend eine besonders großartige Vorstellung ausgetrommelt hatte. Der „hohe Adel und alle Verehrungswürdigen" des Bauerndorfes wurden eingeladen zu dem großen Volksschauspiele: „Hansjörg oder die Perlenschnur von dem weltberühmten Dichter Karl von Holtei!"

Natürlich gelüstete es dem Dichter in dem undurchdringlichen Dunkel seines Incognito der Vorstellung beizuwohnen, um zu sehen, wie sein Werk von Wandertruppen wiedergegeben und von schlichten Landleuten aufgenommen werde. Als unerkannt konnte er sich dabei ja keinerlei Unannehmlichkeit aussetzen. Er wählte sich seinen Platz auf einem Häckselschneidstock, von welchem aus er die Bühne gut übersehen konnte. Der Zuschauerraum war bald überfüllt, besonders das Weibervolk drängte sich heran, weil es gehört, daß man bei dem Stücke herzbrecherisch weinen müsse. Den Hansjörg spielte der Director der Truppe, ein langer, etwas rüde aussehender alter, halbbedusselter Bursche, und zwar spielte er so, daß im ersten Acte dem Publicum zum Weinen und dem unerkannten Dichter zum Lachen war. Später erst trat das Umgekehrte ein. Schon während dieses ersten Actes trug es sich zu, daß der Darsteller der Hauptrolle plötzlich stockte, denn sein Blick war an dem Fremden hängen geblieben, der auf dem Häckselschneidstock saß. Rasch ermannte er sich wieder und spielte seine Rolle weiter, und zwar mit einem solchen unerhörten Stimmenaufwand, daß draußen im Hofe die längst aufgesessenen Hühner zu gackern und die Hunde zu schreien begannen. Im zweiten Acte, als der Hansjörg aus Afrika zurückkehrte, zeigte es sich, daß seine Lunge im südlichen Klima noch kräftiger geworden war. Die gewaltigen Bemühungen des angetrunkenen Künstlers, aus seiner Rolle ein

vollendetes Meisterwerk zu schaffen, waren solcher Natur, daß die Zuschauer ihres Lachreizes nicht mehr Herr werden konnten. Auch die übrigen Darsteller spannten mit dem, was sie trieben und unterließen, die Geduld des Publicums auf das Höchste, bis der Schullehrer des Ortes ausrief: „Das ist denn doch zu arg, dieses Stück so zu verbalhornen!“ Er zischte, der Hansjörg machte hierauf eine freche Bewegung und jetzt gieng die Komödie los. Man zischte, trampelte, schrie, und ein dicker Bauer rief auf die Bühne, sie sollen aufhören! Schuldenmachen, sonst könnten sie nichts!

Dem unerkannten Dichter war nicht sehr wohl zu Muthe. Er hatte sich gefreut auf die Wirkung, die sein Lieblingsstück auf die einfachen Dorfleute machen würde, nun sah er solches Fiasco. Der Lärm hielt an, aber der Vorhang senkte sich nicht. Anstatt dessen deutete der Director durch Winke an, daß er sprechen wolle. Man war doch begierig, womit er das Unvermögen seiner Truppe entschuldigen werde und ließ ihn reden.

„Verehrungswürdige!“ sprach der Director. „Meine Truppe hat zu Görlitz und zu Bautzen und in vielen anderen Städten vor einem Hohen Adel zu spielen die Ehre gehabt, und zwar zur vollsten Anerkennung. Seit den siebenundzwanzig Jahren, als ich der dramatischen Kunst lebe, habe ich meine brave Gesellschaft von Erfolg zu Erfolg geführt, und bis zu den größten Triumphen. Da, meine Herren und Damen! Da lesen Sie einmal dieses Zeitungsblatt! Was mein hochverehrter Freund und Gönner Doctor N. zu Breslau über mich schreibt! Wenn Ihnen“ — fuhr er mit lallender Stimme fort, „dieses Stück nicht gefällt, so liegt es nicht in mir und meiner ausgezeichneten Truppe, die wir das Möglichste gethan haben, um das Opus zu retten. Wenn das nicht möglich war, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern an dem Stücke selbst. Und wenn Sie, meine Schätzbaren, schon pfeifen wollen, so wenden Sie sich gefälligst an Den, der dort auf dem Häckselschneidstock sitzt. Ich kenne ihn recht gut, habe ihn zu Breslau gesehen, heißt Karl von Holtei und ist der Verfasser dieses Stückes. Habe weiter nichts mehr zu sagen.“

Der Vorhang fiel, das Publikum wendete seine Augen verblüfft dem Häckselschneidstock zu, wo der Dichter sich langsam erhob, um den Ausgang zu suchen.

Seit diesem Abende zog es Karl von Holtei vor, sich den Ehrenbezeugungen der großen Stadt zu unterwerfen, anstatt in Bauerndörfern sich so sorgfältig davor zu schützen.

Der Kinder-Kittel.

Ein Ringlein an der Kette der Menschheit.

In mein viertes Lebensjahr gekommen, entdeckte ich an mir etwas sehr Widerwärtiges. Einen Kinderkittel. Einen blaubarchendnen Kinderkittel mit Armlöchern und Hinterschlitz, genau so einen, wie ihn meine ältere Schwester trug. Nun war aber meine ältere Schwester ein Mädel, was bei mir nicht zutraf. Die Schwester gehöre zur Mutter, hieß es immer, und ich zum Vater. Nun hatte aber der Vater

keinen Weiberkittel an, sondern eine graue Hose mit grünem Hosenträger über dem rothen Brustfleck.

Also war es eines Morgens, als die Mutter mir das Kinderkittlein über den Kopf streifen wollte, daß ich mich verzweifelt dagegen sträubte. Ich wolle nicht mehr hinein und nicht mehr hinein, ich wolle eine Hose haben!

„Eine Hose, die wirst Du auch kriegen, mein Kind,“ sagte die Mutter, „aber früher mußt Du Dir mancherlei Dinge abgewöhnen. Sobald Du Dir den Zutzel abthust, kriegst Du die Hose.“

Es war nämlich, daß ich den Zulz im Munde hatte. In einem weißen Leinwandfetzen war etwas geschnittene Semmel und Zucker eingebunden, so daß das Bündelchen ein Köpflein bildete. Dieses Köpflein wurde in warme Milch getaucht, bis der Inhalt sich geweicht hatte, und mir dann in den Mund gesteckt, so oft ich unruhig, ungeberdig war, so oft ich drohte, es zu werden, oder auch, wenn ich schlafen sollte. Es war ein Ersatz für die Mutterbrust gewesen, die mir ein Jahr früher entzogen worden; ich hatte mich nun so sehr an den „Zutzel“ gewöhnt, daß er mir fast den ganzen Tag im Munde stak, selbst wenn er schon ausgesogen und eine plattgedrückte ödschmeckende Lutsche war. Er stak im Munde, wenn ich einschlief, und wenn ich aufwachte war mein erster Schrei nach ihm. Und diesen Unentbehrlichen sollte ich hingeben um die Knabenhose! Ich war aber sofort dazu entschlossen, wurde jedoch wieder rückfällig, noch bevor der Schneider die Sache fertig hatte. Nur daß ich's heimlich that, was öffentlich nicht beliebt war, in Abwesenheit der Leute, die mich darob ausgespottet hätten. Einmal war ich krank, da bekam ich den Zutzel sogar ohne Ausschluß der Oeffentlichkeit und ohne Spott, was mir sehr wohlthat.

Eines Tages aber, als ich am Herde hockte und wieder recht lebhaft sog und schmatzte, kam mir plötzlich, ohne äußeren Anlaß, die ganze Schmählichkeit der Sache ins Bewußtsein, ich riß den Zulz aus dem Mund und warf ihn ins Feuer.

Diese Mannesthat gab mir, wie ich glaubte, volles Anrecht auf die Hose. Allein mein Vater sagte, es hätte noch einen Haken. Ich müßte auch noch die Docken fortwerfen und anstatt mit derselben mit Peitschen und fichtenzapfenen Rössern spielen. Ich hatte nämlich gleich meiner Schwester aus alten Lappen ein stritzelförmiges Ding gebunden und dasselbe wie ein kleines Kind geschaukelt, geazt und liebkost; ihm auch mit einem Löffel Suppe in den Mund geflößt, der gar nicht vorhanden war; es in ein Bettlein gelegt und in den Schlaf gelullt, ohne daß es je einmal wach gewesen. — Diese süße Beschäftigung sei, so hieß es, wohl eine Arbeit für ein Mädel, aber nicht für den Knaben, der seine Beine schon in die Hose stecken wolle. Das sah ich ein, das Kindlein adoptierte meine Schwester und ich war frei.

Einige Tage nachher brachte mein Vater ein Paketchen nach Hause; es war in blaues Papier gewickelt, er hielt es mir vor die Nase und sagte, ich solle riechen was drin sei. Endlich enthüllte er ein Höselein aus braunem Zeug und mit Drahthafteln. Ich weiß nicht was wonniger war: als ich den Kittel das letztemal auszog, oder als ich die Hose das erstemal anzog. Ersterer bekam einen verächtlichen Fußtritt, aber er wurde von der Mutter als Schreckgespenst aufgestellt: „Wenn Du in dem neuen Hösel nicht ordentlich bist, so mußt Du wieder in den Kittel zurück!“ Die eiserne Jungfrau mit ihren Messern konnte nicht gefürchteter sein als es von mir der Kinderkittel war. Mein heimliches Grauen wich erst, als mein jüngerer Bruder in denselben hineinwuchs und also für mich die Gefahr beseitigt war.

In der Hose war es herrlich! Am ersten Tage schritt ich beständig die Stube auf und ab und blickte nieder

auf meine Beine und die schönen Falten, welche die Braune bei jedem Schritt abwechslungsweise einmal nach rechts, das anderemal nach links zog. Nur schien mir — nach Vergleich mit anderen Beinkleidern — Einiges nicht an der richtigen Stelle angebracht zu sein. Mein Vater sagte, das würde sich ändern, sobald mein sauberes Verhalten verbürgt sei.

Und schon die zweite Hose hatte die richtige Bauart, sie war jedoch wieder aus braunem Zeug, hatte noch immer Drahthafteln. Die Beinknöpfe kämen erst, bis ich mir angewöhnt hätte, des Morgens sogleich nach dem Gewecktwerden aus dem Bette zu steigen und mich ordentlich mit kaltem Wasser zu waschen. Es ward auch das und nun kamen schwarz-glänzende Beinknöpfe. Auch ein gleichfärbiges Jäckel gab es und einen rothen Brustfleck, über welchen der grüne Hosenträger gieng. Dieser Hosenträger diente hauptsächlich dazu, daß er in der Schule mir ein Beispiel gab, wie ein großes H aussieht. Es wäre das schon recht gewesen, wenn nur die Nachbarsburschen nicht graue Anzüge mit grünen Aufschlägen getragen hätten. Wie mußten diese Burschen glücklich sein!

Ganz bescheidentlich wurde darauf hingewiesen, da sagte mein Vater: „Was Du nicht Alles möchtest, kleiner Knauß! Ein Steirergewand kostet mehr Geld als Du wert bist. Bis Du erst die Ochsen führen kannst, bekommst Du graues Gewand mit grünen Aufschlägen. Es muß Alles verdient sein."

Das ist auch in Ordnung, dachte ich, und ein halbes Jahr später führte ich schon die Ochsen, als wir das Heu und das Korn in die Scheunen thaten. Das war aber nun nicht genug; um ein neues Gewand zu bekommen, mußte auch noch erst das alte zerrissen sein. Ich that mein Möglichstes. Und an meinem vierzehnten Namenstag kroch ich glückselig in die graue Tuchhose, die an beiden Außenseiten der Schenkel einen schmalen grünen Streifen hatte von oben bis unten. Und ich zog die grautuchene Weste an, deren Ränder ebenso grün ausgeschlagen waren; und ich schlüpfte in den grauen Tuchrock, der einen breiten grünen Kragen hatte und über den Säcken grüne Deckeln, und Knöpfe aus Hirschhornknochen. Die Mutter hatte dazu ein rothes Halstuch gespendet, welches zwischen den schneeweißen Hemdkragenflügeln ein niedliches Knötlein machte.

Jetzt war ich's! Ja wohl, Kleider machen Leute! und ich kann sagen, daß die Kleider mich erzogen haben. — Schlimm stand zu solcher Pracht nur der schwarze Strohhut. Andere trugen dunkle Filzhüte mit breiten grünen Bändern. „Das Einzige, was mir noch fehlt."

„Der grüne Hut kommt, bis Du den Pflug führen und Gras mähen kannst," sagte mein Vater.

Ich versuchte diese Aufgaben alsbald zu lösen, aber es gieng nicht, mein Leiblein war noch zu leicht für so schwere Arbeit. Erst im siebzehnten Jahre packte ich mit Erfolg den Pflug an den Hörnern. Da war auch der Filzhut da mit dem grünen Bande.

Um diese Zeit hatte ich auch etwas Anderes bekommen, an das der strenge Vater keine Bedingung geknüpft, und das nicht wenig zu meinem Ansehen beitrug — ein Schnurrbärtchen. So hatte ich nun Alles beisammen.

Alles? Alles eigentlich doch nicht. Die Nachbarsburschen hatten auf ihren grünen Hüten Federbuschen mit weißen Flaumstößen und krummen Hahnenfedern."

„Ja," bemerkte ich einmal so nebenbei im Gespräche mit dem Vater, „die haben schöne Federbuschen." Wollte aber nicht weiter anspielen. Der Vater überhörte die Bemerkung und pfiff so ein wenig mit gespitztem Munde. Er konnte das fein.

„Auf grünen Hüten stehen sie gut, die Federbuschen," sagte ich, um nicht näher anzuspielen.

„Der Federbuschen geht mich nichts mehr an," sagte der Vater. „Der ist Deine Sache."

Jetzt das verstand ich nicht. Denn ich hatte in den Säcken mit den grünen Deckeln kein Geld drin, hatte bisher auch keines bedurft, weil die Eltern für Alles sorgten. Nun hieß es plötzlich: Der Federbusch ist Deine Sache. Und so ein Ding kostete der Sage nach nicht weniger als drei Gulden.

Sonach fragte ich eines Tages einen Nachbarsburschen, der mein Freund war, wie der Mensch zu einem Federbuschen kommen könne?

Der Freund that einen unbändigen Lacher, welcher mich fast in den Erdboden bohrte.

Nach langem Schweigen fragte ich leise: „Wie ist das gemeint?"

„Ha ha, das ist gar nicht gemeint," lachte er. „Einen Federbusch kauft sich kein Bursch. Den Vogel selber schießen!"

„Hast Du ihn selber geschossen?" fragte ich.

„Kann schon sein, aber nicht mit der Büchsen."

„Womit denn?"

Er zuckte die Achseln.

„Wie also bist Du zum Federbusch gekommen?"

„Spendasche!"

„Von wem denn?"

„Von wem etwa?" fragte er zurück und schaute mich verschmitzt an. „Geh heim und denk' nach, vielleicht fällt's Dir ein, von wem man Federbuschen kriegt."

Ich gieng heim, dachte nach, aber es fiel mir nicht ein, von wem man Federbuschen zur Spendasche bekommen könne.

Es vergieng ein Tag und eine Nacht, und fiel mir nicht ein. Es vergieng eine Woche, ein Monat, ein Jahr, und fiel mir nicht ein. — Alles, vom ersten Höfel bis zu den grünen Aufschlägen, hatte sich so glatt entwickelt, und jetzt stockte es. Mein Vater sagte einmal, bis ich mir tüchtig verdienen könne, würde es auch eine Sackuhr geben, aber vom Federbusch sagte er nicht ein Wort.

Nun war einmal Faschingtag und ich gieng ins Wirtshaus. Mein Vater gab mir einen Silberthaler mit, und ich solle zeigen, daß ich meines Vaters Sohn sei. Das — dachte ich — würde doch wohl auch ohne Silberthaler feststehen. Aber ich nahm ihn sehr gerne.

An der Wirtshausthür stand ein braunes Mädel in rothem Kittel. „Hei!" rief das mir entgegen, „jetzt kommt er. Der muß mich zum Tanz führen!"

Vom Damm = Müller die Tochter war's, ich kannte sie vom Sehen schon lange und hatte mir oft gedacht: Wie kann die beim Wasser so braun werden? Schade, daß sie so braun ist! Ich wäre aber zu schämig gewesen, jetzt ein freundliches Wort zu ihr zu sagen, auch fiel mir keines ein; daher nahm ich sie bloß am Arm und führte sie in den Tanzsaal. Wir tanzten etlichemale herum, sie legte ihren warmen Kopf an meine Brust, ich neigte mich so über sie, daß meine Wange auf ihrem Haare lag, welches nach Nelkenöl roch. Lange hernach, wenn ich irgendwo Nelkenöl roch, fiel mir ihr Haar ein.

Als wir nach einer Weile rasteten, sah ich zu meinem Erstaunen, daß die Welt noch auf ihrem alten Flecke stand, daß Alles war wie sonst, ja, daß sich gar Niemand um uns kümmerte, sondern Alles vor sich gieng, als wäre nichts geschehen. Und es war doch das Unerhörteste geschehen. Ich, der vor den Weibsbildern sonst geflohen war wie der Hase vor den Jagdhunden, weil ich mich schämte, anders zu sein als sie, dem heiß geworden war vor Angst, wenn er in Gefahr lief, von Mädeln gehänselt oder in die Enge getrieben zu werden: ich hatte jetzt mit Einer getanzt, hatte meinen Arm um ihren Hals gelegt, hatte meine Wange an die ihre geschmiegt, der Hauch unseres Mundes

war ineinander geflossen — so saßen wir jetzt nebeneinander da und ich schaute verblüfft drein. Dann lachten wir uns an, sagten aber nichts zueinander, oder nur ein paar bedeutungslose Worte.

Etwas später theilte ich ihr mit, daß ich jetzt in die Zechstube gehen wolle und Wein trinken, und fragte, ob sie nicht auch durstig wäre?

„Das ist gewiß," antwortete sie, „willst mir Wein zahlen?"

Da zog ich sie gleich mit mir fort und wir aßen und tranken eine ganze Stunde lang und die Wirtin bediente uns freundlich und emsig, als wenn wir ein junges Ehepaar wären. Wir sprachen während des Essens ein wenig davon, daß ihres Vaters Mühle schon seit langer Zeit vereist sei und daß endlich doch einmal wärmeres Wetter werden müsse. Als wir uns ohne viel Umstände gesättigt hatten, giengen wir, die Finger in einandergehäkelt, in den Tanzsaal und tanzten bis Mitternacht. Um Mitternacht sagte sie: „So, das ist schön! Jetzt kommt mein Bruder nicht, mich zu holen und ich kann allein nach Hause gehen." Ihr Bruder war zwar auch im Wirtshause gewesen, doch seit einer Stunde verschwunden, ohne daß wir viel fragten wohin und warum.

„Wenn es Dir recht ist, so will ich mit Dir bis zu Deiner Mühle gehen." So trug ich mich an.

„Wird mir eine Gnade sein," war ihre Antwort. Da stutzte ich und wußte nicht, war das ernst oder gefoppt. Ich gieng mit ihr. Weil der Schneepfad enge war, so schritt ich voraus und sie hinter mir drein.

„Es ist aber viel Schnee," sagte sie einmal.

„Sehr viel Schnee," antwortete ich. Sonst redeten wir nichts unterwegs.

Als wir an die Damm-Mühle kamen, gab sie mir so ein wenig die Hand her und sagte: „Dank schön."

„Ist gern geschehen," versetzte ich. Dann ließ ich ihre Hand fahren und wir giengen auseinander. Kaum ich allein war, wollte ich vergehen vor Reu und Leid; vor Reu, daß ich ihre Hand fahren gelassen hatte, vor Leid, daß ich plötzlich allein war. Das war doch nicht das richtige Ende gewesen von einem solchen Faschingstage.

Solches war um Lichtmeß gewesen. Ich dachte nicht viel daran, und wenn ich daran dachte, so ward mir heiß und kalt, als stecke von jenem Tanzabende her ein heimliches Fieber in mir. Man sagts ja immer, daß es nicht gesund sei, so aus dem heißen Tanzsaal in die kalte Nacht!

Eine Woche vor Ostern kam ein Knabe und brachte mir ein kleines Päckchen in rothem Papier. Das gehöre mir.

„Was ist es denn?" fragte ich den Boten.

„Ich weiß es nicht."

„Wer schickt es denn?"

Das sag' ich nicht." Und lief davon.

Das rothe Päckchen war mit einem rothen Bändchen umbunden. Ich knötete es mühsam auf, um zu sehen, was das doch für eine unerdenkliche Sach' sein könne — hatte ich aufeinmal einen Federbuschen in der Hand. Ein weißes Flaumstößchen und daran eine schwarze sichelkrumme Feder. Mein erster Gedanke: das ist von der Müllerischen! denn ich hatte inzwischen erfahren, daß nach altem Brauch ein Mädel dem Burschen, welcher es zum Tanz geführt und bewirthet, ein Seidentuch oder einen Federbuschen zum Gegengeschenk machen müsse. Daß der Federbusch gewählt worden, freute mich unbändig.

Am Charsamstage steckte ich den Federbusch auf den Hut ins grüne Band und gieng umher, zu sehen, was die Leute zu diesem Weltwunder sagten. Sie sagten nicht viel dazu, als ob sie es ganz für selbstverständlich hielten, daß auch ich etwas auf

dem Hute trage. Und im Grunde war's auch selbstverständlich. Ich fühlte mich nun eine ganze Spanne höher gewachsen, so als ob der Federbusch ein Theil meines Leibes wäre. Am Abende, als es schon finster war und just der Vollmond aufgieng, schlich ich hinaus durch das Thal zur Damm-Mühle. Als ich hinkam, stand dort am Gartenzaun das Mädel, aber es war der rauschende Bach zwischen ihm und mir. Ich schwenkte den Hut, da sah sie mich. Wir waren beide still und verständigten uns durch Zeichen. Ich setzte den Hut so auf, daß die krumme Feder keck nach vorne stand; sie neigte rasch den Kopf: das wäre schon recht. Ich suchte durch Deuten mit dem Finger zu fragen, ob sie die Spenderin wäre? Sie nickte wieder mit dem Kopfe. Jetzt warf ich ihr Kußhände hinüber; sie warf nichts zurück, hielt aber an den Zipfen ihre Schürze auf, um die geworfenen Küsse in derselben aufzufangen. Jetzt faßte mich ein solches Entzücken, daß ich einen Sprung machte zu ihr hinüber. Da plumste ich in den Bach und rann rasch davon.

Es ist weiter nichts gewesen. Bloß daß ich ertrunken wäre in der Radstube, wenn es mir nicht gelang, mich am Pfosten zu stemmen und am Mühlrade aufzurichten. Jetzt begann sich aber das Mühlrad zu drehen von meiner Schwere und ich kletterte von Daube zu Daube, und so weit ich empor kam, drehte mich das Rad wieder zurück, es war ein verdammter Spaziergang an den Radschaufeln hinan und mit den Füßen immer im Wasser — so dauerte es, bis der Müller den Spaß entdeckte und mich aufs Trockene zog.

Was ich in seiner Radstube zu suchen hätte?

Weiter nichts, als meinen Hut, der mir ins Wasser gefallen wäre.

Dieweilen kam schon sie und brachte mir den Hut, den sie herausgefischt. Der Federbusch war zwar naß, trocknete aber sehr bald und mich hatte der brave Müller eingeladen, in seinem Hause zu übernachten, damit meine Kleider trocknen könnten. — Zur Beruhigung Derer, die sich etwa um meine Gesundheit kümmern sollten, theile ich mit, daß ich in jener Osternacht sehr gut geschlafen habe. Am nächsten Morgen begegneten wir uns unter der Hausthür. „Mädel," sagte ich rasch, „Du gefällst mir, magst mich?"

„Bist mir auch nicht zuwider," antwortete sie. Die Verhandlung dauerte nicht drei Secunden.

Und so hatte ich endlich Alles beisammen, ich hatte die Hose, den grün aufgeschlagenen Rock, den Steirerhut, den Federbusch und das Mädel.

Heute habe ich noch mehr. Ich habe einen dreijährigen Knaben, der einen blaubarchendenen Kinderkittel mit Armlöchern und Hinterschlitz trägt, im Arm ein kleines Kind aus alten Lappen schaukelt und an einem Zutzel lutscht.

Wer des Knaben weitere Geschichte wissen will, der mag vorne bei diesem Capitel wieder anfangen. Ich behaupte nur das: so widerwärtig uns Männern der Kinderkittel auch sein mag, wir kriegen ihn doch nicht los, wachsen wir an der einen Seite aus ihm hinaus, so wachsen wir an der andern wieder hinein.

Und es ist recht gut so. R.

Kleine Laube.

Alpenlieder

von Albert Möser.*)

Erstes Erblicken der Alpen.

Aufdämmert der Tag,
Und es endet die Nacht,
Die auf Flügeln des Dampfes
Mich südwärts trug
Aus nordischer Heimat,
Der hügellosen,
Zum äthergeküßten
Gelände der Alpen,

Voll Ungeduld gestern
Beim Sinken des Tages
Bestieg ich daheim
Den keuchenden Dampfzug,
Voll Ungeduld harrt' ich
Durch Stunden der Nacht,
Begierig, zu schauen
Das nie noch Geschaute.

Die Finsterniß schwindet,
Es blauen die Fernen,
Voll Ungeduld blick' ich
Nach Süden, nach Süden!

Schon hinter mir liegen
Regensburgs Thürme,
Und näher stets winken
Die Isarufer.

Da seh' ich es blitzen
Im Morgenlichte
Verschwimmend, verglimmend
Am Horizonte.

Sind's Wolken? Sind's Berge?
So frag' ich erregter,
Das Herz pocht schneller,
Das Auge wird weit.

Nein, das sind nicht Wolken,
Das weicht nicht und wankt nicht,
Sie sind es, sie sind es
Die leuchtenden Alpen.

Ob fern noch die hehren,
Ob matt noch der Umriß,
Die leuchtenden Alpen
Sie sind es, sie sind es.

In Tagen der Jugend
Voll Ungestüm einst
Inbrünstiglich fleht' ich
Zum hehren Naturgeist:

Erhabener, hör' mich,
Nicht lasse mich sterben,
Bevor ich erschaute,
Was Größtes du schufest,
Bevor ich des Meer's
Weiß schimmernde Flächen
Und ragender Alpen
Gipfel geseh'n.

Des Meer's, des unendlichen,
Labender Anblick
Ist leichtlich gegönnt
Dem Sohne des Nordens,

Nun ward dir erfüllt auch,
O sehnende Seele,
Des Doppelverlangens
Kostbarere Hälfte:

O sehnende Seele,
Nach Jahren des Harrens
Nun sahst du die Alpen,
Nun, Seele, sei fröhlich!

Telegraph im Hochalpenthal.

Das Alpenthal liegt schweigend und verlassen,
Rings kahl umzirkt von grauen Felsenmassen,
Fernab von Menschenglück und Menschenleid,
In wilderhabener Bergeseinsamkeit.

*) Aus „Singen und Sagen." Neue Gedichte von Albert Möser. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.

Des Römeradlers nord'sche Siegesflüge,
Nach Süd' der deutschen Völker Wanderzüge,
Dies Thal hat ihrer keinen je gesehn,
Zu öd' war es, zu rauh der Lüfte Weh'n.

Kein Laut des Markt's, wo sich die Menschen drängen,
Nur Geierschrei an schroffen Felsenhängen,
Nur der Lawinen lauter Donnergang
Durchbrach die Stille hier jahrhundertlang.

So war's, so ist's, doch ragend geht zur Seite
Dem Wandrer jetzt der Stäbe treu Geleite,
Die kühn sich schwingen über Bergeswand,
Darob der Draht von Ort zu Ort sich spannt.

Es dröhnt im Draht, und sieh! es weiß zur Stunde
Der Wand'rer: durch das Thal saust wicht'ge Kunde,
Und mit des Blitzes Schnelligkeit im Nu
Eilt sie beschwingt der fernsten Ferne zu.

Was jüngst geschah am Fuß der Cordilleren,
Und wo der Inder lauscht des Buddha Lehren,
Am nord'schen Eismeer, in der Wüste Sand,
An Schroffen hin fliegt es ob Meer und Land.

Der Herrscher Sterben, grimme Völkerschlachten,
Was Menschenhände schufen, Genien dachten,
Ob's freudig hebt, ob schlimm beschwert den Sinn,
Durch's Felsthal schwebt's von Pol zu Pol rasch hin.

Und wie im Aether oft Walküren reiten,
So webt in Lüften hier der Geist der Zeiten,
Und unsichtbar, dem Funkendraht gesellt,
Braust hin durchs Thal der Strom der großen Welt.

Am Todtensee.

Ich stieg die Maienwand hinan,
Tief unten floß die Rhone,
Der Gletscher thürmte sich steil empor,
Gleich ragendem Geisterthrone.

Des Wallis Berge grüßten von fern,
Leuchtend im Abendglanze,
Von Ost zog dräuend ein Wetter heran
Im wirbelnden Wolkentanze.

Ich stieg hinauf, ich stieg hinab
Auf weltverlorenen Wegen,
Stets öder war die Wildnis rings,
Ich schritt in Wolken und Regen.

Da plötzlich hoch auf des Berges Grat
Lag's vor mir grau und bleiern,
Das war der schaurige Todtensee,
Umhüllt von Nebelschleiern.

Die Schleier ballten zu Bildern sich
Und jagten im Felsverliese,
Umschwebten die Fluth, den Schatten gleich
Auf der Asphodeloswiese.

Um Bergeskuppen zuckten mit Schall
Des Blitzes fahle Lichter,
Absteifsten die Zacken den Wolkenflor
Und schnitten mir drohend Gesichter.

Es heulte wie höllischer Geister Chor
Der Sturm in Schlünden und Spalten,
Mein letztes Stündlein wähnt' ich nah'
Im Graus der Naturgewalten.

Mich faßte ein Schauer und in mir rief's:
„Natur, du gleichst der Empuse;
Und wenn du uns zeigst dein wahres Gesicht,
So ist's das Gesicht der Meduse.

Waldgrün und Licht und Blumenzier
Die sind nur ein trügerisch Gleißen,
Erst hier schau' ich dir zu tiefst ins Herz,
Wo Schleier und Hüllen zerreißen.

Im Herzen wohnt das Entsetzen dir,
Dein Lieben ist Fabel und Dichtung;
Und sprichst du, Grause, dein letztes Wort,
So ist es ein Wort der Vernichtung."

Auf und davon! Mit Sturmeshast
Floh ich den Ort der Gespenster:
Getrost! schon grüßte herauf das Hospiz,
Im Abendlicht glühten die Fenster.

Vom Eiffelthurm.

„Indem ich diese Zeilen schreibe, bin ich gerade von der luftigen Sternwarte hergekommen, welche der menschliche Geist dreihundert Meter über dem Boden von Paris zu errichten vermocht hat.

Wenn man diesen metallenen Thurm aus der Nähe betrachtet, so sieht man

ihm nicht an, daß er das ihm zugeschriebene Maß auch wirklich hat. Der Eindruck, welchen er macht, ist ähnlich demjenigen, welchen alle Besucher Roms angesichts des gewaltigen St. Peter-Domes empfinden. Denn auch hier lassen die ungeheuren Maße des Ganzen keine Einzelheiten hervortreten, so daß dem Betrachter jedes Maß für die Größe fehlt. Niemals werde ich das Erstaunen vergessen, welches ich empfand, als ich von der inneren Gallerie der Michel Angelo'schen Kuppel zu meinen Füßen den Hauptaltar erblickte. Derselbe ist 27 Meter hoch, also ebenso hoch wie das Louvre und die Sternwarte in Paris und das königliche Schloß in Berlin. Aber hier inmitten des ungeheuren runden Kirchenschiffes verlor er sich ganz.

Nun hat der Eiffelthurm eine Grundlinie von 120 Meter Länge, also mehr als einem Drittel seiner Höhe; außerdem hat er über dieser breiten Basis oben die Form einer zugespitzten Nadel. Das erste Stockwerk, welches ungefähr die Höhe der beiden Thürme der Pariser Notredame-Kirche hat, macht auf jeden Beschauer den Eindruck, als wenn es bei weitem niedriger wäre; erst das zweite Stockwerk, welches eine wahre Höhe von 115 Meter hat, erreicht die scheinbare Höhe der Notredame-Thürme. Die Spitze der Eiffelsäule erscheint kaum doppelt so hoch. Nur aus weiter, sehr weiter Ferne kann man die Höhenverhältnisse der verschiedenen Pariser Bauten mit dem Augenmaße einigermaßen richtig würdigen.

Ebenso geht es Dem, welcher den Thurm besteigt. Zuerst, wenn man unter ihm, zwischen seinen vier riesigen Ständern steht, erscheint der Bau gigantenhaft. Wenn man dann mit dem Steigen beginnt, ist man zunächst ganz hingerissen von den Einzelheiten der Construction und von dem wunderbaren Wirrwar von gekreuzten und verschränkten eisernen Balken aller Art und Form, welche wie ein dichter metallener Wald erscheinen. Steigt man weiter, so schätzt man unwillkürlich die mit jedem Schritte wachsende Höhe mit dem Augenmaß, nach dem Verhältnis zur Höhe der umgebenden Häuser, nach dem Rundblick über Paris und nach der Weite des sich stetig vergrößernden Horizontes. Bis zur ersten Plattform, deren Höhe 58 Meter beträgt, ist man ganz betroffen von dem Umfang des Werkes und von der Geschicklichkeit der Meister, welche es erbaut haben, und man empfindet ein Gefühl von Stolz und von Ehrfurcht vor der Größe des menschlichen Geistes. Auf der zweiten Plattform, bei einer Höhe von 115 Meter lebt man noch innerhalb der menschlichen Regionen, man bewundert die Macht der Wissenschaft und der Industrie, man beginnt zu ahnen, welch' ein gewaltiges Leben sich rings umher in Paris abspielt, man bekommt einen Ueberblick über die riesige Ausdehnung der Stadt und man überschaut die Denkmäler ihrer alten Entwicklungsgeschichte. Das ganze menschliche Leben in allen seinen Aeußerungen liegt ausgebreitet vor uns da. Man sieht es und hört es, und so hoch man auch darüber hinwegblicken kann, so hat doch Jeder das Bewußtsein, nur ein Theil desselben zu sein.

Wenn man nun aber noch höher steigt, so wird man allmählich von jenem Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit in dem unendlichen leeren Luftraum überwältigt, welches jedem Luftschiffer so gut bekannt ist. Das dritte Stockwerk des Thurmes ist 207 Meter hoch,*) höher als alle auf Erden bestehenden menschlichen Bauten. Von dort aus gesehen zeigt die Stadt Paris zwar nach allen Richtungen hin noch eine beträchtliche Ausdehnung, aber man sieht doch schon rings umher die ungeheure grüne Ebene, durch welche die Seine ihre lange gewundene Linie hindurch zieht, und im Verhältnis zu dieser großen grünen Fläche erscheint die nach dem Auffallen des Lichtes bald weiße, bald graue Scheibe Paris doch schon recht klein. Auch die Ortschaften Passy und Villejuif, die Kirch-

*) Auf den Zeichnungen des Thurmes ist diese Plattform nicht zu erkennen.

höfe von Montmartre und Pere la Chaise, Neudon, der Mont Valerien und Saint Germain scheinen einen Theil der umgebenden grünen Ebene zu bilden. Der Lärm der großen Stadt ist erstorben, der Wind pfeift uns um die Ohren und scheint die letzten Töne, welche von dort unten herauf dringen können, wie einen Traum mit sich fortzunehmen.

Wenn wir noch dreiviertel Stunden langsam weiter steigen, kommen wir auf die vierte Plattform mit einer Höhe von 273 Meter. Hier vermeinen wir uns schon in den Regionen der Lüfte zu befinden, der Horizont ist scheinbar mit uns gestiegen und in gleicher Höhe mit unseren Augen; er bildet rings um uns herum einen Kreis mit fast 60 Kilometer Halbmesser. Die ungeheure Stadt Paris erscheint inmitten der sie umgebenden Natur wie eine kleine Insel im Weltmeere. Was wir unter den Augen haben, ist nicht mehr Paris, sondern ein kleiner Theil von Frankreich. Dort unten sieht man Fontainebleau an der Seine, im SSO., Etampes an der Juine, im S., Rambouillet und dahinter Chartres an der Eure, im SW., Mantes an der Seine, im WNW., aber die schweigende Einsamkeit, welche uns umgibt, ist nicht mehr ein Theil von Frankreich, auf dessen Boden wir stehen, sondern sie gehört schon dem unendlichen Weltenraume an. Dir ganze Menschheit scheint durcheinanderzulaufen wie ein Stock Ameisen, auf einem Boden, von ihnen selbst und für sie selbst geschaffen, eitel, pygmäisch, zwecklos, veränderlich und trügerisch, wir schweben wie auf einem Luftschiffe in den klaren Höhen der reinen Anschauung.

Ueber dieser höchsten Plattform erhebt sich eine runde Kuppel, welche in drei Arbeitssäle zerfällt. Der erste dient als Sternwarte, der zweite als physikalische und meteorologische Station, der dritte ist für die Beobachtung der Lebenserscheinungen und für mikroskopische Luftuntersuchungen bestimmt. Oberhalb dieses Gebäudes ist das Leuchtfeuer; dasselbe hat einen elektrischen Lichtapparat, welcher von einem Strome mit einer Stärke von einhundert Ampèreschen Einheiten gespeist wird und die Lichtmenge von fünf bis sechstausend Carcel-Lampen entwickelt. Oberhalb des Leuchtfeuers endigt der Thurm in einer kleinen Terrasse, mit einer unter freiem Himmel stehenden Plattform, welche sich gerade 300 Meter über dem Erdboden befindet.

Von dieser engen, mastkorbartigen Fläche aus gesehen, erscheint der Horizont wie ein regelmäßiger Kreis von fast unendlichem Durchmesser, wie die Breite des Meeres, so ist auch die Weite des Himmels über alles Erwarten groß; der letztere erscheint wie eine helle Glocke, deren unterer Rand in unmeßbarer Entfernung auf den Rändern der Erde ruht. Man hat noch nicht ganz die Empfindung des Luftschiffers, welcher in einer Gondel in einer Höhe von mehreren tausend Metern über der Erdoberfläche frei über alle Grenzen der Länder und Völker dahin schwebt; man hängt ja noch mit der Erde zusammen und steht noch mit festen Füßen auf ihr. Aber man ist auf der Platte des Eiffelthurmes verhältnismäßig viel isolierter als auf dem Gipfel der höchsten Berge, da der erstere sich steil mitten aus der Ebene erhebt; und man fühlt hier die Größe des Himmels viel mehr auf sich wirken, als in der Gondel des Luftschiffers, denn dort wird der Blick nach oben durch den Ballon gehemmt. Im Uebrigen ist der Gegensatz zwischen der menschenbelebten Stadt, welche wie verloren zu unseren Füßen liegt, und der schweigenden Einsamkeit der luftigen Höhe hier, besonders ergreifend. Man sieht die Stadt mit allen ihren Kirchen und Palästen, mit ihren breiten Straßen und Plätzen und ihren engen Gassen; die Häuser, wie sie da neben einander stehen, sehen aus wie die Würfel eines Würfelspieles, ein jeder mit kleinen schwarzen Augen versehen. Wir wissen ja, welches Leben, welche Kämpfe und Leidenschaften, wie viele heitere und traurige Ereignisse sich hinter diesen Mauern abspielen, wir denken an die Arbeiten und die Vergnügungen der Irdischen, an die Untersuchungen der Ge-

lehrten, an die Studien der Künstler, an alle in Wollust und Genuß verbrachten Stunden, an alle Regungen des Verstandes und des Gemüthes. Aber wir fragen uns: „Wozu dienen alle diese Kämpfe, Anstrengungen und Aufregungen!" Alles bleibt dort unten, und nichts bringt zu uns in die Region des Schweigens hinauf, nichts ist dauernd, Alles vergänglich und veränderlich. Ihre Thätigkeit ist wie die in einem Ameisenhaufen; ihre Sorgen wie die von Eintagsfliegen.

Die unfruchtbare Luft der Höhe treibt uns zu einer philosophischen Betrachtung der Dinge; sie flößt uns zugleich eine tiefe Melancholie ein und vollendete Gleichgiltigkeit gegen Alles, was da unten vorgeht.

Wenn man um Paris herum einen Kreis mit einem Halbmesser von 61 Kilometer zieht, so umfaßt derselbe die Städte Melun, Etampes, Rambouillet, Mantes, Chantilly und Meaux; von allen diesen Orten aus kann man auch das Leuchtfeuer auf dem Eiffelthurme sehen. Selbst der Beobachter auf den Höhen des Fontainebleauer Waldes sieht die Spitze des Thurmes ein wenig über den Horizont hervorragen. Mit Rücksicht auf die Weite des Gesichtsfeldes bedauere ich noch heute, wie ich es schon am ersten Tage ausgesprochen habe, daß der Thurm auf der niedrigsten Stelle von ganz Paris erbaut ist; aber gerade hier ist das Gebiet der Weltausstellung, und ohne diese wäre Eiffels Unternehmung überhaupt nicht zu stande gekommen.

Man hätte den Thurm bei Gelegenheit der Eröffnung der Weltausstellung sehen müssen, als er von unten bis oben mit bengalischen Lichtern besteckt, und die verschiedenen Stockwerke und alle Umrisse mit entlanggeführten brennenden Gaskörpern nachgezeichnet waren und endlich an der Spitze das blendende Leuchtfeuer brannte. Den Abend sah man nicht die eisernen Theilstücke, welche verriethen, daß es sich nur um ein gut gelungenes Industrieerzeugnis handelte, an diesem Abende hob er sich in die Höhe, wundervoll, wie der Traum eines Künstlers. Sein scharlachrother Glanz, welcher die feinen Zeichnungen kenntlich machte, der runde Bogen unter dem ersten Stockwerke, welcher mit einem Feuerkranz verziert war, die ungeheuere luftige Halle zwischen dem ersten und dem zweiten Stocke, die vielfarbige Spitze, deren Licht bis zu den Wolken hinauf strahlte, die glänzende Illumination, welche den Thurm rechts und links und an allen Seiten umgab, die Seine, bedeckt mit wimpelvollen Booten, erfüllt mit Musikchören und Orchestern, die unzählige Menge von Menschen, welche zu Füßen des Thurmes wie die Wellen des Meeres hin und wieder strömten, dies ganze Schauspiel erschien wie das Bild eines Triumphzuges der Arbeit und der Freiheit. Der Eiffelthurm ist würdig der Ausstellung, welche ihresgleichen nicht findet, würdig der Gedenkfeier der Epoche, durch welche das Leben der ganzen Menschheit umgestaltet ist, würdig der modernen Wissenschaft und der fortgeschrittenen Bildung des neunzehnten Jahrhunderts, welche er krönen soll. Es ist eine Darstellung des immer höher strebenden menschlichen Geistes, ein Bild für unseren Wahlspruch „Excelsior."

Diese Betrachtungen über den interessantesten Bau unserer Zeit entnahmen wir einem größeren Aufsatze: „Der Eiffelthurm und seine Bedeutung für die Wissenschaft" von Camille Flammarion, welchen die „Deutsche Revue" veröffentlicht hat.

Dem Kaiser Franz Josef.

Als unser Monarch im August d. J. den deutschen Kaiser in Berlin besuchte, lasen wir in den Berliner Blättern ein Begrüßungsgedicht von Ernst Wildenbruch. Dieses Gedicht ist an Form und Inhalt so herrlich und edel, daß es den gewöhnlichen Wert eines Gelegenheitsgedichtes weit überwiegt und also der Vergessenheit entrissen werden muß. Es lautet:

Dem Kaiser Franz Josef.

Du sprachst, o Herr: „Laßt nicht die Cymbeln tönen und nicht die Wimpel flattern hoch am Mast,
In Eure Thore schweigend laßt mich treten, bei Euch mich weilen, einen ernsten Gast;
Denn eine Stelle ist in meinem Herzen, wo keines Jubels Echo mehr erwacht."
Wir hörten Dich, wir haben Dich verstanden, und Deutschlands Gruß sei lautlos Dir gebracht.
Doch mächtiger wird dieses Schweigen reden als des Frohlockens tausendstimmiger Klang;
Du zwangst den Gram und kommst zu uns'rer Freude, Beherrscher Deiner Seele, habe Dank!
Du hast die große, rauhe Pflicht getragen, vom Weltgesetz den Fürsten auferlegt:
Das eig'ne Los in eig'ner Brust zu bergen und dem zu leben, was das Volk bewegt.
D'rum gab Dir Gott in die geweihten Hände die edle Frucht, die diese Welt versüßt:
Du Fürst des Friedens, der uns Frieden kündet, Du Bringer heil'ger Gabe, sei gegrüßt!
Und wenn sich heut' die Hand des Hohenzollern in Habsburgs kaiserliche Rechte legt,
Wenn heut' das junge Herz, das zukunftsfreud'ge, am ernsten, alterfahr'nen Herzen schlägt,
Dann wird der Welt ein Bollwerk auferstehen für jedes Gut, das theuer ihr und wert,
Ein Segen Allen, die den Frieden denken, ein Schrecken Jedem, der den Kampf begehrt.

Der mährische Uhrmacher.

Ein Wiener Geschichtchen, mitgetheilt von B. Gibler.

Es war eines Tages, in der zweiten Hälfte des Monates Jänner 1889. An der Reichsbrücke zu Wien herrschte wie gewöhnlich ein Gewoge und Gedränge von Wagen aller Art, und ein junger Mensch, der durch das Gewirr die Straße übersetzen wollte, wurde von einem Gefährte erfaßt und an den Schotterhaufen geschleudert.

In demselben Augenblicke fuhr über die Brücke von den Donauauen her ein Zweispänner, dessen Insasse den jungen Menschen bemerkte, wie dieser sich soeben von dem Steinhaufen aufrichtete und seine Knie rieb.

Der Fahrende, ein jugendlicher Mann im grauen Jagdanzuge, ließ anhalten und fragte Jenen: „Ist Ihnen etwas geschehen?"

„Nein, nichts, nur hingefallen," antwortete der junge Mensch, während er noch lebhaft an seinen Beinen rieb.

„Sie werden sich doch verletzt haben," sprach der Herr im Wagen, „wohin wollen Sie denn?"

Ich gehe in die Stadt," sagte Jener.

„Setzen Sie sich zu meinem Kutscher, und Sie sind bald drinnen."

„Wenn ich bitten darf!" sagte der junge Bursche und kletterte mühsam auf den Kutschbock. Der Wagen rollte rasch und glatt dahin.

„Was sind Sie denn?" fragte der Herr im Wagen nach vorwärts gebeugt.

„Ein gelernter Uhrmacher," antwortete der Bursche, „ich bin vor kurzem aus Mähren zugereist und suche in Wien Arbeit. Aber dieses Wien ist eine gottverdammte Stadt, lauter Uhrenhändler und keine Uhrmacher. Seit drei Tagen gehe ich von Geschäft zu Geschäft, es findet sich nichts."

„Können Sie außer der Uhrmacherei noch etwas?"

„Nichts kann ich. Bin ein gelernter Uhrmacher."

„Vielleicht hätte sich sonst etwas Anderes für Sie gefunden," meinte der Herr im Wagen.

„Ich bin Uhrmacher," gab der Bursche zurück.

Als der Wagen an den Praterstern kam, fiel es dem jungen Mährer auf, daß da Alles auswich, viele Leute stehen blieben und grüßten.

Teufel! dachte er, dieser Herr, der mich führt, ist am Ende etwas Mehreres, vielleicht ein höherer Officier oder gar ein Graf!

Währenddessen hatte der Herr im

Wagen ihn beobachtet; das ländlich naive Wesen des Burschen muthete ihn an.

„Gefällt Ihnen Wien?" fragte er.

„Wenn ich nur erst Arbeit hätte!" antwortete Jener.

„Möchten Sie nicht irgend etwas Anderes werden? Vielleicht ein Bedienter."

„Ich bin Uhrmacher!" sagte der Mährer mit Entschiedenheit.

„Dafür dürfte Wien nicht der günstigste Boden sein."

„Dann gehe ich nach der Schweiz."

„Das wäre doch schade. Wien hat wohl noch andere Gewerbe, mit welchen sich ein junger strebsamer Mann vorwärts bringen kann."

„Mein Vater hat mich die Uhrmacherkunst gelehrt. Ich bin schon zufrieden damit, ich will nichts Anderes."

„Das ist schön von Ihnen," sagte der Herr im Wagen, indem er sich eine Zigarre anbrannte. „Sie sollen Uhrmacher bleiben."

So waren sie in die Stadt gekommen, über den Graben gefahren, den Kohlmarkt entlang und überall zeigten die Leute eine gewisse Aufregung, als der Wagen heranrollte. Dem jungen Uhrmacher wurde schier Angst. Das ist sicherlich ein hoher Herr, dachte er, und wie wird das enden! — Nun rollte der Wagen durch das Burgthor in den Schweizerhof.

Es wird immer schöner! dachte der junge Mensch, das ist einer vom Hof.

Der Wagen hielt und der Herr rief lächelnd dem Mährer zu: „Nun, hier wollen Sie absteigen. Dann gehen Sie dort durch die Thür hinein, geben an, wie Sie heißen, was Sie sind und woher, und in vierzehn Tagen fragen Sie dort wieder an. Vielleicht hat sich bis dahin ein Uhrmachermeister für Sie gefunden. Adieu!"

Dann fuhr der Wagen links in den kleinen Hof hinein.

Der in Verwirrung vom Bock mehr herabgefallene als herabgestiegene Uhrmacher starrte nun dem Wagen nach und dann fragte er den nebenstehenden Burgwachmann, wer denn dieser Herr gewesen sei?

„Sie kennen ihn nicht?" fragte der Mann, „wieso sind Sie denn auf seinen Wagen gekommen?"

„Von der Donaubrücke her hat er mich mitgenommen."

„Ich gratuliere Ihnen," sagte der Wachmann, „Sie sind mit dem Kronprinzen Rudolf gefahren."

Jetzt wollte der gute Mährer vor Schreck umfallen, allein man ließ ihm keine Zeit dazu, sondern führte ihn in die Kanzlei und nahm ihm sein Nationale ab. Hernach war er entlassen mit dem Bemerken, daß er sich nach dem Wunsche Seiner Kaiserlichen Hoheit in zwei Wochen wieder melden möge.

Aber bevor diese zwei Wochen zu Ende giengen, kam der 30. Jänner. Auch die Hoffnung des mährischen Uhrmachers hat dieser Tag begraben.

Heitere Historien.

Heiterkeit verkürzt die Zeit und verlängert das Leben. Für einen guten Spaß müssen Zwei sein, Einer, der ihn macht und Einer, der ihn versteht. Die Zwei sind hier beisammen. Also machen wir ein ernsthaftes Gesicht und heben unsere Historien an.

Das Examen.

„Ausschaust Du nicht extra gut!" sagte die Base zum heimkehrenden Studenten, „bist doch nicht gar marod gewesen?"

„Es ist kein Spaß nicht!" antwortete der Student seufzend.

„Jessas, und was Du für Schrammen hast im Gesichte! Wirst doch nicht wo gefallen sein?"

„Es ist kein Spaß nicht," wiederholte der Student. „Jetzt zum Semesterschluß! das Examen!"

„— hat Dich so zugerichtet? Armer Bursch! Und bist bei keinem Arzt gewesen?"

„Das Examen, meine liebe Muhme! Da hilft Alles nichts.

„Das Examen?“ fragte die Base jetzt, „was ist denn das lauter?“

„Du weißt nicht, was Examen ist!“ rief der Student. „O glückliche Seele!“

„Um Gotteswillen, das muß ja was Schreckliches sein!“

„Ja, Goldmuhme, es ist was Schreckliches,“ entgegnete der Student feierlichen Tones.

„Hast Du noch nie von einer Folter etwas gehört?“

„Folter!“ rief sie, „wo sie die Leut auf den Schragen spannen und beim Daumen einzwicken — wenn er ein Geheimnis hat, daß er's sagen soll?“

„Richtig, daß er's sagen soll. Und siehst Du, so etwas Aehnliches ist das Examen!“

„Jesus Maria! Und Du — ?“

„Ja, meine theure Blutsverwandte,“ sprach der Student mit tragischer Geberde, „ich bin in die Marterkammer geführt worden, und da sind sie herumgestanden und gesessen in schwarzen Mänteln, haben mir gleichsam so Schrauben angelegt und haben von mir Geständnisse wissenschaftlicher Natur erpressen wollen.“

„Und Du!“ rief die Base in höchster Spannung.

„Ich — bin standhaft geblieben. Nichts haben sie von mir herausgekriegt!“

„Brav!“ sagte die Base und streichelte den jungen Vetter, „brav hast Dich gehalten, Franzel. — Wart', ein altes Thalerlein hab' ich im Sack. Das gehört Dein. So! Nur immer so fort!“

Ach, können Sie mir nicht sagen, wo Karl Kellbach wohnt?

Von einem bekannten deutschen Dichter, nennen wir ihn Karl Kellbach, wird Folgendes erzählt.

Derselbe betheiligte sich einst an einem in einer süddeutschen Stadt abgehaltenen Schriftstellertag. Die fremden Gäste waren von dem fürsorglichen Comité in verschiedenen Privathäusern gut einquartiert worden, dann widmete man sich in langen Sitzungen den Standesinteressen und in noch längeren den Tafelfreuden. Unser deutscher Dichter, Karl Kellbach, war selbstverständlich ein begeisterter Freund des Rheinweines, dem er tapfer zusprach. Einmal, als er mit Genossen spät Abends die Weinstube verließ, fragte er seinen Nachbar: „Ach, Bester, können Sie mir nicht sagen, wo Karl Kellbach wohnt?“

Der Andere blickte ihn verblüfft an und entgegnete artig, mit verhaltener Heiterkeit: „Aber um Entschuldigung, mein Herr, Karl Kellbach, der sind Sie ja selbst!“

„Das ist ganz richtig,“ entgegnete der Dichter, „ich weiß nur nicht, wo das Kalb wohnt.“

Das Wunder.

Die Predigt war vorüber. Der Pfarrer hatte viel von Wundern gesprochen und unter den Zuhörern war ein Bauer, der daraus nicht recht klug werden konnte. — „Wunder! Wenn ich nur wüßte, was das eigentlich ist, wie es kommt und wie es wird. Ich habe meiner Tage noch kein Wunder gesehen.“ So sprach er bei sich und weil ihm das Ding keine Ruhe ließ, so gieng er nach dem Gottesdienst in die Sakristei: „Wenn halt der Herr Hochwürdige so gut wollt' sein und mir's doch ausdeutschen, was das ist — das von der heutigen Predigt.“

Das von der Predigt? Das Wunder?“ fragte der Pfarrer.

„Bitt' unterthänigst, ich weiß halt nicht recht, was das ist.“

„Na, warte nur ein wenig da in der Vorhalle,“ sagte der Pfarrer, „ich werd' mir gleich die Zeit nehmen.“

Der Bauer stand in der dunklen Vorhalle und war versunken in Nachdenken. Und wie er so dastand in der dunklen Vorhalle und versunken war in Nachdenken, erhielt er plötzlich von hinten einen so heftigen Schlag, daß er schier zu Boden taumelte. Bald kam der Pfarrer und fragte den Bauer mit sanfter Stimme, ob er nichts gefühlt hätte?“

„Ach, Jesses, und wie!“ ächzte der erschrockene Bauer, seine Hand flach auf dem Rücken haltend.

„Nun seht, lieber Freund,“ sagte der Pfarrer, „wenn Ihr das nicht gefühlt hättet, so wäre das ein Wunder gewesen.“

Wort und That.

Vor einiger Zeit gieng auf einem Schiffe im atlantischen Ocean folgende Scene vor.

Der Docent für alte Philologie an einer deutschen Universität, Professor Omega, stand auf dem Deck des Schiffes neben dem wettergebräunten Capitän, den er huldvollst seiner von classischen Citaten überfließenden Unterhaltung würdigte.

„Können Sie Lateinisch?“ fragte er ihn im Laufe des Gesprächs.

„Nein, Herr Professor!“ antwortete der Capitän.

„Dann ist ein Viertel ihres Lebens verloren!“ erwiderte der Gelehrte.

„Können Sie Griechisch?“ forschte er nach einiger Zeit weiter.

„Auch das nicht, Herr Professor,“ entgegnete treuherzig der Seemann.

„Dann“ — bemerkte der Professor mit Würde — „ist Ihr halbes Leben verloren!“

Unterdessen war ein kleines Wölkchen am Horizont heraufgezogen, größere Wolkenmassen folgten nach, ein gewaltiger Sturm erhob sich.

„Herr Professor!“ — rief der Capitän mit einer das Brausen des Orkans übertönenden Stimme — „können Sie schwimmen?“

„Nein!“ antwortete eine wimmernde Stimme.

„Dann ist Ihr ganzes Leben verloren!“ gab mit dem Humor der Todesverachtung der Capitän zurück.

Sonntagsheiligung.

Der Pfarrer von Althöfen gieng an einem Sonntage, unmittelbar nach dem Gottesdienste, über Land. Da sah er, daß — während sonst Alles noch auf dem Kirchplatze war — der Rüppel auf seiner Wiese Gras mähte.

„Rüppel!“ rief ihm der Pfarrer zu, „ist das Sonntagsheiligung?“

„Nein,“ antwortete der Rüppel, „das ist Futtermähen.“

„Du bist ein Unchrist!“ rief der Pfarrer. „Heut' ist Sonntag! Besser ihn heiligen, als arbeiten!“

„Das ist wahr,“ antwortete der Rüppel, „ich werde mich ändern.“

Als aber der nächste Sonntag kam, sah der Pfarrer den Rüppel wieder nicht in der Kirche. Nach dem Gottesdienst gieng er hinaus auf Rüppels Wiese. Der Mann mähte auch nicht Gras, doch lag er auf dem Heuhaufen und reckte die Viere von sich.

„Fauler Schlingel!“ rief ihm der Pfarrer zu, „was ist denn das?“

„Ich thue, was mir der Herr Pfarrer gerathen hat,“ antwortete der Bauer.

„Wieso? Ich habe gesagt: den Sonntag, Du sollst ihn heiligen.“

„Und das thue ich ja, „ich thu' ja im Heu liegen!“ —

Das ist wie bei jenem Knechte, der nur in Heiligenstadt arbeiten wollte, bis ihm Einer drauf kam, daß er nur im Heu liegen, statt arbeiten wollte.

Unheilbare Schwermuth.

Ein vielsagendes Geschichtchen ist das folgende: Einer der berühmtesten Pariser Aerzte des vorigen Jahrhunderts erhielt eines Tages den Besuch eines Mannes, der die Hilfe seiner Kunst gegen ein besonders hartnäckiges Uebel ansprach. Auf die Frage, was es mit diesem Leiden für eine Bewandtnis habe, erwiderte der Unbekannte, seine Krankheit sei eine tiefe Schwermuth, welche ihm das Leben unerträglich mache.

„Sie müssen guten Wein trinken,“ sagte der Arzt.

„Ich habe in meinen Kellern die besten und feinsten Weine aller Länder,“

entgegnete der Kranke, „allein sie verscheuchen meine Traurigkeit nicht.“

„So reisen Sie.“

„Ich habe ganz Europa durchreist, allein immer hat mich die Schwermuth begleitet.“

„Hm! das ist ein bedenklicher Fall. Es gibt jedoch noch ein Mittel: gehen Sie regelmäßig ins italienische Theater, wenn Carlin spielt; sein Humor ist unerschöpflich und seine Lustigkeit ansteckend.“

„Ach, lieber Herr,“ antwortete der Kranke mit einem tiefen Seufzer, „ich sehe wohl, daß meine Traurigkeit nicht zu heilen ist; ich selbst bin Carlin!“

Der infame Moses Löw.

Ich bitte Sie um Alles in der Welt — erzählte der Gipsgießer Marteus, hören sie Sie doch! Die Schlechtigkeit von diesen Geschäftsleuten ist doch fürchterlich! Schick' ich da an den Moses Löw eine Anzahl Gipsfigürchen. Aber die haben ihm nicht gefallen, und er schickt sie zurück. Umgehend schreib ich ihm: „Mein Geehrtester! Ich kann die Rücksendung nicht annehmen, denn die Figürchen sind unterwegs zur Hälfte zerbrochen.“

Darauf schreibt er mir: „Er hätte einen Zeugen, daß die Figürchen schon zerbrochen waren, wie die Mustersendung an ihn gelangte.“

Und doch sind heut noch alle Figürchen ganz! Ist das nicht eine infame Schlechtigkeit von dem Moses Löw?“

Der Rasierer des Kaisers.

Jetzt einmal ein Geschichtchen vom lieben Kaiser Josef.

Kaiser Josef, der fuhr, wenn er reiste, nie in dem für ihn bestimmten Wagen, sondern meist dem Gefolge eine halbe Meile voraus. So kam er einstmals auch in Lemberg unerkannt an, fuhr an dem Gasthofe vor und ließ sich ein Zimmer anweisen. Dort begann er sich zu barbieren.

Plötzlich klopfte es.

„Herein!“

Es ist die neugierige Wirthin.

„Nun, was wollen's Madame?“

Madame knixt und kommt endlich heraus: „Erlauben's, Euer Gnaden, was haben's eigentlich für ein' Dienst bei unsrem gnädigen Kaiser?“

„Ich? Ja so! — Na sehn's, lieb' Madamchen, ich rasier' ihn halt zuweilen.“

Das Telephon.

„Du Steffel, geh sag' mir einmal, da reden die Leut' so viel von dem Telephon, oder wie das Zeug heißt, was man so zum Umeinanderschreien braucht. Was ist denn das eigentlich für ein Ding?“

„Ja,“ antwortete der Steffel, „das will ich Dir schon sagen. Paß' nur einmal auf, Peter, sonst verstehst es schwerlich, es ist ein verzwicktes Ding. Denk' Dich nur einmal hinein.“

„Hineindenken?“ sagte der Peter, „das kann ich ja thun!“

„Denkst schon?“

„Ich denk' schon, Steffel.“

„Gut ist's, Peter, so denk' Dir einmal ein Schwein. Kannst Du Dir ein Schwein denken?“

„Ich hab's schon, Steffel, und ein feistes dazu.“

„Gut ist's, Peter. Und nun denk' Dir, das Schwein hat einen Schwanz. Hat es ihn?“

„Steffel,“ grinste der Peter, „den haben sie ja alle.“

„Gut ist's. Und das Schwein, das Du hast, steht — sagen wir — in Wien. Verstehst Du?“

„Hi, hi,“ lachte der Peter, „da gibt's ihrer viele.“

„Gut ist's. Das Deine ist auch dabei, und das hat einen so langen Schwanz, daß er bis Graz geht.“

„Hau!“ schrie der Peter auf.

„Daß er bis Graz geht,“ wiederholte der Steffel.

„Aber Steffel, so lang kann er ja gar nicht sein!“

„Du sollst ihn ja nur bloß so lang

denken, Schafskopf. Kannst Du das nicht?"

„Laß nur Zeit, Bruder, will's probieren?"

„Gut ist's. Jetzt paß auf. Du gehst in Graz her und kneipest den Schwanz tüchtig. Kneipest ihn?"

„Ich kneipe ihn."

„Was geschieht? — Nau, Peter, wenn Du das Schwein in den Schwanz kneipest, was thut es?"

„Winseln thut das Vieh," sagte der Peter.

„Richtig, mein Sohn," belehrte der Steffel. „Wenn Du zu Graz das Schwein in den Schwanz kneipest, so macht der Rüssel, der in Wien ist, einen Grunzer! — Und schau, Peter, und das ist das Telephon."

D Stadtherrn-Hosn.

Wia da Vetter Wastl gheirat't hot — oh mei, wia long is dos her, is scha bold neama wohr! — nau, do loßt er eahm a neugi Hosn mochn. Oba ka bockhänteni, de sein selm neama da Brauch gwen; a stodtherischi Tuachhosn hots müan sein, fein ausbandlt und mit an Gradl boad Seitn bis zan Stiefelobsotz owi. Wia länka, wia nobla. S Vaurngwond is uns z gmoan, wir sein a Hulzknecht! Richti, wia da Schneider Hiasl die neugi Bräutigonhosn schickt und da Vetter Wastl die Kluft sauber onprobirt, is da Wastl akrat für d Hosn um a drei Fingerbroatn z kurz. — Wos stelln ma hiaz on? In Bräutigon kon ma nit länka mochn, sist wochsad er da Braut übern Kopf und des mogs nit, ober oan Mittel gabs noh, sollts n ein: d Hosn kunt ma kürzer mochn. Sie slonschtn gonz übern Stiefel owi und sitztn zsom übern Rist, wia an ausgmatzta Blosbolg. Wer schneidt hiaz d Hosn oh? Da Schneider is nit do und zan Nochschickn hobn mar ah Neamb, weil an Jabs sein Orbat hot in a so an Tog. Mocht nix, sein jo Weiberleut im Haus. Für was warn dan d Weiberleut, wans oan nit amol s Gwond herrichtn kuntn! Guat, da Vetter Wastl nimmt die neug Hosn übern Orm, geht za da Stolldirn und sogg: „Du, gelt, Miazl, Du bist sa guat und schneidst ma do mei neugi Tuachhosn a wenk oh. Zlonk is s, däs Bradl, dnetter um a drei Finger. Und nochha wieder einsama."

„Jessas!" schreit d Stolldirn, eh a wenk granti, weil wieder Oana aus n Haus heirat't, „Jessas!" schreit's, „hiaz kimbb der ah noh mit da Hosn daher, wo mar eh nit woaß, wos ma zerst ongreiffn sul va lauta Gnäd! Die Küa warn zan melchn, da Goas muaß gstraat wern, d Ruabn sein noh nit gschnidn und af jo und na is s finster!"

„Wans as nit leicht thuat, mocht ah nix," moant da Vetter Wastl und geht mit da Hosn schön stad wieda. Geht zu da Köchin, de grod ban Herd umschiaßt und redts güati on: „Mei liabi Waberl, a Gebid. Ih woaß, za Dir kim ih nit umsist. Do mei neugi Hosn — um a gonz Trum is s ma zlonk. Sei ja guat, nimm d Schar, schneid ban a niada Haxn a drei Finger broats Ranftl weck und sam mas wieder ein. Va Dir is s gleih gschechn."

„Dos ah noh!" pfnehazt die Köchin ban Umschiassn, sie is ah granti heint. „Schau, zan Hosnflickn war Unseroans guat. Geh, geh nar um a Häusl weider, hon nit Zeit hiaz. Die Knecht wortn schon af d Suppn. Sult sih Unseroans dan ba da Mitt ohreissn, daß mar überoll kunt sein und Olls kunt beguatna! Sas und Jousef! da Sterz brennt sih ah on! Wan oans na nit d Leut fuaschder in Weg umstandn! Imeramol is scha frei aus!"

„Ah so, Du host ah nit Zeit," sogg da Vetter und geht mit seiner Hosn in d Hinterkommer aussi za da Moam und bits, wans holt do sa güati und bormherzi wa! Sei neugi Hosn warn zlonk, gleim um drei Fingerbroatn. Da Schneider wa zweit weck, morgn früa brauchad ers und heunt hät er noh kan oagns Weib, däs eahms kunt mochn.

„Loßt mih d Moam nit in Stich," bit't er, „d Moam kimpp aft z lohn in Himel."

„Daß Du mih oba go sa gern in Himel häst!" kiselt d Moam.

„Na, nit a so, Moam. Liaba noh af da Welt. Ah, dos wul."

D Moam is ah a wenk granti. Jung oder olt, Koaner is s recht, won a Monnsbild doniheiradt, wo ma dahoam d Leut brauchand in da gnädign Zeit. D Moam hot die grossn Brilln af da Nosn und thuat grod Kaffeebohnklaubn. Wias hiaz in Wastl sein Onliegn hört, schaut s auf und sogg: „Bist oba doh a rechta Norr, hiaz kimst ma do mit da Hosn, wos d eh siachst, daß ih d Händ vul Orbat hon. Die Kaffeesuppn willst doh hobn, morgn früa und zan Bohnklaubn wa nit Zeit. Spiazlst doh gleih, wan a schlecht Böndl dabei is. Häst long Zeit ghobb über Togs, daß dih um d Hosn häst kinen umschaun. Olls af d Nocht und Olls erst af d Nocht! Henks afn Nogl in Deiner Komer, leicht, daß ih aft späda Zeit hon. Is a hells Kreuz mit enk, richti wohr ah!"

Da Vetter Wastl geht schön stad weider und denkt eahm: „In da Gfälligkeit werns nit dasticn, unseri Weiberleut. Zeit is s, daß ih Oani kriag für mih selba." Henkt sein neugi Hosn afn Nogl und geht a wenk in d Nochborschoft za seina Braut.

D Moam, wias von Bohnklaubn fiati is und zan Nochtmohlessn gwischbelt wird, denkt: ihr löffelts ma long guat, ih moch daweil in Wastl sei Hosn. Won er ah heirat't, a Mensch is er doh. Geht in die Komer, schneidt va da Tüachanan untnauf af boad Seitn drei Finger wek, sambs wieder ein, henkts auf: So, hiaz is da Goas gstraat.

Noch n Nochtmohl, wia die Köchin von Ohwoschn fiati is und schon is Bett will, follts ihr ein; hiaz häts doh Zeit, in Wastl, daß n d Hosn ohschneidad. So a Bräutigon is eh an orma Hascher. — Geht in sein Kommer, schneidt va da Tüachanan an drei Finger broatn Straf wek, sambs wieder urntlih ein, henkts afn Nogl und geht schlofn.

Endler is a d Miazl fiati mit da Stollorbat. Ihr Hoor kampelts noh aus und d Füaß woschts noh in Brungrond; af die morgigi Hohzat denkts, ba da Hohzat sollt ihr da Bräutigon ein, und ban Bräutigon sei Hosn. Deiga! moants, hiaz hät ih grod Zeit, daß ih eahm d Hosn ohschneidad. De letzt Gfälligkeit kunt mar eahm jo daweisn. Kunt ah a mol a Guatheit von eahm z brauchn hobn — ih. Geht in sei Kommer, trennt va da Tuachanan untn boada Seitn an drei Finger broatn Ronft wek, sambs sauber ein, henkts afn Nogl und geht in ihr Bett.

Morgns drauf, wia da Wastl in Gottsnom sei Bräutigongwandl onlegg, trifftn völli da Schlog va lauta Schrockn. Sei Stodtherrnhosn gehtn nit amol über d Wadl.

Hiaz aftn is s auskema, wia guat as eahms d Weibaleut gmoant hobn — oll mitanonder und an iadi extra. Warn ara noh mehr in Haus gwen, sa hätus eahm sei Tuachani zsomgstutzt zan a Schwimhosn.

Und da Vetter Wastl hot za sein Ehrntog holt do ka Stodtherrnhosn onzlegn ghobb und hot valiab nehma müaßn mitn ehrsumen Steirergwond, wias sei Voda hot trogn. „God sei Donk!" hot sei Braut gjogg, „mir gsollst besser in der Jachanan, wir in da Tüachanan!"

Erklärung: Gradl: Rand- oder Seitenschnürchen; Kluft: Anzug; ausgmatzt: ausgepreßt; Gnäd, gnädi hobn: viel und eilig zu thun haben; gstraat: gestreut; Ronft: Rand pfnehazt: schnauft; beguatna: beguten, bemuttern; fuaschda: fortweg; Deiga: so viel als Teuxel; Jachani: Hose aus Thierfell. (Stoff aus Wichners „Alraunwurzeln.")

Bücher.

Ein kleiner Roman. Erzählung von Marie Ebner v. Eschenbach. Zweite Auflage. (Berlin. Gebrüder Paetel. 1889.)

Ein weiblicher Paul Heyse! rief ich aus, als das Buch mit obigem Titel zu Ende gelesen war. Und in der That, die vornehme Glattheit der Sprache, das In-

teressante und Pikante des psychologischen Themas, der einfache und doch so kunstvolle Aufbau bis zur wohlbegründeten und deshalb mächtig wirkenden Katastrophe, das ist nicht moderne Naturalistenarbeit, das ist die feine Art nach classischen Mustern, die heute Paul Heyse so vorzüglich behandelt und also in Marie von Eschenbach eine so prächtige Vertreterin gefunden hat. Nur daß bei Marie von Eschenbach die Stoffe natürlicher, alltäglicher, also uns naheliegender sind als bei Heyse. Der kleine Roman — welch anspruchsloser und welch vielsagender Titel! — behandelt die Geschichte einer jungen Erzieherin in einem aristokratischen Hause, die Geschichte weiß natürlich von Liebe, sie ist durchaus discret und schlicht, so wild glühend es auch hergeht unter der Lava. Nur wenige Personen treten vor uns mit ihren herzbewegenden Schicksalen. Die Charakterschilderung dieser Personen fand ich so wahr, so glänzend, daß ich davon entzückt war, wie mich in der neuen erzählenden Literatur schon lange nichts mehr entzückt hatte. Wie gibt sich's denn, wenn der Graf nach dem Tode seiner Frau sich in die Erzieherin seines Kindes verliebt, und diese liebt ihn wieder, aber zwischen ihr und dem Kinde ist eine tiefe Abneigung vorhanden! Das wird erzählt. Und wie! — Marie von Eschenbach, das wird auch ein Autor sein, den ich mir zu den wenigen Auserlesenen stellen muß. Die Zeit, die man mit solcher Lectüre verlebt, bringt uns Genuß und Gewinn zugleich. P. K. R.

Trost- und Trutz-Büchlein der Deutschen in Oesterreich. Zeitgedichte, gesammelt und herausgegeben von Gustav Pawikovski und Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1888.)

Zur Zeit der Noth greift das Volk zum Gebet- und Erbauungsbuche. Das deutsche Volk in Oesterreich hat Grund zu bangen, ob es wohl möglich sein wird, in seiner uralten Heimat deutsches Leben und deutsche Sitte auch fürderhin zu bewahren. Eine Ueberzahl von Gegnern ist aufgestanden und rüstet sich mächtig, in Oesterreich die Deutschen zu überwinden und niederzuwerfen zur Ohnmacht. Aber der Deutsche ist nicht gesonnen, seine angestammten heiligen Rechte, die ehrlichen Früchte seines Verdienstes um die Cultur der Ostmark fahren zu lassen. Noch entscheidet nicht die rohe Gewalt. Ein edles Culturvolk ist gewohnt, seine Güter mit geistigen Waffen zu hüten, so lange diese ausreichen. Und also haben sich die deutschen Dichter der Gegenwart zusammengereiht zu einem Fähnlein der sechzig Aufrechten, um in hehrem Liede das deutsche Volk und seine Tugenden zu preisen und zum Schutze derselben die Deutschen anzurufen. — Trost und Trutz! Das Herz weitet sich in Zuversicht und schwillt in Muth, wenn so die Dichterworte klingen, jetzt in weihevollen Accorden der Hymne, jetzt in zornigem Schlachtrufe. Ein versöhnlicher Geist durchweht noch die Strophen der Aelteren, aber aus den Herzen der Jungen lodert glühender Kampfesmuth, der lieber mit dem Schwerte zu dichten scheint als mit der Feder. Möchten Worte, Lieder noch frommen, möchte in friedlichem Wettstreite der Sieg entschieden werden! Von dem deutschen Genius hoffen wir's. Wer zagend ist, der nehme das Trost- und Trutzbüchlein zur Hand und stärke damit sein Herz. Es ist ein reiner Quell der Liebe zu Volk und Vaterland, soweit diese Liebe von außen geschöpft werden kann; denn eigentlich liegt sie uns Allen im Blute, nur daß sie manchmal eingelullt vom Philisterthume tief schlummert und von Märchen träumt. Jeder Nation das Ihre, und auch uns das Unsere! Wir können Gut und Leben lassen, aber niemals unser deutsches Volksthum. Mit dieser Zuversicht grüßen wir das Büchlein, um das sich dessen Herausgeber ein wahres Verdienst erworben haben. R.

Singen und Sagen. Neue Gedichte von Albert Möser. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Mösers Lyra war seit längerer Zeit verstummt, nun klingt sie wieder, und zwar so rein und schön als jemals. In ihren Saiten spielt eben ein classisch gebildeter Geist, der — wenn auch keine neuen Pfade des Menschenherzens und Weltgeistes betreten — umso besser auf den alten Bescheid weiß. Sei es in der Idylle wie in der Naturbeschreibung, sei es im philosophisch vertieften Sonette oder in Geschichte und Sage, sei es das Höchste, Freudigste oder das Tiefste und Dunkelste, der Dichter führt uns durch alle Reiche. Mit Vorliebe die antike Form wählend, nimmt die sangesfreudige Seele oft hohen Flug, um bald darauf freundlich wieder mit uns durch Alltägliches zu wandeln. Wer z. B. die Gedichte „An Darwin," „Telegraphie im Hochalpenthal," Alpenidyll," „Der koptische Mönch," „Im Luftballon," „Die Frau des Kreuzfahrers," „Maria Antoinette" liest, der wird die Stufenleiter und Tonscala bewundern, die diesem echten Poeten zur Verfügung stehen. Das Buch ist dem Dichter Robert Hamerling zugeeignet.

M.

Alraunwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Josef Wichner. (Krems a. d. Donau. F. Oesterreicher. 1889.)

Es hat etwas Missliches für den Kritiker, ein Buch zu besprechen, das ihm zugeeignet ist. Wenn die Zueignung des oben genannten Werkchens nicht hinter meinem Rücken geschehen wäre, ich hätte gesagt: lassen Sie es bleiben, lieber Verfasser, lassen Sie mir meine Unbefangenheit. Nun aber bleibt mir nichts übrig, als mit der vollzogenen Thatsache zu rechnen. Also ist es mein Erstes, zu erklären, daß ich schon manches Buch, das mir „in tiefster Verehrung“ gewidmet worden, trotzdem arg heruntergemacht habe, wenn der Inhalt mir nicht gefiel. Demnach hoffe ich auch noch genug Unbefangenheit aufzubringen, ein gutes Buch laut anzuempfehlen, trotzdem es mir beim Eintritt das artige Compliment gemacht. Ich bin ohnehin so glücklich, schon an dem Titel etwas zu nörgeln zu finden. „Alraunwurzeln!“ Das Alräunchen, welches manchmal eine verzerrte menschliche Gestalt darstellt, das als Zauberwurzel zur Beschaffung von Schätzen und Liebeserfolg bekannt war und in der Medicin als Schlafmittel verwendet wurde, ist nicht geeignet, den Inhalt des vorliegenden Büchleins zu versinnlichen. In dem Büchlein kommt das menschliche Wesen durchaus nicht in verzerrter, fratzenhafter Gestalt vor, sondern in seiner schönen Wahrheit, es bringt nicht materielle Schätze, vielmehr geistige, und es geht nicht auf Liebesabenteuer aus, im Gegentheile ist es eine außerordentlich geeignete Jugendlectüre. Trotzdem ist es auch für die Erwachsenen nichts weniger als ein Schlafmittel. Daß, wie es im Schlußworte so nett heißt, die zugeraunten Sachen in den Herzen der Leser Wurzel fassen sollen, ist zwar zu wünschen, aber noch keine Begründung des Titels „Alraunwurzeln.“ Nun, Jeder mag sein Kind taufen nach eigenem Belieben. Das Werk bloß „Lust- und lehrreiches Volksbüchlein“ zu nennen, damit träfe man genau das Richtige. Es wird wenige Recensenten geben, die dieses Buch nicht mit Peter Hebels Schatzkästlein vergleichen werden, das liegt zu nahe, nur daß Wichners Volksbüchlein für unsere Zeit weit interessanter und in gewissem Sinne noch witziger ist. Der Volkswitz kann kaum besser angeschlagen werden, als es in einem völlig classischen Stile hier geschieht, und er wird hochgeadelt durch den ernsten sittlichen Geist, mit dem er gepaart ist. Ein heiteres Herz, ein himmelanfliegender Sinn, treue Liebe zum Volke, eine warme Religiosität und eine überaus anmuthige Schreibweise, das sind die Hauptmerkmale des Büchleins. Welch liebenswürdiger Humor sprudelt uns in den Geschichtchen „Der Esel weiß es,“ „Gefunden, wiedergegeben,“ „Ein gescheiter Schulbub,“ „Die neue Hose des Herrn Professors,“ „Der Nasenhändler,“ „Atlas, der Gewölbträger“ u. s. w. entgegen! Welch edle Weisheit und Moral athmen die Stückchen: „Seltene Schulkinder,“ „Umso dummer,“ „Stiefmütterchen“ und so fort! Daß es ohne Derbheiten in Pater Abraham a Sancta Clara'schem Stile nicht abgeht, ist bei einem so echtkörnigen Volksbuche nicht bloß verzeihlich, sondern vielmehr gut. – Den Stoff nahm der Verfasser, wo er ihn fand, man begegnet manchem bekannten Schwank, aber unter solcher Behandlung liest man ihn immer wieder gern. An die siebzig Geschichtchen und Stücklein enthält das Buch. Ich bin gewohnt, in den Büchern zu den Titeln aller Stücke, die mir gefallen, ein Kreuzchen zu machen, und nun sehe ich, daß kein Potentat oder sonstiger Würdenträger auf der Brust so viele Kreuzchen und Sternchen geheftet haben kann, als dieses Büchlein aufweist.

Hoffentlich wird es auf seiner weiteren Reise durch die Welt noch ganz andere Auszeichnungen erfahren. Rosegger.

Die Alfinge. Altdeutsches culturhistorisches Zeitbild. Von Marie Hanster. (Eisenach, Baumeister.)

Nun liegen uns die Schlußlieferungen dieses Werkes vor, und wir können in Ergänzung unserer Besprechung der ersten Lieferung (im December 1888) sagen, daß dieses ganz im Geiste des germanischen Alterthums gehaltene Werk, das zur Hälfte Gedicht, zur Hälfte Geschichtschreibung ist, in seiner anspruchslosen Form und seiner schlichten Schreibweise für Jeden eine willkommene Gabe sein wird, der sich für Deutschlands Vorzeit erwärmt. Das Buch zeigt auf ein starkes poetisches Talent und ein tüchtiges Studium der deutschen Alterthumskunde. —tt—

Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen von Ada Linden (Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.)

Es ist bemerkenswert, daß viele Schriftsteller — zumeist Anfänger — denen die Kraft starker Charakteristik versagt ist, gern zu geschichtlichen Stoffen greifen — vielleicht aus dem Grunde, weil die Personen und Begebenheiten, je weiter sie zurückreichen, desto nebelhafter, dunkler und traumartiger unseren Augen erscheinen. Jedenfalls wandern diese Schriftsteller nicht die richtigen Wege, denn die Gegenwart eignet sich wohl am besten zu derartigen Versuchen, weil ihre Vorzüge und Mängel dem sehenden Auge klar zu Tage liegen — während die Vergangenheit gedankenkühne, scharfe Formen fordert, die aus dem Moder früherer

Jahrhunderte lebende Gestalten zu schaffen und in Beziehung zur Gegenwart zu bringen vermögen. Diese Gedanken und Erwägungen kamen uns beim Lesen der drei Erzählungen von Ada Linden. — „Der Ring der Hohenzollern“ spielt im Mittelalter und „Aus den Tagen des Kampfes“ zur Zeit der Bauernaufstände im siebzehnten Jahrhundert, während die „Hexe von Heideburg“ uns ein Stück Hexenverfolgung vorführt. Allerdings fanden wir in diesen Erzählungen schon gute Ansätze zu einer Charakteristik, auch sonst offenbart sich darin ein hübsches Erzählertalent — aber die Ausführung ist noch immer nicht ganz dem Stoffe gewachsen. —tt—

Kinder-Gartenlaube. Herausgegeben von Albert Richter. (Nürnberg. Verlag der Kinder-Gartenlaube.)

Außerordentlich beliebt in der Kinderwelt und auch dieser Verbreitung vollkommen würdig, ist die „Kinder-Gartenlaube,“ welche bereits vier Jahrgänge hinter sich hat. Sie bietet eine Fülle von Stoff zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren und ist ein in seiner Art einzig dastehendes Unternehmen. Was dem Werke aber zur besonderen Zierde und Empfehlung gereicht, das sind die ganz vorzüglich ausgeführten Farbendruckbilder. Die Verlagshandlung muß in dieser Richtung unzweifelhaft große finanzielle Opfer nicht scheuen, denn diese Bilder sind in Bezug auf Farbengruppierung und namentlich auch Zeichnung fast durchweg kleine Kunstwerke zu nennen. Die Zeitschrift verdient eine tüchtige Unterstützung. V.

Die Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte (Weimar) bringt einen für uns besonders interessanten Beitrag von Anton Schönbach. Es ist dies die Mittheilung eines aus dem 16. Jahrhunderte stammenden Stückes: „**Steirisches Schellgedicht wider die Baiern.**“ Das Gedicht zeigt zwar keine hervorragende Begabung, aber es wirkt — wie der Herausgeber selbst treffend bemerkt — durch das Lebendige und Persönliche des Ausdruckes. Der culturgeschichtliche Wert der Verse besteht in den vorgebrachten Einzelnheiten, wenn man schon nicht die Thatsache an sich, daß und wie ein „im Reich“ lebender Steirer sich schneidig seiner Haut wehrt, gefallen lassen will. — Diese Mittheilung des hervorragenden Germanisten ist des Dankes wert. R.

Ferner dem Heimgarten zugegangen:

Gescheiterte Liebe. Ein Novellenbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Hamburger Novellen. Von Ilse Frazan. Zweite Auflage. Mit sechs Bildern von G. Brandt. (Hamburg. Otto Meißner. 1889.)

Friedrich Rückert in seinem Leben und Wirken. Von Konrad Fischer. (Trier. Heinrich Stephanus. 1889.)

Minnen und Sinnen. Gedichte von Max Bittrich. (Forst i. L. Richard Hoffmann.)

Das Büchlein Komm mit mir! Ein Jahresspiegel in lustigen Reimglossen von Edwin Bormann. 7. Auflage. Miniaturausgabe. (Leipzig. Selbstverlag. 1890.)

Samuel Smiles. Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. Hugo Schramm-Macdonald. In Lieferungen. (Heidelberg. Georg Weiß. 1889.)

Zum ewigen Gedächtnis. I. Actenstücke aus dem Processe Schönerer-Tagblatt von 1884; II. Einige Fragen an die „unverfälschte“ deutsche Studentenschaft. Von Anticlodius. (Zürich. Schröter & Meyer, Verlagshandlung.)

Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich. Von Dr. M. Gehre. (Großenhain. Arthur Hentze.)

Nassr-Eddin Schah und das moderne Persien. Eine populär-wissenschaftliche Darstellung von Camillo Morgan und Fritz Burger. Mit einem Vorworte von P. v. Melingo. Illustriert von Wernigk. (Dresden. R. v. Grumbkow. 1889.)

Die Lösung der Bauernfragen. Inhalt: 1. Absatz, 2. Credit, 3. Steuer, 4. Haus-Arbeit für Bauern. Von Achaz. (Graz. Verlag „Bauernwille.“)

Großer Volkskalender des Lahrer Hinkenden Boten für 1890. (Lahr. J. H. Geiger.)

Badischer Landeskalender mit lehrreichen Erzählungen, lustigen Schwänken und vielen Bildern für 1890. (Tauberbischhofsheim. J. Lang.)

Der Bruder. Zeitschrift für volle Menschlichkeit, zugleich kostenfreier naturärztlicher Rathgeber (früher „Centralblatt für humane Bestrebungen“). Erscheint alle sechs Wochen mindestens 1 Bogen stark. Herausgeber: Joh. Guttzeit. Geschäftsführer: Carl Reese jun., Halle a. S.

Postkarten des Heimgarten.

× Bald nach Hamerlings Tod erschien in einem Dresdener Blatte und darauf auch in anderen Zeitungen ein Gedicht, welches, wie es hieß, durch einen Freund des Dichters übermittelt, als Hamerlings „letztes Gedicht" bezeichnet wurde. Es führte nach jeder Strophe den Refrain: „Dem Leben gehör' ich noch an."

Schon damals wurden Zweifel laut über die Echtheit dieses Gedichtes. Nun schreibt uns des Dichters langjährige und mit seinen literarischen Arbeiten vertraute Freundin, Frau von Gstirner, darüber Folgendes: „Sie wissen, daß unser lieber Professor nichts mehr haßte, als die Lüge. Ich wage es nicht, selbst zu urtheilen, aber einige Punkte geben mir beinahe die Gewißheit, daß das Gedicht („Dem Leben gehör' ich noch an") nicht von Robert Hamerling sei. 1. Hat er meines Wissens kein Gedicht einem Freunde geschickt, bevor er es irgendwo verwerthete. 2. War dieses Gedicht, welches er am 6. Mai verfaßt haben soll, gewiß nicht sein letztes, weil wir ja die zwei letzten, die viel später entstanden, kennen. 3. Fand es sich nicht unter seinen handschriftlich hinterlassenen Gedichten." Wir schließen uns der Meinung der Frau von Gstirner an, das Gedicht mit den Strophenschlußzeilen: „Dem Leben gehör' ich noch an," wird nicht von Hamerling stammen, sondern gefälscht sein. Sollten wir uns irren, so wird es der „Dresdener Zeitung," die es zuerst gebracht, leicht sein, für die Echtheit den Nachweis zu liefern.

× Die Section Kufstein des deutschen und österreichischen Alpenvereines nahm Anlaß, den 4. September als den 70. Geburtstag des Dichters Adolf Pichler festlich zu begehen. Da fand in der Nähe von Kufstein ein Waldfest statt, das den heitersten und besten Verlauf nahm. Den Glanzpunkt bildete die Abendversammlung in Kufstein. Die Spitzen der städtischen Behörden, Professoren, Doctoren, Schüler des Gefeierten, Beamte und Bürger haben sich hier zur Ehrung des berühmten Landsmannes zusammengefunden. Aber auch in der Ferne wurde des wackeren Mannes und tapferen Geistes dankbar und ehrerbietig gedacht. Der „Heimgarten" entbietet seinem hochgeschätzten Mitarbeiter gelegentlich des 70. Geburtstages herzlichen Glückwunsch!

× Eine stets willkommene Mitarbeiterin des „Heimgarten," Meta Wellmer, ist am 1. August in ihrem Wohnorte Ebersdorf, Reuß j. L., gestorben. Meta Wellmer war eine muthige Kämpferin für alle humanitären Bestrebungen, besonders für den Thierschutz und für vernünftige Lebensweise. Die bekanntesten ihrer Schriften sind „Geistergeschichten aus neuerer Zeit," „Deutsche Erzieherinnen." Ihr persönlicher Charakter war ein höchst liebenswürdiger, von Allen hochgeehrt, die sie kannten.

M. O., Salzburg: Gegen die Dramatisierung von „Jakob dem Letzten" haben wir uns wiederholt auf das Entschiedenste ausgesprochen. Verweisen besonders auf „Heimgarten", XIII. Jahrgang, Seite 216.

H. J. A., Leoben: In der chronischen Polemik der beiden oberländischen Blätter haben wir selbstverständlich für keinen Theil Partei genommen. Wir haben nur bedauert. Das öffentliche Waschen schmutziger Privatwäsche erregt im Publicum auf die Länge Ekel und ist überhaupt kein gutes Beispiel.

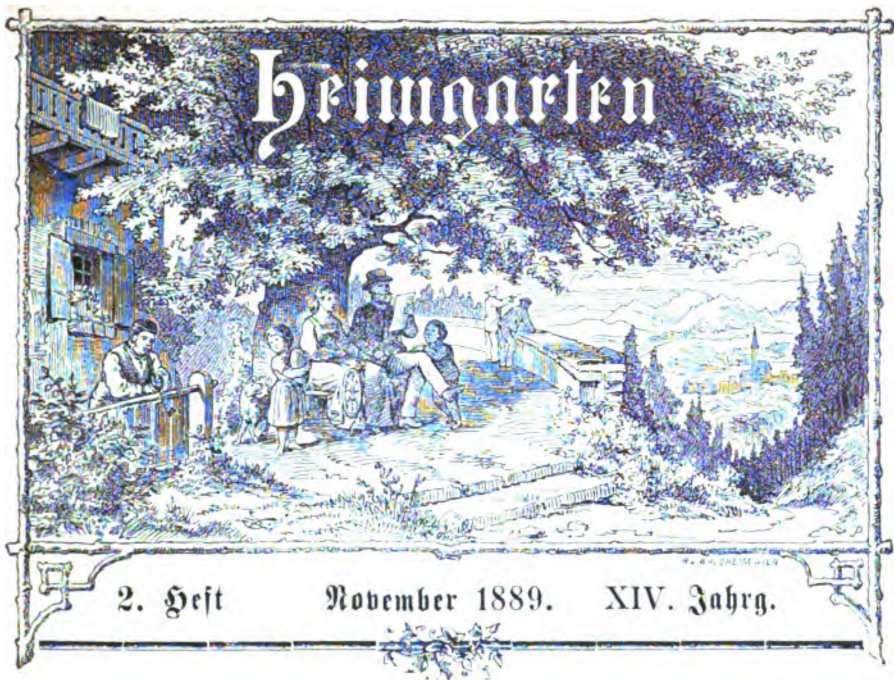
W. H., Graz: Das nicht. Aber wenn wir auf dem Grazer Schloßberg eine plastische Darstellung der Steiermark hätten, Berg, Thal, Fluß und See genau ausgeführt, das wäre etwas für die Fremden, für unsere Jugend und für uns selbst.

× Es wird dringend ersucht, Manuscripte welcher Art immer, ohne vorhergehende Anfrage nicht einzuschicken, wir könnten nicht dafür bürgen. Auch hat der Verlag dafür kein Honorar ausgesetzt.

A. H., Wien: Der „Poetenwinkel" wird natürlich auch in diesem Jahrgange kaum gesperrt sein. Aber nur nicht viel und schlecht. Lieber wenig und gut.

× Roseggers Adresse vom 1. October an wieder: Graz, Burggasse 12.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der Rosengarten.

Eine Geschichte aus der Eiswelt von Heinrich Noë.

(Fortsetzung.)

III.

In den nächsten Tagen lernte Egon Schönau immer mehr und mehr den Ernst seiner Lage kennen. Bis jetzt schien der Winter gewissermaßen nur einen Versuch gemacht zu haben, sich da festzusetzen. Nun aber herrschte er mit grausamer Gewalt.

Der Schnee wuchs immer höher und höher empor. Die Knappen hatten Mühe, einen engen Zugang zum Verwaltungshause frei zu halten. Schon mußte er am hellen Tage das Licht anzünden, wie es ihm von Gabel vorausgesagt worden war. Das Haus lag wie in einer weißen Verschalung da.

Für seine Bequemlichkeit war es jetzt fast gleichgiltig, ob er sich in dem moderigen Hause oder unten in den Stollen befand. Die meiste Zeit brachte er im Probiergaden zu, wo er Stücke untersuchte, welche in früheren Jahrhunderten wegen vermeintlichen geringen Adels als taubes Gestein weggeworfen worden waren. Er fand jedoch so viel Silber- und Blei-Glanz darin, daß er es für geeignet hielt, dieselben in das Pochwerk schicken zu lassen. Mit den Hilfsmitteln, über welche dermalen die Kunst des Hüttenmannes verfügt, konnte immerhin noch eine wünschenswerte Menge Silber aus ihnen gewonnen werden.

Besonders traurig waren die Abende. Er hatte auf seine Bücher als auf einen unfehlbaren Bundesgenossen gegen die Oede derselben gerechnet. Um Bücher zu genießen, muß man sich aber in ruhiger Stimmung befinden. Er strengte sich vergebens an, sich in eine solche hineinzuleben.

Gabel hatte sich seit jenem Abende nach Sonnenuntergang nicht mehr sehen lassen. Acht Tage ungefähr waren verflossen, als der Verwalter, nachdem er

eben seine Lampe angezündet hatte, ihn wieder heraufkommen hörte.

Egon öffnete ihm die Thür und ließ ihn eintreten. Der Alte nahm ohne viel Umstände Platz und begann alsbald mit einem Vorschlage herauszurücken, welcher den Verwalter nicht wenig überraschte.

„Wenn es auf mich angekommen wäre," sagte der graue Bergmann, „so würden Sie nicht da zwischen naßkalten Mauern sitzen."

Schönau glaubte, Gabel wolle darauf anspielen, daß er besser drunten in der Stadt geblieben wäre. Es ärgerte ihn, daß der Sonderling wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen wollte und er war schon im Begriffe, ihn zurückzuweisen, als Gabel fortfuhr:

„Es wird eben damals geradeso gewesen sein wie heute, wo sich die Herren nicht um das kümmern, was unsereiner sagt, der's oft besser versteht. Wie hat man auf eine solche Höhe ein steinernes Haus bauen mögen? An einen solchen Ort gehören Häuser aus Holz. Die halten im Winter warm und trocken. In die steinernen aber zieht der Mauerfraß ein und in die Leute, die drin wohnen, die Gicht."

„Ich habe nichts davon verspürt," sagte Schönau.

Der Alte machte eine abwehrende Handbewegung und entgegnete:

„Jetzt kann man kein hölzernes Haus mehr bauen. Aber etwas läßt sich doch noch machen, und zwar nicht wenig. Da ist mir der Gedanke an einen großen Haufen von Zirbenbrettern gekommen, der drüben im Schupfen des Knappenhauses liegt — der liebe Himmel weiß wie lange schon, gewiß weit über die hundert Jahre. Vielleicht haben sie einmal die Kirche austäfeln wollen. Schon dreimal habe ich zu den Brettern gegriffen. Es war, um die Grabhügel meines Weibes und meiner zwei Kinder zusammenzuhalten, welche sonst in jedem Winter die Schneelast auseinander drücken würde. Jetzt aber soll für Sie etwas gezimmert werden."

Den Verwalter überlief es wie ein Frösteln. Er dachte an einen Sarg.

Gabel aber fuhr fort:

Unter den Knappen sind zwei, die sich als Zimmerleute gut auskennen. Sie geben Ihnen die Tagschicht, wie wenn sie im Stollen vor Ort arbeiteten. In einer Woche ist diese ganze Stube getäfelt. Sie werden alsdann sehen, wie warm es sich darin sitzt.

Dem Verwalter gefiel der Vorschlag. Nur ein Umstand fiel ihm dabei auf, nämlich der, daß ihm dieser Vorrath von wertvollen Hölzern entgangen war, als er die Aufnahme der in den Häusern vorhandenen Gegenstände gemacht hatte.

Es war sehr dunkel in diesem Theile des Schupfens, meinte Gabel.

Der Verwalter gieng auf den Antrag sofort ein. Erstlich war er augenscheinlich vernünftig und mußte die Wohnstätte zu einer unvergleichlich behaglicheren machen. Zweitens erschien ihm schon die Zeit, während welcher das hergestellt werden sollte, als eine vollkommene Zerstreuung. Es gab etwas Neues auf dem Schneeberge. —

Als Schönau am nächsten Tage die Bretter besichtigte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, wie schön gehobelt sie waren. Selbst Zierate fehlten nicht.

Auch hätte es ihnen kein Mensch angesehen, daß sie schon vor mehr als einem Jahrhundert bearbeitet worden waren.

„Leute und Holz halten sich lange, da heroben," sagte Gabel, welcher daneben stand.

Es wurde nun sofort zur Arbeit geschritten. Binnen wenigen Tage verschwanden die feuchten Mauern unter dar Verschalung des wohlriechenden Holzes. Auch die Decke wurde getäfelt. Zu seiner nicht geringen Verwunderung sah der Verwalter, daß dieselbe in zierlich geschnitzte Vierecke abgetheilt war.

Die Wohnstube unterschied sich jetzt in nichts mehr von einem jener behaglichen Räume, wie man sie im Berglande nicht nur in Schlössern, sondern auch in Bauernhöfen und Wirtshäusern antrifft.

Es war der Abend eines der ersten Tage im December, als sich Schönau zum erstenmale der nunmehr ganz und gar vollendeten Arbeit freute. Es schien ihm fast, als ob er sich nicht mehr auf der unwirtlichen Alpenhöhe befände. Die Luft im Gemache war eine andere geworden. Und mit der Luft die Stimmung.

Er schritt im Gemache auf und ab, beschaute sich bald die mit Schnitzwerken verzierten Vierecke an der Decke, die von der Hängelampe schon beleuchtet waren, bald beschäftigte sich seine Einbildungskraft mit den mancherlei Schattenmarken, welche die hervorspringenden Leisten auf dem Getäfel warfen.

Einmal kam er am Fenster vorüber und schaute durch dessen oberen Theil, welcher von der hinaufströmenden warmen Luft abgethaut war, hinauf. Beim ziemlich hellen Licht des zunehmenden Mondes sah er, daß eine dunkle Gestalt oben am Rande der Schneemauer über dem Fenster stand und sich herabbeugte. Dieselbe schien in eine Art von Kutte mit Kapuze eingehüllt. Gesichtszüge waren nicht zu erkennen, weil der Mond jenseits der Gestalt stand und ihr in den Rücken schien.

Schönau zweifelte nicht einen Augenblick, daß dies Gabel sei, welcher vom Schneewall aus nachspähen wollte, was der Verwalter in dem neu hergerichteten Zimmer trieb. Dem Sonderling war auch dies zuzutrauen, daß er lieber auf solche Weise Kundschaft einzuziehen trachtete, als durch einen Besuch.

Der Verwalter schickte sich an, die beiden Fenster zu öffnen, um Gabel anzurufen. Kaum aber hatte die Gestalt den Arm, der sich in die Höhe streckte, wahrgenommen, als sie verschwand.

Schönau war fast ärgerlich. Warum kam der alte Hutmann nicht lieber zu ihm in die lichte Stube, als daß er wie ein Dieb hereinlugte?

Als er am nächsten Tage ins Knappenhaus hinübergieng, stellte er den Alten zur Rede. Der aber machte verwunderte Augen und sagte, er wisse von nichts.

Bei einem Anderen hätte der Verwalter diese Antwort für eine Ausrede gehalten, mit welcher der Mann seinen Fürwitz ableugnen wollte. Bei Gabel aber, welcher nicht nur grob, sondern auch aufrichtig war, mochte er derlei nicht annehmen.

Gleichwohl wollte es ihm scheinen, als ob sich in der Miene Gabels einige Verlegenheit zeigte.

Die Katze steckt hinter dem Holzhaufen, dachte er sich. Wenn er's nicht selbst gewesen ist, so weiß er doch wenigstens, wer es war.

Nicht minder sicher aber däuchte es ihm, daß er durch eine Frage nichts Weiteres würde herausbekommen können.

Während er mit dem Hutmann zu einem der Förderungsstollen hingieng, begann dieser plötzlich:

„Habe ich's ihnen doch immer verboten, den Knappen, daß sie Perchten*) gehen!“

Richtig, das konnte es sein.

Schönau erinnerte sich, daß er öfters von diesem Treiben gehört hatte. Es ist dies eine Art Fasching des Bergvolkes. In wunderlichen Umhüllungen gehen die Leute draußen durch die Winternacht, beaufsichtigen die Spinnerinnen, als Gefolge der Wolkenfrau.

„Warum sollen die Leute nicht Perchten gehen?“ sagte der Verwalter

*) Perahta, Bertha, die Glänzende, ist die Umgestaltung der germanischen Göttermutter Freia. Sie zieht in Winternächten oft mit einem Heere umher.

nach einer Weile. „Ich bin froh, wenn sie da heroben guten Muth haben. Kennen lernen möchte ich den Burschen. Schaut, daß Ihr erfahrt, wer es war.“

Der Alte schüttelte den Kopf und brummte Einiges vor sich hin.

Während des Tages fiel Schnee und der Verwalter hielt sich bis zum Mittag im Stollen auf.

Als er herauskam, gewahrte er tief unten gegen Passeir hin Staubfälle, Wolken abgleitenden Neuschnees. Es ist dies der Ersatz, welchen der Winter für die Wasserstürze des Sommers bietet. Um diese Zeit sind sie erstarrt und eingefroren.

Der Verwalter dachte sich noch: Da ist's geradeso wie mit mir. Wo sind die farbigen Bilder der Vergangenheit, die lustigen Tage, an welchen ich mich hoffnungsvoll in das Leben hineinstürzte?

Wie um ihm diese Wahrheit noch deutlicher zu machen, hatte seit gestern Nacht auch am Hause, seinem nunmehrigen Heim, der Winter allerlei Filigran-Arbeit angebracht. Wie gezückte Schwerter hiengen Eiszapfen von den Kanten des Daches, von der Rinne, von vorspringenden Gesimsen. Es war ein verzaubertes Haus, welches von Geistern mit Waffen von überirdischem Glanze vertheidigt wird.

Der Knappe, welcher sich im Erdgeschoß zu schaffen machte, gieng beim Anblick des Verwalters durch den Schneegang hinüber in die Küche, von welcher aus im Sommer auch die Wanderer gespeist werden, die diesen Weg ins Etschland wählen, um Gletscher und tosende Stürze zu sehen. Er holte dort das bescheidene Mahl für den Herrn.

Fast aber ließ er vor Schreck die Schüsseln fallen, als ihn dieser bei seiner Rückkehr oben an der Schwelle des Gemaches anschrie:

„Warum sagt man mir nichts? Wer hat das gebracht?“

Indessen faßte sich der Knappe noch, stellte die warmen Schüsseln auf den Tisch und starrte mit offenem Mund das Wunder an, das dort am Fenster blühte.

Dergleichen hatte der Knappe in seinem Leben noch nicht gesehen. Da waren Blumen, so sonderbar. Sie ragten aus Töpfen hervor, die mit Erde gefüllt waren. An Gestalt glichen sie den Schellen, welche man weidenden Rindern anhängt, an Buntheit der Farben aber wetteiferten sie mit den Mohnblüten, welche im kurzen Sommertraum des Augustmonates die Gärtchen der höchsten Berghöfe zieren. Da waren hellrothe, purpurfarbige, weiße, goldfarbige, ganz dunkle. Und das Alles lebte wirklich vor den gefrorenen Fensterscheiben.

Der Knappe wußte von nichts, ebensowenig das Weib, welches die Speisen bereitete. Es war gerade, als ob mit den Frostblumen durch Zauberei auch alle diese Tulpen und Liliengewächse aus dem unsichtbaren Lande des Luftglanzes angeflogen gekommen wären.

Auch Gabel wußte nichts.

„Waren das vielleicht auch Deine Perchten?“ sagte er, nachdem der Alte alle die Fragen mit einem Achselzucken beantwortete.

Diesmal vermochte Schönau seinen Gleichmuth nicht aufrecht zu erhalten. Er berührte kaum seine Mahlzeit.

Für ihn war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß die Gestalt oben und die gespendeten Tulpen sich in einem untrennbaren Zusammenhange befanden. Von jener gieng die Gabe aus.

Indessen, wer auf dem Berge sollte sich um dergleichen annehmen? Und wie konnte sich ein Fremdling hier aufhalten, ohne daß man von ihm Kenntnis nahm?

Sollte Clara ....?

Nach dem Annäherungsversuche, der von ihr unternommen worden war, erschien eine so seltsame Handlungsweise nicht undenkbar.

Und dennoch — der Gedanke an eine solche Möglichkeit war ein solcher, daß ihn sein Gehirn nur mit Mühe zu fassen vermochte. Die Frau, welche vor wenigen Monaten ihn beim Eintritt ins Haus keines Blickes würdigte, welche nur die unerläßlichsten Worte mit ihm sprach, welche selbst in der Besorgung des alltäglichen Haushaltes ihm gegenüber die größte Gleichgiltigkeit zur Schau trug — dieselbe Frau sollte jetzt mitten unter den Schauern des Winters das ärmliche und versteckte Obdach auf dem Gebirge aufsuchen, um sich ihn auf irgend eine Weise zurückzugewinnen?

Schönau hatte keine Ader von dem in sich, was wir mit den fremden Wörtern »excentrisch« oder »extravagant« bezeichnen, weil wir glücklicherweise in unserer deutschen Muttersprache für diese Gemüthsbeschaffenheit keine heimischen Ausdrücke besitzen. Schon sein Beruf war nicht dazu angethan, eine derartige Richtung zu fördern. Als Bergmann und Naturkundiger hatte er es nur mit bestimmten, unabänderlich gegebenen Dingen zu thun. Wenn er sich von seinen Vorgesetzten es erbeten hatte, eine Zeit auf dieser Höhe zuzubringen, so vermochte er allerlei dafür anzuführen, was mit seinem Berufe und der Zukunft der verschiedenen hier oben angelegten Hoffnungsbauten zusammenhieng. Man konnte sich darüber wundern, immerhin aber nicht sagen, daß er mit einem solchen Leben die Grenzen der Lebensstellung überschritt.

Allerdings hatte der Ober-Bergrath einmal des Abends in Gesellschaft kopfschüttelnd gesagt: Was nur für ein Diensteifer in unseren Schönau gefahren ist! Aber er ist kräftig und noch ein junger Mann. Und die Winter dort oben sind für rüstige Naturen gesund. In der Alpenluft werden die Leute hart. Freilich, dem Schmied hilft sie, aber den Schneider bringt sie um.

Die anderen Herren lachten, schon aus dienstlicher Höflichkeit gegenüber dem Ober-Bergrath, und damit war die Sache für die öffentliche Erörterung abgethan gewesen.

Für sich hatte sich aber ein Jeder seine eigenen Gedanken gemacht.

In nüchternen, aber tüchtigen Naturen stecken jedoch Triebfedern, von welchen sich dieselben mitunter zu einer absonderlichen Handlungsweise hinreißen lassen, zu welcher aufgeregte und unruhige Geister trotz der hastigen Thatkraft, die sie zu beseelen scheint, doch im Ernstfalle sich niemals zusammenzuraffen vermögen.

Mit einemmal glaubte er, das Elend seines häuslichen Lebens zu durchschauen. Seit geraumer Zeit hatte er sich über die plötzliche Kälte Claras, die keinerlei Erklärungen gab, durch ruhiges, gleichmäßiges Betragen und gesteigerte Hingebung an seinen Beruf zu decken gesucht. Nunmehr aber sah er nur einen Ausweg. Derselbe war ihm durch dreierlei Erwägungen eingegeben worden. Erstens gedachte er sich selbst damit zu beruhigen, zweitens, der Welt, die ihm anzuwidern begann, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; drittens aber eine Möglichkeit zu schaffen, daß das auf einen ihm unbekannten Irrweg gerathene Weib wieder in das Geleise gebracht würde. Dieses war auch der einzige Grund, warum er den Knaben Johannes, den er in diese Einsamkeit nicht hätte mit sich ziehen können, vorläufig in Claras Obhut zurückließ.

Indessen hatte Egon schon in den ersten Tagen, welche er in dieser Wildnis zubrachte, an sich selbst eine Erfahrung gemacht, welche ihn seither nicht zur Ruhe kommen ließ. Er, der schlichte Mann, der nach langer, kühler Erwägung den Entschluß gefaßt hatte, sich hierher zu verbannen, verspürte eine Stimme in sich, welche ihn fragte: „Bist Du ganz unschuldig an Dem, was geschehen ist. Hast Du es an nichts fehlen lassen?“

Er sah jetzt, daß es mit mensch-

lichen Verhältnissen ähnlich geht, wie mit Oertlichkeiten, wenn man sich räumlich von ihnen entfernt. Sie nehmen sich auf einmal anders aus.

Das, was ihm lästig fiel, war, daß es ihm zu Zeiten schien, als vermöge er nicht mehr zu unterscheiden, welches Bild der Wahrheit näher komme, dasjenige, welches sich ihm jetzt ausdrängen wollte, oder jenes andere, vor dem er geflohen war.

Die Wirklichkeit führt oft Zufälle herbei, welche schier unbegreiflich erscheinen. Und so geschah es hier. Rührte die Blumenspende von Claras Hand her oder von einem gänzlich Fremden und Unberufenen? Genau genommen weder das Eine noch das Andere. Aber es bestand eine magische Verkettung, welche in dieser Weise Niemand zu ersinnen vermocht hätte.

IV.

Etwa zwanzig Tage, nachdem Egon Schönau mit Clara unten beim Aufzugswerke zusammengetroffen war, gieng ein Knappe nach vollbrachter Tagesarbeit gegen das Joch hin, welches der Stollen des Tunnels durchbohrt. Er war von dem Weibe, welches im Knappenhause die Wirtschaft besorgt, gebeten worden, nach den Bergfüchsen zu spähen, welche der beginnende Winter bis in die Nähe dieser einsamen Ansiedelung trieb. Mehrmals waren diese Thiere bei der Nacht in den Hühnerstall eingebrochen und hatten Beute weggeschleppt.

Vom Knappen war einige Tage vorher hinter einem Felsblock, der dort aus dem Schnee aufragt, ein Schlageisen aufgestellt worden, an welchem er als Köder ein Stück Gemsfleisch befestigt hatte.

Der Mond verbreitete ein seltsames Zwielicht über die pfadlose Wüste. Im Winter geht Niemand über das Joch, Jeder benützt den Tunnel, in welchem die Knappen mit ihren „Hunden" fahren. Schneebeladene Wolken zogen rasch am Monde vorüber. Das Hochkar hellte sich bald auf, bald verdunkelte es sich wieder.

Das Nämliche gieng zur gleichen Stunde im Gemüthe des einsamen Mannes im Berghause vor. Der Geist der Einöde arbeitete an ihm.

Der Knappe aber mußte tiefe Fußstapfen treten. Nichts unterbrach die weiße Ebene, als hier und dort die Spitze des Zweiges einer Berg-Erle, die Spur eines Hasen oder der schwarze Flügel einer Zirben-Krähe, die von einem Raubvogel zerrissen worden war.

Bei der tiefen Schneedecke vermochte der Knappe nicht mehr zu unterscheiden, ob er sich über dem Jochwege oder in einiger Entfernung von ihm befand. Plötzlich belehrte ihn ein Bildstöckel, das noch mit seiner Tafel hervorragte, über die Stelle. Er erkannte daran, daß er gerade auf dem Wege dahinschritt.

Auf jenem Bildstöckel war in grober Malerei eine Erinnerung aus der heiligen Geschichte dargestellt. Man sah darauf die Flucht aus Egypten: den heiligen Josef im langen Gewande, wie er neben einem Esel dahinschreitet, welcher die heilige Jungfrau und das Christuskindlein trägt. Maria sitzt in gebeugter Haltung.

Eben trat das Mondlicht wieder hervor, so daß der Knappe das Bild deutlich zu erkennen vermochte. Er wußte jetzt, daß er nicht mehr weit von seinem Ziele war und legte die Büchse, um von dem anstrengenden Gange aufzuathmen, auf den Schnee.

In diesem Augenblicke wandte er sich um. Da hatte er ein Gesicht, welches ihn versteinert hätte, wenn noch jene Wunder geschähen, durch welche vor Zeiten so viele Menschen des Hochgebirges unter allerlei Umständen in Felsenzacken verwandelt wurden.

Das Bild, welches auf so vielen Berghöhen den ermüdeten Wanderer durch die Darstellung der Fürsorge

tröstet, mit welcher Diejenigen, die auf den Wegen gehen, vom ewigen Gott beschützt werden, er hatte es vergrößert in leibhaftiger Gestalt vor sich. In der scheinbaren Entfernung weniger Schritte erhob sich vor ihm das Lastthier, auf ihm die vorgebeugte Frau, neben ihm der Mann im langen Gewande. Das Alles war weiß überweht vom Schneepulver, welches zeitweilig der Jochwind aufjagte.

Wenige Augenblicke — und eine Wolke überschattete das Bild, daß es in Dämmerung zerfloß.

Der Knappe aber hatte genug gesehen. Er stieß einen Schrei aus, welcher von fernen Felsen widerhallte und stürzte, ohne einen einzigen Blick nach rückwärts zu werfen, durch die geneigten Schneehalden dem Knappenhause entgegen.

Gabel stand unter der Thüre, um nachzuschauen, was bei der wechselnden Strömung der Winde aus dem Kampfe oben in den Lüften werden würde.

Keuchend sagte ihm der Knappe Dinge vor, aus welchen der alte Hutmann nicht klug wurde. Als er endlich zu verstehen glaubte, gieng er in die Stube hinein, setzte seine Pelzmütze auf, nahm sich einen schweren Bergstock und eine Laterne und machte sich auf den Weg, indem er strenge jede Begleitung von Knappen, die mittlerweile durch das Geschrei ihres Genossen aufgeregt worden waren, zurückwies.

Es dauerte nicht lange, und er sah den Zug, wie ihn der Knappe beschrieben hatte. Da aber sein Auge nicht von Ueberraschung geblendet war, so erkannte er in dem Mann mit dem langen Gewande sofort den Knecht von dem Wirtshaus „zum lustigen Bergmann," welches unten beim ersten Aufzug steht. Er trug einen Mantel, wie er ihn wohl einem alten Soldaten abgehandelt haben mochte. Die weibliche Gestalt dagegen vermochte er sich im ersten Augenblick nicht zu enträthseln.

Als er näher trat, entdeckte er seine Gesichtszüge, wie sie ihm seit Jahren nicht mehr vor die Augen getreten waren.

Seit mehr als zwei Monaten hatte kein fremder Wanderer mehr den Berg überschritten. Die Zeit der Sommerreisen war längst vorüber. Zudem war niemals ein weibliches Wesen von ähnlichem Aussehen auf diese Höhe gekommen.

Das ist des Verwalters Frau! dachte er sich.

Und er hätte es geglaubt, auch wenn ihm die Frau etwas Anderes gesagt hätte.

Sie aber fragte nach dem Hause, in welchem der Verwalter wohnen sollte.

Schon hatte Gabel den Arm aufgehoben, um auf ein weißes Dach hinzudeuten, welches sich durch seine Gestalt von den übrigen Schneehaufen unterschied. Licht konnte keines gesehen werden, weil die Schneemauern davor lagen. Aber alsbald ließ er den Arm wieder sinken und sagte: „Ich werde Sie führen, Frau."

Es wurde weiter nichts mehr gesprochen, bis sie vor der Thüre des Knappenhauses angekommen waren. Dort forderte Gabel die Frau auf, aus dem Sattel zu steigen und einzutreten. Der Knecht wollte etwas entgegnen, indem er auf das Verwalterhaus hinwies. Gabel aber unterdrückte seine Worte durch eine gewaltsame Geberde.

Gabel geleitete die Frau über eine von den Schneespuren der Knappentritte bedeckte Holztreppe in eine gutgewärmte Stube, in welcher eine Lampe brannte.

„Wo ist mein Mann?" Das waren die ersten Worte, welche der Frau über die Lippen kamen, während ihre dunklen Augen suchend den engen Raum durchmaßen.

Er hatte viele Mühe, sie zu nöthigen, daß sie sich auf einen mit noch theilweise behaartem Leder überzogenen Stuhl niederließ.

„Er wird kommen, liebe Frau,“ sagte er in freundlichem Tone. „Er wird kommen. Ich sage es Ihnen, daß er kommen wird.“

Die Frau schaute überrascht auf. Als sie in die großen, grauen Augen des alten Mannes blickte, schlug sie die ihrigen zu Boden. Sie hatte eine Empfindung, wie sie sich einer ähnlichen nicht erinnerte. Es war, als ob eine unsichtbare Gewalt sie niederdrückte und am Aufstehen oder Fortgehen verhinderte.

Sie empfand diese Einwirkung noch, als Gabel die Stube verlassen und sie gebeten hatte, sich ein wenig zu gedulden.

Ohne ihren Stuhl zu verlassen, hielt sie die Augen auf die Thüre gerichtet. Wenn sich dieselbe wieder öffnete, mußte Egon eintreten.

Aber es erschien nur Gabel und hinter ihm das Weib, welches aus der Küche einen stärkenden Trank herauftrug. Es setzte die dampfende Schale auf den Tisch. Dann verließ es die Stube.

„Und mein Mann?“ sagte Clara, indem sie die Augen von Gabel abgewendet hielt.

„Er wird kommen,“ entgegnete der Hutmann.

Die Frau nippte an dem Getränke. Dann erhob sie sich und sagte: „Führt mich zu ihm.“

„Um aller Heiligen willen,“ erwiderte Gabel, indem er sich hoch aufrichtete und die Arme vor der Nische ausbreitete, in welcher das Oelflämmchen unter der Gestalt der Gottesmutter brannte, „verspüren Sie nicht den Fingerzeig von Dem dort droben, der mich Ihnen in den Weg gestellt hat?“

Der alte Knappe, ergraut und zugleich erstarkt in den Stürmen dieser den Menschen entrückten Welt, sah in diesem Augenblick nicht mehr wie einer der Menschen aus, die man an der Heerstraße des Daseins findet, sondern so wie eine jener Gestalten, die sich die Einbildungskraft des Volkes gebildet hat, ein lebendiger Mann, der aber nichts ist als ein belebter Felsblock.

„Ist es nicht genug der Wunder,“ fuhr Gabel fort, indem er die beiden Arme gegen die Frau ausstreckte, „daß jener einfältige Knappe die Flucht aus Egypten gesehen hat? Wo wäre ich dazu gekommen, wenn er das nicht erblickt hätte?“

Die Lippe der Frau blieb regungslos. Gabel aber verdolmetschte sich ihre Gedanken und rief mit erhobener Stimme:

„Geraden Weges in Ihr Mißgeschick wären Sie hineingerannt. Ihr Glück hätten Sie verspielt.“

In seinem Eifer riß er aus dem Schreine eine Handvoll Mohnkörner und sagte:

„Zu ihrer Zeit werden sie keimen, nicht früher.“

Mit Gewalt schob er die Lade wieder zu und fuhr mit etwas ruhigerer Stimme fort:

„Sehen Sie, liebe Frau, wir da heroben haben keinen Arzt. Wir helfen uns selber. Ich habe schon in manche schwärende Wunde hineingeschnitten, die der Bergwurm in den feuchten Stollen gemacht hat. Aber zu früh darf ich nicht schneiden — nicht zu früh, sonst ist Alles verloren!“

Unter dem Eindrucke der sanfteren Betonung, mit welcher Gabel die letzten Worte sprach, hatte sich Clara mehr und mehr gefaßt.

„Aber,“ sagte sie jetzt, „wie kommt Ihr dazu, in unsere Angelegenheit hineinzureden? Was wißt Ihr, oder was versteht Ihr davon?“

„Sehen Sie,“ entgegnete Gabel, „ich bin ein armer Mensch, aber meine Liebe kann ich austheilen, an wen ich will, und ich habe ihn liebgewonnen, Ihren Herrn, vom ersten Augenblick an. Der, habe ich mir gedacht, muß wieder auf die richtigen Füße gestellt werden. Er gehört unter die Auserwählten, weil er sich zur Höhe ge-

wendet hat, als es ihm angst wurde in seinem Innern."

Hätte Gabel in irgend einer anderen Weise gesprochen, so würde ihm Clara sofort die Rede abgeschnitten haben, um zu ihrem Zwecke zu kommen. Die wunderliche, schier biblische Ausdrucksweise des Greises aber verschloß ihr den Mund.

„Was ich weiß?" wiederholte dieser. „Es sind ja erst wenige Tage verflossen, seit er Sie dort unten zurückgewiesen hat. Der Berg hat keine Geheimnisse."

Clara schaute Gabel befremdet an. Er verstand den Blick und fuhr fort:

„Nein, nicht er hat es verlautbart. Von ihm ist kein Wort gesprochen worden. Aber die Kunde ist zu uns heraufgedrungen, ich will sagen zu mir, denn ein Anderer weiß nichts davon. Zu früh, zu früh! Und, was ich verstehe? Was haben denn die Gottesmänner in der Wüste verstanden? Wo haben die Einsiedler ihre Bücher geschrieben? Auf Felsenkogeln und in Höhlen. Glauben Sie nicht, daß wir nichts lernen, wenn wir da unser Leben zubringen! Für Andere schweigt die Einöde. Aber sie schweigt, wenn der Geist am vernehmlichsten spricht."

Clara wurde es seltsam zu Muth ob dieser mystischen Worte.

Dem Gabel, so wunderlich sich auch seine Sinnesweise unter den ihm auferlegten Schicksalen allmählich entwickelt hatte, fehlte es, wie manchem Sectierer der Berge, keineswegs an Schlauheit. Er hatte ein gutes Auffassungsvermögen für die bewegenden Triebe im Menschendasein. Seine Grübeleien und sein Propheteneifer verhinderten ihn nicht, in vielen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Dingen auf den Grund zu schauen. Einem Stadtmenschen, der in gleicher Weise unerschütterlich von übersinnlichen Anschauungen durchdrungen gewesen wäre, hätte diese zweite Seite vermuthlich gefehlt. Daß sie hier vorhanden war, daran war der Natursohn schuld und seine Beschäftigung.

Während die eigenen Amtsgenossen in der Stadt nur unklar manchmal eine Vermuthung in sich aufkommen ließen, daß das ungewöhnliche Verlangen Schönaus, aus einer angenehmen Geselligkeit hinweg in die Einöde jenes Berges versetzt zu werden, seinen Hintergrund in irgend welcher häuslichen Verwicklung haben müsse, hatte dieser einfache Mensch, der sein Leben in der Schweigsamkeit der Gruben und in der Gleichmäßigkeit eines fast ununterbrochenen Winters zubrachte, von den ersten Tagen an derartige Vermuthungen gefaßt.

Freilich hatte die Vereinzelung, in der sich Schönau befand, einem Beobachter hier mehr Gelegenheit geboten.

Gabel sah ein, daß es Zeit war, sich nunmehr der Redeweise der Herrenleute anzubequemen. Er mußte die Angelegenheit von der sogenannten Verstandesseite auffassen.

„Liebwerte Frau," sagte er, indem er ihr gegenüber sich auf einen uralten Lehnstuhl niederließ, „wundern Sie sich nicht über das, was ich sage. Ein alter Mann spricht zu Ihnen, der selbst Weib und Kind gehabt hat. Was da vom bösen Feind dazwischengesäet worden ist zwischen Sie und Ihrem Herrn, davon weiß ich nichts, ich will es nicht wissen. Aber heraus muß es, mit der Wurzel heraus, das habe ich mir angelobt!"

Eine flüchtige Röthe stieg auf die Wangen Claras, die noch immer nicht wußte, wie ihr geschah.

„Aber wie gerathet Ihr auf solche Gedanken?" sagte sie flüsternd. „Es kann doch unmöglich mein Mann —"

„Nicht ein Laut ist über seine Lippen gekommen über etwas Solches," unterbrach sie Gabel mit einer abwehrenden Handbewegung. Aber Fürwitz hat es nicht viel gebraucht. Wenn ein junger Herr, der Weib und Kind daheim hat, nicht eine Silbe von ihnen redet, wenn er keinen Brief

hinunter schreibt in die Welt, und in seinem Käfig herumgeht wie ein Fuchs an der Kette, dann braucht es nicht viel Nachdenken, um herauszuspinnen, was ihn so weit gebracht hat. Ja, in der zeitlichen Welt bereiten sich die Menschen viele Schmerzen. Sie weinen darüber, noch mehr aber weinen sie, wenn sie einmal alt geworden sind. Dann wird es ihnen erst weh' werden, wenn sie an die Tage denken, in denen sie in Gottes Frieden nebeneinander hätten wohnen können und sich es sauer gemacht haben für nichts."

Bei diesen einfachen Worten des Hutmannes füllten sich die langen Wimpern der schönen Frau mit Thränen. Sie bedeckte sich die Augen mit ihrem Tuche. Gabel aber fuhr fort, als ob er nichts davon sähe:

„Ihr Herr war stets gütig gegen mich. Es soll ihm wieder zu seinen Lieben verholfen werden. Wie unser Meister, mußte er vierzig Tage in die Wüste gehen, damit er den Versucher überwinden kann. Der Versucher aber ist der Eigensinn und die menschliche Hoffart. Jetzt dürfen Sie ihn nicht stören. Die Hauptsache, welche den bösen Feind am Ende schlägt, sind Sie selbst. Sie müssen kommen."

Clara nahm das weiße Tuch von den Augen und schaute ihn an, als ob sie sagen wollte: Habe ich es nicht gethan? Bin ich denn nicht hier?

Gabel antwortete auf diese stumme Einwendung, indem er sagte:

„Es ist noch zu früh, sage ich. Er zieht schon."

„Wie?" fragte Clara.

„So sagen eben wir," erwiderte Gabel mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Er zieht. Andere Leute aber sagen — glaube ich — es zieht, nämlich das Pflaster. Und da darf man es nicht allzu früh herunterreißen. Die Wunde muß erst reif werden. Dann können Sie kommen."

Trotz ihrer Beklemmung trat eine Spur von wehmüthigem Lächeln auf die Lippen der Frau.

„Es steht geschrieben," sagte Gabel, daß der zarte David die Schleuder zur rechten Zeit nach dem Riesen warf. Die Schleuder ist, wenn Sie im rechten Augenblick vor ihn hintreten. Es ist die einzige, die erste und letzte Wehr, die Sie haben. Sie dürfen Sie nicht eher von sich geben, bis die Zeit gekommen ist. Sonst wird Alles verdorben."

„Aber was soll ich thun?"

„Auf die Wunde legt man einen mildernden Umschlag. Der zieht das böse Blut heraus. Und erst im letzten Augenblick wird die Hülle hinweggerissen."

Nach einer Weile fuhr er fort: „Sie dürfen sich ihm jetzt noch nicht zeigen. Dagegen muß ihm viel Liebes erwiesen werden. Er muß fühlen, woher es kommt, aber wir dürfen es ihm nicht zu wissen thun. So machen es wir Leute auf dem Berge, wenn wir mit Frostbeulen aus dem Schnee heimkommen. Nicht gleich in die Wärme, langsam, ganz langsam muß es gehen."

„Aber ich will ihn sehen," erwiderte Clara, indem sie sich erhob.

„Wenn Sie vor ihn hintreten, so wird es ergehen, wie damals dort unten. Er wird sich abwenden, und die letzte Waffe ist ohne Frucht verloren gegangen. Ich gelobe es Ihnen, so wahr ich meinen grauen Kopf mit Ehren ins Grab tragen will, es wird Alles gut werden, wenn Sie mir folgen."

„Ich verstehe noch immer nicht, was Ihr wollt."

„Wenn es sommert da heroben auf unserer Höhe, um die Zeit, wenn die drunten in der Tiefe ihr Getreide schneiden, dann kümmern wir uns nicht um hunderttausend Alpenrosen oder Enzianblumen, die brennroth weithin den Berg bedecken. In der Zeit aber, wann der Schnee wegschmilzt, dann bücken wir uns um die kleinste Blüte, die neben dem Pfad aus dem Boden heraus zum Vorschein kommt. So ist es jetzt mit ihm beschaffen.

Wenn er hier etwas vorfindet, was ihn freut, dann wird er wieder weich. Gehen Sie hinab in Frieden. So oft es das Winterwetter erlaubt, wird ein Knappe in die Stadt hinuntergehen und Sie geben ihm mit, was Ihnen gut dünkt — nur keine Botschaft. Es ist gut, wenn es wenig ist, lassen Sie mich dafür sorgen, daß er das Wenige auf seinem Wege vorfindet, und wenn dann die Zeit herankommt, so wird der Bote wieder hinabsteigen und Sie mit heraufbringen. Dann wird es für ihn völlig Frühling werden auf dem Berge.

Clara begriff, was der alte Mann meinte. Was ihr noch vor wenigen Stunden unbegreiflich gewesen wäre, das sah sie jetzt klar vor sich. Sie unterlag willenlos einer Einwirkung, die mächtiger war als Alles, was ihr ein Bildungsmensch zureden gekonnt hätte. So sehr ist es wahr, daß ein starker Wille Dinge bewirkt, welche zu vollführen Gesittung und Wissen ohnmächtig sind. Denn ihr eigener Wille verschwand in dem ihr auferlegten.

Gabel sah, daß sein Spiel gewonnen war.

Nach einer Weile sagte er: „Sehen sollen Sie ihn doch. Das ist aber nur in der jetzigen Abendstunde möglich. Heute Nacht rasten Sie in der Obhut des Hauses bei unserer Schaffnerin. Morgen aber, wenn der Herr im Berge ist, lasse ich Sie wieder hinabgeleiten. Hüllen Sie sich gut ein — es zieht ein harter Wind über unseren Berg."

Die Frau that ohne Widerrede, was ihr geheißen wurde. Dann führte sie Gabel hinaus in die flimmernde Nacht. Sie stiegen den harten Schneewall an, der jenseits als Mauer zu den Fenstern des Verwalterhauses abstürzte.

Gabel geleitete sie bis an den Rand und sagte:

„Schauen Sie hinab! Und bevor er Sie wahrgenommen hat, ziehen Sie sich zurück. Denken Sie daran, so wahr Ihnen Ihr Kind lieb ist, daß Alles verloren werden kann."

Clara gehorchte.

Es schnürte ihr die Brust zusammen, als sie in der That Egon so erblickte, wie er ihr von Gabel geschildert worden war. Rastlos bewegte sich der Schatten hin und her. Sie sah ihn, wie dieser über die gefrorenen Scheiben anstieg und wie er wieder hinter ihnen verschwand. Die unbedeutendste und geringste Veranlassung hätte genügt, sie dem ihr auferlegten Vorsatz untreu zu machen. Nur das Bewußtsein, daß Gabel, der absonderliche Greis, der sie in seinem Banne hielt, hinter ihr stehe, lähmte ihr die Stimme.

Dies war das Bild, welches Egon erblickt hatte, als er sich einer aufgethauten Stelle an der Scheibe näherte.

Es blieb ihm keine Zeit, die Umrisse der Gestalt zu erspähen. Denn gerade in diesem Augenblicke wurde sie von Gabel, dem der Auftritt schon zu lang gewährt hatte, zurückgezogen.

Wortlos folgte sie ihm bis zur Treppe des Knappenhauses, wo sie von der Schaffnerin empfangen und in ein kleines Schlafgemach geleitet wurde.

Gabel aber setzte sich dort hin, wo er vorhin der armen Frau zugesprochen hatte, in die geräumige Hutmannsstube. Sie war für den Gebrauch der menschlichen Hantierung von einer ziemlich großen Lampe erhellt, den Zielpunkt eines Sehens aber, welches über die Welt hinausgeht, deutete das winzige rothe Flämmchen an, welches unter dem Liebfrauenbilde brannte.

Nach einer Weile nahm der Hutmann ein schweres, in dickes Leder eingebundenes Buch vom Schranke herab, wo es neben allerlei Erzen und Krystallen lag. Es war nicht bestaubt, denn es vergieng kein Tag, den der alte Mann nicht mit einem Blicke in dieses Buch beschlossen hätte.

Heute öffnete er die messingenen Klappen, welche sich über dem ver-

blaßten rothen Schnitt der Blätter von Arnds Kirchen- und Ketzerhistorie hinspannten, bedächtiger als gewöhnlich.

Offenbar war sein Sinn durch den wunderlichen Besuch abgezogen.

Er stützte das Kinn auf die Hand und schaute zu den rothen Funken hinüber.

Der Irrthum gebärt die Sünde und die Sünde das Elend, sagte er vor sich hin. Der Mensch, welchem das noch verborgen ist, der soll in dieser Nachtstunde einen Blick auf diesen Berg werfen. Dort drüben geht der Vater, der Liebe und Treue gelobt hat, rastlos herum. Hier liegt die geängstigte Frau, und das Kindlein, für welches sie vor Gott Rechenschaft schuldig sind, schläft dort unten, fremder Obhut überlassen, in seinem kleinen Bett und läßt ruhig die Sterne und die Engel über sich dahinwandeln.

Wie träumend schaute er noch lange über das Buch hinweg. Dann aber schlug er es auf und sein Auge weilte wie schon so ungezähltemale auf den langen Zeilenreihen, neben welche er in jüngeren Jahren manches Wort hingekritzelt hatte.

Auch Clara wachte. Aber ihr Auge traf nicht bedrucktes Papier, sondern einen flimmernden Stern, welcher redlich durch die oben allgemach aufthauenden Fenster herein schien.

Außer diesem Sterne deckten die weiter untenhin überfrorenen Scheiben Alles, was hier von der Welt sichtbar ist. Ohne daß sie es ahnte, wer ihr da nahte, empfand sie den Einfluß des Geistes, welcher unter dem Licht der Sterne über den in Ruhe versenkten Höhen waltet. Sie hörte nicht einen einzigen Laut menschlicher Bewegung — es war ihr, als sei sie ganz allein gegenüber jenem fernen Lichte.

Da erhoben sich vor ihr die vergangenen Stunden und Jahre. Sie gedachte der Zeiten, als sie mit Egon in Liebe einmüthigen Sinnes war. Dann kam die erste Verdunklung. Als er eines Tages ihr mit Begeisterung von einer Entdeckung erzählte, welche er nach langer Mühe gemacht zu haben glaubte, da verstummte er mitten in seiner Rede, gekränkt durch die Gleichgiltigkeit, mit welcher sie ihn anhörte. Hatte er doch erst vor wenigen Tagen gesagt gehabt, daß ein richtiger Erforscher der Natur frei und frank sein müsse, nicht wie ein Krämer oder Spießbürger festgenagelt auf der Erdscholle, und hatte er dabei nicht einen Freund gepriesen, dem sich, unbehindert um Kette und Kugel, gegenwärtig in einem überseeischen Gebiet wunderbare Gesichtskreise erschlossen?

Während er mit seinen Gedanken, wie sie meinte, nur bei Nickel- und Kobald-Erzen verweilte, hatte er damals kein Auge gehabt für die neue Ausstattung seines Arbeitszimmers, welche sie unter Entbehrungen hergestellt hatte. Die Freude war Beiden durch Gleichgiltigkeit verdorben.

So schmollten sie wie Kinder. Aber die Wolke wurde größer.

Eines Tages sprach er mit Wärme ganz gegen seine Gewohnheit von der Schönheit einer Frau, die oft genug den Gegenstand des Geredes der städtischen Stutzer darstellte.

Einer solchen Frau zulieb wurde also das Schweigen unterbrochen, welches, er häufig genug ihrem weiblichen Geplauder entgegensetzte, und vor ihr verschwand das gelehrte Hinbrüten, mit welchem Egon sich gleich dem Murmelthier der winterlichen Hochalpen in die Erdgänge hinein vertiefte.

Ihre gereizte Entgegnung rief seinen Unmuth hervor. Aber die Wolke wurde noch größer. Einmal war ein befreundeter Landwirt auf Besuch gekommen. Der freundliche Mann mit seinem runden Gesicht und seinem fröhlichen Wesen erregte Claras Gefallen. Auch der kleine Johannes hatte sich ihm an die Hand gehängt und verlangt, von ihm zu den Kühen und Schafen der Meierei mitgenommen zu

werden. Nachdem er fortgegangen war, hatte sich Clara über die Vorzüge seines einfachen Wesens mit schlichter, gleichmüthiger Stimmung ausgesprochen und beigefügt, die Braut eines solchen Mannes dürfe sich Glück wünschen.

Jedenfalls sei sie besser daran mit einem Mann, welcher der Familie angehört, als mit einem Anderen, der eigentlich nur wie durch Irrthum in Ehestand und Familienbande hineingerathen wäre.

Derlei wäre besser ungesprochen geblieben. Denn Egon schwieg, was ein schlimmeres Vorzeichen war als jeder Ausbruch übler Laune.

Nichts ist bei ähnlicher Spannung der Gemüther verhängnisvoller, als ein ähnliches Stillschweigen. Wie der Fluß, wenn er sich weiter bewegt, Gegenstände, die ihn trüben, weiter trägt, dagegen, zu einem stillen Teich aufgestaut, dieselben sich zur Unbeweglichkeit niederschlagen läßt, räumt der Redefluß manches Unbehagen hinweg.

Hört aber das Zwiegespräch auf und beginnt das Selbstgespräch, so redet sich der gereizte Mensch in eine Stimmung hinein, welche immer bitterer wird. Die Kluft vergrößert sich alsdann.

Nach einigen Tagen trat indessen nach solchen Auftritten durch das besänftigende Entgegenkommen Claras immer wieder eine mildere Stimmung ein. Aber Clara war nicht klug in der Ausnützung derselben. Es dauerte nicht lange, und sie ließ sich abermals zu viel gehen. Dann kam ein Rückfall. Keines von Beiden hatte sich mittlerweile die Selbstüberwachung zur Pflicht gemacht.

Und so gieng es fort.

Mit stätem Glanze mahnte sie aber jetzt in dieser einsamen Nachtstunde des Hochgebirges der Stern, welcher hereinblickte, an das, was dem Menschenkinde vorgeschrieben ist: Ruhig und klar den vorgezeichneten Pfad vollenden, Licht und Wärme spenden, ohne nach einer Gegenwirkung zu verlangen.

Einmal hatte sich Egon so weit verirrt, daß er ihr Gefallsucht vorwarf gegenüber einem Manne, welcher das Haus zeitweilig besuchte. Ihr Zorn war umso heftiger, eben weil sie sich gegenüber dieser Andeutung tadellos wußte. Ihr Mangel an Selbstbeherrschung veranlaßte sie, das Unklugste zu thun, was geschehen konnte. Sie vergalt den vermeintlichen Angriff durch Trotz.

Während sich nun vor ihr in wirrer Reihe solche Erinnerungen in Bildern ablösten, erbarmte sich ihrer allgemach der Schlaf. Er ersparte der armen Frau diese Pein, daß die späteren Dinge sich vor ihr erhoben — die alltäglichen bitteren Worte, und wie es endlich zum Abschied kam und er auf dem Scheidewege ihr die Straße zeigte, die er einschlagen wollte und sie auf die andere verwies.

Und noch immer strahlte der Stern, ob ihre Augen auch geschlossen waren.

Drüben aber, durch eine frostige Mauer von ihr getrennt, lag Egon im Schlummer. Die Beiden, welche sich unwandelbare Liebe und Treue zugeschworen hatten, befanden sich da oben, der Welt schier entrückt und es war, als ob schon das weiße Linnen ihre Gelübde gelöst hätte, als ob sie sich in Wirklichkeit ausruhten jenseits des irdischen Landes.

Das wachende Weib hatten die Gesichte der Rückerinnerung heimgesucht. Dem schlafenden Manne aber nahte das Vorbild des Traumes.

Er sah sich in einem endlosen Raum, in welchem sich nicht eine einzige körperliche Weltenkugel bewegte. In diesem Raume herrschte Dämmerung.

Allmählich lichtete sich diese Unendlichkeit und es erschien etwas wie Wolkenstreifen silberig angeglänzt.

Eine der Wolkenstreifen bäumte sich empor, es zuckte in ihm, er nahm

eine menschliche Gestalt an. An Umrissen glich er einer der schaumgeborenen Meerfrauen, mit welcher die Einbildungskraft der alten Dichter die Wogen bevölkert.

Sie beugte sich vor und streckte ihre Arme aus. Es war offenbar das Gesicht der Frau, welche dort drüben in derselben Stunde sich in reuevollen Gedanken gegen den rothen Stern wandte.

(Schluß folgt.)

Der Treffer.

Erzählung von Hans Malser.

„Weil heute ein gar so schöner Herbsttag ist," sagte ich zu meinem Oheim, dem Herrn Pfarrer von Holzhausen, „so wollen wir uns die feurige Ungarin vergönnen."

„Es gilt!" rief der Pfarrer, „vergönnen wir uns die feurige Ungarin!"

Ich gieng, um sie zu holen. Als ich mit der Schwarzen zurückkam, welche die einzige und letzte gewesen war im Keller, und ich ihr glühendes Blut in unsere Römer goß, kam im Festgewand und aufgeregt der junge Stegwirt zu mir. „Um Verzeihung!" schnaufte er fast athemlos sich gegen den Pfarrer verneigend; dann nahm er mich bei der Hand: „Lieber Freund, Du mußt heute mit mir gehen."

„Wohin?"

„In die Radau!"

„Was soll ich denn dort?"

„Auf die Villa Marienburg."

„Aber was soll ich denn auf der Villa Marienburg?"

„Zu Baron Schrambach. Ich bitte Dich, komme mit!"

Ich starrte dem jungen Manne jetzt sprachlos ins Gesicht. Wie war der sonst so ruhig heitere Bursche heute verändert! Fast blaß vor Erregung, und ich merkte das Zittern seiner Hand.

„— So sage mir doch!"

„Werde Dir Alles sagen. Komm doch nur."

„Aber das ist abscheulich von Dir!" rief ich. „Wir sitzen hier in Jahr und Tag nicht mehr so froh zusammen als heute, und Du sollst Dich vielmehr zu uns gesellen, anstatt so umbarmherzig unser Beisammensein zu sprengen. Eins mußt Du mit uns trinken."

„Nicht einen Tropfen!" sagte er ruhelos. „Wenn Du mir wohl willst, Hans, so verschiebe das Glas mit unserem Herrn Pfarrer auf morgen, dann bin ich dabei und wir werden vielleicht doppelten Anlaß zur Fröhlichkeit haben. Wir werden den Herrn Pfarrer dazu ja noch recht nothwendig brauchen. — Aber jetzt mußt Du mir einen Freundschaftsdienst erweisen. Ich gedenke dies auf lebelang!"

Ja was war's? Ich stand auf. Ein Festgewand sollte ich anziehen! war sein Wunsch. Unterwegs gestand er mir Alles, zuerst begriff ich, dann begriff ich nicht. — Brautwerben! Die junge Baronesse Ida hatte sich in den Burschen verliebt, in den Stegwirtssohn, es war ja sehr leicht möglich, bei diesem hübschen und wohlgearteten Jungen, der Manchem als Dorfwirt gar nicht recht einleuchten wollte, und der sich selbst in dieser von seinem Vater überkommenen Stellung nicht sehr behaglich fühlte und mehrmals

die Absicht ausgesprochen hatte, ein bischen höher in die gebildete Region hinaufzuklettern, wozu er auch ganz das Zeug in sich trug. Und es war doch wieder nicht möglich! Eine Baronesse und ein simpler Dorfgrundbesitzer!

Brautwerben! Der Dorfwirt um die vornehme Dame, die sehr hübsch war, Freier hatte und, so viel man hörte, einen adelsstolzen Vater besaß.

„Medard, wie ist das gekommen?“

Eigentlich sehr einfach war es gekommen. Im Frühsommer, als die Familie des Barons Schrambach nach ihrem Landgute zog, war sie unterwegs beim Stegwirt eingekehrt, hatte dort Wein und Kaffee getrunken, und der Medard hatte sie bedient. Die Baronesse genau anzusehen, hatte der Bursche damals keine Zeit gehabt, denn er mußte bedienen und immer Bescheid geben auf die Fragen der Frau Baronin, die sehr redselig war. Einige Wochen später sprach die Herrschaft ein zweitesmal zu, da mischte sich schon auch die junge Dame ins Gespräch mit dem artigen Aufwärter, und bei der dritten Einkehr — das war erst vor einem Monate — würdigte auch der alte hagere Baron den Burschen wohlwollender Blicke. Eines Tages machte Medard eine Bergpartie in die Radau, theils zur Ergötzung und theils in Geschäften; er mußte an der Villa Marienburg vorbei; die Damen sahen ihn vom Parke aus und luden ihn ein, zuzusprechen. Da er sie schon so oft bewirtet hatte, so wollten sie es ihm abstatten — so sagten sie und es geschah ihm gut. Als er fortgieng, wurde er eingeladen, wiederzukommen; die Baronesse guckte ihn so sonderbar an, daß er an einem der nächsten Tage schon die Bergpartie wiederholte, in der Villa zusprach mit einem selbstgepflückten Blumensträußchen, und zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen bemerkte, daß die junge Dame in ihn verliebt war, die Frau Baronin es zu wissen schien und er selbst fast betäubt ward vor Glückseligkeit. Denn das vornehme Mädel war ihm schon lange in den Kopf gestiegen, er wollte es sich nur nicht gestehen; jetzt durfte er das; aber auch ihr es zu gestehen, das wagte er noch nicht. Der Baron selbst blieb im Hintergrunde, doch schien es gerade nicht, als ob die Einkehr des jungen Mannes ihm mißfalle.

Wenige Tage nach dem letzten Besuche überbrachte ein livrierter Diener dem jungen Stegwirte folgendes Briefchen:

„Lieber Freund!

Ihre Neigung zu meiner Tochter Ida konnte mir nicht fremd bleiben, ebenso wenig auch der Umstand, daß diese Neigung, von der ich annehme, daß sie eine aufrichtige ist, erwidert wird. Ich wie mein Mann sind vorurtheilslos genug, um dem Glücke unseres Kindes nicht im Wege zu stehen und laden Sie ein, wenn es Ihnen möglich ist, heute Nachmittags sich in der Villa Marienburg zu einer intimen Besprechung einzufinden. Sie können auch einen guten Freund mitbringen, wenn Sie wollen. Wir pflegen aus Dingen, die der Himmel fügt, kein Geheimnis zu machen. Ihre wohlgeneigte

Freifrau Schrambach.“

Die Folge dieses Briefes war nun also unser Gang in die Radau, nach der Villa Marienburg.

„Medard,“ sagte ich, als er mir Alles mitgetheilt hatte, „bist Du sicher, daß die Familie nicht verrückt geworden ist?“

Er starrte mich an und murmelte: „Na, erlaube mir!“

„Mir kommt die Sache noch unwahrscheinlicher vor, als Deine Geschichte mit dem Haupttreffer, die Du vor einiger Zeit durchzumachen hattest.“

„Gott, was ist ein Haupttreffer!“ rief Medard.

„Ein Haupttreffer ist freilich nichts, aber eine schöne Baronesse ist etwas!“

„Sie mag meinetwegen eine Zigeunerin sein!“ rief er, „ich liebe sie. Wenn Du sie nur erst kennst, ein wunderbares Wesen! — So wie ich, erkennt sie Keiner, liebt sie Keiner auf der Welt, das kann ich wohl sicher behaupten, und wenn sie das fühlt, so sehe ich nichts Verrücktes daran, sich über Standesvorurtheile hinauszusetzen, um den Mann des Herzens zu finden.“

Wir wollen ja sehen, dachte, ich bei mir selbst, die Liebe hat schon manches Wunder gewirkt.

Also kamen wir nach Radau. Auf einer Anhöhe des grünen Alpenthales stand stattlich und malerisch die Villa und wir schritten Beide hinan. Unter unseren Füßen knisterte der weiße Sand, und Jeder trug in seinem Busen ein heftig pochendes Herz.

Empfangen wurden wir sehr freundlich. Zuerst war die Baronin da, die meinen Freund traulich, mich höflich behandelte; dann kam der Baron, der mit meinem Freunde höflich, mit mir herablassend verfuhr. Viel später erschien die Baronesse, die gegen meinen Freund befangen, gegen mich zurückhaltend war. Wir giengen in ein Gartenhaus und wurden mit Wein und Kaffee bewirtet. Gegen Abend, als es kühl wurde, setzten wir uns in die Veranda und tranken wieder Wein. Alles war sehr gut, prächtig und vornehm. In dem Luxus glaubte ich den Reichthum, in dem feinen Geschmack die Bildung der Familie zu sehen. Als es zu dunkeln begann, wurden wir in das bereits hell erleuchtete Speisezimmer gebracht, wo neuerdings große Flaschen mit Wein und Körbe mit Backwerk und Aufgeschnittenem waren. Doch reichlicher Ersatz für die feurige Ungarin, die ich auf meinem Gartentisch daheim schnöde verlassen mußte.

Der Verkehr Medard's, mit der unterdessen muntergewordenen Baronesse war in eine anmuthige und heitere Vertraulichkeit übergegangen. Die Baronesse versicherte, wie sie nur für das Landleben schwärme und von Kindheit an schon ihr Ideal gewesen wäre, eine stattliche und umsichtige Wirtin zu sein. Die Baronin sah und hörte den jungen Leuten lächelnd zu und mischte sich nur dann und wann, verfängliche Richtungen discret corrigierend, in das Gespräch. Die Baronesse hatte ein einfaches weißes Kleid an und am jungen Busen ein Sträußchen rother und blauer Feldblumen stecken. Sie war etwa zwanzig Jahre alt, blond, mit rundem, rosigem Gesichte, Stumpfnäschen, vollen frischen Lippen — eine überaus geschmackige Erscheinung. Dabei natürlich, heiter und in ihren Bewegungen und Bemerkungen herzig. In einem unbewachten Augenblicke konnte ich meinem Freunde zuflüstern: „Ich gratuliere Dir!“

Während die jungen Leute miteinander tändelten, waren am Nebentische der Baron und ich in ein merkwürdiges Gespräch gekommen, das mir nicht sehr schicklich schien, vom Baron aber mit Consequenz weiter geführt wurde. Ich weiß nicht mehr, wie wir daraufkamen, vielleicht hatte der Baron den Gegenstand künstlich herbeigezogen, wir sprachen vom Adel und dem Plebejerthum. Nachdem er ein paar ziemlich rücksichtslose Bemerkungen gegen letzteres gemacht, fragte ich mehr einfältig als dreist, was doch eigentlich für ein Unterschied wäre zwischen einem Adeligen und einem Plebejer?

„Die Geburt,“ antwortete der Baron, „der gemeine Mensch hat keine Geburt.“

„Möchte doch wissen, auf welche Weise er hernach in die Welt gekommen ist?“

„Das Blut unserer Ahnen, das in uns kreist!“ sprach er würdevoll.

„Ist es nicht roth und von derselben chemischen Zusammensetzung als das unsere?“ So ich.

Hierauf er: „Es macht uns weise,

tugendhaft, während das euere euch stumpfsinnig, pöbelhaft und lasterhaft macht." So der Baron.

„Also müßten die Adeligen sehr weise und tugendhaft sein?" sagte ich.

„Oh gewiß!"

„Ich kenne deren sehr viele, die dumm und schlecht sind."

„Davor soll uns die Ehrfurcht vor unserem Stammbaum bewahren."

„Wann hat denn euer Stammbaum angefangen?"

„Jedenfalls ist meine Familie älter, als die Ihre," sagte der Baron.

„Ich bezweifle es," versetzte ich, „mein Stammbaum beginnt bei Adam."

„Possen" pfauchte er. „Ich habe dreizehn wirkliche Ahnen, Adelige."

„Also hat euer Stammbaum doch wirklich auch einmal angefangen?"

„Natürlich!"

„Und wer war der erste euerer Ahnen, den ihr so hoch verehrt! Hat er vielleicht die Kunst erfunden, wie man das Feld bebaut? Oder wie man Eisen schmiedet?"

„Bauer? Schmied? Ihr thut mir leid. Mein Ahne hat Schlachten gewonnen, Länder erobert, Städte besiegt."

„Also Gewaltthätigkeiten, die man einzeln verübt, heute mit Kerker und Galgen bestrafen würde. Wieso kam aber in die Adern dieses Mannes, eueres ersten Ahn's das Blut, welches so Heldenhaftes geleistet und welches so edel und tugendhaft machen soll?"

„Es konnte doch in seiner Natur liegen. Von seinen Vorfahren überkommen!"

„Aber wenn er erst in den Adelsstand erhoben wurde, so mußte er ja doch einen Vater gehabt haben, der noch nicht von Adel war, sondern ein Plebejer!"

Der Baron wendete sich unwillig ab und brummte: „Mit euch ist's ungemüthlich zu plaudern."

Ich schwieg augenblicklich, denn jetzt fiel es mir ein, daß ich mit meinem Freimuth dem Freunde leicht Alles verderben konnte.

Es war ein Glück, daß wir zum Soupé gerufen wurden. Das war sehr glänzend und heiter, aber mir fiel es auf, daß von dem eigentlichen Zweck unseres Hierseins noch mit keinem Worte die Rede gewesen war. Der Baron besiegte seinen Adelsstolz tapfer, aß und trank mit uns und es war ganz gemüthlich.

Endlich aber, es war schon spät geworden und bereits die Champagnerflasche entkorkt, erhob die Frau Baronin plötzlich ihr Glas, stieß mit Medard an und sagte feierlich: „Also Kinder, Ihr wisset, auf was wir trinken!"

Wir standen auf, stießen Alle an, und das junge Paar küßte sich vor unseren Augen. Diesen Kuß hat man nur sehen müssen, es war kein gewöhnlicher verwaschener Verlobungskuß, es war ein heftiges, feuriges Ding, als ob sich zwei, bis aufs Aeußerste gespannte Seelen, ineinander entladen hätten. — Als die erste feierliche Ruhe vorüber war, küßte ich der reizenden Braut huldigend die Hand, so auch der Frau Baronin, und der Herr Baron wechselte mit mir einen warmen Händedruck, der mich doch zur Genüge darüber aufklärte, daß das vorhin von ihm Gesprochene und Behauptete eitel Scherz gewesen.

Hierauf begannen wir — ich fühlte mich als Freund des Bräutigams wie zur Familie gehörig — über die Zukunft des jungen Paares zu plaudern.

„Dorfwirt wird unser Schwiegersohn natürlich nicht bleiben," sagte die Frau Baronin zu mir. „Er wird in der Stadt sich eine seiner gesellschaftlichen Stellung entsprechende Bildung aneignen, besonders auf Leibesübungen, als Reiten, Fechten und so weiter Gewicht legen. Das ist beim jungen Manne unumgänglich nöthig."

Medard schaute bei diesen Worten etwas einfältig drein. Er hatte auf den Feldern, Wiesen und Bäumen

seines Vaters Leibesübungen genug getrieben.

„Ferner ist meine Meinung,“ fuhr die Baronin fort, „daß nach der Hochzeit, und nachdem die materiellen Angelegenheiten geordnet sein werden, das junge Paar auf ein Weilchen reisen soll, sich in Paris aufhalten und die große Welt sehen.“

Medards Gesicht verklärte sich. „Das Reisen wäre von jeher meine Passion gewesen,“ sagte er.

„Auf Reisen und Rangierung der Familie,“ sprach die Frau Baronin schon gerötheten Gesichtes. „Besser können Sie Ihr Geld nicht verwenden.“

„Ja, wenn ich eins hätte,“ sagte Medard.

Die Dame stutzte. Nach einer etwas wortkargen Weile fragte sie den jungen Eidam: „Sie haben es doch sicher angelegt?“

Medard schaute dumm drein und antwortete nicht.

„Ich meine,“ fuhr sie fort, „in guten Papieren!“

„Wer? — Ich? — Angelegt? Was?“ so fragte Medard.

Sollten Sie es noch gar nicht behoben haben? Das Geld vom Haupttreffer!“

„Ah, den Haupttreffer!“ rief Medard lustig aus. „Den habe ich ja gar nicht gemacht.“

„Jesus Maria!“ schrie die Baronin und wurde ganz blaß. „Es hieß doch? — Es hieß doch allgemein — ?“ Sie blieb stecken.

„Ja, ja,“ sagte Medard. „Das gieng damals wie ein Lauffeuer um. Ich selbst glaubte es fast und hielt mich zwei Tage lang für einen reichen Mann, obwohl ich gar kein Los gehabt hatte. Ja gewiß. Ein Irrthum war's, eine Verwechslung mit meinem Namensvetter, es hat mir viel Spaß gemacht.“

Der Baron und die Baronin starrten sich sprachlos an, mit fahlen, verzerrten Gesichtern. Baronesse Ida aber war anstatt blaß sehr roth geworden.

„Was ist Dir doch, Du liebes Kind!“ rief die Frau Baronin und streichelte das Mädchen am Haupte, „Du hast heftigen Kopfschmerz. Es ist auch schon zu spät geworden, gehe zu Bette!“

Ohne daß ein Abschied war, so plötzlich wurde die Baronesse fortgebracht und die Stimmung war eine unbeschreiblich frostige geworden.

Nach einer Weile sagte die Baronin, mit Befremdung im Kreise umherblickend, leise: „Das überrascht mich! Was soll das bedeuten? Sie haben gesehen, wie meine Tochter auf einmal abbrach. Wenn es so steht mit ihrer Liebe, da könnten wir die Angelegenheit nicht unterstützen.“

„Der Standesunterschied!“ versetzte der Baron. „Was nicht zusammengehört, das gehört nicht zusammen.“

„Es thut uns sehr leid,“ sprach die Baronin, „es ist nur noch ein Glück, daß in dem Kinde die Natur zu rechter Zeit gesprochen. Es ist für Beide so am besten.“

Mein Freund Medard schaute so einfältig drein, daß es mir fast zum Lachen war trotz des Ernstes der Situation.

„Die Herren haben noch einen weiten Weg nach Hause!“ sagte die Baronin mit theilnehmender Miene. Da erhoben wir uns rasch.

Wenige Minuten später standen wir draußen in der kühlen Nacht. Medard machte einen leisen Pfiff und sagte: „Das ist jetzt schnell gegangen.“

„Komm!“ drängte ich, ihn am Arme packend, „es wird mir übel in dieser Gegend.“

„Was willst Du denn?“ fragte er. „Fortgehen? Das könnte mir nicht einfallen. Zur Thür sind wir hinausgeworfen und zum Fenster steige ich hinein. — Dahier!“ Er zerrte mich um die Ecke des Landhauses, „dahier ist das Fenster zum Gemach meiner Braut. Sie hat noch Licht.“

In demselben Augenblicke gieng vorsichtig ein Fensterflügel auf und sie lispelte den Namen: „Medard.“

Der Genannte hatte schon eine Leiter zur Hand und lehnte sie an das Fenster.

„Nein, Liebster,“ flüsterte sie, „hereinsteigen wirst Du nicht. Es erscheint Mama. Ich will in den Garten.“

„Ich werde Dir die Hand reichen, daß Du nicht stürzen kannst. Bist Du angekleidet?“

„Vollkommen!“

„Gut. Schwinge Dich vorsichtig heraus. Ich halte Dich!“

Wenige Minuten später eilten wir durch den Wald dahin, zwischen uns die Baronesse. Es war mir etwas fiebrig zu Muthe und ich war sehr überrascht, daß eine Entführung, zu welcher sonst in den Romanen die umständlichsten Vorbereitungen gemacht werden, so leicht und frisch zu vollziehen ist. Baronesse Ida selbst schien erst jetzt zum Bewußtsein dessen gekommen zu sein was geschehen, doch schien ihr dieser Wechsel nicht unangenehm zu sein. Sie wollte nur zu ihm in den Garten kommen. Jetzt war sie ritterlich entführt. Auch gut.

Wir eilten eine Stunde lang hin durch dunklen Wald, über mondhelle Wiesen und gesprochen wurde unterwegs fast gar nicht. An einem einzelstehenden Gebäude kamen wir vorüber, eine Heuscheuer konnte es sein; da gestand Ida, daß sie erschöpft sei und nicht mehr weiter könne.

„Wir werden Dich tragen!“ versetzte Medard kurz, hierauf kam sie doch wieder zu Kraft, daß sie, an beiden Armen von uns geführt, weiter konnte.

Lange nach Mitternacht war es, als wir nach Holzhausen kamen. Vor dem Hause des Stegwirt ward ich verabschiedet, indem Medard sagte: „Ich bringe sie sofort zur Ruhe. Du sei so gut, morgen zeitlich zum Herrn Pfarrer zu gehen und ihn zu ersuchen, daß er uns traue. Einstweilen schön Dank für die Kameradschaft!“

Am nächsten Morgen sprach ich freilich beim Pfarrer vor, aber da bekam ich's. Er war nichts weniger als der Oheim und lustige Freund, mit dem man feurige Ungarinnen aussticht, es war der ernsthafte, unnahbare Pfarrer. Der Trauung wegen machte er allerhand Geschichten; drei Aufgebote, Nachweis der nicht bestehenden Blutsverwandtschaft zwischen Beiden, Einwilligung der Eltern, Nachweis, daß sonstige Ehehindernisse nicht vorhanden u. s. w., eine ganze Reihe von Dingen, die der Pfarrer verlangte. Nur von dem Einen war nicht die Rede, ob sie sich lieb hätten. Zum Glück war ich davon überzeugt, und der Pfarrer brauchte sich darum nicht zu kümmern.

Zur selben Stunde begann in der Gegend auch schon der Aufruhr wegen der in Verstoß gerathenen jungen Baronesse Schrambach.

Der junge Stegwirt spielte mit ihr nicht lange Versteckens, er zeigte sie auf und sagte: „Da sind wir. Die Verlobung ist bereits geschehen, die Trauung ist in acht Tagen, bishin sind wir mit Allem in Ordnung. Handkuß an die Schwiegereltern!“

Die Baronin Schrambach war im Ganzen nur zweimal in Ohnmacht gefallen. Sie richtete damit aber nichts aus und gab es auf. Der Baron wollte klagbar werden, dagegen trat die Klugheit seiner Gemahlin auf. Auf die Rangierung ihrer Vermögensverhältnisse, für welche sie so gerne Plebejergeld gehabt hätten, mußte einstweilen verzichtet werden. Im Uebrigen kam es, wie es im Buche steht. Ida sprach das blutig entscheidende Wort: „Ich nehme ihn. Er gefällt mir. Hat er den Treffer nicht gemacht, so kann er ihn ja noch machen. Er gefällt mir. Ich nehme ihn.“

In acht Tagen, als die Hochzeit

sein sollte, fiel die Baronin in die dritte Ohnmacht, diese war so stark, daß die Trauung verschoben wurde auf den nächsten Tag. Damit gab sich die Dame endlich zufrieden.

Und wie sich's heute, nach fünf Jahren, zeigt — das Stegwirtshaus ist ein großer Gasthof geworden, im großen Gasthof zwei kleine Buben und eine hübsche flinke, resche Wirtin — hat der Medard doch einen Treffer gemacht.

Michael Erder und sein neues Gesetz.

Eine Gestalt aus dem Volke von R.

Wieder ein seltsamer Kauz, ein höchst seltsamer.

„Schon den ganzen Abend," berichtete die Köchin auf meinem Sommerhäuschen, „schleicht heute ein Mann ums Haus. Als er am Brunnen steht und Wasser trinkt, hab' ich ihn gefragt, was er will. Fragt er, wann der Herr zu sprechen? Bei der Nacht nicht, sage ich, nur bei Tag. Darauf trinkt er noch einmal und verzieht sich."

Am nächsten Morgen, als der Tag graute, zog ein Nachbar ins Tagewerk aus: an unserem Baumgarten vorübergehend, sah er auf der Bank unter den Birken einen alten fremden Mann liegen und süß schlafen.

Zwei Stunden später, als meine Wenigkeit aus dem Neste gekrochen war, hinterbrachte mir mein Töchterlein die Nachricht, daß vor dem Hause ein alter Mann sitze und auf mich warte. Er sei aus dem fernen Krainlande zu Fuße hergekommen, um mit mir zu sprechen.

Also trat ich hinaus und erschrak. Das war ja der alte Erder, das halsstarrige Kind, der aberwitzige Idealist, das Wesen, mit dem der Himmel in guter Laune alle sentimentalen Humanitätsdusler parodiert — das war der alte Halbnarr und Weltverbesserer Michael Erder. Von Haus aus ein armer Mann, dann Privatbeamter, viel in alten Schriften gelesen, viel Ungemach und Ungerechtigkeit erfahren, endlich ein Apostel der Liebe geworden. Alle Hervorragenden des Landes kannten ihn, bei Allen war er schon gewesen, sie um ihre Mithilfe und Protection anzurufen zu seinem Erlösungswerke. Als er vor Jahren das erstemal in Graz zu mir gekommen war, hatte er mich gebeten, daß ich ihm in meiner Wohnung einen Schreibtisch einräumen möge, damit er sein großes Memorandum verfassen könne für den Kaiser und den Papst. Denn er hatte gefunden, daß Einiges auf Erden nicht ganz in Ordnung war und wollte die Großen und Mächtigen um Abhilfe angehen. Vor Allem, sagte er damals, müsse die Armut abgeschafft werden, denn die Armut, besonders wenn sie ans Hungerleiden grenze, sei nicht bloß höchst unangenehm, sondern wirke auch sehr demoralisierend. Dem Kaiser sei es ein Leichtes, die Dinge besser zu machen und wenn er nur wolle, so geschehe es; aber aufmerksam machen müsse man den hohen Herrn, der unter lauter reichen Leuten im Ueberfluß lebe, darauf aufmerksam machen, daß es auch sehr arme Teufel gebe im weiten Oesterreich. — Er verfaßte also eine große Denkschrift, in welcher viel von der Majestät des Kaisers und von der Majestät der göttlichen Vorsehung die Rede war, die ihn — den Michael

Erder — erwecket habe, und er sprach von dem Geiste, der unsterblich sei, von der Materie und der Sünde, die todt sei und todt mache, und daß die Majestät Gottes und der Allmacht in der Liebe liege. In kräftigen, festen Schriftzügen hatte er das und vieles Andere niedergeschrieben, hatte mit leidenschaftlichem Federdrucke den Papst beschworen, das lateinische Meßopfer abzuschaffen und gegen die Heiden, die auch Kinder des Vaters im Himmel wären, Duldsamkeit zu predigen. Schließlich verlangte er für sich selbst die Stelle eines Staats- und Kirchenrathes („meine Ansprüche sind die bescheidensten“), damit ihm Gewalt gegeben sei, zu wirken, wie es seine heilige Mission ihm vorschreibe.

Diese Denkschrift sollte ich unterschreiben, und zwar nicht ich allein, auch der Bürgermeister von Graz, der Landeshauptmann, der Statthalter und der Theater-Kapellmeister sollten ihre Unterschriften zu dem Memorandum geben, damit die Allerhöchsten Herren sich nicht mehr weigern könnten, das im Namen der leidenden Menschheit gestellte Verlangen zu berücksichtigen.

Ich war damals so unklug gewesen, dem Manne zu sagen, daß ich sein Ideal für ganz gut hielte; allerdings setzte ich bei, daß, soweit ich die Welt kennte, keine große Aussicht auf Erfolg seines Memorandums vorhanden wäre, daß ich ihm deshalb riethe, mit dem entscheidenden Schritt noch ein Weilchen zu warten. Es war nicht Ironie, die mich also sprechen ließ, sondern die Absicht, dem rührenden Gemüthe nicht weh zu thun. Das war aber gefehlt, denn nun kam er Tag für Tag zu mir mit neuen Plänen und Schriften, behauptete, an mir einen Genossen seiner Bestrebungen gefunden zu haben, den er nicht mehr loslassen wolle, bis er den „Sieg der Majestät“ errungen. Ich mußte ihm endlich doch allen Ernstes gestehen, daß sein Bestreben thöricht sei, daß dasselbe ihm nichts bringen würde als Grobheit und Hohn. „Das ist mir gerade recht!“ rief er begeistert, „auch Christus der Herr hat Grobheit und Hohn gelitten und darum hat er die Welt erlöst. Ja, ich will standhaft sein, bis zu meinem letzten Athemzuge will ich kämpfen für die Majestät der Menschenliebe.“

Die Anderen, bei denen er war, hatten es praktischer gemacht, hatten ihm eine kleine Münze in die Hand gedrückt und ihn mit seinen Erlösungsschriften zur Thür hinausgeschoben. Der Bürgermeister einer kleinen untersteirischen Stadt hatte ihn nicht allein zur Thüre hinaus, sondern sogar in seine Heimat abgeschoben.

Trotzdem tauchte er allemal wieder auf, hatte den Sack voll Schriften: Pläne, Vorschläge, Bittgesuche an die Mächtigen der Erde. Aber jede Protection versagte und er gelangte mit seinen Anliegen nicht zu den Stufen des Thrones.

Dieser Mann stand nun vor mir. Seine städtische Kleidung war ärmlich, aber sorgfältig gehalten, sein schlichtgekämmtes Haar war schon grau, auf seinem glattrasierten Antlitze lag ein Zug der Schwermut und des Kummers, aber in seinen treuherzig blickenden Augen glühte ein warmes Feuer, welches jetzt, als er vor mir stand, lebhaft aufflammte.

„Ei, Erder, Erder! Wieso kommen Sie hieher?“ diesen Ruf der Ueberraschung vermochte ich nicht zu unterdrücken.

Er trat rasch an mich heran, legte seine Hand an meinen Arm und sagte: „Endlich, endlich! Ich verfolgte Sie seit drei Wochen. Zu Laibach, in Cilli, in Graz, überall sind Sie mir entschlüpft, hier endlich habe ich Sie.“

„Sie haben mich gesucht? So, so. Sagen Sie mir doch, Herr Erder, Sie haben gewiß noch nicht gefrühstückt?“

„Lassen wir das,“ entgegnete er. „Sie müssen mit mir nach Wien. Denn sehen Sie, nun bin ich fertig. Hier

ist der Gesetzentwurf, hier ist das Geleitschreiben. Wir gehen zu Seiner Majestät. Sehen Sie nur, es ist alles schon in Ordnung."

Ich sah das offene Geleitschreiben. Dasselbe lautete, daß dem viel verfolgten Apostel der Menschenliebe, Michael Erder aus Laibach, freies Geleit zu bewilligen sei, weil derselbe im Namen der Majestät des ewig lebendigen Geistes zum Allerhöchsten Herrn und Kaiser gehe, da das wahre Reich Gottes der Brüderlichkeit angebrochen sei. — Geschrieben und unterschrieben war dieser Geleitbrief von ihm selbst.

„Aber Erder!" rief ich aus, „die Geleitbriefe schreibt man sich doch nicht selbst, sondern läßt sie von Anderen schreiben."

„Da stehen sie schon," sagte er und deutete hastig auf das Papier. Denn auf demselben, unterhalb des Textes, stand auch einiges Gekritzel, welches — wie Erder behauptete — die Unterschriften mehrer einflußreicher Herren in Laibach vorstellen sollte. Einer hatte noch darunter geschrieben: „Mit Wohlgefallen durchgesehen," auf welchen Passus der Mann besonders viel Hoffnung zu setzen schien. Mich dauerte er, ich begriff nicht, wie man einen solchen Menschen foppen könne.

Ein wichtigeres Papier aber war der Gesetzentwurf selbst. Derselbe war gleichzeitig ein Majestätsgesuch um Einführung und Sanctionierung des Gesetzes der Nächstenliebe. Die Nächstenliebe unter allen Menschen soll gesetzlich eingeführt werden. — Das war Alles.

„Die Menschen sind bei Todesstrafe verpflichtet, einander zu lieben wie Brüder und Schwestern, Arbeit, Güter, Freuden und Leiden brüderlich miteinander zu theilen. So gegeben zu Wien im Jahre des Heiles 1889." Das war der Idealismus in Caricatur.

Hell — grell — schrill mußte ich auflachen trotz des feuchten Auges.

„Einstweilen, lieber Erder," sagte ich, „essen wir eine warme Suppe, sie ist gut für einen Reisenden."

Er that's mit richtigem Appetite, wohlgemuth schien er zu sein und seiner Sache gewiß. Erst als er mit dem Kaffee fertig war, legte ich die Papiere wieder in seine Hand und sagte: „Lieber Freund, ich will Ihnen einen guten Rath geben. Kehren Sie wieder nach Hause. Den Kaiser treffen Sie jetzt nicht in Wien; er ist zum Besuche des deutschen Kaisers nach Berlin gegangen."

„Um so besser!" rief Erder, „das ist ja herrlich! So habe ich sie beide beisammen und im Deutschen Reiche wird's auch eingeführt. Wir gehen nach Berlin. Nicht wahr, theurer Freund" — er sagte das mit herzinnigem Tone — „Sie lassen mich nicht im Stiche, Sie gehen mit mir? Es geht alles gut, es geht gut, wenn Sie mich begleiten!"

„Davon," versetzte ich, „kann keine Rede sein."

Er starrte mich an, lange und sprachlos. Endlich murmelte er: „Das ist ja gerade, als ob Sie mir das Herz aus dem Leibe rissen."

„Lieber, guter Erder," sprach ich. „Schon sehr oft habe ich Ihnen gesagt, und nicht ich allein, hundert Andere haben es auch gesagt: Schön wäre es freilich, das, was Sie wollen, aber es geht nicht. Das kann kein König und kein Kaiser und kein Papst, es ist nicht möglich."

„So werde ich es möglich machen!" rief er voll des heiligen Eifers.

„Wenn es möglich wäre, so hätte es schon Christus zustande gebracht. Sie werden sich doch nicht mehr zumuthen, als der Heiland selbst!"

„Warum denn nicht?" entgegnete er, „die Zeiten haben sich mittlerweile geändert. Und sehen Sie einmal, es ist ein Unterschied: Früher war die Nächstenliebe nur Gebot, Gebote können übertreten werden. Nun soll die Nächstenliebe Gesetz werden und Gesetze muß man befolgen, wenn man nicht gestraft werden will. Es ist ja ein ganz

einfaches Mittel da: die Leute zwingen, gut zu sein, und sie werden gut sein. Sie wollen es ja, nur ist ihr Wille zu schwach. Man sieht es ja überall ein, daß es ohne Nächstenliebe nicht geht, also wird das Gesetz mit Freuden aufgenommen werden."

„So warten Sie," sprach ich, um ihn doch zur Umkehr zu bewegen, „warten Sie wenigstens die günstige Zeit ab. Jetzt haben die Herren den Kopf mit Kriegsgeschichten voll —"

„Eben darum!" unterbrach er mich. „Sehen Sie, mit Kriegsgeschichten! Der Krieg ist ein Unding, wir dürfen es zu keinem Kriege mehr kommen lassen. Darum werde ich meinen Gesetzentwurf noch erweitern. Die Nächstenliebe auch zwischen Völkern und Nationen muß gesetzlich eingeführt werden. Sehen Sie, wie wichtig es ist, daß wir allsogleich aufbrechen!"

Nun erinnerte ich mich wieder, daß man dieses Phantasten auf glattem Wege nicht los werde.

„Gehen Sie doch!" rief ich fast zornig, aber weniger über den armen Mann, als vielmehr über die Unausführbarkeit seines Planes. „Gehen Sie ruhig wieder heim. Sie würden mit Ihrem Beginnen nur in Ihr eigenes Verderben rennen, im günstigsten Falle mit Schub nach Hause transportiert und dazu tüchtig ausgelacht werden."

„Auch Christus der Herr ist verhöhnt worden!" rief er. „Ich leide Alles, ich der Unschuldige, für die Schuldigen."

„Aber Sie werden damit nichts ändern, nichts besser machen, es ist zu thöricht, Sie sind ein Narr!"

Mir that's sofort leid, das Wort ausgesprochen zu haben, er machte sich aber nichts daraus sondern sagte nur: „So sprechen Sie? Sie, der nur von Menschenliebe und Weltfrieden schwärmt in den Schriften!"

„Sie haben recht," antwortete ich. „Wir alle sind Narren. Und vielleicht ist der ein größerer, welcher um freiwillige Ausübung der Nächstenliebe bittet, als jener, welcher die Leute gesetzlich dazu zwingen will. Sie haben recht. Ich erkenne nun, daß ich ein Narr bin, ich erkenne es sonnenklar und darum unternehme ich nichts, darum verkrieche ich mich in meine vier Wände, daß ich Niemanden belästige und selbst nicht lächerlich werde. Machen Sie es auch so, Erder. Wandern Sie wieder heimwärts und überlassen Sie die Anderen dem lieben Gott."

„Der liebe Gott," entgegnete er hierauf, „der arbeitet nur durch die Menschen. Er gibt ihnen die Gnade und den Muth, seinen Willen zu vollführen. Wenn sie sich weigern, dann können sie sich nicht beklagen, und der Geist wird doch lebendig bleiben, weil er göttlicher Majestät ist, wie es da steht, sehen Sie, genau wie es da steht!"

„Ja, ist schon recht," sagte ich und legte ihm die wieder entfalteten Papiere zusammen und drückte ihm eine Kleinigkeit zur Wegzehrung in die Hand.

Er hielt die Hand vor sich hin und schaute geringschätzig drauf: „Das da" — sagte er mit leiser Stimme. „Wenn man zu einer Audienz geht — Sie wissen ja..." Allerdings war sein Anzug nicht salonfähig, aber hierin konnte ich ihm wieder nicht helfen. Plötzlich, als er mein Töchterchen ansah, rief er aus: „Da haben Sie so liebe Kinder! Schon dieser süßen Geschöpfe wegen sollten Sie die Nächstenliebe einführen helfen. Wie werden Sie Ihre Kinder einst noch im Grabe segnen und sagen: Mein Vater hat's mit dem alten Michael Erder gemacht! — Kommen Sie mit."

Sanft nahm ich ihn an der Hand und führte ihn hinaus zum Gartenthor. Er sagte nichts mehr, aber anstatt daß er die Richtung nahm gegen Graz und Laibach, schritt er langsam die Straße gegen Wien dahin.

Lange schaute ich ihm nach. Mir

war zu Muthe, als hätte mein eigenes kindisches Herz Beine bekommen und liefe dort davon. Dann stellte meine Phantasie mir im Berliner Schlosse die beiden Kaiser vor, wie sie sorgenschwer über der Karte von Europa brüteten. Krieg! Kriegsgefahr an allen Enden, und im Inneren des Reiches erhebt der Social-Communismus sein unheimliches Haupt. Da taucht aus schweren Seidenportièren der schlichte Mann aus dem Volke hervor und überreicht den Entwurf: „Die Nächstenliebe gesetzlich eingeführt!“

Wie ist es doch so ernst, so tragisch, so possierlich auf dieser Welt!

Persönliche
Erinnerungen an Robert Hamerling.

Von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Nun soll es versucht werden, einige lose aneinandergereihte Züge aus dem Leben Robert Hamerlings zu bringen; es sind zumeist Briefe und Aussprüche, die ich verbürgen kann, weil sie persönlich an mich giengen. Ich wähle nur solche, welche die Discretion nicht versiegelt hat und welche seinen Charakter, sein Seelenleben beleuchten.

Mit den vorgeschrittenen Jahren gewann unser Verhältnis an Gehalt. Hier einige Züge aus früherer Zeit; sie seien begonnen mit einem einfachen Schreiben aus dem Jahre 1872, welches folgendermaßen lautet:

„Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich im Sommer regelmäßig um zwei Drittel weniger Briefe erhalte als im Winter. Es scheint, daß der Sommer eine Zeit der göttlichen Faulheit ist, wo sich Jeder behaglich unter grünen Bäumen reckt und streckt, und dabei so egoistisch wird, daß er von jenem Behagen seinem Mitmenschen nicht einmal etwas kund und zu wissen thut.“ Diese statistische Bemerkung hatte ich eben einem Bekannten gegenüber gemacht, als mir der Postbote Ihren Krieglacher Brief, viellieber Rosegger, überreichte. Und welch ein Brief! Schier vier Seiten lang und wie herzig! Im Sommer geschrieben, zur Zeit der göttlichen Faulheit und des egoistischen Sichgütlichthuns! Gott segne Ihnen so noch weiter die obersteirisch-ländliche Einsamkeit und würze sie Ihnen ab und zu mit etwas Langeweile, damit Sie öfter genöthigt werden, sich Ihrer besten Freunde zu erinnern. Im Uebrigen fahren Sie nur fort in dem süßen Nichtsthun, das Sie mir so verführerisch schildern. Machen Sie sich gar keinen Scrupel daraus. Mir kommen oft die Verse Hermanns von Gilm in den Sinn:

„Wie kam doch nur unter die Sünden
Der göttliche Müssiggang?“

Ja, ja, „göttlich“ — es ist schon das rechte Wort.

So recht mit Beruf Müssiggehen können eigentlich nur die Götter. Wir Erdenkinder bleiben in dieser Kunst doch immer nur Stümper. Indessen — thun wir, so viel wir können!

Wenn wir nicht arbeiten, wir Poeten, so arbeitet es in uns, wird gar lebendig, bekommt Hände und Füße, und eh' wir's denken, muß die Hebamme geholt werden in Gestalt eines braven Buchverlegers. Wer also kann unsern Müssiggang von Arbeit unterscheiden? Ich für meinen Theil wüßte es Ihnen wahrlich nicht zu sagen, ob ich gegenwärtig müssig gehe, oder ob ich an meinem philosophischen Werk, oder an meinem Roman »Aspasia« arbeite?

Indem ich hoffe, daß Sie zur Ehre der Krieglacher Localpost dies Schreiben sammt Einlage richtig erhalten, verbleibe ich, mich Ihrer ferneren freundlichen Erinnerung empfehlend,

Ihr

herzlich ergebener

Hamerling.

Graz, 15. Juni 1872."

Als ich im Jahre 1872 aus meiner italienischen Reise von den Ruinen des Neronischen Palastes ein Steinchen mitgebracht hatte, schrieb er das Briefchen, welches beweist, daß man ihm mit kleinen Dingen größeren Spaß machen konnte, als mit Sachen, die er für kostspielig hielt:

„Herzlichen Dank, werter Freund, vorläufig auf diesem Wege, für Ihre schönen römischen Geschenke. Ist kein Stückchen Gold, daß Sie mir hätten bringen können, von Neros »goldenem Hause« mehr übrig? — Nun, auch Pflanzen und Gestein vom palatinischen Trümmerhügel werden mir zeitlebens lieb und wert sein, und zwar doppelt, weil sie mir mein lieber wackerer Rosegger aus der Weltstadt mitgebracht.

Ihr

dankbarer

Hamerling.

Graz, 29. Sept. 1872."

Trotz dieses herzlichen Entgegenkommens von seiner Seite glaubte ich immer noch einer meiner Stellung und Bedeutung angemessenen Bescheidenheit mich befleißen zu sollen. Ich kam nur, wenn er mich rief, und in der Anrede nannte ich ihn Professor. Hierauf schrieb er mir am 18. September 1874, gelegentlich einer vergleichenden Erwähnung seiner geplanten „Aspasia" und meines „Waldschulmeisters":

„Nun eine Bitte noch: Ueberschreiben Sie Ihre Briefe nicht mehr mit »Herr Professor!« Ich bin Ihr Freund, glaube ich, und wenn Sie mir diesen meinen gehörigen Titel nicht geben, so sieht es aus, als ob Sie meine Freundschaft verschmähten."

Nun folgt noch ein Satz, der so innig ist, daß ich ihn für mich allein behalten will.

Im October desselben Jahres nahm er Anlaß, mir den folgenden Brief zu schreiben:

„Hochgeehrter Freund!

Am 9. kommenden Monats feiern meine Eltern, wie ich Ihnen schon gesagt, ihre goldene Hochzeit. Ein kleines Familienfest wird, wie ich hoffe, meine hiesigen Freunde und Dichtercollegen für ein paar Stunden vereinigen. Ich rechne vor Allem auf Sie — und damit Sie sehen, daß dies »vor Allem« keine leere Phrase, beeile ich mich Ihnen anzukündigen, daß Sie und kein Anderer zum goldenen Brautführer designiert sind; wir hoffen, daß Sie uns die Freude machen und die angebotene Würde nicht ausschlagen. Pichler, Marx, Leitner, vielleicht auch ein paar auswärtige Freunde, werden dabei erscheinen — 25 bis 30 Personen etwa — die Verheirateten natürlich mit ihren Frauen; diese Einladung erstreckt sich also auch auf Ihre Frau Gemahlin, und zwar in dringendster und feier-

lichster Form. Nach einer Mittags in der Stadtpfarrkirche gelesenen Messe fahren wir in den „Erzherzog Johann," und dort sind Sie für selben Mittag meine Gäste.

Nachdem wir gestern wieder die Stadtwohnung bezogen, wollte ich heute mich persönlich zu Ihnen verfügen, um die Einladung rechtskräftig zu machen. Aber mein Befinden ist für den Augenblick ein schlechtes, und so entschloß ich mich lieber zu schreiben als die Sache länger hinauszuschieben. Ich zähle ganz bestimmt auf Sie und Ihre Frau Gemahlin; Sie würden mich und meine Eltern wirklich kränken, wenn Sie, sei es nun mit oder ohne Grund, sich uns für jene festliche Stunde versagten.

Ihr
herzlich ergebener
Hamerling.

Graz, 11. Oct. 1874."

Bei der goldenen Hochzeit ist es recht heiter hergegangen, er allein blieb ernst. Die anwesenden Poeten besangen ihn und sein Elternpaar, ihm sah man es wohl an, wie peinlich es ihm war, der Mittelpunkt des Festes und der Gegenstand von Huldigungen zu sein. Bei jener Gelegenheit that er, anspielend auf die Huldigungsgedichte im engen Festkreise und auf das Gebahren der Presse, die Bemerkung: „Ja, ja, so geht es. Unter vier Augen werde ich gelobt, vor tausend Ohren werde ich gelästert."

Vom 19. August 1875 datiert der folgende launige Brief, welcher als Beweis gelten mag von seinem liebenswürdigen Humor, den er Freunden gegenüber oft spielen ließ.

„Hochgeehrter Freund!

Es ist ein alter Brauch, daß Sie mir jährlich einmal von Ihrem Sommeraufenthalte aus ein liebenswürdiges Brieflein senden, und es ist ein ebenso alter Brauch, daß ich dieses Brieflein getreulich, aber — in sommerlicher Trägheit — immer etwas spät beantworte. Ich bin sehr dafür, alte schöne Bräuche nicht verfallen zu lassen. Ein solcher alter schöner Brauch war es z. B. auch, daß wir Beide einander immer ein Exemplar unseres neuesten Werkes schenkten. Da Sie aber dabei ein wenig zu kurz kamen, so ist es freilich kein Wunder, daß Sie endlich die Geduld verloren und sich mit Ihrem letzten Buche, dem „Volksleben in Steiermark," sachte sachte an mir vorbei seitwärts in die Büsche von Krieglach schlugen, nachdem Sie so gelegentlich mir gegenüber die verschmitzte Aeußerung hingeworfen, dies Buch sei nur die neue Auflage eines früheren Werkes. Ich verspreche Ihnen aber hiermit feierlich, daß ich künftig fleißiger sein werde, und bemerke nur noch, daß Sie unklug handeln, gegen mich in dem Augenblicke zu knausern, wo ich mit den drei Bänden der endlich erscheinenden »Aspasia« gleichsam schon vor Ihrer Thür stehe, um Sie für langes und getreues Ausharren zu belohnen. Ich habe die letzte Durcharbeitung und Feile des Werkes nun endlich abgeschlossen, und der Druck beginnt ehestens. Dies ist auch die einzige Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe; im Uebrigen geht Alles im alten stillen Geleise fort, wir sind gesund, und gienge nicht der schäbig-graue Theater-Elephant zuweilen des Morgens mit seinem Wärter im Stiftingthal spazieren (Thatsache!) so wäre Grün die einzige Farbe, die wir von der Welt zu sehen bekommen.

Mit herzlichem Gruß von mir und den Eltern

Ihr
Hamerling.

Graz, 19. August 1875."

Empfindlich war Hamerling gegen Deuteleien und Verdrehungen, die seine Schriften manchmal erfuhren. Er sprach stets so klar und offen, daß seine Leser die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, entbehren konnten. Wo aber doch einmal zwischen den Furchen die Samenkörner lagen, da giengen sie fruchtend auf; viel Suchen und Deuteln war nicht nöthig.

In einem Briefe vom 9. Juli 1877 sagt er unter Anderem:

„Haben Sie in der »Tagespost« die Besprechung des letzten »Heimgarten«-Heftes gelesen, in welcher gesagt wird, daß man aus meinem »Ungemüthlichen« (Beitrag für den Heimgarten. Die Red.) etwas herauslesen müsse, was ich nicht geschrieben, sondern bloß gedacht? Wenn Sie den Verfasser der Notiz kennen, so bitte ich sehr — im Ernste! — schreiben Sie mir, wer es ist; ich will ihn fragen, was ich mir bei diesem Artikel außer dem Geschriebenen noch sonst gedacht haben soll; ich selbst bringe es durchaus nicht heraus. Ein solches Mißverstehen und Deuteln am Klarsten und Einfachsten könnte Einem alle Lust des Schaffens verleiden. — Der »Heimgarten« ist in der That eine treffliche Zeitschrift. Ich freue mich an seinem Gedeihen und möchte gerne recht viel dazu beitragen.

Mit bestem Glückauf für Ihren Haus- oder Häuschenbau (o diese heutigen Dichter! wo bleiben die Dachstübchen?)

Ihr

Hamerling"

Ich baute mir nämlich damals in Krieglach das lang geplante Landhäuschen, worüber Hamerling auch einmal folgende Aeußerung gethan hat: „Für Niemanden ist ein eigenes Heim zweckmäßiger, als für den Dichter, denn es stärkt seinen Familiensinn und ist ein solider Schwerpunkt seiner Vaterlandsliebe. Es würde sich dem Staate nicht schlecht rentieren, wollte er seinen Dichtern Häuser bauen."

Als Mitarbeiter des „Heimgarten" bezog er davon ein Exemplar, lehnte aber ein zweites Freiexemplar ab. War von ihm ein Beitrag gedruckt, so pflegte ich denselben aus einem anderen Exemplar herauszureißen und ihm zu schicken. Einmal machte ich das schlecht und er schrieb mir die Zeilen:

„Die Separatblätter mit meinem Aufsatze habe ich erhalten, nur fehlt leider das letzte Blatt. Ich bedauere, daß Sie noch ein Blatt herausreißen müssen, aber ich kann Ihnen nicht helfen! Meine Sachen sind gewohnt, ganz heruntergerissen zu werden. —

Ihr

H."

Am 25. Mai 1879 starb Hamerlings Vater, der mit seiner Gattin, der Mutter, stets an des Dichters Seite gelebt hatte. Nach dessen Bestattung schrieb mir Hamerling den nachstehenden Brief:

„Ja, liebster Rosegger, wir haben ihn wirklich vorgestern aus der leuchtenden Frühlingspracht des Stiftingsthals heraus in die dunkle Friedhofserde von St. Leonhard vergraben, den guten, jovialen Alten, der noch viel lieber weiter gelebt hätte als sein Sohn. Allen Ernstes will ich mich lieber selbst begraben lassen, als noch einmal einen lieben Angehörigen begraben. In der Stunde vor der Einsegnung gieng mir's schlecht: da kamen Leute und es gab ein Hin- und Wiederlaufen im Trubel derselben, das raubte die Stimmung und das reine Gefühl des großen Augenblicks, man mußte den Todten über Nebendingen und Aeußerlichkeiten vergessen, und es fehlte nicht der Schmerz, aber die Rührung, die sich in Thränen löst.

In derselben Stunde kam aber auch Ihr Brief und Ihre Kranz-

spende. Mild und tröstlich war der Brief; aber der Kranz zu schön und es störte mich der prosaische Gedanke, daß er Ihnen eine große Auslage verursachte.*) Dafür war aber dieser Kranz der schönste Sargschmuck und verdunkelte die übrigen.

Wärmsten Dank von mir und der Mutter. Ihre liebe junge Frau schließe ich in diesen unseren Dank ein, wie Sie dieselbe in Ihre Bezeigung des Beileids miteinschlossen; ich grüße sie herzlich.

Ihr
alter treuer
Hamerling.

Graz, 29. Mai 1879."

Hamerlings Vater war ein schlichtes munteres, stets regsames Männlein. Er konnte mancherlei Holzschnitzarbeiten verfertigen und vertrieb sich in seinem Alter damit die Zeit. In des Dichters Wohnung sah man zierlich aus Holz geschnitzte Luster, Bilderrahmen u. s. w., die von der geübten Hand des Vaters herrührten. Ich weiß nicht, ob der alte Mann seinen großen Sohn verstand, aber daß er die Größe ahnte und freudigen Stolz empfand über sein Kind, das weiß ich. Da dem Alten die Stadt nicht sehr imponierte, so hielt er sich auch den Winter über gerne im Stiftingshause auf. Ich sprach überaus gerne mit dem alten Manne, der über Welt und Leben manchmal treffende und drastische Urtheile hatte und dabei ein tief gläubiges Gemüth besaß. Bei Gelegenheit seines achtzigsten Geburtstages fragte ihn Frau Gstirner, ob er die Werke seines Sohnes lese. „Verstehe sie ja nicht," rief er mit rascher Handbewegung. „Aber ich weiß es, ich weiß es. Ein Sohn, der seine Eltern so gestellt hat, wie der Robert uns, der schreibt nichts Schlechtes in die Bücher. Der ist ein Ganzer! Der ist ein Ganzer!" — Der alte Franz Hamerling war kein Freund der Aerzte und ich erinnere mich an folgenden Ausspruch von ihm: „Wozu ein Arzt? Die Krankheit kommt von unserem Herrgott. Will der sie heilen, so brauche ich keinen Arzt, und will er sie nicht heilen, so kann's auch der Arzt nicht. Der Obere ist stärker!"

Er kränkelte längere Zeit, stand aber trotzdem an Leib und Seele aufrecht, bis er eines Morgens sanft und ruhig entschlief. —

Die ganze Innigkeit seines Gemüthes offenbarte mir Hamerling nach dem Tode meiner Frau im Jahre 1875. Da kam er fast jeden Tag zu mir. Schon an seinem leisen Anklopfen vor der Thür erkannte ich ihn. Dann setzte er sich mir gegenüber, erforschte den kranken Zustand meines Herzens und wußte mit seinen schlichten Worten — die niemals phrasenhaft oder hochtrabend, immer volksthümlich einfach und herzlich waren — mich wunderbar zu beruhigen. Es schien, als gienge er ganz auf in Theilnahme und Sorge für mich. Er suchte mich nicht abzulenken von dem, was allein mich innerlich beschäftigte und beschäftigen konnte, aber er fand in diesem Gegenstande selbst so viel Besänftigendes, Aufrichtendes und Trostreiches, daß es nachgerade zur Seligkeit wurde, mit ihm über meine Heimgegangene zu sprechen.

Zu jener Zeit kam unser Gespräch das erstemal auf den Gegensatz zwischen Schön und Gut. Leider sind mir seine Aeußerungen wörtlich nicht mehr klar erinnerlich, wohl aber ist es der Sinn derselben noch. Ich hatte die Bemerkung gethan, daß mir das Gute höher stünde als das Schöne. Er meinte lächelnd, daß Beides ziemlich

---

*) Diese Bemerkung mag ich darum nicht unterdrücken, weil sie bezeichnend ist für den Briefschreiber. Denselben konnte nichts mehr beunruhigen, als der Gedanke, daß Jemand seinetwegen Unkosten gehabt haben könne. Hierin, glaube ich, legte er etwas zu viel Schwerpunkt auf das Geld und etwas zu wenig auf die Absicht. Ich habe es auch in Zukunft stets vermieden, durch irgend einen materiellen Dienst seine Scrupel zu erregen.

auf das Gleiche hinauskäme. Bleibend schön wäre doch nur das, was auch gut ist. — Mich dünkt es, daß Hamerling, welcher nach seinen ersteren Werken als „Dichter der Schönheit“ bezeichnet wird, im Laufe der Zeit zu einem Verherrlicher sittlicher Ideale geworden ist. Seltsam wollte es mir immer scheinen, daß dieser Mann mit dem glühenden Schönheitsideale persönlich so ganz auf Schönheit und Ausschmückung des Lebens verzichten konnte. Man vergesse aber nicht, daß ideal angelegte Menschen ihre Welt anderswo haben als dort, wo ihre Körpergestalt umhergeht. —

Bekannt ist Hamerlings Furcht vor dem Gefeiertwerden. Theils hatte diese Furcht ihren Grund in seiner persönlichen Bescheidenheit, vor Allem aber in seiner Kränklichkeit, die ihm keine Aufregung und keine Ausnahme von seiner strengen Tagesordnung erlaubte. Zu seinem fünfzigsten Geburtstage erwehrte er sich nur mit Mühe vor einer größeren Demonstration. Der „Heimgarten“ wurde damals überflutet von Aufsätzen, die ihn feierten, von Gedichten, die ihn priesen, von Glückwünschen in allen Formen. Ich hatte noch die Vorsicht, ihn davon in Kenntnis zu setzen, worauf er mit zitternden Schriftzügen (er hatte sonst die schönste, gleichmäßigste Schrift) antwortete:

„Ich protestiere feierlich gegen die Veröffentlichung eines meine Wenigkeit betreffenden enthusiastischen Artikels im »Heimgarten.« Jede öffentliche Erwähnung meines fünfzigsten Geburtstages würde mich zu aufrichtigstem Zorn und sogar zur Grobheit reizen.“

Zudem, bemerkte er einmal, sei er doch noch immer nicht genug todt, um anerkannt zu werden.

Er traute den Leuten nicht mehr, es war ihm zu oft arg mitgespielt worden. Etwa um jene Zeit war es, daß mehrere Wiener Tagesblätter mit einer geradezu bübischen Frivolität über seine „Aspasia“ herfielen. Manche Blätter hatten — nebenbei gesagt — um sich den Schein von Objectivität zu geben, die Gewohnheit, von jeher auf die Größe seiner vorhergegangenen Werke hinzuweisen, jedes neue Werk des Dichters aber als vollkommen mißlungen, als stümperhaft und in höchstem Grade krankhaft zu erklären. So mußte jedes neue Buch auf Anerkennung warten, bis das nächste erschien, um vor diesem stets allermißlungensten im Range aufzusteigen.

„Wenn ich,“ äußerte mir Hamerling eines Tages, „n i e etwas drucken ließe, so würde ich als größter deutscher Dichter gelten. — Nach dem, was die meisten Zeitungen über mich sagen, müßte ich schamroth werden über den Stümper in mir. Aber andere Anzeichen, daß ich im Herzen des Volkes lebe, trösten mich wieder.“

Diese Zeitungslaune, bloß allemal sein neuestes Werk zu verreißen, war aber noch nicht einmal die schlechteste; ich mag die Blätter nicht nennen, welche immer die Person des Dichters mit Hohn bedeckten, mit Koth bewarfen, so oft er ein neues Werk erscheinen ließ. Und da hatte er auch einige gute Freunde jener Sorte, welche ihm jede mißgünstige Recension zuschanzten. Jemand hatte einmal über ihn geschrieben, daß er trotz großen Lobes, welches er erfahre, kleinen Tadel nicht verwinden könne. „Lieber Gott!“ sagte mir Hamerling darauf, „wie sieht aber dieser kleine Tadel aus? Da heißt es zum Beispiel: Hamerlings Genie kann allerdings nicht bestritten werden, seine gewaltige Phantasie und Gestaltenüppigkeit, seine glühende Sinnlichkeit machen ihn zu einem wirklich bedeutenden Dichter. Schade nur, daß seine Helden unwahr sind. — Oder auch, es wird der König von Sion gerühmt, Danton und Robespierre gepriesen, die Aspasia bis in den Himmel erhoben und zum Schlusse nur das kleine Tadelchen ausgesprochen, daß der Mann nicht deutsch schreiben könne. — O

krankhafte Empfindsamkeit eines Dichters, den der Vorwurf ärgert, daß seine Gestalten unwahr seien, daß er seine Muttersprache nicht schreiben könne und zu einem Untergymnasiasten in die Schule gehen solle, bevor er sich an einen griechischen Roman wage! Letzteren Rath hat mir thatsächlich einmal ein Wiener Recensent ertheilt."

Ein empfindsames Poetengemüth mußte darunter leiden, obwohl das seine groß genug war, um die Feinde mit dem zu entschuldigen, was sie eben waren oder nicht waren. Sein Herz befreite sich doch. Da schrieb er mir z. B. am 24. Juni 1880:

„Wir Poeten sind einmal gehetzte Leute. Aber wenn ich mich frage, warum ich doch niemals zum eigentlichen Pessimisten geworden, so muß ich mir sagen, daß ich mich zuletzt immer wieder erlabt und aufgerichtet habe an dem Gedanken, daß man Tausenden das Herz gerührt und ihnen lieb geworden, daß man nicht umsonst gelebt. Das bleibt trotzalledem, was ich selbst einzuwenden pflege, wenn ein Anderer mich auf ein Endchen Unsterblichkeit vertröstet, doch immer ein Gedanke, geeignet, Einen zu allen Stunden des Lebens, und vielleicht noch in der letzten, ein wenig froh zu machen."

So weit ich in sein Herz blicken durfte, bestand sein einziges Erdenglück in dem bei Gott gerechtfertigten Bewußtsein, als Dichter Bedeutendes für die Mit- und Nachwelt geschaffen zu haben. Und auch dieses einzige Glück wollten sie ihm frech zerstören, die boshaften, federfeilen, geistig impotenten Schreiberknechte!

Am 29. August schrieb mir Hamerling:

„Freund, eine Neuigkeit! Ich bin in Berlin gelobt worden! O. Bl. that's, ich fürchte, er werde nicht mehr lange leben."

Wiederholt habe ich ihm bemerkt, daß er auf Zeitungsrecensionen zu viel Gewicht lege. Er antwortete: „Auf die Recensionen lege ich gar keines, aber die Bosheit der Menschen kränkt mich. Und ihre Dummheit verstimmt mich. Was will man denn machen, wenn sie, die angeblich zu den obersten Zehntausend gehören und die öffentliche Meinung leiten, das Allereinfachste und Deutlichste vom Grunde aus mißverstehen oder absichtlich verdrehen und fälschen, um es dann für Unsinn erklären zu können!"

Da soll man nichts machen, war meine Ansicht. So ein Zeitungsblatt ist eine Eintagsfliege, das Buch wandelt durch sein Jahrhundert.

„Durch ein Jahrhundert voll von Philistern!" —

Im Jahre 1883 war ein Hamerlingfest zu Schrems im Waldviertel. Auf eine Bemerkung von mir, wie erfreulich es sei, daß besonders seine Heimatsgenossen den Dichter zu würdigen wüßten, schrieb er mir den folgenden Brief:

„Sehr werter Freund!

Das Hamerling-Fest zu Schrems hat Ihnen »Freude« gemacht? Wirklich? ei, ich hätte nicht gedacht, daß Sie einem so guten Freunde gegenüber der Schadenfreude fähig sind! Eine Denkmalbüste bei Lebzeiten — das wird die Mitwelt nie verzeihen. Daß ich physisch oft nur mehr halb am Leben und literarisch zu verschiedenenmalen todt gemacht worden bin, gibt mir noch kein Recht, die Ehre der ganz Todten zu beanspruchen. Aber die Waldviertler, die mich seit vierzig Jahren nicht mehr hatten und seit siebzehn Jahren nicht mehr sahen, bei denen ich also fast eine mythische Person geworden, erblickten mich in jener Entfernung, welche die Berühmtheiten bekanntlich vergrößert, und dachten: wir wollen ihn wenig-

stens im Bilde aufzeigen können. Mir selbst verhehlten sie ihr Vorhaben weislich, wohl wissend, daß ich mit Händen und Füßen dagegen mich sträuben würde. Nun ist's geschehen und obgleich ich vielleicht so ungefähr die Größe habe, daß ein kleiner Geburtsort auf mich stolz sein kann, wird es dieser Denkmalsgeschichte halber doch viel »Geseres« unter Juden und Christen geben.

In Ihrer Gesellschaft meine Heimat zu besuchen, wäre freilich ein reizender Gedanke für mich; aber ich wage nicht zu hoffen, daß er ausführbar. Dafür habe ich eine andere Idee, die wir, sobald sie reif ist, mündlich besprechen werden.

Ihr
allergetreuester
Hamerling.

Graz, 27. Juli 1883."

Die Absicht der Waldviertler rührte ihn, denn gerade in seiner Heimat geliebt zu sein, thut dem Dichter wohl.

„Aber!" rief er aus, „gibt es denn für mich gar keinen anderen Weg! muß ich denn zu Tode verrissen und dann wie ein Todter ausgehauen werden?" — Er war, wie gesagt, kein Freund von Ehrenbezeigungen, welche nur die Gegner reizten und in selbstgeschaffener Zersplitterung unvollständig bleiben müssen. Was würde er heute sagen, da in unserem Lande zu gleicher Zeit für drei Hamerling-Denkmale gesammelt wird? — Nur gut, daß die Todten, die zwar unsterblich sind, sich um dieses Groß-Abdera nicht mehr kümmern; sonst müßten sie die Frage aufwerfen, ob es denn nicht möglich sei, im deutschen Volke so viel Selbstzucht und Gemeinsinn aufzutreiben, um mit vereinten Kräften dem Dichter ein würdiges Denkmal zu stiften? —

Ein interessantes Haus ist das des unteren Fuchswirtes auf der Ries bei Graz. In demselben wohnte vor zwei Jahrzehnten Robert Hamerling mehrere Sommer hindurch. Es war ein heißer, schattenloser Weg dahin, den der Dichter jeden Tag wandelte, es war ein heißes, schiefwändiges Dachzimmer, in welchem er wohnte. In diesem Raume, bei dem Lärm des Wirtsgeschäftes und der Zecher, schrieb er an dem größten seiner Werke, dem „König von Sion." — Man sollte nun glauben, daß der Fuchswirt seinen Vortheil ausnützen würde. Ein guter Freund rieth ihm, sein Gasthaus „zum König von Sion" zu nennen. „Ah na," meinte der Wirt, den kennen die Leut' nit, der alte Fuchswirt ist ihnen lieber!" — Man muß sagen, der Mann versteht die Welt, er ist — der Fuchswirt.

Viel trautsamer wurde es, als der Dichter das Stiftingshaus erwarb. Ein freundliches Haus im grünen Wiesenthale, von Wäldern umrandet. Obstbäume, Weinranken, Rosen umkränzten das Haus und da verließ ich es zur Sommerszeit selten, ohne daß er mir eine rothe Rose oder eine schwellende Knospe in das Knopfloch gesteckt hatte. Im Herbste dann kamen die großen rothwangigen Aepfel. „Die Rosen für die Frau, die Aepfel für die Kinder!" sagte er einmal. „Und ich selbst gehe leer aus?" war mein Einwand. „Das gehört Ihnen," sagte er und schnitt mir einen Zweig ab, der grüne Blätter und spitze Dornen hatte. „Das Los des Familienvaters: Die Rose dem Weibe, die Frucht den Kindern, die Dornen sich selber. Geben Sie nur acht, daß Sie die Gaben nicht verwechseln!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Leben.

Von Gustav Freytag.

Der genannteste unter den deutschen nationalen Dichtern der Gegenwart ist unstreitig Gustav Freytag. Dieser Ruf folgert sich aus den rein nationalen Stoffen seiner Werke, welche in den „Ahnen“ ihren Höhepunkt erreicht haben. Es mögen Freytags ältere Werke „Soll und Haben,“ „Die verlorene Handschrift,“ „Die Journalisten“ vielleicht größere dichterische Vorzüge aufweisen, seine Eigenart liegt doch viel mehr in den „Bildern aus deutscher Vergangenheit“ und in dem deutschen Romancyklus: „Die Ahnen.“

Jene unzähligen Leser, die an den genannten Werken sich erfrischt und erbaut haben, werden ein Buch mit Freude begrüßen, in welchem der Dichter sich selbst vorstellt, sein eigenes Leben erzählt. Das Buch heißt: „Erinnerungen aus meinem Leben von Gustav Freytag.“ (Leipzig. S. Hirzel. 1887.)

Es ist eigentlich ein recht unauffälliges Menschenleben, das uns hier enthüllt wird, und das, wie der Verfasser selbst sagt, zur gleichen Zeit tausend Andere ebenso gelebt haben.

Gustav Freytag wurde 1816 in Kreuzburg, Preußisch Schlesien, hart an der polnischen Grenze, geboren. Er studierte in Breslau und Berlin und lehrte dann an der Universität Breslau deutsche Literatur. In seinem zweiunddreißigsten Jahre übersiedelte er nach Leipzig, wo er mit Julian Schmidt zweiundzwanzig Jahre lang die „Grenzboten“ herausgab. 1870 machte er auf Einladung des Kronprinzen als Berichterstatter einen Theil des Krieges mit; seither lebt er — sich ganz seinen dichterischen Aufgaben widmend — zur Winterszeit in Leipzig, im Sommer auf seinem Landhause bei Gotha. — Das die kürzeste Andeutung des deutschen Gelehrten- und Schriftstellerlebens, wie es uns Freytag in seinem Buche anziehend und vergeistigt erzählt. Allerdings stellt er weniger seine Innerlichkeit in den Vordergrund, als seine äußeren Verhältnisse, Freunde und Bestrebungen. Es ist ein Leben, das scheinbar völlig in dem nationalen Bewußtsein aufgeht, man hört den Preußen, den Gelehrten und den aus beiden herausgewachsenen Dichter. Genauer besehen, vertieft sich dieser freilich in das allgemein Menschliche, in welchem seine Kraft und wahre Bedeutung liegt.

Am ausführlichsten ist das Werk bei Schilderung der Vorfahren, des Kindeslebens, der Schule; von der Universitätszeit an wird es flüchtiger. Die persönlichen und Familienverhältnisse werden nur zeitweilig leicht berührt, um so länger verweilt der Verfasser beim Theater, bei der Journalistik und bei der Entstehung seiner Werke.

Sehr wohlthuend wirkt die Zeichnung deutscher Schlichtheit im Elternhause des Dichters, des Bürgermeisterhauses der Stadt Kreuzburg. „Wie einfach,“ sagt Freytag, „war doch der ganze Haushalt, obgleich die Eltern nach den Verhältnissen jener Zeit in mäßigem Wohlstande lebten. Die Papiertapete galt für einen Luxus, den wir in keiner Wohnstube hatten, die Wände waren mit bunter Kalkfarbe blau, rosa, gelb getüncht, eine kleine gemalte Rosette an der Decke der „guten“ Stube wurde sehr bewundert.

Auch das Streichen der Fußböden war noch ungebräuchlich, und zur großen Beschwer der Familie und der Dienstmädchen blieb ein ewiges Scheuern der weißen Dielen nothwendig; die Möbel standen graulinig und einfach, kaum ein altes Stück in Rococo darunter; zu Mittag nur ein Gericht, am Abend erhielten die Kinder selten ein Stück Fleisch, häufig Wassersuppe, welche die Mutter durch Wurzeln oder einen Milchzusatz anmuthig machte. Wein wurde nur aufgesetzt, wenn ein lieber Besuch kam. Dabei wuchsen wir gesund und rothbäckig heran. Solche Einfachheit des Tageslebens war allgemein. Wenn die Herren einmal reichlicher Geld ausgaben, so geschah es in der Weinstube, die der Vater sehr selten besuchte.

Es war ein Haushalt, wie es viele tausende in Deutschland gab, und es waren Menschen darin, welche vielen tausend Anderen ihrer Zeit sehr ähnlich sahen. Es war auch ein Kinderleben, wie es in der Hauptsache allen Zeitgenossen verlief, deren Wachsthum von liebenden Erziehern behütet wurde. Das heitere Licht, welches durch glückliche Häuslichkeit und durch die Zärtlichkeit guter Eltern über das ganze Dasein des Kindes verbreitet wurde, bewahrt der ältere Mann in der Erinnerung als das höchste Glück seiner Jugend, aber schildern läßt sich davon nur wenig. Die Menschen lebten redlich, pflichtvoll und warmherzig mit geringen Bedürfnissen und geringem Schmuck ihrer Tage. Die Poesie großer Dichter hatte wenig dazu geholfen, ihnen edle Gefühle in das Haus zu leiten, von guten Bildern, von antiker Kunst war ihnen vielleicht nichts bekannt, und von den tausend allerliebsten Erfindungen des modernen Kunstgewerbes war kaum etwas vorhanden, aber die Innigkeit des Empfindens, ja auch die Freude an dem mühevollen Dasein war nicht geringer als jetzt, und was vor Allem den Werth des einzelnen Menschen bestimmt: die stille, heitere Hingabe an die Pflicht des Berufes und die treue Anhänglichkeit an den Staat waren wundervoll stark entwickelt. Das ganze Volk, Vornehme und Geringe, Große und Kleine, Arbeitgeber und Arbeitende, hatten im letztem Grunde dieselben Empfindungen, Jedermann war patriotisch und Jedermann war loyal. Freilich war solche Einmüthigkeit die Folge unerhörter politischer Leiden, aus denen sich das Volk mit Anspannung der letzten Lebenskraft emporgerungen hatte. Die größte Noth hatte den größten Segen hinterlassen. Möge der gute Geist unserer Nation verhüten, daß zu dem freundlichen Lächeln, mit welchem die Menschen des nächsten Geschlechtes auf das arme, enge Leben ihrer Großeltern zurückblicken werden, sich nicht auch eine geheime Sehnsucht nach Zuständen einer Vergangenheit mische, welche den Einzelnen so reichlich die höchsten Güter des Lebens zutheilte."

Bei späterer Gelegenheit macht der Dichter, von modernen Sittenzuständen veranlaßt, folgende Bemerkung:

„Wie leidenschaftlich aber auch in diesem Jahrzehnt Politik und Völkerkampf in Anspruch nahmen, mein eigenes Leben lief fast ganz in der alten Umgebung dahin: die Sommerzeit im Dorfe, wo ich aus meinem Fenster auf die altmodischen Gartenblumen sah, welche jedes Jahr unweigerlich auf denselben Beeten zu erscheinen hatten, die Wintermonate in der Stadt, wohin ich mitführte, was der Sommer etwa auf meinem Arbeitstisch zur Reife gebracht. Zu Leipzig fühlte ich mich fest in den Herzen alter Freunde verankert, und ich denke oft mit Sehnsucht der lieben Kameradschaft. Einem jüngeren Geschlecht aber möchte ich das einfache, häusliche und ehrbare Leben des Kreises, der mich dort umgab, gern empfehlen. Jedem war selbstverständlich, daß die Abendstunden, in denen der

Mann von seiner Tagesarbeit ausruht, vor allem anderen der Hausfrau und der Familie gehörten. Es ist ein übler Brauch, wenn der Mann den Abend im Club oder in Restaurationen verlebt, und wer einen Haushalt einrichtet, sei er reichlich oder bescheiden, er möge sich vor dem schweren Unrecht wahren, das er dadurch seinen Liebsten zufügt. Da ein Mann aber auch den frohen Verkehr mit Anderen und den Austausch kluger Worte nicht entbehren kann, so war unter uns nach dem Schlusse des Arbeitstages eine Stunde festgesetzt, in der wir uns im einer Tafelrunde zusammenfanden, es war nur eine Stunde, aber sie bot zur Genüge die Anregung und Erfrischung, welche wohlthaten. Und wenn wir einander des Abends gegenseitig in unseren Haushalt luden mit den Frauen oder auch für Männergespräch, so war ausgemacht, daß nicht mehr als ein, höchstens zwei Gerichte, aufgesetzt werden durften, und kein theurer Wein. Bei solcher Ordnung schwirrten wir vergnügt wie die Heimchen. Seitdem ist der gesellschaftliche Verkehr viel anspruchsvoller, umständlicher und üppiger geworden, auch in den Kreisen, welchen vor Allen obliegt, das Leben der Deutschen gesund zu erhalten. Sogar unsere Gelehrten ergeben sich verschwenderischen Mahlzeiten zu später Abendstunde; wohl Jeder empfindet, wie ihm am Morgen das Haupt beschwert, die Nerven abgespannt sind, viele beklagen die Unsitte, aber sie fügen sich dem unholden Brauch und laden wohl auch ihre Studenten dazu, damit diese für ihr späteres Leben Sehnsucht und Bedürfnis nach ähnlicher Erschwerung des Daseins erhalten. Dies abgeschmackte Auftischen soll man doch Solchen überlassen, welche kein besseres Selbstgefühl haben, als ihren Wohlstand durch Bärenschinken und eingeführte Kostbarkeiten zu zeigen. Gegenüber der Verschlemmung, welche in unser Tagesleben eindringt, ist es Zeit, daran zu mahnen, daß alle diese reichlichen Zuthaten zu dem äußern Leben, nicht allein bei der Tafel, auch in der gesammten Einrichtung des Hauses, ein unnützer Ballast sind, der da, wo er zur Herrschaft kommt, den Menschen nicht heraufhebt, sondern herabdrückt, der unserer Jugend die Gründung eines eigenen Haushalts erschwert, und uns am meisten da schädigt, wo wir Anderen seither überlegen waren, in der Zucht und Ordnung des Familienlebens."

Ein besonders nettes Bildchen entnehmen wir der Schilderung aus Freytags Gymnasialzeit zu Oels, wo er nicht ohne Mühe, doch mit Fleiß gelernt hat. „Das Allerbeste blieb," sagte er, „so lange ich die Schulmappe trug, die Heimkehr in das Vaterhaus. Sie wurde mir fünfmal im Jahre zu den Ferien vergönnt, ich denke, daß die Eltern sich nicht weniger darnach sehnten, als das Kind. Doch war die Reise von neun Meilen bei damaligen Verhältnissen keine Kleinigkeit, sie dauerte einen ganzen Tag, der Weg war noch nicht Kunststraße, die Post fuhr sehr langsam, zum Theil in der Nacht. Deshalb ließ der Vater mich jedesmal durch ein gemiethetes Fuhrwerk abholen und zurückbringen. Dies war ein großer Korbwagen mit grauer Plaue, die über starke Faßreifen gespannt wurde; das Hineinkriechen war mühsam, die Luft darin erhielt durch den vereinigten Geruch von Heu und Pech ein Aroma, welches dem Knaben auf dem Wege zur Heimat recht anmuthig war, das Strohbund des Sitzes wurde durch eine aufgelegte Pferdedecke vornehmer gemacht, man that aber gut, sich in der Mitte zu halten. Bei trockenem Wetter trabten die Pferde und rasselte der Wagen in einer Staubwolke dahin, bei Regenwetter aber drang das Naß des Himmels unvermeidlich in das Gehäuse, worin der Reisende eingepuppt war, und alles Bemühen, die Tropfen von Wangen und Nase ab-

zuleiten, blieb vergeblich. Dann verwandelte sich auch der Weg in Morast, die Löcher wurden gefährlich und der Insasse mußte sich an den Seiten festhalten, um das Gleichgewicht zu bewahren. Auf der Mitte des Weges in Namslau wurde bei Verwandten Mittag gemacht, erst am späten Abend fuhr der Wagen durch das Thor der Vaterstadt. Im Winter aber wurde bei hohem Schnee, der in meiner Heimat reichlicher fällt als im deutschen Westen, das Fortkommen schwierig, dann blieb das Gespann zuweilen in einer Schneewehe stecken, der Fuhrmann stieg ab, stapfte den Pferden eine Bahn und forderte von mir, daß ich ihm dabei helfen solle. In der Regel fuhr derselbe Ackerbürger, ein Pole, der jedoch im Laufe der Jahre dem Branntwein unterlag, überall einkehrte und schwer aus den Schenken fortzubringen war. Die letzte Fahrt mit ihm schuf Noth. Ich war bereits ziemlich herangewachsen und hatte den Bruder bei mir, welcher kurz vorher auf das Gymnasium gekommen war. In der Luft war ein wildes Schneetreiben, der Weg durch hohen Schnee fast unfahrbar; der Fuhrmann war schon berauscht, als er uns am frühem Morgen abholte, und hatte nach einigen Meilen Fahrt sich in einen gefährlichen Zustand versetzt. Er hielt mit dem Wagen in einer Schneewehe still, zog ein polnisches Gesangbuch aus der Tasche und fieng laut zu singen an. Da diese Frömmigkeit unter der Plaue uns nicht vorwärts brachte und gutes Zureden nichts half, ergriff ich endlich die Zügel und trieb die Pferde an. Dies aber gefiel ihm nicht, er gerieth in Wuth, zog ein großes Messer aus der Tasche und fuchtelte damit drohend gegen uns. Und ich erkannte in seinen Augen ein häßliches Licht, welches der Teufel anzündet, wenn es ihm gelungen ist, sich im Hirn festzusetzen. Endlich glückte es, ihn durch freundliches Klopfen auf die Schulter und gutes Zureden so weit zu bringen, daß er wieder die Zügel ergriff. Doch derselbe Unfall mit Messerschwingen wiederholte sich einigemal, und es war Abend, als wir in Namslau ankamen. Dort eilten wir zu den Verwandten und fuhren am nächsten Morgen in einem anderen Wagen nach Hause. Unser untreuer Fuhrmann, für den in der Herberge die nöthige Vorsorge getroffen war, fand sich erst den zweiten Tag darauf ein, sehr reuig, er fiel nach polnischer Weise vor dem Vater auf die Knie und erhielt auch Verzeihung. Aber das alte Bundesverhältnis hörte auf."

Ein Hauptvorzug der „Erinnerungen" ist die klare und liebevolle Charakterisierung der Freunde des Dichters. So sagt Freytag z. B. über Karl von Holtei:

„Karl von Holtei war 1842 nach Breslau gekommen und hatte die künstlerische Leitung des Stadttheaters übernommen. Wir wurden bald gute Bekannte, saßen neben einander am Mittagstisch und spielten Domino um den Kaffee. Holtei hatte ein langes Wanderleben hinter sich und in dem unsteten Treiben auch wohl manche Einbuße erlitten. Aber in allen Beziehungen zu seinen literarischen Bekannten war er ein feinfühlender Mann von Ehre geblieben. Er lebte sehr einfach mit geringen Bedürfnissen, obgleich das Geld für ihn nicht den landesüblichen Wert hatte; denn wenn es ihm einmal fehlte, packte er kleine Bücher ein, fuhr in die Welt, um dramatische Vorlesungen zu halten, und kehrte in der Regel nach einigen Wochen mit gefüllten Beuteln zurück. Sein Drang zu schaffen war sehr lebendig, Kunst und Urtheil nicht sicher, auf Wohlgelungenes folgte gänzlich Verfehltes, und es war merkwürdig, wie sehr er, der Bühnenkundige, sich über das Wirksame seiner Erfindungen täuschen konnte. Er war auch vor den Arbeiten Anderer nicht geeignet Kritik zu üben, und gieng allen Er-

örterungen darüber aus dem Wege. Aber er hatte warme und neidlose Anerkennung für jede selbständige Kraft und wurde nicht müde, sich zum Nutzen Anderer schreibend und befürwortend in Bewegung zu setzen. Seiner nervösen und reizbaren Natur fehlte die gleichmäßige Stimmung allzusehr, doch auch, wenn ihn etwas verstörte, wurde er Anderen nicht lästig, sondern zog sich still in sich zurück. Mir wurde er lieb und werthvoll, weil es kaum einen Zweiten gab, der mit Personen nnd Verhältnissen der deutschen Bühnen so bekannt war wie er."

Ebenso zutreffend ist die Skizze über Berthold Auerbach:

„Eines Tages trat Berthold Auerbach bei mir ein, damals in voller Jugendkraft und auf der Höhe seines literarischen Ruhms. Denn wie man auch den Wert von Allem, was er später geschrieben, beurtheilen möge, die beiden ersten Bände der Schwarzwälder Dorfgeschichten waren bei weitem das Wirksamste, was er geschaffen hat, für Deutschland ein literarisches Ereignis. Sie erschienen als eine Erlösung von der öden Salonliteratur, welche französischen Vorbildern ungeschickt nacharbeitete, sie brachten Schilderungen aus dem deutschen Volksthum zu Ehren, Charaktere und Sitten, die auf unserem Boden gewachsen waren. Das wurde überall dankbar empfunden und der frische treuherzige Gesell, welcher den Norddeutschen selbst wie eine Gestalt aus seinen Dorfgeschichten entgegentrat, ward, wohin er kam, mit Begeisterung empfangen und als Verkünder einer neuen Gattung von Poesie gefeiert. Es ist jetzt leicht, die Grenzen seiner Begabung abzumessen und in seiner Weise zu schildern die Manier zu erkennen, wer aber mit ihm jung gewesen ist, wird die große und wohlthätige Einwirkung seiner Geschichten dankbar in der Seele bewahren. Er war in jenen Jahren lebensfroh, hoffnungsvoll und nicht ganz so beifallsbedürftig als er wohl später wurde, ein lieber Kamerad. Ich habe niemals einen zweiten kennen gelernt, der mit so kindlicher Hingabe sein Inneres aufschloß und seine Freunde so völlig zu Vertrauten seiner geistigen Arbeit machte, wie er; gute Einfälle und poetische Bilder, kleine charakteristische Züge, die ihm aufgegangen waren, theilte er immer mit und schliff sich durch die Mittheilung selbst die bunten Steine, welche er später in seine Dichtungen hineinsetzte. Niemand gieng so sorglos wie er, mit einem Bekannten Arm in Arm, und immer war er es, der sich einhieng, und der Andere führte. So wurde es auch mit uns Beiden. Während seines Aufenthaltes in Breslau war er in besonders gehobener Stimmung. Er hatte sich dort eine Braut geworben, die seine erste Frau wurde, ein liebenswerthes zartes Mädchen. Als er mit ihr vermählt werden sollte, lud er mich ein, weil Niemand von seiner Verwandtschaft zugegen war, bei der Trauung als sein Zeuge zu erscheinen. „Gut, wie habe ich mich zu verhalten?" – „Komm nur zu der und der Stunde in das Gotteshaus." Ich gieng, erhielt beim Eintritt von zwei Thürstehern die unwillige Ermahnung: „So setzen Sie doch auf," und ward Zeuge, wie er würdig unter dem Brauthimmel stand und durch Geiger nach einer sehr guten Rede getraut wurde. Ich konnte ihm mit vollem Herzen meine Freude über ein Glück aussprechen, dem leider keine Erdendauer beschieden war. Von da an hat er mir durch sein ganzes Leben eine wahrhaft herzliche Zuneigung bewahrt, obgleich ich ihm zuweilen wider Willen bitter weh thun mußte. Er hatte den Roman „Neues Leben" verfaßt und forderte durch mich eine Besprechung in den „Grenzboten," ich ließ ihn ersuchen, davon abzusehen, aber er beharrte darauf. Die Bespre-

chung bereitete nicht nur ihm, auch seinem Verleger Mathy Herzeleid. Dann hatte er sein Trauerspiel „Andreas Hofer" geschrieben, wieder vorher gewarnt, weil es leicht war, den Mißerfolg vorauszusehen. Als er es doch nach Leipzig brachte, eine unförmliche Masse von kleinen Scenen, in die er sich den ganzen Tiroler Aufstand zerpflückt hatte, hielt er vier Tage lang einer Kritik Stand, die fast Nichts bestehen lassen konnte. Mit inniger Theilnahme sah ich seinen Schmerz, wenn ihm eine liebe Erfindung nach der andern, die kleinen Blüten seines wilden Strauches, abgerissen wurden. Er war zuletzt bleich und vergrämt, aber er blieb beharrlich. Kein Anderer hätte das ausgehalten, und am Ende mußte er hören, daß das Uebriggebliebene doch noch nichts Rechtes sei. Auch in anderen Dingen hatten wir nicht immer dieselbe Auffassung, aber seine Freundestreue überstand alle Kränkungen seines Selbstgefühls."

Weniger erquicklich war Freytags Begegnung mit Gutzkow.

„Als ich," erzählt er, „die Valentine" an die Theater versandt hatte, erhielt ich zu Leipzig einen Brief Gutzkows, der damals Dramaturg des Dresdener Hoftheaters war, er sei geneigt, das Stück zu geben, doch sei vorher persönliche Besprechung nöthig. Ich fuhr nach Dresden und gieng zu ihm. Er empfieng mich, die Finger der rechten Hand hinter der Rockklappe, genau so, wie auf der Bühne der Minister einen armen Teufel von Bittsteller annimmt, und leitete stehend die Verhandlung mit den Worten ein: „Ihr Stück ist so, wie Sie es versandt haben, für unsere Bühne nicht zu gebrauchen, ich bin aber bereit, selbst die nöthigen Aenderungen vorzunehmen und dasselbe für das deutsche Theater einzurichten und frage, ob Sie mir dies überlassen wollen." Ich mußte antworten: „Nein; ich habe im zweiten Act eine kleine Scenenänderung gemacht, die ich den Theatern nachträglich zusenden werde, im Uebrigen habe ich bei der Leipziger Aufführung gesehen, daß das Stück bühnengerecht ist." Darauf er, noch strenger: „Leipzig ist nicht maßgebend, wenn wir das Stück hier geben sollen, müssen Sie sich die Aenderungen gefallen lassen, die ich für nöthig finde." Und ich: „Nach dieser Erklärung muß ich Ihnen antworten, entweder geben Sie das Schauspiel so, wie ich es übersandt habe mit der erwähnten Aenderung, oder ich, der Verfasser, versage Ihnen die Aufführung und fordere meine Sendung zurück. Leben Sie wohl." Eine Weile darauf kam Emil Devrient — durch seine Gastspiele in Breslau ein alter Bekannter — eilfertig in das Hotel: „Was haben Sie mit Gutzkow gehabt, er war außer sich bei mir." Ich schilderte ihm den lächerlichen Verlauf. Emil entfaltete die Fittige eines versöhnenden Engels und lud zu einem Friedensmahl. Bei Tisch saß ich Gutzkow gegenüber, ich unterhielt mich mit meinen Nachbarinnen, während er schweigsam beobachtete. Nach dem Essen trat er an mich, sprach artig sein Bedauern über das Mißverständnis aus und ersuchte um Zusendung meiner Aenderung. Das Stück wurde jedoch erst gegeben, als er nicht mehr Dramaturg war, und als Grund angeführt, daß die Intendanz Bedenken gehabt hatte, was sehr wahrscheinlich war. Gutzkow aber habe ich unter vier Augen nur noch einmal gesehen und da erschien er mir in anderem Licht. Er hatte fast zu derselben Zeit, wo das Schauspiel „Graf Waldemar" auf die Bretter kam, das Trauerspiel „Wullenweber" geschrieben und damit kein Glück gehabt. Damals machte er mir ganz unerwartet in Dresden einen Besuch, fieng von „Waldemar" an und sprach Beistimmung und Bedenken dagegen so gescheit und unbefangen aus, daß ich ganz erstaunt war; dann gieng er auf sein Stück über, bedauerte den

unglücklichen Wurf und äußerte sich schonungslos über sein eigenes Schaffen. Er hatte leider in Allem recht was er von sich sagte, und ich schied mit wahrhafter Theilnahme von ihm."

Unter den Bekannten Leipzigs hatte sich ein Kreis von Sammlern gefunden, dessen unser Dichter nicht ohne Humor erwähnt.

„Unter allen Anderen," erzählt er, „war mein Verleger Hirzl als Sammler großartig, in seiner Bibliothek stand eine Menge der seltensten Drucke aus früheren Jahrhunderten versammelt. Seine größte Freude aber war das Zusamentragen aller literarischen Erzeugnisse, welche irgendwie mit Goethe zusamenhiengen: Ausgaben seiner Werke, Handschriften, Briefe und Bildnisse. Es war ihm gelungen, in seiner Goethe-Bibliothek wohl den größten Schatz zu vereinen, welchen ein Verehrer Goethes gewonnen hat, und seine Sammlung hat auch in unserer Literaturgeschichte die verdiente Würdigung gefunden. Ihm konnte man kein größeres Vergnügen bereiten, als wenn man ihm einen Brief des großen Dichters spendete, und seine Augen strahlten vor Freude, wenn er ein neu erworbenes Stück, das noch ungedruckt war und einigen Inhalt hatte, den Vertrauten vorzeigen konnte. Ich fürchte, daß er meine Theilnahme daran bisweilen für lau hielt."

„Einer der entschlossensten Sammler war der Jurist Böcking aus Bonn, er trug bald für Hutten, bald für andere Lieblinge zusammen, kam wohl jedes Jahr einmal zu uns und den Leipziger Antiquarien, und hatte immer etwas Seltenes in der Tasche oder in Aussicht, er war ungewöhnlich gewandt im Entdecken verborgener Schätze und sorgte auch für die Liebhabereien seiner Freunde. In diesem großen Gelehrten war eine seltsame Mischung von rücksichtsloser Derbheit und sentimentaler Weichheit, er wechselte leicht mit Gunst und Abneigung, strich sich die Menschen gern weiß oder schwarz an und wollte nicht leiden, daß die, welche für ihn gerade weiß waren, mit den Schwarzen irgendwie Gemeinschaft pflogen. So oft einer von uns nach Bonn kam, übte er seine Tyrannei. Mit Hirzel stand er in alter Bundesgenossenschaft, dieser aber war mit dem anspruchsvollen und launischen Wesen des Freundes in der Stille gar nicht einverstanden, und Böcking, der große Zuneigung zu ihm hatte, merkte das wohl auch. Als er nun einmal nach Leipzig gekommen war, zog er bei Hirzel eine dicke Rolle aus der Tasche und knotete sie bedächtig auf, es war eine Sammlung kostbarer ungedruckter Briefe von Goethe, die er im Elsaß aus dem Brion'schen Nachlaß erworben hatte. Hirzel blickte starr auf den Schatz und Böcking weidete sich an der aufsteigenden Sehnsucht, die er wohl erkannte. Als er dem Freunde eine Ahnung von dem unschätzbaren Werte dieses Besitzes gegeben hatte, packte er die Briefe wieder zusammen, steckte sie ein und sagte nachdrücklich: „Diese Sammlung ist für Sie bestimmt, Sie haben mich aber in der letzten Zeit schlecht behandelt, und ich muß die Zutheilung von Ihrem Verhalten gegen mich abhängig machen. Bin ich einmal mit Ihnen zufrieden, so bekommen Sie einen Brief." Nun waren der Briefe sehr viele und Böckings Zufriedenheit mit einem Mitmenschen unberechenbar. Vergebens bäumte Hirzel gegen diese grausame Verheißung auf, Böcking hielt die Seele des Sammlers schadenfroh an den Flügeln fest. Von da an sandte er dem Freunde zuweilen am Geburtstag und zur Weihnacht einen einzelnen Brief aus dem Bündel, den Hirzel jedesmal mit gemischten Gefühlen aufnahm. Als aber einige Jahre darauf Hirzel nach Bonn kam und gegen die Forderung Böckings, bei ihm zu wohnen, mannhaft im Gasthofe einkehrte, erschien Böcking

mit einer Droschke vor dem Gasthof, ließ Hirzels Gepäck, trotz aller Einwendungen, gebieterisch durch den Hausknecht aufladen und entführte den Gast in seine Wohnung. Dort lud er ihm einige Bekannte zum Essen; als Hirzel seine Serviette auseinanderschlug, fand er das Bündel Briefe als Angebinde darunter. —"

Aus diesen wenigen Beispielen geht hervor, daß Gustav Freytag mit seiner hervorragenden Kraft, Menschen mit wenigen Strichen zu charakterisieren, auch bei den „Erinnerungen" nicht gekargt hat.

Nach 1866 ward Freytag als Abgeordneter in den Reichstag des Norddeutschen Bundes geschickt. Darüber schreibt er:

„Ich wurde natürlich Mitglied der nationalen Partei. Unter meinen Parteigenossen habe ich Viele kennen gelernt, welche mir sehr wert geblieben sind. Ich fand auch Gelegenheit, den Schaden zu beobachten, welchen Rechthaberei und Eitelkeit in den Seelen verursachen. Von aller Eitelkeit auf Erden ist wohl die parlamentarische die häßlichste, jedenfalls die schädlichste. An mir selbst machte ich bei einem erfolglosen Versuch auf der Tribüne die Beobachtung, daß ich noch nicht das Zeug zu einem Parlamentsredner besaß und dafür längere Uebung bedurft hätte, die Stimme war zu schwach, den Raum zu füllen, ich vermochte bei dem ersten Auftreten die unvermeidliche Befangenheit nicht zu überwinden, auch war ich durch langjährige Beschäftigung in der stillen Schreibstube wohl zu sehr an das langsame und ruhige Ausspinnen der Gedanken gewöhnt, welches dem Schriftsteller zutheil wird. Diese Erkenntnis that mir im Geheimen doch weh, obwohl ich sie weltmännisch zu bergen suchte. Von feurigen Rednern der Partei aber wurde ich seitdem mit besonderer Herzlichkeit behandelt, und ich übte umso völliger meine Pflicht beim Abstimmen, was zuletzt die Hauptsache blieb."

Was den literarischen Standpunkt Gustav Freytags betrifft, so legt der Verfasser das Bekenntnis ab, „daß ihm ein Roman, in welchem die Hauptpersonen vorzugsweise unter der Einwirkung und im Kampfe mit politischen, religiösen, socialen Ideen geschildert werden, nicht als die höchste und schönste, ja kaum als eine würdige Aufgabe des Dichters erscheint. Unvermeidlich drängt sich bei solchem Inhalt die Tendenz in den Vordergrund, und der größten Dichterkraft wird es nur schwer gelingen, mit der sonnigen Klarheit und der stolzen Unbefangenheit, welche das Kunstwerk vom Schaffenden fordert, Licht und Schatten zu vertheilen. Der Leser zwar wird derlei Erfindung, im Falle sie nämlich seinem eigenen Standpunkt entspricht, mit Wärme entgegenkommen, und er wird die poetische Gestaltungskraft, welche der Dichter dabei etwa erweist, mit besonderer Freude genießen. Aber bei der Einmischung freier Erfindung in die übermächtige reale Wirklichkeit wird immer eine Beeinträchtigung des künstlerischen Gesammteindrucks unvermeidlich sein.

Die Muse der Poesie vermag ihre Schönheit nur da ganz zu enthüllen, wo sie allein als Herrin gebietet. Wird sie Dienerin und Parteigenossin in solchen Kämpfen des wirklichen Lebens, welche die Menschen einer Zeit leidenschaftlich umhertreiben, so büßt sie gerade das ein, was ihr bester Inhalt ist: die befreiende und erhebende Einwirkung auf die Gemüther. Ja sogar, wenn dem Dichter gelänge, als ein Seher die beengenden Mißbildungen und die harten Conflicte der Politik und anderer realer Interessen wie in einem Schlußbilde als überwunden und versöhnt zu zeigen, er würde den stärksten Theil des Antheils, welchen er erregt, nicht der Poesie, sondern der Unzufriedenheit seiner Zeitgenossen mit dem Bestehenden verdanken. Politische, religiöse und sociale Romane sind, wie ernst

auch ihr Inhalt sein möge, nichts Besseres im Reiche der Poesie als Demimonde. —"

Also reich an gehaltvollen Aussprüchen ist das Buch und ein trefflicher Schlüssel und Erläuterer zu Gustav Freytags Werken. Alles in Allem ein interessantes Zeit- und Literaturbild, das uns ein klarer hochgebildeter Geist hier vor Augen stellt. M.

Wie wir zu Grunde gehen.

(Ein Merks von Dr. Hugo Schramm-Macdonald.*)

Unsere Zeit krankt daran, daß die meisten Menschen zu hoch hinaus wollen. Diese Krankheit hat alle Classen und Stände befallen. Niemals ist die Sucht, reich zu sein oder doch reich zu scheinen, so groß gewesen, wie heutzutage. Man ist nicht mehr mit der langsam reifenden Frucht ehrlicher Arbeit zufrieden, man will auf einmal reich werden, gleichviel ob durch erlaubte oder unerlaubte Mittel — durch Speculationen, Gründungen, Spiel, Wetten, Schwindel oder Betrug. „Längst dahin," meint Max Vogler in einer „Wohin wir steuern!" überschriebenen gesellschaftlichen Strafpredigt, „sind die Zeiten, wo sich der Mann auf seine gesunde Kraft und seinen guten Willen, auf seine Redlichkeit, die „Ehrlichkeit, die am längsten währt," verließ, wo er durch Fleiß und Ausdauer etwas Rechtes zu erreichen hoffte, und es ist leider wahr, die letzteren reichen auch unter den gegenwärtigen social-ökonomischen Verhältnissen in gar vielen Fällen nicht mehr aus, um es zu einem Erfolg zu bringen, selbst wenn sie mit dem denkbar besten Willen gepaart sind. Da bedient man sich denn der feineren und auch gröberen Waffen, als da sind: List und Verschlagenheit, Lüge und Schmeichelei und, wenn man damit am leichtesten und sichersten zum Ziele zu gelangen hofft, auch der Bosheit, des offenkundigen Unrechts und der brutalen Gewalt."

„Sagen wir es gleich grad heraus, wir, d. h. unsere Zeit und Gesellschaft, wie sie sich im Ganzen darstellt, haben uns so weit wie möglich von Allem entfernt, was die Menschheit adelt."

Das ist ein hartes Urtheil. Wäre es völlig zutreffend, wie hätte es da möglich sein können, daß sich das deutsche Volk durch seine geistige und sittliche Macht, wie durch seine culturelle Kraft eine so achtunggebietende Stellung unter den Nationen errungen hat!

Darf uns dies auch mit einem stolzen Selbstgefühl erfüllen, so haben wir uns doch vor Ueberhebung, wie vor Schönfärberei und Verdunkelung unserer thatsächlichen Schwächen und Fehler zu hüten, müssen uns vielmehr die Augen für dieselben offen halten,

*) Nach dem Werke: „Der Weg zum Wohlstand" von Samuel Smiles. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. Hugo Schramm-Macdonald. (Heidelberg. Georg Weiß. 1889.) Dieses Werk kann deutschen Familien nicht genug empfohlen werden. Die Red.

um das schwer Errungene behaupten zu können. Deshalb hielt z. B. auch schon Melchior Meyr in seinen bekannten „Gesprächen mit einem Grobian" der Gegenwart und namentlich den Deutschen einen Spiegel vor und suchte unserer Zeit zur Selbsterkenntnis zu verhelfen, den Wahn der eingebildeten Vortrefflichkeit zu zerstören und durch eindringliche Mahnungen auf die Läuterung und Besserung menschlicher Bildung und Gesittung hinzuwirken. So will jetzt alle Welt, um den Schein zu bewahren, um wenigstens reich zu *scheinen*, in einem gewissen „Stile" leben, nicht bloß gesund, sondern vor alledem in schönen Häusern wohnen, gute Mahlzeiten geben, feine Weine trinken, womöglich auch noch Wagen und Pferde halten und was dergleichen mehr zum vornehmen Leben gehört. Die Einen können das vielleicht nicht anders fertig bringen, als indem sie ihre Mitmenschen beschwindeln. Andere sind zwar nicht geradezu Betrüger, aber doch auch nicht weit davon entfernt, es zu werden. Sie verbrauchen ihr ganzes Einkommen und oft noch mehr. Sie wollen als „anständige Leute" gelten. Sie leben nach dem bedenklichen Grundsatze: „Man muß es machen wie Andere!" Sie erwägen aber nicht, ob sie sich das auch gestatten dürfen; sie halten es einfach für nöthig, die „Achtung" Anderer zu gewinnen und sich zu erhalten. Dabei opfern sie gewöhnlich ihre Selbstachtung! Sie thun, als wenn die Achtbarkeit bloß in der Kleidung, in der Einrichtung der Wohnräume und in der Art zu leben läge. Sie machen deshalb, wie man zu sagen pflegt, ein Haus. Das ist, um mit Berthold Auerbach zu reden, ein Ausspruch, der erst in unseren Tagen zum Sprachgebrauch geworden, und die Sache hat ihr Schlimmes. Vor Zeiten, wenn ein junger Mann und ein Mädchen den Ehebund schlossen und einen Hausstand gründeten, hatten sie ein eigen Haus oder suchten, es sobald als möglich zu erwerben; Familie und Haus waren verwandte Begriffe. Heutigen Tags, zumal in den Städten, wo die meisten Familien zur Miethe wohnen, ist das nicht mehr der Fall. Bei mäßigem Wohlstand und Erwerb wird bald eine Führung eingerichtet, in welcher Gesellschaften gegeben werden, aber keine Geselligkeit mehr heimisch ist; man ordnet Gastereien an und hat doch keine Gastlichkeit, kein unvorbereitetes Bewirten dieses und jenes Befreundeten. Da gibt's Tage und namentlich Abende, wo das Haus einen ganz fremden Charakter annimmt. Köche, Bediente sind auf einen Tag gemietet, ja sogar oft Möbel und Eßgeschirr, und wenn die geladenen Gäste das Haus verlassen, halten sie sehr häufig böse Nachrede, und der zurückgebliebene Mann und dessen Frau sind fremd in der eigenen Häuslichkeit, wenn die vielen Lichter gelöscht werden. Leicht kommt dann der Mann, der ein Haus machen will oder vielleicht glaubt, machen zu müssen, zu Uebergriffen und gewagten Unternehmungen, und verfällt er in Unehre, so sprechen die, welche bei ihm gegessen, getrunken und getanzt, gelacht und gespielt: „Warum hat er solch ein Haus gemacht!" All' dem ist Der nicht ausgesetzt, der den sittlichen Muth hat, zu sagen: „Meine Mittel erlauben mir das nicht!"

Hier ist auch der Platz, der verderblichen Einflüsse zu gedenken, welche das heutzutage, namentlich in kleinen Städten, vielfach übertriebene Vereinswesen auf Einzelne ausübt. Es gibt Leute, welche den verschiedenartigsten Vereinen, deren Bestehen oft gar keinen Zweck hat, nicht bloß ihre ganze freie Zeit widmen, sondern auch um ihretwillen die Pflichten in ihrem Berufe und gegen ihre Familie vernachlässigen.

„Freunde," die nur in guten Tagen unsere Freunde sind, haben keinen Wert, es sei denn, daß sie uns über

die niedrige Gesinnungsweise mancher Menschen die Augen öffnen. Alle unsere Erfolge hängen hauptsächlich von unserem Charakter und der Achtung ab, die wir verdienterweise allgemein genießen. Greifen wir aber den Erfolgen unseres Strebens vor, d. h. leben wir, als wenn wir diese bereits eingeheimst hätten und zu gesichertem Wohlstand gekommen wären, dann kann es leicht kommen, daß der vermeintliche feste Grund und Boden, auf dem wir stehen, plötzlich nachgibt, und wir unbedauert in den Abgrund der Verschuldung sinken. Die Erfahrung lehrt, sagt Aristoteles, daß wir nicht durch Reichthum, Macht und Ruhm die Tugend, wohl aber durch Tugend diese Güter bewahren.

Sitte, Brauch, Mode, Gewohnheit und Herkommen sind die Tyrannen, denen man keinen Widerstand entgegenzusetzen wagt.

Die Erfahrung bestätigt es alle Tage: die Sucht der Menschen, den Schein zu erwecken, als ob sie etwas wären, was sie nicht sind, und etwas hätten, was sie nicht haben, ist eine Hauptquelle der Sittenverderbnis. Ein Mensch kann in den Augen der Welt ganz „ehrenwerth" dastehen und ist doch im Grunde tief verächtlich.

Die Welt legt zu großes Gewicht auf zwei an und für sich ganz gute Dinge: auf Rang und auf Reichthum. Jeder sinnt und trachtet, einen höheren Rang zu gewinnen; in den untersten wie in den höchsten Gesellschaftskreisen macht sich der Kastengeist breit. Der Beamte z. B. hält sich für etwas Besseres als der Gewerbtreibende, der Kaufmann blickt mit Geringschätzung auf den Krämer herab, der Handwerker dünkt sich mehr, als der Fabriksarbeiter, dieser sieht den Tagelöhner über die Achsel an, und ein Diener in einem herrschaftlichen Hause würde sich schwer beleidigt fühlen, wollte man ihn mit einem Bediensteten in einem Bürgerhause auf gleiche Stufe stellen. Es ist ganz gleichgiltig, welche Klasse wir in Betracht ziehen oder auf welcher gesellschaftlichen Stufe Jemand steht, stets und überall werden wir finden, daß ein Jeder Jemanden hinter sich hat. Namentlich in den mittleren und unteren Klassen tritt der Geist der Abgeschlossenheit sehr stark hervor. Jeder Kreis hält es für eine Erniedrigung, mit Leuten aus einem unter ihm stehenden Kreise in geselligen Verkehr zu treten. In kleineren Städten, wie in Dörfern gibt es noch heute streng getrennte Sippen, die sich hochmüthig von einander fernhalten, sich vielleicht sogar gegenseitig verachten und sehr oft verhöhnen.

Während Jedermann seinen eigenen abgeschlossenen Kreis hat, von welchem Alle zu einer vermeintlich niedrigeren Klasse Gehörigen streng ferne gehalten werden, strebt doch Jeder mit Gewalt danach, die Linie zu überschreiten, welche ihn von den über ihm Stehenden trennt. Er brennt darauf, Zutritt in einen höheren Kreis zu gewinnen, der sich noch abgeschlossener hält, als der seinige.

Diese krankhafte Sucht erklärt es auch, daß so viele Eltern bei der Berufswahl für ihre Kinder so hoch hinaus wollen. Da ist z. B. ein Mann von leidlichem Wohlstand, weder reich, noch arm, weder hoch, noch gering, ein Mann aus dem Mittelstande, der so recht eigentlich den Kern unseres Bürgerthums ausmacht, ein Mann des gewerblichen Lebens. Er ist Vater eines neunjährigen Knaben, der den ersten Unterricht einer guten Volksschule empfangen hat. Der Knabe ist weder sehr leicht, noch sehr schwer von Begriffsvermögen, er hat bis dahin seine Schuldigkeit so ziemlich gethan. Da erhebt sich die wichtige Frage: Was nun? Der Vater meint: „Ich kann doch nicht wissen, was aus dem Jungen Alles werden kann; zwar sieht es jetzt nicht gerade so aus, als ob ein großer Gelehrter in ihm steckt. Aber noch ist nicht aller Tage Abend, und mein Junge soll es wenigstens

besser haben, als ich, der ich mir's sauer genug habe werden lassen und doch oft in großer Noth gewesen bin; er soll studieren, er soll einmal durch ein Amt sein sicheres Brot, Pension und äußere Ehre haben." Er schickt daher seinen Knaben aufs Gymnasium. Und wie unser Freund, so denken gar viele Leute des Mittelstandes. Und wohin sind wir bereits mit solchen Anschauungen gekommen? Ein preußisches Regierungsblatt warnte im März 1888 in einem längeren Artikel alle Familienväter, ihre Kinder studieren zu lassen, falls dieselben nicht eine besondere Veranlagung an den Tag legten. Die Ueberfüllung aller gelehrten Berufsarten sei eine derartige, daß eine schwere Gefahr in der Heranzüchtung eines geistigen Proletariats der schlimmsten Art erwachse. Hierzu noch einige Belege. Die Zahl der Studierenden nimmt fast in jedem Jahre zu: Berlin und Leipzig zählen jetzt allein mehr als 6000 Studenten. Der Vorstand des Aerzte-Tages warnt in öffentlichen Blättern vor dem medicinischen Studium in Rücksicht auf die Ueberfüllung desselben. Mathematiker gibt es in der Provinz Sachsen so viele, daß auf absehbare Zeit, wie es heißt bis 1920, der Bedarf gedeckt ist. Die Zahl der unbesoldeten Assessoren wächst zusehends, obgleich für diese Beamten immer noch mehr Aussichten sich bieten. Eine Vermehrung der Rechtsanwälte liegt schwerlich im Bereich der Möglichkeit. Jede Schule ist mit Candidaten und unbesoldeten Hilfslehrern mehr als gesegnet. In der Bau- und Forstlaufbahn dauert die Anstellung übermäßig lange, und auch die Aussichten für die Candidaten des Predigeramtes sind nur noch kurze Zeit günstig. Binnen wenigen Jahren herrscht auch hier die Ueberfüllung. Solche Zustände sind ungesund.

Genährt und befördert wird die heute herrschende Bildungs- oder vielmehr Großmannssucht durch eine falsche Auffassung, die man vielfach von der Einrichtung des einjährig-freiwilligen Militärdienstes hat, eine Auffassung, der jetzt großentheils auch die Zunahme des gebildeten Proletariats zuzuschreiben ist. Man hält es nicht mehr für anständig, die jungen Leute anders ihre Militärpflicht genügen zu lassen, als im einjährigen Freiwilligendienst. Man fragt nicht danach, ob ein Sohn auch genügende Begabung, noch weniger, ob man selbst die Mittel für die Kosten der Vorbereitung und des einjährigen Freiwilligendienstes hat. Welche Sorgen erwachsen daher nicht manchen Eltern, wenn der Junge durchaus nicht das Zeugnis zu demselben erlangen kann! Es werden dann Opfer gebracht, die in keinem Verhältnisse zu dem zu erreichenden Ziele stehen, und schließlich weiß nach beendigtem Dienstjahr Niemand, was mit dem jungen Manne anzufangen ist, der, mit 14 Jahren als Lehrling zu einem Lehrherrn gebracht, aller Wahrscheinlichkeit nach ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden wäre. Nun wird nichts Vernünftiges aus ihm; er ist eines der vielen Opfer falschen Ehrgeizes, mit welchen die Bahn der „Bildung" besät ist.

Was nochmals den Aufwand im äußeren Leben anbetrifft, so ist derselbe übrigens nicht an und für sich schädlich und verwerflich, vielmehr wird er das erst durch die Mittel, deren man sich gewöhnlich zur Bestreitung desselben bedient. Wer in seiner gesellschaftlichen Classe eine gewisse Stellung einnimmt, der schreckt vor keinem Mittel zurück, sie zu behaupten.

Jedermann kennt hunderte von Fällen, wo Männer — „ehrenwerte Männer" — von einer Ausschreitung zur andern übergegangen sind, gewissenlos Gelder verschwendet haben, die ihnen nicht gehörten, lediglich um ihr Ansehen in der Welt zu behaupten und eine große Rolle vor Ihresgleichen zu spielen, und wo das Ende von

alledem ein plötzlicher Umschlag, ein schrecklicher Sturz, ein gänzlicher Bankerott gewesen ist, der vielleicht den Ruin von Tausenden im Gefolge hatte. Es ist in der That nicht zu viel gesagt, daß die Mehrzahl der Betrügereien und der Schwindeleien, welche den Handelsstand schänden, ihren Ursprung in der krankhaften Sucht hat, „den Schein zu wahren."

Welche Opfer bringt man nicht, um „angesehen" im falschen Sinne des Wortes zu sein! Zufriedenheit, Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, kurz alle Tugenden werden geopfert, alles nur, um den Schein zu wahren. Wir müssen uns alle erdenkliche Mühe geben, zu täuschen und hinters Licht zu führen, damit „die Welt" nicht hinter unsere Maske sieht. Wir müssen im Hause darben und uns den marterrvollsten Zwang auferlegen, weil wir den Beifall „der Welt" erringen oder wenigstens die gute Meinung „der Welt" gewinnen müssen.

Wie oft ist ein Selbstmord auf falsches Ehrgefühl zurückzuführen! Eitle Menschen geben eher ihr Leben auf, als die in ihrem Kreise herrschenden Begriffe über das, was Ansehen verleiht.

Frauen ganz besonders fallen dem gemeinen und erbärmlichen Classen- und Kastengeist zum Opfer. Gewöhnlich werden sie in falschen Vorstellungen vom Leben auferzogen; man lehrt sie, die Menschen und Dinge mehr nach ihrem äußeren Scheine als nach ihrem inneren Werte schätzen. Ihre Erziehung wird hauptsächlich von dem Gesichtspunkte aus geleitet, daß sie mehr gefallen und die Bewunderung Anderer auf sich ziehen sollen, als daß sie die Geistes- und Herzenseigenschaften entwickelt und veredelt. Sie werden dünkelhaft gemacht und mit falschen Begriffen von Anstand und Vornehmheit angefüllt. Eine deutsche Frauenzeitung warf jüngst die Frage auf, warum z. B. in unseren Beamtenkreisen die Schwiegersöhne stets wieder unter den Beamten gesucht würden? „Woher dieser Dünkel?" hieß es in dem betreffenden Artikel. „Der Uebelstand, daß gerade in den Beamtenkreisen die meisten sitzengebliebenen Töchter zu finden sind, hängt damit zusammen. Wie manches Mädchen schlug schon den Antrag eines ehrbaren Handwerkers aus, weil sie auf einen »Besseren« hoffte! Aber der »Bessere« kam nicht. Sie blieb einsam und mußte ihren Stolz schwer büßen, indem sie gezwungen war, ihr Brot bei fremden Leuten zu verdienen. Darum fort mit dem thörichten Dünkel."

Eingemauert in die Bastille des Standesdünkels, bleibt das Weib eine Gefangene der unsinnigen Tyrannei des Herkommens, der Mode, des Vornehmthuns und aller möglichen Vorurtheile. Das angeborene Wohlwollen ihrer Natur wird verdorben; ihr Herz vertrocknet, und die edelste Quelle des Glücks — die, welche in einem warmen Gefühl für die ganze Menschheit besteht — sie versiegt.

Ist es nicht Thatsache, daß in der sogenannten „feinen" Gesellschaft ein schönes Aeußere fast als Tugend betrachtet wird?

Ist es etwa unter solchen Umständen ein Wunder, wenn das weibliche Geschlecht die allgemeine Verschwendungssucht unserer Zeit theilt? Fast niemals hat die Putzsucht die Frauen so allgemein beherrscht und die Anmuth geschmackvoller Einfachheit so sehr verdrängt, wie heutzutage. Und doch ist Anmuth weit mehr, als sogar natürliche Schönheit. „Alter besiegt die Schönheit" — sagt Friedr. Jacobs — „Güte und Anmuth gehen mit ins Grab, und eine Schönheit ohne inneren Wert ist wie ein Edelstein, den der Kenner mit desto größerem Unwillen wegwirft, je größer der Betrug ist. Die Schönheit für sich allein hat eine große Richtung zur Thorheit. Der Putztisch ist der Altar, an welchem die Eigenliebe ihr

Bild im Spiegel verehrt, vor dem sie es wie das Bild einer Schutzheiligen schmückt, ohne Unterlaß bemüht, jeden Reiz zu erhöhen oder jede Beschädigung der Zeit auszubessern. Mit dieser Bewunderung des Scheins geht die Neigung zum falschen Schein Hand in Hand. Das Alter kommt. Warum sollte man seiner Gewalt nachgeben wollen? Sollte sie nicht besiegt werden können? Sollte man nicht die Jugend fesseln können durch Zierde und Schmuck? Wo die Wahrheit weicht, da nimmt der Trug Platz. Die Hand der Zeit streift die Blüte der Farbe ab, die Hand der Kunst schmückt sie wieder auf, und die schamlose Dreistigkeit geht in den Farben der Unschuld einher. Nicht bloß dem Herrn ist, wie die Schrift sagt, ein geschminktes Angesicht ein Greuel, sondern Jedem, der gesunde Sinne hat und Falschheit haßt. Was in dem Reiche der Täuschung, auf der Bühne, gefällt, ist in der wirklichen Welt verächtlich und lächerlich, und Jedermann weiß, wie man Den nennt, der außer der Fastnacht mit einer Maske umhergeht. Das Nämliche gilt von jedem übertriebenen und prahlerischen Putz." Wenn man mit allerhand modischem Putz überladene weibliche Geschöpfe sieht, sollte man oft glauben, um mit Shakespeare zu reden, „irgend ein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht gerathen."

Die Mode ist es, von deren Launen die Frauen sich gar zu gern tyrannisieren lassen, der sie nicht bloß Anmuth, sondern auch Geld und Gesundheit leichten Herzens zum Opfer bringen. Die Kleidung entspricht längst nicht mehr dem natürlichen Zwecke, den Körper gegen die Einflüsse der Witterung zu schützen, der Trägerin einen einfachen, naturgemäßen Liebreiz zu verleihen; sie soll nur auffällig machen. Jede Bürgerstochter, jede Arbeiterin, jedes Dienstmädchen will für eine „Dame" gelten und zwängt ihre Formen in das Blutarmut und Magenkrankheiten erzeugende Marterinstrument Schnürleib hinein, weil sie sich eine Dame ohne Wespentaille nicht denken kann. Was man früher an sich zur Schau stellenden Hottentottenweibern als Verirrung der Natur anstaunte, das ahmt unser weibliches Geschlecht heutzutage nach, indem es „Tournüren" unter die Gewänder versteckt. Einen Schuh zu tragen, welcher einen Rückschluß auf die natürlichen Formen des Fußes erlaubt, gilt für unfein; denn die „Mode" fordert ein Stiefelchen, in welchem die Zehen zwar wie die Heringe im Faß beieinander zu liegen gezwungen sind, das aber „elegant" aussieht. Entsprechen solche modische Künsteleien der „Würde der Frauen," an denen Schiller rühmt, daß sie „geblieben mit schamhafter Sitte treue Töchter der frommen Natur?"

Das Mädchen im schlichten Gewande hat weit weniger die Zudringlichkeiten des andern Geschlechts zu fürchten als eine „Dame," welche durch die Form ihres Hutes oder durch Farbe und Schnitt ihres Kleides aller Blicke auf sich lenkt und von sich reden macht. Das Mädchen oder die Frau in einfachem Anzug hat schlimmsten Falls zu fürchten, daß man ihr nachsagt, sie gehe „altmodisch." Aber gerade diese Nachrede gereicht ihr bei der äußerlichen Richtung, in welcher die Mehrheit des weiblichen Geschlechts sich gefällt, zum Ruhme. Die wahrhaft vornehm gesinnte, wenn auch noch so reiche Frau wird sich stets einfach tragen. Die gebildete, in der That sich durch guten Geschmack auszeichnende Pariserin vollends würde sich schämen, den bunten Plunder anzulegen, der hierzulande leider noch immer als „Pariser Mode" seine Abnehmerinnen findet und in Frankreich selbst nur von Frauenzimmern der zweifelhaftesten Sorte spazieren getragen wird. Hier aber gibt es zahlreiche Familien mit recht schmalem Einkommen, deren

Töchter jeden Thaler, den sie als Verkäuferinnen oder Dienstboten erwerben, in derartigem unsinnigen Tand anlegen — und das nur, um Sonntags als „Damen“ erscheinen zu können.

Der übertriebene Luxus hat in der That sogar die weniger bemittelten Classen ergriffen. Er macht auch bei denen seine Macht geltend, welche nur ihren kleinen Gehalt haben. Sie leben über ihre Mittel. Sie wohnen fein und geben „Gesellschaften.“ Sie besuchen alle möglichen Vergnügungsorte. Wenn der Mann morgen stirbt, läßt er Frau und Kinder als Bettler zurück. Das Geld, welches er in seinem arbeitsvollen Leben hätte sparen können, wird für die Geltung nach außen ausgegeben; und wenn er eine kleine Summe hinterläßt, so wird sie gewöhnlich für ein „anständiges“ Begräbnis des verschwenderischen Familienvaters aufgebraucht.

„Ist das Kleid bezahlt?“ fragt oft ein Mann seine Frau und oft genug auch muß er hören, daß dem nicht so ist. Keine Frau ist aber berechtigt, ohne Wissen und Einwilligung des Mannes wegen ihrer Kleidung Schulden zu machen. Thut sie es, so bereitet sie einem Manne, der sich aufs Redlichste abmüht, sich einen ehrlichen Namen zu erhalten, schwere Sorgen, und diese genügen häufig, ihn seiner verschwenderischen Frau zu entfremden, denn er sieht durch sie die Früchte seines Fleißes und Strebens gefährdet. So zieht in das häusliche Leben Verbitterung und Unfrieden ein.

Wenn wir oder unsere Frauen Schulden machen, geben wir anderen Leuten Gewalt über uns. Wir können unserm Gläubiger nicht mehr frei ins Gesicht sehen. Das bloße Klingeln oder Klopfen an der Thür erschreckt uns. Der Postbote kann ja einen Brief vom Rechtsanwalt bringen, der eine Schuld einfordert. Wir vermögen sie nicht zu zahlen und entschuldigen uns bei Letzterem mit einer armseligen Ausrede. Zuletzt werden wir geradezu zum Lügen getrieben. Denn „die Lüge reitet auf dem Rücken der Schulden.“

Welche Thorheit ist es, für überflüssige Dinge Schulden zu machen, für Dinge, die uns bloß durch ihre Schönheit reizen und die so schön sind, daß wir sie eben nicht bezahlen können! Oft sind es leider die Geschäftsleute selbst, die uns in Versuchung führen, indem sie uns einen längeren Credit anbieten, und nur zu leicht unterliegen wir dieser Versuchung. Wir sind zu schwach, um der Pflicht getreu zu bleiben, nur von unserm Einkommen zu leben, sondern nehmen auch noch dasjenige anderer Leute in Anspruch. Viele Geschäftsleute können wir deshalb gewissermaßen als unsere Feinde betrachten. Indem sie nämlich Credit gewähren, indem sie namentlich den Frauen allerhand schöne Dinge förmlich aufdrängen, verleiten sie die Frauen solcher Männer, die den redlichen Willen haben, rechtschaffen zu bleiben, zum Schuldenmachen und schicken nachher hohe Rechnungen ein. Sie verlangen höhere Preise, und ihre Kunden bezahlen sie — bezahlen die auf Borg entnommenen Waaren manchmal doppelt, denn es ist nicht möglich, lange laufende Rechnungen genau zu prüfen. Wie man übertrieben gefälligen Geschäftsleuten gegenüber zu verfahren hat, hat einmal der jüngst verewigte Kaiser Friedrich als Kronprinz aufs Nachahmenswerteste gezeigt. 1867 hielt sich derselbe mit seiner Gemahlin in dem Schlosse Erdmannsdorf auf. Das kronprinzliche Paar besuchte häufig das nahe Warmbrunn und machte dort Einkäufe. So kam dasselbe einst auch in den Laden eines Spielwarenhändlers, um für Prinz Wilhelm, den jetzigen Kaiser, Kleinigkeiten auszuwählen. Ein Schaukelpferd, Säbel, Helm, Patrontasche hatte der Kronprinz ausgesucht; der hohe Herr verlangte nun die Rechnung. „Aber das hat ja Zeit, königliche Hoheit,“ sagte, sich tief verneigend, der Kauf-

mann. „Nichts da, mein Bester, ich borge nicht," versetzte, die Börse ziehend, der Kronprinz, „was kosten die Sachen?" Der Händler, welcher dem fürstlichen Besuche gegenüber fürstliche Preise machte, rechnete nun für die Gegenstände eine unverhältnismäßig hohe Summe aus. Da klopfte ihm der Kronprinz auf die Schulter und sagte: „Das ist für meine Verhältnisse zu viel; da wird mein Junge vorläufig noch auf die Spielsachen verzichten müssen." Sprach's, bot der Kronprinzessin den Arm und ließ den Kaufmann verblüfft stehen, um im Nebenladen seine Einkäufe zu besorgen.

Für den „kleinen Mann" bilden auch die in neuerer Zeit emporgewucherten Abzahlungsgeschäfte eine verhängnisvolle Versuchung, indem sie viele Personen der unteren Stände dazu verleiten, Ankäufe zu machen, die nicht allein weit über ihre Mittel hinausgehen, sondern oft auch Dinge betreffen, die für sie ganz unnöthig sind.

Die Bitte im Vaterunser: „Führe uns nicht in Versuchung!" entspricht durchaus der Schwäche der menschlichen Natur, denn Den hat die Sünde schon besiegt, der sich mit ihr in Unterhandlungen einläßt. Eine Frau, welche erst noch überlegt, ob sie eine Schuld machen soll, ist bereits der Versuchung unterlegen. Der Handlungsgehilfe oder der Lehrling, der gierig nach dem Golde seines Herrn schielt, eignet es sich früher oder später an. Er thut es, sobald er das ihm durch die Erziehung zur Gewohnheit gewordene Gefühl, welches eine Annäherung an fremdes Eigenthum zur Unmöglichkeit macht, unterdrückt hat. Denn die Gewohnheit ist es, welche sich mit den tausend kleinen Pflichten des täglichen Lebens verbindet und so einen großen Theil der sittlichen Führung des Menschen bildet.

Das Schuldenmachen ist eine Hauptursache der Unredlichkeit. In Wien erschoß sich im März 1888 ein Rechtsanwalt, der seinen Kindern folgendes schriftliche Vermächtnis hinterließ: „Nehmet nie eine Karte in die Hand; hütet euch vor Schulden; hungert und friert lieber, als daß ihr euch einen Kreuzer borgt; entlehnt auch nie einen Kreuzer auf Rechnung einer Einnahme, die ihr erst morgen erwartet!"

Den jungen Leuten geht in unserer Zeit das Schamgefühl für das Schuldenmachen verloren.

Montaigne sagte: „Es macht mir immer ein Vergnügen, wenn ich meine Schulden bezahle, denn ich befreie meine Schultern von einer schweren Last und werde etwas los, was gleichsam zum Sklaven macht."

Möge ein Jeder den Muth haben, seinen geschäftlichen Angelegenheiten ins Gesicht zu sehen, Buch und Rechnung zu führen über die einzelnen Posten seiner Einnahmen und über seine Schulden, gleichviel, wie lang und schwarz die Liste der letzteren auch sein mag. Er muß, um der Welt ruhig ins Auge schauen zu können, jederzeit wissen, wie es mit ihm steht. Möge er auch, wenn er eine Frau hat, dieser mittheilen, wie es mit ihm bestellt ist. Ist es eine kluge Frau, so wird sie ihm behilflich sein, wirtschaftlich zu verfahren und in Schlichtheit und Redlichkeit durchs Leben zu gehen.

Wer nicht über seine Mittel leben will, muß rechnen können. Die Frauen sind es besonders, die nicht zu rechnen verstehen. Nachdem die jungen Mädchen aus den höheren Töchterschulen oder Töchterpensionaten entlassen sind, in denen sie mit wenigen Ausnahmen für das „Erscheinen" zugestutzt werden, geht von Stund an ihr und ihrer eitlen Mutter Streben vornehmlich dahin, „Effect" und „Eroberungen" zu machen. Zu diesem Zweck muß ihre „Erziehung" hin und wieder noch „vollendet" werden. Clavierspielen und Singen, Malen, Tanzen, Unterhaltungführen, sich Putzen und Kokettieren werden da für die nothwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten gehalten, und über dieser „Erziehung"

werden die vier Species der Rechenkunst vergessen. Wie können aber die Frauen ihre Ausgaben mit ihren Einnahmen vergleichen, wenn sie nicht fertig zu addieren und zu subtrahieren wissen? Wie können sie genau berechnen, wie viel für Miethe, Kleidung, Lebensmittel und für die Dienstboten auszugeben ist, wenn sie nicht den Wert der Zahlen kennen? Wie wollen sie die Rechnungen ihrer Lieferanten oder ihrer Dienstboten prüfen? Aus mangelhafter Kenntnis des Rechnens entspringt nicht nur große Verschwendung, sondern auch Noth. Manche Familie in guten Verhältnissen ist lediglich dadurch in Bedrängnis geraten.

Junge Leute heiraten oft übereilt und unüberlegt. Ein junger Mann begegnet in einer Tanzgesellschaft einem „hübschen" Mädchen; es gefällt ihm, er macht ihm den Hof und geht nach Hause, um von ihm zu träumen. Schließlich verliebt er sich in dasselbe, bewirbt sich um seine Hand, heiratet es, führt das „hübsche" Mädchen heim und fängt nun an, dasselbe etwas genauer kennen zu lernen. Bis dahin ist alles ganz nett gewesen. Die junge Frau war bis dahin natürlich, anmuthig und reizend. Nun muß sie in eine andere Lebenssphäre eintreten; der Mann sieht sie jetzt näher und täglich, und sie hat eine Haushaltung zu führen.

Die meisten jungverheirateten Leute bedürfen einer gewissen Zeit, um sich in einander einzuleben. Sogar Diejenigen, deren Ehe die glücklichste gewesen, sind erst nach kleinen Kämpfen und Mißhelligkeiten zu Ruhe und Frieden gekommen. Der Gatte findet nicht sofort seine rechte Stellung, die Gattin nicht die ihrige. Eine der glücklichsten Frauen, die wir kennen, hat uns erzählt, daß das erste Jahr ihrer Ehe das unbehaglichste von allen gewesen sei. Sie hatte zu viel zu lernen, fürchtete sich so sehr, etwas nicht recht zu machen, kurz — sie hatte ihre rechte Stellung noch nicht gefunden. Aber gutherzigen und liebreichen Naturen wird es, da sie unbewußt den rechten Weg erkennen, nicht schwer fallen, sich mit der Zeit ineinander zu finden.

Nicht so war es bei dem jungen Ehepaar, das wir vorhin als Beispiel angeführt haben. Der Mann und seine „hübsche" junge Frau traten in das neue Leben ohne besonderes Nachdenken und vielleicht mit übertriebenen Erwartungen von einem ungetrübten Glück. Sie wollten es nicht einsehen, daß Verliebte, sobald sie Gatte und Gattin geworden, auch dem praktischen Leben Rechnung tragen müssen; auch waren sie nicht vorbereitet auf kleine Zwiste und Verdrießlichkeiten, die in der Verschiedenheit des Temperaments ihre Ursache haben, und beide fühlten sich enttäuscht. Die kleinen Aufmerksamkeiten, welche für Liebende so viel Reiz haben, ließen nach. Da hielt sich die „hübsche" Frau für vernachlässigt und suchte Erleichterung in Thränen. Es gibt aber nichts, dessen die Männer so bald überdrüssig werden, wie die Thränen, besonders wenn sie um Kleinigkeiten vergossen werden. Thränen erwecken in solchen Fällen kein liebevolles Mitgefühl, sondern wirken abstoßend. Sie verursachen auf beiden Seiten Bitterkeit. Wollten es die Frauen statt dessen mit Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit versuchen, um wieviel glücklicher würden sie sein! Gar manches Eheleben gestaltet sich zu einem unglücklichen, weil die Frau ihrer Neigung zum Schmollen, Nörgeln und Schelten so lange nachgibt, bis es ihr zur zweiten Natur geworden und fortan wahrer Lebensgenuß fast ganz unmöglich ist.

Gewiß sind blendende Geistesgaben eine kostbare Mitgift für das häusliche Leben. Aber wie sehr sie auch entzücken mögen, so werden sie doch entfernt nicht so viel Liebe und Anhänglichkeit erwecken, wie ein warmes und zufriedenes Herz. Ein solches beglückt weit mehr und dauernder. Und doch,

wie wenig Mühe pflegen sich die Menschen zu geben, um die schöne Eigenschaft einer guten Gemüthsart und einer glücklichen Seelenstimmung auszubilden! Und wie oft schon ist ein Leben, das ein gesegnetes hätte sein können, dadurch verbittert worden, daß die Gatten sich ein mürrisches und reizbares Wesen angewöhnten, welches jede gesellschaftliche und häusliche Behaglichkeit vernichtet! Die geringe Fähigkeit rechtzeitiger Selbstbeherrschung ist die Ursache unsäglichen Elends. Sie verwandelt Genuß in Verbitterung und gestaltet das Leben gleichsam zu einer Reise, die man barfuß durch Brennesseln, Disteln und Dorngestrüpp zurücklegt.

In dem von uns angeführten Beispiele war's mit dem hübschen Gesicht bald aus. Da nun aber den jungen Mann das Gesicht gereizt — da er nur für dieses Augen gehabt — da er gewissermaßen nur diesem auch Liebe, Achtung und Schutz gelobt hatte, so begann er, als es hübsch zu sein aufhörte, einzusehen, daß er einen dummen Streich gemacht hatte. Und wenn der häusliche Herd keine Anziehungskraft mehr hat, wenn der junge Ehemann findet, daß sein Heim nur ein gewöhnliches Kosthaus ist, so wird er sich ihm allmählich entfremden. Er wird seine Abende außerhalb desselben zubringen und in Spiel- und Trinkgesellschaften Zerstreuung suchen, und die arme junge Frau wird damit immer unglücklicher werden.

Vielleicht sind Kinder da; aber weder der Mann, noch die Frau verstehen es, sie zu erziehen oder gesund zu erhalten. Anfänglich werden die Kinder als Spielzeug betrachtet, dann als Modepuppen, und später sind sie ein Gegenstand großer Sorge. Im Leben eines so unglücklichen Ehepaares gibt es kaum eine ruhige, frohe, glückliche Stunde. Wo daheim keine Gemüthlichkeit herrscht, da gibt es nur eine ununterbrochene Reihe kleiner Widerwärtigkeiten. Wo kein Frohsinn herrscht, keine Neigung, einander das Leben zu erleichtern und zu erheitern, sich gegegenseitig Aufmerksamkeiten zu erweisen und Freud' und Leid mit einander zu theilen — da schwindet die Liebe allmählich auf beiden Seiten.

Man sagt: „Wenn die Armut zur Thür hereinkommt, fliegt die Liebe zum Fenster hinaus."

Die meisten jungen Leute denken im Brautstande zu wenig über die Aufgaben und Pflichten des Ehestandes nach.

Ein wichtiger Punkt ist, daß man unter Umständen Nein sagen kann. Wenn Verlockungen uns reizen oder Versuchungen an uns herantreten, so sage man sofort Nein, entschlossen und bestimmt: „Nein, ich will nicht." Viele haben nicht den sittlichen Muth dazu.

Wohl Jeder hat den Mann gekannt, der niemals Nein sagen konnte. Er war Jedermanns Freund, nur nicht sein eigener. Sein schlimmster Feind war er selbst. Dieser Mann schien es sich geradezu zum Grundsatz gemacht zu haben, einem Jeden zu Gefallen zu sein. Ob er ein so gutes Herz hatte oder ob er sich scheute, wehe zu thun, weiß man nicht. Gewiß ist nur, daß er selten eine Bitte abschlug. Er konnte eben nicht Nein sagen, und Viele, die ihn kannten, behaupteten, es fehle ihm der Muth dazu.

Sein Vater hinterließ ihm ein anständiges Vermögen, und sofort wurde er von Leuten belagert, die sich das zunutze machen wollten. Jetzt war es Zeit, Nein zu sagen, wenn er es nur gekonnt hätte, aber er konnte es nicht. Es war ihm schon zur zweiten Natur geworden, Jedem zu willfahren, und er vermochte es vollends nicht, dringenden Bitten zu widerstehen. So stand seine Börse Allen offen, und daher hatte er auch, so lange sein Geld vorhielt, zahllose „Freunde." Jeder, der sich in Verlegenheit befand, nahm zu ihm seine Zuflucht. „Ach, unterzeichnen Sie mir doch rasch dieses Papierchen!" war ein häufig von be-

sonders guten „Freunden“ an ihn gerichtetes Verlangen. „Was ist's denn?“ pflegte er dann sanft zu fragen. Denn bei all' seiner Einfalt war er stolz auf seine Vorsicht! Aber er unterzeichnete stets. Drei Monate später war ein Wechsel von ziemlich hohem Betrage fällig, und wer anders hatte ihn dann einzulösen, als der Allerweltsfreund — der Mann, der nicht Nein sagen konnte! So brachte er rasch sein Vermögen durch und wandte sich dann an seine Freunde um Darlehen, Bürgschaften und „Zahlungsversprechungen.“ Nachdem er seine letzte Mark ausgegeben hatte, starb er in dem Rufe eines harmlosen Narren.

Für den Frieden und die Wohlfahrt eines Menschen ist es geradezu von größter Wichtigkeit, zur rechten Zeit Nein sagen zu können. Viele machen sich dadurch, daß sie es nicht sagen können oder wollen, unglücklich. Lasterhafte Neigungen fassen oft in uns festen Boden, weil wir uns nicht zu dem Muthe ermannen können, Nein zu sagen. Wir bieten uns zu oft dem Zeitgeist als williges Opfer dar, weil wir nicht offen und ehrlich genug sind, dieses Wörtchen auszusprechen. Der zum Zweikampf Geforderte darf nicht Nein sagen, weil die „Ehre“ es ihm verbietet. Die Schöne zaudert, Nein zu sagen, wenn ein reicher Dummkopf ihr seine Hand anbietet, weil sie ihren Ehrgeiz darein gesetzt hat, „ein Haus zu machen.“ Der Höfling will es nicht sagen, weil er Allen zulächeln und Alles versprechen muß.

Der Begriff Luxus ist ein nach den verschiedenen Zeit-, Lebens- und Standesverhältnissen verschiedener. „Das ist Luxus,“ ruft sowohl der Reiche wie der Arme, ruft Hoch und Niedrig, und welch' verschiedenen Begriff verbindet nicht nur jeder Einzelne mit diesem Worte, sondern jeder Stand, jedes Volk, jedes Zeitalter. Was das eine Zeitalter für entbehrlich hält, das erhebt schon das folgende zu einem nothwendigen Bedürfnis. Diogenes, dem eine Tonne zur Wohnung genügte, warf, als er einst ein Kind aus der hohlen Hand Wasser trinken sah, auch noch seinen Trinkbecher als ein entbehrliches Luxusgeräth weg. In seiner Chronik Venedigs erzählt Dandolus von dem Uebermuthe der Frau eines Dogen, die, anstatt mit den Fingern, mit goldenen Zweizinken — Gabeln — gegessen habe, und ein englischer Geschichtschreiber klagt in seiner Chronik von 1577 über den Luxus Englands, wo man seit kurzem so viele Kamine errichte und statt hölzerne Schüsseln irdene und zinnerne einführe.

Es ist ebenso irrig und falsch, den Luxus schlechtweg zu verdammen, wie ihn zu loben. Er kann erlaubt, kann sogar sittlich, er kann aber auch unerlaubt, unsittlich und verderblich sein.

Der Luxus ist auch sittlich und von veredelndem Einflusse auf das ganze Volksleben, wenn er die schönen Künste zum Ziele hat: Musik und Poesie, Bildhauerei, Malerei und Baukunst.

Dagegen ist der Luxus unstatthaft, sobald das Unentbehrliche um des Entbehrlichen willen leidet. So einst in Athen, wo die jährlichen öffentlichen Feste mehr kosteten, als die Unterhaltung der Flotte kosten durfte, wo die Aufführung der Euripideischen Trauerspiele höher zu stehen kam, als ein Krieg gegen die Perser.

Auch unsittlich wird der Luxus, wenn mit ihm nur den Begierden des Körpers gefröhnt, wenn das Vergnügen Weniger durch das Elend Vieler erkauft wird, oder wenn die Befriedigung der Genußsucht wohl geradezu dem Sittengesetze entgegentritt.

Der gesunde Luxus richtet sich mehr auf solide Behaglichkeit des Lebens, als auf bloßen Scheinglanz und Flitter, mehr auf wahren Genuß, als auf bloßes Genügen der Eitelkeit.

Plauderei über den Todtencultus.

Von Nora Görner.

Im Salon der Baronin Dühren waren diesmal nur die vertrautesten Freunde um den Theetisch versammelt, denn die Hausfrau war zu unwohl, um fernerstehende Bekannte zu empfangen. Sie erklärte sofort bei ihrem Erscheinen mit sehr heiserer Stimme, daß ihre Gäste sich heute ohne ihr Zuthun unterhalten müßten, da sie sich bei einem Gange auf den Friedhof so erkältet habe, daß ihr das Sprechen schwer falle. „Ich habe es meiner Schwester vorausgesagt, daß es bei dem feuchten Nebelwetter so kommen würde," sagte Fräulein Andrea, „aber sie blieb dabei, hinaus gehen zu wollen, weil sie es stets am 23. December gethan habe. Wenn der gute vernünftige Mann, dem dieser Gang gegolten, davon gewußt hätte, er würde sicher wiederholt haben, was er im Leben so oft sagte: Das gehört zu den liebevollen Thorheiten des Todtencultus.

„Lassen Sie mich Ihr Anwalt sein, gnädige Frau," sagte Hofrath von Alten, sich zu der Hausfrau niederbeugend, die ihm dankbar zulächelte. „Ich weiß, daß Freund Dühren so dachte, aber ich habe auch ihm gegenüber stets den Standpunkt vertheidigt, daß man den »Todtencultus« schon der Poesie wegen, die darin liegt, nicht angreifen sollte. Wie schön ist z. B. das Allerseelenfest auf den katholischen Friedhöfen! Jeder trachtet die Gräber seiner Lieben so schön als möglich zu schmücken und ein Grab, auf dem keine Blume sagt: Ich denke Dein, ist ein Gegenstand des Mitleides."

„Ganz recht; ich lasse das bereitwilligst gelten," erwiderte Andrea, „wenn nur nicht die sich durch die Gräberreihen drängenden, laut sprechenden Menschen dem frommen Liebesfeste alle Weihe nehmen würden. Können Sie, Herr Hofrath, an diesem Tage bei Ihren Gräbern beten und sich erinnern? Ich kann es nicht und fliehe jedesmal mißgestimmt und unbefriedigt die mit Blumen und Lichtern geschmückte Welt der Abgeschiedenen, die an diesem Tage zum Jahrmarkte wird."

„Und," fährt der Hofrath fort, „welch' sinniger Gedanke ist es, wenn Eltern am Weihnachtstage das Grab ihres entschlafenen Lieblings mit einem Christbäumchen schmücken!"

„Wenn sie bloß das Bäumchen hinstellen, so mag das gelten," sagte Onkel Polizeirath, „selbst wenn sie Lichtchen darauf anzünden, gibt das wenigstens einen hübschen Anblick — aber wenn sie Aepfel, Nüsse und Backwerk daran binden, dann muß ich das für puren Unsinn, ja selbst für ein Unrecht erklären. Da erinnere ich mich eines Vorfalls aus der Zeit, als ich noch ein ganz junger Commissär war."

„O bitte, bitte, erzählen Sie;" tönte es von allen Seiten. Und der alte Herr begann:

„Es war am Christabend; ich hatte Dienst, machte mich gefaßt, öfters in der Nacht geweckt zu werden, und wollte mich eben an dem bestellten Schwarzfisch stärken, als man mir meldete, der Todtengräber des zu meinem Districte gehörigen Friedhofes sei draußen und bringe ein kleines Mädchen, das gestohlen habe. Sie

traten ein. Dem Kinde liefen die hellen Thränen über das von der Kälte geröthete Gesichtchen herab, als es der Mann mit roher Hand vorwärts riß und ganz entrüstet zu berichten anfieng: Da sehen Sie, Herr Commissär, dieses abscheuliche, nichtsnutzige Ding hier — ich hab' sie dabei ertappt, wie sie von den Christbäumchen, die auf den Kindergräbern stehen, die Sachen herabgerissen hat — da in der Schürze hat sie noch Aepfel und Nüsse, die sie den armen todten Kindern geraubt hat."

Ich betrachtete das kleine, kaum sechs Jahre alte Kind, das in seinen Lumpen ganz erfroren aussah, und statt die Entrüstung über die Beraubung der todten Kinder zu theilen, ergriff mich inniges Mitleid mit dem lebenden. Dennoch begann ich mein Verhör im strengsten Amtstone:

„Wie kamst Du auf den Friedhof?"

Das Kind sah mich ängstlich an und flüsterte: „Die Mutter hat mich hingeschickt."

„Und was solltest Du dort?"

„Ein Bäumel auf Hansels Grab setzen."

„Ist das Dein Bruder gewesen?"

„Ja — er war der Größte von uns Fünfen."

„Und was thatest Du, als Du das Bäumchen gesetzt hattest?" Es scheint, daß ich bereits sanfter sprach, denn der Kleinen Thränen hatten zu fließen aufgehört und standen nur noch in den großen blauen Augen, als sie zu erzählen anfieng:

„Wie das Bäumel auf dem Grab gestanden ist, hab' ich mich niedergekniet und ein Vaterunser gebetet, dann wollte ich heimgehen. Ich gehe über den zweiten Friedhof, wo die Reichen liegen und sah auch auf anderen Gräbern Christbäume stehen, die ich mir anschau. Sie waren viel schöner als der Mutter ihrer, den sie geschenkt bekommen hat von dem, der sie verkauft. Auf einigen haben Kerzlein gebrannt und einer war ganz voll schöner Sachen. Da denk' ich: das hat die Mutter von dem todten Kind gewiß hergehängt, für arme lebende Kinder, denn das todte Kind kann ja keine Aepfel und Nüsse mehr essen. Wie gut, daß ich zuerst gekommen bin, eh' noch Andere es weggenommen haben; jetzt kann ich etwas für die Rosel und den Franzl und Bertl mitbringen. Dann hab' ich angefangen abzupflücken. Ich wollt' nicht Alles wegnehmen, damit auch Andere etwas finden, und den einen schönen Apfel wollt' ich losbinden, da packt mich der Mann da und zankt und schreit und führt mich her."

„Ist Dir denn aber nicht eingefallen, daß man nichts nehmen darf, was Einem nicht gehört, und daß das stehlen heißt?"

Das Kind schüttelte das Köpfchen und wiederholte nur: „Das »Todte« kann's nicht essen, wozu wären dann die Sachen?"

Ja wozu? fragte ich mich damals, und wozu? frag' ich mich heute noch. Kann mir Jemand Antwort geben? — Alle waren eine Weile still und von dem Gehörten ergriffen. Endlich rief Andrea:

„Sie haben nur zu recht; es ist die reine Tollheit; ganz wie jene der Aegypter, welche den Mumien beim Todtenmahle Speisen vorsetzten, oder die Sitte der Griechen und Römer, die ihren Todten den Obolus in die Hand drückten, um die Ueberfuhr über den Styx zu bezahlen. Ja, ja, Herr Charon mag ein sehr einträgliches Amt gehabt haben! Da lob ich mir eine andere Art, der Todten zu gedenken. Wie Sie wissen, bin ich im Ausschuß des Vereines für verlassene Kinder. Am Weihnachtstage bringt mir ein Dienstmann zwei ganz neue Kinderanzüge und ein Briefchen des Inhalts: »Da ich dies Jahr mein Enkelchen nicht mehr beschenken kann, das Gott zurückgerufen hat — bitte ich mit beiliegenden Kleidern zwei der

ärmsten Ihrer Schutzbefohlenen zu betheilen.«

„Bravo! ausgezeichnet, das ist vernünftig! Und," fuhr Andrea fort, „ist dies vernünftige Thun nicht eben so voll Poesie, wie die unvernünftige Gefühlsschwelgerei, von der wir sprachen? Ist es nicht auch das Gebahren der Juden, die sich Kranzspenden verbieten und, statt Unsummen für Blumen auszugeben, das Geld wohlthätigen Zwecken widmen?"

„Aber eine Leichenfeier ohne Blumen ist so entsetzlich nüchtern!" rief Herr von Alten, dem die Baronin wieder beifällig zunickte.

„Ich habe nicht gesagt, daß man den lieben Todten allen Schmuck versagen soll," vertheidigte sich Andrea. „Die nächsten Angehörigen mögen und sollen den Sarg bekränzen — nur niemand Anderer soll es thun, so daß der bescheidene Kranz der Tochter oder Witwe ganz versteckt und verdunkelt werde von den Blumengaben reicher Verwandten und Freunde, die nicht anstehen, den Todten theure Kränze zu widmen, dagegen einer Bitte der Hinterbliebenen mit stolzer Abweisung begegnen. Die schönen Kränze freilich, sieht Jeder und von der Gabe unter vier Augen weiß Niemand."

„Sie haben immer recht, liebes Fräulein, aber es klingt so ungewöhnlich und streng im Munde einer Dame;" sagte Hofrath Alten, sich verbeugend.

„Sie **wollten** sagen: hart und unweiblich. Immerhin — was der Sentimentalität entgegentritt, muß darauf gefaßt sein, für gefühllos zu gelten. Uebrigens würden alle Ueberschwenglichkeiten des Todtencultus aufhören, wenn auch bei uns die Todtenverbrennung eingeführt würde. Dabei entstünde eine neue Industrie, die Verfertigung der Aschenkrüge, und jede Stadt hätte durch ein Columbarium eine architektonische Zierde mehr. Was sagen Sie dazu, Onkelchen?"

„Vom allgemein menschlichen und sanitären Standpunkte hätte ich durchaus nichts dagegen," meinte der Polizeirath, „aber — Verbrannte können nicht mehr exhumiert werden, und auf diese Weise bliebe manches Verbrechen unentdeckt."

„Aha — da spricht der Criminalist," lachte der Hofrath, „diesmal sind Sie geschlagen, Fräulein, denn auch ich sage: Staub gehört dem Staube, der Körper der Mutter Erde an."

„Und den Würmern. Wo bleibt da die Poesie? Ist es nicht viel schöner, zu Asche zu werden?"

„Ja — wenn es noch auf einem Scheiterhaufen wäre, von dem die prasselnden Flammen aufsteigen in die Lüfte, aber in einem so prosaischen Siemens'schen Ofen — hu!"

„Unbegreiflich."

Mit einer Geberde des Grausens machte die Hausfrau dem weiteren Gespräche ein Ende.

„Du hast recht, Schwesterchen," rief Andrea, „wenden wir uns lieber dem Liebesdienste der Lebenden zu. Mit einem herzhaften Kusse ließ sie ihren Worten die That folgen.

Das Reich des Uhu.

Eine Randglosse zur Culturgeschichte unserer Tage.

Eines Abends zur späten Stunde kam ich in eine große Stadt. Ich irrte durch die Gassen wie durch eine Wildnis, denn ich war fremd. Die Gasthöfe waren überfüllt, der Musentempel war bereits geschlossen, doch schritt aus einem Hinterpförtchen desselben noch ein Mann, an dem ich — seltsam genug — einen alten Jugendfreund erkannte.

Dem klagte ich meine Noth, daß ich zwischen den Tausenden von Dächern obdachlos wäre. „Komm mit mir," sagte er, „ich will dich in einen guten Hort geleiten."

Er nahm mich an der Hand, führte mich durch viele Gassen und endlich in ein finsteres Gebäude. Die Vorhallen, durch die wir schritten, waren so düster und unheimlich, daß ich stehen blieb und sagte: „Ich gehe nicht weiter, so lange ich nicht weiß, wohin."

„Gehe nur weiter," sprach er, und mit kräftigem Arm geleitete er mich durch düstere Säle. In einem derselben, der durch eine Pechlunte mit rostigem Schein erhellt war, blieben wir stehen, mein Gefährte hob einen Hammer und pochte an die Thür. Diese gieng auf, ein schlanker Mann im weiten Mantel, mit Lanze und Helm trat heraus und fragte mit heiserer Stimme nach unserem Begehr.

„Ich, Ritter Kuno der Drachenschwanz, geleite einen müden Pilger und heische Eintritt in die Burg." So mein Führer.

Der schlanke Mann verschwand, kehrte aber bald wieder und sagte: „Dem Ritter Kuno ist der Eintritt nicht verwehrt, und nicht seinem Genossen!" Wir traten ein.

Wir traten in einen großen, altgothischen Saal, der mit Fackeln und Ampeln beleuchtet, mit Fahnen und Standarten geschmückt war, und in welchem an Tafelrunden Männer in alter Gewandung saßen, viele angethan mit Zeichen hoher Würde. Als wir eintraten, läutete eine dumpfe Glocke; hierauf gieng uns entgegen ein Mann mit stählernem Brustpanzer, auf welchem eine Eule war. Dieser fragte nach unserem Begehr und mein Führer antwortete wie früher vor der Pforte.

Bald hernach öffnete sich eine Gasse zwischen Rittern und Knappen hin, zwischen zwei Reihen von Hellebarden. Wir stiegen Stufen hinan bis vor einen Altar, an welchem still und düster zwei blaue Flammen lohten und auf welchem ein großer Vogel saß. Mein Führer kreuzte seine Arme über die Brust, verneigte sich sehr tief vor dem Altare und murmelte: „Uhu!" Dann winkte er mir, das Gleiche zu thun.

Als dieses geschehen war, wendeten wir uns einer Tafelrunde zu, an welcher vor gewaltigen Humpen auf Thronen drei ehrwürdige Greise saßen, in leuchtenden Gewändern, geziert mit Orden und goldenen Ketten. Auch vor diesen verneigten wir uns tief und mein Begleiter, der mich an der Hand hielt, sagte gegen sie gewendet mit Geberden tiefer Ehrfurcht: „Herrlichkeit! Du bist das Licht! Ich, Ritter Kuno der Drachenschwanz, habe auf der Heide einen Pilger gefunden, der im Verschmachten war. Ich habe

ihn in die Burg geleitet und erhebe für ihn meine Fürbitte, daß er für kurze Weile Atzung und Hort finde in Uhus Reich."

Auf Solches wendete sich von den drei Greisen jener, der in der Mitte saß und sprach: „Unserem lieben und getreuen Ritter Kuno, den Drachenschwanz, sind wir in Gnaden gewogen. Jedoch begehren wir zu erfahren Name und Artung dessen, dem wir unsere Hut gewähren."

Hierauf verneigte sich mein Begleiter und sagte: „Herrlichkeit! Du bist das Licht! Der Mann, den ich Eurer Gnade anempfehle, ist mir bekannt seit Jahr und Tag. Sie nennen ihn Poetrus, deß Beruf es ist, in Wort und Schrift die Menschen zu ergötzen und zu erbauen. Seine Tugend ist, daß er seine Ehre niemals vertauscht hat für Ehren. Aber die Wüste, die große Wüste Profanum, ist oasenlos, also fleht er um Labe in Uhus Reich."

„Er sei willkommen!" sprach der Greis. „Ritter Kuno, geleitet ihn zur sicheren Stätte. Ihr bürget uns für ihn, daß er habe, was sein Herz begehrt."

Wir verneigten uns wieder und während die Versammlung in laute Rufe: „Lulu! Lulu!" ausbrach, setzte mir mein Begleiter eine blaue Spitzmütze auf mit den Worten: „Uhu walte Dir zur frohen Sippung!" und führte mich hinab zu einer Tafel, die wohlbesetzt ward mit Speise und Trank. Ein Trommelwirbel verkündete „Schmußpause," und die Anwesenden eilten nun frei und fröhlich durcheinander.

Mein Begleiter prangte nun auch selbst in ritterlicher Rüstung. Ich blickte ihn an und fragte: „Was ist das? Ist es ein Mummenschanz? Nein, dafür däucht mir die Ordnung und der Ernst zu groß. Ich habe von Freimaurerlogen gehört, ist es dergleichen? Oder bin ich wirklich durch Zauber in eine Ritterburg des Mittelalters versetzt worden?"

Mein Begleiter beantwortete mir keine dieser Fragen, er lächelte nur.

Nachdem wir uns Alle sehr geatzt hatten, erscholl wieder der Tamtamschlag. Die drei Greise nahmen ihre Throne wieder ein, die eben noch so heitere Stimmung wurde plötzlich ernst, fast düster.

Einer der drei Greise erhob die Stimme und sprach: „Der Geschichtsschreiber verlese uns den letztvergangenen Uhutag!"

Da stand am unterem Ende des Saales ein Junker auf und verlas ein Protokoll, in welchem mit wunderlichem Gemisch von Ernst, Witz und Humor die Ereignisse erzählt wurden, die eine Wochung früher in diesen Räumen sich zugetragen hatten. Da hatten berühmte Sänger Lieder von Wagner und Brahms gesungen, da hatte ein großer Declamator Dichtungen von Schiller und Hamerling vorgetragen, da hatte ein Maler zum Ergötzen der Anwesenden drollige Augenblicksbilder an die Wand gemalt, da hatte Dieser und Jener sein Bestes geleistet für geistige Anregung und herzliche Heiterkeit. Auch waren Zwei gewesen, die den Shakespeare und den Offenbach vorstellten, wie sie gegeneinander um das Theater ringen. Zwischen der schönen Helena und Hamlet wird eine Heirat geplant, die sich aber schließlich wieder zerschlägt, weil Offenbach findet, daß Hamlet zu wenig Mitgift hat, während er seine Helena mit Millionen ausstattet. Manche persönliche Anspielung brachte der Geschichtsschreiber, die ich nicht verstand, bei der aber unbändig gelacht wurde.

Nach dieser Lesung trat der Kanzler vor und verkündete eingelaufene Grüße aus vielen Reichen der Erde und besonders aus dem der Allmutter Praga. Bei letzterem erhob sich ein Sturm von Entzücken, die Männer standen auf, schlugen mit flachen Hän-

den zusammen, dann im Takt auf die Tische und schrien: „Ha! Ha! Ha! Ha!"

Hierauf folgten Verleihungen von „Ahnen" und Orden. Der Auszuzeichnende trat bis zu den Stufen des Thrones, einer der Greise erwähnte in kurzen Worten seine Verdienste um das Reich und heftete ihm dann den „Ahnen" (der aus einem geprägten Metallblättchen bestand) an die Mütze oder den Orden auf die Brust. Ausgezeichneten Junkern, die noch nicht Ritter waren, wurde der Orden aber nicht auf die Brust geheftet, sondern in den Westensack gesteckt. Die also Beglückten traten dann leuchtenden Auges und wahrhaften Hochgefühles voll an ihre Plätze zurück.

Nun war aber ein Ritter, hager und blaß, der als des Neides und der Mißgunst Sklave, weil er nicht ausgezeichnet worden, allerhand Unziemlichkeiten trieb. Schon einmal mußte er darob im Burgverließe schmachten. Da er unverbesserlich war und im Uebermuthe die Gesetze des Reiches verachtete, so erhob sich nun im Saale, anfangs leise, allmählich lauter, das Verlangen nach seinem Kopfe. Endlich wurde er von Schergen vor den Thron geführt und die Herrlichkeit verurtheite ihn zum Tode. Aber der Bösewicht verzog keine Miene, höhnisch schaute er zu, als der Scharfrichter die Vorbereitungen traf, ihn zu enthaupten. Plötzlich stülpte man ihm einen Sack über den Kopf und wenige Secunden später wurde sein Leichnam davongeschleppt. — Allein der Dämon, der in diesem Manne war, sollte nicht zur Ruhe kommen! Als Geist schritt, lief, huschte er durch den Saal, riß den Männern die Mützen vom Haupte, beraubte sie der „Ahnen" und Orden, verwechselte sie auf die empörendste Weise, ließ ganze Methhumpen verschwinden und richtete überall Verwirrung an. Die höchste Herrlichkeit, der Greis, der in der Mitte saß, fühlte den Ursippen-Orden, den er sonst auf der Brust getragen, plötzlich an seiner Nase hängen. Auch das war ein Werk des Geistes des Hingerichteten. Jeder mußte ihn gewähren lassen, Niemand durfte ihn sehen, denn Geister sind unsichtbar. Das Schlimmste war, daß man dem Geiste durch Gesetze nicht beikonnte: um ihn aber für seine Frechheiten gebührend zu bestrafen, wurde beschlossen, ihn wieder zum Leben zu erwecken.

Und nun wird es Zeit sein, meinen Lesern zu sagen, daß hier von der „Schlaraffia" die Rede ist. Von jener über ganz Deutschland und andere Welttheile, wo Deutsche leben, verbreiteten „Gemeinschaft gleichgesinnter Männer, deren Zweck die Pflege von Humor und Kunst nach bestimmten Formen und unter gewisser Beachtung eines gebotenen Ceremoniells und deren Grundgedanke die Hochhaltung der Freundschaft ist." Der Inbegriff aller schlaraffischen Tugenden, Vollkommenheit und Herrlichkeit heißt „Uhu," er wird versinnbildlicht in einer Eule und findet seinen lebendigen Ausdruck in dem Oberschlaraffen, „die Herrlichkeit" genannt. Die Vereinigung in einer bestimmten Stadt heiß „Schlaraffenreich," alle Vereinigungen heißen „Allschlaraffia," deren Allmutter das Reich Praga ist, aus welchem dieser große, merkwürdige Verein seinen Ursprung genommen. Die Allschlaraffia zählt gegenwärtig fast an hundert Reiche, die miteinander innig verbunden sind. In Deutsch-Oesterreich z. B. gibt es zwanzig Städte mit Schlaraffenreichen; Amerika zählt deren fünf. Die weitaus größte Anzahl weist selbstverständlich Deutschland auf. Ein Gesetzbuch: „Der Schlaraffenspiegel," ferner eine Schlaraffenzeitung besorgen den allgemeinsamen Geist der Reiche. Die Schlaraffenreiche unterstützen sich gegenseitig und der Schlaraffe hat überall, wo es Schlaraffen gibt, Heimat und Freunde.

Wenn man die Allschlaraffia einen ins Bizarre gezogenen Freimaurerorden nennen wollte, so hätte man

ihn damit recht gut gekennzeichnet. Ich hatte diese Vereinigung lange für nichts als für eine Ulkgesellschaft gehalten und bin erst allmählich eines Besseren belehrt worden. Ich nenne nur die Heiligen der „Schlaraffia,“ deren Jahrestage festlich begangen werden: Funke (Schiller), Faust (Goethe), Florestan (Beethoven), Adolar (Weber), Paulus (Mendelssohn), Erlkönig (Schubert), Don Juan (Mozart), Nathan (Lessing), Parsifal (Wagner), Gaudeamus (Scheffel). Torquato (Liszt). Diese Namen mögen den Geist der „Schlaraffia“ wohl errathen lassen. — Neben solchen Heroen der Literatur und Kunst herrscht eine Unzahl kleinerer Geister mit ihrem neckischen Witz und ihrer ungebändigten Laune. Humoristische Vorträge bilden einen Hauptbestandtheil der Unterhaltung. Jeder Reichsinsasse ist strenge verpflichtet, sein Bestes zu leisten.

Von der Unterhaltung im Schlaraffenreiche sind ausgeschlossen die Politik, die Religion, Karten- und andere Gewinnstspiele und gewisse Gespräche über pikante Gegenstände, die sonst in Männerkreisen bisweilen beliebt sind. Auch dürfen im Reiche keine profanen Zeitungen gelesen werden, sowie man überhaupt die Fühlung mit der öffentlichen Presse möglichst vermeidet; vielleicht weil Einem bei dieser aller Humor vergeht? Die „Schlaraffia“ will ihre Bürger dem gewöhnlichen Leben entrücken, sie vermeidet mit Vorliebe Alles, was an das Alltägliche, Profane erinnert, darum gibt sie dem Insassen in der Schlaraffengewandung ein sichtbares Zeichen, daß er nun einer anderen Welt angehört; darum hat sie zwischen sich und der profanen Welt einen Wall von Formen aufgerichtet, der manchmal unbequem sein mag, im Ganzen aber zur Wahrung eines idealen Geistes nöthig ist und nebenbei sehr viel Gelegenheit gibt, Geist und Humor zu entwickeln und manche Einrichtungen der Welt treffend zu ironisieren. Ich habe das Vereinswesen, das Sectenwesen, die Wichtigthuerei, die Ordens- und Titelsucht, sowie die romantische Welt nie besser travestieren gesehen, als von und in der „Schlaraffia.“ Dabei nehmen es die meisten Insassen wirklich und furchtbar ernst, was daran noch das Allerlustigste ist.

Daß tapfer in den Humpen gegraben wird nach Quell (Bier) und Lethe (Wein), ist bei deutschen Männern selbstverständlich. Daß dabei strenge Ordnung gehalten wird, ist für die geselligen Freuden von großem Vorzug. Daß bei der „Schlaraffia“ unter den Mitgliedern aller Standesunterschied aufhört, daß Einer vom Andern nur mit „Ihr“ angesprochen wird und alle profane Titulatur wegfällt, ist einer der größten ihrer moralischen Vortheile.

Der Grundstock der „Schlaraffia“ waren ursprünglich Schauspieler, die den bornierten Vorurtheilen der sogenannten Gesellschaft weichend, unter sich eine besondere poesievolle Welt aufrichten wollten. Bald gesellten sich ihnen Musiker, Maler, Bildhauer, Dichter und Schriftsteller bei, denen es in der sogenannten Gesellschaft doch manchmal ein wenig zu ungesellig und langweilig geworden war, und die sich einige Regionen höher sehnten, nach einem Reiche freier und beweglicher Geister.

Die Durchschnittsmenschen im Banne ihrer verrotteten, alltagsmäßigen Sitten und Gewohnheiten sind auf die Länge nicht zu ertragen, sie sind und machen ledern über die Maßen; aller Schwung hat aufgehört, der Witz hat keine Seele mehr, das Gemüth ist blöde und träge, der Humus naiver Freude versteinert sich zur kalten harten Vernünftigkeit. Wie lechzt man in solcher Wüste nach einer Oase, wo von frischem Hauche des Olymps belebt der Geist einmal auf dem Kopfe stehen und die Beine in die Luft recken darf, wo das Herz einmal recht

vom Herzen pudelnärrisch sein darf, wo der sonst unter Sorgen ernsthaft und gebückt einherschreitende Mann wieder einmal kindliche Spiele zu treiben weiß und sich daran ergötzt, als ob er wirklich wieder ein reiner Liebling Gottes, ein Kind geworden wäre. Dieses Bedürfnis im Menschen war Ursache, daß die „Schlaraffia" so beispielloses Wachsthum erfahren hatte wie keine zweite der Geselligkeit lebenden Körperschaften auf der ganzen Welt.

Keinem Menschen fällt es ein, Vereine und Pflegestätten harmloser Vergnüglichkeit und herzenswarmen Humors Wohlthätigkeitsanstalten zu nennen. Und sie sind es! Sie sind es ganz gewiß, sie befreien uns von Last und Leid, sie halten uns von anderen Zielen fern, denen der gehetzte, nach Zerstreuung jagende Mensch sonst häufig zueilt, und die ihm nicht immer so wohl bekommen, als die auf sittlichem Grunde sich tummelnde Bummelwitzigkeit, welche hier im Gewande deutsch-mittelalterlichen Ernstes sich so ergötzlich, ich möchte sagen volksthümlich erfrischend ausnimmt.

Jenes erstemal, als ich in der „Schlaraffia" gewesen, war nicht das letztemal. Seither nicht allzuselten sattle ich nach des Tages Müh' mein Rößlein und reite in die Burg. Viel wirklichen Kunstgenuſs und auch viel wirklichen Schabernak habe ich schon dort erfahren, und auch manch ernster, erhebender Augenblick ist aufgegangen in dem Reiche.

Ich habe heißen Junker- und Knappenexamen zugehört, wobei sie vom „Schulrath" aus den Satzungen geprüft werden. Ich habe manchem Ritterschlag beigewohnt, der so prunkhaft und feierlich vor sich geht, daß dabei sogar Labung (Trinken), Atzung (Essen) und Lundung (Rauchen) verpönt ist. Ich habe gräuliche Zweikämpfe erlebt, die zumeist durch fixeste Leerung von Humpen entschieden werden, oder auch durch geistigen Wettstreit in von der Herrlichkeit vorgeschriebenen Bearbeitung eines Gegenstandes aus Kunst und Literatur. Ich habe endlich Vehmgerichte gesehen; diese kommen nur in wirklich ernsten Dingen zur Anwendung, in Ehrensachen, und entscheiden mit düsterer Würde über Ausschließung des angeklagten Insassen aus dem Reiche.

Ein Insasse des Reiches wollte in der Burg Nationalitätenhader schüren und suchte Alle, die dagegen waren, persönlich zu verdächtigen. Eines Tages erhielt er ins Haus gesandt folgenden Vehmbrief: „Wir Freigraf und Schöffen des hohen Gerichtes der Schlaraffenvehme laden Euch, Ritter N. N., hiemit feierlichst ein, am 13. Hornung des Jahres 1588*) vor den Schranken des hohen Vehmgerichtes zu erscheinen, allwo gegen Euch in peinlicher Anklage verhandelt werden soll. So Ihr dieser Einladung nicht folget, sollet Ihr nimmer Schlaraffen-Ritter sein und Euer Name fürder ausgelöscht werden aus den matriculis unseres Reiches und Allschlaraffia's. So gegeben zu .....

Freigraf und Schöffen der Vehme."

Der Angeklagte stellte sich vor den Richterstuhl bei Anwesenheit der gesammten Ritterschaft. Das Urtheil lautete auf Schuldig, Ausschließung aus dem Reiche, also vom Schlaraffenleben zum Tode gebracht.

Endlich erinnere ich mich an eine Sippung in unserem Reiche, bei welcher die Nachricht eintraf von dem Heimgange eines bekannten Schlaraffen im Reiche eines fernen Landes.

Mehrere dumpfe Glockenschläge erschollen. Die drei Greise (Oberschlaraffen) auf dem Throne erhoben sich und der mittlere sprach leise und feierlich die folgenden Worte: „Schlaraffen hört! Ein Sendbote ist angeritten mit einer Botschaft, die uns mit Betrübnis erfüllt. Vor drei Ta-

*) Der „Schlaraffia" Zeitrechnung ist um dreihundert Jahre zurück.

gen um die siebente Stunde des Abends, hat unser viellieber Schlaraffenbruder Ritter N. N. zu M. diese Erde verlassen. Wir weihen uns seinem Gedächnisse."

Nach diesen Worten wurden alle Lichter ausgelöscht nur die zwei blauen Flammen am Altare Uhus blieben brennen. Alsdann trat der Burgpfaffe hervor in seinem weiten, schwarzen Talare, und begann unter lautloser Stille der Insassen so zu sprechen:

„Schlaraffen. hört! Durch Uhus Rathschluß ist unsere fröhliche Sippung in eine Runde von Trauernden verwandelt worden. Unser Bruder N. N., der eine Zierde war der Allschlaraffia, dessen wir oft mit Freude und Liebe gedachten in dieser Burg, er ist schon hinübergegangen. Er hat eine kleine Weile die Sonne gesehen, die vor ihm und nach ihm leuchtet in Millionen Jahren. Er hat eine kleine Weile der heiligen Kunst gedient, die ewig ist, wie Uhu, der ihrer walte! Er hat eine kleine Weile der Freundschaft gepflegt mit seinem treuen Herzen. Er ist schon hinübergegangen. Tief betrübt uns die Kunde welche berichtet, daß seine letzten Lebenstage nicht frei waren von Kummer und Noth, und fast möchte der Klageruf um ihn auf unseren Lippen sich zum Vorwurfe wandeln: Bruder, warum hast Du geschwiegen? Warum bist Du geschlossenen Mundes vergangen? Du hast Allschlaraffia angerufen in Deinem Glücke, in deinem Ruhme, daß sie sich mit Dir freue. Warum hast Du sie nicht angerufen in Deinem Leide, in Deiner Verlassenheit? Warum bist Du schweigend vergangen? Dachtest Du denn nicht daran, daß Du eine Mutter hast — die Allschlaraffia? Warum, Du armer Freund, bist Du ihr nicht auf den Busen gesunken, um Dein Anliegen abzulasten in ihrem Schoße? Warum, Du theurer Genosse, hast Du unseren Beistand, unseren Dank verschmäht, da Du uns doch so Vieles einst gegeben? Schweigend bist Du vergangen. So sind die Zähren noch bitterer, die um Dich fließen. Umflorten Auges schauen wir in die Runde, nach einer Stätte suchend, um unsere Liebe zu Dir niederzulegen. Deinem Grabhügel ein Lorbeerkranz? Du bedarfst nichts mehr von uns, du willst nichts mehr. Aber in einsamer Kammer finden wir deine hinterlassenen Waisen, die keine Thräne mehr haben, um zu weinen. Zu diesen treten wir hin und bitten sie, daß wir den Tribut der Liebe, des Dankes, den wir Dir schulden, vor ihnen niederlegen dürfen. — Und Du, viellieber Bruder in Uhu, höre es! Feierlich geloben wir, Deiner Tugenden Gedächtnis hochzuhalten, auf daß Dein verklärter Geist in der Schlaraffia lebe immerdar. Dein müder Leib aber, geliebter Bruder, er ruhe im süßen Frieden. Punktum."

So der Burgpfaff, und das Ende vom Liede war, daß der Reichsschatzmeister umgieng mit der Sammeltruhe. Aller Augen waren feucht geworden, Jeder erhob sein Herz und seinen Säckel.

Nochmals ergriff hierauf die Herrlichkeit das Wort und forderte das Reich zu einem Ehrenritte auf, dem Gedächtnisse zur Weihe. Die Ritter ergriffen ihre Schwerter, die Junker ihre Dolche und die Knappen ihre Lanzen. So zogen sie mit gezückten Waffen, mit fast finsterem Ernste, der Reihe nach rund um den Saal. Dann hielten sie vor dem Wappen desjenigen Reiches, dessen Insasse der Verstorbene gewesen, an, murmelten „Lulu!" und ein Trommelwirbel löste den Reigen.

Am nächsten Tage wanderte ein rundes Sümmchen der fernen Stadt zu, wo die hablosen Hinterbliebenen des heimgegangenen Schlaraffen um den Gatten und Vater trauerten.

Also herrscht in Uhus Reich nicht bloß der kecke, weltüberlegene Humor, sondern auch dessen Busenfreundin die weltumfangende Liebe. R.

Lach' und merk's!

Lustige und lehrreiche Volksstücklein von Josef Wichner.*)

Der Esel weiß es.

Es ist eine arge Verleumdung, wenn man die Esel sammt und sonders als die dümmsten Geschöpfe bezeichnet und jegliche Narretei ohne weiters eine Eselei nennt, ohne zu bedenken, daß die gar so gescheiten Menschen gar manche Stücklein aufführen, die sich der eselhafteste Esel nicht einmal im Traume beifallen ließe.

An rühmenswerten Ausnahmen fehlt es wenigstens nicht, und die Geschichte hat sie mit goldenen Buchstaben in ihrem Buche verzeichnet.

Bileams Esel z. B. war viel gescheiter als sein Herr und konnte sogar vernünftiges Zeug reden, Eulenspiegels Grauthier gieng in die Schule und lernte Bücher lesen, und erst neulich hat sich eines der so verachteten Thiere als Geheimpolizist trefflich bewährt.

Es war in der französischen Handelsstadt Marseille. Da fuhr ein verschmitzter Franzose auf seinem Eselsgespanne am Zollamte vorbei und in die Stadt hinein und saß so unschuldig auf dem Sande, den er geladen hatte, und schaute so dumm drein, als ob er sein Lebtag noch nie eine ausländische Laus an einem Zollamte vorbeigeschwärzt hätte.

Die Zollwächter aber waren auch nicht gerade auf den Kopf gefallen. Sie wußten aus Erfahrung, daß beim Schwärzen Jene, welche die dümmsten Gesichter schneiden, zumeist die Pfiffigsten sind. Darum gieng einer auf das wackelige Fuhrwerk zu, griff, ohne lange um Erlaubnis zu fragen, tief in den Sand hinein und zog eine Flasche Schnaps hervor, die sich durchschwindeln und das Eintrittsgeld in die Stadt hatte ersparen wollen.

Wie der Fuhrmann das sah, wartete er nicht lange ab, bis die Reihe an die lebendige Schnapsflasche kam. Mit einem Satze, der einem Floh Ehre gemacht hätte, sprang er vom Wagen herab, rannte, als ob der Boden unter ihm glühte, in die Stadt hinein und war in wenig Augenblicken unter den vielen Kramläden und dem Menschengewoge verschwunden.

Sein Fuhrwerk ließ er im Stiche, und das war gescheit; denn er wollte nicht aus dem Regen in die Traufe kommen und lieber den Stiel hergeben als den ganzen Apfel. Es stellte sich nämlich heraus, daß der Wagen mit Schnaps so wohl beladen war, daß die für solche Uebertretungen festgesetzte Strafe den Werth der Waare, des Wagens und des Esels wohl ums Fünfzigfache übertroffen hätte.

Aber die Zollwächter waren mit dem zurückgelassenen Pfande doch nicht zufrieden. Es ärgerte sie gewaltig, daß ihnen der Spitzbube unter den Händen entwischt war und damit auch die Belohnung, welche die Behörde als Ergreiferantheil auszuzahlen pflegte.

Auch schien jegliche Hoffnung, den Kerl je wieder zu Gesicht zu bekom-

*) Aus: „Alraunwurzeln." Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Josef Wichner. (Krems a. d. Donau. Ferd. Oesterreicher. 1889.) Siehe Heimgarten, XIV. Jahrgang, Seite 77.

men, im Vorhinein ausgeschlossen zu sein; denn er selbst hütete sich wohlweislich, sein Eselsfuhrwerk abzuholen, und in einer Stadt mit 360.000 Einwohnern findet man einen mit einem urdummen Gesichte ebenso schwer, wie der Briefträger den Sohn mit der gelbledernen Hose in Hamburg oder Bremen.

Der Esel selbst machte auch ein urdummes Gesicht und that, als ob er nicht Fünfe zählen könnte, weil er sich heimlich darüber ärgerte, daß ihn kein Mensch um den Sachverhalt befragte, obwohl er es doch am besten wissen mußte, wohin sein Herr geloffen war.

Aber ein schelmisches Blinzeln ließ einen der Beamten vermuthen, daß der Esel mit seinen Kenntnissen nicht hinter dem Berge halten würde, sobald man ihm begreiflich mache, daß es sich hier ums öffentliche Wohl handle und daß er gewissermaßen als Amtsperson angesehen und darnach behandelt werden solle.

Er näherte sich daher dem gekränkten Grauthiere, spannte es langsam aus und suchte es durch freundliche Worte zu begütigen und willig zu machen.

„Mein Herzenseselchen,“ sagte er und tätschelte und streichelte an ihm zärtlich herum, „mein Liebling, mein süßer Silberfuß, gelt, dich verachten sie Alle, die dummen Leute, und Keinem fällt ein, sich bei dir ein Orakel zu holen! Beim heiligen Simplicius, wie thun sie dir Unrecht! Gelt, mein Söhnchen, mein Püppchen, mein Hängeköpfchen, mein kluges Schlappöhrchen, du weißt, wo dein Herr wohnt und gelt, Du wirst es uns zeigen?!“

Solch' liebevollem Zureden konnte der Esel nicht widerstehen, und da er merkte, daß soeben alle Stricke gefallen und die Kette gelöst sei, fuhr er mit den Ohren in der Luft herum wie die Schnecke mit ihren Fühlhörnern, antwortete laut und verständlich: „Ja!“ und setzte sich in einen gemüthlichen Trab der Stadt zu.

Der Beamte trabte hinter ihm drein, und da in einer großen Stadt jede Eselei der innigsten Theilnahme versichert sein kann, so folgten zuerst die Gassenbuben, dann die Pflastertreter, dann die Höckerinnen und endlich Alles, was Füße hatte, dem Geheimpolizisten, und die Lawine wälzte sich unter ungeheurem Geschrei und Gejohle und Gelächter durch weite und enge, gerade und krumme Gassen und Gäßlein, und je lauter es zugieng, desto zuversichtlicher und dienstbeflissener wurde der gute Esel.

Er kam aus seinem sanften Trabe nach und nach in einen Galopp, wie ihn seit Vater Noahs Zeiten noch nie ein Esel zuwege gebracht hatte, und: „Was gibt's?“ schrien die Einen, und: „Ja! ja!“ der Esel.

Und siehe da, auf einmal blieb das untrügliche Orakel vor einer schmutzigen Schnapsbude stehen, und aus ihr trat soeben der Mann mit dem urdummen Gesichte, um zu sehen, was denn da los sei und was der Volksauflauf zu bedeuten habe.

Und dieweil die Franzosen eine höfliche Nation sind, so konnte der Beamte nicht umhin, hinter dem Esel hervorzutreten und dem Eselsherrn jegliche Aufklärung zu verschaffen, die er wünschen mochte oder auch nicht.

Um so dummer!

Zwei Stadtherren giengen über Land; denn es war ein himmelblauer, grasgrüner, blumenbunter und heuduftender Sommersonntag und in Freudenthal Kirchtag obendrein. In Freudenthal stand die Kirche leer, aber die Wirthshäuser daneben, die waren voll, die Tänzer und die Tänzerinnen flogen, die Musik schmetterte und saubere Kellnerinnen drängten sich, alle Hände voll schäumender Bierkrüge, durch die Menge.

Da mußten die zwei Stadtherren mit ihren Glanzschuhen, die so spitzig waren, als hätte jeder Fuß nur eine Zehe, mit ihren schlotterigen Zebrahosen und mit der einen Brille, die sie ehrlich getheilt hatten, so daß Jeder nur ein Glas vor dem rechten Auge trug und das linke zuzwinkerte, da mußten diese Stadtherren selbstverständlich auch dabei sein, sonst wäre ja die ganze Natur verschandelt gewesen und verunziert, und die Dorfschönen hätten sich zu Tode geweint binnen wenig Stunden.

Nun waren die zwei Herren aus Geckingen so gelehrt, daß sie wußten, zwischen zwei Orten sei der gerade Weg der nächste, und weil diesen Weg zufällig die Eisenbahn einschlug, so stolzierten sie neben den Schienen auf dem Bahndamme dahin und über die große Gitterbrücke, und das überall ausgehängte Verbot, welches besagt, es dürfe Niemand den Bahnkörper betreten, war ihnen Wurst. Sie hielten sich wahrscheinlich für ungemein schön und bedachten gar nicht, wie leicht das Dampfroß vor ihnen hätte scheuen und einen unglückseligen Seitensprung machen können; denn die Pferde können die Kameele nicht leiden, wie jeder Dichter bestätigen wird.

Ich kenne aber Einen, dem's nicht Wurst war, und das war der Wächter Nr. 13 mit dem langen Bart und den sieben Kindern gleich neben der Gitterbrücke. Der schoß, wie es seine Pflicht war, aus dem Häuschen, verwies den Herren aus Geckingen ihr Vorgehen und ersuchte sie höflich aber ernst, den Damm zu verlassen und ihre einzehigen Schuhe dem allgemeinen Gehwege anzuvertrauen.

Jetzt kenne ich Zwei, die nicht gehorchen wollten.

Der Eine warf sich in die Brust, machte ein funkelndes, stechendes Auge und schleuderte dem Wächter mit dem langen Barte und den sieben Kindern die vernichtenden Worte zu:

„Wie kann Er es wagen, mich zur Rede zu stellen!? Ich bin der Oberingenieur."

Und der Andere, der drehte fuchsteufelswild an seinem Schnurrbarte herum, als ob er ein Seiler wär und schon den Strick drehen wollte für den Hals des armen Wächters.

„Das ist eine unerhörte Keckheit," rief er, „mich zu mahnen! Ich bin der Generalinspector."

Den Lesern darf ich es schon verrathen, daß die beiden Stadtherren unbändig gelogen hatten; denn der mit dem Funkelauge war ein Advocatenschreiber, und der mit dem gedrehten Schnauzer verkauft die Woche über Stiefelwichse, die Schachtel um zwei Kreuzer, und Waschblau, das Päckchen um fünf Kreuzer.

Sie wollten eben den pflichttreuen Wächter einschüchtern; deshalb warfen sie mit den fremdländischen Namen so herum.

Davon wußte aber die Nummer 13 nichts. Es kümmerte sie auch nicht; denn sie entgegnete nachdrücklich:

„Wenn die Herren das sind, was sie sagen — um so dummer.

Das war einmal eine gute Antwort und man kann sich aus ihr Folgendes hinter die Ohren schreiben.

1. Gib Dich nie für etwas Höheres aus, als Du wirklich bist!

2. Bist Du aber in der That etwas Hohes, und hast Du die Macht, Vorschriften und Gesetze zu geben, so befolge sie zuerst selbst!

3. Hast Du etwas dreinzureden bei der Bahn von Geckingen nach Freudenthal, so befördere die Nummer 13; denn sie verdient es.

Ein gescheiter Schulbub.

Das Glatteis ist kein Freund der Bildung, und wenn es die Buben dahin bringen kann, daß sie mit Schleifen, Rutschen und Purzeln die Schule versäumen, so macht es sich

nichts daraus und weint deswegen noch keine Thräne.

Das wußte ein Dorfschulmeister gar wohl, und eben darum ließ er seine Schüler nicht entgelten, was das Glatteis verschuldet hatte, und that nichts dergleichen, wenn sie erst lange nach dem Läuten halberfroren daherkamen.

Aber Einen stellte er doch ernstlich vor sich hin und las ihm ein Capitel, aber nicht das von den acht Seligkeiten, so der liebe Heiland vom Berge herab verkündet hat; denn der Eine trat gerade zur Thüre herein, als man die Bücher zuschlug und das Gebet sprach.

Der ließ sich aber nicht schrecken. Das Glatteis, sagte er, sei so fürchterlich glatt, daß es ihn jedesmal zwei Schritte zurückgeworfen habe, so oft er einen vorwärts gethan habe.

Da wollte es den guten Lehrer doch bedünken, als ob der Spitzbube faule Fische zu Markte trüge.

„Du Lügenbeutel," schnauzte er, „wie wärst Du denn so in die Schule gekommen?!"

„Eben weil ich gescheiter bin gewesen als das Glatteis," sagte der Bub. „Wie ich gemerkt hab', das Fuhrwerk gehe rückwärts, da hab' ich mich umgekehrt und hab' gethan, als wollt' ich heimgehen. Und da hat's mich richtig bei jedem Schritt heim zwei Schritte zur Schule geworfen, und so bin ich hergefallen nach und nach."

Uebertrumpfte Schlauheit.

Wer dem göttlichen oder menschlichen Gesetze eine Nase dreht und wem Betrug und Hinterlist die liebsten Gesellen sind bei jeglicher Verrichtung, der mag sein Handwerk wohl eine Weile treiben, aber nimmer lange. Einmal geht das Maß über, der Krug bricht, und der schlaueste Kopf findet seinen Herrn und steht da in Spott und Schande.

Der geradeste Weg ist halt doch der beste und Gutsein ist tausendmal mehr werth als Gutscheinen.

In eine Gelehrtenschule Spaniens kam einmal der Herr Aufseher und hielt Musterung.

Da konnte er sich denn über die allseitigen Kenntnisse und die klugen Antworten der Schüler nicht genug verwundern und dachte bereits darüber nach, auf welche Art er den tüchtigen Professor etwa belohnen könnte; denn, was er da zu hören bekam und was er sah, war in der That außerordentlich.

Der Professor mochte fragen was er wollte, Dieses oder Jenes, Leichtes oder Schweres, jedesmal zeigten alle Schüler auf, und jedesmal gaben die Gefragten die beste Antwort von der Welt. Und der Professor fragte nicht etwa nur Jene, so in der vordersten Bank saßen, nein, er fragte vorn, er fragte hinten, er fragte rechts, er fragte links, er fragte bald Einen, dem man die Gescheitheit aus dem Gesichte lesen konnte, und bald einen offenbaren Strohschädel; immer waren die Antworten richtig und es fehlte kein I-Tüpfelchen dran.

Nun denkt der Leser bereits: wenn das wahr ist, dann sollte man so einen Professor in der Speckkammer selchen, im Mörser zu Pulver zerstoßen und allen Professoren, die's beim besten Willen mit ihren Schülern nicht so weit bringen können, täglich drei Eßlöffel voll davon eingeben.

Und wenn ein gestrenger Professor die Geschichte liest, dann schüttelt er den Kopf und sagt:

„So etwas ist rein unmöglich! Ich bin doch Einer, der's Ackern versteht, und ich habe schon in vielen Gärten gearbeitet; aber daß ich irgendwo lauter Rosen gefunden hätte, das könnte ich nicht behaupten, und wenn es mir an den Kragen gienge. Es waren überall Krautköpfe dabei und das meist nicht wenige. Das muß ein Schwindel sein!"

Es war auch ein Schwindel. Der Professor hatte nämlich seine Schüler tags zuvor abgerichtet. Wenn der Herr Aufseher käme und das Fragen angienge, dann sollten sie Alle nach jeder Frage aufzeigen, wer es wisse mit der rechten, und wer es nicht wisse mit der linken Hand.

Das hatten sich denn die Schüler wohl gemerkt, der Professor fragte nur Jene, welche die rechte Hand ausstreckten, und da konnte es freilich nicht fehlen.

Es wäre aber doch gut gewesen, wenn unterweilen eine Linkstasche geöffnet worden wäre; denn gerade die Unfehlbarkeit der jungen Gelehrten machte den Aufseher stutzig, und darum mischte er sich drein und fragte auf einmal:

„Könnt Ihr mir nicht sagen, wie der größte Strom Spaniens heißt und welches die Hauptstadt unseres Vaterlandes ist?“

Das wußten nun Alle recht gut, und deshalb streckten sie ihre rechte Hand fast aus dem Gelenke.

Jetzt kam aber eine andere Frage, welche der Leser, auch der gescheiteste, nicht zu beantworten vermag, und die Schüler ebensowenig.

„Sagt mir schnell, wie viele Katzen gibt's in Madrid, und wie weit würden ihre Barthaare vom Königspalaste aus gegen Süden reichen, wenn man eines an das andere legte?“

Wie der Blitz fuhren alle rechten Hände auf die Bänke, und wie der Blitz wurden alle linken ausgeschnellt.

Und als der Aufheher nun Einen rief, der aus Bescheidenheit im Hintergrunde saß und so drein schaute, daß alle Heidengötter den Kampf mit ihm gescheut hätten, da meinte der, beinahe beleidigt:

„Ich hab' ja so die Linke aufgehebt!“

Ein tapferer Feigling.

Der Schuster Jakob hatte den Schneider Philipp tüchtig durchgewalkt, und das mit Fug und Recht, wie der Jakob nämlich glaubte. Denn wozu brauchte der Lipperl gerade das Mädchen zu lieben, auf das er selbst ein Auge geworfen hatte, und wozu brauchte er, so ein Schneider, Hahn im Korbe zu sein? Das brauchte der Lipperl Alles nicht, und deswegen hatte er eine Tracht Prügel verdient, meinte der Jakob.

Die Gewaltigen dieser Erde sind nie verlegen, wenn es sich um Beschönigung eines Machtstreiches handelt; ja Viele meinen geradezu, Gewalt und Recht sei e i n Ding.

Wie nun der Lipperl, ein lustiger Kamerad, den die Leute gut leiden konnten, weil er gerne einen Spaß machte und auch einen vertrug, vom Schuster seine Sache bei Gulden und Kreuzer erhalten hatte, gieng er zum blauen Stern, um die Wehthat hinunterzuschwemmen.

Da saß aber bereits ein Tisch voll Leute, die von der Sache wußten, wie denn schon in einem Dorfe Alles mit wunderbarer Schnelligkeit herumkommt.

Die Leute hielten dem aus der Schlacht heimkehrenden Schneider ihre Gläser entgegen und: „Wie ist's Dir 'gangen?“ schrien sie und: „Hast ihn wacker g'haut?“ Da machte der Lipperl ein Gesicht, wie wenn er zwanzig Indianer auf dem Kraut gefressen hätte und eben an noch zwanzig solch' wilder Menschen müßte. Er blies die Backen auf, was leicht gieng, da sie ziemlich geschwollen waren, und stemmte die Arme in die Seiten und sagte wie im Zorne: „Daß ich's Euch erzähl'! Daß ich den Jakob nicht leiden kann, das wißt Ihr ohnedies, und daß ich schon lange daran dachte, er werde mir's bei Gelegenheit eintränken, ist bei meiner Natur begreiflich. Wie er nun da über die Wiesen

her auf mich zu kommt, denke ich gleich, heut gibt's was; denn ich kenne mich. Und wirklich hat's was gegeben. Ich ihn sehen, und er auf mich zurennen, ist eins. Nun komme ich in Wuth und hole gehörig aus und im nächsten Augenblicke habe ich schon eine im Gesichte, daß ich's Feuer in Paris sehe und nimmer weiß, ist Rom ein Haifisch oder eine Wildente. Ich laß selbstverständlich nicht los; denn der Kerl hat mich am Kragen und hält wie eine Zange. Wir umfassen uns und drücken uns aus lauter Liebe zu Müller-Anna. Ich nehme meine Kraft zusammen, und mit einem gewaltigen Ruck schmeißt mich der Schuster auf das grüne Gras. Er ist mir an Kraft so ziemlich gleich, ich gesteh's, und so wälzen wir uns lange herum, und Keiner kann den Andern bezwingen. Bald lieg' i ch unten, bald ist e r oben. Endlich denke ich, der Gescheitere gibt nach, und gehe mit einigen Maulschellen, die ich zum Andenken erhalte, meines Weges, und jetzt bin ich da, und er soll mir nur kommen ..... gleich fahr ich ab."

So erzählte der gemüthliche Schneider und setzte sich der Thüre gegenüber unter das geöffnete Fenster.

Da schüttelten sich die Leute vor Lachen, und als der Lipperl nach Hause gieng, gaben sie ihm das Geleite; „denn," sagten sie, „man muß den Schuster vor Deiner Wuth behüten, auf daß ihm nichts g'schieht." Der alte Müller war auch dabei. Der gab dem Lipperl unter der Hausthür die Hand und sagte: „Du gefällst mir, Philipp; denn Du verstehst es, dem Ungemache eine gute Seite abzugewinnen und unvermeidliches Unrecht mit Laune zu ertragen.

Wenn Du meine Anna willst, kannst sie haben. Ich glaub', sie hat Dich gern, und jedenfalls ist sie mit Dir besser daran, als mit dem groben Schuster, der wohl auch seiner Frau so kräftige Liebesbeweise geben würde. Nächsten Sonntag könnt Ihr Hochzeit machen."

So hatte der Lipperl zuerst Schläge und dann eine Frau bekommen.

Bei Vielen soll's umgekehrt sein, zuerst die Frau und dann die Schläge. Das ist freilich gefehlt!

Atlas, der Gewölbeträger.

Die Geschichte macht sich mit drei Dingen: einem Hunde, einem Gewölbe und einer Dame.

Kommen noch lachende Leser hinzu, so ist's dem Schreiber recht; denn er will Freude bereiten und verbreiten mit seinen Geschichten, und Leid und Elend, deren wir ja so alle Häuser voll haben, ein wenig vergessen machen.

Der Hund war ein gewaltiger Neufundländer, ein treues Thier und klug auch, denn er war bewandert in allen Hundekünsten trotz Einem. Ob nun der Hund seinen Namen einem bekannten, aber theuern Kleiderstoffe zu verdanken hatte, dem sein glattes Fell ähnelte, oder seiner offenbar ganz bedeutenden Kraft, das will ich dahingestellt sein lassen, da es die Geschichte nicht ändert. Im letzten Falle wäre der heidnische Götze Atlas sein Göd, der nach dem Glauben der alten Griechen auf der Nordküste Afrikas gestanden und auf seinen Riesenschultern das ganze Himmelsgewölbe getragen haben soll. Nur ist das Gewölbe, das hier in Frage kommt, nichts weniger als ein Himmelsgewölbe, es ist vielmehr ein heikles Ding und darf vor zimperlichen Ohren nicht einmal beim rechten Namen genannt werden. Darum gebrauchen die Leute ein Fremdwort und nennen das Ding, weil es von einem wahnsinnigen Schneider der französischen Hauptstadt erfunden worden ist, Cul de Paris. Hat der Leser zufällig ein französisches Wörterbuch zu Hause, so mag er das Wort „Cul" aufschlagen

und schauen, was für ein deutsches Wort daneben steht. Dann wird er sich darüber wundern, daß die vornehmsten, gebildetsten und tugendsamsten Damen dieses Wort beständig im Munde führen, während sie doch beim Anhören des danebenstehenden deutschen Wortes in Ohnmacht fallen würden. Es ist doch ein recht närrisches Volk, das Menschenvolk, und der Schreiber dieser Geschichte ist auch närrisch; denn er wagt es trotz seiner bessern Einsicht nicht, das verfehmte Wort hieher zu setzen, weil seine Geschichte sonst Gefahr laufen würde, als unanständig, gemein, pöbelhaft und weiß Gott was Alles, verschrien zu werden. Er nennt darum das unsinnige Kleidungsstück seiner Gestalt und seinem Zwecke nach einfach ein „Gewölbe“ und fügt nur noch bei, daß man dasselbe heutzutage nicht nur bei Herrn Reithofer in Wien, sondern in jeder Dorftrödlerei öffentlich zur Schau ausstellt und um ein geringes Geld feilbietet. Nothwendige Lebensbedürfnisse, als da sind das tägliche Brot und Fleisch, Salz und Schmalz, dann Tabak für die Männer und Pariser Gewölbe für die Damen dürfen eben nicht zwecklos vertheuert werden, das ist ein alter volkswirtschaftlicher Grundsatz.

Und nun kommen wir zur Dame, und damit hebt die Geschichte eigentlich an.

Es war in einer großen Stadt eine feine und gar vornehme Dame. Das bewies ihre Beschäftigung, die meist in Romanlesen bestand, das bewies ihr seidenbedecktes Pariser „Gewölbe,“ welches an Umfang einem halben Kirchthurmknauf gleichkam, und das bewies der theure Neufundländer, der stete Begleiter der Dame auf ihren täglichen Spaziergängen durch die lieblichen Anlagen eines dem Vergnügen des Volkes gewidmeten Parkes.

Nun geschah es, daß die Dame wiederum ihrer Gewohnheit nach auf einem der belebtesten Parkwege dahinschlenderte und, ganz in ihren Roman vertieft, der Außenwelt ebensowenig Beachtung schenkte, wie ihr Atlas, welcher würdevoll hinter ihr dreinschritt und nur Aug' und Ohr und Nase für seine Herrin war.

Die feine Dame las eben die nagelneue Geschichte, wie ein Prinz sich in eine blutarme, aber wunderschöne Näherin verliebte und dieselbe nach haarsträubenden Abenteuern, wie es recht und billig war, heiratete, und die feine Dame, welche ihre Näherin um eine Laus zu schinden pflegte, war nahe daran, Thränen zu vergießen, so sehr griff ihr der Roman ans Herz.

Darum bemerkte sie in ihrer Rührseligkeit auch nicht, daß ihr zufällig schlecht befestigtes „Gewölbe“ zu wanken und zu schwanken anhub und sich immermehr nach unten senkte, unter dem rauschenden Seidenkleide herausschlüpfte und in seiner unergründlichen Boshaftigkeit mitten im Wege liegen blieb.

Da war der Atlas, das getreue Thier, ein anderer Kerl; denn das boshafte Gewölbe am Boden sehen, es mit seinen schneeweißen Zähnen packen und es der Gebieterin nachtragen, das war bei ihm eins.

Und doch verdiente sich der gute Hund keinen Dank, wenigstens dort nicht, wo seine Hundeseele ihn erwartete; denn bekanntermaßen gibt es Dinge, die man ungern verliert, aber noch unlieber zurücknimmt, besonders vor Zuschauern. Solche Dinge sind z. B. falsche Haare und Zähne, künstliche Schnurrbärte und des Ruhestandes bedürftige Sacktücher, und zu diesen Dingen gehören auch Vergrößerungsgewölbe.

Redliche Finder thun daher besser, dergleichen Dinge als Andenken aufzubewahren, als sie, wie der ahnungslose Atlas, dem unglücklichen Verlierer vor aller Welt nachzutragen.

Freilich, wenn Atlas seiner Herrin einen Liebesdienst erwies, der ihm

Schläge eintrug, so konnte er sich mit dem Gedanken trösten, daß er dafür Hunderte von Menschen jeden Standes und Alters in die heiterste Laune versetzt hatte; denn begreiflicherweise blieb das Schauspiel nicht ohne Zuschauer. Von allen Ecken und Enden strömten Männer und Weiber, Greise und Kinder zusammen und folgten dem getreuen Atlas und weinten Freudenthränen darüber, daß sie ihn wiederbekommen sollte, den Cul de Paris.

Und das dauerte so lange, bis der Prinz seine Näherin die Stufen des goldenen Thrones hinaufführte, sie dreimal vor allem Volke küßte und die Trompeter Tusch dazu bliesen.

Da erst kam die feine Dame zu sich, gewahrte den Menschentroß und hinter sich — welch Abenteuer! — das Ungeheuer im Rachen ihres nur zu gehorsamen Dieners.

Lassen wir den Vorhang fallen!

Bestrafter Undank.

Ein vornehmer Herr hatte sich bei einem Tischler ein Büchergestelle machen lassen, und als der Lehrbub mit dem fertigen daherpfiff, klimperte der Herr im Sacke herum und gab dem schmierigen Leimtiegel zehn Kreuzer Trinkgeld.

Nun wäre der Herr an und für sich gewiß nicht verpflichtet gewesen, dem Burschen auch nur einen Neukreuzer zu geben; denn für die gelieferte Arbeit mußte er den Meister bezahlen, und der Bub stand in des Meisters Diensten und nicht in seinen. That er dennoch, der allgemeinen Sitte oder Unsitte folgend, ein Uebriges, so war es sein guter Wille und zum mindesten Dankes wert.

Der Lausbub von einem Lehrbuben aber war anderer Meinung. Durch die oft übertriebene und protzenhafte Freigebigkeit vieler Arbeitgeber verwöhnt, war er der Ansicht, das Trinkgeld sei sein gutes Recht, ja ihm gebühre weit mehr, als der Herr ihm in die Hand gedrückt hatte.

Darum schielte er verächtlich auf die kleine Gabe, zog sein Gesicht in Falten, drehte dem schmutzigen Gebhart, wofür er ihn hielt, den Rücken, schlappte davon und pfiff an der kleinen Fischerin weiter ohne Habedank und ohne Vergeltsgott.

Das verdroß nun den vornehmen Herrn doch. Er beschloß, dem Vergehen die Strafe auf dem Fuße folgen zu lassen und rief daher dem undankbaren Schlingel nach:

„Du, wart ein wenig und laß sehen, was hab ich Dir gegeben? Ich habe mich geirrt.“

Jetzt drehte sich der Knirps auf seinen Schlappen so geschwind um, wie der kleine Muck auf seinen Zauberpantoffeln. Sein Gesicht grinste vor Wonne, denn er sah im Geiste bereits statt des magern Zehnerleins ein fettes Guldenstück oder wenigstens einen Zwanziger in seinem Besitze, und so hielt er dem Herrn das Silberstücklein gar eilfertig unter die Nase.

Der aber nahm es ruhig weg, steckte es bedächtig zu seinen Brüdern in die Tasche und klimperte wiederum, aber es war ein Abschiedsgeläute; dann sagte er: „Ich habe mich wirklich geirrt. So undankbaren Burschen, wie Du einer bist, gebe ich nichts. Und jetzt mach', daß Du fortkommst, sonst irre ich mich abermals, weil's mir so sonderbar zuckt in der rechten Hand, und wenn die einmal anfängt, dann hört sie sobald nimmer auf.“

Kleine Laube.

Nachtgebet.

Von Emilio Praga. Deutsch von
Robert Hamerling.

Fromme Seelen, die ihr betet, eh' ihr Abends geht zur Ruhe,
Betet nicht für die Verstorb'nen, die im Sarg gebettet liegen,
Betet nicht für die Erlös'ten, die umfängt das ew'ge Dunkel,
Denn von dieser Erde scheiden, heißt es nicht der Höll entrinnen?
Ausgestreckt da unten liegend, ruhig, mit gekreuzten Armen,
Lauschen den geheimsten Stimmen der Natur sie, der geweihten,
Seh'n das unermess'ne Leben sich empor zum Lichte drängen.
Künft'ger Veilchen Wurzeln sprießen ihnen in den feuchten Haaren,
Und in ihren Händen halten sie die Stengel künft'ger Tannen.
O! die Todten in der Erde ruh'n glückselig und in Frieden!
Fromme Seelen, die ihr betet, wenn die Nacht hereingebrochen,
Nicht für die Verstorb'nen betet, welche tränkt der Thau des Morgens,
Die in grüne Frühlingsblätter und in Blumen sich verwandeln,
Nicht für die, die schon am Ziele, nein, für die, die unterwegs,
Für die, welche leben, betet, wenn die Nacht hereingebrochen.
In der Nacht, da drängt heran ja sich zu Hauf' das Menschenelend,
Und es ist, als ob vergäße seiner armen Creaturen
Gott der Herr, und selber schliefe hoch in seiner Himmelshalle.
Betet für die armen Mütter, die verirrter Söhne harren,
Betet für die fahlen Häupter, die ans Spiel der Dämon fesselt,
Für das Weib, das reicht am Wege seinen Arm dem Unbekannten,
Für den armen Dichter betet, der den Himmel möchte stürmen.
Sklav' des Staubs, mit einer Seele, welche thränt und welche blutet;
Betet für den Schwarm der Aermsten, die im Hospitale schmachten,
Die, sobald der Abend dämmert, von des Trübsinns Grau'n umdunkelt,
Schwerer fast als mit dem Tode, mit Erinnerungen kämpfen;
Für die, welche lieben, betet, und beschwört für sie den hohen
Herrn des Himmels, der das Unglück schuf, traun, als er schuf die Liebe.

Das Deutsche Volkstheater.

Ein Wiener Brief.

Für das Octoberheft, wie gewünscht, kommt dieser Brief zwar zu spät, aber für das Deutsche Volkstheater kommt er noch früh genug. Denn obzwar seit der Eröffnung desselben schon über fünf Wochen verflossen sind, es steht immer noch, es führt immer noch gute Stücke auf und bisher nicht eine einzige Operette! Und es ist möglich, daß das noch ein Weilchen so fortgeht; ja es ist nicht unmöglich, daß die Wiener hier für längere Zeit ein ordentliches Theater haben werden. Denn ein besonderer Schutzgeist

scheint darüber zu walten — der Optimismus.

Edler Bürgersinn hat das Deutsche Volkstheater hervorgerufen, Hoffnung hat den Bau geleitet, Zuversicht hat das Haus eröffnet und die Pietät des Volkes, die durch das Niederreißen des alten Burgtheaters in Wien heimatlos geworden war, scheint eingezogen zu sein in dieses nene Haus.

Ich sah den Bau das erstemal am 14. September d. J., als am Tage der Eröffnung; er hat mich — möchte ich sagen — enttäuscht, weil er meine Erwartungen weit übertroffen hat, oder vielmehr, weil ich etwas ganz Anderes, Glanzvolleres gefunden, als ich erwartet. Ein Deutsches Volkstheater für die nicht reichen Classen, darunter hatte ich mir ein schlichtes Haus gedacht, etwa in deutscher Renaissance, ohne viel Zier und Schmuck, gut akustisch angeordnet, Alles sich concentrierend auf die dramatische Kunst. Ich hatte so etwas, wie ein großes Provinzialtheater erwartet, wo man nicht überall auf rothem Sammte sitzt, aber dafür gut sieht, hört und wenig zahlt. Nun fand ich einen Bau, der einem Hoftheater gleicht, bei welchem barocke Zier die Wände überwuchert außen und innen, und welches gerade so viel Bilderwerk, Ornamentik und Gold hat als nöthig ist, um dem Zuschauer den schneidenden Gegensatz ins Bewußtsein zu rufen zwischen diesem Palaste der Musen und seinem eigenen vielleicht ärmlichen Heim. Aber warm und behaglich sitzt sich's da drinnen, und ein trauter Hauch weht hin und her zwischen Bühne und Zuschauerraum. Das Orchester duckt sich in der Vertiefung fast unter die Bühne hin, so daß die erste Reihe der Sperrsitze dem Souffleur schier auf den Nacken steigt; die Logen an beiden Seiten gehen so kühn über die Rampen hinein, daß es den Eindruck engsten Freundschaftsbundes macht, der da zwischen Schauspieler und Zuschauer herrscht. Ich will aber das Haus nicht beschreiben, denn man hat es nicht gebaut, daß es beschrieben, sondern daß es besucht werde.

Die Eröffnungsvorstellung war gar feierlich. Zuerst kam ein schöner Prolog von Ferdinand Saar, der die Würde und Bedeutung dieses Hauses besang. Hier davon nur ein Bruchstück:

Nicht unbedachte Unternehmungslust,
Nicht ruh'los treibende Gewinnsucht war's,
Was uns'rer vielgeliebten Donaustadt
Inmitten ihrer Pracht und Herrlichkeit
Ein neues Schauspielhaus erstehen ließ.
Die Männer, die das Werk in Opfermuth
Vereint begonnen und vereint vollführt:
Dem Zug des Herzens nur sind sie gefolgt.
Sie fühlen mit, verstanden das Bedürfnis,
Das sich seit langem schon im Volke regt,
Nach einer trauten und doch edlen Stätte,
Wo auch Diejenigen, die ausgeschlossen
Vom Ueberflusse, nach des Tages Müh'n
Erheit'rung und Erhebung finden könnten;
Nach einer Stätte, wo Thaliens Kunst,
Ein leicht zugänglicher Genuß für Alle,
Auch der Familie die Pforten öffnet,
Und bildend so, erweiternd Geist und Herz,
Nur Gutes bietet, nur das Echte, Rechte
Dem jungen, wie dem älteren Geschlechte.
Damit ist dieser jüngsten Bühne Ziel
Und Zweck für alle Zukunft ausgesprochen.
Und was wir bringen, reiflich ist's bedacht,
Der Muse, die dem Volk am nächsten steht,
Der Muse, die im Lauf der Zeit, verlassen,
Vereinsamt mehr und mehr — und ach, wie oft
Zu schnödem, schalem Possendienst erniedrigt! —
Umher geirrt, ein sich'res Heim ersehnend:
Ihr sei das erste Wort verliehn! Empfangen
Mit off'nen Armen, sei gehegt sie und
Gepflegt, auf daß sie wiederum erstarke
Und neue Blüten, neue gold'ne Früchte
Aus fast versiegtem Füllhorn weithin streue!
Nächst ihren Gaben sei den Schöpfungen
Modernen Geistes freier Raum gegönnt.
Was da Bedeutendes, Bedeutungsvolles
Die Zeit hervorbringt, in dem Spiegelbild
Des Dramas lebensvoll sich selber zeigend
Mit ihren Kämpfen, ihren großen Fragen,
Mit ihren Schwächen und Verirrungen:
Erscheine und behaupte hier sein Recht.
Und über Allem, wie Verklärungsschimmer,
Aufleuchte hell der Geist der Classiker
In ihrem unvergeßlich großen Wirken,
In ihren reinen, hehren Lichtgestalten,
Die ja kein deutscher Sinn, kein deutsches Herz
Entbehren kann, weil sie auf allen Pfaden
Die Menschheit läutern, segnen und begnaden!

Dann folgte ein neues Volksstück von Ludwig Anzengruber: „Der Fleck auf der Ehr'." Dieser Titel hat mir aufangs gar nicht behagen wollen, man

muß ihn dreimal sagen. Auch das Stück selbst wird Manchen beim erstenmale mehr überraschen als befriedigen, das zweitemal mehr befriedigen als er vermuthet. Ein Stück Alltäglichkeit aus dem Dorfleben, in dem nichts geschieht, als daß disputiert, Witz gemacht, ohrengeblasen, spintisiert und obendrein ein wenig gestohlen wird. Aber wie! ein Stück Volksleben tief in die geniale Dichterseele getaucht. Es wird auch hier nichts weiter verrathen, weil Dramen nicht geschrieben werden, daß man sie lese, sondern daß man sie sehe. Aber das kann gleichwohl hier behauptet werden, die originellste Gestalt, die Anzengruber geschrieben, geht in diesem seinen neuesten Stücke um. Ein Lump, der immer Moral predigt, ein gemeiner Dieb, der stets von Gerechtigkeit schwärmt und schließlich in der That ein besseres Herz hat, als die ehrenwerten Leute um ihn herum. Die Silberlöffel, die der Strolch stiehlt, während er über das Verderbliche der Begehrlichkeit philosophiert, sind leicht bei der Hand. Doch mag er — wenn's zufällig nicht Arrest gibt — weit laufen, bis er einen Darsteller findet, wie Martinelli es ist. Die Ausstattung des Stückes dünkt mich fast vollkommen. Die Stimmung, welche über dem mondbeschienenen Hallstättersee liegt, ist unvergleichlich schön! Der Leichenzug, welcher über den See fährt, ist so stimmungsvoll, wie er nicht bald von einer Theaterscene übertroffen werden wird. Ob übrigens dieser Sterbefall für das Stück nicht sein Unangenehmes haben wird? Die Wiener wollen im Theater nichts Trauriges sehen; lachen wollen sie; weinen, heißt's, thäten sie zu Hause umsonst, da brauchten sie nicht erst Eintritt dafür zu zahlen. Und endlich wird der Dichter mit dem Weinen allein nicht einmal zufrieden sein, er wird Erschütterung und damit Läuterung und Erhebung bezwecken wollen und das wird den guten Wienern, wie ich sie kenne, zu langweilig sein. Die Auffassung des modernen Publicums, das Theater sei n u r zur Unterhaltung da, ist die einzige Gefahr für das Deutsche Volkstheater. Das Publicum redet sich damit aus, daß die Zeiten ernst und traurig genug seien, daß man deshalb wenigstens im Theater lachen wolle. Ich hinwiederum kann mir nicht denken, wie Einem ums Lachen so viel sein kann, wenn die Zeiten gar so ernst und traurig sind! Ich glaube, der Hauptgrund, warum man von ernsten, wuchtigen und gehaltvollen Stücken sich abwendet, ist die Blasiertheit, welche eher von guten Zeiten kommt, als von schlechten.

Nun, das große Wien hat allerhand Leute, vielleicht doch auch wirklich Kunstsinnige in solcher Anzahl, daß sie ein gediegenes Theater halten können. Ich wünsche es dem Theater, ich wünsche es den Wienern. R.

Seelenlabe zu Abbazia.

Den Kummer nenne ich Dir nicht, aber Du kennst ihn. Wenn Du es mit dem Leben, mit der Welt, mit Dir selbst einmal heftig zu thun gehabt hast, so kennst Du ihn ganz gewiß; er ist so schwer, er scheint so unerträglich, daß Dich nichts erquicken kann, als der eine Gedanke: Sterben. Es ist nicht die höchste Sentimentalität nöthig, um an solchem Herzweh zu Grunde zu gehen, es ist kein eingebildetes Weh, es hat Grund und Folge, es hat Gestalt, und Alles, was Du um Dich siehst, in Dir fühlst, ist namenloses Elend. Ich nenne das Leid nicht, es hat einen abscheulichen Namen.

In fieberhaften Träumen der Mitternacht rief eine Stimme: „Geh' ans Meer!" — Ich schrak empor. Wer ist da? Wer ruft? War das nicht die traute Stimme eines längst und auf ewig verstummten Mundes? — Ja, miß Dein Leid an der Größe und Tiefe des Oceans. Ohne Gebimmel und Geserres schlafen gehen .... Um Mitternacht stand ich auf und eine Stunde später saß ich im Courierzuge nach Abbazia.

Als ich über den Karst fuhr, rötheten

sich die Steine, als bei Mattuglie tief unten das Meer lag, glitzerten die Wellen im Sonnenlichte. Die Landschaft ist plötzlich morgenländisch, ich stieg hinab, wie man hinabsteigt von den felsigen Höhen Palästinas gegen das mittelländische Meer. Dann gieng ich dem Strande entlang; die weiten Wasser waren stille, als hielten sie ein, daß der Geist Gottes sie küsse; und doch schlugen die Wellen gischtend ans steinige Ufer, als wollten sie heraussteigen ans Land; aber ohnmächtig rieselten sie wieder zurück in ihr dunkelgrünes leise wogendes Bett. Das ist viel zu zahm. Das Meer in meinem Herzen, das brandet anders! Jetzt hüllen mich die Oelbäume in ihre Schatten, jetzt fächeln mir die Lorbeerzweige um die Stirne. Oh nein, Ruhm und Preis ist es ja nicht, nach dem ich durste. Nach Frieden des Herzens schrei' ich auf. — Orangen-, Pfirsich- und Feigenbäume halten ihre üppigen Früchte mir entgegen. O nein, Weltgenuß ist es nicht, nach dem ich lechze. Nach Frieden des Herzens weine ich. Herrliche Paläste winken mir zu im Lorbeerhaine, Prunk und Pracht, schöne Frauen, liebliche Musik! Als ob das Feinste der feinen Welt sich hier versammelt hätte, um mich zu grüßen, um mich zu trösten. Das ist es aber nicht, warum ich gekommen bin. Nach zwei Richtungen steht mir die Flucht offen, hinauf in die Felsen des Karst, hinab in die krystallenen Tiefen der Wässer.

Endlich kehrte ich doch bei lieben Menschen ein, müde und abgehärmt sank ich auf ein Ruhebett. An vierundzwanzig Stunden mochten verflossen sein, seit die Stimme mich aufgeweckt und jetzt weckte mich eine andere. Es donnerte ums Haus, daß die Wände bebten. Ich stand auf, öffnete ein Fenster, da wehte es herein wie feuchter salziger Hauch, und ein grauses Rollen und Krachen erfüllte die Luft.

Was das wäre? fragte ich einen auf der Gasse Wandelnden. „Das Meer," antwortete er schreiend und gieng vorüber. Ich stieg hinab an das Ufer und mußte jauchzen, so leicht war mir plötzlich. Das Meer war rasend geworden. In langgestreckten, hohen Wellen, in lebendigen Bergen wogte es heran, schlug furchtbar wild an die Klippen des Strandes und die Wasser sprangen, aufwärts gießend, weit herein ins Land. Kein Lüftchen aber regte sich, holder Vollmond stand am Himmel und sein Licht war lauterer Frieden. Was ist dir, Meer? Wer hat dich so wüthend gemacht? Du bist ja entzückend zornig. Ich habe kein Lied gefunden für mein Herzweh, nun singst du es, du gewaltige Harfe Gottes! — Auf hoher See draußen schneeweiße Bänder, Zacken und Spitzen, ein zarter Nebelstaub darüber, und heran, immer heran, immer noch wilder, rasender, wahnwitziger, als wollte das Meer emporklettern an die Hänge des Karst.

„Was bedeutet das furchtbare Wüthen in dieser friedlichen Nacht?" Ich fragte es schreiend hin und hörte meine eigene Stimme nicht. Endlich kam ein Mann, der gab Bescheid: „Draußen auf hoher See wühlt das Gespenst, welches das Meer heran hetzt. Es ist der Scirocco. Am Strande ist er selten wahrzunehmen, aber draußen bohrt er seine Rüssel ein, schreckt die Wasser auf und jagt sie pfeifend, sausend in alle Welt. Die verlästerte Bora ist ein harmloses Kind dagegen, sie schlägt zwar Fenster ein, deckt Häuser ab, schleudert kräftige Männer zu Boden und wirft Eisenbahnzüge um; aber das Meer bringt sie nur in zartes Kräuseln — nichts weiter.

Betäubt von dem ununterbrochenen Brausen, Donnern und dem zischenden Aufflammen der weißen Gischten stand ich da. — Der Scirocco, und das ist Alles? Darum der ungeheuere Sturm, weil ein bißchen Scirocco weht draußen auf hoher See? Am Ende ist auch in meine Seele ein bißchen Scirocco gefahren, und nichts weiter? — Wohlan, Freund, weil wir denn einmal dran sind, ich nenne Dir den Kummer, das Herzweh, das namenlose Elend, das kaum zu ertragen ist. Nervosität heißen sie das Ungeheuer, und wenn Scirocco geht — nun Du weißt es ja.

Am nächsten Morgen war der Himmel grau und schwer wie ein Meer von Blei. Regen, unendlicher Regen rieselte nieder, und die Wolken hiengen hinein ins Meer, und die Delphine selbst, die manchmal ihre Häupter aus den Wellen reckten, wollten Regenschirme aufspannen, oder rasch zurücktauchen in die See, damit sie nicht nasser als naß würden. — Wenn bei Sonnenschein meine Stimmung schon so trübe war, wie erst mußte sie bei so düsterer Witterung trostlos sein! Warum? Wenn der Teufel einmal los ist, so reißt er nicht mehr an der Kette. Ich fühlte mich urgesund und munter wie ein Fisch, wußte nichts von Kummer und Herzweh und konnte gar nicht begreifen, wie ein Mensch verzagt und traurig sein könne.

Nun tagelang Regen. Das Meer fast spiegelglatt, aber weit hinaus gefärbt von den lehmfarbigen Gießen des Süßwassers. Und doch sah man kaum einen Gießbach herabkommen von den Bergen. Hingegen quirlten am Strande und noch weiter draußen im Meere, die weißgelblichen Landquellen auf. Denn das Karstgebirge ist inwendig ganz zerfressen, voller Höhlen, Löcher und Canäle, ist wie ein versteinerter Badschwamm; alles Regenwasser saugt es scheinbar in sich auf, um es unten in oft riesigen Quellen wieder auszuspeien.

An einem der nächsten Tage bin ich unter Regen und Sturm hinangestiegen zum hohen Monte Maggiore, wo es im Nebel Schneegestöber gab. Wenn der Wind die Wolken zerriß, ward der Blick frei auf das ungeheuere blaue Firmament hinaus, das u n t e n lag und mit weißen Sternchen und dunklen Punkten bestreut war, so als ob Tauben und Adler in der Ferne schwebten. Das war das adriatische Meer mit seinen Dampfsegelschiffen und Fischerbarken. Im Ganzen macht das Meer, vom Berge aus gesehen, nicht den gewaltigen Eindruck, wie vom Strande, denn es liegt leblos und still da, man sieht keine Bewegung, man hört kein Brausen, es ist fast langweilig, wie ewig wolkenloser Himmel. — Nach Norden hin sah ich zwischen Wolkenspalten die Wüsten des Karst. Ein Steinwall hinter dem andern und die Hochkämme voll Schnee. Das unendliche Meer und die ungeheuere Gebirgswüste von einer Stelle aus zu übersehen! Alpen und Ocean! Und inmitten steht das winzige Menschlein, ein mikroskopisches Insectchen, und wähnt Leid zu haben, das härter wäre, als alle Felswuchten des Karst, und tiefer, als die Tiefe des Meeres. Wo ist es aber nun jetzt? Wo ist denn mein Leid hingerathen? Hat Niemand ein namenloses Herzweh gesehen? Ich zahle Finderlohn. Hat es der Sturm verweht? Haben es die Fluten davongespült? — Hei, wie jetzt die Bora pfeift und kracht hernieder von den Höhen! In den Lüften saust fliegender Sand, die Eichen, welche zwischen den braunen Steinblöcken stehen, beugen sich winselnd. Ich werde hinabgeschoben, gestoßen in einen der zahlreichen Trichter, wo grüne Wieslein sind und Maulbeersträucher und Löcher in den Berg hinein. Hier ist's ruhig, nur oben noch die Fanfaren der tosenden Bora, die den Sieg davongetragen hat gegen den tückischen dämonischen Scirocco. — Nein, ich will nicht bleiben in dieser Grube, wieder hinauf zur Zinne, will Leib und Seele einmal so recht durchfegen lassen von dem nordischen Luftbesen — ah, das ist herrlich, das thut wohl! Herrgott im Himmel, wie süß ist der Sturm!

Nach diesen wilden Tagen kam Frieden und Sonnenschein. Ich blieb tagelang am Strande von Abbazia, mir war wohl wie einem Seligen nach Erdennoth und Sterben. Am Strande saß ich, versunken in Gedanken an große Zeiten, an große Menschen. Oder ich ruhte in einem Kahne und ließ mich hinausschaukeln auf die hohe See, noch zurückblickend auf die lorbeerbekränzte Gebirgslandschaft. Anfangs war es, als stiegen und hoben die Berge sich höher, und zu ihrem Fuße lag das silberne Streifchen des reizenden Menschennestes, genannt Abbazia. Allmählich sanken die Berge in sich zusammen und wurden zu einem

blauenden Wall, der endlich auch verschwand. Und rings um mich nichts als die ewigen Wasser. Da habe ich gedacht: Also ist der Bann gelöst. Bleibe ich hier im Sonnenlichte, so ist's recht, sinke ich in die Dämmerungen des Abgrundes, so ist's auch recht. All' das, was wir Menschlein Glück, Unheil, Gut, Elend nennen, bedeutet nichts. Irdisch Tand ist eine Handvoll Sand. Irdisch Weh ist Maienschnee. Es bedeutet nichts. Ich bin ein großes, unsterbliches Wesen, die Felsgebirge sind meine Knochen, das Weltmeer ist mein Blut, die Stürme sind mein Athem. —

Als ich heimgekehrt, erkannten mich die Leute nicht wieder. Eine rothe Wange und ein frisches Auge und ein frohes Herz. Da haben sie mich gefragt: Wo man das hole?

Lieber Freund! Wenn auch Du wieder einmal besessen sein solltest vom modernen Teufel, genannt Nervosität — geh' fort aus Deinem gewohnten Kreise, gehe hin, wo Du eine fremde, große Natur findest. Du wirst eher ins Gleichgewicht kommen, als Du denkst, daß es möglich ist. Aber noch besser, Du wirst gar nicht nervös, sondern gehst mit kräftigem Leibe und mit heiterer Seele an den lieblichen Strand des Quarnero. Du findest auch liebe frohe Menschen dort, grüße mir sie. Grüße mir die steinigen Höhen des Monte Maggiore, grüße mir die Lorbeerhaine von Abbazia, und in Ehrfurcht grüße mir das Meer.

Im Herbste 1889. R.

Drei Erzgebirgssagen.

Mitgetheilt von Joh. Alboth.

Der Verschollene.

Vier Brüder sitzen im Vaterhaus
Beim festlich reichen Mahle,
Sie theilten das Erbe des Aeltesten aus,
Der längst schon zog aus dem Thale.
Vom Vater verflucht, von der Mutter beweint
Ist er in die Welt gezogen,
Die Brüder haben ihn längst verneint,
Denn keiner war ihm gewogen.

Da nimmt der Jüngste das Glas zur Hand
Und ruft mit frevlem Muthe:
„Hoch lebe der Bruder im Todtenland,
Ich hoff', es starb wohl der Gute!"
Die Gläser erklingen mit dumpfem Schall,
Der Wein schäumt aus dem Rande.
Die Gläser zerspringen vom heftigen Prall —
„Hoch, Bruder, im Todtenlande!"

Da tönt am Fenster ein Schlag sogleich,
Daß alle Scheiben gellen;
„Da draußen steht Einer, blaß und bleich,
Laßt herein den armen Gesellen;
Wir wollen heute nicht geizig sein,
Er soll sich mit uns freuen,
Schafft neue Gläser und frischen Wein,
Das Todtenmahl zu erneuen!" —

Ein Bettler tritt, mit langem Haar,
Gebeugt und siech, ins Zimmer,
Beut stumm die Hand zum Gruße dar,
Das Aug' voll feuchtem Schimmer.
Sie heißen ihn setzen und reichen ihm Wein,
Und heißen ihn essen und trinken,
Er aber sitzt wie ein Bild von Stein,
Nur feucht die Augen ihm blinken.

Da naht ihm der Jüngste und hebt empor
Des Bettlers Haupt, das graue,
Und wischt von den Wimpern den Thränenflor,
Daß er recht ins Auge ihm schaue.
„Was ist Dir, Alter, sprich einmal,
Was soll die stille Trauer?
Behagt Dir nicht das Todtemahl,
Hast Du vor Todten Schauer?"

Und der Alte d'rauf mit gebrochenem Laut:
„Ich ehre die Todten im Innern,
Doch hab ich den Lebenden mehr vertraut:
Den Brüdern ein liebend Erinnern!"
Sie staunen der Worte und blicken ihn an,
Den Bruder in ihm sie erkennen,
Da drängt zum Herzen die Schuld sich Bahn,
Sie fühlen es heimlich brennen.

Er aber greift nach seinem Stab
Und wendet sich zum Gehen:
„Ich steige nun hinab ins Grab,
Zu enden meine Wehen,
Als Schreckbild aber jede Nacht
Such' ich Euch heim, Ihr Brüder!" —
Dann irrt' hinaus er, still und sacht,
Allnächtlich als Geist kam er wieder.

Der Henker und sein Schwert.

Der Henker sitzt in der Stube allein,
Da tritt ein fremdes Weib herein.
Sie trägt auf dem Arm ihr liebes Kind
Und fleht um eine Gabe lind.
Da klirrt es im Schranke laut und leis',
Das Weib es nicht zu deuten weiß.

Der Henker spricht mit düsterm Blick:
„Es droht Eurem Kinde ein böses Geschick.
Im Schranke klirrt mein Richterschwert,
Weil es des Kindes Blut begehrt.
Wen es begrüßt mit seinem Schall,
Den bringt es sicher noch zum Fall.“
Die Mutter bebt, ihr Schmerz ist groß:
„O wendet ab das gräßliche Los!“
Der Henker nach dem Schwerte greift,
Das Kind damit am Halse streift:
Nun hab' ich versöhnt mein Richterschwert,
Es nimmer des Kindes Blut begehrt.
Zieht heim und nehmt als Gabe den Rath:
Früh dämpft man das Böse durch Wort und That!“

Die Kreuzsetzung.

Sie haben wahrlich nicht schlecht gedacht
Und hatten gläubigen Sinn,
Als einst gestiftet Gott ein Kreuz
Die Bauern zu Pfaffengrün.

Ein tüchtiger Recke, der Spitzberg, ragt
Dem Dorfe unmittelbar nah,
Da denken die Guten zu setzen das Kreuz,
Der schönste Ort ist es ja.

Vom Morgen- bis zum Abendschein
Soll's grüßen ins Land hinaus
Und schirmen der Bauern Felder rings
Und jedes Gehöfte und Haus.

Und heute ist Sonntag, das Kreuz wird gesetzt,
Zum Spitzberg eilt Alt und Jung,
Ein Fest soll es werden, das Jedem bleibt
In guter Erinnerung.

Schon nahen die Mädchen, mit Blumen bekränzt,
Die Bursche, mit Bändern geschmückt,
Die Greise mit schneeigen Haaren dann,
Die tragen das Kreuz gebückt.

Drei Pöllerschüsse erdröhnen jetzt weit,
Man richtet das Kreuz empor,
Und Vaterunser und Litanei
Ertönet im lauten Chor.

Doch jetzo, welch' ein Gepfeif' und Gebrumm
Bricht sich durch das Beten Bahn?
Des Dorfes Wirt, das fidele Haus,
Der stimmt den Dudelsack an.

Die Mägde hüpfen vor Freude hoch,
Die Bursche schwenken den Hut,
Die Alten lächeln still vergnügt
Und denken: Nun wird es erst gut!

Und eh' noch ein Viertelstündchen vorbei,
Ans Kreuz denkt Keiner mehr,
Denn Jeder sitzet im Wirtshaus froh,
Der Dudelsack lockte sie her.

Um Mitternacht plötzlich da dröhnet es laut'
Als sänk in die Erde der Saal,
Drei Kreuze schlägt Jeder an Stirne und Brust:
„War das ein Wetterstrahl!“

Die Bauern verlassen das Wirtshaus still,
Und sinnen dies und das,
Am andern Morgen aber liegt
Das Kreuz zerschmettert im Gras.

Da wird es erst den Meisten klar:
Wir thaten des Guten zu viel,
Und stille setzen sie neu das Kreuz
Ohne Wirt und Dudelsackspiel.

Und heut noch auf dem Spitzberg steht
Das Holzkreuz unverletzt,
Doch ohne Datum. — Wer's wissen will,
Frag' nur, wann sie's gesetzt.

Das Laster des Vorlesens eigener Schriften.

Gedanken von G. Leopardi, deutsch von Paul Heyse.*)

Wenn ich das Genie des Cervantes hätte, würde ich ein Buch schreiben, um, wie er Spanien von der Nachahmung des fahrenden Ritterthums, so Italien oder vielmehr die ganze civilisierte Welt von einem Laster zu reinigen, das, wenn man die Zahmheit der heutigen Sitten erwägt und vielleicht auch ganz allgemein betrachtet, nicht weniger grausam und barbarisch ist, als irgend ein Ueberrest aus den wilden Zeiten des Mittelalters, gegen den Cervantes polemisierte. Ich meine das Laster des Lesens oder Declamierens seiner eigenen Sachen vor Anderen, das freilich schon sehr alt, aber in den früheren Jahrhunderten doch noch eine erträgliche Plage war, weil es selten vorkam. Heute aber, wo Alle schreiben und nichts schwieriger ist, als Jemand zu finden, der nicht Autor wäre, ist es

*) „Giacomo Leopardi.“ Gedichte und Prosaschriften. Deutsch von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1889.) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf Paul Heyses Uebersetzungen italienischer Dichter besonders aufmerksam. Von denselben sind bisher zwei Bände erschienen. Wir hoffen noch darauf zurückzukommen. Die Red.

eine wahre Landplage, ein öffentliches Unglück und eine neue Heimsuchung des menschlichen Lebens geworden. Und es ist kein Scherz, sondern die volle Wahrheit, wenn ich sage, daß seit dem Umsichgreifen dieses Lasters Bekanntschaften eine bedenkliche Sache und Freundschaften gefährlich geworden sind, und daß es weder eine Zeit noch einen Ort gibt, wo ein ganz Unschuldiger nicht befürchten müßte, überfallen und gleich auf dem Fleck oder sonst irgendwohin geschleppt, der Folter unterworfen zu werden, endlose Prosa oder Verse zu Tausenden anhören zu müssen. Es geschieht nicht mehr mit dem Vorwande, den man ehemals als Motiv für solche Vorlesungen zu brauchen pflegte, daß man sein Urtheil hören wolle, sondern einzig und ausdrücklich, um durch das Anhören dem Verfasser Vergnügen zu machen, außer den obligaten Lobsprüchen am Schlusse. Ich glaube in allem Ernst, daß es nur in sehr wenig Dingen sich glänzender offenbare, einerseits wie kindisch die Menschen seien und bis zu welchem äußersten Grade von Blindheit, ja Dummheit der Mensch durch seine Eigenliebe geführt werde, andererseits bis zu welcher Selbsttäuschung unser Geist gelangen könne, als bei dieser Sucht, seine eigenen Schriften vorzutragen. Denn obwohl Jeder sich sehr wohl bewußt ist, wie unsäglich lästig es ihm selber wird, die Sachen eines Andern anzuhören, und obwohl er sieht, wie die Personen, die er eingeladen hat, die seinen zu hören, erschrecken und erblassen, Ausflüchte aller Art hervorsuchen, um nur verhindert zu erscheinen, oder auch die Flucht ergreifen und nach Möglichkeit einem solchen Autor aus dem Wege gehen, suchen sie nichtsdestoweniger mit eherner Stirn, mit wunderbarer Beharrlichkeit, wie ein hungriger Bär, ihre Beute in der ganzen Stadt auf, und wenn sie ihrer habhaft geworden, schleppen sie sie an den Bestimmungsort. Sehen sie dann während der Vorlesung zuerst an dem Gähnen, dann an dem Sichstrecken und -winden und hundert anderen Zeichen die tödtlichen Qualen, die der unglückliche Zuhörer erduldet, so halten sie darum doch nicht inne und gönnen ihm Ruhe; vielmehr fahren sie umso hitziger und hartnäckiger stundenlang, ja ganze Tage und Nächte hindurch mit Reden und Schreien fort, bis sie heiser werden und bis, lange nachdem der Zuhörer erlegen ist, ihnen selbst die Kraft ausgeht, obwohl ihre Begierde noch nicht gestillt ist. Während dieser Zeit und dieser Henkersarbeit, die der Mensch an seinem Nächsten verübt, empfindet er sicherlich ein fast übermenschliches, paradiesisches Vergnügen; denn wir sehen, daß die Menschen darum fast alle anderen Freuden verschmähen, Schlaf und Essen vergessen, daß Leben und Welt vor ihren Augen verschwinden. Und dies Vergnügen besteht nur in dem festen Glauben, den der Mensch hat, daß er Bewunderung erwecke und dem, Der ihn hört, Vergnügen mache; sonst würde es auf dasselbe hinauslaufen, in der Wüste zu declamieren, wie vor Menschen. Wie groß aber das Vergnügen Dessen ist, der hört (ich sage absichtlich immer hört, nicht anhört), weiß, wie gesagt, ein Jeder, und der Vorlesende kann es sehen, und ich weiß auch, daß Viele einem solchen Vergnügen lieber eine schwere Körperstrafe vorziehen würden. Sogar die schönsten und wertvollsten Schriften können, wenn der Verfasser sie selbst vorliest, tödtlich langweilen; dabei bemerkte einer meiner philologischen Freunde, daß, wenn es wahr sei, daß Octavia, als Virgil ihr das sechste Buch der Aeneide vorlas, ohnmächtig geworden, das nicht sowohl eine Folge der schmerzlichen Erinnerung an ihren Sohn Marcellus gewesen sein könne, als der Langweile, vorlesen zu hören.

So ist der Mensch. Und dieses Laster, von dem ich rede, so barbarisch, so lächerlich und so sehr dem Begriff eines vernünftigen Wesens widerstrebend, ist in der That eine Krankheit des Menschengeschlechts überhaupt; denn es gibt keine noch so gebildete Nation, keinen Culturzustand, kein Jahrhundert, wo diese Pest nicht verbreitet gewesen wäre. Italiener, Franzosen, Engländer, Deutsche; ergraute

Männer, in allem Andern sehr weise, voll Geist und Gediegenheit; Menschen von der größten Welterfahrung, den vollendetsten Sitten, die ein Vergnügen daran finden, Albernheiten zu bemerken und zu verspotten, Alle werden grausame Kinder, wenn sie Gelegenheit finden, ihre Sachen vorzulesen. Und wie sich dies Laster in unsern Zeiten findet, so schon in denen des Horaz, dem es auch schon unerträglich dünkte; und in denen Martials, der, als ihn Jemand fragte, warum er ihm nicht seine Verse vorlese, zur Antwort gab: um nicht Deine hören zu müssen; und so war es auch in der Blütezeit Griechenlands, wo, wie man erzählt, der Cyniker Diogenes, als bei einer solchen Vorlesung Alle vor Langeweile sterben wollten und er in dem Buch, das der Autor in der Hand hielt, am Ende das weiße Papier erglänzen sah, ausrief: „Muth, Freunde! Ich sehe Land.“

Heut aber ist es so weit gekommen, daß die Zuhörer, auch wenn man sie zwingt, kaum den Bedürfnissen der Autoren genügen können. Daher haben einige meiner Bekannten, erfindungsreiche Köpfe, in der Ueberzeugung, daß das Vorlesen der eigenen Erzeugnisse eines der natürlichen Bedürfnisse der Menschen sei, daran gedacht, demselben abzuhelfen und es zugleich, wie alle anderen öffentlichen Bedürfnisse, zum Nutzen der Einzelnen auszubeuten. Sie werden deshalb in Kurzem eine Schule oder Akademie oder ein Athenäum zum Zuhören eröffnen, wo zu jeder Stunde des Tages und der Nacht sie selbst oder von ihnen besoldete Leute zu bestimmten Preisen Jeden, der vorlesen will, anhören werden; die Preise sind für Prosa: die erste Stunde ein Scudo, die zweite zwei, die dritte vier, die vierte acht und so zunehmend in arithmetischer Progression. Für Poesie das Doppelte. Für jeden schon gelesenen Absatz, wenn man ihn, wie es wohl vorkommt, noch einmal lesen will, eine Lira für den Vers. Wenn der Zuhörer einschlafen sollte, wird dem Leser ein Drittel des bezahlten Preises zurückerstattet. Für Krämpfe, Ohnmachten und andere leichtere oder schwere Zufälle, die dem einen oder anderen Theil während des Lesens zustoßen sollten, wird die Schule mit Essenzen und Arzneimitteln versehen sein, die gratis verabreicht werden. Indem man so aus einer bisher unfruchtbaren Sache, wie es die Ohren waren, eine Erwerbsquelle macht, wird der Industrie eine neue Bahn eröffnet und der allgemeine Wohlstand vermehrt.

Bücher.

Griechenland. Ueber das heutige Griechenland im Vergleiche zu Altgriechenland gibt Dr. Dondorff in seiner belehrenden Schrift „Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte“ (Hamburg. Verlagsanstalt-A.-G.) folgendes Urtheil und Bild: Das hellenische Land ist heute nicht mehr das alte. Groß ist der Unterschied von einst und jetzt; nicht nur die Wohnungen der Menschen und Götter sind zu Ruinen geworden, das Land selbst ist eine Ruine. Die Höhen haben großentheils den Schmuck der Wälder verloren, die schützende Humusschicht ist herabgesunken, und das starrende Knochengerüst der Berge ragt kahl zum Himmel empor. Sparsamer fließen die Wasserfäden im trockenen Rinnsal. Sparsam auch und gar sehr verdünnt fließen die Tropfen echthellenischen Blutes in den Adern des Volkes. Doch Blut ist ein ganz besonderer Saft; und Art läßt, selbst die entartete, nicht ganz von Art. Das Volk, das auf diesem Boden wandelt und in eine große Vergangenheit zurückblickt, die es die seine nennt, hat in ihr eine beständig wirkende Triebkraft zur Erhebung. Seit es sich durch seinen Befreiungskampf ein selbständiges politisches Dasein gegeben, ist das nationale Bewußtsein im Wachsen geblieben. Durch Intelligenz, Rührigkeit und Geschäftskunde hat es sich unter den östlichen Völkern bereits die erste Stelle errungen, und wann erst der Schleier, der über den orientalischen Dingen ruht, gelüftet ist, wird es nach dem Maß seiner Bildung und Gesittung eine bedeutendere Stellung unter den Mittelmeerstaaten einnehmen, welche ihm eine Culturmission für den Osten verbürgt. Das antike Leben, dessen Trümmer wir dem Boden entheben, wird freilich auf diesem Boden nie wieder erstehen. Doch die europäische Menschheit mag nicht glauben, daß das Land, dem die Sonne Homers auch heute noch lächelt, für immer nur ein Trüm-

merfeld großer Erinnerungen sein soll, und die Hoffnung ist berechtigt, daß, wie einst das Abendland eine Renaissance aus dem Geist des griechischen Alterthums erfuhr, so das heutige Hellas aus der Berührung mit dem gereifteren Geistesleben des modernen Abendlandes eine Wiedergeburt erleben werde.

Zwei Comtessen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. (Berlin. Gebrüder Partel. 1889.)

Die erste ist „Comtesse Muschi," ein kleines, flüchtiges, aber ganz vortreffliches Bildchen von der trostlosen Herzens- und Geistesödnis, die in manchen sportslebigen Aristokratenhäusern herrscht. Die Comtesse Muschi ist so ein weiblicher Sportsmann flachster Sorte, dafür kriegt sie auch den hübschen und menschlicher angelegten Grafen nicht. Wie das hergeht, erzählt die Verfasserin mit gewohnter Meisterschaft. Die zweite Comtesse ist an sittlichem wie literarischem Werte der ersten weit überlegen, ein Gegenstück zum ersten. Diese brave Comtesse bekommt dafür auch einen ausgezeichneten Mann. Wie das zugeht, wird im reizenden Buche mit genialer Meisterschaft erzählt. M.

Frauenlieblinge. Literarische Bekenntnisse deutscher Frauen. Herausgegeben von Hans Ziegler. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Es ist wieder einmal Mode geworden, bei belesenen Leuten öffentlich anzufragen, was der Unbewanderte lesen soll. Da kamen die „hundert besten Bücher," da kam Schönbachs Schrift „Ueber Lesen und Bildung," und jetzt ist auch das Urtheil hervorragender deutscher Frauen da. Das ist an und für sich sehr brav gehalten; wenn Alle aufrichtig waren, so ist unseren Frauen wirklich nur noch das Beste gut genug. Ob sie aber auch alle aufrichtig waren? Heraus kommt in keinem Falle viel bei solchen Bevormundungen und wenn das noch eine Weile so fortgeht, so werden die Rathschläge einer Reclame für liegengebliebene Bücher aufs Haar ähnlich sehen. Aber die liegengebliebenen Bücher sind ja nicht immer auch die schlechtesten, unter allen Umständen jener Lectüre vorzuziehen, welche man nicht gerne öffentlich eingesteht. Die Marlitt ist in dem oben genannten Werkchen nicht ein einzigesmal genannt von den deutschen Frauen! — Wenn die liebe Leserin vor Weihnachten die „Frauenlieblinge" von Ziegler durchsieht, so kann das gar nicht schaden. M.

Der achte Band der bei A. G. Liebeskind in Leipzig erscheinenden gesammelten Werke von Maximilian Schmidt enthält die Volkserzählung: „**Die Jachenauer in Griechenland.**" „Die merkwürdige Expedition nach Griechenland im Jahre 1832 unter König Otto I. in einer volksthümlichen Erzählung einem größeren Publicum wieder lebhafter ins Gedächtnis zu bringen, soll der Hauptzweck dieses Buches sein." Auf diesem historischen Grunde baut der Verfasser seine Geschichte auf, in der ein verschmähter Liebhaber dem glücklicheren Nebenbuhler mit Hilfe eines Zigeuners das „Glück abdreht." Von da ab spinnen sich zwei Fäden durch die Erzählung, die fein künstlerisch in einander verschlungen sind. Der „das Glück abdrehte," kann selbst nicht glücklich werden, bis er den Zauber wieder unwirksam gemacht hat; der Andere aber, von dessen Glück ja sein eigenes Glück abhängt, fällt in einem Gefechte und wird vermißt. Nun muß irgend ein Zufall oder Umstand, wie oft bei diesem Dichter, zu Hilfe kommen und am Ende noch Alle glücklich machen: der Zigeuner findet den Schwerverwundeten, pflegt ihn, bringt ihn in die Heimat, und der böse Zauber ist wett gemacht und das „Glückabdrehen" gesühnt.

Wiederholt kamen wir in die Lage, die Vorzüge Maximilian Schmidts zu betonen. Auch die vorliegende, psychologisch meisterhaft durchgeführte Erzählung zeichnen derselbe warmblütige Ton, die unverfälschte Sprache der Kinder des Hochlands und der feine Humor aus, die den anderen Erzählungen zum großen Vorzuge gereichten. —tt—

Ueber Lesen und Bildung. Von A. Schönbach. Dritte Auflage, vermehrt durch Aufsätze über neueste deutsche Dichtung und Realismus. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1889.)

Wir haben dieses fleißige Werkchen ein zweitesmal mit Interesse durchgelesen und können das, was darüber im „Heimgarten" XII., Seite 345, gesagt worden ist, um so leichter aufrecht halten, als wir in der neuen Auflage eine gewissenhafte Feile wahrgenommen, welche etliche Unzukömmlichkeiten der ersten Auflage beseitigt hat. M.

Die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen. (Berlin. Friedrich Pfeilstücker. 1889.)

Die Herausgeber dieser Schrift sind von dem Gedanken ausgegangen, daß die Freude am Besitz eines Buches und damit die Lust zum Bücherkaufen bei uns in

Deutschland, selbst in den begüterten Kreisen, viel zu wenig gekannt sei, aber nicht weil deutsche Bücher zu theuer sind, sondern nur weil das Interesse für neue Bücher bei uns gleich Null und das Bücherkaufen daher noch nicht in die Sitten und Gewohnheiten eingedrungen ist, wie bei anderen Nationen. Die Schrift dürfte geeignet sein, für manches darin genannte Buch Interesse zu erregen. Die Classiker sind in der Liste weitaus bevorzugt. Unter den neueren Schriftstellern, welche ausgezeichnete Bücher verfaßt, sind beispielsweise genannt: Anzengruber, Auerbach, Baumbach, Bismarck, Bodenstedt, Dahn, Freytag, Hamerling, Heyse, Holtei, Keller, Ranke, Reuter, Riehl, Rosegger, Spielhagen, Stifter, Storm, Svoboda, Vischer, Wolf u. s. w. V.

Sinniger Unsinn. Von Wilhelm Raschinski. (Lahr. Moriz Schauenburg.)

Man merkt, daß Wilhelm Raschinski bei Jean Paul in die Schule gegangen ist; die Detailmalerei, die feine Beobachtung und Wiedergabe des Kleinen und scheinbar Unwesentlichen, die Verknüpfung entlegener Punkte zu einheitlichem Ganzen, und vor Allem der stets schlagfertige Witz zeugen davon. V.

Zeitung für Männer. Moral-sociale Blätter. Erscheinen Sonnabends nach dem 1. und 15. jeden Monats. Hamburg.

Die Zeitung für Männer behandelt mit Ernst und Würde solche medicinische, juristische, sociale, culturhistorische, sittengeschichtliche, ethnologische und andere wichtige oder wissenswerte Gegenstände, deren Erörterung nur für ernst denkende Männer geeignet erscheint. Es darf die Zeitung für Männer nicht davor zurückschrecken, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen, wenn es sich um das Wohl des Einzelnen, um das Glück der Familien und das Interesse der Gesellschaft handelt. V.

Militärisch-politische Revue „**Bellona**". Unter Mitwirkung von Fachschriftstellern herausgegeben von Wilhelm du Nord. Erscheint am 1. und 14. jeden Monats. (Wien. Selbstverlag des Herausgebers.) Der sehr interessante Inhalt des ersten Heftes läßt erwarten, daß uns hier eine gediegene Zeitschrift für das militärische Fach gegründet worden ist. M.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauft. (A. Hartlebens Verlag in Wien. Jährlich 12 Hefte.)

Das Programm dieser beliebten und bewährten Zeitschrift umfaßt wie bisher alle Fortschritte der geographischen Wissenschaft und außerdem noch die dankenswerte Specialität, einzelne Länder und Völker in eingehenden, durch Original-Illustrationen erläuterten Artikeln näher bekannt zu machen. V.

Der Stein der Weisen. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. Redigiert von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. In halbmonatlichen Heften. Mit ca. 1000 Illustrationen. „Der Stein der Weisen," ein ganz eigenartiges Journal-Unternehmen, bewegt sich ausschließlich auf dem Gebiete populärer Wissenschaften und beabsichtigt, die immer mehr sich anhäufenden Wissensschätze einem größeren Leserkreise in interessanter, fesselnder Form zu vermitteln. (A. Hartleben. Wien.)

Unsere Kunst in Wort und Bild. Soeben erschien die erste Lieferung dieses unter dem Protectorate Ihrer k. u. k. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Theresia herausgegebenen Prachtwerkes, welche uns in prächtiger Ausstattung vorliegt. Das Werk, das von Moriz Band redigiert ist, bietet eine Fülle anregender Beiträge und Porträts.

Ferner dem Heimgarten zugegangen:

Der Fleck auf der Ehr'. Volksstück von Ludwig Anzengruber. (Dresden. E. Piersons Verlag. 1890.)

Ut Sloß un Kathen. Erzählung in niederdeutscher Mundart von F. Stillfried (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Feldspath. Drei Erzählungen aus Hessen von E. Mentzel. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit von Silvia Andrea. (Glarus. J. Vogel. 1889.)

Die Haimonskinder. Episches Gedicht aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges von Otto von Bacano. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.)

Rufer im Streite. Roman von Ferdinand Schifkorn. (Dresden. Heinrich Minden. 1890.)

Lebensmächte. Roman in vier Büchern von Stephan Milow. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1890.)

Faustine. Roman von Silvia Andrea. (Glarus. J. Vogel. 1889.)

Der heilige Amor. Von Johannes Prölß. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.)

Arabesken und Grotesken. Einfälle in Vers und Prosa. Von D. Haek. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.)

Deutsch-österreichische National-Bibliothek. Herausg. v. Dr. Hermann Weichelt.
Ausgewählte Gedichte von Anastasius Grün.
Der Hausball. Erzählung aus dem Jahre 1781 von B***.
Christoforo Colombo. Episches Gedicht von A. L. Frankl.
(Reichenberg i. B. Verlag H. Weichelt.)

Goethes Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freih. von Biedermann. 2. Band. 1805—1810. (Leipzig. H. B. v. Biedermann. 1889.)

Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Von Lina Morgenstern. Neue Folge. Bis zum 22. Heft erschienen. (Deutsche Hausfrauen-Zeitung. Berlin.)

Die vier Jahreszeiten. Von Armin Franke. (Berlin. Julius Bohne. 1889)

Das deutsche Volkstheater. Eine Frage der Zeit von Robert Prölß. (Dresden. F. Oehlmann. 1889.)

Grundzüge der deutschen Poetik für den Schul- und Selbstunterricht. Von Hans Sommert. Dritte verbesserte Auflage. (Wien. Bermann & Altmaun.)

Hygienische Episteln für Lehrer und Eltern. Von Ernst Schelmerding. Herausgegeben vom deutschen Lehrerverein in Böhmen. 1. Band. (Reichenberg. J. Fritsche. 1889.)

Das Normalkind. Praktische Anleitung für Mütter, Kinder gesund, schön und gut großzuziehen. Von Frau Anna Woas. Zweite Auflage. Berlin. Fr. Pfeilstücker.

Die Findelpflege. Von Dr. Robert W. Raudnitz. (Wien. Urban & Schwarzenberg.)

Das Trinken in mehr als fünfhundert Gleichnissen und Redensarten. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung aus der Mythologie. Von Hermann Schrader. (Berlin. Lüsenöder. 1890.)

Vegetarisches Kochbuch für Freunde der natürlichen Lebensweise mit einem Vorwort und Nachwort von Eduard Baltzer. Neueste vermehrte Auflage, überarbeitet von Bruno Meyer. (Leipzig. H. Hartung & Sohn. 1890.)

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Richard Fleischer. Vierzehnter Jahrgang. (Breslau. Ed. Trewendt.)

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte. Dreiunddreißigster Jahrgang. (Braunschweig. Georg Westermann.)

Vom Fels zum Meer. Spemanns illustrirte Zeitschrift für das deutsche Haus. (Stuttgart. W. Spemann.)

Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. Herausgegeben von Paul Lindau. 51. Band. (Breslau. S. Schottländer.)

Velhagen und Klasings **neue Monatshefte.** Vierter Jahrgang. (Bielefeld und Leipzig.)

Universum. Oesterreichisch - ungarische illustrierte Familienzeitschrift. Jedes Heft enthält 3—4 besondere Kunstbeilagen. Alle 14 Tage ein 7 bis 8 Bogen starkes Heft, jährlich 26 Hefte.

Zeitschrift für das österreichische Volksschulwesen. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner von Prof. Dr. Karl Rieger, k. k. Bezirksschulinspector. Erster Jahrgang. 1889—1890.. (Prag. F. Tempsky.)

Rund um die Welt. Eine Zeitschrift für Volapükisten und Solche, die es werden wollen. Zweiter Jahrgang. Chef-Redaction: Wien IX., Türkenstraße 15. Dr. Siegfried Lederer.)

Wesen, Zweck und Ziel der Weltsprache. (F. Simon. Berlin SW. 48, Puttkamerstraße 22.)

Zukunft. Zeitschrift für gemeinnützige naturwissenschaftliche Heilkunde. Verantwortlicher Redacteur: Wilhelm Ressel, Reichenberg in Böhmen. Dritter Jahrgang. (Herausgeber und Verleger: von Seth, Bremen.)

Vorbilder für häusliche Kunstarbeiten von Franz Sales Meyer. 1. Lieferung. (Leipzig. E. A. Seemann. 1889.)

Die Liebhaberkünste von Franz Sales Meyer. 1. Lieferung. (Leipzig. E. A. Seemann. 1889.)

Die Aquarell-Malerei. Bemerkungen über die Technik derselben von Max Schmidt. Sechste vermehrte Auflage. (Leipzig. Th. Grieben. 1890.)

Unter den Fahnen. Die Völker Oesterreich-Ungarns in Waffen. Im Vereine mit

Gustav Bancalari und Franz Rieger verfaßt von Alfons Danzer. Illustriert von Felician Freiherrn v. Myrbach. 11 Tafeln in Farbendruck, 138 Textabbildungen. (F. Tempsky. Prag.)

Grazer Schreibkalender für das Gemeinjahr 1890. Mit Illustrationen. 106. Jahrgang. (Graz. Leykam.)

Postkarten des Heimgarten.

Ekkehart: Sie finden Ihre Gefühle in tausend Dichtungen deutscher Poeten herrlich ausgedrückt.

J. W., Gersdorf: Vollkommen einverstanden. Besten Dank.

J. W., Graz: Unser verehrter Dichternestor vollendet sein 90. Lebensjahr am 10. November 1890.

M. M., Graz: Fortsetzung aus Hamerlings „Lehrjahren der Liebe" folgt im nächsten Hefte. — Auf unsere Herausforderung an die „Dresdener Zeitung," daß sie den Beweis der Echtheit des Gedichtes „Dem Leben gehör' ich noch an" liefere, ist kein Bescheid erfolgt. Es wird also mit Bestimmtheit angenommen werden dürfen, daß genanntes Gedicht nicht von Robert Hamerling stammt.

H. B., Wien: Recht schönen Dank. Das fliegende Blatt trägt aber zu wenig des Volksthümlichen und zu viel eines Gelegenheitsgedichtes an sich, um im großen Publicum Interesse zu finden.

R. L., Wien: Sie ziehen Ihr, wir sagen unbedenklich: Plagiat, augenblicklich zurück, wenn Sie wissen, daß wir das Original kennen. Das Original ist von Carl Achleitner aus dessen Sammlung: „Weil ma in d Welt taugn!" (Hamburg) und lautet:

Zwöng wos.

Eh ma gstraft wird von Gricht,
Wird ma nu amol gfragt,
Ob ma dert schan a mol
A Straf agsößn hat.

Is a bstandigö Frag
Da drinat ban Gricht.
Drum hat's a da Richta
An Holzman znachst g'richt. —

„Na ja," sagt aft der braf,
Wann's ös wissn grad müeßts. —
I han vor droi Jahrn
A siebm Wocha so büeßt." —

„Zwöng was habms Di eingspört,"
Fragt da Richta aft streng. —
„Zweng wos das s mi eingspört?
Daß i aussa nöt mögn." —

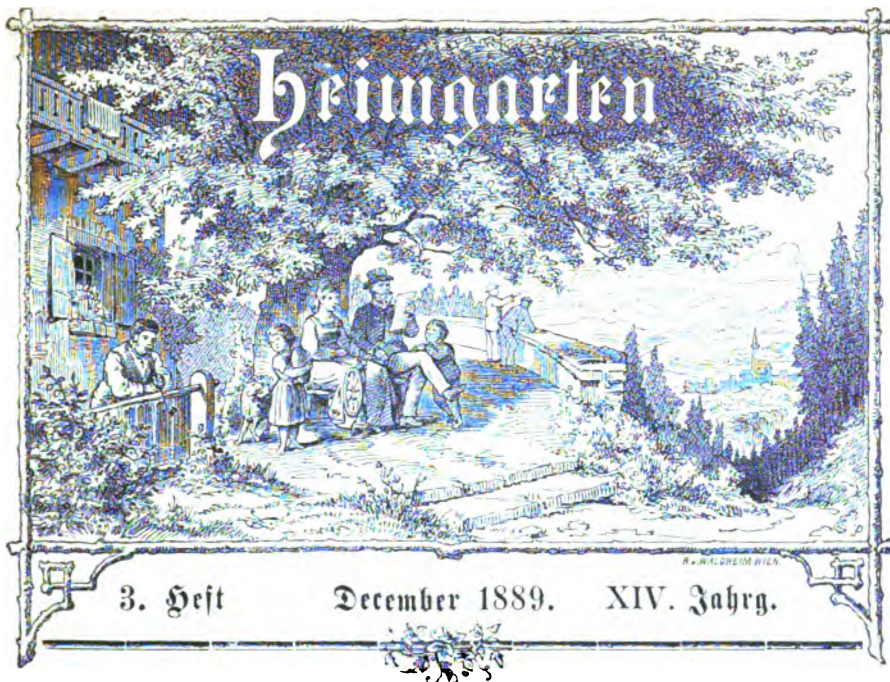
J. L., Graz: Vielleicht gelegentlich.

Josef Wichner, Krems: Dieweil Sie Ihr ganz einziges Büchlein „Alraunwurzeln" dem Herausgeber dieser Zeitschrift gewidmet haben, so ist dieser nicht blöde und greift tapfer zu. Nicht weniger als sieben Trümpfe spielt er aus Ihrer Karte, wie Sie in diesem Hefte ersehen werden. Aber Sie haben noch mehr des guten Blattes in der Hand. Also nichts für ungut. Wir verrathen Ihnen nur, daß Jedermann, der Ihr Werkchen liest, davon bezaubert ist. Auch die Herren Lehrer werden sich darum annehmen, daß dieses echte und wahre Volksbuch recht unter die Leute komme. Ihr Herr Verleger, den wir grüßen lassen, wird darob nicht böse sein.

B. K., Linz: Dieselbe Geschichte stand viel besser in den Blättern und lautet: Kürzlich kam zu einem Photographen in Lübeck ein Bauer aus dem „Travemünder Winkel" und gab dem Wunsche Ausdruck, sich photographieren zu lassen. „Wünschen Sie Brustbild oder Kniestück?" fragte ihn der Künstler. „Mien gode Herr," antwortete Jener treuherzig, „wenn dat nich to düer is, wull ick doch gern 'n Bild hebben, wo der Kopp mit up wär'!" — Solche Anekdoten können wohl bearbeitet, sollen aber nicht verwässert werden. — Die Beantwortung Ihrer Frage finden Sie in den Erinnerungen an Hamerling in einem der nächsten Hefte. Wir deuten nur an, daß Ihnen eine Ueberraschung bevorsteht.

× Es wird dringend ersucht, Manuscripte welcher Art immer, ohne vorhergehende Anfrage nicht einzuschicken, wir könnten nicht dafür bürgen. Auch hat der Verlag dafür kein Honorar ausgesetzt.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



3. Heft December 1889. XIV. Jahrg.

Robert Hamerlings letztes Gedicht.

An B.

Kind, das nun harmlos gaukelt, wie ein Falter,
Vorbei am Kranken, Schmerzgefolterten,
Wenn heimgehn Du mich sahst nach langem Leid,
Gedenke meiner nicht im Braus der Jugend:
Nur flüchtig würdest meiner Du gedenken;
Auch nicht im Liebes-, Eh'- und MuttergIücke:
Nur matt im Trubel wäre Dein Erinnern.
Mit sechzig Jahren erst gedenke meiner:
Des armen, kranken Mann's, den Du gesehen
So Jahr für Jahr auf seinem Schmerzenslager,
Und der, von unablässiger Qual gefoltert,
Mühselig ächzend Weniges nur gesprochen,
Der nichts Dir war und nichts Dir konnte sein.
Mit sechzig Jahren, Kind, gedenke seiner:
Dann denkst Du sinnend seiner, lange sinnend,
Und spätes, tiefes Mitleid überkommt Dich
Mit dem, der ausruht längst von aller Qual,
Und eine Thräne quillt Dir aus dem Aug'
Als Todtenopfer für den längst Verblichenen,
Der nichts Dir war und nichts Dir konnte sein.

Rob. Hamerling.

Stiftinghaus, den 18. Juni 1889.

Der Rosengarten.

Eine Geschichte aus der Eiswelt von Heinrich Noë.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen begab sich der Verwalter Schönau frühzeitig in sein Arbeitszimmer. Man hatte ihm berichtet, daß in der Nacht Briefe heraufgekommen seien. Der Ueberbringer war kein anderer gewesen, als der Knecht, der Clara heraufgeleitet hatte. Diesem waren sie, weil man jede der seltenen Gelegenheiten, bei welchen Jemand auf den Schneeberg gieng, benützte, mitgegeben worden.

Aus den Berichten, die vom Schmelzwerke herauf kamen, entnahm er, daß der Gewinn an Edelmetall aus dem Gestein, welches man vorher weggeworfen hatte, ein über alle Voraussicht erfreulicher gewesen sei.

Wenn ihn in seiner dermaligen Gemüthsverfassung überhaupt irgend etwas mit wahrer Genugthuung hätte erfüllen können, so wäre es diese Nachricht gewesen. Aber in seinem Innersten barg sich etwas, was keine rechte Freude aufkommen ließ.

Als er aus der Schreibstube hinausgieng und unten die größtentheils von Schnee überdeckten Hügel eben jenes Gesteins betrachtete, packte es ihn wieder mit einer seltsamen Gedankenverknüpfung.

Es war, als ob diese Steine Sprache bekämen und zu ihm sagten: „Wir sind weggeworfen und verlassen worden, ohne daß der Bergmann nachgeforscht hätte, wie viel Edelgehalt wir bergen. Es kommt die Zeit, in welcher er wieder zu uns zurückkehrt."

Er betrat heute den finsteren Schacht in einer eigenthümlichen Stimmung.

Während er darin verweilte, ereignete sich etwas, wodurch unter den Knappen, welche ihre mit Gestein angefüllten Karren auf den in den Schnee gelegten Brettern fortbewegten, fast eben solches Aufsehen erregt wurde, als gestern Erstaunen beim Hutmann durch die Begegnung in der Nähe des Stollens.

Es erschien heute schon etwa drei Stunden vor Mittag von der Rabensteiner Seite her ein Wanderer auf dem Schneeberg, welcher nicht zum Knappenvolke gehörte. Der Mensch sah seltsam aus. Er trug eine Mütze von weißem Lammfell, die unten durch einen breiten rothen Sammtstreifen verbrämt war. Auch sein kurzer, durch einen Gürtel zusammengehaltener Rock bestand aus Lammfellen, deren wollene, rauhe Seite nach innen gekehrt war, während sie nach außen das Leder zeigte. Auf dem Rücken trug er einen Zwilchsack, in der Hand einen dicken Stock von Haselholz.

Dieser Mann hatte allein den Weg aus dem obersten Passeir her eingeschlagen, war aber augenscheinlich über das Timbljoch aus dem Oetzthal herübergekommen. Denn, wäre er im unteren Passeir aufgebrochen, so würde er wohl, um nach dem Eisak-Thal zu gelangen, einen bequemeren Uebergang gewählt haben.

Als er sich bei den Knappen erkundigte, ob er hier nicht auf irgend eine Labung rechnen könne, brachten diese anfangs gar keine Antwort heraus. Die Verwunderung darüber, daß ein einzelner, unbekannter Mensch durch den tiefen Schnee und über die

von den gefrorenen Wasserfällen sich breit über den Weg hinziehenden buckeligen Eisplatten hin habe heraufkommen können, schloß ihnen den Mund.

Erst auf seine wiederholte Frage wiesen sie ihn in das Knappenhaus. Im Vorhaus stand Gabel, der eben von der Arbeit zurück kam, um einen warmen Morgenimbiß zu sich zu nehmen.

Der alte Mann zeigte bei dieser unverhofften Erscheinung kein absonderliches Erstaunen. Es mochten ihm wohl in den langen Jahren auf dem Berge manch seltsame Menschen vorgekommen sein. Denn es gibt Wanderer, von welchen sich die städtischen Sommerreisenden nichts träumen lassen.

Mancher schlägt absonderliche Wege ein, weil er Grund hat, betretene zu scheuen.

Andere beuten die Neugierde und die Verwunderung der Menschen in so entlegenen Wohnsitzen aus, um durch allerlei Handelschaft oder Betriebsamkeit mühselig zu einem kleinen Erwerb zu gelangen.

Gabel sah dem Mann mit dem Lammfell, dessen Brust schwer keuchte, die Erschöpfung an. Er lud ihn ein, mit ihm von einer warmen Milchsuppe zu essen und führte ihn in die Stube hinauf.

Vielleicht waren aber die Knappen nicht so erstaunt gewesen, als der Wandersmann, wie sich ihm das Bild Claras darbot, als er in die Stube trat. Der Fremdling war offenbar hinlänglich weit in der Welt herumgekommen, um zu wissen, daß die Anwesenheit einer derartigen Frau unter solchen Umständen etwas ganz Ungewöhnliches, wenn nicht Wunderbares, an sich hatte und es jedenfalls absonderliche Dinge sein mußten, durch welche eine derartige Erscheinung auf den winterlichen Berg geführt worden war.

Clara widmete ihm keine nähere Aufmerksamkeit. Hier kam ihr ja Alles neu und auffallend vor. Uebrigens war sie zu sehr mit Nachsinnen über das beschäftigt, was heute geschehen sollte, als daß der Ankömmling ihre Aufmerksamkeit in besonderem Maße anzuregen vermocht hätte.

Nicht so verhielt es sich mit Gabel. Schon sein Grundsatz „Umsonst geschieht nichts auf der Welt“ ließ ihn in Allem, was ihm unverhofft aufstieß, eine Veranlassung zum Nachdenken finden. Wie sein Kopf immer voll war von Gedanken, die sich in eigenthümlichen Reihen bunt verketteten, so setzte er dies auch von der Wirklichkeit voraus.

Zu seiner Befriedigung war der Fremdling nicht karg an Worten. Er erzählte, daß er ein reisender Taschenspieler sei und seine Kunststücke in den Dörfern des oberen Oetzthales aufgeführt habe. Es gieng ihm schlecht. Er hatte erfahren, daß sich in Sterzing eine Wandertruppe befinde, die Vorstellungen gebe. Da hatte er sich nun, des einsamen Treibens müde und in der Hoffnung, etwas mehr zu gewinnen, auf den kürzesten Weg gemacht.

Eine solche Geschichte kam allerdings nicht alle Tage vor. Das Gebahren des Fremdlings ließ sich nur dadurch erklären, daß er in seiner Kunst ein Stümper war. Wie mochte er sich sonst in diesen Einöden mit Gefahr des Lebens herumtreiben?

Nachdem sich der Gast etwas gestärkt hatte, forderte ihn Gabel auf, irgend eines seiner Stücke zu zeigen. Es war ihm mehr darum zu thun, Clara einige Zerstreuung zu bieten, als etwas Neues zu sehen.

Der Fremdling hatte die Augen auf jene Nische gerichtet, aus welcher Gabel gestern den Mohnsamen genommen hatte. Dieselbe stand noch offen.

Gabel wunderte sich eben darüber, warum der Fremdling so starr dort hinein schaute, als er von diesem gefragt wurde:

„Was sind das für Zwiebel, welche auf dem Brett liegen?“

„Im Herbst hat ein Blumensamenhändler, der öfter die Berghöfe besucht, seinen Weg hier vorüber genommen und mir die Sachen angehängt. Er sagte, es seien Tulpen. Ich soll sie vor Weihnachten einsetzen, dann werden sie nach einigen Wochen die schönsten Blumen zeigen. Es ist gut, daß ich durch Sie daran erinnert werde, ich hätte es schier vergessen. Es ist ja jetzt an der Zeit.“

Der Fremde lächelte und sagte nach einer Weile:

„Da brauchen wir ja nicht so lange zu warten. Es wird sich gleich zeigen, ob der Mann die Wahrheit gesprochen hat. Bringt mir einen Blumentopf voll von Erde.“

Gabel hatte während einiger Wochen im Hochsommer auf dem Gesimse des Knappenhauses gegen Mittag Geranien und Nelken stehen. Die Töpfe mit den abgewelkten Stengeln befanden sich jetzt längst im Hausflur.

Nachdem der Künstler einen solchen Stengel, dessen Blüten im Frost schwarz geworden waren, herausgezogen hatte, setzte er die Zwiebel ein, nahm aus seinem Zwilchsack ein fadenscheiniges Tuch und deckte es über den Topf.

Dann goß er etwas Wasser darüber und bückte sich über das Geschirr. Zugleich begann er Worte aus einer unbekannten Sprache herzusagen. Sie hörte sich melodisch und weich an. Gabel verwandte kein Auge von den Lippen, Clara aber empfand eine Bewegung, von welcher sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Der Fremdling fuhr fort, seine einschmeichelnd klingenden, unverständlichen, doch nicht unverstandenen Worte herzusagen.

Nach einer Weile wurde der dünne, fast durchsichtige Lappen weggenommen. Man sah eine rothe, goldgestreifte Blüte aus der Zwiebel emporgekeimt.

„Soll sie noch weiter wachsen?“ fragte der Zauberer. Die beiden Zuschauer verstummten vor Erstaunen. Doch nickten sie.

Das Tuch wurde abermals darüber gedeckt, wieder erklangen die wohllautenden, eindringlichen Worte.

Man hätte etwa bis auf drei- oder vierhundert zählen können, bevor das Tuch abermals weggenommen wurde. Nun hatte sich der Stengel der Blüte um mehrere Zoll gehoben und diese selbst sich in voller Pracht entfaltet.*)

Gabel wollte ihm auch die übrigen Zwiebel zu gleicher Behandlung überweisen.

Der Fremdling aber sagte:

„Thun Sie das nicht, lassen Sie sich an diesem Beispiel genügen. Ich habe mit meinen Worten den Blumengeist gelockt, daß er sich regte. Aber diese Regung ist nicht von Dauer. Blumen, die auf solche Weise entstehen, welken bald. Es ist zu früh. Der Winter und der Frost müssen ihre Zeit haben. Wenn sie kommt, dann entfaltet sich Alles von selbst.“

Clara und Gabriel versuchten es vergeblich, ihr Erstaunen in Worte zu kleiden. Als die Frau dem armen Wanderer eine reichliche Belohnung übergab, hielt sie aus Rücksicht noch mit einer Frage zurück, welche ihr auf den Lippen schwebte. Es war die Frage, warum ein Mann, welcher derlei verstand, aus seiner Kunst nicht mehr Vortheil zu ziehen wisse.

---

*) Bei uns sieht man derlei sehr selten, umso häufiger aber in Indien. Was immer man über ein derartiges Kunststück denken möge, so viel steht fest, daß es ungezähltemale von Leuten aufgeführt wird, welche bis auf den Gürtel entblößt sind und welche sich unmöglich irgend eines künstlichen Behelfes dabei zu bedienen vermögen. Im Orient wird meist der Kern des Mango-Baumes benützt, aus welchem binnen fünf Minuten ein Bäumchen bis zu einer Höhe von einem halben Meter aufschießt. Bekanntlich werden unseren „Medien“ ähnliche Wirkungen zugeschrieben. Zweifel an der Thatsächlichkeit derartiger Vorkommnisse erscheinen nach den Berichten der zuverlässigsten Reisenden als ausgeschlossen.

Mit dieser Frage hatte Clara ihre Unbekanntschaft mit manchen Dingen und Verhältnissen dieser Welt verrathen. Sie vergaß, daß es sehr merkwürdige Menschen gibt, denen es mit allen ihren Fähigkeiten nur in den gedrücktesten und ärmlichsten Verhältnissen wohl wird. Dazu gehören viele von Denjenigen, von denen man gewöhnlich zu sagen pflegt, es sei ihnen nicht zu helfen.

Plötzlich erleuchtete ein Strahl des Lächelns Claras Gesicht.

„Ist es unmöglich," fragte sie den Künstler, „daß auch die übrigen Wurzeln zum Blühen gebracht werden?"

„Was bei einer gelingt, das ist bei hunderten möglich," antwortete dieser.

„Nun, dann lassen Sie auch die anderen Blüten emportreiben."

Der Zauberkünstler wiederholte, was er vorhin gesagt hatte. Clara aber entgegnete, sie werde binnen wenigen Tagen einen neuen Vorrath solcher Wurzeln heraufschaffen lassen, welche alsdann Gabel in ihrer natürlichen Entwicklung nicht hindern werde.

Der Zauberkünstler sagte, daß er ihr diese Zusicherung hinsichtlich des Gabel sofort glaube.

In der That, so viel Töpfe hereingebracht wurden, so oft wiederholte sich die Entfaltung einer Tulpenblüte.

Gabel hatte sofort begriffen, was Frau Clara damit vorhatte. Er zog es vor, kein Wort darüber verlauten zu lassen, überhaupt von dieser Absicht seines schönen Gastes gar keine Kenntnis zu nehmen. Er wußte, daß er vom Verwalter würde zur Rede gestellt werden, wenn dieser die Blumen auf seinem Fenstergesimse fände. Lügen wollte er nicht — also zog er es vor, nichts zu wissen. Trotz seines schlichten Gemüthes war er schlau genug, um vorauszusehen, daß sich die Schaffnerin leicht würde gewinnen lassen. Denn Frauen verstehen einander rasch.

Das waren die Blumen, welche wenige Stunden später Egon Schönau's Erstaunen erregten.

Der wandernde Künstler verabschiedete sich, reichlich beschenkt und erfreut, mit seinem Zwilchsack, um den Weg nach Sterzing fortzusetzen in der Hoffnung, daß es ihm dort gegeben sein würde, die Anziehungskräfte der bescheidenen Schaubühne durch seine Kunstfertigkeit zu verstärken.

Gabel blickte ihm noch eine Weile nach, dann kam er zurück und sagte:

„Es ist ein wirklicher und wahrhafter Hexenmeister. Der Zauber steckt in den Worten, die er so sanft vorbringt. Das aber nicht allein. Ich habe ihn scharf im Auge behalten und wohl bemerkt, daß er sich mit den Händen in der Luft allerlei zu schaffen machte. Vielleicht gibt es Luftgeister, von welchen er sich unterstützen läßt."

Clara versank in Schweigen. Es bemächtigte sich ihrer ein eigenthümlicher Gedanke. Hatte sie nicht selbst etwas vor, was sich mit der Thätigkeit dieses wandernden Menschen vergleichen ließ?

Freundliche Worte und die Geister der Einöde — da mußten die Werkzeuge sein, durch welche verlorenes Glück und verlorene Liebe wieder neu erblühen konnten.

Gabel hatte sich auf kurze Zeit aus der Stube entfernt, um Vorbereitungen für die Rückreise Claras ins Thal zu treffen. Als er ihr hierüber Mittheilung machte, sagte sie:

„Ich will dem Manne einen Brief an meine Schwester mitgeben, die unseren Johannes behütet. Ich selbst weiche keinen Schritt. Ich bleibe."

„Es ist zu früh," sagte Gabel kurz.

„Der ewige Sang," entgegnete Clara fast ungeduldig. „Es ist weder zu früh, noch zu spät."

Der alte Mann begann abermals, in allerlei seltsame Reden gewandet,

die Gründe vorzubringen, mit welchen er gestern die Frau von einem nach seiner Meinung unzeitigen Versöhnungsversuche abzubringen versucht hatte. Umsonst. Diesmal traf er auf einen stärkeren Willen als den seinigen. Es war, wie wenn seine eigene Wundergläubigkeit ansteckend gewirkt hätte. Clara schien in dem Vorgange mit den Blumen einen Wink zu sehen, der ihr von befreundeten Schutzmächten zukam.

Gabel seinerseits war nach den Vorgängen, die sich vor ein paar Wochen beim unteren Berghause abgespielt hatten und nach den von ihm an Schönau angestellten Beobachtungen überzeugt, daß sich der Verwalter jetzt noch in einem Zustand befand, in welchem es ihm eine Art von Behagen verursachte, sich und Anderen wehe zu thun. Er merkte das an den gereizten, bitteren Bemerkungen, welche der Mann, der sich selbst verbannt hatte, in seiner Unruhe zeitweilig von sich gab.

Auf der anderen Seite aber erkannte Gabel die Unmöglichkeit, Clara zum Fortgehen zu veranlassen. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, durch die wirkliche Hingebung, die sie jetzt bekundete, das Unglück aus ihrem Leben zu schaffen, welches in seinen letzten Ursachen doch nur auf kleine Mißverständnisse zurückzuführen war. So kam denn ein Vergleich zustande. Clara versprach, sich noch einige Tage hindurch nicht zu zeigen, Gabel seinerseits willigte ein, daß ihr die Schaffnerin die Gastfreundschaft zugestand, um welche sie jetzt ersucht wurde.

Auf diese Weise konnte der „arme Herr," wie der Hutmann seinen Vorgesetzten nannte, immerhin noch zur Wiedererlangung eines verscherzten Glückes gezwungen werden.

VI.

Ein Mittel der Verständigung war von Schönau, als er sein bisheriges Wohnhaus in der Stadt verließ, in der Blindheit seines damaligen Unmuthes abgeschnitten worden. Er hatte es sich bis auf Weiteres verbeten, daß man ihm Briefe schreibe. Schon am nächsten Tage bereute er ein solches Uebermaß von Schroffheit.

Aber es war zu spät. Er war nicht der Mann danach, etwas einmal Gesprochene so leichthin zurückzunehmen.

Clara hatte in der ersten Woche, als er auf dem Berge weilte, fast täglich geschrieben. Sämmtliche Briefe kamen zugleich in einem Pack uneröffnet zurück.

Nunmehr hatte sie es leichter. Es mußten sich, so dachte sie, während ihrer Anwesenheit an Ort und Stelle Mittel finden, ihm Mittheilungen zukommen zu lassen, ob er wollte oder nicht.

Zu diesem Behufe hatte sie etwas ausersonnen, worauf wohl viele Frauen in gleicher Lage gerathen wären. Sie hatte die Schwester aufgefordert, den kleinen Johannes ein paar Zeilen schreiben zu lassen. Dafür, daß sie ihrem Manne in die Hand und vor die Augen geriethen, ehe derselbe Gelegenheit fand, dieselben zurückzuweisen, wollte sie, wie sie meinte, schon sorgen.

Gabel bemerkte, daß dem Verwalter die Blumen höchst sonderbar vorkamen. Um seinen Grübeleien eine Ableitung zu bieten, erzählte er ganz dem Sachverhalt entsprechend, die Geschichte mit dem Zauberer. Schönau machte ihm Vorwürfe, daß er ihn nicht zu dieser Schaustellung geholt habe. Dieser entschuldigte sich mit der Schnelligkeit, mit der das Alles vorübergegangen war. So blieben denn, als die Mittagssonne siebenfarbige Feuer in den Frostblumen des obersten Fensters anfachte, vor demselben die vom Schimmer getroffenen Blumen in fast ebenso vielen Glanzfarben.

Es war dies aber nicht die einzige Ueberraschung, welche dieser Tag

dem Verwalter brachte. Was nachfolgte, war zwar nicht mehr so sinnig und ästhetisch, mochte aber doch auch seinen Anwert finden, und zwar nicht nur in der Meinung des alten Hutmannes, der davon wußte.

Die Mahlzeit, welche heute die Schaffnerin, wie gewöhnlich, ins Verwalterhaus hinüberbrachte, unterschied sich in ihrer Zubereitung so von der gewöhnlichen, daß dies Schönau trotz der Zerstreuung auffiel, welcher seine Gedanken fortwährend anheimgegeben waren.

Es ist eine seltsame Sache, wie Geruch und Geschmack, wenn auch als untergeordnete Sinne, auf die Erinnerung einzuwirken vermögen. Ein Duft, ein Hauch und ein Stück entfernter Vergangenheit steht oft wie aus dem Boden gestiegen vor uns.

Das Leben ist nicht anders — jeden Augenblick greift in unsere Empfindung eine Anregung herein, für welche wir nicht minder empfänglich sind, als viel niedrigere Wesen.

Was der Phantastik des Erscheinens jener Gestalt auf der mondbeschienenen Schneemauer, was der Zauberkunst eines wie durch ein Wunder hergewehten Menschen nicht gelungen war, das bewirkte ein zubereiteter Bissen.

Er zweifelte nicht mehr, daß sich Clara auf dem Berge befand.

Er hätte aufjubeln mögen in diesem Augenblicke, denn es war ihm nunmehr klar, daß der Ernst der Lage, welcher seine Selbstverbannung herbeigeführt hatte, wohlthätig in Beiden wirkte. Er selbst hatte sich seither ungezähltemale seine Kleinlichkeit und Heftigkeit vorgeworfen. Jetzt sah er, wie die nämliche Frau, von welcher er, dank ihrem Mangel an Selbstbeherrschung, in den letzten Tagen des Zusammenseins im eigenen Hause schier wie ein Fremder behandelt worden war, unter Lawinengefahr und unter Mühen, welchen sich die wenigsten starken Männer unterzogen hätten, in die Wildnis heraufkam, in der Absicht, mit ihm ein Leben zu theilen, das der Einbildungskraft selbst der abgehärteten Einwohner des Berglandes als eine Reihe von Schrecken vorschwebte.

Und er war es, der, um sich in seiner Barschheit folgerichtig zu erweisen, sie so zurückscheuchte, daß sie sich nicht einmal aus dem Thore des Schneegrabes hervor wagte und ihm sagen konnte: „Siehe, hier bin ich.“

War es jetzt nicht an ihm, alle Hindernisse zu überspringen und hinüber zu gehen?

Wenn er jemals rastlos zwischen seinen Schneemauern auf und ab schritt, so war es an diesem Mittage. Das Herz zog ihn, die Erwägung hielt ihn zurück. Denn es überkam ihn etwas von dem Gedankengange des alten Hutmannes.

Er wollte nicht, daß er und Clara umsonst gelitten und bereut hätten. Das Vorgefallene sollte seinen Ernst behalten und für immerdar als eine Markſäule dastehen zwischen dem früheren Abschnitte ihres Lebens und dem späteren. Auch ein leichter Schein von Schwäche konnte vielleicht all das Ungemach unfruchtbar machen. Es mußte sich zeigen, ob Clara's Gang auf diesen Berg mehr als eine Laune gewesen sei. War sie es doch auch bei ihm ursprünglich gewesen und mußte er sich doch, wenn er sich selbst nicht ungerecht anklagen wollte, sagen, daß er sich nachträglich nur deshalb steifnackig in sie festgerannt hatte, um ersprießlichere Folgen daraus zu ziehen, als aus den vielen unnützen Lagen des Schmollens und mürrischer Gesichter. Nein, die Stunde war noch nicht gekommen. Zudem verlockte ihn eine andere Aussicht.

In kurzer Zeit feierte man das freudvolle Fest der Christenheit. Wollte er den Beginn eines neuen Lebens nicht durch den Abglanz verschönern, welcher von einem solchen Tage auf dem neu angeknüpften Bunde haften

bleiben würde? Das wäre ein wahres Christgeschenk gewesen. Frieden auf Erden — Frieden auf der Höhe.

Diese Erwägung erleichterte ihm den Entschluß. Noch in späten Jahren sollten sie, wie er hoffte, vereint dieser absonderlichen Weihnacht gedenken. Das Vernünftige, was in dieser Erwägung lag, wappnete ihn während der nächsten paar Tage gegen jede weitere Schwäche.

Doch konnte er es sich nicht versagen, den Duckmäuser von alten Gabel, der fortwährend nichts wußte, durch allerlei gelegentliche Bemerkungen in Verlegenheit zu setzen.

So sagte er am nächsten Tage zu ihm:

„Ist der Zauberkünstler auch in die Küche gekommen?"

Auf die verwunderte Verneinung fuhr er fort:

„Ich glaubte nur so, daß er der Schaffnerin einen verzauberten Kochlöffel hinterlassen hat. Es schmeckt jetzt Alles ganz anders als früher.

Der alte Sonderling antwortete lächelnd: „Wer gut aufgelegt ist, dem ist leicht gekocht."

Jeder der beiden Männer wußte vom anderen, daß er über das unterrichtet war, was ihm gegenüber verschwiegen wurde.

Hätte Gabel noch darüber irgend einen Zweifel haben können, so wäre derselbe verschwunden, als es der Verwalter unterließ, ihn über die Herkunft eines kleinen Briefes zu befragen, den er einige Tage später auf seinem Tische liegend fand.

Dieser Brief war von einer ungelenken Kinderhand geschrieben und lautete so:

„Lieber Vater!

Die Mutter ist fortgereist, dorthin, wo das Christkind wohnt. Sie will das Christkind bitten, daß es uns Allen etwas recht Schönes bringt. Auch Du wirst dabei sein, wenn es kommt. Das Christkind geht jetzt schon um, ich habe es bei der Nacht am Himmel fliegen gesehen. Die Sterne glänzen jetzt so hell in der Nacht. Ich freue mich schon, wenn wir alle wieder beieinander sind. Es küßt dich, lieber Vater,

Dein Johannes, sechs Jahre alt."

Diese Zeilen versetzten Egon in Freude sowohl, als in Unruhe. Er selbst lechzte nach der Stunde, in welcher die Familie wieder vereinigt sein würde. Wie konnte dies jedoch geschehen, ohne daß er seinem Vorsatze, noch eine Reihe von Prüfungstagen einzuhalten, untreu wurde?

Während der heiligen Zeit verließ sogar ein großer Theil der Knappen den Berg, um die Festtage wieder in heimlicheren Wohnstätten zuzubringen.

Es war ihm ein Leichtes, während dieser Tage Urlaub zu erhalten. Sicherlich erwarteten es seine Vorgesetzten nicht anders. Dann hätte er aber entweder vom häuslichen Herde fern bleiben müssen, oder sich, vorausgesetzt, daß auch Clara hinabgestiegen wäre, ungerufen bei den Seinigen eingefunden.

Durch die enge Lücke zwischen der Schneemauer und dem Hause drang so viel Sonnenglanz herein, daß er beschloß, heute hinauszugehen in den Frieden der Bergwelt und seine Gedanken zu sammeln. Er konnte ein geraumes Stück in der Richtung gegen den Tunnel hin unbehindert gehen, weil die Knappen mit ihren Karren den Weg festgetreten hatten.

Ja, der kleine, verlassene Knabe hatte recht — schön glänzten die Sterne dieser Winternächte, herrlich schien aber auch die Sonne von dem unumwölkten, tiefblauen Himmel. Die höchsten Grate in ihrer blendenden Weiße schienen so nah, daß ein Unkundiger hätte glauben können, er würde sie nach wenigen Schritten erreichen. Nichts regte sich. Nur hier und dort rieselte in der Wärme des



Mittags ein winziger Schneeballen an steilen Hängen über die harte Frostdecke. Ein leichter Thalwind trug aus großer Tiefe den verwehten Hall einer Glocke herauf — ein Klang, den Egon lange nicht mehr vernommen hatte und der ihn tief ergriff in dieser lichtvollen Wüste.

Lange Zeit stand er in Betrachtung versunken vor diesem Bilde.

Endlich wandte er sich rasch um, schlug den Rückweg zu seinem Hause ein und ließ Gabel durch einen Knappen herbeirufen.

„Was denkt Ihr vom Wetter, Gabel?" sagte er hastig, sowie dieser die Schwelle überschritten hatte.

„Der Mond ist im Zunehmen. Wir werden auf Wochen hinaus keine Wolke zu sehen bekommen. Der Himmel ist von Erz," antwortete dieser.

„Nun, merkt wohl, was ich Euch sage," fuhr Schönau fort „und widersprecht mir nicht. Ich gehe heute ins Land hinab und komme zwei Tage vor Weihnachten wieder herauf."

Gabel konnte seine Betroffenheit nicht verbergen. Er wollte irgend etwas erwidern, aber ein eigenthümlicher Blick Egons bannte die Worte auf seinen Lippen.

Dieser Blick sagte klar und deutlich: Sei ruhig, sage es ihr, ich werde kommen und Alles wird gut werden.

Gabel wußte, daß hier nichts mehr zu entgegnen war. Während Schönau seine Vorbereitungen traf, gieng er in das Knappenhaus hinein.

Als der Verwalter nach kaum einer halben Stunde in Begleitung eines Knappen, der ihm einiges Gepäck trug, herauskam, verabschiedete sich der Hutmann von ihm mit den Worten: „Es ist keine Gefahr — Gott wird Sie und was Ihnen am liebsten ist, sicher wieder heraufgeleiten. Es wird eine fröhliche Weihnacht werden."

Dann bewegte sich Egon rasch der finsteren Pforte des Tunnelschachtes entgegen.

Gabel ließ mehr als eine Stunde vergehen, bevor er Clara von dieser Reise in Kenntnis setzte.

Die Wirkung auf die arme Frau war eine niederschmetternde. Schon der Umstand, daß Egon nicht gefragt hatte, woher das kindliche Brieflein kam, das ihm auf ihr Geheiß auf den Tisch gelegt worden war, hatte sie in Bangigkeit versetzt.

„Er ist fort," rief sie schluchzend, „er wird niemals wieder kommen!" Dann brach sie in einen Thränenstrom aus, den kein Zureden des alten Mannes zu stillen vermochte.

Es ist die letzte Prüfung, sagte sich Gabel in Gedanken.

Oft, wenn im Sommer des Hochgebirges lange Zeit Trübung und Stürme die Menschen der Höhe heimgesucht hatten, entlud sich schließlich ein Unwetter, plötzlich, heftig, beängstigender und schwerer, als alle vorhergehenden. Das galt den harrenden Menschen als ein Zeichen sicherer Erlösung. Unter solchen Zeichen nahm immer die schwere Zeit von ihnen Abschied. So mußte es, das empfand das treue Gemüth des Greises, auch hier geschehen.

Und ich Thörin, klagte die Frau, die ich das arme Kind schreiben ließ, seine Mutter hole das Christkind!

„Haben Sie keine Angst, liebwerte, gnädige, gute Frau. Der Vater holt es!"

Gabel war schon im Zweifel gewesen, ob er die Gewißheit, die er darüber hatte, daß Schönau von der Gegenwart Claras wußte, ihr mittheilen sollte oder nicht. So sehr ihm die Versuchung nahe trat, so schwieg er dennoch über seine Beobachtungen. Auch brachte Clara kein Wort mehr aus ihm heraus über das, was er unter dem Christkinde verstand.

Die Tage, welche diesem Auftritte folgten, verbrachte Clara fast gänzlich damit, daß sie fortfuhr, in Egons Wohnraum verschönernd einzugreifen. Sie hatte schon bis jetzt dazu die wenigen Hilfsmittel verwendet, welche

sie aus dem Thale heraufschaffen zu lassen imstande gewesen war. Daß Egon, dem nichts davon entgehen konnte, es nicht zu beachten schien, würde sie in Kümmernis versetzt haben, wenn es ihr Gabriel nicht ausgeredet hätte. Dieser sagte:

„Wenn es den Herrn in seinem Herzen nicht erfreute, so hätte ich wohl etwas zu hören bekommen.“

Manchmal sagte er auch:

„Der Herr wird schon wissen, daß die Weihnachtsfrau tagelang vorher umgeht, bevor das richtige Christkind kommt.“

Einmal, als sie wieder von dem Gedanken gequält wurde, Egon würde nicht mehr auf den Berg zurückkehren, sagte er neckisch:

„Eigentlich sollte ich Sie, hochwerte Frau, gar nicht trösten, denn Sie haben mir nichts Gutes angethan.“

Clara erschrak bei dem Gedanken, daß ihr auch diese Stütze vielleicht noch fehlen könnte. Sie fragte ihn betroffen, wie er das meine. Er antwortete lächelnd:

„Nun ja, weil Sie mir es weggenommen haben, dem armen Herrn sein Nest einzurichten. Glaubt er nicht heute noch, die Zirbentafeln, mit denen ich ihm die Stube ausgeschlagen habe, seien aus dem Berghaus? Und doch habe ich sie dort unten aus einem Wohnsitz herausnehmen lassen, der voriges Jahr vom Bach ganz mit der Muhr angefüllt worden ist und wo mir die Leute gern das Getäfel gegeben haben, wenn ich dem Buben den Knappendienst verschaffe. Und so hätte ich's fort und fort machen können, wenn Sie, gütige Frau, mich in meiner Hantierung nicht gestört hätten. So ein alter Mensch ist nicht einmal mehr zum Wohlthun da.“

Bewegt reichte Clara ihre Hand Gabel hin, welcher dieselbe kaum mit den Fingerspitzen zu fassen wagte.

„Es soll Euch nicht vergessen werden,“ sagte sie.

Der alte Hutmann hatte noch etwas Anderes gethan, um ihr Trost zu bringen. Er hatte ins untere Bremswerk hinab sagen lassen, daß sie eine weißrothe Flagge aufziehen sollten, wenn der Bergverwalter zurückkäme. Es war dies die Flagge, welche man am Tage der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute, gebrauchte. Den Leuten oben am östlichen Ausgang des Stollens gebot er, auf das Aufziehen dieser Fahne achtzuhaben. Auf dem Hintergrunde des Schnees mußten sie den scharlachrothen Fleck alsbald gewahren. Dann sollte Einer augenblicklich in das Knappenhaus kommen und die Nachricht überbringen, die alsdann immer noch vier oder fünf Stunden vor Schönau ankommen mußte.

Die einzige Besorgnis, welche Gabel erfüllte, war, daß vielleicht ein Südwind über das Hochgebirg hereinbrechen und durch Schneegestöber und Lawinengefahr den Berg unzugänglich machen könnte. Dann könnte es bis in das neue Jahr hinein dauern, bevor Jemand, sei es zu Fuß oder mit dem Aufzug, heraufzukommen vermochte. Diese Befürchtungen verhehlte er vor Clara.

Und das Wetterglück war mit all den einsamen Leuten. Denn jeden Tag schloß ein Glühen und am Morgen kam die Sonne über einen Himmel herauf, wie ihn die Sommerwanderer niemals sahen. Die Leute auf dem Berge konnten glauben, daß sie mit einigen anderen besonnten Inseln allein wären im Himmelsraum. Die Inseln waren die höchsten Erhebungen der Alpen, und ein Gewoge von Nebeln deckte die Thäler zu.

Clara verließ fast zu jeder Stunde das Haus, um dem Boten entgegenzugehen, der ihr die Nachricht überbrächte, daß man das rothe Zeichen gesehen habe. Dann schaute sie wohl selbst in das Dunstmeer hinunter. Auf dem Grunde desselben weilte Alles, was sie liebte und wonach sie sich sehnte auf dem Erdenrund.

Es war in der zehnten Vormittagsstunde des vorletzten Tages vor dem Weihnachtsfeste. Diesmal hatte sie sich in fester Hoffnung aufgemacht. Und dieselbe wurde nicht betrogen. Schon von ferne winkte ihr ein Knappe zu.

Es war das erstemal, daß ein grüner Tannenbaum von unten her auf die Höhe des Schneeberges wanderte. Sein Grün erheiterte nicht nur die Weihnacht, sondern bedeutete diesmal auch Hoffnung, die Hoffnung auf ein neues Leben.

Egon und Clara sanken sich wortlos in die Arme. Das wirkliche Christkind aber, nachdem es sich von dem Staunen über die wunderbare Fahrt erholt hatte, auf welcher es in ein Land gekommen war, welches mit seinem silbernen Glanze einen wahrhaftigen Weihnachtshimmel darstellte, war Johannes.

Dieses Christkind verherrlichte nicht nur den Abend, sondern es bewirkte, daß die vereinten Ehegatten unter seinem Zeichen blieben, so lange sie auf dem Berge waren. Beide trafen sich im Wetteifer, wer dem Kinde, dessen Wohlergehen bei irgend einem Wechselfall der Gesundheit auf dieser Höhe schier völlig entrückt war, mehr Liebes und Gutes anzuthun vermöchte.

So vergieng der Winter — nicht eine Reihe von Schrecknissen, sondern eine ruhige Sonnenzeit hoch über der Trübung, welche vergessen unten im Thale lag. Als der Frühling kam und auf den Wegen die Granatsteine, mit welchen sie von den seligen, holden Frauen belegt worden waren, wieder zum Vorschein kamen, wanderten die drei glücklichen Menschenkinder ins Thal hinab, um den alten Wohnsitz aufzusuchen.

Egon hatte den alten Gabel, welchem er unten einen Ruheposten verschafft hatte, mitgenommen. Er hatte erwartet, daß es einen schmerzlichen Auftritt geben werde, wenn sich der Greis von den Gräbern der Seinigen dort oben trennen sollte. Darin hatte er sich aber geirrt. Mit einem milden Lächeln verließ er die Stätte. Zu Clara gewendet, sagte der alte Hutmann:

„Hier sind sie nicht."

Als die Einsiedler des Berges denselben vereint verließen, durchschritten sie den schwarzen Engpaß des Erdstollens. Als sie an jener Mündung desselben angekommen waren, die gegen Aufgang liegt, freuten sie sich über den weiten Ausblick, der sich im Sonnenschein vor ihnen aufthat.

Der Schacht schien sie nunmehr zu trennen von allem dem, was sie dort oben gelitten, erstrebt und genossen hatten.

Als sie am unteren Rande der noch von Schnee bedeckten, öden Hochkare standen, erinnerte sich Egon jenes Ganges, welchen er, von Unruhe und Zweifeln bedrückt, an dem Tage zurückgelegt hatte, an welchem er Clara von jenem Hause auf der unteren Thalstufe zurückwies.

Es fiel ihm dabei ein, wie ihn damals das Märchen beschäftigt hatte, das Märchen, welches sich die Leute vom Berge erzählen, vom Rosengarten, welcher in der Fels- und Schneewüste erblühen würde, wenn der Mensch jenes einzige Wort wüßte, durch welches die Täuschung verschwindet und der Garten an ihrer Stelle sich emporhebt.

Gabel blieb stehen, betrachtete Egon und Clara mit Augen, aus welchen jugendliches Feuer glänzte und sagte, die Hand gegen den Berg hin ausstreckend:

„Ich weiß es, dieses Wort, und Ihr selbst wißt es und habt es ausgesprochen."

„So nennt es," sagte Clara, ihre Augen auf Egon richtend.

„Die Liebe!" entgegnete der alte Mann, indem er seinen Genossen thalwärts voranschritt.

Arme Seelen.

Eine Dorfgeschichte von P. K. Rosegger.

Gregor bekreuzte sich und gieng fensterln. Das Letztere, damit er sein Dirndl busseln konnte und das Erstere, damit er dabei nicht erwischt werde, denn Prügel sind so schlimm wie der Gottseibeiuns, darum bekreuzte sich der Gregor. Ein Auerhahnjäger und ein Verliebter, der des Nachts zum Fensterl geht, müssen schlau sein; wo das Wasser rauschte und wann der Wind fächelte, da konnte der junge Mann kernig auftreten, wo es aber still war, da mußte er schleichen. Als er dem Hause nahe kam, zog er sogar die Stiefel aus; es wird nachher ja auch sein müssen, dachte er sich. Als er am Fensterchen stand, lauerte er, und da nichts Verdächtiges zu sehen oder zu hören war, so bog er sachte seinen Finger ein und klopfte leise an der Fensterscheibe. Hernach lehnte er seine heiße Wange an die Glastafel und betete flüsternd sein Gasselsprüchlein:

„Viel Stern stehn am Himmel,
Eiskalt geht da Wind,
Geh rath ma, mei Dirndl,
Wo ih a worm's Platzl find'!"

Jetzt geht langsam und still das Fenster auf und eine weiche Stimme haucht warm das Wort heraus: „Daß Du nur da bist, Gregor. Ich fürcht mich so viel. Es ist mir wieder meine Mutter vorkommen."

„Laß Deine Mutter rasten auf dem Freithof und sei froh, daß Du selber lebst. Schau, ich leb auch und so thun wir halt ein bissel miteinanderleben allzwei."

„So oft ich einschlaf, steht sie auch schon da," erzählt das Dirndl. „Neben der Thür dort beim Kasten steht sie, ihr blaues Gewand hat sie an, aber sagen thut sie nichts. Nur die Händ halt sie zusamm, als wollt sie mich um was bitten, und so betrübt schaut sie mich an. Nachher wie ich munter werd und sie fragen will um ihr Begehr, ist sie weg. So viel fürchten thu ich mich vor ihr. Waschnaß bin ich vor lauter Angst. Ich denk, die Mutter wird was zu leiden haben."

„Wirst halt müssen zu der Armenseelenstanzel gehen," meint der Gregor.

„Hab' mir's wohl auch schon gedacht," antwortete sie. „Wenn ich nur meine Küh nicht hätt, morgen wollt' ich zu ihr hinauf. In Obdach, hör ich, thät sie sein. 's ist halt so viel weit."

„Wenn's Dir recht ist, Gitterl, so geh ich statt Deiner morgen nach Obdach, zu der Armenseelenstanzel."

„Jessas, Gregor, wenn Du so gut wärst! Und thätst ihr's erzählen, wie lang sie schon verstorben ist, meine Mutter — morgen wird's just drei Wochen, daß wir sie hinein haben gesteckt — und daß sie seither alle Nacht und alle Nacht zu mir thät kommen und beim Kasten stehen und mit den Händen bitten um Hilf —."

„Kein schlechtes Zeichen wär's eh nicht," meinte der Bursche. „Ich hab oft gehört sagen, wer in der Höll wär, der kunnt nicht mehr kommen und sich anmelden. Im Fegfeuer wird sie halt sein, Deine Mutter."

„Aber das Fegfeuer ist halt auch nicht gut, mein Bübel," sagte sie, „wie soll Eins denn ruhig schlafen können, wenn man weiß, sie kann alle Augenblick kommen."

„Sollst auch nicht schlafen."

„Messen wollt ich gern lassen lesen,

wenn ich wüßt, wie viel sie braucht. Die Stanzel wird's schon wissen."

„Freilich weiß sie's, die Stanzel. Und ich geh Dir morgen gern hinüber. Herentgegen mußt Du mir heut einen andern Gefallen thun."

„Ist Dir wirklich recht kalt?" fragte sie in aller Barmherzigkeit. Da er es mit kläglicher Stimme bejahte, so kam nun bald eine bessere Zeit für ihn.

Und am nächsten Morgen — das war ein Sonntag — gieng er den weiten Weg hinauf gegen den Ort, der zwischen hohen Bergen liegt und Obdach heißt.

Er war nicht just der Flinkste in dem, wie er die Füße hob. Die Hände ließ er hinabhängen schier bis zu den Knien. Das runde bartlose Gesicht unter den gelben Haarborsten sah aber recht frisch und munter aus und sein dunkelblaues Auge schaute so gut und treuherzig drein, daß er Einen schier leid thun konnte, ohne daß man eigentlich wußte warum. Ein Mensch wie der, wird sich doch leicht durch die Welt bringen, wer soll ihm denn feind sein?

Unterwegs legte er sich einmal unter eine Fichte hin und schlief sich aus. Dann stand er wieder auf und sein Weg kam ihm schier heilig vor, wie eine Wallfahrt; er beschleunigte auch seine Schritte, damit sie um so eher von der Pein befreit werde, denn er stellte sich's lebhaft vor, wie sie in Glut und Flammen sitzt. Und das ist ein bissel ein anderes Feuer, hat der Pater gesagt, als irdisches Feuer! Bei unserm Feuer stirbt man, wann's zu heiß wird; beim dortigen kann man nicht sterben, weil man schon gestorben ist. 's ist kein Spaß, das Fegfeuer. Aber lieber ist's mir noch als die Hölle, bei der kann nicht einmal die Armenseelenstanzel was machen. Wenn ich in die Höll thät kommen! Das wär so was! Die Dirndln sein lassen, sagt der Pfarrer. Ich kenn einen Steinschlager, der laßt sie sein, die Dirndln, die Weiber auch. Aber vor der Höll fürchtet sich der mehr als Andere. Ich denk halt, das Dirndel lieben wird nicht so weit gefehlt sein; wenn man nachher heiratet, büßt man alle Sünden wieder ab.

In Obdach angekommen, fragte er gleich den Ersten, der ihm auf der Straße begegnete, nach der Armenseelenstanzel.

„Uh, die Stanzel!" war die Antwort. „Dort das große Bauernhaus beim Waldschachen, zu dem gehst hin, dort wirst sie schon finden."

Also gieng der Gregor hin zum großen Bauernhause, das am Waldschachen stand. Am Angerzaun unter dem Hollerbusch auf einem Holzblock saß ein gefüges Frauchen. Ihr ganzes Gewand vom Hals bis zu den Zehen war aus dunkelblauem Stoff; auf dem Kopf trug sie ein rundes schwarzes Hütchen. Das Gesicht war fein und zart und blaß und die hundert Runzelchen in demselben waren so dünn, daß man sie kaum merkte und das Weib ganz jugendlich zu sehen war. Die Augen, wenn sie sie einmal aufschlug, schienen rund und mild, der Mund hatte dünne Lippen, die sehr blutleer waren. So saß sie da. In den Händen hatte die Frau eine Krücke, mit welcher sie auf dem Rasen langsam, als ob sie mit deren Spitze Worte schreibe, hin- und herfuhr. Bisweilen war's, als ob sie mit dem Stabe etwas sich Herbeidrängendes sanft abwehren wollte. Man sah aber nichts als ein paar Rispenhalme, die aus der Erde hervorgewachsen waren.

Als der Gregor diesem Weibe näher gekommen war, vernahm er, daß sie bei ihren Gesten mit dem Stock auch etwas murmelte. Sie sah oder beachtete den Ankömmling nicht, sondern sagte, während ihr Auge auf dem Boden hin- und herschweifte: „Nau nau, nur nit gar so drängen! Nur ein bissel Geduld! All auf einmal wollen dran. Aber das kann ja nit sein, ihr guten Leutchen. Eins ums Andere. Ihr kommt ja Alle dran, Alle kommt ihr dran, freilich. Aber auf ein-

mal kann ich nit Allen helfen, es geht nit. Du komm her, Du bist schon so viel lang' im Ofen, Deine letzte Meß ist heut gelesen worden. Du Andere dort, nur nit gar so jammern! Ein paar Almosen fehlen Dir noch, nachher bist auch fertig. Alle kommt ihr dran, nur Geduld." Als ob sie besänftigen, beschwichtigen wollte, in freundlichem Tone sprach sie, und es war doch Niemand da.

„Kann ich in diesem Hause nicht die Armenseelenstanzel finden?" fragte der Gregor das Weiblein.

Da hob sie ihr Haupt und fragte: „Mich suchst?"

„Seid Ihr sie?"

„Ein Anliegen wirst haben," sagte sie, „sonst kommt kein junges Leut zu mir."

Er hub gleich an: „Die Mutter ist uns gestorben vor drei Wochen. Und jetzt kommt sie alle Nacht und bittet um Hilf. Was ist da zu machen?"

„Ist sie mit den heiligen Sakramenten verstorben?" fragte die Stanzel.

„Ja — ich glaub!"

„Nit gewiß wissen thust es? Ist eine wichtige Sach, mein Mensch. Ist sie lang krank gewest?"

„Nicht lang, etwan eine Wochen lang."

„Ist sie bei einer frommen Bruderschaft dabei gewest?"

„Das kunnt ich nicht sagen."

„Wie hat sie denn geheißen?"

Jetzt stand der Bursche da und war dumm, denn er wußte nicht, wie die Mutter geheißen hatte.

„Anna Maria," sagte er endlich, denn Anna oder Maria, oder beides zusammen heißen schier die meisten Weibsleute in der Welt.

„Mit dem Schreibnamen?" fragte die Stanzel weiter.

„Müßt Ihr das auch wissen?"

„Wirst mir doch Deiner Mutter ihren Schreibnamen sagen können."

„Meine Mutter ist sie nicht. Ihre Mutter. Meiner Schwester ihre."

„Thu mich nit anlügen, Bub!" sagte sie ernsthaft und ihr Auge wurde strenge.

„Daß ich's recht will sagen, der Meinigen ihre Mutter."

„Bist schon verheiratet?"

„Das just nicht," meinte er, „halt so."

„Seit ihr schon gleim bekannt worden miteinand?"

„Ziemlich, ja."

„Das mußt Du mir viel genauer sagen."

„Müßet Ihr's leicht wissen?"

„O Kind, ich muß noch allerlei wissen. Ich muß sie ja rufen lassen, die Verstorbene, und wie soll ich sie rufen lassen, wenn ich sie nicht genau angeben kann."

Endlich nach vielem Nachdenken waren sie so weit, daß die Stanzel zu fragen aufhörte und die Worte sprach: „So komm halt im Gottesnamen nach drei Tagen wieder, da werd ich Dir schon was zu sagen wissen."

Der Bursche war nun in einiger Verlegenheit. „Kunnt ich nicht drauf warten?" fragte er, „kunnt's nicht gleich sein?"

„Kindisch!" rief sie freundlich grollend, „ich muß ja erst dreimal in die Kirchen und auf den Friedhof! Von der Luft kommt's mir nit wie die Mucken dahergeflogen. Du magst wohl auch fleißig beten die drei Tage, daß wir die Mutter kriegen. Thut sie weinen?"

„Davon weiß ich nichts. Nur recht betrübt sein thut sie."

„Mit Gottes Hilf werden wir sie schon kriegen."

Damit entließ sie den Burschen.

Dieser gieng nachdenklich nach Hause. Schon Mitternacht war es, als er am Hofe vorüber kam, wo hinter dem gewissen Fensterlein das lieb Dirndl schlief.

Zwei Nächte nacheinander sie aufwecken, das kunnt ihr schaden, dachte er sich und gieng vorüber. Aber als er zur Zaunstiegel kam, blieb er darauf ein Weilchen sitzen und dann kehrte

er um. Er mußte ihr ja Bericht erstatten. Er erstattete so lange, bis auch der Haushahn dreinredete.

In der nächstfolgenden Nacht, als der Gregor auf seinem Strohschaube war, fiel es ihm ein: Wie wird es der Gitterl gehen? Es wird die Alte wieder kommen und sie wird sich ängstigen. Ich will ihr ein bissel fürchten helfen. Sie ist so viel froh, wenn ich komm. Ich will nachschauen, daß ihr nichts geschieht. — Und also war er ihr treuer Genosse und schützte sie vor dem Gespenste, bis die Tage vorüber waren und er wieder nachfragen konnte bei der Stanzel.

Er kam des Abends nach Obdach. Bei dem großen Bauernhause am Waldschachen sagte man ihm, daß die Stanzel schon auf dem Friedhofe sei, wo sie zu schlafen pflege. Er gieng hinaus und fand sie liegen auf einem frischen Grabe, mit Lappen kümmerlich zugedeckt. Einen Arm hatte sie über den Hügel hingestreckt, ihr Haupt hielt sie an die Scholle, als horche sie und dabei hob sie gegen den nahenden Burschen den Finger: still möge er sein, leise möge er auftreten. — „Mein Gott!“ seufzte sie dann bei ihrem Horchen, „wie sie heut wieder winseln, die armen Wesen! Jede schreit um Hilf und will heraus, mein Gott, ich glaub's! Du bist es? Die Thalbacher Kathrin! Weh thut's, so viel weh! freilich mein Kind. Hast nur mehr drei Monat, nachher bist fertig. Die Seph Trogerin, die ist viel ärmer, die hat noch ein ganzes Jahr und Niemand, der ihrer gedenkt. Gestern hab ich ihr sieben Vaterunser geschickt, die mir jemand für verlassene Seelen gegeben hat. Es war freilich nur ein Tropfen. — Oh, das ist ja dem Bärnbacher seine Stimm. Der Mensch schreit zum Herzbrechen. Wohl wohl, ich hab's Deinem Sohn schon sagen lassen, daß er die Grenzmark soll richtig stellen, die Du falsch hast gemacht. Mein Gott, der Trutz, er will's nit thun, und von Deiner Pein spürt er nichts. Da, Bärnbacher, da hast einen Weihbrunn. — Die Bettler-Waberl! Gottlob, Du bist heut los. Krauch nur herauf, krauch nur. Deiner hat kein Mensch gedacht, Du arme Haut, und bist doch fertig worden. Aber jetzt wird er Dir wohl thun, der Himmel! Na, krauch nur herauf. — So laß sie los, alter Pölli! Einmal wirst auch Du dran kommen. — Sei getröstet, Ahenbäuerin, freilich wohl ist die Nacht lang, freilich wohl! — Schreckbar thun sie heut wieder weinen! o Herr verleihe den armen Seelen die ewige Ruh!“

Also sprach die Stanzel halblaut vor sich hin, behorchte und tröstete die armen Seelen. Der Gregor war still danebengestanden und das kam ihm gar unheimlich vor. Endlich sagte er kleinlaut: „Heut wär ich halt wieder da, Stanzel, von wegen der Anna Maria.“

„Ja,“ antwortete die Stanzel, sich halb aufrichtend, „ich hab schon geredet mit ihr. Sie hat unbestimmte Zeit. Hat halt ihre Tochter nit extra gut erzogen. Im kalten Feuer sitzt sie.“

„Gott Lob und Dank!“ sagte der Bursch, „wird sie's nicht brennen.“

„O mein Du, das kalte Feuer ist noch viel ärger als das heiße! Schauet zum Beten! Fürs Erst braucht sie drei Messen, die erst zum Kathrinentag, die zweit zum Andreastag, die dritt zum Barbaratag. Aber ganz erlöst kann sie erst werden, wenn ihre Tochter in den heiligen Ehestand tritt mit Dir.“

„Jessas!“ rief der Gregor, „das werden wir gleich machen. Drei Messen und heiraten. — Was bin ich schuldig, Stanzel?“

„Was der gute Willen ist,“ antwortete das Weiblein.

Er gab ihr fünf Groschen. Sie schob das Geld unbeschaut in den Sack. Da waren sie fertig miteinander und der Bursche gieng heimwärts.

Unterwegs kehrte er bei seinem

Vetter und Gerhab zu. Dem theilte er mit, daß er jetzt heiraten wolle.

„Auf was denn?“ fragte der Gerhab.

Der Bursche schaute eine Weile drein. „Auf was man halt für gewöhnlich heiratet,“ sagte er endlich.

„Wollt Ihr Euch ein Nest bauen auf einem alten Baum?“

„Ich bleib Holzknecht, sie geb ich in die Einwohn zu einem Bauern, kann ins Tagwerk gehen und im Winter spinnen.“

„Gesagt ist's leicht,“ meinte der Gerhab, „gethan ist's auch nicht schwer. Aber über ein Jahr möcht ich euch nicht ins Nest riechen.“

„Heiraten wohl mehr arme Leut zusammen,“ versetzte der Gregor, „muß auch gehen. Geht auch. Wenn sich Zwei nur gern haben, das ist die Hauptsach.“

Im Elend hört sich's Gernhaben bald auf,“ war die Meinung des Andern.

„Wenn nur die Reichen heiraten wollten, das wär sauber!“ rief der Bursche fast aufgebracht, „die Armen haben eh keinen andern Sonntagsbraten.“

„Thu was Du willst,“ entgegnete der Gerhab und machte einen Deuter mit der Hand, „gesagt hab ich Dir's.“

Am nächsten Abend spät war der Gregor wieder beim Fenster seiner Brigitta und erzählte ihr von der Buße, welche für die arme Seele der Mutter gewirkt werden soll. Drei Messen und heiraten.

„Uh, die Stanzel!“ fuhr es dem Mädchen heraus und sie schlug die Hände zusammen. „Lieber Gott, wenn's nit anders ist. Will's halt wagen, der Mutter zulieb.“

„Fangen gleich Morgen an, damit sie nicht mehr lang leiden muß,“ meinte der Bursche.

„Das geht nicht so geschwind,“ sagte sie, „wenn wir morgen zum Pfarrer gehen, so kommen wir mit der Hochzeit just in den Advent hinein. Im Advent gibt's aber keine Hochzeit, wie Du aus dem Katechismus wissen wirst.“

„Wozu denn eine Hochzeit!“ fragte er. „Lustbarkeit brauchen wir keine, wenn wir nur zusammen kommen. Das Copulieren kann der Pfarrer auch im Advent.“

Jetzt wurde das Mädel schier lauter, als es die Zweckmäßigkeit gestattete. „So, so!“ sagte sie, „also glaubst Du, daß ich meine Hochzeit fahren lassen werde! Der einzige Ehrentag, den Unsereins hat, sein ganzes Leben! Und glaubst, daß ich mich so traurig zusammgeben laß, wie der Pfarrer einen Todten einsegnet! Bübel, da wirst Du dich wohl schneiden, wenn Du das glaubst. Da werden wir lieber warten bis nach Heiligdreikönig zum Fasching. Bei meiner Hochzeit will ich, daß es lustig hergeht.“

„Wie Du willst, Gitterl,“ entgegnete der Gregor, „ich hab nur gemeint, daß die Mutter nicht so lang im Fegfeuer sein müßt; über Weihnachten und Neujahr hinaus, das ist halt lang für eine arme Seel, wenn man's bedenkt.“

„Sie wird's nicht verlangen, daß ich ihretwegen um meinen Ehrentag soll kommen,“ sagte das Mädel gelassen. „Und morgen will ich gleich drei Messen zahlen, drauf wird ihr schon leichter sein. Und die Hochzeit ist beim Schwanenwirt, dort haben sie den größten Tanzboden.“

So hatten sie es verabredet und jetzt heißt's noch ein wenig warten.

Aber beim Warten kamen dem Gregor bisweilen die Sorgen. Er nichts als Holzknecht und sie nichts als Taglöhnerin! Es wird heißen anziehen! Verfluchtlet anziehen! — Die Armenseelenstanzel ist mit den Geistern gut an, kann Geister beschwören. Etwan wüßte sie auch einen, der Geld hätt. Den Vetter will ich fragen. In der Tomasnacht, heißt's, wenn man um Mitternacht auf einen Kreuzweg gienge und rufen thäte, denselbigen mit den Hörndeln — er wollt gewiß kommen

mit einem Hut voll Thaler. Die Seel möcht ich ihm nicht verschreiben, die gehört jetzt eigentlich schon der Gitterl; der Leib allein wär ihr zu todschlachtig — sonst was er wollt.

Also sann der Bursche wiederholt. Und als die Thomasnacht kommt, finden wir ihn richtig oben am Waldrand beim Galgenhügel, wo sich zwei Wege kreuzen. Es ist eine stille Nacht, der Mond steht am Himmel, aber man sieht ihn nicht, denn es ist Nebel und daraus fallen Schneeflocken nieder. Im Dorf unten hat es noch lange nicht eilf Uhr geschlagen. Der Gregor steht da, bekreuzt sich und thut einen Sack hervor. Dann hebt er leise an:

„Drei Wurzeln sein gewachsen —“

Es graute ihm vor seiner eigenen Stimme, die klang dumpf und hohl in der schauerlich stillen Nacht, er sammelte sich und fuhr fort:

„Drei Wurzeln sein gewachsen
Am elfenbeinern Zaun,
Die eine heißt Alraun,
Daß man wohl schlafen kann,
Die zweite ist bitter Galligant,
Die dritte die ist nicht bekannt,
Erscheine, erscheine, erscheine!“

Als das Sprüchlein aus dem zusammengeschnürten Halse hervorgepreßt war, horchte er nnd ließ seine Augen wirr umherstreichen. Er hörte nichts und sah nichts, als zu Füßen den Schnee und um ihn den lichten Nebel. Jetzt zog er mit einem langen Stocke, den er mitgebracht hatte, im Schnee einen Kreis rund um sich und sagte den Spruch nochmals, diesmal schon mit etwas mehr Muth. Aber auch jetzt folgte nichts, als daß immer sachte die Flocken fielen. Das drittemal schrie er keck hinaus:

„Die dritte, die ist nicht bekannt,
Erscheine, erscheine, erscheine!“

Auch diesmal nichts. Jetzt hatte er sein Pulver verpufft, denn öfter als dreimal darf man einen Zauberspruch nicht sagen. Er gieng am Wege hin und her, schaute hier auf eine schwarze Gestalt hin, es war ein Wachholderstrauch; guckte dort auf einen langen Körper, der im Schnee lag, es war ein Holzstrunk. Der Bursche begann verdrießlich zu werden. „Bin ich Dir zu schlecht?“ fragte er herlebig in die Luft hinaus, „oder bist krepiert? Schad wär's keiner um Dich, falsches Luder, verdächtiges! Hat Dich eh der Michael vom Himmel 'nausgeworfen. Geh her, wenn Du Schneid hast! Und hast keine, so laß Dich einbalsamieren mit Schwefel und Pech. Ist Dir mein Sprüchel nicht fürnehm genug, so kann ich auch ein lateinisches:

Lirum, larum latibum,
So ein Gspiel ist mir zu dumm!

Pfeifen thu ich auf die ganze Teufelei und heim geh ich!“

In dem Augenblicke, als er sich wenden wollte, begann es hohl und langgezogen zu tönen: „Wehe! Wehe! Nimm sie nicht, die Brigitta! Sie hat ein böses Herz!“ Der Wachholderstrauch redete.

Der Gregor machte einen Satz über den Schneerain hinab und rief: „Alle guten Geister!“

„Und alle bösen dazu!“ mit diesen Worten sprang aus dem Strauche ein Mann hervor und packte den Burschen beim Kragen.

Als der Gregor sich ein wenig gefaßt hatte und überzeugt, in weß Gewalt er gegeben war, murmelte er: „Du bist's, Vetter! Aber so erschrecken. Wie kommst denn Du daher?

„Auf zwei Füßen!“ lachte der Gerhab.

„Und was machst denn da?“

„Dich auslachen.“

„Hast mir's doch selber gerathen, das Geisterbeschwören.“

„Weil ich wissen hab wollen, wie dumm Du bist.“

Der Gregor lachte auf, aber es war kein gesundes Lachen.

„Daß Du doch nicht umsonst hergegangen bist, Gregor,“ sagte der

Gerhab und schritt mit dem Burschen Arm in Arm über das Schneefeld hinab, „so hör meinen guten Rath, er ist besser, als schlechtes Geld. — Die Brigitta nimm nicht, die weiß ihre Mutter im Fegfeuer und denkt nur ans Tanzen. Laßt sie in der Pein bis zum Fasching, damit sie selber lustige Hochzeit haben kann. Du, das wird ein böses Weib! Die nimm nicht!"

Nach einer Weile sagte der Gregor: „Vetter, nachher, wenn ich sie nicht nehm, komm ich in die Höll. Ich bin ihr 's Heiraten schuldig worden."

Der Gerhab blieb stehen und knurrte: „Da hat man's. Er ist ihr's schuldig worden. Da rufen sie den Vetter und die alte Stanzel und die armen Seelen im Fegfeuer und allen Teufel an, und derweilen haben sie sich selber den Weg gesteckt, daß ihnen kein Herrgott mehr helfen kann. Kenn mich aber nicht aus. Bist wirklich ein so gewissenhafter Mensch oder plagt Dich doch die Lieb so stark."

„Werden halt allzwei Ding zutreffen," meinte der Bursche.

„Wenn Du's versprochen hast und ihr schon soweit gekommen seid," brummte der Gerhab, „nachher kann ich weiter nichts mehr sagen. Möcht's nur erleben, daß ich unrecht hab." —

Bald nach Heiligdreikönig hat also die Hochzeit stattgefunden und es soll wirklich sehr lustig dabei zugegangen sein. Die flehende Mutter meldete sich nicht mehr bei dem Ehepaar in der Nacht. Sie war erlöst. Aber sie war sich auch nicht bedanken gekommen bei ihrer Tochter — es hätte früher sein können.

Ein halbes Jahr lang gieng's recht leidlich mit dem ehelichen Glück, auf einmal verlor der Gregor seine Arbeit im Holzschlag. Da nahmen sie Bündel und Stock und zogen ins Oberösterreichische hinüber, um Erwerb zu suchen. Von dieser Zeit an hörte man nichts mehr von ihnen.

Nach Jahren war's, als der alte Gerhab in der Wallfahrtskirche Frauenberg bei Admont unter dem Gedränge einen Mann sah, der ihm bekannt vorkam. — Wird's doch der Gregor nicht sein! Heiliges Kreuz, der ist alt geworden! Sorg und Kummer schaut ihm aus dem Gesicht. Kaum mehr zu erkennen. Und wie andächtig er betet! — Der Gerhab drängt sich zwischen den Leuten hin zu ihm, stieß ihn mit dem Ellbogen, bot ihm die Rechte und lispelte, während auf dem Chor die Pfeifen und Geigen klangen: „Wie geht's Dir allweil, Gregor, was machst Du?"

„Bußwirken," flüsterte der Angesprochene zurück.

Sie läuteten zum Sanctus. Alles kniete nieder, was wie ein ebbendes Meereswogen durch die Kirche gieng. Als der Gerhab sich wieder emporrichtete und nach dem Vetter Gregor umsah, hatte er diesen aus den Augen verloren.

Wieder vergieng Jahr und Jahr, da hieß es einmal in der Gegend, der Holzknecht Gregor und sein Weib die Brigitta, wer sich ihrer noch erinnern könne, sie wären allezwei verstorben. Der Todtenschein wäre aus dem Salzburgischen gekommen.

Der alte Gerhab aber lebte immer noch, und weil er einmal zufällig in Obdach zu thun hatte und von der Stanzel sprechen hörte, die ebenfalls noch auf Erden war, da fiel es ihm ein, er könne sie fragen, wie es dem Gregor Ebenleitner und seinem Weibe Brigitta gehe in der andern Welt.

Die Armenseelenstanzel war lahm und halb blind, aber ihr inneres Gesicht war noch deutlicher, als vor Zeiten. Ihre Antwort lautete: Der Gregor wäre vom Mund auf in den Himmel gekommen; die Brigitta jedoch, die sitze tief im Leiden. Alljährlich nur ein Tröpflein Trost zu Allerseelen werde ihr zu Theil, wenn Jemand ein Vaterunser bete, für die Verlassenste im Fegfeuer.

Die verirrten Kinder.

Eine Weihnachtsgeschichte von **Adalbert Stifter**.*)

Unsere Kirche feiert verschiedene Feste, welche zum Herzen dringen. Man kann sich kaum was Lieblicheres denken als Pfingsten und kaum etwas Ernsteres und Heiligeres als Ostern. Das Traurige und Schwermüthige der Charwoche und darauf das Feierliche des Sonntags begleiten uns durch das Leben. Eines der schönsten Feste feiert die Kirche fast mitten im Winter, wo beinahe die längsten Nächte und kürzesten Tage sind, wo die Sonne am schiefsten gegen unsere Gefilde steht und Schnee alle Fluren deckt, das Fest der Weihnacht. Wie in vielen Ländern der Tag vor dem Geburtsfeste des Herrn der Christabend heißt, so heißt er bei uns der heilige Abend, der darauf folgende Tag der heilige Tag und die dazwischen liegende Nacht die Weihnacht. Die katholische Kirche begeht den Christtag als den Tag der Geburt des Heilandes mit ihrer allergrößten kirchlichen Feier, in den meisten Gegenden wird schon die Mitternachtstunde als die Geburtstunde des Herrn mit prangender Nachtfeier geheiligt, zu der die Glocken durch die stille, finstere, winterliche Mitternachtluft laden, zu der die Bewohner mit Lichtern oder auf dunkeln, wohlbekannten Pfaden aus schneeigen Bergen an bereiften Wäldern vorbei und durch knarrende Obstgärten zu der Kirche eilen, aus der die feierlichen Töne kommen und die aus der Mitte des in beeiste Bäume gehüllten Dorfes mit den langen beleuchteten Fenstern emporragt.

Mit dem Kirchenfeste ist auch ein häusliches verbunden. Es hat sich fast in allen christlichen Ländern verbreitet, daß man den Kindern die Ankunft des Christkindleins — auch eines Kindes, des wunderbarsten, das je auf der Welt war — als ein heiteres, glänzendes, feierliches Ding zeigt, das durch das ganze Leben fortwirkt und manchmal noch spät im Alter bei trüben, schwermüthigen oder rührenden Erinnerungen gleichsam als Rückblick in die einstige Zeit mit den bunten, schimmernden Fittigen durch den öden, traurigen und ausgeleerten Nachthimmel fliegt. Man pflegt den Kindern die Geschenke zu geben, die das heilige Christkindlein gebracht hat, um ihnen Freude zu machen. Das thut man gewöhnlich am heiligen Abende, wenn die tiefe Dämmerung eingetreten ist. Man zündet Lichter, und meistens sehr viele an, die oft mit den kleinen Kerzlein auf den schönen grünen Aesten eines Tannen- oder Fichtenbäumchens schweben, das mitten in der Stube steht. Die Kinder dürfen nicht eher kommen, als bis das Zeichen gegeben wird, daß der heilige Christ zugegen gewesen ist und die Geschenke, die er mitgebracht,

*) Dieses Stück ist entnommen aus Stifters „Bunten Steinen,“ wo es unter dem Titel „Bergkrystall“ zu finden. (Verlag C. Amelang.) Wir verweisen bei solcher Gelegenheit wieder auf die herrlichen Schriften Adalbert Stifters. Dieser Dichter ist nach Goethe vielleicht der größte deutsche Stylist und seine Naturschilderungen können nicht übertroffen werden. Stifters wahre Größe aber liegt in der sittlichen Reinheit seiner Dichtungen. Viele schon haben uns dafür gedankt, daß wir ihnen diesen Schriftsteller so wiederholt angerathen, bis sie endlich nach ihm gegriffen. Wir gedenken uns solchen Dank noch öfters zu erwerben. Die Red.

hinterlassen hat. Dann geht die Thür auf, die Kleinen dürfen hinein und bei dem herrlichen, schimmernden Lichterglanze sehen sie Dinge auf dem Baume hängen oder auf dem Tische herum gebreitet, die alle Vorstellungen ihrer Einbildungskraft weit übertreffen, die sie sich nicht anzurühren getrauen und die sie endlich, wenn sie sie bekommen haben, den ganzen Abend in ihren Aermchen herum tragen und mit sich in das Bett nehmen. Wenn sie dann zuweilen in ihre Träume hinein die Glockentöne der Mitternacht hören, durch welche die Großen in die Kirche zur Andacht gerufen werden, dann mag es ihnen sein, als zögen jetzt die Englein durch den Himmel, oder als kehre der heilige Christ nach Hause, welcher nunmehr bei allen Kindern gewesen ist und jedem von ihnen ein herrliches Geschenk hinterbracht hat.

Wenn dann der folgende Tag, der Christtag, kömmt, so ist er ihnen so feierlich, wenn sie früh Morgens mit ihren schönsten Kleidern angethan in der warmen Stube stehen, wenn der Vater und die Mutter sich zum Kirchgange schmücken, wenn zu Mittag ein feierliches Mahl ist, ein besseres als an jedem anderen Tage des ganzen Jahres, und wenn Nachmittag oder gegen den Abend hin Freunde und Bekannte kommen, auf den Stühlen und Bänken herumsitzen, mit einander reden und behaglich durch die Fenster in die Wintergegend hinaus schauen können, wo entweder die langsamen Flocken niederfallen, oder ein trübender Nebel um die Berge steht, oder die blutrothe, kalte Sonne hinab sinkt. An verschiedenen Stellen der Stube, entweder auf einem Stühlchen, auf der Bank oder auf dem Fensterbrettchen liegen die zauberischen, nun aber schon bekannteren und vertrauteren Geschenke von gestern Abend herum.

Hierauf vergeht der lange Winter, es kommt der Frühling und der unendlich dauernde Sommer — und wenn die Mutter wieder vom heiligen Christe erzählt, daß nun bald sein Festtag sein wird und daß er auch diesmal herab kommen werde, ist es den Kindern, als sei seit seinem letzten Erscheinen eine ewige Zeit vergangen und als liege die damalige Freude in einer weiten, nebelgrauen Ferne.

Weil dieses Fest so lange nachhält, weil sein Abglanz so hoch in das Alter hinauf reicht, so stehen wir so gerne dabei, wenn Kinder dasselbe begehen und sich darüber freuen. —

In den hohen Gebirgen unseres Vaterlandes steht ein Dörfchen mit einem kleinen aber sehr spitzigen Kirchthurme, der mit seiner rothen Farbe, mit welcher die Schindeln bemalt sind, aus dem Grün vieler Obstbäume hervor ragt und wegen derselben rothen Farbe in dem duftigen und blauen Dämmern der Berge weithin ersichtlich ist. Das Dörfchen liegt gerade mitten in einem ziemlich weiten Thale, das fast wie ein länglicher Kreis gestaltet ist. Es enthält außer der Kirche eine Schule, ein Gemeindehaus und noch mehrere stattliche Häuser, die einen Platz gestalten, auf welchem vier Linden stehen, die ein steinernes Kreuz in ihrer Mitte haben. Diese Häuser sind nicht bloße Landwirtschaftshäuser, sondern sie bergen auch noch diejenigen Handwerke in ihrem Schoße, die dem menschlichen Geschlechte unentbehrlich sind und die bestimmt sind, den Gebirgsbewohnern ihren einzigen Bedarf an Kunsterzeugnissen zu decken. Im Thale und an den Bergen herum sind noch sehr viele zerstreute Hütten, wie das in Gebirgsgegenden sehr oft der Fall ist, welche alle nicht nur zur Kirche und Schule gehören, sondern auch jenen Handwerken, von denen gesprochen wurde, durch Abnahme der Erzeugnisse ihren Zoll entrichten. Es gehören sogar noch weitere Hütten zu dem Dörfchen, die man von dem Thale aus gar nicht sehen kann, die noch tiefer in den Gebirgen stecken,

deren Bewohner selten zu ihren Gemeindemitbrüdern herauskommen und die im Winter oft ihre Todten aufbewahren müssen, um sie nach dem Wegschmelzen des Schnees zum Begräbnisse bringen zu können. Der größte Herr, den die Dörfler im Laufe des Jahres zu sehen bekommen, ist der Pfarrer. Sie verehren ihn sehr und es geschieht gewöhnlich, daß derselbe durch längeren Aufenthalt im Dörfchen ein der Einsamkeit gewöhnter Mann wird, daß er nicht ungerne bleibt und einfach fortlebt. Wenigstens hat man seit Menschengedenken nicht erlebt, daß der Pfarrer des Dörfchens ein auswärtssüchtiger, oder seines Standes unwürdiger Mann gewesen wäre.

Es gehen keine Straßen durch das Thal, sie haben ihre zweigleisigen Wege, auf denen sie ihre Felderzeugnisse mit einspännigen Wäglein nach Hause bringen, es kommen daher wenig Menschen in das Thal, unter diesen manchmal ein einsamer Fußreisender, der ein Liebhaber der Natur ist, eine Weile in der bemalten Oberstube des Wirtes wohnt und die Berge betrachtet, oder gar ein Maler, der den kleinen, spitzen Kirchthurm und die schönen Gipfel der Felsen in seine Mappe zeichnet. Daher bilden die Bewohner eine eigene Welt, sie kennen einander alle mit Namen und mit den einzelnen Geschichten von Großvater und Urgroßvater her, trauern alle, wenn einer stirbt, wissen, wie er heißt, wenn einer geboren wird, haben eine Sprache, die von der der Ebene draußen abweicht, haben ihre Streitigkeiten, die sie schlichten, stehen einander bei und laufen zusammen, wenn sich etwas außerordentliches begibt.

Sie sind sehr stettig und es bleibt immer beim Alten. Wenn ein Stein aus einer Mauer fällt, wird derselbe wieder hineingesetzt, die neuen Häuser werden wie die alten gebaut, die schadhaften Dächer werden mit gleichen Schindeln ausgebessert, und wenn in einem Hause scheckige Kühe sind, so werden immer solche Kälber aufgezogen und die Farbe bleibt bei dem Hause.

Gegen Mittag sieht man von dem Dorfe einen Schneeberg, der mit seinen glänzenden Hörnern fast oberhalb der Hausdächer zu sein scheint, aber in der That doch nicht so nahe ist. Er sieht das ganze Jahr, Sommer und Winter, mit seinen vorstehenden Felsen und mit seinen weißen Flächen in das Thal herab. Als das Auffallendste, was sie in ihrer Umgebung haben, ist der Berg der Gegenstand der Betrachtung der Bewohner und er ist der Mittelpunkt vieler Geschichten geworden. Es lebt kein Mann und Greis in dem Dorfe, der nicht von den Zacken und Spitzen des Berges, von seinen Eisspalten und Höhlen, von seinen Wässern und Geröllströmen etwas zu erzählen wüßte, was er entweder selbst erfahren, oder von Anderen erzählen gehört hat. Dieser Berg ist auch der Stolz des Dorfes, als hätten sie ihn selber gemach und es ist nicht so ganz entschieden, wenn man auch die Biederkeit und Wahrheitsliebe der Thalbewohner hoch anschlägt, ob sie nicht zuweilen zur Ehre und zum Ruhme des Berges lügen. Der Berg gibt den Bewohnern außerdem, daß er ihre Merkwürdigkeit ist, auch wirklichen Nutzen; denn wenn eine Gesellschaft von Gebirgsreisenden herein kommt, um von dem Thale aus den Berg zu besteigen, so dienen die Bewohner des Dorfes als Führer, und einmal Führer gewesen zu sein, dieses und jenes erlebt zu haben, diese und jene Stelle zu kennen, ist eine Auszeichnung, die jeder gerne von sich darlegt. Sie reden oft davon, wenn sie in der Wirtsstube bei einander sitzen und erzählen ihre Wagnisse und ihre wunderbaren Erfahrungen und versäumen aber auch nie zu sagen, was dieser oder jener Reisende gesprochen habe und was sie von ihm als Lohn für ihre Bemühungen em-

pfangen hatten. Dann sendet der Berg von seinen Schneeflächen die Wasser ab, welche einen See in seinen Hochwäldern speisen und den Bach erzeugen, der lustig durch das Thal strömt, die Brettersäge, die Mahlmühle und andere kleine Werke treibt, das Dorf reinigt und das Vieh tränkt. Von den Wäldern des Berges kommt das Holz und sie halten die Lawinen auf. Durch die innern Gänge und Lockerheiten der Höhen sinken die Wasser durch, die dann in Adern durch das Thal gehen und in Brünnlein und Quellen hervorkommen, daraus die Menschen trinken und ihr herrliches, oft belobtes Wasser dem Fremden reichen. Allein an letzteren Nutzen denken sie nicht und meinen, das sei immer so gewesen.

Wenn man auf die Jahresgeschichte des Berges sieht, so sind im Winter die zwei Zacken seines Gipfels, die sie Hörner heißen, schneeweiß, und stehen, wenn sie an hellen Tagen sichtbar sind, blendend in der finstern Bläue der Luft; alle Bergfelder, die um diese Gipfel herum lagern, sind dann weiß; alle Abhänge sind so; selbst die steilrechten Wände, die die Bewohner Mauern heißen, sind mit einem angeflogenen weißen Reife bedeckt und mit zartem Eise wie mit einem Firnisse belegt, so daß die ganze Masse wie ein Zauberpalast aus dem bereiften Grau der Wälderlast emporragt, welche schwer um ihre Füße herum ausgebreitet ist. Im Sommer, wo Sonne und warmer Wind den Schnee von den Steilseiten wegnimmt, ragen die Hörner nach dem Ausdrucke der Bewohner schwarz in den Himmel und haben nur schöne weiße Aederchen und Sprenkeln auf ihrem Rücken, in der That aber sind sie zart fernblau, und was sie Aederchen und Sprenkeln heißen, das ist nicht weiß, sondern hat das schöne Milchblau des fernen Schnees gegen das dunklere der Felsen. Die Bergfelder um die Hörner aber verlieren, wenn es recht heiß ist, an ihren höheren Theilen wohl den Firn nicht, der gerade dann recht weiß auf das Grün der Thalbäume herab sieht, aber es weicht von ihren unteren Theilen der Winterschnee, der nur einen Flaum machte, und es wird das unbestimmte Schillern von Bläulich und Grünlich sichtbar, das das Geschiebe von Eis ist, das dann bloßliegt und auf die Bewohner unten hinab grüßt. Am Rande dieses Schillerns, wo es von ferne wie ein Saum von Edelsteinsplittern aussieht, ist es in der Nähe ein Gemenge wilder, riesenhafter Blöcke, Platten und Trümmer, die sich drängen und verwirrt in einander geschoben sind. Wenn ein Sommer gar heiß und lang ist, werden die Eisfelder weit hinauf entblößt und dann schaut eine viel größere Fläche von Grün und Blau in das Thal, manche Kuppen und Räume werden entkleidet, die man sonst nur weiß erblickt hatte, der schmutzige Saum des Eises wird sichtbar, wo es Felsen, Erde und Schlamm schiebt, und viel reichlichere Wasser als sonst fließen in das Thal. Dies geht fort, bis es nach und nach wieder Herbst wird, das Wasser sich verringert, zu einer Zeit einmal ein grauer Landregen die ganze Ebene des Thales bedeckt, worauf, wenn sich die Nebel von den Höhen wieder lösen, der Berg seine weiche Hülle abermals umgethan hat und alle Felsen, Kegel und Zacken in weißem Kleide dastehen. So spinnt es sich ein Jahr um das andere mit geringen Abwechslungen ab und wird sich fortspinnen, so lange die Natur so bleibt und auf den Bergen Schnee und in den Thälern Menschen sind. Die Bewohner des Thales heißen die geringen Veränderungen große, bemerken sie wohl und berechnen an ihnen den Fortschritt des Jahres. Sie bezeichnen an den Entblößungen die Hitze und die Ausnahmen der Sommer.

Was nun noch die Besteigung des

Berges betrifft, so geschieht dieselbe von dem Thale aus. Man geht nach der Mittagsrichtung zu auf einem guten schönen Wege, der über einen sogenannten Hals in ein anderes Thal führt. Hals heißen sie einen mäßig hohen Bergrücken, der zwei größere und bedeutendere Gebirge mit einander verbindet und über den man zwischen den Gebirgen von einem Thale in ein anderes gelangen kann. Auf dem Halse, der den Schneeberg mit einem gegenüberliegenden großen Gebirgszuge verbindet, ist lauter Tannenwald. Etwa auf der größten Erhöhung desselben, wo nach und nach sich der Weg in das jenseitige Thal hinab zu senken beginnt, steht eine sogenannte Unglückssäule. Es ist einmal ein Bäcker, welcher Brod in seinem Korbe über den Hals trug, an jener Stelle todt aufgefunden worden. Man hat den todten Bäcker mit dem Korbe und mit den umringenden Tannenbäumen auf ein Bild gemalt, darunter eine Erklärung und eine Bitte um ein Gebet geschrieben, das Bild auf eine roth angestrichene, hölzerne Säule gethan und die Säule an der Stelle des Unglückes aufgerichtet. Bei dieser Säule biegt man von dem Wege ab und geht auf der Länge des Halses fort, statt über seine Breite in das jenseitige Thal hinüber zu wandern. Die Tannen bilden dort einen Durchlaß, als ob eine Straße zwischen ihnen hin gienge, Es führt auch manchmal ein Weg in dieser Richtung hin, der dazu dient, das Holz von den höheren Gegenden zu der Unglückssäule herab zu bringen, der aber dann wieder mit Gras verwächst. Wenn man auf diesem Wege fortgeht, der sachte bergan führt, so gelangt man endlich auf eine freie, von Bäumen entblößte Stelle. Dieselbe ist dürrer Haideboden, hat nicht einmal einen Strauch, sondern ist mit schwachem Haidekraut, mit trockenen Mosen und mit Dürrbodenpflanzen bewachsen. Die Stelle wird immer steiler und man geht lange hinan; man geht aber immer in einer Rinne, gleichsam wie in einem ausgerundeten Graben hinan, was den Nutzen hat, daß man auf der großen, baumlosen und überall gleichen Stelle nicht leicht irren kann. Nach einer Zeit erscheinen Felsen, die wie Kirchen gerade aus dem Grasboden aufsteigen und zwischen deren Mauern man längere Zeit hinan gehen kann. Dann erscheinen wieder kahle, fast pflanzenlose Rücken, die bereits in die Lufträume der höheren Gegenden ragen und gerade zu dem Eise führen. Zu beiden Seiten dieses Weges sind steile Wände und durch diesen Damm hängt der Schneeberg mit dem Halse zusammen. Um das Eis zu überwinden, geht man eine geraume Zeit an der Grenze desselben, wo es von den Felsen umstanden ist, dahin, bis man zu dem ältern Firn gelangt, der die Eisspalten überbaut und in den meisten Zeiten des Jahres den Wanderer trägt. An der höchsten Stelle des Firns erheben sich die zwei Hörner aus dem Schnee, wovon eines das höhere, mithin die Spitze des Berges ist. Diese Kuppen sind sehr schwer zu erklimmen; da sie mit einem oft breiteren, oft engeren Schneegraben — dem Firnschrunde — umgeben sind, der übersprungen werden muß, und da ihre steilrechten Wände nur kleine Absätze haben, in welche der Fuß eingesetzt werden muß, so begnügen sich die meisten Besteiger des Berges damit, bis zu dem Firnschrunde gelangt zu sein und dort die Rundsicht, so weit sie nicht durch das Horn verdeckt ist, zu genießen. Die den Gipfel besteigen wollen, müssen dies mit Hilfe von Steigeisen, Stricken und Klammern thun.

Außer diesem Berge stehen an derselben Mittagseite noch andere, aber keiner ist so hoch, wenn sie sich auch früh im Herbste mit Schnee bedecken und ihn bis tief in den Frühling hinein behalten. Der Sommer aber

nimmt denselben immer weg und die Felsen glänzen freundlich im Sonnenscheine und die tiefer gelegenen Wälder zeigen ihr sanftes Grün von breiten, blauen Schatten durchschnitten, die so schön sind, daß man sich in seinem Leben nicht satt daran sehen kann.

An den anderen Seiten des Thales, nämlich von Mitternacht, Morgen und Abend her, sind die Berge langgestreckt und niederer, manche Felder und Wiesen steigen ziemlich hoch hinauf und oberhalb ihrer sieht man verschiedene Waldblößen, Alpenhütten und dergleichen, bis sie an ihrem Rande mit feingezacktem Walde am Himmel hingehen, welche Auszackung eben ihre geringe Höhe anzeigt, während die mittäglichen Berge, obwohl sie noch großartigere Wälder hegen, doch mit einem ganz glatten Rande an dem glänzenden Himmel hinstreichen.

Wenn man so ziemlich mitten in dem Thale steht, so hat man die Empfindung, als gienge nirgends ein Weg in dieses Becken herein und keiner daraus hinaus; allein Diejenigen, welche öfters im Gebirge gewesen sind, kennen diese Täuschung gar wohl; in der That führen nicht nur verschiedene Wege und darunter sogar manche durch die Verschiebungen der Berge fast auf ebenem Boden in die nördlichen Flächen hinaus, sondern gegen Mittag, wo das Thal durch steilrechte Mauern fast geschlossen scheint, geht sogar ein Weg über den obbenannten Hals.

Das Dörflein heißt Gschaid und der Schneeberg, der auf seine Häuser herab schaut, heißt Gars.

Jenseits des Halses liegt ein viel schöneres und blühenderes Thal, als das von Gschaid ist, und es führt von der Unglücksäule der gebahnte Weg hinab. Es hat an seinem Eingange einen stattlichen Marktflecken Millsdorf, der sehr groß ist, verschiedene Werke hat und in manchen Häusern städtische Gewerbe und Nahrung treibt. Die Bewohner sind viel wohlhabender als die in Gschaid und obwohl nur drei Wegstunden zwischen den beiden Thälern liegen, was für die an große Entfernungen gewöhnten und Mühseligkeiten liebenden Gebirgsbewohner eine unbedeutende Kleinigkeit ist, so sind doch Sitten und Gewohnheiten in den beiden Thälern so verschieden, selbst der äußere Anblick derselben ist so ungleich, als ob eine große Anzahl Meilen zwischen ihnen läge. Das ist in Gebirgen sehr oft der Fall und hängt nicht nur von der verschiedenen Lage der Thäler gegen die Sonne ab, die sie oft mehr oder weniger begünstigt, sondern auch von dem Geiste der Bewohner, der durch gewisse Beschäftigungen nach dieser oder jener Richtung gezogen wird. Darin stimmen aber Alle überein, daß sie an Herkömmlichkeiten und Väterweise hängen, großen Verkehr leicht entbehren, ihr Thal außerordentlich lieben und ohne demselben kaum leben können.

Es vergehen oft Monate, oft fast ein Jahr, ehe ein Bewohner von Gschaid in das jenseitige Thal hinüber kommt und den großen Marktflecken Millsdorf besucht. Die Millsdorfer halten es eben so, obwohl sie ihrerseits doch Verkehr mit dem Lande draußen pflegen und daher nicht so abgeschieden sind wie die Gschaider. Es geht sogar ein Weg, der eine Straße heißen könnte, längs ihres Thales und mancher Reisende und mancher Wanderer geht hindurch, ohne nur im geringsten zu ahnen, daß mitternachtwärts seines Weges, jenseits des hohen herabblickenden Schneeberges, noch ein Thal sei, in dem viele Häuser zerstreut sind und in dem das Dörflein mit dem spitzigen Kirchthurme steht.

Unter den Gewerben des Dorfes, welche bestimmt sind, den Bedarf des Thales zu decken, ist auch das eines Schusters, das nirgends entbehrt werden kann, wo die Menschen nicht in ihrem Urzustande sind. Die Gschaider

aber sind so weit über diesem Stande, daß sie recht gute und tüchtige Gebirgsfußbekleidung brauchen. Der Schuster ist mit einer kleinen Ausnahme der einzige im Thale. Sein Haus steht auf dem Platze in Gschaid, wo überhaupt die besseren stehen, und schaut mit seinen grauen Mauern, weißen Fenstersimsen und grün angestrichenen Fensterläden auf die vier Linden hinaus. Es hat im Erdgeschosse die Arbeitsstube, die Gesellenstube, eine größere und kleinere Wohnstube, ein Verkaufsstübchen nebst Küche und Speisekammer und allen zugehörigen Gelassen; im ersten Stockwerke, oder eigentlich im Raume des Giebels hat es die Oberstube, oder eigentliche Prunkstube. Zwei Prachtbetten, schöne geglättete Kästen mit Kleidern stehen da, dann ein Gläserkästchen mit Geschirren, ein Tisch mit eingelegter Arbeit, gepolsterte Sessel, ein Mauerkästchen mit den Ersparnissen, dann hängen an den Wänden Heiligenbilder, zwei schöne Sackuhren, gewonnene Preise im Schießen, und endlich sind auch Scheibengewehre und Jagdbüchsen nebst ihrem Zugehör in einem eigenen, mit Glastafeln versehenen Kasten aufgehängt. An das Schusterhaus ist ein kleineres Häuschen, nur durch den Einfahrtsschwibbogen getrennt, angebaut, welches genau dieselbe Bauart hat und zum Schusterhause wie ein Theil zum Ganzen gehört. Es hat nur eine Stube mit den dazu gehörigen Wohntheilen. Es hat die Bestimmung, dem Hausbesitzer, sobald er das Anwesen seinem Sohne oder Nachfolger übergeben hat, als sogenanntes Ausnahmstübchen zu dienen, in welchem er mit seinem Weibe so lange haust, bis beide gestorben sind, die Stube wieder leer steht und auf einen neuen Bewohner wartet. Das Schusterhaus hat nach rückwärts Stall und Scheune; denn jeder Thalbewohner ist, selbst wenn er ein Gewerbe treibt, auch Landbebauer und zieht hieraus seine gute und nachhaltige Nahrung. Hinter diesen Gebäuden ist endlich der Garten, der fast bei keinem besseren Hause in Gschaid fehlt und von dem sie ihre Gemüse, ihr Obst und für festliche Gelegenheiten ihre Blumen ziehen. Wie oft im Gebirge, so ist auch in Gschaid die Bienenzucht in diesen Gärten sehr verbreitet.

Die kleine Ausnahme, deren oben Erwähnung geschah, und die Nebenbuhlerschaft der Alleinherrlichkeit des Schusters ist ein anderer Schuster, der alte Tobias, der aber eigentlich kein Nebenbuhler ist, weil er nur mehr flickt, hierin viel zu thun hat und es sich nicht im Entferntesten beikommen läßt, mit dem vornehmen Platzschuster in einen Wettstreit einzugehen, insbesondere, da der Platzschuster ihn häufig mit Lederflecken, Sohlenabschnitten und dergleichen Dingen unentgeltlich versieht. Der alte Tobias sitzt im Sommer am Ende des Dörfchens unter Hollunderbüschen und arbeitet. Er ist umringt von Schuhen und Bundschuhen, die aber sämmtlich alt, grau, kothig und zerrissen sind. Stiefel mit langen Röhren sind nicht da, weil sie im Dorfe und in der Gegend nicht getragen werden; nur zwei Personen haben solche, der Pfarrer und der Schullehrer, welche aber beides, flicken und neue Waare machen, nur bei dem Platzschuster lassen. Im Winter sitzt der alte Tobias in seinem Stübchen hinter den Hollunderstauden und hat warm geheizt, weil das Holz in Gschaid nicht theuer ist.

Der Platzschuster ist, ehe er das Haus angetreten hat, ein Gemsenwildschütze gewesen und hat überhaupt in seiner Jugend, wie die Gschaider sagen, nicht gutgethan. Er war in der Schule immer einer der besten Schüler gewesen, hatte dann von seinem Vater das Handwerk gelernt, ist auf Wanderung gegangen und ist endlich wieder zurückgekehrt. Statt, wie es sich für einen Gewerbsmann

ziemt und wie sein Vater es zeitlebens gethan, einen schwarzen Hut zu tragen, that er einen grünen auf, steckte noch alle bestehenden Federn darauf und stolzierte mit ihm und den kürzesten Lodenrocke, den es im Thale gab, herum, während sein Vater immer einen Rock von dunkler, wo möglich schwarzer Farbe hatte, der auch, weil er einem Gewerbsmanne angehörte, immer sehr weit herab geschnitten sein mußte. Der junge Schuster war auf allen Tanzplätzen und Kegelbahnen zu sehen. Wenn ihm Jemand eine gute Lehre gab, so pfiff er ein Liedlein. Er gieng mit seinem Scheibengewehre zu allen Schießen der Nachbarschaft und brachte manchmal einen Preis nach Hause, was er für einen großen Sieg hielt. Der Preis bestand meistens aus Münzen, die künstlich gefaßt waren und zu deren Gewinnung der Schuster mehr gleiche Münzen ausgeben mußte, als der Preis enthielt, besonders, da er wenig haushälterisch mit dem Gelde war. Er gieng auf alle Jagden, die in der Gegend abgehalten wurden und hatte sich den Namen eines guten Schützen erworben. Er gieng aber auch manchmal allein mit seiner Doppelbüchse und mit Steigeisen fort und einmal sagte man, daß er eine schwere Wunde am Kopfe erhalten habe.

In Millsdorf war ein Färber, welcher gleich am Anfange des Marktfleckens, wenn man auf dem Wege von Gschaid hinüber kam, ein sehr ansehnliches Gewerbe hatte, mit vielen Leuten und sogar, was im Thale etwas Unerhörtes war, mit Maschinen arbeitete. Außerdem besaß er noch eine ausgebreitete Feldwirtschaft. Zu der Tochter dieses reichen Färbers gieng der Schuster über das Gebirge, um sie zu gewinnen. Sie war wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt, aber auch wegen ihrer Eingezogenheit, Sittsamkeit und Häuslichkeit belobt. Dennoch, hieß es, soll der Schuster ihre Aufmerksamkeit erregt haben. Der Färber ließ ihn nicht in sein Haus kommen; und hatte die schöne Tochter schon früher keine öffentlichen Plätze und Lustbarkeiten besucht und war selten außer dem Hause ihrer Eltern zu sehen gewesen, so gieng sie jetzt schon gar nirgends mehr hin als in die Kirche, oder in ihrem Garten, oder in den Räumen des Hauses herum.

Einige Zeit nach dem Tode seiner Eltern, durch welchen ihm das Haus derselben zugefallen war, änderte sich der Schuster gänzlich. So wie er früher getollt hatte, so saß er jetzt in seiner Stube und hämmerte Tag und Nacht an seinen Sohlen. Er setzte prahlend einen Preis darauf, wenn es Jemand gäbe, der bessere Schuhe und Fußbekleidungen machen könne. Er nahm keine andern Arbeiter als die besten und drillte sie noch sehr herum, wenn sie in seiner Werkstätte arbeiteten, daß sie ihm folgten und die Sache so einrichteten, wie er befahl. Wirklich brachte er es jetzt auch dahin, daß nicht nur das ganze Dorf Gschaid, das zum größten Theile die Schusterarbeit aus benachbarten Thälern bezogen hatte, bei ihm arbeiten ließ, daß das ganze Thal bei ihm arbeiten ließ, und daß endlich sogar Einzelne von Millsdorf und anderen Thälern hereinkamen und sich ihre Fußbekleidungen von dem Schuster in Gschaid machen ließen. Sogar in die Ebene hinaus verbreitete sich sein Ruhm, daß Manche, die in die Gebirge gehen wollten, sich die Schuhe dazu von ihm machen ließen.

Er richtete das Haus sehr schön zusammen und in dem Waarengewölbe glänzten auf den Brettern die Schuhe, Bundstiefel und Stiefel; und wenn am Sonntage die ganze Bevölkerung des Thales herein kam und man bei den vier Linden des Platzes stand, gieng man gerne zu dem Schusterhause hin und sah durch die Gläser in die Waarenstube, wo die Käufer und Besteller waren.

Nach seiner Vorliebe zu den Bergen machte er auch jetzt die Gebirgsbundschuhe am besten. Er pflegte in der Wirtsstube zu sagen: Es gäbe Keinen, der ihm einen fremden Gebirgsbundschuh zeigen könne, der sich mit einem seinigen vergleichen lasse. „Sie wissen es nicht," pflegte er beizufügen, „sie haben es in ihrem Leben nicht erfahren, wie ein solcher Schuh sein muß, daß der gestirnte Himmel der Nägel recht auf der Sohle sitze und das gebührende Eisen enthalte, daß der Schuh außen hart sei, damit kein Geröllstein, wie scharf er auch sei, empfunden werde, und daß er sich von Innen doch weich und zärtlich wie ein Handschuh an die Füße lege."

Der Schuster hatte sich ein sehr großes Buch machen lassen, in welches er alle verfertigte Waare eintrug, die Namen derer beifügte, die den Stoff geliefert und die Waare gekauft hatten und eine kurze Bemerkung über die Güte des Erzeugnisses beischrieb. Die gleichartigen Fußbekleidungen hatten ihre fortlaufenden Zahlen und das Buch lag in der großen Lade seines Gewölbes.

Wenn die schöne Färberstochter von Millsdorf auch nicht aus der Eltern Hause kam, wenn sie auch weder Freunde noch Bekannte besuchte, so konnte es der Schuster von Gschaid doch so machen, daß sie ihn von ferne sah, wenn sie in die Kirche gieng, wenn sie in dem Garten war und wenn sie aus den Fenstern ihres Zimmers auf die Matten blickte. Wegen dieses unausgesetzten Sehens hatte es die Färberin durch langes, inständiges und ausdauerndes Flehen für ihre Tochter dahin gebracht, daß der halsstarrige Färber nachgab und daß der Schuster, weil er denn nun doch besser geworden, die schöne, reiche Millsdorferin als Eheweib nach Gschaid führte. Aber der Färber war desungeachtet auch ein Mann, der seinen Kopf hatte. Ein rechter Mensch, sagte er, müsse sein Gewerbe treiben, daß es blühe und vorwärts komme, er müsse daher sein Weib, seine Kinder, sich und sein Gesinde ernähren, Hof und Haus im Stande des Glanzes halten und sich noch ein Erkleckliches erübrigen, welches letztere doch allein im Stande sei, ihm Ansehen und Ehre in der Welt zu geben; darum erhalte seine Tochter nichts als eine vortreffliche Ausstattung, das andere ist Sache des Ehemannes, daß er es mache und für alle Zukunft besorge. Die Färberei in Millsdorf und die Landwirtschaft auf dem Färberhause sei für sich ein ansehnliches und ehrenwertes Gewerbe, das seiner Ehre willen bestehen und wozu Alles, was da sei, als Grundstock dienen müsse, daher er nichts weggebe. Wenn einmal er und sein Eheweib die Färberin todt seien, dann gehöre Färberei und Landwirtschaft in Millsdorf ihrer einzigen Tochter, nämlich der Schusterin in Gschaid, und Schuster und Schusterin könnten dann damit thun, was sie wollten: aber Alles Dieses nur, wenn die Erben es wert wären, das Erbe zu empfangen; wären sie es nicht wert, so gienge das Erbe auf die Kinder derselben, und wenn keine vorhanden wären, mit der Ausnahme des lediglichen Pflichttheiles auf andere Verwandte über. Der Schuster verlangte auch nichts, er zeigte im Stolze, daß es ihm nur um die schöne Färberstochter in Millsdorf zu thun gewesen und daß er sie schon ernähren und erhalten könne, wie sie zu Hause ernährt und erhalten worden ist. Er kleidete sie als sein Eheweib nicht nur schöner als alle Gschaiderinnen und alle Bewohnerinnen des Thales, sondern auch schöner, als sie sich je zu Hause getragen hatte, und Speise, Trank und übrige Behandlung mußte besser und rücksichtsvoller sein, als sie das Gleiche im väterlichen Hause genossen hatte. Und um dem Schwiegervater zu trotzen, kaufte er mit erübrigten Summen nach und nach immer

mehr Grundstücke so ein, daß er einen tüchtigen Besitz beisammen hatte.

Weil die Bewohner von Gschaid so selten aus ihrem Thale kommen und nicht einmal oft nach Millsdorf hinüber gehen, von dem sie durch Bergrücken und durch Sitten geschieden sind, weil ferner ihnen gar kein Fall vorkommt, daß ein Mann sein Thal verläßt und sich in dem benachbarten ansiedelt (Ansiedlungen in großen Entfernungen kommen öfters vor), weil endlich auch kein Weib oder Mädchen gerne von einem Thale in ein anderes auswandert, außer in dem ziemlich seltenen Falle, wenn sie der Liebe folgt und als Eheweib und zu dem Ehemann in ein anderes Thal kommt: so geschah es, daß die schöne Färberstochter von Millsdorf, da sie Schusterin in Gschaid geworden war, doch immer von allen Gschaidern als Fremde angesehen wurde und wenn man ihr auch nichts Uebles anthat, ja wenn man sie ihres schönen Wesens und ihrer Sitten wegen sogar liebte, doch immer etwas vorhanden war, das wie Scheu oder wenn man will, wie Rücksicht aussah und nicht zu dem Innigen und Gleichartigen kommen ließ, wie Gschaiderinnen gegen Gschaiderinnen, Gschaider gegen Gschaider hatten. Es war so, ließ sich nicht abstellen und wurde durch die bessere Tracht und durch das erleichterte häusliche Leben der Schusterin noch vermehrt.

Sie hatte ihrem Manne nach dem ersten Jahre einen Sohn und in einigen Jahren darauf ein Töchterlein geboren. Sie glaubte aber, daß er die Kinder nicht so liebe, wie sie sich vorstellte, daß es sein solle und wie sie sich bewußt war, daß sie dieselben liebe; denn sein Angesicht war meistens ernsthaft und mit seinen Arbeiten beschäftigt. Er spielte und tändelte selten mit den Kindern und sprach stets ruhig mit ihnen, gleichsam so, wie man mit Erwachsenen spricht. Was Nahrung und Kleidung und andere äußere Dinge anbelangte, hielt er die Kinder untadelig.

In der ersten Zeit der Ehe kam die Färberin öfters nach Gschaid und die jungen Eheleute besuchten auch Millsdorf zuweilen bei Kirchweihen oder anderen festlichen Gelegenheiten. Als aber die Kinder auf der Welt waren, war die Sache anders geworden. Wenn schon Mütter ihre Kinder lieben und sich nach ihnen sehnen, so ist dieses von Großmüttern öfters in noch höherem Grade der Fall: sie verlangen zuweilen mit wahrlich krankhafter Sehnsucht nach ihren Enkeln. Die Färberin kam sehr oft nach Gschaid herüber, um die Kinder zu sehen, ihnen Geschenke zu bringen, eine Weile da zu bleiben und dann mit guten Ermahnungen zu scheiden. Da aber das Alter und die Gesundheitsumstände der Färberin die öfteren Fahrten nicht mehr so möglich machten und der Färber aus dieser Ursache Einsprache that, wurde auf etwas Anderes gesonnen, die Sache wurde umgekehrt und die Kinder kamen jetzt zur Großmutter. Die Mutter brachte sie selber öfters in einem Wagen, öfters aber wurden sie, da sie noch im zarten Alter waren, eingemummt einer Magd mitgegeben, die sie in einem Fuhrwerke über den Hals brachte. Als sie aber größer waren, giengen sie zu Fuße entweder mit der Mutter oder mit einer Magd nach Millsdorf, ja, da der Knabe geschickt, stark und klug geworden war, ließ man ihn allein den bekannten Weg über den Hals gehen und wenn es sehr schön war und er bat, erlaubte man auch, daß ihn die kleine Schwester begleite. Dies ist bei den Gschaidern gebräuchlich, weil sie an starkes Fußgehen gewöhnt sind und die Eltern überhaupt, namentlich aber ein Mann wie der Schuster, es gerne sehen und eine Freude daran haben, wenn ihre Kinder tüchtig werden.

So geschah es, daß die zwei Kinder den Weg über den Hals öfters

zurücklegten als die übrigen Dörfler zusammen genommen, und da schon ihre Mutter in Gschaid immer gewissermaßen wie eine Fremde behandelt wurde, so wurden durch diesen Umstand auch die Kinder fremd, sie waren kaum Gschaider und gehörten halb nach Millsdorf hinüber.

Der Knabe Konrad hatte schon das ernste Wesen seines Vaters und das Mädchen Susanna nach ihrer Mutter so genannt, oder, wie man es zur Abkürzung nannte, Sanna hatte viel Glauben zu seinen Kenntnissen, seiner Einsicht und seiner Macht und gab sich unbedingt unter seine Leitung, gerade so, wie die Mutter sich unbedingt unter die Leitung des Vaters gab, dem sie alle Einsicht und Geschicklichkeit zutraute.

An schönen Tagen konnte man Morgens die Kinder durch das Thal gegen Mittag wandern sehen, über die Wiese gehen und dort anlangen, wo der Wald des Hauses gegen sie her schaut. Sie näherten sich dem Walde, giengen auf seinem Wege allgemach über die Erhöhung hinan und kamen, ehe der Mittag eingetreten war, auf den offenen Wiesen auf der anderen Seite gegen Millsdorf hinunter. Konrad zeigte Sanna die Wiesen, die dem Großvater gehörten, dann giengen sie durch seine Felder, auf denen er ihr die Getreidearten erklärte, dann sahen sie auf Stangen unter dem Vorsprunge des Daches die langen Tücher zum Trocknen herab hängen, die sich im Winde schlängelten oder närrische Gesichter machten, dann hörten sie seine Walkmühle und seinen Lohstampf, die er an seinem Bache für Tuchmacher und Gerber angelegt hatte, dann bogen sie noch um eine Ecke der Felder und giengen im Kurzen durch die Hinterthür in den Garten der Färberei, wo sie von der Großmutter empfangen wurden. Diese ahnte immer wenn die Kinder kamen, sah zu den Fenstern aus und erkannte sie von weitem, wenn Sannas rothes Tuch recht in der Sonne leuchtete.

Sie führte die Kinder dann durch die Waschstube und Presse in das Zimmer, ließ sie niedersitzen, ließ nicht zu, daß sie Halstücher oder Jäckchen lüfteten, damit sie sich nicht erkälteten, und behielt sie beim Essen da. Nach dem Essen durften sie sich lüften, spielen, durften in den Räumen des großväterlichen Hauses herum gehen oder sonst thun, was sie wollten, wenn es nur nicht unschicklich oder verboten war. Der Färber, welcher immer bei dem Essen war, fragte sie um ihre Schulgegenstände aus und schärfte ihnen besonders ein, was sie lernen sollten. Nachmittags wurden sie von der Großmutter schon, ehe die Zeit kam, zum Aufbruche getrieben, daß sie ja nicht zu spät kämen. Obgleich der Färber keine Mitgift gegeben hatte und vor seinem Tode von seinem Vermögen nichts wegzugeben gelobt hatte, glaubte sich die Färberin an diese Dinge doch nicht so strenge gebunden und sie gab den Kindern nicht allein während ihrer Anwesenheit allerlei, worunter nicht selten ein Münzstück und zuweilen gar von ansehnlichem Werte war, sondern sie band ihnen auch immer zwei Bündelchen zusammen, in denen sich Dinge befanden, von denen sie glaubte, daß sie notwendig wären oder daß sie den Kindern Freude machen könnten. Und wenn oft die nämlichen Dinge im Schusterhause in Gschaid ohnedem in aller Trefflichkeit vorhanden waren, so gab sie die Großmutter in der Freude des Gebens doch und die Kinder trugen sie als etwas Besonderes nach Hause. So geschah es nun, daß die Kinder am heiligen Abende schon unwissend die Geschenke in Schachteln gut versiegelt und verwahrt nach Hause trugen, die ihnen in der Nacht einbeschert werden sollten.

Weil die Großmutter die Kinder immer schon vor der Zeit zum Fortgehen drängte, danit sie nicht zu spät

nach Hause kämen, so erzielte sie hiedurch, daß die Kinder gerade auf dem Wege bald an dieser bald an jener Stelle sich aufhielten. Sie saßen gerne an dem Haselnußgehege, das auf dem Halse ist und schlugen mit Steinen Nüsse auf oder spielten, wenn keine Nüsse waren, mit Blättern oder mit Hölzlein oder mit den weichen braunen Zöpfchen, die im ersten Frühjahre von den Zweigen der Nadelbäume herab fielen. Manchmal erzählte Konrad dem Schwesterchen Geschichten, oder wenn sie zu der rothen Unglückssäule kamen, führte er sie ein Stück auf dem Seitenwege links gegen die Höhen hinan und sagte ihr, daß man da auf den Schneeberg gelange, daß dort Felsen und Steine seien, daß die Gemsen herum springen und große Vögel fliegen. Er führte sie oft über den Wald hinaus, sie betrachteten dann den dürren Rasen und die kleinen Sträucher der Haidekräuter; aber er führte sie wieder zurück und brachte sie immer vor der Abenddämmerung nach Hause, was ihm stets Lob eintrug.

Einmal war am heiligen Abende, da die erste Morgendämmerung in dem Thale von Gschaid in Helle übergegangen war, ein dünner, trockener Schleier über den ganzen Himmel gebreitet, so daß man die ohnedem schiefe und ferne Sonne im Südosten nur als einen undeutlichen Fleck sah, überdies war an diesem Tage eine milde, beinahe lauligte Luft unbeweglich im ganzen Thale und auch an dem Himmel, wie die unveränderte und ruhige Gestalt der Wolken zeigte. Da sagte die Schustersfrau zu ihren Kindern: „Weil ein so angenehmer Tag ist, weil es so lange nicht geregnet hat und die Wege fest sind, und weil es auch der Vater gestern unter der Bedingung erlaubt hat, wenn der heutige Tag dazu geeignet ist, so dürft ihr zur Großmutter nach Millsdorf gehen; aber ihr müßt den Vater noch vorher fragen.“

Die Kinder, welche noch in ihren Nachtkleidchen da standen, liefen in die Nebenstube, in welcher der Vater mit einem Kunden sprach und baten um die Wiederholung der gestrigen Erlaubnis, weil ein so schöner Tag sei. Sie wurde ihnen ertheilt und sie liefen wieder zur Mutter zurück.

Die Schustersfrau zog nun ihre Kinder vorsorglich an, oder eigentlich, sie zog das Mädchen mit dichten, gut verwahrenden Kleidern an; denn der Knabe begann sich selber anzukleiden und stand viel früher fertig da, als die Mutter mit dem Mädchen hatte ins Reine kommen können. Als sie dieses Geschäft vollendet hatte, sagte sie: „Konrad, gib wohl acht: weil ich dir das Mädchen mitgehen lasse, so müsset ihr beizeiten fortgehen, ihr müsset an keinem Platze stehen bleiben und wenn ihr bei der Großmutter gegessen habt, so müsset ihr gleich wieder umkehren und nach Hause trachten; denn die Tage sind jetzt sehr kurz und die Sonne geht gar bald unter.“

„Ich weiß es schon, Mutter,“ sagte Konrad.

„Und siehe gut auf Sanna, daß sie nicht fällt oder sich erhitzt.“

„Ja, Mutter.“

„So, Gott behüte euch und geht noch zum Vater und sagt, daß ihr jetzt fortgeht.“

Der Knabe nahm eine von seinem Vater kunstvoll aus Kalbfellen genähte Tasche an einem Riemen um die Schulter und die Kinder giengen in die Nebenstube, um dem Vater Lebewohl zu sagen. Aus dieser kamen sie bald heraus und hüpften, von der Mutter mit einem Kreuze besegnet, fröhlich auf die Gasse.

Sie giengen schleunig längs des Dorfplatzes hinab und dann durch die Häusergasse und endlich zwischen den Planken der Obstgärten in das Freie hinaus. Die Sonne stand schon über dem mit milchigen Wolkenstreifen durchwobenen Wald der morgendlichen

Anhöhen und ihr trübes, röthliches Bild schritt durch die laublosen Zweige der Holzäpfelbäume mit den Kindern fort.

In dem ganzen Thale war kein Schnee, die größeren Berge, von denen er schon viele Wochen herab geglänzt hatte, waren damit bedeckt, die kleineren standen in dem Mantel ihrer Tannenwälder und im Fahlroth ihrer entblößten Zweige unbeschneit und ruhig da. Der Boden war noch nicht gefroren und er wäre vermöge der vorhergegangenen, langen regenlosen Zeit ganz trocken gewesen, wenn ihn nicht die Jahreszeit mit einer zarten Feuchtigkeit überzogen hätte, die ihn aber nicht schlüpfrig, sondern eher fest und widerprallend machte, daß sie leicht und gering darauf fortgiengen. Das wenige Gras, welches noch auf den Wiesen und vorzüglich an den Wassergräben derselben war, stand in herbstlichem Ansehen. Es lag kein Reif und bei näherem Anblicke nicht einmal ein Thau, was nach der Meinung der Landleute baldigen Regen bedeutet.

Gegen die Grenzen der Wiesen zu war ein Gebirgsbach, über welchen ein hoher Steg führte. Die Kinder giengen auf den Steg und schauten hinab. Im Bache war schier kein Wasser, ein dünner Faden von sehr stark blauer Farbe gieng durch die trockenen Kiesel des Gerölles, die wegen Regenlosigkeit ganz weiß geworden waren, und sowohl die Wenigkeit als auch die Farbe des Wassers zeigten an, daß in den größeren Höhen schon Kälte herrschen müsse, die den Boden verschließe, daß er mit seiner Erde das Wasser nicht trübe, und die das Eis erhärte, daß es in seinem Innern nur wenige klare Tropfen abgeben könne.

Von dem Stege liefen die Kinder durch die Gründe fort und näherten sich immer mehr den Waldungen.

Sie trafen endlich die Grenze des Holzes und giengen in demselben weiter.

Als sie in die höheren Wälder des Halses hinauf gekommen waren, zeigten sich die langen Furchen des Fahrweges nicht mehr weich, wie es unten im Thale der Fall gewesen war, sondern sie waren fest, und zwar nicht aus Trockenheit, sondern, wie die Kinder sich bald überzeugten, weil sie gefroren waren. An manchen Stellen waren sie so überfroren, daß sie die Körper der Kinder trugen. Nach der Natur der Kinder giengen sie nun nicht mehr auf dem glatten Pfade neben dem Fahrwege, sondern in den Geleisen und versuchten, ob dieser oder jener Furchenaufwurf sie schon trage. Als sie nach Verlauf einer Stunde auf der Höhe des Halses angekommen waren, war der Boden bereits so hart, daß er klang und Schollen wie Steine hatte.

An der rothen Unglückssäule des Bäckers bemerkte Sanna zuerst, daß sie heute gar nicht da stehe. Sie giengen zu dem Platze hinzu und sahen, daß der runde, roth angestrichene Balken, der das Bild trug, in dem dürren Grase liege, das wie dünnes Stroh an der Stelle stand und den Anblick der liegenden Säule verdeckte. Sie sahen zwar nicht ein, warum die Säule liege, ob sie umgeworfen worden, oder ob sie von selber umgefallen sei, das sahen sie, daß sie an der Stelle, wo sie in die Erde ragte, sehr morsch war und daß sie daher sehr leicht habe umfallen können; aber da sie einmal lag, so machte es ihnen Freude, daß sie das Bild und die Schrift so nahe betrachten konnten, wie es sonst nie der Fall gewesen war. Als sie alles — den Korb mit den Semmeln, die bleichen Hände des Bäckers, seine geschlossenen Augen, seinen grauen Rock und die umstehenden Tannen — betrachtet hatten, als sie die Schrift gelesen und laut gesagt hatten, giengen sie wieder weiter.

Abermal nach einer Stunde wichen die dunkeln Wälder zu beiden Seiten

zurück, dünnstehende Bäume, theils einzelne Eichen, theils Birken und Gebüschgruppen empfiengen sie, geleiteten sie weiter und nach Kurzem liefen sie auf den Wiesen in das Millsdorfer Thal hinab.

Obwohl dieses Thal bedeutend tiefer liegt als das von Gschaid, und auch um so viel wärmer war, daß man die Ernte immer um vierzehn Tage früher beginnen konnte als in Gschaid, so war doch auch hier der Boden gefroren, und als die Kinder bis zu den Loh- und Walkwerken des Großvaters gekommen waren, lagen auf dem Wege, auf den die Räder oft Tropfen heraus spritzten, schöne Eistäfelchen. Den Kindern ist das gewöhnlich ein sehr großes Vergnügen.

Die Großmutter hatte sie kommen gesehen, war ihnen entgegen gegangen, nahm Sanna bei den erfrorenen Händchen und führte sie in die Stube.

Sie nahm ihnen die wärmeren Kleider ab, sie ließ in den Ofen nachlegen und fragte sie, wie es ihnen im Herübergehen gegangen sei.

Als sie hierauf die Antwort erhalten hatte, sagte sie: „Das ist schon recht, das ist gut, es freut mich gar sehr, daß ihr wieder gekommen seid; aber heute müßt ihr bald fort, der Tag ist kurz und es wird auch kälter, am Morgen war es in Millsdorf nicht gefroren.“

„In Gschaid auch nicht,“ sagte der Knabe.

„Siehst du, darum müßt ihr euch sputen, daß euch gegen Abend nicht zu kalt wird,“ antwortete die Großmutter.

Hierauf fragte sie, was die Mutter mache, was der Vater mache und ob nichts Besonderes in Gschaid geschehen sei.

Nach diesen Fragen bekümmerte sie sich um das Essen, sorgte, daß es früher bereitet wurde als gewöhnlich und richtete selber den Kindern kleine Leckerbissen zusammen, von denen sie wußte, daß sie eine Freude damit erregen würde. Dann wurde der Färber gerufen, die Kinder bekamen an dem Tische aufgedeckt wie große Personen und aßen nun mit Großvater und Großmutter und die Letztere legte ihnen hiebei besonders Gutes vor. Nach dem Essen streichelte sie Sannas unterdessen sehr roth gewordene Wangen.

Hierauf gieng sie geschäftig hin und her und steckte das Kalbfellränzchen des Knaben voll und steckte ihm noch allerlei in die Taschen. Auch in die Täschchen von Sanna that sie allerlei Dinge. Sie gab Jedem ein Stück Brot, es auf dem Wege zu verzehren, und in dem Ränzchen, sagte sie, seien noch zwei Weißbrote, wenn etwa der Hunger zu groß würde.

„Für die Mutter habe ich einen guten gebrannten Kaffee mitgegeben,“ sagte sie, „und in dem Fläschchen, das zugestopft und gut verbunden ist, befindet sich auch ein schwarzer Kaffeeaufguß, ein besserer, als die Mutter bei euch gewöhnlich macht, sie soll ihn nur kosten, wie er ist, er ist eine wahre Arznei, so kräftig, daß nur ein Schlückchen den Magen so wärmt, daß es den Körper in den kältesten Wintertagen nicht frieren kann. Die anderen Sachen, die in der Schachtel und in den Papieren im Ränzchen sind, bringt unversehrt nach Hause.“

Da sie noch ein Weilchen mit den Kindern geredet hatte, sagte sie, daß sie gehen sollten.

„Habe acht, Sanna,“ sagte sie, „daß du nicht frierst, erhitze dich nicht; und daß ihr nicht über die Wiesen hinauf und unter den Bäumen läuft. Kommt etwa gegen Abend ein Wind, da müßt ihr langsam gehen. Grüßet Vater und Mutter und sagt, sie sollen recht glückliche Feiertage haben.“

Die Großmutter küßte beide Kinder auf die Wangen und schob sie durch die Thür hinaus. Nichtsdestoweniger gieng sie aber auch selber mit, geleitete sie durch den Garten, ließ sie durch das Hinterpförtchen hinaus,

schloß wieder und gieng in das Haus zurück.

Die Kinder giengen an den Eistäfelchen neben den Werken des Großvaters vorbei, sie giengen durch die Millsdorfer Felder und wendeten sich gegen die Wiesen hinan.

Als sie auf den Anhöhen giengen, wo, wie gesagt wurde, zerstreute Bäume und Gebüschgruppen standen, fielen äußerst langsam einzelne Schneeflocken.

„Siehst du, Sanna," sagte der Knabe, „ich habe es gleich gedacht, daß wir Schnee bekommen; weißt du, da wir vom Hause weggiengen, sahen wir noch die Sonne, die so blutroth war wie eine Lampe bei dem heiligen Grabe, und jetzt ist nichts mehr von ihr zu erblicken, und nur der graue Nebel ist über den Baumwipfeln oben. Das bedeutet allemal Schnee."

Die Kinder giengen freudiger fort und Sanna war recht froh, wenn sie mit dem dunkeln Aermel ihres Röckchens eine der fallenden Flocken auffangen konnte, und wenn dieselbe recht lange nicht auf dem Aermel zerfloß. Als sie endlich an dem äußersten Rand der Millsdorfer Höhen angekommen waren, wo es gegen die dunkeln Tannen des Halses hinein geht, war die dichte Waldwand schon recht lieblich gesprenkelt von den immer reichlicher herabfallenden Flocken. Sie giengen nunmehr in den dicken Wald hinein, der den größten Theil ihrer noch bevorstehenden Wanderung einnahm.

Es geht von dem Waldrande noch immer aufwärts, und zwar bis man zur rothen Unglückssäule kommt, von wo sich, wie schon oben angedeutet wurde, der Weg gegen das Thal von Gschaid hinab wendet. Die Erhebung des Waldes von der Millsdorferseite aus ist sogar so steil, daß der Weg nicht gerade hinan geht, sondern, daß er in sehr langen Abweichungen von Abend nach Morgen und von Morgen nach Abend hinan klimmt. An der ganzen Länge des Weges hinauf zur Säule und hinab bis zu den Wiesen von Gschaid sind hohe, dichte, ungelichtete Waldbestände, und sie werden erst ein wenig dünner, wenn man in die Ebene gelangt ist und gegen die Wiesen des Thales von Gschaid hinaus kommt. Der Hals ist auch, wenn er gleich nur eine kleine Verbindung zwischen zwei großen Gebirgshäuptern abgibt, doch selbst so groß, daß er in die Ebene gelegt einen bedeutenden Gebirgsrücken abgeben würde.

Das Erste, was die Kinder sahen, als sie die Waldung betraten, war, daß der gefrorene Boden sich grau zeigte, als ob er mit Mehl besäet wäre, daß die Fahne manches dünnen Halmes des am Wege hin und zwischen den Bäumen stehenden dürren Grases mit Flocken beschwert war und daß auf den verschiedenen grünen Zweigen der Tannen und Fichten, die sich wie Hände öffneten, schon weiße Fläumchen saßen.

„Schneit es denn jetzt bei dem Vater zu Hause auch?" fragte Sanna.

„Freilich," antwortete der Knabe, „es wird auch kälter und du wirst sehen, daß morgen der ganze Teich gefroren ist."

„Ja, Konrad," sagte das Mädchen.

Es verdoppelte beinahe seine kleinen Schritte, um mit denen des dahinschreitenden Knaben gleich bleiben zu können.

Sie giengen nun rüstig in den Windungen fort, jetzt von Morgen nach Abend. Der von der Großmutter vorausgesagte Wind stellte sich nicht ein, im Gegentheile war es so stille, daß sich nicht ein Aestchen oder Zweig rührte, ja sogar es schien im Walde wärmer, wie es in lockeren Körpern, dergleichen ein Wald auch ist, immer im Winter zu sein pflegt, und die Schneeflocken fielen stets reichlicher, so daß der ganze Boden schon weiß war, daß der Wald sich grau zu bestäuben anfieng und daß auf dem Hute und den Kleidern des Knaben sowie auf denen des Mädchens der Schnee lag.

Die Freude der Kinder war sehr groß. Sie traten auf den weichen Flaum, suchten mit dem Fuße absichtlich solche Stellen, wo er dichter zu liegen schien, um dorthin zu treten und sich den Anschein zu geben, als wateten sie bereits. Sie schüttelten den Schnee nicht von den Kleidern ab.

Es war große Ruhe eingetreten. Von den Vögeln, deren noch manche auch zuweilen im Winter in dem Walde hin und her fliegen und von denen die Kinder im Herübergehen sogar mehrere zwitschern gehört hatten, war nichts zu vernehmen, sie sahen auch keine auf irgend einem Zweige sitzen oder fliegen und der ganze Wald war gleichsam ausgestorben.

Weil nur die bloßen Fußstapfen der Kinder hinter ihnen blieben und weil vor ihnen der Schnee rein und unverletzt war, so war daraus zu erkennen, daß sie die Einzigen waren, die heute über den Hals giengen.

Sie giengen in ihrer Richtung fort, sie näherten sich öfter den Bäumen, öfter entfernten sie sich und wo dichtes Unterholz war, konnten sie den Schnee auf den Zweigen liegen sehen.

Ihre Freude wuchs noch immer; denn die Flocken fielen stets dichter und nach kurzer Zeit brauchten sie nicht mehr den Schnee aufzusuchen, um in ihm zu waten; denn er lag schon so dicht, daß sie ihn überall weich unter den Sohlen empfanden und daß er sich bereits um ihre Schuhe zu legen begann; und wenn es so ruhig und heimlich war, so war es, als ob sie das Knistern des in die Nadeln herabfallenden Schnees vernehmen könnten.

„Werden wir heute auch die Unglückssäule sehen?“ fragte das Mädchen, „sie ist ja umgefallen und da wird es darauf schneien und da wird die rothe Farbe weiß sein.“

„Darum können wir sie doch sehen,“ antwortete der Knabe, „wenn auch der Schnee auf sie fällt und wenn sie auch weiß ist, so müssen wir sie liegen sehen, weil sie eine dicke Säule ist und weil sie das schwarze eiserne Kreuz auf der Spitze hat, das doch immer heraus ragen wird.“

„Ja, Konrad.“

Indessen da sie noch weiter gegangen waren, war der Schneefall so dicht geworden, daß sie nur mehr die allernächsten Bäume sehen konnten.

Von der Härte des Weges oder gar von Furchenaufwerfungen war nichts zu empfinden, der Weg war vom Schnee überall gleich weich und war überhaupt nur daran zu erkennen, daß er als ein gleichmäßiger weißer Streifen in dem Walde fort lief. Auf allen Zweigen lag schon die schöne weiße Hülle.

Die Kinder giengen jetzt mitten auf dem Wege, sie furchten den Schnee mit ihren Füßlein und giengen langsamer, weil das Gehen beschwerlicher ward. Der Knabe zog seine Jacke empor an dem Halse zusammen, damit ihm nicht der Schnee in den Nacken falle und er setzte den Hut tiefer in das Haupt, daß er geschützter sei. Er zog auch seinem Schwesterlein das Tuch, das ihm die Mutter um die Schulter gegeben hatte, besser zusammen und zog es ihm mehr vorwärts in die Stirne, daß es ein Dach bilde.

Der von der Großmutter vorausgesagte Wind war noch immer nicht gekommen; aber dafür wurde der Schneefall nach und nach so dicht, daß auch nicht mehr die nächsten Bäume zu erkennen waren, sondern daß sie wie neblige Säcke in der Luft standen.

Die Kinder giengen fort. Sie duckten die Köpfe dichter in ihre Kleider und giengen fort.

Sanna nahm den Riemen, an welchem Konrad die Kalbfelltasche um die Schulter hängen hatte, mit den Händchen, hielt sich daran und so giengen sie ihres Weges.

Die Unglückssäule hatten sie noch

immer nicht erreicht. Der Knabe konnte die Zeit nicht ermessen, weil keine Sonne am Himmel stand und weil es immer gleichmäßig grau war.

„Werden wir bald zu der Unglücksſäule kommen?“ fragte Sanna.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Knabe, „ich kann heute die Bäume nicht sehen und den Weg nicht erkennen, weil er so weiß ist. Die Unglücksſäule werden wir wohl gar nicht sehen, weil so viel Schnee liegen wird, daß sie verhüllt sein wird und daß kaum ein Gräschen oder ein Arm des schwarzen Kreuzes hervorragen wird. Aber es macht nichts. Wir gehen immer auf dem Wege fort, der Weg geht zwischen den Bäumen, und wenn er zu dem Platze der Unglücksſäule kommt, dann wird er abwärts gehen, wir gehen auf ihm fort und wenn er aus den Bäumen hinausgeht, dann sind wir schon auf den Wiesen von Gschaid, dann kommt der Steg, und dann haben wir nicht mehr weit nach Hause.“

„Ja, Konrad,“ sagte das Mädchen.

Sie giengen auf ihrem aufwärtsführenden Wege fort. Die hinter ihnen liegenden Fußstapfen waren jetzt nicht mehr lange sichtbar; denn die ungemeine Fülle des herabfallenden Schnees deckte sie bald zu, daß sie verschwanden. Der Schnee knisterte in seinem Falle nun auch nicht mehr in den Nadeln, sondern legte sich eilig und heimlich auf die weiße, schon daliegende Decke nieder. Die Kinder nahmen die Kleider noch fester, um das immerwährende allseitige Hineinrieseln abzuhalten.

Sie giengen sehr schleunig, und der Weg führte noch stets aufwärts.

Nach langer Zeit war noch immer die Höhe nicht erreicht, auf welcher die Unglücksſäule stehen sollte, und von wo der Weg gegen die Gschaider Seite sich hinunter wenden mußte.

Endlich kamen die Kinder in eine Gegend, in welcher keine Bäume standen.

„Ich sehe keine Bäume mehr,“ sagte Sanna.

„Vielleicht ist nur der Weg so breit, daß wir sie wegen des Schneiens nicht sehen können,“ antwortete der Knabe.

„Ja, Konrad,“ sagte das Mädchen.

Nach einer Weile blieb der Knabe stehen und sagte: „Ich sehe selber keine Bäume mehr, wir müssen aus dem Walde gekommen sein, auch geht der Weg immer bergan. Wir wollen ein wenig stehen bleiben und herumsehen, vielleicht erblicken wir etwas.“

Aber sie erblickten nichts. Sie sahen durch einen trüben Raum in den Himmel. Wie bei dem Hagel über die weißen oder grünlich gedunsenen Wolken die finsteren fransenartigen Streifen herabstarren, so war es hier und das stumme Schütten dauerte fort. Auf der Erde sahen sie nur einen runden Fleck Weiß und dann nichts mehr.

„Weißt du, Sanna,“ sagte der Knabe, „wir sind auf dem dürren Grase, auf welches ich dich oft im Sommer herauf geführt habe, wo wir saßen und wo wir den Rasen betrachteten, der nacheinander hinaufgeht und wo die schönen Kräuterbüschel wachsen. Wir werden da jetzt gleich rechts hinabgehen!“

„Ja, Konrad.“

„Der Tag ist kurz, wie die Großmutter gesagt hat und wie du auch wissen wirst, wir müssen uns daher sputen.“

„Ja, Konrad,“ sagte das Mädchen.

„Warte ein wenig, ich will dich besser einrichten,“ erwiderte der Knabe.

Er nahm seinen Hut ab, setzte ihn Sanna auf das Haupt und befestigte ihn mit den beiden Bändchen unter ihrem Kinn. Das Tüchlein, welches sie um hatte, schützte sie zu wenig, während auf seinem Haupte eine solche Menge dichter Locken war, daß noch lange Schnee darauf fallen

konnte, ehe Nässe und Kälte durchzudringen vermochten. Dann zog er sein Pelzjäckchen aus und zog dasselbe über die Aermlein der Schwester. Um seine eigenen Schultern und Arme, die jetzt das bloße Hemd zeigten, band er das kleinere Tüchlein, das Sanna über die Brust, und das größere, das sie über die Schultern gehabt hatte. Das sei für ihn genug, dachte er, wenn er nur stark auftrete, werde ihn nicht frieren.

Er nahm das Mädchen bei der Hand und so giengen sie jetzt fort.

Das Mädchen schaute mit den willigen Aeuglein in das ringsum herrschende Grau und folgte ihm gerne, nur daß es mit den kleinen eilenden Füßlein nicht so nachkommen konnte, wie er vorwärts strebte, gleich Einem, der es zur Entscheidung bringen wollte.

Sie giengen nun mit der Unablässigkeit und Kraft, die Kinder und Thiere haben, weil sie nicht wissen, wie viel ihnen beschieden ist und wann ihr Vorrath erschöpft ist.

Aber wie sie giengen, so konnten sie nicht merken, ob sie über den Berg hinabkämen oder nicht. Sie hatten gleich rechts nach abwärts gebogen, allein sie kamen wieder in Richtungen, die bergan führten, bergab und wieder bergan. Oft begegneten ihnen Steilheiten, denen sie ausweichen mußten und ein Graben, in dem sie fortgiengen, führte sie in einer Krümmung herum. Sie erklommen Höhen, die sich unter ihren Füßen steiler gestalteten, als sie dachten, und was sie für abwärts hielten, war wieder eben, oder es war eine Höhlung, oder es gieng immer gedehnt fort.

„Wo sind wir denn, Konrad?" fragte das Mädchen.

„Ich weiß es nicht," antwortete er.

„Wenn ich nur mit diesen meinen Augen etwas zu erblicken imstande wäre," fuhr er fort, „daß ich mich darnach richten könnte."

Aber es war rings um sie nichts als das blendende Weiß, überall das Weiß, das aber selber nur einen immer kleineren Kreis um sie zog und dann in einen lichten, streifenweise niederfallenden Nebel übergieng, der jedes Weitere verwehrte und verhüllte, und zuletzt nichts anderes war, als der unersättlich niederfallende Schnee.

„Warte, Sanna," sagte der Knabe, wir wollen ein wenig stehen bleiben und horchen, ob wir nicht etwas hören können, was sich im Thale meldet, sei es nun ein Hund oder eine Glocke oder die Mühle, oder sei es ein Ruf, der sich hören läßt, hören müssen wir etwas und dann werden wir wissen, wohin wir zu gehen haben."

Sie blieben nun stehen, aber sie hörten nichts. Sie blieben noch ein wenig länger stehen, aber es meldete sich nichts, es war nicht ein einziger Laut, auch nicht der leiseste, außer ihrem Athem zu vernehmen, ja in der Stille, die herrschte, war es, als sollten sie den Schnee hören, der auf ihre Wimpern fiel. Die Voraussage der Großmutter hatte sich noch immer nicht erfüllt, der Wind war nicht gekommen, ja was in diesen Gegenden selten ist, nicht das leiseste Lüftchen rührte sich an dem ganzen Himmel.

Nachdem sie lange gewartet hatten, giengen sie wieder fort.

„Es thut auch nichts, Sanna," sagte der Knabe, „sei nur nicht verzagt, folge mir, ich werde dich doch noch hinüber führen. — Wenn nur das Schneien aufhörte!"

Sie war nicht verzagt, sondern hob die Füßchen, so gut es gehen wollte. Er führte sie in dem weißen, lichten, regsamen, undurchsichtigen Raume fort. (Schluß folgt.)

Die Geburt des Herrn.

Aus dem Italienischen des **Alessandro Manzoni**, übertragen von **Paul Heyse**.*)

Dem Felsen gleich, von Gipfelhöh'n
Ob steilem Bergeshange
Durch ungestüme Sturzgewalt
Entrückt mit Donnerklange;
Hinstürmend unaufhaltsam
Bricht er sich Bahn gewaltsam,
Schlägt auf im Grund und steht;

Da, wo er hinfiel, regungslos
Ruht er nun träg für immer;
Vorüberziehn Jahrhunderte —
Nie mehr vom frühen Schimmer
Der Sonne wird er glühen,
Wenn kein befreundet Mühen
Von Neuem ihn erhöht:

So lag des ersten Sündenfalls
Unsel'ger Sohn im Staube,
Seitdem er, unaussprechlichem
Verheißnem Zorn zum Raube,
Sank in den Abgrund nieder
Des Wehs, aus dem nie wieder
Er hob sein stolzes Haupt.

Wer von den Schmachbeladenen
Vermaß sich solcher Weihe,
Zu dem unnahbar Heiligen
Zu sprechen: Herr, verzeihe!
Laß neuen Bund uns gründen!
Entreiß den Höllenschlünden,
Was frech sie Dir geraubt!

Und sieh! ein Kind geboren ward,
Ein Sohn ist uns gegeben,
Vor dessen leisem Augenwink
Die finstren Mächte beben.
Er will die Hand uns reichen,
Erhöhn die Todesbleichen
Glorreicher als zuvor.

Es kommt ein Quell aus Aetherhöh'n
Zur Niederung geflossen,
Der durch das Thal der Kümmernis
Lebendig sich ergossen.
Von Honig trieft's im Walde;
Auf unfruchtbarer Halde
Entsprießt ein Blumenflor.

O Sohn, Du, den der Ew'ge sich
Von Ewigkeit gewonnen,
Welch ein Jahrhundert rühmte sich:
Mit mir hast du begonnen! —
Du bist! Der Welten Menge
Ist deiner Macht zu enge —
Sie wurden durch Dein Wort.

Und hast gewürdigt anzuziehn
Des armen Staubes Hülle?
Welch ein Verdienst erhöhte sie
Zu solcher Ehren Fülle?
O dünkt dem Herrn erläßlich
Die Schuld, — wie unermeßlich
Reich ist sein Gnadenhort!

Heut traf es ein. Nach Ephrata,
Der prophezeiten Stelle,
Schritt eine Jungfrau, Israels
Gestirn von ew'ger Helle.
Daß ihrer schweren Bürde
Sie dort genesen würde,
Es kam, wie er's beschloß.

Die hehre Mutter, dürftig nur
Deckt sie des Kindleins Glieder
Und legt es sanft und demuthsvoll
Ins arme Kripplein nieder,
Dann kniet sie, anzubeten
Den Gott, ans Licht getreten
Aus ihrem reinen Schoß.

Der Engel, der zu künden kam
Der Welt die Freudenworte,
Nicht pocht' er an der Mächtigen
Vom Troß bewachten Pforte;
Nein, frommer Hirten Scharen
Will er sich offenbaren,
Der Erdenhoffahrt fern.

Und rings um ihn, geschwadersweis
Die nächt'ge Weite füllend,
Herniederstiegen Tausende,
In Flammenschein sich hüllend.
In seligem Gewimmel,
So wie man singt im Himmel,
Lobsangen sie dem Herrn.

Und sangen fort ihr Jubellied,
Zur Höh' zurück sich schwingend.
Langsam verklang, das Nachtgewölk
Von ferne noch durchdringend,
Der heil'ge Sang der Frommen,
Die gläubig ihn vernommen,
Bis er erstarb im Wind.

*) Aus „Italienische Dichter seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts“ von Paul Heyse. (Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz. 1889.)

Da machten jene Glücklichen
Sich auf mit hast'gem Schritte
Und fanden, wie verheißen war,
Das Heil in dürft'ger Hütte,
Und sah'n in Windeln liegen,
Sich in die Krippe schmiegen
Den Herrn, ein wimmernd Kind.

O schlumm're, Kind, und weine nicht!
Schlaf, Himmelskind! Es wagen
Ob Deinem Haupt die Stürme nicht
Mit Brausen hinzujagen,
Die Du gewohnt auf Erden
Gleich wilden Kriegespferden
Zu zügeln mit der Hand.

Schlaf, Himmelskind! Noch wissen nicht
Die Völker, wer geboren;
Doch kommt der Tag, wo alle Dir
Zum Erbe sind erkoren,
Wo in verborgner Stille,
In armer Staubeshülle
Der König wird erkannt.

Meine Ferien in der Heimat.

1851.

Aus den Lehrjahren der Liebe von **Robert Hamerling**.

(Nachlaß.)

Einige Stellen aus seinem Reisetagebuche.

Wien, 20. Juli 1851.

Seit einigen Tagen besteht meine Hauptbeschäftigung darin, die Landkarte des Erzherzogthums Oesterreich vor mir auszubreiten, den rechten Arm auf den Neusiedlersee jenseits der Grenze, den linken auf die Salzburger Alpen gestützt, die Blicke schweifend von Wien über Heiligenkreuz und Lilienfeld bis zum Oetscher, vom Oetscher zur Donau zurück, von der Donau über Krems nach Schweiggers. Ja, es ist der Ferienreiseplan, der mein Dichten und Trachten jetzt in Anspruch nimmt. Ich gedenke mit Freund Bruckner den Oetscher zu besteigen und ein bißchen in die Welt zu sehen. Die Wanderung wird ganz zu Fuße gemacht; ich freue mich darauf, denn wandernd schaue ich und im Schauen bin ich

„Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält."

Die Ferne sei mein Reich, mein Scepter der Wanderstab. Schließlich raste ich in der Waldheimat.

Heiligenkreuz, 26. Juli.

Begriffen in der Erfüllung dessen, was ich gern als meinen schönsten Erdenberuf betrachten möchte — des Wanderns — sitze ich behaglich in einem Gemache des Stiftes Heiligenkreuz und ruhe von der Pilgerschaft des ersten Tages aus.

Gestern Nachmittags fuhr ich in Gesellschaft Bruckners mit der Eisenbahn bis Mödling; von dort traten wir die Fußreise an und durchwanderten die Brühl. Gleich hinter Mödling that das berühmte Felsenthal der „Klause" die Riesenpforten vor uns auf.

Ungeheure schroffe Kalksteinmassen thürmen zu beiden Seiten sich empor, bald kühn sich zuspitzend, bald in gewaltigen Vorsprüngen auslaufend.

Föhren wuchern im ragenden Gestein auf schwindelnden Höhen; zartes, aber energisches Pflanzenleben triumphiert über die Steinriesen und trotzt ihnen Raum ab. Die Burg Lichtenstein erscheint rechts auf der Höhe; weiterhin tritt großartig auf einer waldumgürteten Bergkuppe die Krone der Reize dieses Thals hervor: die Burg Mödling. Schönes, rauschendes Gewässer, ohne welches keine Gegend Leben hat, führt der Schwechatbach diesen Bergen zu.

Allmählich nimmt der Waldwuchs überhand, die Wände des Thales legen sich in sanfteren Abhängen auseinander, auf welchen Felder und schöne Gebäude in großer Anzahl sichtbar werden; die ernste Schönheit des Gebirges wird durch das Anmuthige der Zuthaten mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Künstliche Ruinen machen hier neben den rechten sich breit, was nicht zu billigen, da eine künstliche Ruine ohne den Reiz der Erinnerung und einer wirklichen Vergangenheit noch unter die Wertheimer Theaterculissen herabsinkt. Selbst das Malerische, das ein solches Machwerk an sich haben könnte, wird durch das geschmacklos Lügenhafte seiner Scheinexistenz verkümmert. Das wäre vielleicht zu viel gesagt von Ruinen in Parkanlagen, aber noch zu wenig gesagt ist es von künstlichen Ruinen, die man in freier Natur neben die echten hinpflanzt.

Als wir aus der Brühl hervortraten und die gewaltigen Berge hinter uns gelassen hatten, zeigte sich eine alltägliche Gegend ohne sonderlichen Reiz. Wir kamen über Graden und über eine waldige Höhe, den Sandriegel, der großen Straße folgend, nach Heiligenkreuz, das ziemlich unansehnlich in einem Thalkessel am Sattelbache liegt.

Das Nachtlager nahmen wir nach wandernder Studenten Brauch im Stifte. Beim Abendessen sah ich die „Sängerknaben" und dachte an Raphael Donner, der hier, selbstverständlich auch an mich selber, der ich im Stifte Zwettl diesem edlen musikalischen Berufe oblag.

27. Juli.

Wir besuchten heute Morgens unsern ehemaligen Collegen Zwieauer, der jetzt als Cleriker des Stiftes Zwettl die theologische Schule in Heiligenkreuz besucht. Dieser stellte uns dem Prior vor und erwirkte uns die Erlaubnis, den heutigen Tag noch hier im Stifte zubringen zu dürfen, was uns um so gelegener kam, da das Wetter sich sehr unfreundlich anließ. Zwieauer machte nun für uns den Führer und wies uns alle Merkwürdigkeiten des Stiftes.

Nachmittags giengen wir mit Zwieauer nach Meierling, wo vom Garten des Gasthauses eine sehr schöne Aussicht in das Thal sich eröffnet, welches die gegen Baden hinziehenden Höhen bilden. Besonders anziehend ist ein hoher, steiler Felsberg, der zur Linken sich aufthürmt. Wir giengen auf einem angenehmen Waldwege über die Spazier-Anlagen am Sattelbach und den Kreuzweg, der Heiligenstatuen von Giuliani voll gewinnender Anmuth aufweist, nach dem Stifte zurück.

28. Juli.

Im Morgengrauen, um 3½ Uhr verließen wir Heiligenkreuz bei anfangs regnichtem, windigem Wetter. Wir kamen durch Alland — schöne Gegend, Bergkessel — und Kroisbach; dann überschritten wir den Hafnerberg, von dessen Höhe sich ein herrlicher Rückblick bot. Rings hohe Berge, Kalkwände und Risse. Rechts: Kloster auf einem Berge. Zur Linken glaubten wir in der Ferne eine goldig leuchtende Morgenwolke zu sehen, während sonst noch alles im Dunkel lag: es war aber die von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtete Höhe des Schneebergs.

Ein unvergeßlicher Anblick. Ueber die Ortschaft Hafnerberg und eine

wilde, pittoreske Höhe gelangten wir um 7 Uhr nach Altenmarkt, am Fuß einer kolossalen Waldbergreihe. Dann über Dornau und Kaumberg zum Araberg, dessen Höhe mit der schönsten Bergruine prangt, die ich bisher gesehen. Die Gegend ist dann eine Weile ohne sonderlichen Reiz, nur der Rückblick auf den Araberg immer außerordentlich imposant. Um 12 Uhr Hainfeld erreicht, wo wir zu Mittag aßen.

Dann über Gültenbach, St. Veit und St. Johann. Göttliches Thal am Ufer der Traisen von St. Johann bis Lilienfeld.

Während dieser Wanderung trat die Sonnenfinsternis ein, für welche wir uns schon mit rauchgeschwärzten Gläsern vorgesehen hatten.

Die Traisen entzückte mich durch ihr krystallklares Gewässer. So stelle ich mir den griechischen Peneus vor.

Um 5 Uhr trafen wir im Stifte Lilienfeld ein, besahen den Park von innen, das Wohnhaus des Dichters Castelli von außen, und Anderes. Bruckner fühlte sich sehr unwohl und ganz appetitlos; er zog deshalb vor, sein Nachtquartier im Gasthause zu nehmen, während ich mich zu den geistlichen Herren ins Stift verfügte. Ich wurde vom Prior sehr menschenfreundlich aufgenommen und nach dem Abendessen führte mich ein äußerst gemüthlicher und gesprächiger Geistlicher Arm in Arm in ein comfortables Schlafgemach.

Très bien! Aber ganz gut lief die Sache doch nicht ab; denn ich hatte mich kaum zu Bette gelegt, so wurde ich von einem Schüttelfroste befallen. Ich schlief jedoch ein und damit war es abgethan. Es scheint, daß das ungemein erfrischende, aber eiskalte Gebirgswasser, dem ich nach der Ermüdung und Erhitzung des Tages begierig zusprach, diese Unordnung in meinem Gefäßsystem hervorrief.

29. Juli.

Nachdem ich Bruckner bei den „drei Lilien" abgeholt, brachen wir um 6 Uhr Morgens auf. Auf der Tagesordnung stand die Besteigung des Oetscher.

Aber Bruckner fühlte sich nicht völlig hergestellt: das erregte Bedenken. Ueberdies war es empfindlich kalt, und was das Schlimmste, ein dichter Nebel breitete sich weithin über die Gegend. Nach langer Ueberlegung fügten wir uns der Nothwendigkeit, das winkende Ziel, das unsere Phantasie so lange schon zum Voraus beschäftigt hatte, links liegen zu lassen und die Richtung nordwärts gegen St. Pölten einzuschlagen.

Von 3¾ bis 5½ Uhr weilten wir in den Mauern St. Pöltens, besichtigten die Kirche und den Domherrnhof und nahmen dann unsern Weg über einen Berg, an dessen schattigem Abhang sich traulich Viehofen lehnt, mit einem Schlosse. Herrlicher Rückblick von der Höhe des Berges auf St. Pölten, das Steinfeld und die im weiten Kreise umhergelagerten Bergriesen, über welche großartig aufragend der Oetscher herüberwinkte. Es gab uns einen Stich ins Herz bei dem Anblick! —

Um 6½ Uhr traten wir zu Kleinheim in das erste Gasthaus links und fanden eine paradiesische Schenkin. Griechisch edler Gesichtsschnitt, wundersame Weiße der Haut. Drei Handwerksburschen hatten wir zu Tischnachbarn, von welchen einer ein sehr humoristischer Kauz war. Als wir merkten, daß er satirische Seitenblicke auf das Wasser warf, das wir statt des schlechten, sauren Weines zum Abendessen tranken, boten wir ihm ein Glas davon an und verlangten, er solle uns Bescheid thun. „Das da," rief er, „das mag ich nicht einmal in den Stiefeln haben, geschweige im Magen!"

Dann begann er sich über ein fremdes Pilgerpaar, einen Pilger und

eine Pilgerin auszulassen, mit welchem er und seine Genossen auf der Straße zusammengetroffen waren. „Saubere fromme Pilgerschaft," rief er. „Herumziehen in Klöstern und Pfarrhöfen und dabei gut essen und trinken! Und just Pilger und Pilgerin! Sapperment, ich werde Pilger und suche mir auch so eine Pilgerin, wie die! Auf dem Wagen ist sie gesessen, ganz schwarz angezogen, sogar der Hut war schwarz und der Unterrock und Alles; und er hat mit dem Esel, der das Fuhrwerk zog, auf italienisch geflucht, was das Zeug hielt, und dann haben die Beiden wieder zu beten angefangen, daß der Staub aufgieng! Ha, ha, ha! Gelacht haben wir bei dem Anblick, daß uns die Rippen krachten!" — In diesem Tone gieng es fort, und so fehlte uns neben der stillen Augenweide des Anblickes der paradiesischen Schenkin auch die lustige Unterhaltung den ganzen Abend über nicht.

30. Juli.

Früh 4½ Uhr verließen wir Kleinheim und nahmen erst in Stazendorf einen Morgenimbiß. Der Oetscher tritt von da an zurück, wir waren beinahe froh, seines aufdringlichen, vorwurfsvollen Herüberwinkens nun endlich ledig zu sein. Wir wanderten eine Zeitlang durch flaches Land, dann gieng es bergan, auf schattenlosem Wege, bis Göttweih, dann nach Mautern. Hier schrumpfen die Bergriesen zu Rebenhügeln am Donauufer ein.

Um 9½ Uhr waren wir in Stein an der Donau. Granitmassen ziehen von hier längs des Stromes sich thürmend zu beiden Seiten hin. Die Pietät für die historische Erinnerung, daß in der Burgruine oberhalb des Städtleins Dürnstein Richard Löwenherz gefangen gesessen, hinderte uns nicht, Dürnstein ein elendes Nest zu nennen und zu verwünschen, denn diese sogenannte „Stadt" ist armseliger als jedes Dorf und die Art von Gasthaus, die wir nach langem Suchen in dem romantischen, aber öden Felsenneste ausfindig machten, hatte uns nicht einmal ein Mittagessen zu bieten, so daß wir zornig und hungrig in der Mittagshitze fürbaß zogen. Erst Weißkirchen hatte einen warmen Löffel Suppe für uns. Hier rasteten wir, und setzten erst spät unsere Wanderung nordwärts fort. Wir genossen von der Höhe den herrlichen Rückblick auf die Donau, die Donauberge und weiterhin auf die Alpen. Fern im Süden tauchte noch einmal des Oetschers in Abendnebeln verschleiertes Bild empor. Fahr' wohl, du Riese im Süden! Wir haben dich zwar, wie Moses das gelobte Land, nur von ferne gesehen, aber wir haben ein halbes Jahr lang von deiner Besteigung gesprochen und uns auf dich gefreut! Das ist doch auch etwas.

Zu Himberg langten wir um 8 Uhr an, zogen aber bei wetterleuchtendem Nachthimmel noch ein halbe Stunde weiter fort bis Holles, wo unter ergötzlicher Entfaltung ländlicher Wirtshauskomik uns ein Nachtlager bereitet wurde.

* * *

Es ist doch schön, auf einsamen Waldstellen, im Moose liegend, wenn auch von den Föhren noch so eng umsäumt, doch immer das unendliche Blau des Himmels über sich zu haben, wohin der Blick emporsteigen und sich im Grenzenlosen verlieren kann. Was wäre die Welt, was wären alle Blumen der Erde, fehlte es an diesem immer und überall möglichem Ausblick ins Unendliche?

13. August.

Die Leute haben noch immer die schlechte Gewohnheit, mich zu fragen, „was ich w e r d e." Nun, ein M e n s c h will ich werden! Aber das kann ich denen Neugierigen nicht so kurzweg sagen; sie würden es für Scherz halten oder für Spott! In Verlegenheit pflegte ich zu sagen, ich wollte Astronom oder Philolog oder Dichter oder sonst etwas wer-

den. Thatsächlich aber will ich nichts von alledem so eigentlich „werden." Freiwillig werde ich mich nie in dieser Weise selbst beschränken. Es wird sich ja zeigen, was ich bin. Kann denn der Mensch etwas anderes werden, als er ist?

20. August.

Wenn auch der Anblick der Lilien, besonders bei Mondschein, mir trübe Gedanken weckt, so sehe ich doch bei fröhlichem Tageslichte von meinem Hinterstübchen gerne hinaus auf den hochstämmigen Blütenflor; die prachtvollen Blüten türkischen Mooses, die in allen Schattierungen des Roth prangenden Nelkenbüsche und die süßen duftigen Rosen im Gärtchen. Je länger ich die Blumen betrachte, desto klarer wird es mir, daß Gott nicht der Vater sondern der Bräutigam der Welt ist. Schreibt er nicht auf Blumenblättern die duftigsten Liebesbriefe? Hätte er bloß väterlich für sie zu sorgen, so würde er sich damit begnügen, das Korn im Felde reifen zu lassen. Es wird eine Zeit kommen, wo die Welt diese Liebesbriefe verstehen lernt und sich mit bräutlichem Entzücken an die Brust Desjenigen wirft, den sie bisher als ihren Vater mehr gefürchtet als geliebt. Dann werden sie ganz ein Herz und eine Seele sein, sie werden erkennen, daß sie eigentlich Eins, und nur um der Liebe willen Zwei sind. Das Kind dieser höchsten Ehe aber wird die Schönheit sein.

25. August.

„Sei würdig dieser grünen Zweige,
Des Blumendufts, der Einsamkeit!"

Diese Worte meines alten Lieblingdichters Johann Mayrhofer kamen mir heute recht lebhaft in den Sinn, als ich in einer engen dunklen Waldschlucht am Rande des Bachs auf einem bemosten Felsblocke, meinen Gedanken überlassen, lag. Würdig sein der Gesellschaft, des Umgangs, den man pflegt, das ist fast selbstverständliche Regel; man muß sich seiner Genossenschaft verähnlichen, oder wird von ihr ausgestoßen. Sollte nicht auch der Verkehr mit der Natur gewisse Anforderungen an uns stellen? Sollten wir ohne Mißmuth, ohne Unzufriedenheit mit uns selbst unvollkommen und ungeregelt zu erscheinen vermögen, wo, seine ewigen Normen schön und selig erfüllend, ein bedeutendes Naturleben uns umgiebt? Sollten wir gerne häßlich sein unter so viel Schönem? Sollte, wo so viel Göttliches ausgestrahlt wird, nichts davon auf uns übergehen? Es geschieht gewiß, wenn wir uns dessen auch nicht immer bewußt sind. Denn wie die Potenzen der natürlichen Welt, Wärme, Elektricität u. dgl., nach Ausstrahlung, Mittheilung, Gleichgewicht streben, so will sich gewiß auch das Schöne, das Göttliche in der äußeren Natur mit dem, was in unserer geistigen und seelischen Natur ist, ins Gleichgewicht setzen.

28. August.

„Selbstbekenntnisse" sind eine löbliche Sache, besonders wenn man sie sich selbst macht. Ich lege daher in dieser kleinen Chronik auch ein Selbstbekenntnis nieder, zu dem ich heute veranlaßt bin: Ich habe noch immer nicht gelernt, mich selbst zu beherrschen. Sich selbst beherrschen! Es hieße die Welt beherrschen, wie sich selbst erkennen die Welt erkennen hieße. Ja, sich selbst beherrschen und sich selbst erkennen, das wäre erst die Verwirklichung des wahren Ich, des wahren Seins. Jenseits dieses zu erstrebenden Doppelzieles würde der Sterbliche aufhören und der Gott beginnen.

29. August.

Soeben erfahre ich, daß der Kaiser die Minister und den Reichsrath unter seine alleinige Verantwortlichkeit gestellt hat und die gänzliche Aufhebung der Verfassung vom 4. März in Aus-

sicht steht, die man an die Stelle der ursprünglichen, vom Reichstag berathenen gesetzt hat.

Immerhin! Werft auch den Strohmann, der nach dem Tode der Freiheit den trauernden Hinterbliebenen als Scheinersatz zur Schau gestellt wurde, in die Rumpelkammer!

Die Freiheit von 1848 ist wie mein blauer akademischer Legionsrock vom selben Jahre: zerrissen und verschlissen hängt er im Schrank, die Aermel sind an dem Ellbogen durchlöchert, die Knöpfe baumeln locker oder fehlen, die Knopflöcher sind ausgerissen u. s. f. Mögen ihn nur vollends die Schaben fressen!

2. September.

Seliges Genügen ist's, durch pfadlose Wälder schweifen, oder in wilder Waldschlucht am Rande des Gießbaches liegend, der über bemoste Gesteinstrümmer tanzt zu ruhen. Seliges Genügen ist es auch, in geselligem Kreise, wo Aphrodite und Dionysos den Reigen führen, sich freudeberauscht zu bewegen. Verhaßt aber bleibt Philistergesellschaft und Straßenstaub und wirres Menschengedränge und die Pein, eine endlose Zeit lang seichte Schwätzer anhören zu müssen.

Der kleine Ludwig, meines Onkels Ziehsohn, ist ein außerordentlich begabter Knabe, voll von Anlagen, wie sie sich in einem achtjährigen Knaben wohl selten in solcher Frühreife zusammenfinden dürften. Er hat bei mir Sanskritschrift und Stenographisches gesehen und so lebendige Neugier dafür verrathen, daß ich mich veranlaßt fand, ihm die beiderseitigen Alphabete aufzuschreiben und zu erklären. Er begann sogleich mit Eifer und Erfolg die wunderlichen Zeichen nachzubilden. Seine Sanskritbuchstaben fielen prächtig aus. Ich fand ihn heute in einem Drama von Schiller lesend, und forderte ihn auf, mir eine Stelle daraus zu deklamieren. Es war die „Jungfrau von Orleans," die er vor sich hatte. Er begann also eine Stelle daraus laut zu lesen, und that dies mit gewaltigem, dabei aber gar nicht übel angebrachten Pathos, mit einem Ausdruck, überraschend wahr und ganz dem Leben abgelauscht. Nun kam aber die Stelle, wo es heißt: „Komme herein, du Chatel!" Meister Ludwig, der von französischer Aussprache nicht die entfernteste Idee hatte, that sein Bestes und rief mit gebieterischem Nachdruck:

„Komm herein, du Kathl!"

Ich brach in ein helles Gelächter aus, in welches der Knabe zuletzt selbst mit einstimmte.

9. September.

Schon öfter hatte man mir vom hiesigen Färber erzählt, daß er ein närrischer Kauz sei und über Religion und Priester Schimpfreden im Munde führe; ferner daß er geäußert, ich müsse, dem äußeren Ansehen nach, ein „sehr gescheiter Mensch" sein, weshalb er gern einmal sich mit mir in einen Discurs einlassen möchte. Zufällig kam er heute in den Laden des Vetters, um einen Kessel zu kaufen, als ich eben auch darin war. Der Vetter bot ihm einen Stuhl an und brachte, weil er sich von den Reden des Färbers und seinem Gespräch mit mir einen guten Spaß versprach, ein politisch-religiöses Thema aufs Tapet. Der Färber that einige kernige Aussprüche, verständig und gemüthvoll, und gerieth schließlich in so begeisterten Eifer, daß er den sämmtlichen Anwesenden ernstliche Zustimmung und mir ein freudiges Erstaunen abnöthigte. Von Gerechtigkeit und Liebe sprach er mit einer fast mystischen Innigkeit und doch klar, verständig, ohne einen Anflug von eigentlicher Schwärmerei. Er sprach davon, wie nothwendig es sei, daß der Mensch durch eigenes Nachdenken sich aufzuklären strebe, und wie er

selbst noch vor wenigen Jahren so gedankenlos in den Tag hineingelebt „gleich einem Kalbe“; wie er aber nun von Allem sich „einen Begriff zu machen suchte,“ von allem sich überzeugen wolle, wie er ferner sich fortwährend „prüfe,“ wie er bei seiner Arbeit „speculiere“ und wie ihm allmählich gar vieles so ganz anders bedünke, als es der gewöhnliche Glaube der Menschen ist.

Ich fragte ihn, ob er gern lese; er antwortete, daß er ein Buch besitze, aus welchem er sehr viel Aufklärung geschöpft habe: das Erbauungsbuch von Eckhartshausen. Darin lese er sehr gerne, aber eine gewisse Stelle sei ihm nicht recht verständlich. Und nun sagte er zu meinem Erstaunen diese ganze, gewiß seitenlange Stelle auswendig her. Ich suchte sie ihm nach Kräften zu deuten, worüber er sich sehr erfreut zeigte. Späterhin erzählte er, der Schneider Breßlmeyer im Stifte Zwettl habe ihm einmal ein handschriftliches Gedicht von mir zu lesen gegeben; sein Lebtag habe er „so was Schönes nicht gelesen.“ Auf mein Befragen sagte er, es habe von einem verlassenen Kinde gehandelt; es stellte sich heraus, daß er ein Gedicht meine, welches aus meiner Knabenzeit stammte. Noch zweier anderer Lieder gedachte er, die ihm sehr gefielen, und deren eines er von einem wandernden Handwerksburschen, das andere von einem umherziehenden Harfmeister gelernt, welchem er nachgelaufen, um das Lied, nachdem er es von ihm gehört, zu erhalten. Es sagte nun beide Gedichte mit guter Betonung her, es waren einfache, natürliche Lieder.

Es schien dem Manne so wohl zu geschehen, daß er sich einmal recht aussprechen konnte! Wohl zehnmal nahm er seinen Kessel auf, um fortzugehen, immer stellte er ihn wieder hin, um sich neuerdings in sein Thema zu vertiefen.

Unter Anderm that er Aeußerung, wenn es einmal dazu käme, allem Unrecht auf Erden ein Ende zu machen, so wollte er gerne dafür sein Leben hingeben; ja, wenn es sich auch nur darum handelte, den einzigen Ort Schweiggers „glücklich zu machen,“ so wäre ihm der Preis seines Lebens dafür nicht zu hoch.

Fast der ganze Vormittag gieng in diesen Gesprächen hin. Mir wurde der Mann unendlich wert; ich betrachtete ihn nur immer mit Rührung und Verwunderung.

Ich habe mir das Bild und Wesen dieses einfachen, ungebildeten aber begeisterten Mannes tief eingeprägt und werde ihn in meinem „König des neuen Sion,“ einer Dichtung, zu welcher ich im vorigen Jahre durch die Lesung eines alten Trauerspieles die Anregung erhielt, solche Charaktere zu zeichnen haben.

Kann es einen erfreulicheren Anblick geben, als den eines solchen Mannes, in welchem die Macht des Göttlichen so rein und unmittelbar sich bethätigt?

Mir ist es eine höhere Befriedigung, meine Ideen von einem solchen Natursohne und Selbstdenker bestätigt zu sehen, als in dickleibigen, philosophischen Werken die Beweise dafür zu finden.

14. September.

Von meiner Mutter einen Brief erhalten. Ein unbedeutender Brief, und doch habe ich ihn wohl zehnmal gelesen. Ich bin gewiß nicht sentimental, aber ich muß gestehen, es ist immerhin ein süßes Bewußtsein, eine Mutter zu haben. Wenn ich an die meinige, entfernt von ihr denke, so sehe ich sie stets von einer Art Nimbus umgeben.

— So viel des Auszuges aus Hamerlings Tagebuch. Sinnig und ahnungslos bereitet sich des Dichters Herz vor auf die Liebe.

Persönliche
Erinnerungen an Robert Hamerling.

Von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Ehe ich in meinen Erinnerungen an den großen Freund fortfahre, muß ich bekennen, daß, was seine Aussprüche betrifft, soferne sie nicht in seinen Briefen an mich stehen, ich manche nicht mehr ganz wörtlich zu geben weiß. Auch die Zeit ist nicht immer genau zu bestimmen. Die Gegenstände selbst, von denen ich spreche, sind mir so klar im Gedächtnisse, als ob ich sie gestern geschaut, gehört hätte. Manches seiner Worte machte auf mich einen so tiefen Eindruck, daß ich mich tagelang mit ihm beschäftigte. Manche seiner Aeußerungen schrieb ich sogleich auf, manche einige Zeit später, manche leider gar nicht. Hätte ich immer regelmäßiges Tagebuch geführt, ich würde heute ein bedeutendes Werk aufzuweisen haben; so muß ich warten, bis mir dies und das nach und nach wieder in Erinnerung kommt, daher sind meine Aufzeichnungen sprunghaft, lückenhaft, aber in tieferem Sinne unrichtig gewiß nicht.

Briefe oder Theile von Briefen Hamerlings an mich, welche ich zu seiner Charakteristik wähle, kommen mit Einverständnis seiner Erben hier zum Abdruck. Meine Aufzeichnungen unterbreite ich vor ihrer Drucklegung der vertrauten Freundin des Dichters, Frau Gstirner, zum Theile auch seiner alten Mutter, falls doch irgend welche Irrungen, vor denen das menschliche Gedächtnis nicht sicher ist, zu berichtigen wären. Auf jeden Fall suche ich mit der größten Gewissenhaftigkeit ein wahres Bild von dem merkwürdigen Manne zu geben.

Also fahre ich fort.

Im Jahre 1880, als bei mir sich ein bedenkliches Brustübel eingestellt hatte, war ich daran, mein Haus zu bestellen. Es begann die Herausgabe meiner ausgewählten Schriften, deren Vollendung ich kaum mehr zu erleben hoffte. In solcher Bedrängnis wandte ich mich an Hamerling mit einer Bitte, die er wie folgt beantwortet hat:

„Hochgeehrter, lieber Freund!

Mit Vergnügen übernehme ich, Ihrem Wunsche gemäß, Ihnen und dem Verleger Ihrer ausgewählten gesammelten Werke gegenüber für den Fall, daß es Ihnen selbst aus was immer für einem Grunde schwer oder unmöglich sein würde, die Vollendung der besagten Gesammtausgabe zu besorgen und zu überwachen, die Verpflichtung, an Ihrer Stelle als Herausgeber einzutreten.

Dafür ein Honorar von Ihnen oder Ihren »Rechtsnachfolgern« zu beanspruchen, wäre ganz der freundschaftlichen Intention zuwider, mit welcher ich der Sache mich annehmen würde.

Ihr

Rob. Hamerling.

Graz, 4. Aug. 1880."

Damals konnte nicht gedacht werden, daß ich ihn überleben würde; doch erinnere ich mich an eine besondere Aeußerung von ihm. Ich lag im Bette, weil keine Kraft mehr da war, um aufrecht zu sein, und rang mit aller Kraft nach Athem. Er war die drei Stiegen heraufgeeilt und saß neben

meinem Lager. Er war voller Theilnahme und Liebe, und als er sich verabschiedete, sagte er die Worte: „Lieber Rosegger, es geht Ihnen gerade nicht gut, aber ich versichere Sie, daß ich lieber in Ihrer Haut stecken möchte, als in der meinen. Sie werden sehen!"

Von seiner Krankengeschichte später. Hier noch einige Briefe über Dinge, die ihm das Herz bewegten oder ihn sonst lebhaft beschäftigten. Daß er seinen Freunden gegenüber voller Zartsinn war, ist schon gesagt worden. Als einer unserer gemeinsamen Freunde, Karl Kleinert, sich vermählte, schrieb mir Hamerling in seiner fröhlichen Bedrängnis:

„Der Glückliche will uns zu Trauzeugen haben! Ich konnte natürlich meine Zusage nur für den Fall geben, daß ich nicht eben ans Krankenbett gefesselt bin. Er und seine Braut legen unendlich viel Gewicht darauf, daß wir beide gewiß erscheinen. Gedenken Sie sich vielleicht mit einem Hochzeitsgedicht einzufinden? Dann möchte ich meinen Pegasus auch satteln, und das würde mir äußerst schwer fallen. Vielleicht erwartet man, daß Einer von uns wenigstens einen Toast auf das Brautpaar ausbringt. Wollen Sie das auf sich nehmen? Müßte ich's, so würde ich mich der Sache in der einfachsten Weise mit drei Worten entledigen, denn ich bin kein Redner. Wollen dann Sie (Sie sind einer!) noch ein paar launige Worte in Ihrer Art hinzufügen — unter dem Vorwand, ich hätte Ihnen den Toast vom Munde weggenommen — desto besser."

Zur Trauung hatte er sich eingefunden, doch bei dem Festmahle jener Hochzeit zu sein, machte ihm sein leidender Zustand nicht möglich.

„Ich bin darüber wirklich betrübt," schrieb er mir auf einer Karte, „ich verzichte ja willig, selbst glücklich zu sein, nun verwehrt es mir das Geschick auch, Glückliche zu sehen. Sollte das junge Paar an diesem Tage realen Glückes auch Geistern nicht ganz abgeneigt sein, so sagen Sie ihm, daß ich im Geiste bei ihm bin."

Er beglückte das junge Brautpaar mit einer Sammlung seiner bis zur Zeit erschienenen Photographien, eine Spende, welche seine Sympathie für das Paar auf das Rührendste zum Ausdruck gebracht hat. —

Mit wahrer Herzlichkeit ist er auch meiner jungen zweiten Frau entgegengekommen, als ich sie bei ihm aufführte. „Der liebe Himmel ist freigebig, mein Freund nicht spröde," sagte er lächelnd, „und mir bleibt nur übrig, mich ein wenig darüber zu freuen."

Hierauf schrieb er meiner Frau in das Gedenkbuch folgende Zeilen:

„Sagen möcht' ich jedem Frauenwesen,
Das ein Dichterauge sich erlesen,
Dem ein Dichterherz sich anvertraut:
Sei ihm hold und mild und lieb und traut!
Denk', so lang' er wandelt hier auf Erden,
Durch entzückter Tausende Verein
Kann er groß, berühmt unsterblich werden,
Glücklich aber nur durch Dich allein."

Robert Hamerling.

Graz, 13. Febr. 1881.

Hamerling war in der That eines jener großen Herzen, welche sich zufrieden geben konnen, wenn sie Andere, geliebte Menschen glücklich wissen. Im Glücke, in der Freude, in der Schönheit, gleichviel, ob sie ihm beschert oder einem Andern, sah er die Gottheit, welche er mit Zuversicht bekannte.

Einmal, nach einem längeren Gespräch über den Gotteskeim im Menschen, über seine Fähigkeit, sich zu vervollkommnen und über den endlichen Sieg des Guten, zu welchem uns die pessimistische Vorlesung eines bekannten Gelehrten veranlaßt hatte, schrieb Hamerling mir den nachstehenden bezeichnenden Brief:

„Liebster Rosegger!

Wie Einem das Beste, das man bei einer Unterredung hätte vorbringen sollen, meist erst einfällt, wenn die Unterredung vorüber, so ergieng es mir gestern. Ich merkte, daß meine Behauptung, die Tendenz der Welt gehe doch eigentlich nur auf Verwirklichung des Vernünftigen und Rechten, Ihnen nicht ganz einleuchten wollte, weil ja die Menschheit im Ganzen und Großen sich mehr im Kreise dreht als wirklich fortschreitet, und sich des Unvernünftigen und Unrechten genug realisiert. Ganz recht. Aber man darf nicht übersehen, wie viel unleidliche, unvernünftige und unrechte Zustände sich in der Welt bereits corrigiert haben! Allerdings rufen und trachten wir noch immer nach größerer staatlicher Freiheit, aber wie unendlich viel ist doch in dieser Beziehung schon errungen worden! Der Despotenwirtschaft früherer Jahrhunderte ist ein Ende gemacht, fast überall sind die Völker mündig geworden. Die Barbarei des Mittelalters ist überwunden. Das Loos der arbeitenden Classen läßt noch Manches zu wünschen übrig; aber wie viel hat sich doch zu Gunsten derselben geändert! Wie selbstbewußt dürfen sie heute aufzutreten wagen! Das sind denn doch hübsche Erfolge, die wir nicht ignorieren dürfen, wenn wir uns auch sagen müssen, daß der Fortschritt nie zu einem Zustande des Glückes und der Zufriedenheit auf Erden führen wird. Immer wird der Mensch sich elend fühlen und, was die Hauptsache ist, immer wird er ein armer Sünder sein. Aber ohne die Tendenz zum Guten, Rechten und Vernünftigen, die durch die Welt und das Herz der Menschheit geht, könnten Welt und Menschheit überhaupt nicht drei Wochen bestehen. Selbst der Materialist behauptet, daß die Wunder der Naturexistenz darauf beruhen, daß nur das zufällig Zweckmäßige lebensfähig geblieben, alle monströsen Gebilde aber, d. h. das Unvernünftige, zu Grunde gegangen ist. Sollte es in der moralischen Welt anders sein? Wer also für das Vernünftige und Rechte eintritt, der ist auch der wahrhaft »Praktische.« Glaubt Einer, praktisch sei nur der individuelle Egoismus, gut, so wird sich ihm ein anderer individueller Egoismus gegenüberstellen, und er wird sehen, wie weit er damit kommt. Meiner Ansicht muß der Egoismus nicht wieder mit Egoismus bekämpft werden — denn dann ist's eine gemeine Balgerei — und wenn ich sage: ich darf dir dein Recht nicht geben, denn du könntest sonst noch mehr verlangen als dir gebührt, oder: ich muß dich unterdrücken, sonst unterdrückst du mich, dann ist die Balgerei verewigt und es gilt das brutale Recht des Stärkeren.

Uebrigens ist der Mensch, der normale, so construiert, daß er die Gerechtigkeit nicht bloß vom Nützlichkeitsstandpunkte aus verficht, sondern er ist, wie Sie mir gestern zu meiner Freude zugaben — capabel, zu sagen: »Gerechtigkeit muß sein, und sollte die Welt darüber zu Grunde gehen.« Sie geht aber nicht darüber zu Grunde. Dies Ihnen deutlicher als gestern mündlich, zu sagen, fühlte ich mich gedrängt.

Ihr

Hamerling.

Graz, 30. Januar 1884."

In einem anderen Schreiben aus jener Zeit spricht er sich über das Mißkennen seiner Aufsätze in der Sammlung „Prosa" aus:

„Meiner »Prosa« ist es nun schon widerfahren, von der Kritik ziemlich seltsam auf- und angefaßt zu wer-

den. Ein Artikel des Pester Lloyd behandelt »Hamerling als Feuilletonist« recht wohlwollend, meint jedoch, während ich als Dichter der Gegenwart schier nicht meines Gleichen hätte, wären mir als Feuilletonisten gar manche überlegen, z. B. Börne, Jules Janin, Spitzer, Speidel und Paul Lindau. Du lieber Himmel! fiel es mir denn ein, in meiner Prosa mit »Feuilletonisten« als »Feuilletonist« um den Preis zu ringen? Wenn ein Dichter Prosa schreibt, so wird er vielleicht nicht so amüsant plaudern wie Paul Lindau, und nicht so witzig schreiben wie Spitzer, dafür aber wird er in kleinen Prosastudien ein tieferes Denken, ein tieferes Empfinden niederzulegen haben, als das, worüber der Feuilletonist verfügt. Wenn meine Skizzen, Gedenkblätter und Studien den Ton des Feuilletons anschlagen, so führen sie ihr Thema doch immer bis zu dem nachdenklichen Punkte, wo der Witz des Feuilletons aufhört und das Gemüt des Poeten oder der Ernst des Philosophen anfängt. Da reden freilich gewisse Leute hernach von „Dozieren," aber ich bin mir bewußt, daß der Vorwurf eines wirklich trocken-lehrhaften Tones mir nicht mit Recht gemacht werden kann. Was ich in der »Prosa« dem Publicum biete, sind Documente meines inneren und äußeren Lebens in den verschiedenen Epochen desselben, zur Ergänzung des Bildes, das man sich von mir als Dichter und Menschen macht. Ich kann nur wünschen, daß man über dem Inhalt nicht die Form, über der Form nicht den Inhalt unbeachtet lasse. Ich will weder als federfertiger Feuilletonist betrachtet sein, der aus Nichts etwas macht, noch als Einer, der Prosa nur so nebenbei zu Papier bringt und damit bloß ein stoffliches Interesse beansprucht.

Glückliche Pfingsten! Der hl. Geist ist ja Schutzpatron derer von der Feder!

Es grüßt Sie herzlich

Ihr

Rob. Hamerling.

Graz, 31. Mai 1884."

Da steht in meinen Aufzeichnungen aus jenen Tagen auch eine mündliche Unterhaltung, in welcher wir auf seinen bekannten Ausspruch: „Die Todten allein sind unsterblich" zu sprechen kamen. Er hatte ihn 1876 in einem Gedichte auf den Tod Anastasius Grüns gethan. Nun sagte er: „Ist es Ihnen nie aufgefallen, wie pathetisch man dieses Sprüchlein zu behandeln pflegt? Ich hatte es zur Gelegenheit allerdings ganz ernst gemeint, aber den leichten Humor doch nicht zurückhalten mögen, der darin steckt. Meines Wissens haben ihn nicht Viele herausgefunden."

„Da die Lebenden alle sterblich sind, so werden die Todten alle unsterblich sein," war meine Bemerkung. Er schmunzelte. —

Von seinem Sichgenügen an der inneren Welt das folgende Beispiel: Einmal hatte ich ihm für den Christbaum seiner kleinen Mündel Bertha ein paar Büchlein geschickt, deren Empfang er mit nachstehenden Zeilen bestätigte:

„Recht schönen Dank, liebster Rosegger, für die reizenden Büchlein; ich habe aber den Kalender an meine Mutter und die Bilderbücher an die kleine Bertha weitergegeben. Es ist nämlich seit ein paar Jahren gegen meine Grundsätze, mir zu Weihnachten etwas schenken zu lassen; ich habe Grund gehabt, es Denjenigen, die mir etwas zu schenken pflegten, zu verbieten, und bekomme deshalb in der That nichts mehr. Das ist nicht so langweilig, als es auf den ersten Blick aussieht. Warum sollen wir Poeten uns etwas schenken lassen? haben wir doch gewissermaßen Alles.

Die ganze Welt ist, wenn auch durchaus nicht im Besonderen, doch im Allgemeinen unser. Wir haben zwar den ganzen Jammer der Welt, aber auch die ganze Weihnachts- und sonstige Lust derselben sozusagen im kleinen Finger. Die äußere Weihnachtsfeier besteht bei mir in der Regel darin, daß meine Mutter in dem einen, und meine Wenigkeit in dem andern Zimmer krank liegt. So war es auch diesmal; da ich aber den Weihnachtsbaum für Bertha vorher hatte in Bereitschaft setzen können, so gieng Alles gut und es blieb nichts zu wünschen übrig. Hoffend, daß mindestens das Gleiche bei Ihnen der Fall gewesen, verbleibe ich Ihr

dankschuldigst ergebener
Rob. Hamerling.

Graz, 25. Dec. 1884."

In ähnlicher Weise verhielt er sich ablehnend bei jeder, auch der kleinsten Spende. Nichts war ihm unangenehmer, als wenn er Geschenke erhielt, was — besonders vom Ausland her — sehr oft geschah. Blumen, Lorbeerkränze, Eßwaren, Weine, Bilder u. s. w. mußten oft mit großer Umständlichkeit von der Post geholt, ausgelöst, verzollt werden, um sie dann, als sie manchmal schon halb verdorben waren, in Empfang nehmen zu können. Er hatte nichts, genoß nichts davon und mußte sich dazu noch auf das Artigste bedanken und auf das Ausführlichste beweisen, daß und warum er bitte, ihm nichts mehr zu schicken. Nur kleine Geschenke, die seinem Mündel Bertha gemacht wurden, erfreuten ihn.

Unter den Postsendungen, die ihm zugiengen, gab es oft Pakete kleineren und größeren Umfanges, in welchen sich Handschriften-Albums befanden, die mit seiner Handschrift zu bereichern und wieder zurückzuschicken er ersucht wurde. Zumeist mußte, weil er Niemanden zum Schicken und Packen hatte, er die Sachen persönlich den weiten Weg von der Post oder dem Zollamte holen, aus- und einpacken und wieder aufgeben. Wenn seine Verehrer geahnt hätten, wie viele Last, Arbeit, Umständlichkeit, ja sogar Geldauslagen dem kranken Manne solche Autographenjägerei verursachte, sie würden ihn vielleicht mehr verschont haben. Vielleicht auch nicht; es ist unglaublich, was gewisse „Verehrer" an rücksichtsloser Zudringlichkeit zu leisten im Stande sind! —

Im Jahre 1885 hatte ein literarischer Hochstapler eine meiner gedruckten Erzählungen abgeschrieben, an die „Fliegenden Blätter" geschickt und unter seinem Namen drucken lassen. Die Heldenthat kam ans Licht und die „Fliegenden Blätter" schickten das Honorar dafür nicht an den Gauner, sondern an mich als Abfindungsbetrag. Ein ähnlicher Fall mit einem mir gestohlenen Aufsatze hatte sich bald darauf in Wien ereignet. Auf diese Geschehnisse bezieht sich der nachstehende muntere Brief Hamerlings:

„Hochgeehrter Freund!

Die ausschweifenden Phantasiebilder am Eingange Ihres Schreibens, in welchem Sie von einem in den hiesigen Wäldern gesund und vergnügt herumspazierenden Hamerling schwärmen, sind hinausgeworfenes Geld: mit demselben Aufwande von Einbildungskraft konnten Sie eine Novelle von Hans Malser für den »Heimgarten« schreiben oder in einem anderen Blatte ein schönes Honorar verdienen. Freilich brauchen Sie nicht so zu knausern wie ich, da Sie bequem schon von den Abfindungssummen leben können, welche Ihnen die Redactionen für die von Spitzbuben aus Ihren Werken abgeschriebenen und eingesandten Sachen schließlich immer auszuzahlen sich bereit finden. Ich argwöhne, daß Sie mit diesen Spitzbuben unter einer Decke stecken, und das von

denselben für Sie ergaunerte Honorar mit ihnen heimlich theilen. Solche Mittel, reich zu werden, verschmähe ich. Lieber ehrlich verhungern! Ich muß Alles, was ich für den »Heimgarten« liefere, nicht bloß selbst verfassen, sondern auch selbst abschreiben, was der schwerere Theil der Arbeit ist; Sie brauchen Ihre Sachen bloß drucken zu lassen, ein Anderer schreibt sie ab und Sie beziehen doppeltes Honorar dafür.

Mit herzlichem Gruß der Mutter an Sie und die Ihrigen

Ihr getreuer
Rob. Hamerling.

Graz, 17. Juni 1885."

Zu jener Zeit veröffentlichte Helene Stöckl einen Aufsatz über Hamerling und mich, in welchem die sinnige Schriftstellerin zwischen uns beiden eine geistvolle und launige Parallele zieht. Darüber äußerte sich Hamerling mir gegenüber brieflich ebenso lustig wie folgt:

„Das Heft mit der Stöckl'schen Scherzparallele sende ich Ihnen hierbei schönstens dankend zurück. Ich habe mir dieselbe von der kleinen Bertha vorlesen lassen. Als sie an die Stelle kam: »Hamerling bietet Champagner,« da rief sie mit ernstlichem Unwillen: »Das ist nicht wahr!« Sie hat nämlich erst bei einer einzigen feierlichen Gelegenheit etwas aus einer Flasche steirischen Champagners zu kosten bekommen und immer sehr bedauert, daß sich dergleichen seither nicht wiederholte. Auch daß ich aus Marmor meißle und Sie aus Knieholz schnitzen, wollte sie nicht gelten lassen. Sie behauptet, der aus Holz schnitzt, das sei ich, weil ich ihr auf Spaziergängen im Walde aus Baumrinde Männchen zu schnitzeln pflege. — Daß ich »ganz Gedanke« bin, ist vielleicht so wahr und so falsch, als daß Sie »lauter Gemüth« sind. Ich habe es immer bedauert, das gedankliche Element in Ihren Schriften, das z. B. im »Gottsucher« fast grüblerisch wird, verkannt zu sehen. Was mich betrifft, du lieber Himmel, so bin ich ja auch gemüthlich, wenn's verlangt wird; und wenn ich nicht dann und wann etwas weniges jodle und jucheze, so ist es nicht die Stimmung, sondern bloß die Stimme, die mir dazu fehlt.

Ihr
getreuester
R. Hamerling.

Graz, 15. August 1885."

Oft trat an Hamerling die Nothwendigkeit heran, sich porträtieren zu lassen. Von den zwei vorhandenen Oelgemälden ist das von Prinzhofer das beste. Dasselbe stammt aus dem Jahre 1867. Es ist ein idealschöner Kopf, in welchem auch des Dichters Genius leuchtenden Ausdruck gefunden. Unter den zwei lebensgroßen Büsten von Hamerling wird die Brandstetterische (1882) jene sein, welche zukünftigen Bildhauern für Hamerling-Monumente zum Vorbilde dient. Photographieren ließ sich der Dichter im Ganzen dreiunddreißigmal. Die erste Photographie stammt aus dem Jahre 1854 vom Photographen Brückner in Graz; sie zeigt das Profil eines schönen, an hellenischen Typus gemahnenden bartlosen Jünglingskopfes. Im Jahre 1855 ließ er sich in Graz mit seinen Triester Collegen photographieren, ein charakteristisches Bild aus seiner Jugendzeit. Auf einer andern Photographie sitzt er beisammen mit seiner treuen Freundin, Frau Gstirner. Auf einer weiteren hatte er sich 1861 zu irgend einer drolligen Gelegenheit den Spaß gemacht, sich in Stellung und Anzug eines Roués photographieren zu lassen, der ganz an die Gestalten der heutigen Gigerln erinnert. Man würde in diesem Bilde den großen Poeten unmöglich

wiedererkennen, wenn es nicht von ihm selbst in die Reihe seiner Porträts sorgfältig eingegliedert und mit der Jahreszahl versehen worden wäre. Die vierunddreißigste Photographie zeigt den Dichter auf der Bahre; in derselben ist ein fremdartiger Zug, der das Original nur schwer wiedererkennen läßt. Um so ausgezeichneter ist eine Pastellzeichnung von R. Schwinger, die das Antlitz des Todten mit großer Treue wiedergibt. Diese „Todtenmaske“ ist ebenfalls photographisch vervielfältigt worden und kann allein als die maßgebende zu betrachten sein. Außer angedeuteten Bildern des Dichters sind noch unzählige Handzeichnungen aller Methoden vorhanden.

Die äußerste, manchmal fast ans Peinliche grenzende Ordnungsliebe Hamerlings ist mehr oder weniger bekannt. Dieselbe findet sich in allen seinen Schriften, Büchern und Sammlungen, in den Studienblättern, Manuscripten, Tagebüchern und Briefen. Alles aufs Beste geordnet, in Mappen oder anderen Umschlägen verwahrt, mit Gummibändern umwunden, genauest numeriert und mit orientierenden Notizen versehen. Von sehr vielen Briefen, die er geschrieben, hatte er sich eine Abschrift zurückbehalten; alle Briefe, Karten, Depeschen, Visitkarten u. s. w., die er erhalten, hatte er in chronologischer Ordnung in großen Schubladen aufbewahrt. Besonders wichtige oder intime Correspondenzen hatte er in eigene Mappen gethan.

In meinem Notizbüchlein finde ich vom 23. December 1885 folgende Bemerkung Hamerlings: „Die Privatbriefe sind unsere besten Lebenszeugen. Niemandem glaubt man so gerne, sei es Dichtung oder Memoire oder Tagebuchnotiz, als den Privatbriefen. Solche können nach unserem Tode zum Ankläger, aber auch zum Vertheidiger werden.“

Selten ein Leben wird der Nachwelt so offen und klar daliegen, als das Robert Hamerlings; seine hinterlassenen Papiere werden ein reines Licht werfen auf diese so oft mißkannte und mißdeutete Menschenseele.

Ein besonderer Beweis seines treuen Gemüthes ist eine sorgfältige Sammlung kleiner Liebesgaben, die er von Freunden und Verehrern erhalten. Alles, was er zur Spende, zum Andenken oder auch nur zu einem Gruße erhielt, war's ein Bildchen, ein Blatt, eine Blume, ein Stückchen Stein, war es etwas an sich noch so Unbedeutendes, er bewahrte es auf. Zu jedem dieser Dinge schrieb er den Namen des Spenders und die Zeit und Gelegenheit, zu welcher er die Gabe erhalten. Seine Wohnung war alles Prunkes bar, aber sie war voll von Gegenständen, die er als Zeichen der Verehrung erhalten und die er als Andenken hoch hielt. Also war er in seiner einsamen Stube förmlich eingemauert in lauter Liebe.

„Die Seelen Derer, die mir gut sind!“ sagte er einmal darüber. „In der That, diese Dinge haben zu wenig materiellen Wert, um eine Sache zu sein; sie sind Seelen, lebendige Hausgenossen. Ich halte es überhaupt für unklug, ein einmal angenommenes Geschenk wegzuwerfen. Das Annehmen ist daran das Schlimmste; wenn man es einmal von der Post geholt, verzollt, dankend den Empfang bestätigt hat, dann ist das Aergste vorüber und die freundlich anwesenden Geschenke belästigen nicht weiter, sondern vergeistigen sich in der Erinnerung an den Spender. Nur sollte man nicht geplagt sein von der Vorstellung, daß der Spender oder die Spenderin sich als Gläubiger betrachtet und eine Gegengabe oder einen Gegendienst erwartet.“

„Darüber lasse ich mir kein graues Haar wachsen,“ war meine Entgegnung. „Die wahren Verehrer eines Dichters empfinden es als eine innere Nothwendigkeit, dem Dichter zu danken und sind ihm doppelt dankbar, wenn er sich danken läßt. Und wer etwa aus Eitelkeit oder Eigennutz dem Dichter

Aufmerksamkeiten erweist, der wird damit am schicklichsten gestraft, wenn er sich in der Gegenleistung getäuscht sieht." —

Hamerling besaß eine große Büchersammlung aus allen Fächern der Literatur, aus allen Culturvölkern, in verschiedenen Sprachen. Er hat darüber ein genaues Verzeichnis angelegt. Nebst der schöngeistigen Literatur waren die Philologie, Philosophie, Geschichte und Medicin mit besonders zahlreichen Werken vertreten; aber auch Schriften, die man bei einem Dichter kaum vermuthen möchte, über Numismatik, Nationalökonomie, Finanzwissenschaft, Strafrecht und Polizei besaß er in großer Anzahl, ebenso auch über Magie, Somnambulismus, Hypnotismus u. s. w.

„Ist es Ihr Ernst," sagte er einmal zu mir, gelegentlich einer Bemerkung über Bücher-Calamität, „ist es Ihr Ernst, daß Sie die Bücher nicht mögen?"

„Ich habe nur wenige Lieblingsbücher, die ich immer wieder lese," war meine Antwort. „Im Uebrigen haben mich Bücher weder in meiner geistigen Entwickelung, noch in meinen literarischen Arbeiten wesentlich gefördert. Mir fehlt die Gabe, aus Büchern zu lernen, muß mich mehr an Leben und Erfahrung halten."

„Ist keine schlechte Schule," antwortete er. „Allein zu eng begrenzt. Was fienge ich in meiner Krankenstube an, wenn die Bücher nicht wären! Die Bücher gehören zu den wenigen meiner wirklichen Freuden. Ich habe sie zu Tausenden gesammelt und gebe nicht ein einziges fort. Hätte man nur auch das Gedächtnis, Alles zu behalten, was man liest!"

„Ich stehe der Literatur nicht mit dem richtigen Vertrauen gegenüber," war mein Einwand. „Es kommt mir beim Lesen manchmal vor, als ob ich zu meinen eigenen Irrthümern auch noch fremde auf mich lüde."

„Man liest ja nicht immer, um auf das Gelesene zu schwören," versetzte Hamerling, „man muß nur die Meinungen anderer Menschen mit anderen Erlebnissen hören, um daran beliebig seine eigenen zu stählen oder zu corrigieren. Und dann erst die Wissenschaften!"

„Es gibt gar so wenig Erforschtes, Erfahrenes, Ausgesprochenes und Sichergestelltes, in welchem alle gebildeten Menschen gleicher Meinung wären. Selbst in den Naturwissenschaften überall Zwiespalt und Parteistreit, das macht mich stutzig."

Auf diese meine Bemerkung antwortete er: „Man kann Ihren Skepticismus, der ein Faustischer ist, theilen, ohne sich die Freude an der geistigen Arbeit des Menschengeschlechtes verleiden zu lassen. Ich beglückwünsche Sie, daß Sie rüstig auf des Lebens goldenem Baum umherklettern können und sich nicht, wie manch' Anderer, mit den dürren Blättern begnügen müssen, die der Herbstwind ihm in die einsame Kammer wirft. Lesen Sie Trauben anstatt Worte, Sie haben wahrlich recht."

Dieses kleine Gespräch führten wir an einem dämmerigen Wintertage 1885.

Einige Zeit nachher kam er auf den Gegenstand noch einmal zurück.

„Zu Ihrem Troste muß ich Ihnen einen Ausspruch Theodor Storms mittheilen. Da haben Sie die Stelle aus einem Briefe von Storm. — Gelernt aus Buchern, heißt es hier, habe ich niemals etwas Ordentliches. Auch das Arbeiten habe ich erst als Poet gelernt. Das Talent des Lernens fehlt mi gänzlich, dies ist buchstäblich wahr. — Storm ist ja doch kein Taugenichts, sondern gegenwärtig der vielleicht meist anerkannte deutsche Dichter. Sind Sie zufrieden?"

„Das beruhigt mich in der That," war meine Antwort. „Ich wiederhole und ich werde es sogar einmal drucken lassen, daß ich nicht lernen und studieren kann in dem Sinne, wie es Schulmänner meinen. Was ich lese, mag mich für den Augenblick wohl

interessieren, aber der Eindruck ist nicht tief genug, als daß er bleibend wäre und für die Länge wirken könnte. Ich habe in jüngeren Jahren alle denkbaren Methoden, theoretisch zu studieren, versucht, es war verlorene Mühe; ich sagte mir, daß meine Existenz davon abhänge, es war umsonst, ich lernte heute etwas mit harter Mühe, um es morgen wieder vergessen zu haben. Nach vielen Jahren habe ich die Quälerei mit Lehrbüchern aufgegeben. Was und wie ich aus eigener Wahl las, das trug bessere Früchte; was ich aus lebendigem Munde hörte, das blieb länger im Gedächtnisse; aber wirklich mein ward nur das, was ich sinnlich erfahren habe. Das Wenige, was ich bin und weiß und kann, ich habe es nicht aus Büchern, ich habe es vom Leben. Darum bin ich auch kein Bücherfreund, obwohl die wenigen Bücher, die ich besitze, mir aus irgend einem Grunde theuere Kleinodien sind. Ich bin ein Freund des warmen Lebens und der freien, nicht in wissenschaftliche Systeme eingeschachtelten Natur. — Mit mir selbst komme ich also leidlich zurecht, aber zu meinem Kummer erfahre ich, daß dieselbe Eigenschaft des Nichtlernenkönnens zum Theile sich auch auf meine Kinder vererbt hat. Für das reale Leben die offensten, fassungslustigsten Sinne, für den Buchstaben wenig Neigung und Schick. Wie sollen diese sich durch das papier- und druckerschwärzesüchtige Jahrhundert helfen, das sein Heil nur im Studium und Vielwissen sieht!"

„Darüber," antwortete Hamerling mir auf dieses Bekenntnis, „machen Sie sich keine große Sorge. Sie haben es ja selbst wiederholt gesagt, daß Sie auf Charaktertüchtigkeit mehr Wert legen als auf das Vielwissen. Darnach erziehen Sie Ihre Kinder. Uebrigens glauben Sie ja nicht, daß Sie aus Büchern nichts gelernt hätten. Ich möchte wissen, wo Sie heute wären, wenn Sie zwar dieselben Lebenserfahrungen gemacht hätten, die Sie gemacht haben, wenn Sie aber kein Buch angesehen, keine Studien gemacht hätten! Schon in Ihrer Jugend haben Sie laut eigenen Geständnisses nach Büchern Jagd gemacht, bis heute stecken Sie mitten in Büchern, Sie mögen wollen oder nicht, Sie können ohne Buch so wenig leben als ich. Man studiert freilich ungeheuer viel zusammen, das man wieder scheinbar vergißt, oft nur scheinbar! unbewußt bleibt das Studierte in uns, geht wie körperliche Nahrung unwillkürlich gleichsam in Fleisch und Blut über. Wir wissen Manches nicht mehr, aber wir handeln darnach, als ob wir es wüßten, und das ist genug. Der Fachgelehrte glaubt manchmal mehr zu wissen, als er weiß, der Philosoph weiß bisweilen mehr, als er zu wissen glaubt." —

Wenn ich in mir Neigung empfand, über einen bestimmten Gegenstand oder eine bestimmte Idee meine Gedanken aufzuschreiben, so pflegte ich alle Lectüre zu vermeiden, die über dieselbe Sache handelte, bevor ich meine Meinung aufgeschrieben hatte. Ich wollte mich so von jeder fremden Beeinflußung hüten.

„Sie handeln hierin aber nicht klug," sagte mir Hamerling einmal. „Warum wollen Sie sich das nicht zunutze machen, was Andere vorgearbeitet haben? Wollen wir in die Höhe kommen, so müssen wir unseren Vormännern auf die Achsel steigen. Nicht Einer neben dem Anderen, sondern Einer über dem Anderen, so geht's. Glauben Sie, daß unsere größten Dichter und Denker Alles aus sich selbst geschöpft haben? Sie haben es verstanden, frühere Geistesarbeiten zu concentrieren, ihnen die passendste und ihrer Zeit mundgerechteste Form zu geben. Ich stehe nicht an, viele Gedanken meiner besten Gedichte als von Anderen stammend zu bezeichnen und glaube dadurch den Wert der Gedichte nicht zu schmälern." —

Ueber Werke, die in dem Einen oder dem Anderen von uns eben im

Entstehen waren, wurde fast nie ein Wort gesprochen. „Mir entgieng es nicht," sagte Hamerling im Herbste 1881 zu mir, „wie im vorigen Jahre der »Gottsucher« in Ihnen gährte. Ich verstand Ihre Theilnahmslosigkeit gegen alles Andere recht wohl, beobachtete mit stiller Freude an Ihren gelegentlichen Aeußerungen die Entwickelung des Romans, in welchem Sie Ihr Glaubensbekenntnis niedergelegt, hütete mich aber, in dieselbe einzugreifen, weil ich an mir selbst weiß, daß in einer ausgeprägten Dichtersubjectivität derlei äußere Einwände und Rathschläge, selbst wenn es die besten und zweckmäßigsten wären, wie Störungen empfunden werden. Eine Poetenseele ist gar subtil! Das Werk muß aus dem Dichter heraus-, nicht in ihn hineinwachsen. Man kann ihm während des Entstehens Manches nahelegen, aber das muß so discret geschehen, daß der Schaffende die Absicht nicht merkt, sondern aus Eigenem die äußere Anregung auffaßt und dieselbe wie ein in ihm selbst Entstandenes empfindet. Heute gestehe ich, daß ich vor etwa einem Jahre Ihnen einmal einen einzigen Gedanken so scheinbar recht absichtslos hinlegte, und es freut mich, denselben nun in dem fertigen Romane ganz vortrefflich angebracht wieder gefunden zu haben." Er erklärte sich nicht näher, und so weiß ich bis heute nicht, welchen Gedanken im „Gottsucher" ich seiner Anregung verdanke.

Er setzte damals noch bei: „Machen Sie sich aber nichts draus, wenn Sie das Kuckuckseichen in Ihrem Roman einmal entdecken sollten. Hat doch auch mich von Ihnen ein Sprüchlein zu einem Gedichte begeistert, das Ihnen hernach im »Heimgarten« so gut gefallen. Rathen Sie, welches es ist."

Auch das habe ich nicht errathen können, war es ja doch nichts Seltenes, daß wir über dieselben Dinge die gleichen Gedanken hatten.

Einmal machte er mir den Vorschlag, daß wir zusammen ein Theaterstück schreiben sollten, ein Volksstück, an dem er die Idee, den Aufbau, ich die Dialoge zu besorgen hätte. In der Charakteristik der Personen hätten wir gemeinsame Sache. Mir wollte das nicht gefallen, wir wären für eine solche Compagniearbeit beide zu selbstständige, zu wenig schmiegsame Naturen gewesen. Unsere Gegenseitigkeit äußerte sich doch ganz anders. —

„Der Dichter pflegt manchmal während des Producierens an bestimmte Personen zu denken, als ob er das Gedicht, den Aufsatz vor Allem für dieselben schriebe," so sagte Hamerling einmal und traf damit vielleicht unbewußt mich. Da ich Niemanden wußte, der von mir Alles las, was ich schrieb, als ihn, da ich Niemanden kannte, der meine volksthümliche Seite so genau verstand, der meinen Hang in Allem, was da bewegte und drückte, sich auszusprechen, auszuschreiben, auf das Innigste begriff: so dachte ich während meiner literarischen Arbeiten viel an ihn: Wird er's billigen? Wird es ihm gefallen? Was wird er darüber sagen? — Und zu meinem Stolze gestehe ich's, daß auch er mir einmal sagte, er sei immer begierig zu erfahren, welchen Eindruck dieses oder jenes Werk von ihm auf R. machen werde. Nun geschah es einigemale, daß meine Auffassung ihm nicht gerecht wurde, besonders meine Meinung über den „Homunkulus" befriedigte ihn nicht. Ich war bei dem ersten Lesen des Werkes zu sehr an den polemischen Aeußerlichkeiten haften geblieben und hatte darob den tiefen philosophischen Gedanken übersehen. „Es wundert mich," äußerte er gelegentlich einer Besprechung darüber, „daß Sie glauben können, ich würde ein Spott-Buch nur über den Zank, die Irrthümer und die Lächerlichkeiten des Tages schreiben. Dazu haben wir ja die Witzblätter. Der Dichter wird doch wohl eine größere Absicht haben müssen. Sollten Sie gelegentlich das Buch noch einmal durchblättern, so bitte ich Sie, diese größere

Absicht ein bißchen zu suchen; sie ist in dem Buche von Anfang bis zum Schlusse und dürfte, denke ich, doch nicht gar so schwer zu finden sein.“ —

Eines Tages, im Jahre 1884, wurde ihm mein größeres mundartliches Gedicht „Mei Voda“ als in Hexametern geschrieben bezeichnet. „Das sind ja doch keine Hexameter!“ rief Hamerling. „Uebrigens verlange man ja nur von Epigonen, den Formen der Meister genau gerecht zu werden. Starke, selbstschöpferische Geister kehren sich nicht an vorgeschriebene Form, sondern erfinden sich eine, die ihnen bequem ist und ihrem Gehalte entspricht. Dieser Form Namen geben, sie messen, classificieren und aichen, das ist Sache der Herren Literatur-Professoren, die doch auch nicht ganz müßig stehen wollen in der literarischen Welt.“ —

Als mein Buch „Bergpredigten“ erschienen war und sich darüber in den Blättern und auch im Publicum vieles Mißfallen äußerte, machte Hamerling folgende Bemerkung: „Ja, manchmal muß man ihnen einen Brocken hinwerfen, in den sie sich verbeißen können, dann lassen sie uns andere Werke lieber in Ruhe. Uebrigens wird man Ihnen das Buch bald wieder verziehen haben. Sie mögen thun, was Sie wollen, werden immer der »liebenswürdige Volksdichter« bleiben. Hätte nur ich die Bergpredigten geschrieben, mir würfen sie die Fenster ein.“

Auf meine Frage um seine Meinung über das Buch, versetzte er: „Ich habe es zweimal gelesen, zuerst im »Heimgarten« und nun in der Buchausgabe. Was den Inhalt der Bergpredigten anbelangt, möchte ich jedes Wort verantworten. Sie wissen ja, daß wir in allen ethischen Fragen gleicher Meinung sind; weniger vielleicht befreunde ich mich hie und da mit der Form. Es macht mir den Eindruck, als ob Sie Ihre Gedanken manchmal nicht in Zucht zu halten vermöchten, so daß sie gerne ein bißchen wirr durcheinanderlaufen. Da es schon Predigten sein sollen, so hätten Sie vielleicht ganz gut einem Dorfpfarrer bei seiner Predigt die Art abhorchen können, wie man einen Stoff eintheilt: Anfangs die Einleitung, dann erster Theil, der handelt von Dem; zweiter Theil von Dem, und dritter Theil von Dem; endlich nochmaliges Zusammenfassen und Schluß. Den Lesern wie den Zuhörern kann man's gar nie klar und bequem genug machen, wenn sie auffassen sollen.“ — Das ist doch beherzigenswert für mich und Andere. —

Ueber Hamerlings viel umstrittene Stellung zum Antisemitismus Bericht zu erstatten, dürfte später noch nothgedrungene Gelegenheit sein.

Unter jenen eigenhändig geschriebenen, noch unveröffentlichten Gedichten Hamerlings, die er ausdrücklich für den Druck bestimmt hat, befindet sich eines, welches in homunkulistischer Satyre seinen Standpunkt andeutet und also lautet:

An den Ritter von ***

Von Robert Hamerling.

Zwar Juden fressen kann ich dir nicht helfen,
Zu schwach ist für die Kost mein kranker
Magen;
Auch bin ich Dichter: tanzen mit den Elfen,
Mit Lerchen trillern — das will ich noch
wagen;
Doch niemals werd' ich heulen mit den Wölfen,
Und nichts als meine Laute will ich schlagen.
In keinem Kampfe denk' ich, mitzuboxen:
Auch nicht in dem der Esel mit den Ochsen.

Doch wie man lieber hat den Schinderhannes
Als flacher Dutzendmenschen breite Gruppen,
Lieber die Tollheit eines ganzen Mannes,
Als hundert nur am Draht gelenkte Puppen,
So füg' ich mich dem Zauber deines Bannes,
Charakterfettaug' du auf Bettelsuppen!
Ich achte dich, dieweil es zwar nicht
Schlimm're
Als du bist, gibt, doch, was noch schlimmer:
Dümm're!

— — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Becher, füllt ihn Gott mit Wein ....

Ein Vater lag im Sterben,
Drei Söhne sollten erben.
Der Eine war ein Bauersmann,
Der pflügen, säen und ernten kann,
Der erbte die Höfe, die Felder,
Die Gärten, die Wiesen, die Wälder.
Der And're war ein Hammerschmied,
Dem gab der Vater, als er schied,
Die Hämmer und all' die Geräthe,
Auf daß er Werkzeug hätte.
Der Dritte war ein munterer Knab'
Mit Sängerkehl' und Wanderstab,
Nach Vaterswill' dem verbliebe
Sein Menschenherz voll Liebe. —

Und als vorbei der Jahre zehn,
Da hat man schon das Ziel geseh'n.
Der Eine sorgte Tag und Nacht,
Bis endlich er's zu Geld gebracht,
Der And're sorgte Stund um Stund,
Daß nur sein Haufen Geld nicht schwund,
Der Dritte zog von Sorgen frei
Mit Sang an Noth und Geld vorbei,
Und schöpft' mit Wonne, theilt' mit Lust
Die Lieb' aus seiner Dichterbrust,
Und streut' oh'n End' von Haus zu Haus
Die Gab' an Arm' und Reiche aus. —
Ein Becher, füllt ihn Gott mit Wein,
Wird ewig unerschöpflich sein.

R.

Der Mann aus Guttenbrunn.

Literarische Skizze.

Der „Heimgarten" hat im Laufe seines vieljährigen Bestehens die Freude gehabt, seine Leser mit den größten deutschen Dichtern der Gegenwart bekannt und vertraut machen zu dürfen. Nun soll aber auch der Nachwuchs des deutschen Dichterwaldes an die Reihe kommen. In demselben steht manch viel versprechendes Talent, manche Achtung gebietende Kraft, die sich bereits Verdienste erworben hat. Also beabsichtigt der Heimgarten, solch jugendlich frische Geister seinen Lesern allmählich vorzuführen, und zwar womöglich durch kurze Lebensbeschreibungen von ihrer eigenen Hand.

Begonnen sei mit der Selbstbiographie eines Mannes, der an Jahren und glühender Kraft noch zu den Jugendlichen gezählt werden darf, dessen Erfolge und Verdienste aber die eines vollgereiften, seit Langem thätigen ernst, angelegten Charakters sind. Adam Müller aus Guttenbrunn.

Er stellt sich uns persönlich dar, wie folgt:

Sie wollen einen Abriß meines Lebens? Das ist ja sehr schmeichelhaft. Ich will denn auch gar nicht zögern, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß ich am 22. October 1852 zu Guttenbrunn im Banat geboren und schon am nächsten Tage zur Kirche getragen und getauft wurde. Bei dieser Gelegenheit gab man mir ohne meine Zustimmung den Namen Adam, dessen ich mich 28 Jahre lang schämte. So alt war ich nämlich, als ich mit Heinrich Laube persönlich bekannt wurde, und da ich mich bis dahin selbst auf meinen Büchern bloß aus Guttenbrunn

nannte, so fragte Laube eines Tages: „Wie heißen Sie denn eigentlich?“ Ich war über die Frage ganz erstaunt. Wie ich heiße...? „Nun ja — Sie müssen doch einen Namen haben?“ Darauf antwortete ich verschämt: Adam. „Oh!“ sagte der Alte. „So heißt Niemand.“ Wir lachten herzlich und weiß Gott, von diesem Tage an gefiel mir mein Name und ich habe ihn seitdem nie wieder unterdrückt.

Meine erste Erziehung war keine gar sorgfältige. Ich stand — aus Gründen, die hier nicht näher zu erörtern sind — unter der Obhut meiner Großmutter, und die konnte mich Unband nicht zähmen; ich wurde der schlimmste Gassenjunge des Dorfes und mein Ruf als solcher war alsbald so fest begründet, daß man jeden Frevel, der verübt wurde, unbedenklich mir zuschrieb. Mit eigner und fremder Schuld belastet, trat ich mit meinem siebenten Jahre in die Dorfschule ein und der Lehrer, dem ich wahrscheinlich gut empfohlen worden war, setzte mich in die erste Bank, wo ich stets den Anblick der verschiedenen Arten von „spanischen Röhrln“ genießen konnte, die bei der Erziehung der Dorfjugend in Anwendung kamen. Indes, es kam besser, als man erwartet zu haben schien; ich lernte gut und gewann meinen Lehrer lieb. Das war der erste Mensch, der Einfluß auf mich zu üben vermochte. Als ich über das Abc hinaus war, erhielten wir an Stelle dieses Lehrers einen andern, einen ganz jungen Mann, der im Dorf geboren und soeben vom Lehrerseminar gekommen war. Er hielt eine feierliche Ansprache an uns Kinder, und wenn ich auch nicht mehr weiß, was er sagte, so weiß ich doch, daß diese Rede der erste tiefere Eindruck war, den mir das Leben gemacht. Ich war von diesem Tage an stolz auf meine Schule, auf diesen neuen Lehrer, auf mich selbst, und ich war fortan der erste Schüler.

Diese überraschenden Schulergebnisse ließen in meiner Mutter den Gedanken reifen, mich „studieren“ zu lassen, und ich kam in meinem zehnten Jahre nach Temesvar, wo ich die Normalschule und die ersten Classen des Piaristengymnasiums besuchte. Der Zauber des schwäbischen Dorflebens hielt mich aber fest in seinem Bann und die glücklichste Zeit des Jahres war für mich immer in den Sommerferien, die ich daheim verbringen konnte. Mitte der Sechziger Jahre bereitete die plötzliche Einführung der magyarischen Vortragssprache am Temesvarer Gymnasium meinem Studien-Fortgang ungeahnte Schwierigkeiten. Der Unterricht verwandelte sich mit einem Schlage in eine mechanische Abrichtung, wir plapperten unverstandene magyarische Sätze, wir beteten sogar magyarisch und sangen in der Kirche in dieser Sprache. Die erste Frage in der Geographie lautete: Wer bist Du? Und die Antwort, die auswendig gelernt werden mußte, war ein langes Bekenntnis, das mit der Lüge anfieng: „Én magyar vagyok,“ zu deutsch: „Ich bin ein Magyare.“ Die Schule verlor infolge dieser Vorgänge (mitten im Schuljahre mußten an Stelle der deutschen Lehrbücher magyarische angeschafft werden!) jeden Reiz für mich, sie wirkte entsittlichend auf mich zurück und ich verlumpte ein bißchen als junger Student. Alsbald gieng ich anstatt in die Schule auf den Fischfang, und die Leute, deren Obhut ich anvertraut war, ließen dies ruhig geschehen. Sie brieten die prächtigen Karpfen, die ich im Bega-Kanal fieng und bekümmerten sich nicht weiter um mich. Der Schluß des Jahres aber brachte Alles ans Licht, mein Zeugnis war niederschmetternd.

Und damit sollte auch das Studieren ein Ende haben. Niemand wollte begreifen, daß ich bloß das Opfer eines Experimentes geworden, das die übermüthige Politik mit der Schule vorgenommen; ich galt plötzlich für dumm und unbefähigt, ich sollte fortan zu

Hause bleiben und irgend etwas im Dorfe werden. Aber was? Ich hatte einen Oheim, der war der gescheiteste im Ort. Er war „Balbierer“ und als solcher stand er in früherer Zeit mehrere Jahre in Wien in einer „Chirurgischen Officin“ in Diensten; dort hatte er Aderlassen, Schröpfen, Klystieren und Salbenschmieren gelernt, und als er heim kam, galt er als fertiger Chirurg, als Doctor. Dieser Mensch legte jetzt seine Hand auf mich und sagte eines Tages: „Du wirst Balbierer. Bei mir lernst Du die Doctorei praktisch und wenn Du in die Fremde gehst und nach Wien kommst, besuchst Du die chirurgische Schule; denn Dich nimmt man, Du hast ja schon etwas gelernt. Ich habe viele Collegen in Wien gehabt, die Wundärzte, in der Armee geworden sind. Das kannst Du auch werden und mein Geschäft ist am Ende auch nicht zu verachten, wenn Du es einmal übernehmen wolltest.“ Meine Angehörigen waren begeistert von dieser Wendung; und auch auf mich machte die Ansprache Eindruck. Ich blieb gern im Dorfe mit der Aussicht, schließlich doch noch etwas in der Welt zu werden. Und der Anfang meines neuen Lebensweges ließ sich ganz verheißungsvoll an. Die Schlacht von Königgrätz bescherte dem österreichischen Heer so viele Verwundete, daß selbst die deutschen Dörfer im Banat solche zur Pflege erhielten. Etwa dreißig Mann, die sich auf alle Waffengattungen vertheilten und die zunächst mit leichten, halbgeheilten Schußwunden behaftet waren, wurden in Gutenbrunn bis zu ihrer völligen Genesung einquartiert. Der Bezirksarzt in Lippa, dem dieselben anvertraut worden waren, machte sich die Sache leicht und übergab die Leute meinem Oheim; er selbst kam nur einmal wöchentlich, Nachschau zu halten. Dies erhöhte die Autorität meines Oheims im Dorfe ungemein, und auch mir imponierte es: ich war über Nacht sein chirurgischer Gehilfe geworden und bethätigte mich mit Eifer als solcher.

Der Herbst zeigte mir meinen neuen Beruf von der andern Seite. Die Verwundeten waren fort und ich gieng mit meinem Oheim die Bauern balbieren. Ich wurde gut gehalten im Hause, aber ein Lehrling blieb ich doch. Ich war Kindsmagd, ich arbeitete im Feld und im Weingarten wie ein Taglöhner; am Samstag und Sonntag aber war ich Balbierer. Die reichen Bauern ließen sich zwar auch am Mittwoch rasieren, aber dazu reichte die Kraft meines Oheims allein aus — ich konnte auch am Mittwoch taglöhnern. Die einzigen Lichtblicke in dieser dreijährigen Lehrzeit bot mir immer der Winter. Bei Tag schrieb ich für meinen Oheim ganze Werke über Curpfuscherei ab, des Abends aber gieng ich häufig durch und schlüpfte in eine Spinnreih'. Dabei war ich immer in Gefahr, daß mir dort ein „Geselle“ begegne und mich, den Lehrling, den Unfreien, fortjage. Und einmal geschah mir dies, als ich, die Pfeife im Munde, neben dem Spinnrocken eines Prachtmädels saß, das ich wie eine Göttin anbetete. Der Geselle wies mich aus der Stube, entriß mir die Pfeife und übergab sie am nächsten Tag meinem „Lehrherrn“. Mein Zorn, mein Schmerz kannte keine Grenzen; die mir widerfahrene Demüthigung war auch zu groß. Und als Folgen dieses Ereignisses, das viel Lärm machte, stellte man mir eine Verlängerung meiner Lehrzeit um ein Jahr in Aussicht. In jenen Tagen schrieb ich mein erstes Gedicht; nicht die Liebe, Zorn und Verzweiflung haben mich zum Dichter gemacht und muß heute noch die Form dieses Gedichtes anstaunen. Ich zählte noch nicht sechzehn Jahre und schrie in Versen zum Himmel, die also anhuben:

„Mein Gott, wer reißt mich aus dem Staube,
Eh' ganz vergiftet ist mein Glaube
An Dich, o Menschheit, eh mein Wissen
Versumpft in stetem müssen, müssen!“

Die folgenden Strophen sind wüst und albern, aber diese eine steht für mich da wie eine Offenbarung; ich weiß nicht, wie ich zu ihr gekommen bin.

Einige Tage, nachdem ich dieses Gedicht aus mir herausgesprudelt hatte, begegnete ich einem alten Gönner, dem Dorfjuden von Guttenbrunn, Herrn Jakob Jellinek. Derselbe hatte mich schon vor Jahren, als ich noch in die Dorfschule gieng, ausgezeichnet und sein Wort war nicht ohne Einfluß geblieben, als ich nach Temesvar geschickt wurde. Dieser Mann schüttelte immer den Kopf, wenn er mich von Haus zu Haus gehen sah — balbieren. Und jetzt erkundigte er sich theilnamsvoll nach meinem Befinden. Ich las ihm mein Gedicht vor, doch er hatte kein Verständnis für dasselbe und unterbrach mich: „Das ist mir zu lang! Aber e Schand ist's, daß Du da mußt herumlaufen im Dorf. Warum haste nicht gelernt die ung'rische Sprach? Jetzt wird nix aus Dir."

Meine Abneigung gegen die magyarische Sprache war von jeher groß — wahrscheinlich nur deshalb, weil sie mir als Zwang entgegentrat und ich nie durch Gewalt zu lenken war — und jetzt wurde die Abneigung zum Haß. Ich empfand es schon als Kind, welche Schmach es sei, daß ein deutscher Jüngling in seiner Heimat, die ihm überall, auch in Temesvar, deutsch erschien, nicht deutsch sollte studieren können. Ich hatte bis dahin neben den Deutschen nur Walachen gesehen, nie aber einen Magyaren; ich hörte die Sprache dieses Volkes nur von einigen Beamten in Temesvar sprechen und plötzlich mußte ich in dieser Sprache in der Schule beten, plötzlich sollte ich in ihr denken, lernen. Ich wurde aus dem besten Schüler der schlechteste, ich verlotterte, ich wurde ein Balbierer-Lehrling und hätte in meiner Heimat eher ein Schweinehüter als ein Dichter werden können, wenn ich deutsch bleiben wollte.

„Jetzt wird nix aus Dir!" gellte es mir in den Ohren und ich gieng meiner Wege. Aber der kluge alte Jellinek, der seine eigenen Söhne in die magyarischen Schulen nach Arad geschickt hatte und brauchbare Männer aus ihnen zu machen bestrebt war, er behielt mich fortan im Auge und eines Tages erschien er bei meiner Großmutter und sagte: „Der Adam muß fort!" Er hatte durch einen speculationslustigen Bauer, der stets mit Wein nach Siebenbürgen fuhr, in Erfahrung gebracht, daß jenseits der Berge, weit droben in Hermannstadt, alles deutsch sei. Dort müsse ich hin, dort von Neuem in die Schule gehen, denn es sei ein Jammer und eine Sünde, was an mir geschehe.

Diese Worte setzten meinen Ehrgeiz in Brand und nun begann der Kampf um meine Zukunft. Wie er geführt wurde, wie ich meinen Weg weiter wandelte, das will ich heute nicht erzählen, denn es würde ein Buch werden. Es sei für diesmal genug an der Versicherung, daß ich mich tapfer mit dem Leben herumschlug, ehe etwas aus mir geworden. Im Herbst 1868 war ich in Hermannstadt, im Sommer 1870 bereits in Wien. Der gewaltige deutsche Nationalkrieg berauschte mich und ich schrieb Briefe in meine Heimat, die am Sonntag im großen Wirtshaus verlesen wurden und die Kunde der deutschen Siege im Banat mehr verbreiteten als dies die Pester Zeitungen gethan haben, die vollständig auf Seite Frankreichs standen. Im Mai 1873 wurde ich als Eleve der Wiener Staats-Telegraphen-Direction angestellt, im Juni nach Linz gesendet. Zu dieser Zeit schrieb ich ununterbrochen Trauerspiele, deren Hintergrund stets meine Heimat war. Eines davon, „Gräfin Judith," welches im Jahre 1875 entstand, ließ ich im Selbstverlag, „für die Bühnen als Manuscript gedruckt," erscheinen. Es blieb Manuscript.

Von Linz wurde ich drei Sommer

nacheinander von Mai bis October dem Telegraphenamte in Ischl zur Dienstleistung zugewiesen, und dies war die glücklichste Zeit meines Lebens. Die großartige Natur überwältigte mich fast und die Eindrücke jener Tage sind bleibende geworden.

Ich hatte mittlerweile mannigfache Beziehungen mit Wien angeknüpft und meine Sehnsucht, dauernd dahin versetzt zu werden, wurde von Jahr zu Jahr mächtiger. Heinrich Laube, der ein Stück von mir gelesen hatte, ließ mir im Frühling 1879 sagen, daß sich über dasselbe wohl reden ließe; zum Schreiben habe er keine Zeit. Einige Monate später fuhr ich nach Wien, meine Versetzung zu betreiben. Ich lief geradeaus zum Handelsminister, der mich nicht empfieng, und zu einigen Hofräthen, von denen einer mir überaus wohlwollend entgegenkam. Zu Laube zu gehen hatte ich nicht den Muth. Ich wollte dies erst thun, wenn ein Stück, das mich gerade zu jener Zeit beschäftigte, fertig war — und dieses Stück hieß: „Des Hauses Fourchambault Ende.“ Als ich wieder in Linz war, eröffnete sich mir plötzlich die Aussicht, jenes Schauspiel, über das Laube mit mir reden wollte, auf der dortigen Landschaftlichen Bühne aufgeführt zu sehen. Der erste Held und Liebhaber des Linzer Theaters suchte ein billiges Stück für sein Benefize — und er wagte es mit dem meinen. Ich kann die Wonne und Glückseligkeit nicht schildern, die mich erfüllte, als wir uns in der Wohnung des Schauspielers zusammensetzten, „Im Banne der Pflicht“ lasen und einrichteten. Und der Abend der ersten Vorstellung! Das Publicum gieng ein auf diese „Linzer Première,“ das Theater hatte ein festliches Gepräge und des Beifalls war kein Ende. Die Zeitungen erschienen am nächsten Tag mit überschwenglichen Berichten und ich sandte einen derselben an meinen Hofrath nach Wien, dem ich offen gesagt hatte, was ich erstrebte. Das war Mitte November. Mitte December hatte ich mein Versetzungs-Decret für Wien in den Händen. Hier war der unerhörte Fall eingetreten, daß ein litterarischer Erfolg einem k. k. österreichischen Beamten förderlich geworden!

Von meiner Fortsetzung zu „Haus Fourchambault“ brachte ich zwei Acte fertig mit nach Wien; dieselben wurden Laube vorgelegt und jetzt beschied er mich ernstlich zu sich. Und als das Stück vollendet war, nahm er es mit Freuden an. Jetzt war ich am Ziel — und jetzt krachte das Wiener Stadttheater in allen Fugen, Laube trat für immer vom Schauplatz. Das war einer der härtesten Schläge, die mich getroffen. Laube schrieb mir für „Haus Fourchambaults Ende“ ein Vorwort, er ließ sich „Im Banne der Pflicht“ widmen zum Zeichen, daß er auch dieses Stück aufgeführt hätte, er schenkte mir seine väterliche Freundschaft, er schrieb sogar ein Lustspiel mit mir, aber auf seine werkthätige Förderung auf dem Theater mußte ich für immer verzichten. Und einen Mann seines Gleichen habe ich im ganzen Bereiche des deutschen Theaters nicht gefunden. Ich schrieb Stück um Stück — umsonst! Und eines Tages warf ich die Leyer zu Boden, gieng unter die Novellen- und Zeitungsschreiber, unter die Kritiker; da erntete ich Lob und Beifall und mein Schreiben ist seitdem ein öffentliches Wirken geworden in Wien. Ich konnte meine Amtsstellung aufgeben, wurde Feuilleton-Redacteur der „Deutschen Zeitung,“ heiratete nach der Wahl meines Herzens und bin zufrieden mit meinem Los, wenn auch mein dichterischer Ehrgeiz bis heute unbefriedigt geblieben ist. —

Um dieses Bekenntnis zu vervollständigen und auch von Adam Müllers journalistischer Thätigkeit ein Bild zu gewinnen, hören wir in kurzer Fassung einen Bericht Ernst Weichslers über Müller-Guttenbrunn, der im Sep-

temberheft der „Gesellschaft“ (Leipzig) gedruckt ist. Weichsler sagt unter Anderem:

Adam Müller-Guttenbrunn hat bis jetzt kaum ein halb Dutzend Dramen geschrieben, aber seine dramatische Individualität steht bereits scharf umrissen vor uns; die Anzahl seiner Streitschriften ist noch geringer, aber seine journalistische Eigenart spricht aus ihnen erstaulich fest und deutlich. In dem tropisch glänzenden und schwülen Treiben und Weben der Wiener Journalistik bildet er ein frisches, belebendes und reinigendes Element. In der Stadt, wo graziöse Oberflächlichkeit, leichtsinnige Gemüthlichkeit, laxe Auffassung der Lebenspflichten, Rassen- und Nationalitätenhaß zu Hause sind, vertheidigt er das Deutschthum, kämpft gegen die Corruption .... fürwahr, ein „unbequemer“ Herr, der da gegen den Strom schwimmt, ein Mensch, der, statt mit Choristinnen und Balletteusen sich zu amüsieren, sich auffällig oft und sogar an öffentlichen Orten mit zwei verhaßten, widerwärtigen Frauenzimmern zeigt, der Wahrheit an einem und der Gerechtigkeit am anderen Arm, und das in Wien, der Stadt der Schönheit und Anmuth! Ein „unangenehmer“ Herr, der Müller aus Guttenbrunn — ein Charakter ...

Adam Müller-Guttenbrunn übt auf die Verhältnisse Wiens einen Einfluß aus, wie sich dessen nur wenige seiner Kollegen rühmen können. Seine Brochüre „Wien war eine Theaterstadt“ brachte die Bewegung für ein deutsches Volkstheater in Fluß; ein solches entstand thatsächlich. Seine Schrift „Die Lectüre des Volkes“ beschäftigte das österreichische Parlament mit dieser Frage und rief die ganze Volksbildungsbewegung hervor, die sich seit einigen Jahren in Wien bemerkbar machte, und in der Errichtung zahlreicher öffentlicher Freibibliotheken ihren Ausklang fand. Die Regierung schränkte auf Grund jener Schrift den Prämienschwindel in dem Colportagewesen zum Theile ein. Müllers Feuilleton in der „Deutschen Zeitung“ über „Jugendlectüre“ gipfelte in der Forderung eines Preisausschreibens für gute Jugendschriften. Acht Tage später erließ der Unterrichtsminister dieses Preisausschreiben. Seine Artikel in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ über „die magyarische Mißwirtschaft im Banat,“ seiner Heimat, machten in Ungarn einen solchen Eindruck, daß alsbald ein neues Weinzehentablösungsgesetz zustande kam. Auf seine Anregung hin bildete sich in Wien eine Art litterarischer Vehme, eine Gesellschaft von Gelehrten und Litteraten, die unter dem Titel „Gegen den Strom“ von Zeit zu Zeit Broschüren über und gegen öffentliche Zustände in Wien herausgibt.

Vor Kurzem ist in Leipzig von Müller-Guttenbrunn eine Sammlung von Novellen unter dem Titel „Gescheiterte Liebe“ erschienen. Darüber schreibt Ernst Wechsler:

Das Buch wird ein goßes Publicum finden, denn eine jede Novelle fesselt und spannt den Leser durch den interessanten Inhalt und die gewählte Darstellungsart. „Das Kind seiner Frau,“ die erste Piece, hat in Bezug auf das schwüle, ibsenhaft-lakonische Problem eine gewisse Aehnlichkeit mit „Frau Dornröschen.“ Die Novelle enthält eine gelungene Mischung pathologischer und erotischer Elemente. Müller gibt hier ein Beispiel von der geistigen Befruchtung einer Frau, welche bewirkt, daß deren eheliches Kind die Züge jenes Mannes trägt, den sie liebte, aber streng platonisch. Ein heikles, aber echt poetisch und voll feinster Seelenmalerei. Die „Gräfin Judith“ ist das novellisierte Jugenddrama des Autors: eine junge Gräfin wird aus Eitelkeit, Ehrgeiz und Eifersucht zur Mörderin; ihr Gewissen aber hält sie davon ab, ein wegen dieser That zum Tode verur-

teiltes Mädchen hinrichten zu lassen, sie reinigt das Mädchen vom falschen Verdacht und stirbt. „Mutter und Sohn," ein sociales Schattenbild, und „Die Frau Hofräthin," ein an Storm anklingendes Idyll, sind Leistungen einer feinen Erzählungskunst. Zu dem allerliebsten „Seemärchen," in dem das romantische Abenteuer eines jungen Dichters mit einer Prinzessin geschildert wird, steht das düstere, ergreifende Genrebild „Riekelchen Wurdt" in eigenartigem Gegensatz. Auf breiterem Grund ist das „Christkind" angelegt, die Geschichte der Liebe eines Schauspielers zu einer Aristokratin, das Kind dieses Liebesbundes begründet später das eheliche Glück des Schauspielers mit einer Collegin. Wie man sieht, lauter Probleme und Stoffe, die Müllers Individualität in festen, deutlichen Linien erscheinen lassen.

Nach den praktischen und sittlichen Erfolgen, die Müller-Guttenbrunn als Journalist bereits aufweisen kann, lassen wir die Frage offen, wo wir diesen Schriftsteller lieber sehen möchten: im höheren aber engeren Bereiche des Dichters, oder im weiten und wichtigen Wirkungskreise des Publicisten.

Das Altweiber-Diner im Grand-Elegant-Hotel.

Eine merkwürdige Begebenheit.

Auf dieser Welt gibt es nicht leicht etwas Gefährlicheres, als wenn ein ungebildeter, bislang dürftiger Mensch plötzlich zu Gelde kommt. Wenn Einer in den Graben fällt und sich den Fuß bricht, so kann er schlimmsten Falles sein Lebtag lang auf der Krücke gehen müssen, bleibt aber im Uebrigen ein normaler Mensch. Wenn Einer aus dem Kahne ins Wasser stürzt, so wird er entweder gerettet und bald wieder trocken, oder er ertrinkt, was man für das Sterben abrechnen kann, das ihm auch sonst nicht ausgeblieben wäre. Wenn aber ein gewöhnlicher Mensch plötzlich viel Geld kriegt, so kann er ein Narr werden. Denn nicht Alle werden durch Geld reich, Manche werden durch Geld auch arm. Arm und dumm und manchmal auch noch etwas anderes. Daß sie ihre Arbeitslust verlieren, daß sie dem Hochmut verfallen ist schlimm, daß sie sich dann aber zu Tode langweilen oder die tollsten Streiche machen, ist schlimmer. Und daß sie manchmal aus braven Leuten sogar Lumpe werden, ist am schlimmsten.

Ich kannte eine Kleinhäuslerfamilie: Vater, Mutter, Tochter. Er war Beinwaarendrechsler, doch das Geschäft ernährte kaum seinen Mann, geschweige des Mannes Frau, und der Frau Tochter. Sie hungerten sich stumpfsinnig dahin und endlich kündigte ihnen der Eigenthümer des Wohnhäuschens die Miete, die sie nicht mehr bezahlen konnten. In dieser bedenklichen Lage gewann der Beindrechsler durch den Antheilschein eines Loses die Summe von sechstausend Gulden. Bravo, blinde Dame Fortuna! Doch gewiß einmal an die rechte Stelle getroffen. — Wir wollen sehen.

Der Mann zahlte sofort den rückständigen Zins, daß sie im Häuschen wohnen bleiben konnten, dann huben die Freuden an! Nein, die Wünsche.

Der Frau ein rothes Seidenkleid, der Tochter ein blaues. Dem Manne eine goldene Taschenuhr. Dann ein Rößlein und Wagen für die Kirchfahrt am Sonntage. Auch ein Knecht dazu und ein schöner stattlicher Hund. Der Frau ein großer Wandspiegel, ein Putztisch, eine rothe Sammthaube mit Pfauenfedern. Der Tochter ein feiner Kleiderschrank mit vergoldeten Leisten. Echte Spitzen, Schuhe aus amerikanischem Leder, ein japanesischer Fächer aus weißer Seide, indische Spezereien und ein Silberkäfig mit einem Papagei. Dem Manne ein Reitsattel, ein Jagdanzug, ein englisches Schußgewehr. Der Frau ein chinesischer Fußteppich, der Tochter ein kostbares Halsgeschmeide, dem Manne ein Kanapee nach Rococomuster. Und als sie mit Diesem und Aehnlichem ihr Dasein sehr schön geschmückt hatten, dachten sie daran, daß sie vergessen hätten, sich das Häuschen zu kaufen oder auch nur auf eine Weile die Miete dafür zu bezahlen. Die Frau sagte, das müsse allsogleich geschehen; die Tochter meinte, nicht diese armselige Hütte solle man kaufen, sondern ein hübsches Stadthaus, und der Mann sagte, er kaufe nunmehr weder die Hütte noch das Stadthaus, denn er habe kein Geld mehr. — Hernach kam der Eigenthümer der Häuschens, wies sie hinaus und nun stand die Familie mit ihrem Plunder auf der Gasse und hatte kein Obdach. Es war jetzt schlimmer als je — nicht bloß arm, sondern auch lächerlich.

Ob man denn gerade ein Beindrechsler sein muß, um es so und ähnlich zu machen? Ob man nicht auch ein Kaufmann, ein Beamter, ein Gewerbsmann, ein Soldat, ein Baron oder Graf oder dergleichen sein könne, um es gerade so zu treiben? Die Antwort kostet nur einen Pfennig, aber ich bleibe sie schuldig.

Ich erzähle lieber einen anderen Fall, der seltener ist und so spaßhaft und wunderlich, daß man ihn für die Dichtung eines Schelmes halten könnte. Man soll nur nicht vergessen, daß nicht bloß Schälke und Schelme dichten können, sondern auch der Zufall, das Geschick, das Verhältnis, die mit einem haltlosen Menschen manchmal in übermüthigster Weise wirtschaften.

Der Mann, von dem hier die Rede sein soll, war in seiner Jugend Holzfäller gewesen, dann war er Holzhändler geworden, zuerst kleiner, dann größer, endlich einer von solchen, die man nicht mehr Händler, sondern Lieferanten nennt. Als er in seinem vierzigsten Jahre einmal sein Vermögen prüfte, erschrak er baß. Er war Millionär. Sofort gab er alles Geschäftliche auf und fand es hoch an der Zeit, sich an den Genuß zu machen.

Jetzt, das verstand aber der gute Mann nicht. Es gehört eine feine Bildung dazu, ein Vermögen froh und artig genießen zu können. Das plumpe Dreinfahren übersättigt zu rasch. Man muß den Sekt in dünnen Zügen schlürfen, nicht saufen wie der Ochse das Wasser. Manchem Emporkömmling, der reiten will, ist kein Roß hoch genug, so setzt er sich auf den Elefanten.

Um soviel war der Holzhändler klüger als der Beindrechsler, daß er sich vor Allem ein Haus kaufte. Und zwar eines in der Stadt. Das erste war, daß er an seinem Palais die Thüren und die Fensterrahmen vergolden ließ. Zwischen den vergoldeten Fensterrahmen schaute er dann im kirschrothen Schlafrock und mit langer Pfeife heraus, lachte wohlwollend oder auch spöttisch auf die Vorbeigehenden nieder, und sah er auf der Gasse eine hübsche Frau vorübergehen, so winkte er ihr in leutseligster Weise mit der Hand Grüße zu, als wäre sie eine alte Bekannte. Zu seinem Geburts- wie auch zu seinem Namenstage gab er große Gastmähler, zu welchen er den Stadthauptmann, den Dompfarrer,

den Zeitungsschreiber, den Mauth-einnehmer, seinen Schornsteinfeger und seine von ihm oft beschäftigten Dienstmänner einlud. Er warf und goß den Gästen die Himmelsgaben — üppig, üppig waren sie! — nur so vor, führte dabei mit schreiender Stimme das Gespräch, erzählte uralte Schwänke und machte auch selber Witze. Je mehr sie lachten, desto mehr gab's Wein, und desto feineren. Es war so gemüthlich!

Herr Kragerl, so hieß er, war, so hieß es, ein gutherziger Mann. Er hatte in seinem Hause ein junges dickes Weibsbild, von dem Niemand recht wußte, in welchem Verhältnisse es zu ihm stand. Ein Schwesterkind! versicherte er. Plötzlich aber wollte er dieses Schwesterkind heiraten. Der Pfarrer sagte, das gienge nicht, der zu nahen Blutsverwandtschaft wegen. Ein Schwesterkind! Wieso! fragte Herr Kragerl, ein Schwesterkind ist es freilich, aber nicht von meiner Schwester, sondern von der Schwester meines Hausmeisters. Der Pfarrer fand aber noch andere Hindernisse, das Paar zu trauen, es gieng nämlich das Gerücht, daß Herr Kragerl schon verheiratet sei. „Verdammt, was geht das ihn an," hatte Herr Kragerl darauf gesagt, „wenn ich zwei Weiber habe, so ist das ja nur m e i n Schade!"

Zu Trotz beschloß er nun, die Angelegenheit eigenmächtig zu schlichten. Er veranstaltete im ersten Hotel der Stadt, im Grand-Elegant-Hotel ein festliches Mahl, bei welchem er die Hausgenossin für seine Frau Gemahlin feierlich erklären wollte. Er lud dazu alle Freunde und ihm erreichbaren Honoratioren ein, die Tafel war auf vierundzwanzig Personen bestellt. Am vorletzten Tage schickte ihm aber der Vicebürgermeister und der Stadthauptmann und der Oberrichter eine Absage zu, bedauernd, verhindert zu sein, bei dem Festmahle zu erscheinen. „Auch gut! Sehr gut! Ausgezeichnet!" rief Herr Kragerl tiefbeleidigt, „ich brauche das hochnasige Volk nicht. Sollen Alle zu Hause bleiben. Alle! Alle diese hochnasigen Einfaltspinsel!" Und er schickte auch dem Stadtphysikus, und dem pensionierten Obersten Pumberger, und dem Stadtschreiber Federler und allen übrigen Herrschaften Absagebriefe: Sie könnten zu Hause bleiben, er wolle schon Ersatz finden! — Die so abgelehnten Gäste wußten nicht, wie das gemeint sei, blieben aber sehr gerne zu Hause.

Der Herr Kragerl begab sich in einem numerierten Zweispänner zum Besitzer des Grand-Elegant-Hotels und berichtete ihm, daß das Mahl für vierundzwanzig Personen nicht stattfinde. Daß der Wirt aber sofort ein viel glänzenderes für achtundvierzig Personen veranstalten solle. Es habe vor einiger Zeit bei der Anwesenheit des Landesfürsten ein Kaiserdiner stattgefunden, geradeso solle der Wirt auch diese Tafel machen. Silberne Teller, goldene Löffeln, kristallene Becher, Tischwäsche mit echten Stickereien, vier zwölfarmige Candelaber, drei riesige Blumenvasen mit seltenen exotischen Gewächsen; Menu nebst Anderem, nicht zu vergessen der Trüffelpasteten, Fasanen, Nachtigallzungen, die feinsten französischen Weine, vor Allem Champagner, unversiegbar viel Champagner. Zum Schluß die pikantesten Käsesorten und echten Mocca! Kurz alles, was rar und nobel, koste es, was es wolle.

Nachdem im Grand-Elegant-Hotel die Festtafel dergestalt angeordnet war, verfügte sich Herr Kragerl in das städtische Armenamt. Dort brachte er seinen Wunsch vor, er bedürfe für den nächsten Tag achtundvierzig alte Weiber. Die häßlichsten, die bissigsten womöglich. Es geschehe ihnen nichts, er stelle sie unversehrt, wie er sie erhalten, wieder zurück, er wolle ihnen nur ein Mittagsessen zutheil werden lassen.

Zu Ehren seiner Verlobung acht-

undvierzig Arme speisen — alle Achtung! Die Achtundvierzig wurden bewilligt, lauter Betheilte und Pfründnerinnen aus dem Armenhause.

Sie wurden bestellt für den nächsten Tag in das Grand-Elegant-Hotel um sechs Uhr zum Diner. Einige der Geladenen wußten nicht recht, was das sei, ein Diner, ob sie mit etwas betheilt würden oder ob es eine neue Hunde- und Katzensteuer gäbe. Andere wußten wohl, daß es sich um ein Mittagsmahl handle, welches ein edler Wohlthäter auftischen lasse, aber sie wußten nicht, sei die angegebene Stunde sechs Uhr Morgens oder Abends gemeint. Eine alte Frau, die einmal in besseren Verhältnissen gelebt hatte, klärte die übrigen darüber auf, daß in vornehmen Kreisen die Leute um zwölf Uhr Mittags Morgen hätten, und um sechs Uhr Abends Mittag, und um zwölf Uhr Nachts Abend, und um sechs Uhr Morgens Mitternacht.

Trotzdem sah man an dem festgesetzten Tage schon bald nach zwölf Uhr Mittags etliche Weiblein um das Grand-Elegant-Hotel schleichen und spähen, ohngeachtet der Gastgeber bekannt gegeben, er würde die Gäste vor sechs Uhr in ihren Wohnungen mit Wagen abholen lassen.

So kam die Stunde. Der große Festsaal des Grand-Elegant-Hotels war feenhaft beleuchtet. An den drei Kronleuchtern zweihundert elektrische Flammen, Glühlichter, an vier goldenen Armleuchtern achtzig Wachskerzen, deren Funken in den Eßgedecken hundertfach wiederstrahlten. Die Tafel war in Halbrundform und von kunstvoll geschnitzten Sesseln umstanden. In den silbernen Tafelaufsätzen lebendige Palmen, Orchideen und indische Rosen. In mächtigen Krystalltassen auf Goldständern quollen über die üppigschwellenden Früchte: Orangen, Feigen, Mandeln, Trauben.

An den mit Marmor bekleideten Wänden standen starr wie aus Holz geschnitzt, achtundvierzig buntlivrierte Lakaien.

Nun kamen die Wägen angefahren, flinke Diener öffneten den Schlag, griffen galant den alten Damen unter die Arme, um ihnen herauszuhelfen und sie in den Festsaal zu begleiten. So trotteten sie denn hinein und Manche that einen Pfiff oder stieß ein helles Kreischen aus, als sie die unerhörte Pracht sah. Die meisten waren in ihrem verschlissenen Anzuge, der in schlappen Falten niederhing. Einzelne hatten auch Hauben mit feuerrothen Bändern auf und sonstiges Flitterwerk an der buckeligen verknorbelten Gestalt. Graue stechende Aeuglein, scharfe Geiernasen, zahnloser Mund und langes Kinn waren vorwiegend, es gab aber auch gemüthliche Stumpfnäschen und runde Rothwängelchen darunter, deren Runzlein schwerer zu zählen waren, wie die Haare auf dem Haupte. Fast jede hatte ein zierliches Handkörbchen bei sich und etliche trugen mit aller Sorgfalt am Arm oder unter dem Muff ein Hündlein oder ein Kätzlein.

Die Beherzteren traten vor, verneigten sich vor den Lakaien, wie vor Heiligenstatuen und begannen dann lüsternen Auges die Schätze der Tafel zu prüfen.

Da erschien die Herrlichkeit. Herr Kragerl, mit dem breiten, hochgerötheten Gesichte verschmitzt lächelnd, trat ein, an seinem Arm das Schwesterkind. Er war in elegantestem Schwarz, nur daß er im Knopfloch eine Rose stecken und am dicken Hals eine großartige zinnoberrothe Masche trug. Als er die Handschuhe auszog, sah man die Brillantringe an seinen fleischigen Fingern. „Sie" prangte im lilienhaftesten Weiß. An den nackten Armen aber trug sie so massige Reifen, daß ein harmloses Weiblein erschrak, weil es glaubte, die schöne Frau wäre einer Kerkerfessel entkommen und habe die Ringe noch an sich. Auch am Halse trug sie schwere Ketten von Gold und Perlen und an

den Ohrläppchen hatte sie lange Schellen baumeln, die das hellste Feuer ausblitzten. Das Unangenehmste an dieser Person war den betagten Frauen das Gesicht, denn selbiges war jung und glatt wie das einer Puppe. Die „Braut“ schien sehr munter und schnippisch, streckte das Brätzchen sofort nach einem Früchteteller aus und nahm eine Handvoll Knackmandeln heraus, die sie theils in den Sack ihres Herrn Bräutigams steckte und theils über die versammelten Gäste hinwarf.

Herr Kragerl grüßte seine Geladenen mit hoher Grandezza. Auf ein Zeichen von ihm wurden an der Wand die bunten Figuren lebendig, jede bemächtigte sich eines Weibleins, führte es an einen Sessel und schob diesen hinten an. So saßen sie und obenan der Herr Kragerl und seine Braut — wie König und Königin. Das Mahl begann. Als der Bediente mit dem Hummerteller zu cursieren begann, griff die Erste nach demselben und anstatt sich von dem Thier ein Stückchen herabzuschaufeln, glaubte sie, das ganze Ungethüm gehöre ihr, bis sie von der Nachbarin eines Besseren oder vielmehr eines Schlechteren belehrt wurde. Weil im Fische ein Dolch stak, so erhob sich bei Tische sofort das Gerücht, er sei meuchlings ermordet worden.

Herr Kragerl war in bester Laune und ergötzte sich sowohl an der Gier, mit welcher die armen Leutchen zu essen begannen, als auch an der Ungeschicklichkeit, mit der sie die Dinge handhabten. Er ließ Wein einschänken. Anfangs nippten sie schämig, allmählich versuchten sie kühnere Züge und endlich tranken sie „nach Durst.“ Als das Wildpret und der Fasan kam, steckten Etliche einen Bissen um den andern heimlich unter den Tisch hinab; war auf dem Schoß das Körbchen nicht, so lauerte dort das Hündlein oder das Kätzlein, begierig nach den außerordenlichen Gaben schnappend. Manchmal knurrte eins oder das andere ein wenig, worauf die Eigenthümerinnen tödtlich erschraken, bis der freundliche Gastherr sie ermunterte, aus ihren Lieblingen kein Geheimnis zu machen; er selbst legte den Arm um seine Braut.

„Verdammt!“ sagte er zu dieser, „wenn ich jetzt unsere gespreizten Hochnasigen herbei wünschen könnte, daß sie sähen, wie man auf sie pfeift und daß es bei den alten Weibern gemüthlicher zugeht, als bei ihnen.“

Als der Champagner kam, wollten die Diener still aufmachen, aber der Herr Kragerl rief: „Verflucht! Nur fest knallen lassen!“

Da gieng’s los zu allen Seiten wie in einem Kleingewehrfeuer, daß sich die alten Frauen ihre Ohren zuhielten und kicherten vor Angst und Behagen. Herr Kragerl zog seinen Frack aus, schleuderte ihn hin und wie er so in flatternden Hemdärmeln war, hob er sein Glas auf und schrie: „Verdammt noch einmal, meine Herrschaften! Wir müssen doch anstoßen auf meine Frau Gemahlin! Ich bin nicht abergläubisch, uns werden die alten Weiber nicht Unglück, sondern Glück bedeuten. Gott gib’s! Vivat! Hoch!“

„Hoch!“ pipsten die Einen.

„Hoch! Hoch!“ kreischten die Anderen.

„Hoch! Hoch! Hoch!“ schrien endlich Alle aus vollem Halse.

Aber mit den Champagnergläsern konnten sie nicht umgehen, den größten Theil gossen sie sich ins Gesicht, daß er niedertroff am spitzen Kinn, wie bei Thauwetter die Wassertropfen von den Eiszapfen.

„Teufel!“ rief der Herr Kragerl, „Bedientenvolk, faules, dummes! Könnt ihr den Wein nicht in die Kübel schütten!“

Die Diener warfen aus den metallenen Eiskübeln das Eis, gossen sie voll Champagner und diese Gefäße giengen nun in der Runde herum, daß sie alle daraus tranken wie aus dem Kruge das Wasser. Die Hunde und Katzen waren ihren Verstecken längst

entsprungen und tummelten sich bereits am Tische um.

„Verdammt!" rief der Herr Kragerl, „die Amurln werden auch Durst haben! Sauft! Sauft bis euch das Fell platz! Euch gönne ich's! Die Hochnasigen sind mir viel zu schlecht! He Vivat!" Und er setzte den Thieren einen Kübel mit Champagner vor.

Die mit fetten Bissen gesättigten Wesen hatten freilich Durst. Sie schnupperten, sie pfusterten, sie leckten, sie tranken, sie soffen und dann hub ein Miauen und ein Keifen und ein Bellen an, und ein Schnattern und Zetern der Weiber, daß es unbeschreiblich ist. Es ist auch unbeschreiblich, die weiteren Vorgänge zu schildern; unter dem Gejohle des edlen Gastgebers fanden Scenen und Ereignisse statt, die alle Bewohner des Hotels zusammenlockten und sogar die Leute von der Gasse herein, unter denen dann auch etliche Polizeimänner waren, die dem Spuk ein Ende machten.

Die Dinge spitzten sich hierauf so zu, daß der Herr Kragerl mit dem Schwesterkinde es für gerathen hielt, sein Domicil freiwillig zu ändern. Sein Andenken aber, gipfelnd im Altweiber-Diener im Grand-Elegant-Hotel, wird in jener Stadt noch lange bestehen als lehrreiches Beispiel, was rohe und zugleich phantastische Naturen imstande sind, zu vollführen, wenn sie Geld haben.

Bettlersang.

Ein Jeder sagt, Du wärst so gut und mild,
Den Armen seist Du stets ein Gnadenbild;
Und wo ein Kranker stöhnt in heißer Pein,
Den lullst Du ein.

Als jüngst am Wege ein Verbannter stand,
Gemieden selbst von seiner Brüder Hand —
Du labtest ihn trotz seiner schweren Schuld
Mit Deiner Huld.

Verlassen bin auch ich und bin bedroht
Von meines Herzens, meiner Seele Noth,
Und liege an derselben Straße Hang
Verzweiflungsbang.

O nahe Dich auch mir, holdsel'ge Frau,
Du meiner Augen lichtumhellte Schau,
Und weihe meinem düsteren Geschick
Nur einen Blick.

O. Gibus.

Kleine Laube.

Das erste Geläute.

Wenn auf dem Thurme einer neuen Kirche das erstemal die Glocken klingen, das ist ein bedeutsamer Augenblick.

Wir erinnern uns noch an die öden Gründe am Morellenfeld, vom kleinen Grazbach träg durchrieselt. Hier Wiesen von Weiden bestanden, dort verkrüppelte Obstbäume, hie und da eine Waschanstalt, eine Lehmhütte. Die Fußwege oft grundlos, die Gegend kleindörflich, entlegen der Stadt, nur Solchen bekannt, die in Waltendorf zu thun hatten oder auf den Ruckerlberg spazieren giengen. Und heute auf jenen Gründen ein neuer eleganter Stadttheil, stylvolle Häuser, breite Straßen, glatte Trottoirs, rollende Herrschaftswägen und emsiges Gassenleben. Und mitten aus diesem vornehmen Südende von Graz erhebt sich frei und farbenleuchtend der herrliche Bau Hauberissers, die neue Herz Jesu-Kirche, der Stolz der Grazer, die Freude Derer, die auf eine ideale Welt noch etwas halten, sei es in der Religion, sei es in der Kunst.

Diese Monatsschrift hat in ihrem XII. Jahrgange auf Seite 290 zum erstenmal die Aufmerksamkeit ihrer Leser hingerichtet auf die neue Kirche am Grazbache. Damals ragte der schlanke Thurm noch stumm in die Lüfte auf. Heute ist es schon anders, heute hat er sechs eherne Lungen und Zungen, hat Lied und Musik in sich und kann mitsprechen, wenn auf anderen Thürmen des schönen Steirerlandes die Glocken klingen zur heiligen Weihnacht, zum glorreichen Ostern, zum lieblichen Pfingsten, zu allen herzbewegenden Festen des Jahres und des Lebens. Im October 1889 sind die sechs in Laibach bei Meister Samassa gegossenen Glocken auf den Thurm gezogen worden. Die Stimmen und Gewichte der einzelnen Glocken sind folgende: A 3804 Kilo, cis 1914 Kilo, e 1144 Kilo, fis 800 Kilo, gis 568 Kilo und a 481 Kilo. Mit diesen wenigen trockenen Angaben ist viel gesagt, sie deuten das schönste Geläute in Steiermark an.

Und am letzten Tage des Monates, am Vorabende zu Allerheiligen, um 2 Uhr Nachmittags, sind diese Glocken das erstemal geläutet worden. Die neue Kirche ist schon sehr volksthümlich, also hatte sich zur genannten Stunde um sie eine große Menschenmenge versammelt. Darunter war auch der verdienstvolle Begründer der Kirche, Fürstbischof Johannes.

Es war ein stiller warmer Herbstnachmittag, aus nebeligem Himmel brach milder Sonnenäther durch. Da knallte ein Pöller. Auf dem Thurm die kleinste Glocke schlug an und klang hell und froh hinaus in die Lüfte. Nur wenige Züge, dann kamen die größeren, eine nach der andern, bis zu jener mit dem tiefen, ernsten, überaus edlen Tone, die langsam und feierlich das erstemal ihr weihevolles Lied sang. Dann ein Augenblick Stille,

da begann es tief und dumpf und schwer zu dröhnen, daß wir ein Gefühl hatten, als bebe die Erde — die große Glocke war's, und sie offenbarte den Menschen eine Botschaft, die seit ewigen Zeiten in dem nächtigen Reiche der Minerale verborgen geschlummert hatte. Aus rohem Metalle hat sie sich gebildet zu einem leuchtenden Zauberringe, und so, wie ans Menschenherz der Hammer des Geschickes schlägt, daß es aufschreit in Freude oder Klage, also schlug der eiserne Schwengel ans Metall, da war der Bann gelöst und der bisher leblos gewesene Stoff, den Gruben der Berge entstanden, bracht' uns trostreiche Kunde, daß ein Gott waltet in den Tiefen der Erde wie in den Höhen des Himmels.

Und als jede einzelne Glocke sich vorgestellt hatte, diese sich entbietend zum Ausdrucke menschlicher Fröhlichkeit, jene zur Stimmung menschlichen Leides, da huben sie alle an gemeinsam zu läuten...

Die Augen wurden uns feucht. Wie weihevoll, wie ernst! Nicht hell und heiter hinausklingend ins Leben, auf Gassen und Markt und mit irdischem Klange die Irdischen lockend. Nein, dieses Geläute war wie eine dumpfe, ascetische Stimme aus dunklem Mittelalter, in welchem die Menschheit, in Gottes- und der lieben Frauen Cultus verzückt, ein ideales Leben führte in den Dämmerungen einer anderen Welt. Wehmuthsvoll und majestätisch tönte das hinaus, wie das Saitenklingen einer Harfe. Also hörten sie es in den Niederungen von Feldkirchen und Straßgang, an den Hängen des Plabutsch, also hörten sie es auf den Höhen der Platte und in den Wäldern des Schöckel. Das weite Grazerfeld horchte dem neuen Gesange und manche Kirchthurmuhr soll auf das Anschlagen der Stundenzeichen vergessen haben vor lauter Hören und Verwundern. In den Gräbern und Grüften der Kirchhöfe wollte es sich regen, als wehe durch die Himmel Posaunenschall — aber die Hügel blieben geschlossen. Einen Gruß den Todten zum Feste Allerseelen brachten die neuen Glocken mit ihrem ersten Geläute. Also werden sie in Zukunft ja oft einen Entschlafenen hinausgeleiten zur ewigen Ruhe. — Welche Botschaften mögen schlummern in den sechs umgekehrten metallenen Kelchen, die wir an diesem Tage das erstemal vernommen! Wir stehen vor einer inhaltsschweren Zukunft und unsere Kinder, die heute froh auf grünem Rasen spielen, dürften von dem Thurme manches Lied erklingen hören, von dem wir heute nichts ahnen. Friede war ihr erst' Geläute. Wenn wir die neuen Glocken segnen dürfen, wie sie uns segnen wollen, so sei es mit dem Wunsche, daß der Freude Feierklänge öfter hinwehen mögen über die Giebel unserer Stadt, als die Töne des Leides und der Trauer. **R.**

Graz, am 1. November 1889.

Haben Sie nichts für mich zu lesen?

„Ich bitte, haben Sie nichts für mich zu lesen?" fragte ein mich besuchender Bekannter.

Ich zeigte ihm meine Bücherkästen: „Zu lesen genug. Aber forttragen lasse ich mir kein Buch. Meine Auswahl ist klein und sorgfältig, aber ausleihen — nicht einen Band.

Er: Mein Gott, die Bücher sind so theuer.

Ich: Wahrlich, das sind sie.

Er: Hat man sie einmal gelesen, dann sind sie ein überflüssiges Hausmöbel.

Ich: Das sind sie nicht, wenn man wertvolle Bücher kauft, solche, die man wiederholt lesen kann und auch noch für die Nachkommen etwas bedeuten. Gewöhnliche Unterhaltungsbücher kauft man sich nicht, die entlehnt man aus Bibliotheken.

Er: Ach Gott, die Leihbibliotheken! Verschmiertes Zeug mit allerlei Krankenstubenduft. Dazu kostet es immer noch Geld, für das man am Ende nichts aufzuweisen hat.

Ich: Sie wollen es sich also bequem einrichten, wollen die Auswahl der Bücher Ihren Freunden überlassen und von ihnen

die wohlerhaltenen und reinlichbewahrten Bücher entlehnen. Freunde verlangen kein Pfand und führen auch nicht Buch über das Ausgeliehene, man braucht ihnen also die Bücher gar nicht mehr zurückzugeben, man kann sie weiter leihen, verlieren oder auch versetzen. Ein Buch — nichts weiter. — Nein, Verehrter, ich borge Ihnen gerne einen Regenschirm, falls Sie schlechtes Wetter überrascht hat, ich borge Ihnen eine Laterne, wenn Sie bei Nacht und Nebel nach Hause gehen sollen, aber ich borge Ihnen kein Buch. Der Regenschirm, die Laterne stellen Sie mir als anständiger Mensch gewissenhaft wieder zurück, das Buch stellen Sie mir nicht zurück und wenn Sie nach Jahr und Tag in Ihrer Wohnung wieder darauf stoßen, so haben Sie längst vergessen, wie es ins Haus gekommen; denken auch nicht darüber nach; ein Buch — nichts weiter.

Er: Also, woher soll ich, der nicht wohlhabend genug ist, um sich Bücher zu kaufen, Lesestoff hernehmen?

Ich: Sie wohnen in Steiermark, sind ein Steirer. Ja, lieber Freund, was wollen Sie denn? Sie sind ja Besitzer einer großen Bücherei. Sie haben mehr und bessere Bücher als jeder Leihbibliothekar, als mancher Fürst. Und Ihre Bücherei ist in denkbar bester Ordnung und Obhut, zudem so gut gelegen, daß sie Ihnen jeden Tag zur Verfügung steht.

Er: Mich dünkt, Sie sprechen deutsch, und ich verstehe Sie doch nicht. Was meinen Sie für eine Bücherei?

Ich: Ich meine die steierische Landesbücherei am Joanneum zu Graz. Dieselbe stammt von der Gründung des unvergeßlichen Erzherzog Johann und ist in den letzten Jahren außerordentlich vermehrt und gehoben worden. Auch große schöne Räume hat sie bekommen und sie ist überhaupt zum Gebrauch für das Volk eingerichtet. Diese Landesbücherei zählt gegenwärtig über 119.000 Bände und vergrößert sich durch Ankäufe und Spenden von Tag zu Tag. Da haben wir z. B. mehr als 21.000 Bände über Geschichte und Geographie, 10.000 Bände schöne Literatur, 10.000 Bände Zeitschriften aller Gattungen u. s. w. — Ich wünsche Ihnen ein langes Leben, aber alles Interessante und Gute, was da beisammen ist, werden Sie Ihr Lebtag nicht lesen.

Er: Bekommt den Unsereiner etwas davon?

Ich: Wie gesagt, Sie sind Mitbesitzer dieser großen Leseanstalt, Alles steht Ihnen gegen Pfand oder moralische Sicherstellung unentgeltlich zur Verfügung. Wohnen Sie in Graz, so stehen ihnen die freundlichen, im Winter wohldurchwärmten und gut beleuchteten Lesesäle täglich von 9—2 Uhr und von 4—7 Uhr zur Verfügung. Sie brauchen ein gewünschtes Buch nicht erst mühselig zu suchen, Sie verlangen es bei dem dienstwilligen Beamten und erhalten es sofort in die Hand. Dann setzen Sie sich bequem damit an den Ofen oder ans Fenster und lesen ungestört, oder sitzen bei einem der Tische, machen Studien und Auszüge, können die Werke sogar abschreiben wenn Sie wollen und als wirkliches Eigenthum mit nach Hause nehmen. Wollen Sie es noch besser haben, so können Sie auch gedruckte Bücher für eine gewisse Zeit entlehnen und zu Hause lesen. Wohnen Sie auf dem Lande, so genügt nebst der moralischen Sicherstellung ein Brieflein, welches Buch Sie haben wollen, und wie auf eine Wünschelruthe bekommen Sie es, wenn es in der Bücherei überhaupt vorhanden und versendbar ist, zugeschickt. Im vorigen Jahre z. B. hat die Landesbücherei 1740 Bücher aufs Land hinaus versendet und wäre bereit gewesen, einer doppelt und dreifach und zehnfach größeren Nachfrage zu genügen. Bis sie es nur erst wissen draußen, die gebildeten und bildungsbeflissenen Leute, die in entlegenen Dörfern leben müssen, welcher Schatz für sie in der großen steierischen Landesbücherei bereit steht, sie werden schon zugreifen. Ich denke da an die Landgeistlichen, an die Lehrer vor Allem, denen muß es ja eine Wohlthat sein, unentgeltlich die besten Bücher bekommen zu können, durch welche sie sich fortbilden,

mit den großen Alten, mit den Geistern der Zeit in Kameradschaft bleiben.

Er: Das ist ja herrlich! Ich wußte nichts von dieser Anstalt, ich danke Ihnen, daß Sie mir davon berichten.

Ich: Benützen Sie die Bücher nur fleißig. Auch ich freue mich aufrichtig, daß wir sie haben. Sie hat in neuester Zeit einen außerordentlichen Aufschwung genommen; die Bücheranzahl wächst, ich möchte sagen stündlich, und wird bald das Haus sprengen; wir bekommen ja dafür ein neues. Heute ist der Besuch noch ein mäßiger, zumeist sind es noch Studenten und Gelehrte, die da drinnen sitzen. Ich sehe aber schon die Zeit, da werden die Säle zu klein werden und die Stunden zu kurz. Schon heute wäre es mein Wunsch, daß die Bücherei den ganzen Tag über dem Volke offen stünde, vom Morgen bis zum späten Abend. Besonders die Abendstunden sind wichtig; in solchen ist für den Müßigen, Erholungsbedürftigen die größte Gefahr, ins Wirtshaus zu fallen; aber besser: spiritus sanctus als Spirituosen! Tagsüber müssen die meisten Leute arbeiten, am Abend hätten sie Zeit zum Lesen. Ich glaube im Sinne unseres bildungsfreundlichen Volkes zu sprechen, wenn ich bitten werde, die Landesbücherei am Joanneum zu Graz den ganzen Tag über dem freien Eintritte offen zu halten. Wird diese schöne Anstalt nur erst in weiteren Kreisen bekannt, so wird sie auch benutzt, wird immer mehr Freunde und Gönner finden und zum wahren Segen unserer Steiermark sein.

Er: Nochmals meinen Dank. 119.000 Bände! Nun habe ich etwas zu lesen.

R.

Da Leutnosn-Hondler.

Ban Steffelwirt sitzn s banond, eahner a Vier: Drei Roasandi und der Wirt selba, der imeramol sei beßta Gost ist. Die drei Roasandn sein lustigi Spitzbuabn, de hobn sih zsomgredt: Heint, weils daußt sa schön schnürlregnan thuat, mochn mar uns an Untaholtung do in da worman Stubn und foppn in Steffelwirt, daß ma wos z lochn hobn und uns sei saurer Wein nit schodt. 's Lochn is gsund für n Mogn, däs kints Enk mirkn.

Nau, sa frogn die Roasandn oanonder, in wos s roasadn. Der Oan in Bleizuger und Feignkaffee; da Zweit in Wognschmier und Ochsnhäut und da Dritt, nau, der roasat in Nosan.

„Wos, in Nosan?“ frogg da Steffelwirt.

„In Menschn-Nosan. Wul, wul!“ moant da Roasandi. „Für a groß Weanahaus. Hon ah schon a por guati Gschäftln ohgschlossn intawegn.“

„A Plauscher sein S!“ locht da Steffelwirt. „Möcht wissn, za wos Oana Leut-Nosan brauchad. Wan an Jader o a n i hot, moanad ih, kunt er zfriedn sei.“

„Herr Wirt!“ sogg da Roasandi, „Se mögn sih ba da Gurgl auskenan, oba ba da Nosn, do vastengans nix, däs muaß ih schon sogn. Hiaz die Gschicht, sei thuats a so: Mein Herr z Wean, der is Hoflieferant. Daß da Kaiser Ordn austhoalt, däs wern S wissn. Guat is s. Und wir er Ordn austhoalt, sa thoalt er ah Nosan aus — oani um die onder, holt wia s vadeant wern. Und heintigstogs scha gor.“

„Ah Teixl,“ moant da Wirt, „wer wird sa dum sein und eahm d Nosn ohschneidn lossn!“

„Wird ja guat zohlt!“ sogg da Roasandi.

„Nit um fünfhundert Guldn gib ih s her, die meini!“ schreit der Steffelwirt.

„Warn ah nit gscheit!“ sogg da Roasandi, „a so a Heft, wir Eahnas, is an Tausnder wert. Olli Stund. Hon nit bold a so a gluatkorfunkelguldani Gsichtbirn gsechn, wir Eahneri is. Wan s foal is, an Tausnder gib ih af da Stell!

„Uh Holbnorr!“ locht da Steffelwirt, „ih brauch mei Nosn selba!“

Do schaut n da Roasandi groß on und sogg: „Jo, moan dan Se, d Nosn wird Ehna gleih von Gsicht gschnidn,

wia ma von Weinstock die Traubn schneidt, wan s zeiti is? Hau, do wurd ih freili nit viel Gschäfta mochn ban Rosnhandln. Hiaz passn S a mol auf, Herr Voda, sei thuats a so: Wer sei Rosn heint vakafft, der kon eahm für sei Lebtog d Nutzniaßung ausnehma. Sa long er lebb, muaß d Rosn mittn in Gsicht stehn bleibn, kon schnopfazn mit ihr, wia s n gfreut, kon sih ah ba da Rosn umafführn lossn noch Beliabn — d Rosn is sa viel, as wia sein. Kimpp oba die Zeit, daß er afn Brett liegg und nix mehr braucht, nau sa kimpp der Eigenthümer um sei Rosn, schneid'ts wek und troggs af Wean."

„Und won kunt ih meini tausnd Guldn hobn?" frogg da Steffelwirt.

„Ober ih bitt, af da Stell! Hiaz gleih!" schreit da Roasandi und fohrt in sein Sock.

„Deirl," moant da Wirt, „däs wa nit amol dum. 's Geld hät ih z brauchn. Und in Grob sul eh nit viel Guats z schmeckn sei, wia ma hört, wos braucht ma do a Rosn! Gilt schon, ih vakaff s!"

„Guat is s!" schreit da Roasandi und haut d Hond hin, „und sult Dan von uns da Hondl greun, sa zohlt er zehn Moß Wein."

„Is ah recht!" sogg da Steffelwirt und hiaz hät er sei Rosn vakafft. Die ondern zwen Roasandn, der mit n Feignkaffee und der mit da Wognschmier sein Zeugn.

Da Rosnhondler greifft schon um sei bauchadi Briaftoschn, daß in Steffelwirt völli s Herz doogazt. Do sogg da Roasandi noh gach: „richti!" und ziacht a feins schorfs Eisn aus ar an Ledertaschl und holt's über s Kirznliacht.

„Wos mochn S dan do?" frogg da Wirt a wenk oanseiti.

„Ah nix, Formsoch," moant da Roasandi, „reini Formsoch. Oba sei muaß s ah. Der Urdnung wegn. Nix is zwiderer, wia Streitigkeitn unter n Erbn. Sein S sa gut, Herr Voda, thoan S awenk herholtn, ih will gleih nar a bissl in Firmastempfl einbrenan!"

„Uh Holbesel!" schreit da Steffelwirt und springg va da Bonk auf, as wia wan an a Hurnuß hät gstochn. „Mirkn loß ih mih nit! Du vadonkts Bradl!"

Zrugggongan is da Hondl und da Wirt hot die zehn Moß Wein zohlt.

Erklärung: Rosn: Nase; Rosan: Nasen; doogazt: pocht.

Martin der Mann.

Diese Erzählung Roseggers, welche seiner Zeit im „Heimgarten" veröffentlicht ward, ist nun in neuer Bearbeitung bei A. Hartleben in Wien erschienen. Wir enthalten uns der Meinungsäußerung über das Werk, theilen aber hier die Einleitung zu demselben mit, die in mehrfacher Beziehung von Interesse ist. Das Buch hat der Dichter seinem alten Freunde Dr. Adalbert Svoboda gewidmet, „als ein Zeichen inniger Dankbarkeit." Das Verhältnis der beiden Männer zueinander dürfte den Lesern dieser Zeitschrift bekannt sein. Die Einleitung zu „Martin dem Mann" ist in Form eines Briefes an Svoboda verfaßt und lautet wie folgt:

Zueignung.

Verehrter Freund!

Weit oben im Gebirge zwischen Wäldern und Bauern, unverstanden und einsam lebte ein junger Mann. In Spiel und Arbeit, in Dichten und Träumen lebte er so dahin, war nicht unglücklich und nicht glücklich. Manchmal stieg in seinem Herzen eine heiße Freude auf, wenn er einem bedruckten Blatte Papier begegnete, das sich verflogen hatte in jene Wälder, oder wenn aus seiner beklommenen Seele ein Lied hervorsprang, in welchem sein eigenes Wesen ihm gegenständlich geworden war, gleichsam wie ein zweites Ich, wie ein guter Kamerad. Manchmal aber kam ihm die Ahnung, daß solcher Hang und Drang ein Irrweg sei, auf dem er zugrunde gehen müsse. Eines Tages legte dieser Mensch mehrere seiner gedichteten Lieder zusammen in einen mit mangelhafter Schreibekunst verfaßten Brief und schickte sie in die ferne Landeshauptstadt an eine Zeitung. Fast schien

es Thorheit, Uebermuth dieses zu thun, denn in jener Stadt, an jener Zeitung war er so urfremd, wie in den Wüsten von Afrika. Kaum daß er an seinem Briefe die Aufschrift zu machen wußte; kaum auch, daß er die wenigen Kreuzer auftrieb für die Briefmarke. — In wenigen Tagen schon hatte er diese That einer plötzlichen Laune vergessen, in Spiel und Arbeit, in Dichten und Träumen lebte er wieder so dahin.

Eines Tages kam — auf Umwegen den überall unbekannten Adressaten suchend — an den jungen Mann ein Schreiben aus der Hauptstadt, und dasselbe hatte folgenden Inhalt:

Graz, 22. März 1864.

Geehrter Herr!

Ich habe Ihre Gedichte gelesen und finde, daß Sie eine vortheilhafte Begabung besitzen, die eine sorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlichen und auf Sie das Publicum aufmerksam machen. Früher müssen Sie mir jedoch genau und freimüthig mittheilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, — denn in einer Dorfschule erhält man sie nicht — welche Gedichte Sie gelesen haben, denn Erinnerungen an Gelesenes finden sich in Ihren Versen vor. Schicken Sie mir auch Ihre Erzählungen ein*) und geben Sie mir genau Ihre Adresse und jetzige Beschäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gerne etwas für Sie thun, für Sie z. B. Bücher sammeln, ich selbst will Ihnen einige schenken; was von Ihnen abgedruckt wird, soll honoriert, d. i. bezahlt werden. Vielleicht wird sich Jemand finden, der Ihnen eine bessere Lebensstellung anweist. — Schreiben Sie mir bald und seien Sie ganz offen gegen Ihren

Ihnen aufrichtig ergebenen

Prof. Dr. A. Svoboda,
Redacteur der Tagespost.

*) Es mußte im ersten Briefe von solchen die Rede gewesen sein.

Dieser Brief wird als eine theure Reliquie aufbewahrt. Der Mann welcher ihn geschrieben, waren Sie, mein treuer, verehrter Freund; und der junge Mensch, der ihn veranlaßt und an den er gerichtet, bin ich gewesen.

Wie sehr dieses Schreiben, das Sie damals an einen ganz unbekannten armen Bauernburschen richteten, mich immer wieder rührt, vermag ich nicht zu sagen. Wie unendlich mehr, als im Briefe angedeutet worden, Sie seither für mich gethan haben, lebt in meinem und in meiner Familie dankbarem Gedächtnisse. Daß Ihr Sorgen und Mühen für mich segensreich waren, darf ich zugeben. Von den Freunden, die Sie mir zugemittelt haben, nenne ich hier nach der Zeitfolge: Peter von Reininghaus und Robert Hamerling, die, wie Sie selbst, bis heute ein Glück meines Lebens gewesen.

Als ich Sie vor Jahren bat, zu einem äußeren Zeichen meiner Dankempfindung Ihnen mein Werk „Waldheimat“ zueignen zu dürfen, lehnten Sie das mit dem Bemerken ab, was da sei, das hätte ich vor Allem mir selbst zu verdanken, und schätzte ich den alten Freund, so zöge er es vor, mein geheimer Rath zu bleiben.

Schwerer als damals dürfte es Ihnen, verehrter Freund, heute gelingen, die Zueignung des gegenwärtigen Buches abzulehnen. Denn heute handelt es sich um das viertelhundertjährige Jubiläum unserer Freundschaft, zu welchem ich Ihnen ja doch einen Kranz von Epheu und Rosen zu Füßen legen darf!

Wenn ich die vorstehende Erzählung: „Martin der Mann“ einen Kranz von Epheu und Rosen nenne, so geschieht es nicht ganz ohne Bezug auf ihre Art und ihren Inhalt. Es ist nicht wieder eine Bauerngeschichte aus dem Leben unserer Tage, vielmehr neigt dieses deutsame Werk zu jener Art von Dichtung, in welcher Welt und Menschenschicksal ein Gleichnis wird.

Vielleicht wird es Manchem nicht recht sein, daß der „Volksdichter“ hier einmal aus seiner Art schlägt und in Bereiche

eintritt, in welche die Kritik ihm einen Wanderpaß nicht ausgefolgt hat. Sie aber, mein Freund, der die vielfältigen Regungen eines Poetenherzens wohl kennt und versteht, Sie wissen freilich, daß der Dichter seine Stoffe nicht immer leichthin selbst wählt, daß er manchmal unwillkürlich von Ereignissen und Zuständen scheinbar ferne liegender Kreise, oder von Gedanken und Ideen befruchtet wird, die, von seinem Herzblute genährt, Gestalt annehmen und als Dichtung hervortreten müssen.

Schon der Acker meines Vaters, so einfältig er auch war, trug nicht immer gern eine und dieselbe Frucht; nachdem er einige Jahre lang Roggen oder Hafer gegeben hatte, war er aufgelegt für ein blaublühendes Flachsfeld, oder gar für Süßrüben und Kartoffeln. Hatte er sich auskartoffelt, dann gieng's wieder prächtig mit Korn, falls er sich nicht etwa anschickte, für immer brach zu liegen. Und so mögen wohl auch in dem Fruchtacker eines Menschenhauptes verschiedene Kräfte liegen, wovon die einen rasten und sich erholen, während die anderen thätig sind. So kam es allmählich und ward für mich eine Naturnothwendigkeit, diese etwas fremdartige Erzählung zu schreiben. Ein ganzes Jahr lang sah ich die feinübertünchten Zustände eines Fürstenhofes, wechselnd mit den grauenhaften Naturerscheinungen einer Waldwildnis. Einen ganzen Sommer lang dachte und fühlte ich nichts, als meine Herzogin Juliana, ihre seltsame Freundschaft und ihre fast dämonische Liebe. Die Ereignisse sind geschehen, ich sah sie stattfinden vor meinem inneren Auge. — Wer gewohnt ist, die Wahrheit nur nach conventionellen Aeußerlichkeiten zu messen, der wird in diesem Buche auf Unerhörtestes stoßen; wer aber die Natur eines von Vorurtheilen befreiten menschlichen Herzens sieht, der wird die Begründung der Dinge vielleicht erkennen. Wer sein literarisches Gewissen beruhigt, wenn er diese deutsame Erzählung ein Märchen nennt, der möge es thun; doch wird ihm am Ende das Märchen zu realistisch sein.

Von meinen ersten Bauerngedichtchen „Zither und Hackbret" bis zu diesem „Martin der Mann" ist ein weiter, etwas krummliniger Weg; ob er eine Entwickelung bedeutet, oder bloß das Sichausleben eines heftig empfindenden Menschengemüthes, das beurtheilen Sie besser als ich. Jedenfalls ist auch das Sichausleben nach allen Richtungen hin ein großes Glück. Die Grundbedingung dazu haben Sie veranlaßt, mein theurer Freund, und solches zu dieser Zeit und an dieser Stelle auszusprechen war ein Gebot des Herzens.

Krieglach, im Sommer 1889.

P. K. Rosegger.

---

s Hoamatg'läut.

Vol s Hoamatgläut
Außihollt üba d Weit,
Ueba s Dörfl und d Bama —
Aft wird ma olls liacht,
Ih woaß nit wia ma gschiacht,
Heb stad on ins trama.

Siach d Schwolbn nit fliagn,
Nit d Wölkla meh ziagn,
Hör n Boch nit meh rauschn,
Hör nit, wiar in Wind
Olli Blattla schen lind
Afn Hausbirnbam plauschn.

Und olls um mih schwindt
Wiar an schlafrign Kind,
Hör na d Glockn noh klingen,
Da geht, kimp ma für,
Auf die blow Himmisthür,
Than d Engerl schen singen.

Mei Seel schwing sich auf
Bis in Himmisaal nauf
In olln Glonz und olln Schimma,
Durt kniat sa sih hi
Und bet't: Hergod, sögn mih,
Und valoß mih deant nimma!

Hans Frauugruber.

Bücher.

Neue Novellen von Ferdinand von Saar.

Mit jener bescheidenen, vornehmen Ruhe, die stets mit bewußter Kraft gepaart ist, tritt Ferdinand von Saar von Zeit zu Zeit

mit einer poetischen Gabe vor die deutsche Lesewelt. Der innere Gehalt seiner Bücher sichert denselben immer die verdiente Beachtung. Saar versteht es, auch für einen an sich unbedeutenden Stoff Interesse zu erwecken, weil er denselben in eine höhere Sphäre zu rücken weiß, indem er ihn idealisiert und ihm Weihe verleiht. Wie er seinen Stoff zumeist aus dem Ernste des Lebens wählt, so geht er auch mit Ernst an dessen Gestaltung; er ist sich seiner künstlerischen Aufgabe streng bewußt, und wenn auch die Zahl seiner Schöpfungen keine große zu nennen ist, so wiegt die Qualität die Quantität reichlich auf. Wenn wir seine „Novellen aus Oesterreich," seine „Drei neuen Novellen" und das jüngste Werk „Schicksale"*) betrachten, so möchte uns fast bedünken, daß die zu Grunde gelegten Fabeln oft nur recht geringfügig sind, und ein trockener Berichterstatter würde uns mit ein paar Zeilen abfertigen. Aber was macht der Dichter aus der kargen, oft sogar recht spröden Materie! Unter seinen Händen entwickelt sich der Stoff, die Conflicte schärfen und spitzen sich zu, die Charaktere wachsen, das Ganze rundet sich. Saar hat das richtige Gefühl, daß der Dichter ein Künstler sein müsse, welchem die Sprache mehr als ein bloßes Verständigungsmittel ist, und daß man ein Kunstwerk nur mit dem Einsatze aller seiner Kraft, seiner ganzen Persönlichkeit schaffen könne.

Die unter dem Gesammttitel „**Schicksale**" vereinigten drei Erzählungen gehören der Ich-Novelle an; in der ersten und zweiten ist es der Dichter selbst, in der dritten ein alter Forstmann, welcher die Geschichte erzählt.

Die erste Novelle führt den Titel: **Lieutenant Burda.** Der bürgerliche Lieutenant Burda, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Officier, faßt eine tiefe Neigung zu der jüngsten Tochter des Fürsten L. Diese Leidenschaft nimmt sein ganzes Denken und Fühlen in solchem Maße gefangen, daß er die sociale Kluft, die zwischen ihm und der von ihm angebeteten Dame gähnt, nicht sieht, daß er nicht wahrnimmt, wie seine stillen Huldigungen vollständig unbeachtet bleiben. Er ist von der Gegenliebe der Prinzessin felsenfest überzeugt, somit weist er alle zarten, gutgemeinten Einwendungen eines Freundes, dem er seine stille Liebe vertraut, hartnäckig zurück. Nun spricht allerdings das zufällige Zusammentreffen mancher Ereignisse zu Gunsten seines Wahnes; aber bei klarer Ueberlegung und ruhigem Blute würde er sich bald von der Haltlosigkeit dieser Zufälligkeiten überzeugen, in dem Zustande jedoch, in dem er sich befindet, bestärken sie ihn nur noch mehr in seiner nun einmal gefaßten Idee. Dabei ist Burda von der peinlichsten Empfindlichkeit; er wittert überall Feinde und Intriguen. Schließlich fällt er in einem Duelle; der Wahn, der ihn beglückte, bleibt ihm ein freundlicher Tröster noch auf dem Sterbebette.

Die Durchführung dieser Novelle ist eine meisterhafte; die Entwürfe, welche Burda faßt, um seine Pläne zu verwirklichen, die Art und Weise, wie er dem Unscheinbarsten, Zufälligen eine bestimmte Absicht unterschiebt, wie er den vermeinten Anschlägen seiner Gegner zu begegnen sucht, müssen Bewunderung erwecken. Diese Novelle gemahnt uns an einige Erzählungen Alfred Meißners, nur ist dieser schärfer, entschiedener, Saar zarter und weicher.

Die zweite Novelle: **Seligmann Hirsch.** Der alte Seligmann Hirsch ist von ganz anderem Holze als Burda. Mit diesem Manne trifft der Dichter im Spätherbste in einem von den Curgästen bereits verlassenen Badeorte zusammen. Der alte Seligmann Hirsch ist ein reich gewordener, aber wieder verarmter Speculant. Er hat zwei Kinder: eine reich verheiratete Tochter und einen klugen Sohn, seinen Abgott, der ein kaufmännisches Genie ist und durch seine glücklichen Unternehmungen Millionär wurde. Die gute Harmonie mit der Tochter ist gestört, denn der Vater mischte sich in alles und wurde lästig; aber auch dem Sohne, welcher den Vater liebt, werden die Manieren des alten Seligmann, die gar so schlecht in die Kreise der Geldaristokratie passen, unbequem. In dem Badeorte treffen nun Vater und Sohn zusammen, und trotz seines Sträubens muß sich der Alte darein ergeben, für einige Zeit fern von der Residenz zu leben. So kann er doch den Glanz des Hauses nicht trüben. Aber der alte Mann vermag die Trennung von dem geliebten Sohne und den lieben Enkelchen nicht zu ertragen und befreit sich, wie der Erzähler später vernimmt, eines Morgens beim Rasieren von seinem Heimweh und der Sehnsucht nach seiner Familie. Hirsch jun. hat sich inzwischen in einen Baron Hirtburg umgewandelt.

Diese Novelle ist ein Cabinetstück der Kleinmalerei; an fein ausgearbeiteten Einzelnzügen übertrifft sie die beiden anderen Erzählungen dieser Sammlung. Die Gestalt des alten Hirsch ist bis ins kleinste ausgeführt und löst sich scharf von ihrer Umgebung ab. Das Prahlerische, Protzenhafte des alten Geldmannes, sein Stolz auf den Geschäftssinn des Sohnes ist köstlich zur Geltung gebracht; dabei mildert

*) Schicksale. Drei Novellen von Ferdinand von Saar. (Der Novellen dritte Sammlung.) Heidelberg. Georg Weiß' Verlag. 1889.

der Schmerz über die undankbare Tochter und die hie und da durchbrechende Liebe zu dem Sohne und den Enkeln das Herbe, Eckige und Aufdringliche dieser Gestalt. Die übrigen Personen treten etwas zurück und bilden sozusagen den Rahmen um diesen gelungenen Charakterkopf.

In der dritten Novelle **„Die Troglodytin“** erzählt der alte Forstmeister Pernett ein Erlebnis aus seiner Jugend. Auf dem Gute, wo die Geschichte spielt, lebt eine ganz heruntergekommene Familie, namens Kratochwil, die sich durch Betteln und Felddiebstähle forthilft; man nennt sie scherzweise die Troglodyten, da sie in einem halb unterirdischen Baue auf der Hutweide des Dorfes eine nothdürftige Behausung gefunden haben. Die Kinder sind gleich den Eltern nichts wert, besonders das Töchterchen ist eine viel versprechende Zuchthauspflanze. Maruschka, die Troglodytin, hat auch schon wegen Einbruchdiebstahl ein Jahr im Zuchthause zugebracht, nun kehrt sie in ihr altes Elend zurück. Die junge Dirne wirft ihr Auge auf den Forstadjuncten, den Erzähler dieser Geschichte; sie weiß, daß sie hübsch sei, daß ihre Reize auf den jungen Mann Eindruck gemacht haben, und merkt bald, daß hinter dem barschen Wesen, das er ihr gegenüber annimmt, sinnliche Glut brenne. Ihre verführerische Gestalt taucht bald hier, bald dort im Walde vor ihm auf; Maruschka sucht sich ihm auf alle mögliche Weise zu nähern, ja, sie macht ihm ganz bedenkliche Avancen; nur mit Mühe entgeht er der Verlockung. Ein Versuch, Maruschka zur ehrlichen Arbeit zu führen, mißlingt, sie versinkt bald wieder in ihr früheres Vagantenleben. Der blödsinnige Sohn des Bürgermeisters findet Gefallen an ihr und genießt im Geheimen ihre Gunst; die Sache wird bekannt und die Wuth des Vaters kehrt sich natürlich gegen die Troglodytin. Darum kommt ihm der Verdacht der Brandlegung, welcher inzwischen auf sie gefallen ist, recht gelegen, und so wandert das Mädchen zu einjähriger Zwangsarbeit in eine Correctionsanstalt. Zurückgekehrt, wird sie aus Rache wirklich zur Brandlegerin, entgeht zwar der irdischen, doch nicht der ewigen Gerechtigkeit; ihre Leiche wird im Frühjahre im Walde unter dem Gerölle eines tiefen Wasserrisses gefunden.

Es liegt in dieser Geschichte ein scharfer, pessimistischer Zug, der sogar einmal direct ausgesprochen wird. Es gibt degnerierende Menschen, die den Hang zum Bösen nicht überwinden; wenn sie auch hin und wieder eine Anwandlung zum Ehrlichsein und zur Arbeit spüren, ihrer Natur gegenüber können sie ihre Absicht nicht durchsetzen.

„Die Troglodytin“ verdient unter den drei Erzählungen den Preis; sie zeigt die bedeutende Gestaltungskraft des Dichters. Eine gewaltige Leidenschaftlichkeit zieht durch das Ganze; im Wesen des jungen Weibes ist etwas Dämonisches. Die Sprache ist von hinreißender Kraft und Glut, eine üppige Farbenpracht liegt über das Gemälde ausgebreitet. So bedenklich sich die Situation auch manchmal zuzuspitzen scheint, der Autor wirkt nie verletzend, und darin eben zeigt sich der Meister, der auch das Verfängliche mit reinem Pinsel zu malen versteht. Ich stehe nicht an, „Die Troglodytin“ trotz des so viel gerühmten und gewiß vortrefflichen „Innocenz“ für des Dichters beste Erzählung zu erklären, die nur noch von seiner älteren Novelle „Tambi“ erreicht werden dürfte.

Zum Schlusse kann ich mir nicht versagen, den Wunsch auszusprechen, Saar möge sich auch einmal an einem weniger ernsten Stoffe versuchen; wenn auch der Humor in der Novelle „Seligmann Hirsch“ nur wenig durchbricht, und sozusagen verschleiert erscheint, so zeugen doch die wenigen Stellen, die leicht aufgesetzten Lichter, die zur harmonischen Abrundung des Bildchens wesentlich beitragen, daß des Dichters Begabung für das Humoristische keine geringe ist. Eben die decente Behandlung, die dem Humoristischen und Komischen nur gerade so viel Raum gönnt, als ihm schicklich zukommt, spricht für das vielseitige Talent des Dichters. Hoffen wir demnach, ihm auch auf diesem Felde einmal zu begegnen.

Emil Soffé.

Robert Hamerling. Sein Wesen und Wirken. Dem deutschen Volke geschildert von Aurelius Polzer. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. 1890.)

Dieses Werkchen bringt für den, der des Dichters „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ kennt, nicht viel Neues, doch für solche, denen das genannte Werk nicht zugänglich war, ist es ein guter und übersichtlicher Führer und Erläuterer. Ein formenschönes und tiefgefühltes Widmungsgedicht leitet das Büchelchen ein, zehn wohlausgeführte Holzschnitte zieren es, also drei Bildnisse von Hamerling, ein Bild seiner Mutter, seines Geburtsortes, Geburtshauses, seines Landhauses, seines Arbeits- und seines Sterbezimmers und seiner Todtenmaske. Recht praktisch ist die Zeittafel der wichtigsten Vorkommnisse in des Dichters Leben. Angemuthet hat uns die Objectivität in der Auffassung von des Dichters parteilosen Standpunkten. Warum ist es hier Polzern möglich, was in der Beurtheilung dieses großen Dichters anderen seiner Parteigenossen nicht möglich sein will?

Warum erklärt Polzer, der dem Dichter nahe stand, ausdrücklich, daß z. B. der „Homunculus“ nicht von einem Parteistandpunkte, sondern vom allgemein menschlichen beurtheilt sein will, warum rügt er die Parteileidenschaft, die Alles ihren Sonderzwecken dienstbar machen will und dabei das unbefangene Urtheil einbüßt? Weil der Verfasser diesmal unbefangen denkt, weil er die Wahrheit kennt und weil er gewissenhaft ist. M.

R. **Aus dem Dornbusch.** Lieder vom Hügel von Anton August Naaff. (Leipzig. Pierson. 1890.)

Einer unserer liederfrischesten nationalen Sänger hat in diesem Büchlein dem deutschen Volke eine glänzende Weihnachtsgabe gemacht. Das Büchlein ist am besten gekennzeichnet durch einen Brief Felix Dahns an den Verfasser, welcher lautet:

„Verehrter Herr!

Herzlichen Dank sage ich Ihnen für die warme Freude, welche Sie mir durch die gütige Uebersendung Ihrer Sammlung bereitet haben. Ich habe recht viel des Schönen und nur Gesundes, Wahres, Echtdeutsches darin gefunden. Wie diese Lieder der Ausdruck treudeutschen Wesens, treudeutscher Gesinnung, so werden sie gute Aufnahme finden bei Allen in Oesterreich und im deutschen Reiche, welche ein Herz haben für unser deutsches Volksthum! Zumal unseren theuren Brüdern in Oesterreich, die den schweren Kampf für ihr Deutschthum so wacker kämpfen, werden diese Weisen ein zweites „Schutz- und Trutzbüchlein“ sein, wenn sie auch nicht so heißen. — Ich wünsche Ihren Gedichten Glück auf den Weg aus vollem Herzen.

Breslau, 18. Jänner 1889.

Mit deutschem Gruß

Felix Dahn.

Das Leitwort, welches Naaff seinen neuen Gedichten vordrucken ließ, athmet jenen tiefen und hochgemuthen Ernst, der uns recht einführt in die weihevolle Stimmung der Lieder, die unseres Volkes Größe und Ehre besingen. Der Ton der Lieder ist ein echt volksthümlicher, herzlicher, wie ja thatsächlich mancher dieser Sänge auf den Schwingen der Musik durch die deutschen Lande gezogen ist und sich in die deutschen Herzen eingeheimt hat. Wer für den ersten Augenblick dem Dichter vorhalten wollte, daß das Nationale allein die Menschenherzen mit ihren unzähligen Empfindungen und Stimmungen noch nicht ausfüllen könne, der wird in den Gedichten finden, daß auch das Nationale eine weite Scala hat, und daß ein Sänger, der sich nach einem Punkte hin concentriert, in solcher Selbstbeschränkung mehr leistet, als wenn er sich nach allen Richtungen hin ausgebreitet und verflacht hätte, wie es manch' Anderer thut, in welchem eben auch nichts weniger als ein universeller Geist steckt. Uebrigens ist Naaffs Genius doch vielseitiger als es der naturgemäß begrenzte nationale Geist erheischt. Eines der schönsten, edelsinnigsten Gedichte Naaffs ist das an Robert Hamerling. Einige Sprüche am Schlusse der Sammlung mögen die Schneidigkeit des Poeten bezeugen:

Deutscher Wahlspruch.

Nicht herrisch und nicht knechtisch,
So halte ich's zu Recht;
Nicht herrschen über Knechte
Und keines Knechtes Knecht!

Zeitspruch.

Wahrhaft deutsch sein
Heißt nicht Lärmschrei'n;
Wirkt die That
Still nach Rath!
Doch das Deutschschrei'n
Ist jetzt Mode,
Lärmt das Deutschsein
Schier zu Tode!

Bauernrath.

Willst du wirtschaften —
Mußt du nachbarschaften
Und freundschaften —
Nicht feindschaften!

Lehrspruch.

Lieb' lehrt singen,
Zorn macht springen;
Schimpf lehrt reden,
Noth lehrt beten!

Werkspruch.

Der Eine denkt's,
Der Andre lenkt's,
Der Dritte richtet's,
Der Vierte schlichtet's,
Und wenn's zuletzt gelungen,
Bereden's tausend Zungen.

Kunst-Unterstützung.

Ist Einer verhungert halb,
Man läßt ihn verhungern ganz
Und opfert ihm flugs aufs Grab —
Einen Fünfhundert-Gulden-Kranz.

Ohne Heimat.

Wer stets nur an der Scholle klebt,
Lebt noch kein ganzes Leben;
Doch wer stets fremd im Fremden strebt,
Was kann es ärm'res geben?

Hygieinische Episteln für Lehrer und Eltern. Von Ernst Schelmerding. I. Band. (Reichenberg. J. Fritsche. 1889.)

Wer die wichtigsten und ernstesten Dinge, als es die Gesundheit und die Krankheit sind, in schlichter, verständlicher Weise und mit Humor behandelt haben will, der lese dieses Werk. Er wird Rathschläge darin finden, die ihm neu und wertvoll sind.

Dieser Band behandelt z. B. die Lunge, den Hals, die Zähne, den Schnupfen, den Magen, die Gedärme, die Nieren, er spricht über Luft, über Mutation oder Stimmbruch, über Zubereitung der Nahrung u. s. w. Selten lasen wir ein Lehrbuch über Erhaltung der Gesundheit, welches so gut geschrieben, so für Lehrer und Lernende passend war, als dieses. Es sei bestens empfohlen. M.

Zu den Hauptwerken Robert Hamerlings wird die herrliche Dichtung „**Der König von Sion**“ gezählt.

Die seit Jahren vorbereitete Pracht-Ausgabe dieses Werkes mit den Holzschnitt-Illustrationen der Maler Hermann Dietrichs und Adalbert v. Rößler beginnt eben lieferungsweise zu erscheinen.

Ist dem Dichter selbst auch nicht vergönnt gewesen, das Buch in der dem Werke des Epos entsprechenden prächtigen Ausstattung zu sehen, so haben ihm doch die Bilder im Original und in der vorzüglich gelungenen Reproduction vorgelegen und warme Anerkennung seinerseits finden dürfen. V.

Gedichte von Hugo Kelsen. (Wien. J. Hauler.)

Wir begrüßen in dem noch jungen Poeten ein hervorragendes Talent, über das ein Urtheil wie folgt lautet: Seine jungfrische Zärtlichkeit, seine Menschenliebe, sein großmüthiger Stolz, seine Neigung zur Wahrheitsliebe, sein Widerwillen und Zorn gegen alles Böse spiegelt sich in diesen Gedichten häufig in künstlerischer Form. — Von demselben Verfasser ganz neu erschienen ist „Das Lied von der Technik,“ eine Art Parodie zu Schillers Glocke. Dieses humoristische Werkchen dürfte besonders in Studentenkreisen großes Wohlgefallen erregen. M.

Musikalischer Hausfreund. Blätter für ausgewählte Salonmusik. (C. A. Koch. Leipzig.) Pro Quartal 6 Nummern.

Pflege der Hausmusik durch Darbietung sorgfältig ausgewählter, nicht allzu schwerer und neuer Compositionen, das ist die Aufgabe, die sich der „Musikalische Hausfreund“ gestellt und, wie das soeben abgeschlossene Quartal bezeugt, auch gelöst hat. V.

„**Unsere Kunst in Wort und Bild.**“ In rascher Folge erschienen die Hefte dieses vaterländischen Prachtwerkes, von dem uns bereits die 4. Lieferung vorliegt. Wir bewundern die Fülle von Beiträgen, welche auch dieses Heft zieren, und finden in dem Werke fast Alles vereinigt, was Namen und Klang in der heimischen Kunstwelt hat. Kein Wunder denn, daß dieses schöne Werk einen glänzenden Erfolg errungen, den es vollauf verdient. Dasselbe wird unter dem Protectorate der Frau Erzherzogin Maria Theresia von Moriz Band redigiert und von Rudolf Wittmann (Wien, IX., Berggasse 37) herausgegeben. V.

---

70 **Kinderlieder.** Gemüthvolle Kindergedichte und Spielliedchen nach den schönsten Volksweisen für eine kindliche Singstimme mit leichter Clavierbegleitung bearbeitet von Wilh. Tschirth. (Leipzig. Steingräbers Verlag.)

Eine Gabe, die noch recht passend zum bevorstehenden Feste kommt, und, wo sie dargebracht wird, Freude bereiten muß. Unsere uralten, aber ewig jugendfrischen Volksweisen, die wir Alle gesungen, bei denen wir gespielt, uns im Reigen gedreht haben, treten uns hier im neuen Gewande entgegen; eine Auswahl des Besten vom Guten.

Tausendjähriger Wandkalender. Der Statistiker Emil Störk hat einen vortrefflich eingetheilten 1000jährigen Wandkalender ausgearbeitet, dessen Darstellung eine übersichtliche und leicht faßliche ist. Die Wandtafel enthält das tausendjährige Kalendarium von Donnerstag den 1. Jänner 1801 bis Sonntag den 31. December 2800. Man kann ohne Mühe aus dieser Tabelle ersehen, auf welchen Tag der Woche ein bestimmtes Datum fiel oder im Laufe dieser 1000 Jahre fallen wird, wie überhaupt Alles darin sehr praktisch arrangiert ist. (Selbstverlag des Verfassers. Wien, VIII., Lange Gasse 18.) V.

Märchenbuch von Fr. Polack. Illustriert von Rancillio. (Wittenberg. R. Herrosé.)

Der Pädagoge Fr. Polack ist allbekannt und geschätzt in der deutschen Lehrerwelt. Uebertroffen wird er aber durch den Jugendschriftsteller Fr. Polack. Auf diesem Gebiete kommt das Talent des gemüthvollen Erzählers so recht zur Geltung. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Kleine Dramen von Paul Heyse. Einundzwanzigstes und zweiundzwanzigstes Bändchen. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1889.)

Neue Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Der Freiherr von Gemperlein. Nach dem Tode. Zweite Auflage. (Berlin. Gebr. Paetel. 1889.)

Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. (Berlin. Gebr. Paetel. 1889.)

Loris Lensky. Roman in sechs Büchern von Ossip Schubin. Zweite Auflage. (Berlin. Gebr. Paetel. 1889.)

Hofluft. Roman von Nataly von Eschstruth. Zwei Bände. (Berlin. J. H. Schorer.)

Geld. Roman von Ernst Ahlgren. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Mathilde Mann. (Berlin. J. H. Schorer.)

Kleine Geschichten von A. Godin. (Berlin. J. H. Schorer)

Deutsch-österreichische National-Bibliothek. Herausgegeben von Dr. Hermann Weichelt.
Das gefährliche Lied. Novelle von Adolf Fogler.
Der Müller vom Höft. Novelle von Adolf Meißner.
Der Adept. Trauerspiel von Friedrich Kalen.
(Reichenberg i. B. Verlag von Dr. Hermann Weichelt.)

Deutsches Märchenbuch. Von Ludwig Bechstein. Vierundzwanzigste Auflage. Pracht-Ausgabe. (Wien. A. Hartleben.)

Schwanengesang. Orientalisches Märchen in fünf Stücken von Hermann Cl. Kosel. Mit vom Autor gezeichneten Titelbilde und Vignetten. (Braunau. Selbstverlag des Verfassers.)

Die Physiologie des Hasses. Von Paul Mantegazza. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. (Jena. Hermann Costenoble.)

Hermann von Gilm, seine Gedichte und Einführung in die Literatur. Von C. Wunder. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1889.)

Adolf Pichler. Zum 70. Geburtstage unseres heimischen Dichters. Geschrieben von S. M. Prem. (Kufstein. E. Lippott. 1889.)

Patre, Tailleur et Poète. Etude sur Pierre Rosegger, le Poète et Romancier National de la Styrie. Par Rudolfe Reuss. (Paris, libraire Fischbach. 1890.)

Richard Wagner und die Thierwelt. Auch eine Biographie von Hans v. Wolzogen. (Leipzig. H. Hartung & Sohn. 1890.)

Das Kaiser-Buch. Erzählungen aus dem Leben des Kaisers Franz Josef I. Oesterreich-Ungarns Jugend gewidmet von Ferdinand Zöhrer. Mit Farbendruckbildern und Original-Aquarellen von Alois Greil. (Wien. Carl Gerolds Sohn. 1890.)

Die Regenerierung der österreichischen Monarchie nach dem Wahlspruche: „Viribus unitis.“ Ein Beitrag zur Lösung der Arbeiterfrage. Von Dr. Josef Ritter von Neupauer. (Wien. 1889. Selbstverlag des Verfassers.)

Alpenrosen. Dichtungen aus den Bergen. Von Hermann, Gottlieb und Jakob Krüsi. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Liebestraum. Lieder-Cyclus von Sandor Barinkay. Mit einem Geleitswort von M. G. Conrad. (München. G. Franz'scher Verlag.)

Ein Veilchenstrauß. Von Almuth Roland. (Bremen. M. Heinsius' Nachfolger)

Neue Weisen. Lieder und Naturgedichte von Victor von Andrejanoff. (Riga. A. Stahl. 1890.)

Aus dem Handwerkerleben. Gedichte von Bernhard Rhein. (Erfurt.)

Aus Heimat und Ferne. Gedichte von Bernhard Rhein. (Erfurt. S. Köhler.)

Entwurf einer Vereinfachung der Tonschrift. Vorschlag von Hans Sacher, Lehrer, Wien, IV., Heumühlgasse 3.

Gottfried Ritter von Leitner.

Am 18. November 1889 trat der allverehrte Dichter Gottfried Ritter von Leitner in Graz sein neunzigstes Lebensjahr an. Zu dieser Gelegenheit hat die steierische Dichter- und Künstlergilde dem Dichternestor die folgende Kundgebung überreicht:

„Hochverehrter Meister!

Jeder Ihrer Geburtstage wird uns zur dankbaren Erinnerung und weihevoll ist uns der Tag, der Sie einführt in Ihr neunzigstes Lebensjahr. Der Herr liebt nicht allein Jene, welche er in blühender Jugend zu sich nimmt, vielmehr noch Die, denen er ein hohes Alter beschert, denen er Zeit und Kraft verleiht, ihre idealen Fähigkeiten zu entfalten, Gutes zu wirken, Großes zu schaffen und die Erfolge ihres Lebens zu schauen. Ihnen, verehrter Meister, ist das beschieden. Sie, der fast ein Menschenleben lang der Zeitgenosse Goethes gewesen, leben mit uns die Epoche gewaltiger Entwickelung und begleiteten die Kämpfe und Hoffnungen und Siege der Zeit mit Ihrem erhabenen Liede. Jener Genius, der den Jüngling in die Reihen deutscher Geistesheroen eingeführt, krönt den Greis mit unverwelklichem Lorbeer. Und das Vaterland weiht Dank und Ehre dem Sänger, der als Erster und Letzter auf grüner Flur der

Heimat die goldene Harfe in classischer Schöne erklingen ließ. Ihr Vorbild wie Ihr Lied heischt unsere Bewunderung, Ihr hohes Alter, o Herr, gebietet uns Ehrfurcht. Nicht in lauten Festreigen, sondern in stiller Ehrerbietung naht heute Ihnen die jüngere Gilde heimischer Poeten und Künstler, um mit schlichtem Zeichen der Dankbarkeit den geliebten Meister zu grüßen. Möge die Vorsehung, die hier einen Liebling der Götter und Menschen auserlesen zu haben scheint, mit seinem Leben das große Jahrhundert zu messen, in treuer Hut Sie uns noch lange erhalten!"

(Folgen 34 Unterschriften steierischer Schriftsteller und Künstler.)

Postkarten des Heimgarten.

Stud. **St., Innsbruck**: Die Erfahrung haben auch Andere schon gemacht: Je größer das Wissen und die wissenschaftliche Bedeutung eines Professors ist, desto nachsichtiger ist er als Examinator bei seinen Studenten. Natürlich auch, je mehr man weiß und je höher man gebildet ist, umso mehr wird man sich der Unsicherheit und Unzulänglichkeit seines Wissens bewußt.

Dr. **G. St., Wien**: National sein! Das sei die einzige Politik des Studenten. Doch der Nationalismus ist nicht engherzig; er erkennt Alles an, was die Nation in irgend einer Richtung fördern kann.

Dr. **L. A., Wien**: Das beste kritische Blatt in dieser Richtung ist der „Kunstwart," der in Dresden von J. Avenarius herausgegeben wird. Diese Zeitschrift hält es noch mit dem Schönen im Sinne der Klassikerzeit, trägt aber auch den neuen Erscheinungen in Kunst und Literatur mit strenger Objectivität Rechnung. Auch ist sie frei von jener langweiligen Dozierungssucht, die sonst so häufig die Leser verscheucht; ein frischer, flotter Stil und eine warme Herzhaftigkeit — nun überzeugen Sie sich selbst davon.

× Am 23. October d. J. starb in Mürzzuschlag der weitbekannte und beliebte Hotelbesitzer Herr Anton Schruf. Wer jemals im Hotel „Post" zu Mürzzuschlag eingekehrt ist, der wird sich erinnern an das heitere und joviale Wesen des Hausherrn, der, ein Original im besten Sinne des Wortes, in seiner Art ein Philosoph war. Aus ganz armen Verhältnissen hatte er sich durch Intelligenz und Thatkraft emporgearbeitet zum angesehenen Hotelbesitzer, welcher es verstand, den Anforderungen selbst anspruchsvollster Gäste gerecht zu werden. Wir achteten diesen Mann noch besonders darum, weil er ein echter Steirer war und seine Heimat mit Stolz und Opferfreudigkeit liebte. Er hatte das Herz auf dem rechten Fleck, besser kann man ihn nicht kennzeichnen. Mit Anton Schruf ist ein wertvolles Stück Ursteirerthums zu Grabe getragen worden. Die von ihm so sehr geliebte Heimatserde sei ihm leicht! Seine Freunde werden ihn nicht vergessen.

H. K., Wien: Sie haben Recht. Wer mit krummem Rücken, den Hut in der Hand von Thür zu Thür geht mit der demüthig bittenden Frage: Herr! bin ich ein Genie? der ist keines. Gicht, Fieber und poetische Begabung muß Jeder selbst am besten fühlen, wenn er's hat.

Grob, aber aufrichtig, Wien: Traurig stünde es um einen Dichter, der von politischen Parteien erst lernen müßte, sein Volk zu lieben! Was die persönliche und literarische Pflege deutschen Lebens und deutscher Sitte anbelangt, wird sich mit uns Niemand zu schämen haben.

× Es wird dringend ersucht, Manuscripte welcher Art immer, ohne vorhergehende Anfrage nicht einzuschicken, wir könnten nicht dafür bürgen. Auch hat der Verlag dafür kein Honorar ausgesetzt.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



4. Heft Jänner 1890. XIV. Jahrg.

Verführen mußt Du sie nicht!

Ein Hirtenidyll von P. K. Rosegger.

Bei uns daheim war Vieles anders eingerichtet, als es sonst Weltbrauch ist. Zu unserer Absonderlichkeit gehörte auch, daß wir im Winter hoch auf dem Berge und zur Sommerszeit tief im Thale zu leben pflegten. Unser altständisches Wohnhaus mit seinen zahlreichen Nebengebäuden ragte im dünnen, frischen und reinen Luftkreise der Alpen. Auf unseren freien Matten stehend blickten wir über Wiesenpläne und Waldrücken hinaus nach den blauenden Hochalpenzügen des Wechsel, des Stuhleck, der Rax, der Veitsch, des Schwaben. Keiner dieser kühnen Berge schien sein Haupt höher zu erheben als das Hochland war, auf welchem unser behäbiger Hof lag. Das war freilich nur scheinbar so; später, als ich auf dem Wechsel, auf dem Hochschwab stand, sah ich wohl, wie tief die heimatliche Flur niedergesunken war ins dämmernde Waldland. Aber dieses Waldland barg noch größere Tiefen, Engthäler, Gräben und Schluchten, in welchen die kalten Bäche rauschten und in welchen die schattigen Wiesen lagen. Da unten war Sand und Moor und beständiger Thau, aber auch das Gras wuchs üppig auf Schlammgrund und vermoderten Baumstämmen. Wie oben an sonnigen Hängen die Felder leuchteten zur Reifezeit wie Goldplatten, also war hier unten der Boden manchmal geschmückt mit dem Silberhauche des Reifes und mit den fast wesenlosen und doch immer wieder sich bildenden Diamanten des Thaues. In der Höhe Kornbau, in der Tiefe Viehzucht.

In einem solchen Engthale auf einem bewaldeten Hügel, etwas erhöht über den Wiesen, die längs des Baches sich hinzogen, hatten wir ein kleines Haus mit Stall und Scheune. Das war eine Almwirtschaft, die im Winter leer und öde stand. Wenn aber der Sommer kam, da man anderswo die

Herden aufwärts führt in die Hochmatten zwischen und über den Felsen, zogen wir zu unserer Alm niederwärts ins schattenblauende Engthal. Wir zogen Alle herab: die Kühe, die Kälber, die Mägde, die Schweine, die Knechte, die Schafe, ich, meine Geschwister, die Mutter, der Vater und der Walzel. Die Zugochsen waren nach vollbrachter Anbauzeit in ferne Halden getrieben worden. Also ward der Hof auf der Höhe abgeschlossen, jedes Thor versperrt, nur die Hauskatze blieb oben als Hüterin und ward in ihrer Einsiedelei fetter als sonst das Jahr über, weil Niemand sie hinderte an ihren Mäusejagden.

Ich weiß kein lustigeres Siedeln, als dieses war, wenn wir die Truhen und Betten und Milchkübeln und Pfannen und Töpfe und anderen Hausrat theils auf Karren, theils auf menschliche Rücken luden und zu Thale brachten. Vor uns, die also Beladenen, trottete die schellende Herde einher, die grunzenden Schweine, die blökenden Schafe und der vor Fröhlichkeit im Zickzack umlaufende bellende Walzel. In einer alten Bilderbibel, die meine Mutter besaß, war es dargestellt, wie wir siedelten, nur daß dort das Bild fälschlich „der Auszug aus Egypten" hieß. Damit ich, der nicht viel anders wie der Walzel vor Freuden bellende Junge, auch nützlich ward, gab mir die Mutter einen Melkzuber zu tragen. Diesen stülpte ich mir über das Haupt und darunter sang ich Vierzeilige, was einen sehr drolligen Ton gab.

Rief mir einmal ein alter Knecht zu: „Bua! Wann Du so viel von der Mirzerl in den Sechter (Zuber) singst, so wird nachher die Milch sauer!" Da schwieg ich fein, wußte recht wohl, wie das gemeint war. Der Mirzel Benehmen gegen mich war nämlich stark säuerlich gewesen am Sonntage zuvor und das hatte der alte Kracher richtig bemerkt.

Genug an dem, wir wanderten also, ein bunter, schreiender, lachender, klappernder, schrillender Zug abwärts über die in Millionen weißer Schlüsselblumen und gelber Löwenzähne prangenden Matten und durch den finsteren Wald, in welchem an jedem Stamm ein Eichhörnchen, unter jeder Baumwurzel ein Wiesel und auf jedem Wipfel froh zwitschernde Vogelgesellschaften ihr Wesen trieben.

Das Almhaus, welches unten im Thale stand, war so klein, daß es den anrückenden Troß einfach nicht zu fassen vermochte. Zur Noth, daß das Vieh nächtlicher Weile unter Dach gebracht werden konnte, die Leute mußten sich behelfen wie sich's gab. Vater, Mutter, meine sechs jüngeren Geschwister und ein weißes Kaninchen schliefen im Stübel. Die Hausmagd und das Abwaschdirndl schliefen auf dem Herde, darüber auf der Brennholzasen hockten die Hühner. Im Dachboden auf einem Bretterschragen lag unser Knecht Markus und ich, uns zu Füßen ein schwarzes Ziegenböcklein, das mir tagsüber gerne nachlief, des Abends mir nach die Stiege hinauftrappelte und in schlaflosen Stunden der Nacht manchmal Eins mäckerte oder an meiner großen Zehe schnupperte. Im Stalle und in der Heuscheune auf Baren, Schrägen, Schauben und Futterhaufen lag das übrige Gesinde unordentlich umher, und ein junger Mensch war, der strich bei der Nacht thalaus oder thalein zu anderen Häusern, weil, wie er behauptete, in unserer Almwirtschaft für ihn kein Platz sei. Am besten hatte es sich der alte Einleger Eusebel eingerichtet. Ein par hundert Schritte vom Hause weg mitten im Walde stand ein alter Ahornbaum. In die dichten Armverzweigungen dieses Baumes hatte der Eusebl aus dem Gezweige ein Nest geflochten, hatte einen Strohschaub darüber gelegt, hatte etwaige Löcher noch mit Moos vermauert, und da kroch er nun an jedem Abende hinauf und heimte sich ein im Neste unter der Laubkrone. Ich selbst lag einmal drinnen, und zwar während eines

Wettersturmes. Das rauschte und toste um mich her in dem Laube, aber kein Windstoß, kaum ein Tropfen Wasser kam zu mir herein.

Der Eusebel war ein wenig kränklich und da rieth ihm ein junger Doctor, der wegen einer Todtenbeschau in die Gegend gekommen war, er solle hübsch bei offenem Fenster schlafen, worauf der Eusebel antwortete, das könne er nicht, weil er in seinem Schlafgemach gar kein Fenster habe. Als hernach der Doctor vernahm, welcher Natur das Schlafgemach war, weissagte er, der Eusebel würde hundert Jahre alt werden.

Tagsüber brachten auch wir Anderen im Freien die Zeit zu. Bei den Mahlzeiten setzten wir uns unter einen Kirschbaum, der auf der Wiese stand. Der Vater saß in der Mitte, sein Schoß war der Tisch, auf welchem die sehr große Schüssel stand, nach deren Inhalt Jedes von uns bescheidentlich und kühnlich zugleich den Beinlöffel ausschickte. Waren die Kirschen reif, so stieg ich nach der Mahlzeit auf den Baum und warf die rothen Träublein herab in die Schüssel zum Nachtisch. Manchmal blieb eines an der Nase des Jungknechtes hängen, manchmal fiel eines der Abwaschdirn in den geräumigen Mund, und manchmal aß ich oben die Kirschen selber und warf ihnen nur die Kerne herab.

Lieber als Alles miteinander auf unserer Alm im Engthale war mir das Wasser. Das Wasser, welches in einem großen glasklaren Bache von den Hochschluchten her durch das Thal rauschte, das Wasser, welches in kleineren Bächlein aus den Nebengräben hervorrieselte, oder von steilen Hängen niederhüpfte, das Wasser, welches aus buschumwucherten Quellen sprudelte oder in tiefen Tümpeln stand. Am Tage sah man sein Glitzern, sein Quirlen, sein Wallen, seine Spiele all', bei der Nacht hörte man sein Rauschen immerwährend und immerwährend. Heute wohnen keine Menschen mehr in jenem Thale, aber das Rauschen ist heute wie einst in meiner seligen Jugendzeit. Keinen Augenblick unterbrochen, außer es hat das Wintereis die Bäche eingewölbt; unaufhörlich, unerschöpflich geben die Berge ihren Quell, selbst in Zeiten der Dürre, wo in anderen Thälern die Brunnen versiegen, die Bäche austrocknen bis in ihr fahles Gestein, rinnen und rinnen in jenem schattenkühlen Engthale die klaren, kalten Bäche.

In jenen meinen Jahren aber war ich mit dem Sehen und Hören nicht zufrieden, wie ich es heute bin. Ich will nicht gerade sagen, daß ich alles Wasser unseres Thales gleich hätte austrinken mögen, aber daß mein Sinn nach Haben und Genüssen stand, das leugne ich nicht. Meine jüngeren Geschwister bauten aus Wasser kleine Mühlen, Hämmer- und allerlei Räderwerk; ich half ihnen manchmal dabei in Rath und Anschick, für mich selbst aber war ich über diesen Spaß hinaus. Ich gieng ins Wasser auf Jagd. Forellen, Krebse, Frösche in großer Menge. Ich durfte nur einigermaßen vorsichtig mit den Händen unter einen Bachstein fahren, so hatte ich auch schon solch ein Thierchen zwischen den Fingern. Die Krebsen zwickten zwar in der Eile ein Weniges an der Haut, es half ihnen aber nichts; die Frösche dehnten und breiteten ihre Schenkel so unschicksam, glotzten mit ihren Augen so häßlich, grinsten mit ihrem gottlos breiten Maul so verabscheuenswert als möglich, es half ihnen nichts, sie waren gefangen, wurden getödtet und verzehrt. Am ehesten überwand mich noch die schöne harmlose Forelle, wenn sie in meiner Hand vor Athemnoth und Todesangst mit dem Haupte zuckte und den Schweif ringelte. Da sagte ich wohl zu mancher: „Du liebes, herziges Thier mit deiner rothbesternten Haut, mit deinem weißen Bauche, mit deinen zarten Flossen, die wie Flüglein sind! Feiner Wasservogel du, der, soviel ich eben sehe, auch Eier legt

wie die Schwalbe und wie die Amsel..." Auf meine Lobpreisung gab der Fisch aber nicht viel, er wollte nichts, als um Gotteswillen nur wieder im Wasser sein, und so habe ich ihn manchmal denn um Gotteswillen wieder hineingeworfen, das heißt, wenn er nicht zu groß war. Ich hatte Forellen aus dem Bache gezogen, die so lang waren wie meine Hand bis zum Ellbogen herein, und auch hübsch breitlich, schillernd im schönsten Silber, das mit Rubinen besetzt ist — so etwas warf ich dann nicht mehr ins Wasser, vielmehr ins Feuer, nachdem das Thier kunstgerecht geschlachtet, ausgeweidet und zubereitet worden war. Am Waldrande hatte ich aus dürrem Geäste das Feuer angemacht; in die richtige Glut legte ich dann die Forelle, die auf derselben sich nochmals zu ringeln begann, als ob sie wieder lebendig würde. Und war also der Leckerbissen auf das Beste gerathen, so hieß es nun, Jemanden aufzutreiben, der ihn verzehrte. Denn ich selbst war kein großer Freund von Fischen, meine Lust war das Fangen, und verzehren that ich sie nur, wenn sonst Niemand dazu da war.

Die Herde, die ich zu weiden hatte, hielt sich an das fette Gras der Wiese; mein Ziegenböcklein schnupperte zwar zum Braten, der auf einem Germenblatte lag, aber weiter kümmerte es sich auch nicht um den bereiteten Imbiß. Jenseits des Baches, auf der Wiese des Nachbars war wohl Jemand, von dem ich ahnte, daß er so etwas möchte. Heidenbauers Hirtendirndl, die Mirzl war's, das vertrackte Dirndl, welches ich haßte. Dieses unheimliche Wesen, kaum um etliche Jahre jünger als ich, braunhaarig, schwarzäugig, rothwangig, hatte mir nur Böses gethan, lauter Böses. Grüßte ich sie, so sah sie es nicht, sprach ich sie an, so legte sie einen Spott darauf, gieng ich ernsthaft drein, so lachte sie mich aus, nannte ich sie das liebe Dirndl, so hieß sie mich den dummen Buben, sang ich ihr ein gesalzenes Vierzeiliges, so sang sie mir ein noch gepfefferteres zurück. Und bei der Nacht, wo man doch glauben müßte, daß sie sehr weit von mir gewesen wäre, neckte sie mich im Traum, stellte sich so unermeßlich schön und holdselig und war am Ende nicht da — so daß ich manchmal in eine große Betrübnis fiel.

Einmal war ein stiller, Langweile spinnender Herbsttag. Nur das Wasser rauschte und rauschte. Im Engthale lag weißer Nebel, daß man von den Bäumen am Waldrande nur die unteren Theile sah, ihre Wipfel verschwammen in der weißen Unendlichkeit. Von meiner Herde sah ich bloß die vordersten Thiere, die wie dunkle Flecken im Nebel standen oder langsam hin- und herglitten. Nur mein schwarzes Ziegenböcklein war klar und deutlich da, weil es ganz nah an meinen Füßen umherschalkte. Ich hatte wieder ein Feuer gemacht, das Ziegenböcklein mußte im Nebel die aufsteigende Flamme für eine Feuerlilie gehalten haben, die man essen kann, wenn man Ziegenböcklein ist. Aber diese Feuerlilie verstand unrecht und wollte das Böcklein essen; am Barte arg versengt, zuckte und sprang es zurück, und blickte mich an mit vorwurfsvollen Augen: was ich denn da für ein Ungethüm hege? Ob ich denn nicht einen Prügel nehmen und das Ding mit den rothen Zungen todtschlagen wolle?

„O Ziegenkind, Ziegenkind!" rief ich. „Dieses Ungeheuer ist mit Prügeln nicht umzubringen. Je mehr Prügel man drauf wirft, desto stärker wird es. Hingegen hat es uns wieder ein gutes Fischlein gebraten. Willst ein Schweifel davon?"

„Vergelt's Gott!" antwortete das Ziegenböcklein, denn wenn der Nebel sehr dicht ist, sprechen in jenem Engthale auch die Böcke. „Suche Dir wen Andern zu diesem Braten, ich eß den Salat." Und schnappte einige Wildlattichblätter auf. Dann mäckerte es und sprach: „Schau einmal über den Bach hinüber. Just hat sich der Nebel

ein wenig gehoben, er wird bald wieder sinken, schau geschwind! Dort steht Eine. Au, jetzt lauft sie schon wieder. Jetzt duckt sie sich hinter den Weidenbusch. Jetzt lugt sie herüber. Du, Dieselbige möcht' gewiß Fische haben. Kurasch, Bua, und hol' sie Dir!"

Einer so lebhaften Aufmunterung war natürlich nicht zu widerstehen. Ich legte die wohlgebratene Forelle auf ein großes Germenblatt, das wie ein zierlicher Teller gehöhlt war, that diesen Teller auf einen Stein und gieng an den Bach. Ich kam bis zu dem schmalen Stege, der durch ein einziges langes Brett über ein paar aus dem Wasser ragende Steinblöcke gelegt war. Man mußte vom Ufer aus einen guten Sprung thun, bis auf das Brettende, und den that ich auch. Mit wenigen Schritten war ich drüben, und mein Böcklein hinter mir her. Jetzt war ich auf der Heidenbauern-Wiese, aber ich sah das Dirndl nicht. Es waren die Weiden da, hinter denen sie früher versteckt gewesen, es waren die zwei braunen Kühe da, die sie zu weiden hatte, aber sie war verschwunden wie ein Ding, das gar keinen Leib hat. Sie thut wahrlich, die Mirzl, als hätte sie keinen. Wenn sie aber einen hat, dann — so mein racheschnaubender Gedanke — dann soll sie sich den heutigen Tag merken! Ich will ihr zeigen, ob man einen braven Burschen spotten darf, oder übersehen, oder auslachen, oder gar necken im Traum! Das Ziegenböcklein war wesentlich klüger als ich, es meinte, wenn sie hier am Bachesrand nicht sei, so werde sie eben anderswo sein. Es hüpfte munter umher, und auf einmal mäckerte es mitten im Nebel drin. Ich gieng hin und da war ein Erlenbusch und aus dem Erlenbusch, zwischen Blattwerk, guckte ein röthlicher Fuß hervor und fünf Zehen dran, an welchen das Zicklein schnupperte, als wären es die meinen. Als ich diesen armen, von Allem entblößten Fuß sah, vergieng mir der Haß. Ganz gründlich vergieng er mir. Sie hub an zu kichern.

„Willst Du jetzt da drinnen bleiben, kleiner Molch?" fragte ich.

Da kroch sie flink hervor, riß vom Erlenstrauch ein Zweiglein ab, versetzte mir damit eins auf die Schulter und lief davon.

Nun gibt es aber Leute auf der Welt, die längere Beine haben, als ein barfüßiges Hirtenmädel. Das Ziegenböcklein hatte seine helle Freude an unserem Wettlauf und that munter mit und mäckerte lustig, als ich sie am Rockkragen erhaschte und ausrief: „Mirzel, jetzt hat er Eine!"

„Und hat auch Eine!" rief sie lachend, da fühlte ich Eine auf der Wange. Sie that aber nicht weh, sie war nur so ein würziges Streicheln. Ich that nichts desgleichen, packte sie am Arm und wir schritten nun Arm in Arm, wie ein Stadtherrnpaar, am Bachesrand entlang. Sie sprach vom Nebel, ich sprach vom Regen. Sie redete von ihren Kühen, ich redete von meinen Ochsen. Dann sagte sie, ich hätte einen sehr dummen Ziegenbock, der springe ja, als ob er närrisch wäre.

„Er springt halt vor Freude," antwortete ich. „Weil wir die Mirzel haben."

„Was habt ihr denn auch an der Mirzel?" fragte sie schelmisch.

„Wir haben an der Mirzel Eine, die uns Fische essen hilft," war meine Antwort. „Komm nur gleich mit. Er ist schon fertig."

Ein bißchen sträubte sie sich, aber nicht arg. Das Wasser wallte und rauschte, ich führte sie über den Steg hinüber auf meine Wiese. Und das Böcklein hinter uns her.

„Oha!" rief sie lachend, „für das fremde Land dahier hab ich keinen Paß!"

Damit entwich sie und war mit etlichen kühnen Sprüngen wieder drüben bei ihren Kühen. Ich gieng langsam nach, und dem Ziegenböcklein war der Spaß auch wieder recht.

Ihre Kühe nahmen das Nahen des Abends wahr und giengen, eine hinter der andern, wohlgesättigt und behäbig den steilen Weg hinan gegen die Berghalde, hinter welcher der Heidenbauernhof stand. Die Mirzel wollte ihnen nacheilen, ich holte sie wieder ein und gab ihr den wohlgemeinten Rath, die Thiere allein nach Hause trotten zu lassen, sich selber aber zu überzeugen, wie der Hüttenschlager Franzel Forellen braten könne.

„Ist es Dein Ernst, daß Du sie mir vermeint hast?“ fragte das Dirndl und blieb stehen.

„Ein ernsthafter Fisch! Ganz gewiß. Auch die Gräten sind kein Spaß, wenn man sie schluckt.“

„Du treibst immer so Dummheiten,“ sagte sie leise, denn jetzt, etwas weiter vom lärmenden Bache weg, konnten wir schon leiser sprechen miteinand. Sie schmunzelte mich an mit etwas gesenktem Köpfchen. Mir wurde ganz heiß. So liebherzig war sie bisher noch nie mit mir gewesen. Ich häkelte die Finger meiner linken Hand in die Finger ihrer rechten ein, wir schlänkerten so ein wenig mit den aneinander verhäkelten Armen, kamen dabei gegen den Bach heran und ich zerrte sie sachte an den Steg.

„Ich werd' aber hinabfallen!“ sprach sie und stellte ihr Füßchen aufs Brett.

„Geh nur voraus, ich bin glatt hinten drein, daß ich Dich auffangen kann.“

Sie schritt vorsichtig hinüber, ich ihr nach und als sie am andern Ufer war, stieß ich, natürlich ganz zufällig! so ans Brett, daß es vom Stein ins Wasser glitt und davon schwamm.

„Jesses und die andern Zwei!“ rief sie erschrocken, „jetzt kann ich nicht mehr hinüber.“

„Das ist schon des Teufels!“ sagte ich, denn ich war voller Freude und voller Falschheit. „Gehen wir jetzt einmal den Fisch essen, vielleicht wachsen Dir dann Flossen und Du kannst hinüberschwimmen.“

Sie schwieg darauf, wußte wahrscheinlich nicht recht, was jetzt werden sollte. Das glosende Feuer am Waldrande warf im abendlich dunkelnden Nebel schon eine Art Heiligenschein um sich. Natürlich, jetzt kam ja der christliche Fasttag — wir giengen Fisch essen. Der lag noch ruhig auf dem steinernen Tische in seinem grünen Teller. Ein wenig geringelt war er, als wollte er sich in seinen eigenen Schweif beißen.

„Du wirst den Kopf haben wollen?“ fragte ich das Dirndl nicht ohne Bosheit.

„Nein,“ antwortete sie. „Da mach ich's schon lieber dem Fische nach.“ Sie wußte wohl, daß bei diesem Thiere der hintere Theil dem Kopfende weitaus vorzuziehen ist. Ich begann mit meinem Taschenfeitel sorgfältig die stahlgraue, theilweise angekrustete Haut abzuschälen, bis das milchweiße Fleisch bloßlag. Es löste sich leicht und glatt von dem Grätengerippe und das Dirndl ließ sich's schmecken. Ich erzählte ihr während des Schmauses, wie man Fische fängt, verschwieg aber, wie man Dirndln fängt, weil ich befürchtete, sie möchte aus Trotz davonlaufen. Innerlich war ich gar sehr zufrieden, die Stolze und Boshafte unter meiner Botmäßigkeit zu haben.

Noch knusperte sie an einer Flosse, als sie sich selbst halblaut die Frage vorlegte: „Wie werd' ich jetzt über's Wasser kommen?“

„Heute kannst Du nicht mehr hinüber,“ antwortete ich. „Bis zur Mühlbrücken hinab ist es weit und jetzt wird's schon dunkel.“

„Was wird mein Bauer sagen, wenn die Kühe allein kommen und ich nicht!“

„Das kann Dir ganz gleichgiltig sein, Du hörst es ja nicht. Und morgen, wenn Du heimkommst, wirst die Wahrheit erzählen, daß es den Steg vertragen hat, und daß Du beim

Hüttenschlager hast müssen über Nacht bleiben."

Und wie wir das Alles so klug besprachen und wie dem Dirndl trotz Allem sicherlich ein wenig bange ward und wie ich selber lebhaft nachsann, unter welchem Schick ich das Dirndl bei meinen Leuten würde einführen für die Nacht, da hörten wir kläglich mäckern. Jetzt war das schwarze Luderchen drüben. Das Ziegenböcklein war jenseits des Baches und konnte nicht herüber. Es lief auf und ab, es machte verzweifelte Bocksprünge und konnte nicht herüber.

„Das ist noch das Schönste!" rief ich, „jetzt geht's ganz krumm."

Das Dirndl machte allsogleich den Vorschlag, zur Mühlbrücke hinabzugehen, daß dort das Böcklein herüber und sie hinüber könne. Um diesem unzweckmäßigen Beginnen vorzubeugen, riß ich rasch meine Schuhe von den Füßen, streifte die blaue Leinwandhose auf bis über die Knie, sprang ins Wasser und holte das Zicklein herüber auf den Armen. Sie hatte mir dabei zugeschaut. Mit ausgespreiteten Füßen stellte ich mich nun vor sie hin und fragte — denn die Geschichte kam mir allmählich ein bißchen bedenklich vor — ob ich sie auch so über das Wasser tragen solle? Das nahm sie aber nicht an. Tragen lasse sie sich nicht, aber zu Fuß wolle sie hinüber.

„Das mußt nicht thun," widerrieth ich, „das Wasser ist höllisch kalt. Du bist ein leichtes Weibsbild, Du glitschest aus auf den schlüpferigen Steinen, wie es auch mir bald passiert wäre, Dich wirft das Wasser um, Du rinnst fort wie ein Strohhalm und ertrinkst. Nachher bist todt und wir haben nicht einmal eine Leich'."

„Da will ich doch lieber herüben bleiben und morgen recht früh zur Mühlbrücken hinabgehen," war ihre Meinung. Zwischen den Beinen durch und rings um uns tummelte sich das Zicklein und ich schwieg.

Es war schon recht dunkel geworden, das Feuer vergloste am Waldrand. Ich trieb meine Herde heimwärts und das Dirndl folgte mir nachdenklich, schier ein wenig traumhaft. — Sie muß dich doch ein ganz klein bißchen lieb haben, Franzl, dachte ich mir. Sie hätte zur Noth schon hinüber können, auch zur Mühlbrücke hinab ist es nicht weiter als eine halbe Stunde. Als die Mühlbrücke und das kalte Wasser hat sie dich lieber, Franzl, das steht fest. — Jetzt wußte ich aber nicht, was zu machen war.

Als wir mit unserem Herdetrieb durch den Wald kamen und in die Nähe des großen Ahornbaumes, fiel es mir plötzlich ein.

„Du," sagte ich etwas ungleich zu meiner ganz stumm gewordenen Begleiterin, „wenn Du schon dableiben willst, so weiß ich Dir eine fürnehme Schlafstatt. Du wirst es schon immer einmal gehört haben, daß der alte Einleger Eusebel da oben im Ahornbaum sein Bett hat. Recht ein gutes Nestel, bin selber schon einmal drinnen gewesen. Gestern ist der Eusebel hinausgegangen zum Bader, weil er krank ist. Da wäre sein Bett jetzt frei, wenn Du Dich willst ausschlafen."

„Mein Gott!" ächzte sie. „So mitten im Wald mutterseelenallein! Kein Aug' kunnt ich zumachen vor lauter Fürchten."

„Wenn's nicht anders ist," versetzte ich hierauf zögernd, „so müßt' halt ich — ein bißel Wacht stehen beim Baum, bis die Geisterstund' vorüber wär'."

„Das wird Dir halt auch sauer werden, Franzel."

„Ich thu's gern," war meine Antwort.

Hierauf kletterte ich die Holzsprosseln hinan, die der alte Eusebel in den Stamm geschlagen hatte, um mich zu überzeugen, ob das Lager auch in Ordnung wäre. Es war mit großer Vorsicht durch Flechtwerk geschützt in dem dichten Ast- und Laubgewirre, es war völlig finster drin und in der

Krone rieselte leise der Abendwind. In der länglichen Höhlung war aus Stroh ein Bett gemacht, darüber eine alte Pferdedecke, und unter dieser Decke lag der alte Eusebel. Das war mir nun ein bißchen unangenehm. Aber es kam noch anders. Zuerst hörte ich seinen schweren, röchelnden Athemzug, dann fühlte ich seine eiskalte Hand. Er tastete nach mir, umklammerte mit den knorrigen Fingern krampfig mein Handgelenk und er hauchte mit großer Güte und Innigkeit die Worte: „Franzel! Verführen! Verführen mußt sie nit!"

Ich war sehr erschrocken, und nach einem Weilchen fragte ich, wie es ihm gehe, was er mache?

„Ein bißel sterben," antwortete er.

„Eusebel, ich werde Leut' holen."

„Hilft nichts. Müssen selber sterben," stieß er mühsam und fast undeutlich hervor. „Wird bald vorbei sein, bei mir. Draußen — bei der Pfarrkirchen hab ich schon Alles fertig. Verscheiden geläutet ist auch schon. Im Gottesnamen. Muß jetzt dazuthun — daß sie nit gefoppt sind. — Ich weiß es wohl, Franzel, Du hast sie mitgebracht. — Willst ein Elend anheben. Mußt nit. Thät nachher nimmer aufhören. — Ach! — weh' thut's! — Weh' thut's!"

Ich wollte doch um Hilfe eilen. Er hielt mich aber so fest am Arm: „Bleib' ein bißel da. Ein Vaterunser kannst mir vorbeten."

Meine Angst stieg aufs Höchste. Ich suchte hinabzugucken auf meine Genossin, aber es war schon zu finster, um zu sehen, ob sie noch am Baume stehe. Die Herde war weitergezogen gegen das Haus hin. Nur das Ziegenböcklein hörte ich beklommen mäckern, als frage es, was ich denn so lange mache auf dem Baum?

Ich betete mit zitternder Stimme ein Vaterunser.

„Von der Mutter-Gottes auch was!" begehrte der alte Mann.

Ich betete das „Gegrüßt-seist-Du-Maria."

Dann war es ganz still. Ich hörte kein Wort, keinen Athemzug. Aber die kalte Hand hielt mich noch umklammert. Meinen Kopf wandte ich. „Mirzel!" flüsterte ich hinab in der größten Bestürzung. Sie antwortete nicht. Da that der Eusebel noch einen Hauch: „Verführen — mußt sie nit." — In demselben Augenblicke ließ seine Hand aus und sank zurück.

„Euseb!" sagte ich. „Euseb!" rief ich. Er meldete sich nicht mehr, er regte sich nicht mehr. Er war gestorben.

Als ich das wahrgenommen hatte, kletterte ich den Baum herab. Das Zicklein war da, sonst Niemand.

Die Mirzel soll — das hat sie mir viel später einmal erzählt, als sie schon lange ein braves Eheweib war — damals, als sie bemerkt hatte, daß es oben im Baumneste nicht ganz geheuer war, davongelaufen sein, gar nicht einmal zur Mühlbrücke hinab, sondern schnurgerade und in großen Sprüngen von Stein zu Stein über den Bach und nach Hause.

Sie hatte recht gehabt.

Als am nächsten Tage mein Vater hinaus gieng ins Kirchdorf, um beim Pfarrer anzuzeigen, daß der alte Einleger Eusebel gestorben sei, war der Pfarrer verwundert und er sagte: „Das weiß ich ja schon. Gestern war ein Bote da, der hat's gesagt."

„Aber er ist erst gestern spät Abends gestorben!" rief mein Vater. Da stellte es sich heraus, daß der alte kranke Einleger, der sein Ende gefühlt haben mußte, auf einem Kohlenführerwagen selber gekommen sei, um Läuten, Seelenmessen und Grab zu bestellen für sich selber. Er hatte es gesagt wie folgt: „Der alte Euseb Wimacher, vormals Taglöhner und jetzt Einleger in Alpel, schickt mich, daß ein einfacher Conduct gehalten werden soll, er hat's überstanden." Also war schon geläutet worden, also war das tiefe Gräblein schon fertig an der Kirchhofmauer, und der Pfarrer sagte, sie sollten ihn nur bringen. —

Wenige Tage nach diesem kleinen Ereignisse sind wir wieder auf den Berg gezogen in unseren Hof. Aehnlich wie wir herabgesiedelt, so siedelten wir hinauf. Etwa auf der halben Höhe des Berges kamen wir aus dem Nebel hinaus und in den Sonnenschein hinein. Es war, als ob wir aus einem weißen See aufgetaucht wären; hoch über uns tiefblauer Himmel, aber auf den Matten keine Blume, auf den Bäumen kein Vogel mehr. Die Blätter der Eschen und Birken lagen gelb und wie gekocht auf dem Rasen und wo die Schatten der Bäume waren, lag weißer Reif. Als wir an den Hof kamen, der mit seinen verschlossenen Thüren und Thoren behäbig dalag, des Winters gewärtig, hörten wir drinnen ein klägliches Wimmern und Schreien. Wir stellten unser lautes Wesen ein, denn wir erschraken Alle miteinander. Der Muthigste von uns war der Jungknecht, der schloß mit dem hölzernen Schlüssel die Hausthür auf und drang voraus. In den unteren Gelassen war nichts, aber der Oberboden war voll von jungen Katzen. Die lebensfrohe Hauskatze, die wir im Frühsommer auf dem Hofe zurückgelassen, hatte ihre Schuldigkeit doppelt gethan. Sie hatte die Räume von Ratten und Mäusen gesäubert und sie hatte dieselben mit jungen Katzen bevölkert. Wir konnten nur der braven Hauskatze unsere Achtung zollen und ihre Jungen im Grabentümpel ersäufen.

Als wir im nächsten Sommer wieder zu Thale zogen, war ich nicht mehr Hirte. Ich blieb nicht mehr sitzen im schattenkühlen Engthale, ich gieng hinaus in die sonnigen fruchtüppigen Gegenden, wo genau so, oder ein wenig anders, der Zufall und das Leben sich wiederholte. Es kamen Anlässe daß ich nach trautsamen Nestern spähte auf Ahornbäumen, oder auf Lindenbäumen, oder unter denselben, oder in Erlenbüschen, oder wo immer. Und in dem Augenblicke, wo alle gewaltige Lust mein Wesen durchtobte, vernahm ich die Stimme des Sterbenden: „Verführen" u. s. w.

Die Stimme des Sterbenden war mächtig; aber manchmal — Herrgott im Himmel, Du weißt es! — manchmal noch mächtiger ist die Stimme des Lebenden.

Die verirrten Kinder.

Eine Weihnachtsgeschichte von Adalbert Stifter.

(Schluß.)

Nach einer Weile sahen sie Felsen. Sie hoben sich dunkel und undeutlich aus dem weißen und undurchsichtigen Lichte empor. Da die Kinder sich näherten, stießen sie fast daran. Sie stiegen wie eine Mauer hinauf, und waren ganz gerade, so daß kaum ein Schnee an ihrer Seite haften konnte.

„Sanna, Sanna," sagte er, „da sind Felsen, gehen wir nur weiter, gehen wir weiter."

Sie giengen weiter, sie mußten zwischen die Felsen hinein, und unter ihnen fort. Die Felsen ließen sie nicht rechts und nicht links ausweichen, und führten sie in einem engen Wege dahin. Nach einer Zeit verloren sie dieselben wieder und konnten sie nicht mehr erblicken. So wie sie unversehens

unter sie gekommen waren, kamen sie wieder unversehens von ihnen. Es war wieder nichts um sie als das Weiß, und ringsum war kein unterbrechendes Dunkel zu schauen. Es schien eine große Lichtfülle zu sein, und doch konnte man nicht drei Schritte vor sich sehen; alles war, wenn man so sagen darf, in eine einzige weiße Finsterniß gehüllt und weil kein Schatten war, so war kein Urtheil über die Größe der Dinge, und die Kinder konnten nicht wissen, ob sie aufwärts oder abwärts gehen würden, bis eine Steilheit ihren Fuß faßte und ihn aufwärts zu gehen zwang.

„Mir thun die Augen weh," sagte Sanna.

„Schaue nicht auf den Schnee," antwortete der Knabe, „sondern in die Wolken. Mir thun sie schon lange weh; aber es thut nichts, ich muß doch auf den Schnee schauen, weil ich auf den Weg zu achten habe. Fürchte Dich nur nicht, ich führe Dich doch hinunter ins Gschaid."

„Ja, Konrad."

Sie giengen wieder fort; aber wie sie auch gehen mochten, wie sie sich auch wenden mochten, es wollte kein Anfang zum Hinabwärtsgehen kommen. An beiden Seiten waren steile Dachlehnen nach aufwärts, mitten giengen sie fort, aber auch immer aufwärts. Wenn sie den Dachlehnen entrannen, und sie nach abwärts beugten, wurde es gleich so steil, daß sie wieder umkehren mußten, die Füßlein stießen oft auf Unebenheiten, und sie mußten häufig Bühеln ausweichen.

Sie merkten auch, daß ihr Fuß, wo er tiefer durch den jungen Schnee einsank, nicht erdigen Boden unter sich empfand, sondern etwas anderes, das wie älterer gefrorner Schnee war; aber sie giengen immer fort, und sie liefen mit Hast und Ausdauer. Wenn sie stehen blieben, war Alles still, unermeßlich still; wenn sie giengen, hörten sie das Rascheln ihrer Füße, sonst nichts; denn die Hüllen des Himmels sanken ohne Laut hernieder, und so reich, daß man den Schnee hätte wachsen sehen können. Sie selber waren so bedeckt, daß sie sich von dem allgemeinen Weiß nicht hervor hoben, und sich, wenn sie um ein paar Schritte getrennt worden wären, nicht mehr gesehen hätten.

Eine Wohlthat war es, daß der Schnee so trocken war wie Sand, so daß er von ihren Füßen und den Bundschühlein und Strümpfen daran leicht abglitt und abrieselte, ohne Ballen und Nässe zu machen.

Endlich gelangten sie wieder zu Gegenständen.

Es waren riesenhaft große, sehr durcheinander liegende Trümmer, die mit Schnee bedeckt waren, der überall in die Klüfte hineinrieselte, und an die sie sich ebenfalls fast anstießen, ehe sie sie sahen. Sie giengen ganz hinzu, die Dinge anzublicken.

Es war Eis — lauter Eis.

Es lagen Platten da, die mit Schnee bedeckt waren, an deren Seitenwänden aber das glatte grünliche Eis sichtbar war, es lagen Hügel da, die wie zusammengeschobener Schaum aussahen, an deren Seiten es aber matt nach einwärts flimmerte und glänzte, als wären Balken und Stangen von Edelsteinen durcheinander geworfen worden, es lagen ferner gerundete Kugeln da, die ganz mit Schnee umhüllt waren, es standen Platten und andere Körper auch schief oder gerade aufwärts so hoch wie der Kirchthurm in Gschaid oder wie Häuser. In einigen waren Höhlen eingefressen, durch die man mit einem Arme durchfahren konnte, mit einem Kopfe, mit einem Körper, mit einem ganzen großen Wagen voll Heu. Alle diese Stücke waren zusammen- oder emporgedrängt, und starrten, so daß sie oft Dächer bildeten, oder Ueberhänge, über deren Ränder sich der Schnee herüberlegte, und herabgriff wie lange weiße Tatzen. Selbst ein großer, schreckhaft schwarzer Stein, wie ein Haus, lag unter dem

Eise, und war emporgestellt, daß er auf der Spitze stand, daß kein Schnee an seinen Seiten liegen bleiben konnte. Und nicht dieser Stein allein — noch mehrere und größere staken in dem Eise, die man erst später sah, und die wie eine Trümmermauer an ihm hingiengen.

„Da muß recht viel Wasser gewesen sein, weil so viel Eis ist," sagte Sanna.

„Nein, das ist von keinem Wasser," antwortete der Bruder, „das ist das Eis des Berges, das immer oben ist, weil es so eingerichtet ist."

„Ja, Konrad," sagte Sanna.

„Wir sind jetzt bis zu dem Eise gekommen," sagte der Knabe, „wir sind auf dem Berge, Sanna, weißt Du, den man von unserm Garten aus im Sonnenscheine so weiß sieht. Merke gut auf, was ich Dir sagen werde. Erinnerst Du Dich noch, wie wir oft Nachmittags in dem Garten saßen, wie es recht schön war, wie die Bienen um uns summten, die Linden dufteten, und die Sonne von dem Himmel schien?"

„Ja, Konrad, ich erinnere mich."

„Da sahen wir auch den Berg. Wir sahen wie er so blau war, so blau, wie das sanfte Firmament, wir sahen den Schnee, der oben ist, wenn auch bei uns Sommer war, eine Hitze herrschte, und die Getreide reif wurden."

„Ja, Konrad."

„Und unten, wo der Schnee aufhört, da sieht man allerlei Farben, wenn man genau schaut, grün, blau, weißlich — das ist das Eis, das unten nur so klein ausschaut, weil man sehr weit entfernt ist, und das, wie der Vater sagte, nicht weggeht bis an das Ende der Welt. Und da habe ich oft gesehen, daß unterhalb des Eises die blaue Farbe noch fortgeht, das werden Steine sein, dachte ich, oder es wird Erde und Weidegrund sein, und dann fangen die Wälder an, die gehen herab und immer weiter herab, man sieht auch allerlei Felsen in ihnen, dann folgen die Wiesen, die schon grün sind, und dann die grünen Laubwälder, und dann kommen unsere Wiesen und Felder, die in dem Thale von Gschaid sind. Siehst Du nun, Sanna, weil wir jetzt bei dem Eise sind, so werden wir über die blaue Farbe hinab gehen, dann durch die Wälder, in denen die Felsen sind, dann über die Wiesen, und dann durch die grünen Laubwälder, und dann werden wir in dem Thale von Gschaid sei, und recht leicht unser Dorf finden."

„Ja, Konrad," sagte das Mädchen.

Die Kinder giengen nun in das Eis hinein, wo es zugänglich war.

Sie waren winzig kleine wandelnde Punkte in diesen ungeheuren Stücken.

Wie sie so unter die Ueberhänge hinein sahen, gleichsam als gäbe ihnen ein Trieb ein, ein Obdach zu suchen, gelangten sie in einen Graben, in einen breiten, tiefgefurchten Graben, der gerade aus dem Eise hervorgieng. Er sah aus wie das Bett eines Stromes, der aber jetzt ausgetrocknet, und überall mit frischem Schnee bedeckt war. Wo er aus dem Eise hervorkam, gieng er gerade unter einem Kellergewölbe heraus, das recht schön aus Eis über ihn gespannt war. Die Kinder giengen in dem Graben fort, und giengen in das Gewölbe hinein, und immer tiefer hinein. Es war ganz trocken, und unter ihren Füßen hatten sie glattes Eis. In der ganzen Höhlung aber war es blau, so blau, wie gar nichts in der Welt ist, viel tiefer und viel schöner blau als das Firmament, gleichsam wie himmelblau gefärbtes Glas, durch welches lichter Schein hineinsinkt. Es waren dickere und dünnere Bogen, es hiengen Zacken, Spitzen und Troddeln herab, der Gang wäre noch tiefer zurückgegangen, sie wußten nicht wie tief, aber sie giengen nicht mehr weiter. Es wäre auch sehr gut in der Höhle gewesen, es war warm, es fiel kein Schnee, aber es war so schreckhaft blau, die Kinder fürchteten sich und giengen

wieder hinaus. Sie giengen eine Weile in dem Graben fort und kletterten dann über seinen Rand hinaus.

Sie giengen an dem Eise hin, sofern es möglich war, durch das Getrümmer und zwischen den Platten durchzudringen.

„Wir werden jetzt da noch hinüber gehen, und dann von dem Eise abwärts laufen," sagte Konrad.

„Ja," sagte Sanna und klammerte sich an ihn an.

Sie schlugen von dem Eise eine Richtung durch den Schnee abwärts, die sie in das Thal führen sollte. Aber sie kamen nicht weit hinab. Ein neuer Strom von Eis, gleichsam ein riesenhaft aufgethürmter und aufgewölbter Wall lag quer durch den weißen Schnee, und griff gleichsam mit Armen rechts und links um sie herum. Unter der weißen Decke, die ihn verhüllte, glimmerte es seitwärts grünlich und bläulich und dunkel und schwarz und selbst gelblich und röthlich heraus. Sie konnten es nun auf weitere Strecken sehen, weil das ungeheure und unermüdliche Schneien sich gemildert hatte, und nur mehr wie an gewöhnlichen Schneetagen vom Himmel fiel. Mit dem Starkmuthe der Unwissenheit kletterten sie in das Eis hinein, um den vorgeschobenen Strom desselben zu überschreiten und dann jenseits weiter hinab zu kommen. Sie schoben sich in die Zwischenräume hinein, sie setzten den Fuß auf jedes Körperstück, das mit einer weißen Schneehaube versehen war, war es Fels oder Eis, sie nahmen die Hände zu Hilfe, krochen, wo sie nicht gehen konnten, und arbeiteten sich mit ihren leichten Körpern hinauf, bis sie die Seite des Walles überwunden hatten und oben waren.

Jenseits wollten sie wieder hinabklettern.

Aber es gab kein Jenseits.

So weit die Augen der Kinder reichen konnten, war lauter Eis. Es standen Spitzen und Unebenheiten und Schollen empor wie lauter furchtbares überschneites Eis. Statt ein Wall zu sein, über den man hinübergehen könnte, und der dann wieder von Schnee abgelöst würde, wie sie sich unten dachten, stiegen aus der Wölbung neue Wände von Eis empor, geborsten und geklüftet, mit unzähligen blauen geschlängelten Linien versehen, und hinter ihnen waren wieder solche Wände, und hinter diesen wieder solche, bis der Schneefall das Weitere mit seinem Grau verdeckte.

„Sanna, da können wir nicht gehen," sagte der Knabe.

„Nein," antwortete die Schwester.

„Da werden wir wieder umkehren und anderswo hinabzukommen suchen."

„Ja, Konrad."

Die Kinder versuchten nun von dem Eiswalle wieder da hinab zu kommen, wo sie hinaufgeklettert waren, aber sie kamen nicht hinab. Es war lauter Eis, als hätten sie die Richtung, in der sie gekommen waren, verfehlt. Sie wandten sich hierhin und dorthin, und konnten aus dem Eise nicht herauskommen, als wären sie von ihm umschlungen. Sie kletterten abwärts und kamen wieder in Eis. Endlich da der Knabe die Richtung immer verfolgte, in der sie nach seiner Meinung gekommen waren, gelangten sie in zerstreutere Trümmer, aber sie waren auch größer und furchtbarer, wie sie gerne am Rande des Eises zu sein pflegen, und die Kinder gelangten kriechend und kletternd hinaus. An dem Eisessaume waren ungeheure Steine, sie waren gehäuft, wie sie die Kinder ihr Leben lang nicht gesehen hatten. Viele waren in Weiß gehüllt, viele zeigten die unteren schiefen Wände sehr glatt und fein geschliffen, als wären sie darauf geschoben worden, viele waren wie Hütten und Dächer gegeneinandergestellt, viele lagen aufeinander wie ungeschlachte Knollen. Nicht weit von dem Standorte der Kinder standen mehrere mit den Köpfen gegeneinander gelehnt, und über sie lagen breite gelagerte Blöcke wie ein Dach. Es war ein Häuschen, das

gebildet war, das gegen vorne offen, rückwärts und an den Seiten aber geschützt war. Im Innern war es trocken, da der steilrechte Schneefall keine einzige Flocke hineingetragen hatte. Die Kinder waren recht froh, daß sie nicht mehr in dem Eise waren und auf ihrer Erde standen.

Aber es war auch endlich finster geworden.

„Sanna," sagte der Knabe, „wir können nicht mehr hinabgehen, weil es Nacht geworden ist, und weil wir fallen oder gar in eine Grube gerathen könnten. Wir werden da unter die Steine hineingehen, wo es so trocken und so warm ist, und da werden wir warten. Die Sonne geht bald wieder auf, dann laufen wir hinunter. Weine nicht, ich bitte Dich recht schön, weine nicht, ich gebe Dir alle Dinge zu essen, welche uns die Großmutter mitgegeben hat."

Sie weinte auch nicht, sondern, nachdem sie Beide unter das steinerne Ueberdach hineingegangen waren, wo sie nicht nur bequem sitzen, sondern auch stehen und herumgehen konnten, setzte sie sich recht dicht an ihn und war mäuschenstille.

„Die Mutter," sagte Konrad, „wird nicht böse sein, wir werden ihr von dem vielen Schnee erzählen, der uns aufgehalten hat, und sie wird nichts sagen; der Vater auch nicht. Wenn uns kalt wird — weißt Du — dann mußt Du mit den Händen an Deinen Leib schlagen, wie die Holzhauer gethan haben, und dann wird Dir wärmer werden."

„Ja, Konrad," sagte das Mädchen.

Sanna war nicht gar so untröstlich, daß sie heute nicht mehr über den Berg hinab giengen und nach Hause liefen, wie er etwa glauben mochte; denn die unermeßliche Anstrengung, von der die Kinder nicht einmal gewußt hatten, wie groß sie gewesen sei, ließ ihnen das Sitzen süß, unsäglich süß erscheinen, und sie gaben sich hin.

Jetzt machte sich aber auch der Hunger geltend. Beide nahmen fast zu gleicher Zeit ihre Brote aus den Taschen und aßen sie. Sie aßen auch die Dinge — kleine Stückchen Kuchen, Mandeln und Nüsse und andere Kleinigkeiten — die die Großmutter ihnen in die Tasche gesteckt hatte.

„Sanna, jetzt müssen wir aber auch den Schnee von unsern Kleidern thun," sagte der Knabe, „daß wir nicht naß werden."

„Ja, Konrad," erwiderte Sanna.

Die Kinder giengen aus ihrem Häuschen, und zuerst reinigte Konrad das Schwesterlein vom Schnee. Er nahm die Kleiderzipfel, schüttelte sie, nahm ihr den Hut ab, den er ihr aufgesetzt hatte, entleerte ihn vom Schnee, und was noch zurückgeblieben war, das stäubte er mit einem Tuche ab. Dann entledigte er auch sich, so gut es gieng, des auf ihm liegenden Schnees.

Der Schneefall hatte zu dieser Stunde ganz aufgehört. Die Kinder spürten keine Flocke.

Sie giengen wieder in die Steinhütte und setzten sich nieder. Das Aufstehen hatte ihnen die Müdigkeit erst recht gezeigt und sie freuten sich auf das Sitzen. Konrad legte die Tasche aus Kalbfell ab. Er nahm das Tuch heraus, in welches die Großmutter eine Schachtel und mehrere Papierpäckchen gewickelt hatte, und that es zu größerer Wärme um seine Schultern. Auch die zwei Weisbrote nahm er aus dem Ränzchen und reichte sie beide an Susanna: das Kind aß begierig. Es aß eines der Brote und von dem zweiten auch noch einen Theil. Den Rest reichte es aber Konrad, da es sah, daß er nicht aß. Er nahm es und verzehrte es.

Von da an saßen die Kinder und schauten.

So weit sie in der Dämmerung zu sehen vermochten, lag überall der flimmernde Schnee hinab, dessen einzelne winzige Täfelchen hie und da in der Finsternis seltsam zu funkeln

begannen, als hätte er bei Tag das Licht eingesogen und gäbe es jetzt von sich.

Die Nacht brach mit der in großen Höhen gewöhnlichen Schnelligkeit herein. Bald war es ringsherum finster, nur der Schnee fuhr fort, mit seinem bleichen Lichte zu leuchten. Der Schneefall hatte nicht nur aufgehört, sondern der Schleier an dem Himmel fieng auch an, sich zu verdünnen und zu vertheilen; denn die Kinder sahen ein Sternlein blitzen. Weil der Schnee wirklich gleichsam ein Licht von sich gab und weil von den Wolken kein Schleier mehr herabhieng, so konnten die Kinder von ihrer Höhle aus die Schneehügel sehen, wie sie sich in Linien von dem dunkeln Himmel abschnitten. Weil es in der Höhle viel wärmer war, als es an jedem andern Platze im ganzen Tage gewesen war, so ruhten die Kinder enge aneinander sitzend, und vergaßen sogar die Finsternis zu fürchten. Bald vermehrten sich auch die Sterne, jetzt kam hier einer zum Vorscheine, jetzt dort, bis es schien, als wäre am ganzen Himmel keine Wolke mehr.

Das war der Zeitpunkt, in welchem man in den Thälern die Lichter anzuzünden pflegt. Zuerst wird eines angezündet und auf den Tisch gestellt, um die Stube zu erleuchten, oder es brennt auch nur ein Span, oder es brennt das Feuer auf der Leuchte, und es erhellen sich alle Fenster von bewohnten Stuben und glänzen in die Schneenacht hinaus — aber heute erst — am heiligen Abende — da wurden viel mehrere angezündet, um die Gaben zu beleuchten, welche für die Kinder auf den Tischen lagen, oder an den Bäumen hiengen, es wurden wohl unzählige angezündet; denn beinahe in jedem Hause, in jeder Hütte, in jedem Zimmer war eines oder mehrere Kinder, denen der heilige Christ etwas gebracht hatte und wozu man Lichter stellen mußte. Der Knabe hatte geglaubt, daß man sehr bald von dem Berge hinab kommen könne, und doch, von den vielen Lichtern, die heute in dem Thale brannten, kam nicht ein einziges zu ihnen herauf; sie sahen nichts als den blassen Schnee und den dunklen Himmel, alles Andere war ihnen in die unsichtbare Ferne hinabgerückt. In allen Thälern bekamen die Kinder in dieser Stunde die Geschenke des heiligen Christ: nur die Zwei saßen oben am Rande des Eises, und die vorzüglichsten Geschenke, die sie heute hätten bekommen sollen, lagen in versiegelten Päckchen in der Kalbfelltasche im Hintergrunde der Höhle.

Die Schneewolken waren ringsum hinter die Berge hinabgesunken, und ein ganz dunkelblaues, fast schwarzes Gewölbe spannte sich um die Kinder voll von dichten brennenden Sternen, und mitten durch diese Sterne war ein schimmerndes breites milchiges Band gewoben, das sie wohl auch unten im Thale, aber nie so deutlich gesehen hatten. Die Nacht rückte vor. Die Kinder wußten nicht, daß die Sterne gegen Westen rücken und weiter wandeln, sonst hätten sie an ihrem Vorschreiten den Stand der Nacht erkennen können; aber es kamen neue und giengen die alten, sie aber glaubten, es seien immer dieselben. Es wurde von dem Scheine der Sterne auch lichter um die Kinder; aber sie sahen kein Thal, keine Gegend, sondern überall nur Weiß — lauter Weiß. Bloß ein dunkles Horn, ein dunkles Haupt, ein dunkler Arm wurde sichtbar, und ragte dort und hier aus dem Schimmer empor. Der Mond war nirgends am Himmel zu erblicken, vielleicht war er schon frühe mit der Sonne untergegangen, oder er ist noch nicht erschienen.

Als eine lange Zeit vergangen war, sagte der Knabe: „Sanna, Du mußt nicht schlafen; denn weißt Du, wie der Vater gesagt hat, wenn man im Gebirge schläft, muß man erfrieren, so wie der alte Eschenjäger auch geschlafen hat, und vier Monate todt

auf dem Steine gesessen ist, ohne daß Jemand gewußt hatte, wo er sei."

„Nein, ich werde nicht schlafen," sagte das Mädchen matt.

Konrad hatte es an dem Zipfel des Kleides geschüttelt, um es zu jenen Worten zu erwecken.

Nun war es wieder stille.

Nach einer Zeit empfand der Knabe ein sanftes Drücken gegen seinen Arm, das immer schwerer wurde. Sanna war eingeschlafen und war gegen ihn herüber gesunken.

„Sanna, schlafe nicht, ich bitte Dich, schlafe nicht," sagte er.

„Nein," lallte sie schlaftrunken, „ich schlafe nicht."

Er rückte weiter von ihr, um sie in Bewegung zu bringen, allein sie sank um, und hätte auf der Erde liegend fortgeschlafen. Er nahm sie an der Schulter und rüttelte sie. Da er sich dabei selber etwas stärker bewegte, merkte er, daß ihn friere, und daß sein Arm schwerer sei. Er erschrak und sprang auf. Er ergriff die Schwester, schüttelte sie stärker, und sagte: „Sanna, stehe ein wenig auf, wir wolle eine Zeit stehen, daß es besser wird."

„Mich friert nicht, Konrad," antwortete sie.

„Ja, ja, es friert Dich, Sanna, stehe auf," rief er.

„Die Pelzjacke ist warm," sagte sie.

„Ich werde Dir empor helfen," sagte er.

„Nein," erwiderte sie und war stille.

Da fiel dem Knaben etwas anderes ein. Die Großmutter hatte gesagt: Nur ein Schlückchen wärmt den Magen so, daß es den Körper in den kältesten Wintertagen nicht frieren kann.

Er nahm das Kalbfellränzchen, öffnete es und griff so lange, bis er das Fläschchen fand, in welchem die Großmutter der Mutter einen schwarzen Kaffeeabsud schicken wollte. Er nahm das Fläschchen heraus, that den Verband weg und öffnete mit Anstrengung den Kork. Dann bückte er sich zu Sanna und sagte: „Da ist der Kaffee, den die Großmutter der Mutter schickt, koste ihn ein wenig, er wird Dir warm machen. Die Mutter gibt ihn uns, wenn sie nur weiß, wozu wir ihn nöthig gehabt haben."

Das Mädchen, dessen Natur zur Ruhe zog, antwortete: „Mich friert nicht."

„Nimm nur etwas," sagte der Knabe, „dann darfst Du schlafen."

Diese Aussicht verlockte Sanna, sie bewältigte sich so weit, daß sie das fast eingegossene Getränk verschluckte. Hierauf trank der Knabe auch etwas.

Der ungemein starke Auszug wirkte sogleich und zwar umso heftiger, da die Kinder in ihrem Leben keinen Kaffee gekostet hatten. Statt zu schlafen, wurde Sanna nun lebhafter, und sagte selber, daß sie friere, daß es aber von innen recht warm sei und auch schon so in die Hände und Füße gehe. Die Kinder redeten sogar eine Weile miteinander.

So tranken sie trotz der Bitterkeit immer wieder von dem Getränke, sobald die Wirkung nachzulassen begann, und steigerten ihre unschuldigen Nerven zu einem Fieber, das imstande war, den zum Schlummer ziehenden Gewichten entgegen zu wirken.

Es war nun Mitternacht gekommen. Weil sie noch so jung waren und an jedem heiligen Abende in höchstem Drange der Freude stets erst sehr spät entschlummerten, wenn sie nämlich der körperliche Drang übermannt hatte, so hatten sie nie das mitternächtliche Läuten der Glocken, nie die Orgel der Kirche gehört, wenn das Fest gefeiert wurde, obwohl sie nahe an der Kirche wohnten. In diesem Augenblicke der heutigen Nacht wurde nun mit allen Glocken geläutet, es läuteten die Glocken in Millsdorf, es läuteten die Glocken in Gschaid, und hinter dem Berge war noch ein Kirchlein mit drei hellen klingenden Glocken, die läuteten. In den fernen Ländern draußen waren unzählige Kirchen und

Glocken, und mit allen wurde zu dieser Zeit geläutet, von Dorf zu Dorf gieng die Tonwelle, ja man konnte wohl zuweilen von einem Dorfe zum andern durch die blätterlosen Zweige das Läuten hören: nur zu den Kindern herauf kam kein Laut, hier wurde nichts vernommen; denn hier war nichts zu verkündigen. In den Thalkrümmen giengen jetzt an den Berghängen die Lichter der Laternen hin, und von manchem Hofe tönte das Hausglöcklein, um die Leute zu erinnern; aber dieses konnte umso weniger herauf gesehen und gehört werden, es glänzten nur die Sterne, und sie leuchteten und funkelten ruhig fort.

Wenn auch Konrad sich das Schicksal des erfrorenen Eschenjägers vor Augen hielt, wenn auch die Kinder das Fläschchen mit dem schwarzen Kaffee fast ausgeleert hatten, wodurch sie ihr Blut zu größerer Thätigkeit brachten, aber gerade dadurch eine folgende Ermattung herbeizogen: so würden sie den Schlaf nicht haben überwinden können, dessen verführende Süßigkeit alle Gründe überwiegt, wenn nicht die Natur in ihrer Größe ihnen beigestanden wäre, und in ihrem Innern eine Kraft aufgerufen hätte, welche imstande war, dem Schlafe zu widerstehen.

In der ungeheuren Stille, die herrschte, in der Stille, in der sich kein Schneespitzchen zu rühren schien, hörten die Kinder dreimal das Krachen des Eises. Was das Starrste scheint, und doch das Regsamste und Lebendigste ist, der Gletscher, hatte die Töne hervorgebracht. Dreimal hörten sie hinter sich den Schall, der entsetzlich war, als ob die Erde entzweigesprungen wäre, der sich nach allen Richtungen im Eise verbreitete und gleichsam durch alle Äderchen des Eises lief. Die Kinder blieben mit offenen Augen sitzen und schauten in die Sterne hinaus.

Auch für die Augen begann sich etwas zu entwickeln. Wie die Kinder so saßen, erblühte am Himmel vor ihnen ein bleiches Licht mitten unter den Sternen, und spannte einen schwachen Bogen durch dieselben. Es hatte einen grünlichen Schimmer, der sich sachte nach unten zog. Aber der Bogen wurde immer heller und heller, bis sich die Sterne vor ihm zurückzogen und erblaßten. Auch in andere Gegenden des Himmels sandte er einen Schein, der schimmergrün sachte und lebendig unter die Sterne floß. Dann standen Garben verschiedenen Lichtes auf der Höhe des Bogens wie Zacken einer Krone und brannten. Es floß helle durch die benachbarten Himmelsgegenden, es sprühte leise, und gieng in sanftem Zucken durch lange Räume. Hatte sich nun der Gewitterstoff des Himmels durch den unerhörten Schneefall so gespannt, daß er in diesen stummen herrlichen Strömen des Lichtes ausfloß, oder war es eine andere Ursache der unergründlichen Natur. Nach und nach wurde es schwächer und immer schwächer, die Garben erloschen zuerst, bis es allmählich und unmerklich immer geringer wurde, und wieder nichts am Himmel war als die tausend und tausend einfachen Sterne.

Die Kinder sagten keines zu dem andern ein Wort, sie blieben fort und fort sitzen und schauten mit offenen Augen in den Himmel.

Es geschah nun nichts Besonderes mehr. Die Sterne glänzten, funkelten und zitterten, nur manche schießende Schnuppe fuhr durch sie.

Endlich, nachdem die Sterne lange allein geschienen hatten und nie ein Stückchen Mond an dem Himmel zu erblicken gewesen war, geschah etwas anderes. Es fieng der Himmel an, heller zu werden, langsam heller, aber doch zu erkennen; es wurde seine Farbe sichtbar, die bleichsten Sterne erloschen, und die andern standen nicht mehr so dicht. Endlich wichen auch die stärkeren, und der Schnee vor den Höhen wurde deutlicher sichtbar. Zuletzt färbte sich eine Himmelsgegend gelb und ein Wolkenstreifen, der in

derselben war, wurde zu einem leuchtenden Faden entzündet. Alle Dinge waren klar zu sehen, und die entfernten Schneehügel zeichneten sich scharf in die Luft.

„Sanna, der Tag bricht an," sagte der Knabe.

„Ja, Konrad," antwortete das Mädchen.

„Wenn es nur noch ein bißchen heller wird, dann gehen wir aus der Höhle und laufen über den Berg hinunter."

Es wurde heller, an dem ganzen Himmel war kein Stern mehr sichtbar, und alle Gegenstände standen in der Morgendämmerung da.

„Nun, jetzt gehen wir," sagte der Knabe.

„Ja, wir gehen," antwortete Sanna.

Die Kinder standen auf und versuchten ihre erst heute recht müden Glieder. Obwohl sie nichts geschlafen hatten, waren sie doch durch den Morgen gestärkt, wie das immer so ist. Der Knabe hieng sich das Kalbfellränzchen um, und machte das Pelzjäckchen an Sanna fester zu. Dann führte er sie aus der Höhle.

Weil sie nach ihrer Meinung nur über den Berg hinab zu laufen hatten, dachten sie an kein Essen, und untersuchten das Ränzchen nicht, ob noch Weißbrote oder andere Eßwaren darinnen seien.

Von dem Berge wollte nun Konrad, weil der Himmel ganz heiter war, in die Thäler hinabschauen, um das Gschaider Thal zu erkennen, und in dasselbe hinunter zu gehen. Aber er sah gar keine Thäler. Es war nicht, als ob sie sich auf einem Berge befänden, von dem man hinabsieht, sondern in einer fremden seltsamen Gegend, in der lauter unbekannte Gegenstände sind. Sie sahen heute auch in größerer Entfernung furchtbare Felsen aus dem Schnee emporstehen, die sie gestern nicht gesehen hatten, sie sahen das Eis, sie sahen Hügel und Schneelehnen emporstarren, und hinter diesen war entweder der Himmel oder es ragte die blaue Spitze eines sehr fernen Berges am Schneerande hervor.

In diesem Augenblicke gieng die Sonne auf.

Eine riesengroße blutrothe Scheibe erhob sich an dem Schneesaume in den Himmel, und in dem Augenblicke erröthete der Schnee um die Kinder, als wäre er mit Millionen Rosen überstreut worden. Die Kuppen und die Hörner warfen sehr lange grünliche Schatten längs des Schnees.

„Sanna, wir werden jetzt da weiter vorwärts gehen, bis wir an den Rand des Berges kommen und hinuntersehen," sagte der Knabe.

Sie giengen nun in den Schnee hinaus. Er war in der heiteren Nacht noch trockener geworden, und wich den Tritten noch besser aus. Sie wateten rüstig fort. Ihre Glieder wurden sogar geschmeidiger und stärker, da sie giengen. Allein sie kamen an keinen Rand, und sahen nicht hinunter. Schneefeld entwickelte sich aus Schneefeld, und am Saume eines jeden stand allemale wieder der Himmel.

Sie giengen desohngeachtet fort.

Da kamen sie wieder in das Eis. Sie wußten nicht, wie das Eis daher gekommen sei, aber unter den Füßen empfanden sie den glatten Boden, und waren gleich nicht die fürchterlichen Trümmer, wie an jenem Rande, an dem sie die Nacht zugebracht hatten, so sahen sie doch, daß sie auf glattem Eise fortgiengen, sie sahen hie und da Stücke, die immer mehr wurden, die sich näher an sie drängten, und die sie wieder zu klettern zwangen.

Aber sie verfolgten doch ihre Richtung.

Sie kletterten neuerdings an Blöcken empor. Da standen sie wieder auf dem Eisfelde. Heute, bei der hellen Sonne, konnten sie erst erblicken, was es ist. Es war ungeheuer groß, und jenseits standen wieder schwarze Felsen empor, es ragte gleichsam Welle hinter Welle auf, das beschneite Eis war gedrängt,

gequollen, emporgehoben, gleichsam als schöbe es sich nach vorwärts und flöße gegen die Brust der Kinder heran. In dem Weiß sahen sie unzählige vorwärtsgehende geschlängelte blaue Linien. Zwischen jenen Stellen, wo die Eiskörper gleichsam wie aneinandergeschmettert starrten, giengen auch Linien wie Wege, aber sie waren weiß, und waren Streifen, wo sich fester Eisboden vorfand oder die Stücke doch nicht gar so sehr verschoben waren. In diese Pfade giengen die Kinder hinein, weil sie doch einen Theil des Eises überschreiten wollten, um an den Bergrand zu gelangen und endlich einmal hinunter zu sehen. Sie sagten kein Wörtlein. Das Mädchen folgte dem Knaben. Aber es war auch heute wieder Eis, lauter Eis. Wo sie hinüber gelangen wollten, wurde es gleichsam immer breiter und breiter. Da schlugen sie, ihre Richtung aufgebend, den Rückweg ein. Wo sie nicht gehen konnten, griffen sie sich durch die Mengen des Schnees hindurch, der oft dicht vor ihrem Auge wegbrach, und den sehr blauen Streifen einer Eisspalte zeigte, wo doch früher alles weiß gewesen war; aber sie kümmerten sich nicht darum, sie arbeiteten sich fort, bis sie wieder irgend wo aus dem Eise herauskamen.

„Sanna,“ sagte der Knabe, „wir werden gar nicht mehr in das Eis hineingehen, weil wir in demselben nicht fortkommen. Und weil wir schon in unser Thal gar nicht hinabsehen können, so werden wir gerade über den Berg hinabgehen. Wir müssen in ein Thal kommen, dort werden wir den Leuten sagen, daß wir aus Gschaid sind, die werden uns einen Wegweiser nach Hause mitgeben.“

„Ja, Konrad,“ sagte das Mädchen.

So begannen sie nun in dem Schnee nach jener Richtung abwärts zu gehen, welche sich ihnen eben darbot. Der Knabe führte das Mädchen an der Hand. Allein nachdem sie eine Weile abwärts gegangen waren, hörte in dieser Richtung das Gehänge auf und der Schnee stieg wieder empor. Also änderten die Kinder die Richtung und giengen nach der Länge einer Mulde hinab. Aber da fanden sie wieder Eis. Sie stiegen also an der Seite der Mulde empor, um nach einer andern Richtung ein Abwärts zu suchen. Es führte sie eine Fläche hinab, allein die wurde nach und nach so steil, daß sie kaum noch einen Fuß einsetzen konnten, und abwärts zu gleiten fürchteten. Sie klommen also wieder empor, um wieder einen anderen Weg nach abwärts zu suchen. Nachdem sie lange im Schnee emporgeklommen und dann auf einem ebenen Rücken fortgelaufen waren, war es wie früher: entweder gieng der Schnee so steil ab, daß sie gestürzt wären, oder er stieg wieder hinan, daß sie auf den Berggipfel zu kommen fürchteten. Und so gieng es immer fort.

Da wollten sie die Richtung suchen, in der sie gekommen waren, und zur rothen Unglücksäule hinab gehen. Weil es nicht schneit und der Himmel so helle ist, so würden sie, dachte der Knabe, die Stelle schon erkennen, wo die Säule sein solle, und würden von dort nach Gschaid hinabgehen können.

Der Knabe sagte diesen Gedanken dem Schwesterchen und diese folgte.

Allein auch der Weg auf den Hals hinab war nicht zu finden.

So klar die Sonne schien, so schön die Schneehöhen dastanden und die Schneefelder dalagen, so konnten sie doch die Gegenden nicht erkennen, durch die sie gestern heraufgegangen waren. Gestern war Alles durch den fürchterlichen Schneefall verhängt gewesen, daß sie kaum einige Schritte vor sich gesehen hatten, und da war Alles ein einziges Weiß und Grau durcheinander gewesen. Nur die Felsen hatten sie gesehen, an denen und zwischen denen sie gegangen waren: allein auch heute hatten sie bereits viele Felsen gesehen, die alle den nämlichen Anschein gehabt hatten, wie die gestern

gesehenen. Heute ließen sie frische Spuren in dem Schnee zurück; aber gestern sind alle Spuren von dem fallenden Schnee verdeckt worden. Auch aus dem bloßen Anblicke konnten sie nicht errathen, welche Gegend auf den Hals führe, da alle Gegenden gleich waren. Schnee, lauter Schnee. Sie giengen aber doch immer fort und meinten, es zu erringen. Sie wichen den steilen Abstürzen aus und kletterten keine steiler Anhöhen hinauf.

Auch heute blieben sie öfter stehen, um zu horchen; aber sie vernahmen auch heute nichts, nicht den geringsten Laut. Zu sehen war auch nichts als der Schnee, der helle weiße Schnee, aus dem hie und da die schwarzen Hörner und die schwarzen Steinrippen emporstanden.

Endlich war es dem Knaben, als sähe er auf einem fernen schiefen Schneefelde ein hüpfendes Feuer. Es tauchte auf, es tauchte nieder. Jetzt sahen sie es, jetzt sahen sie es nicht. Sie blieben stehen und blickten unverwandt auf jene Gegend hin. Das Feuer hüpfte immer fort und es schien, als ob es näher käme; denn sie sahen es größer und sahen das Hüpfen deutlicher. Es verschwand nicht so oft und nicht mehr auf so lange Zeit wie früher. Nach einer Weile vernahmen sie in der stillen blauen Luft schwach, sehr schwach, etwas wie einen lange anhaltenden Ton aus einem Hirtenhorne. Wie aus Instinkt schrien beide Kinder laut. Nach einer Zeit hörten sie den Ton wieder. Sie schrien wieder und blieben auf der nämlichen Stelle stehen. Das Feuer näherte sich auch. Der Ton wurde zum drittenmale vernommen, und diesesmal deutlicher. Die Kinder antworteten wieder durch lautes Schreien. Nach einer geraumen Weile erkannten sie auch das Feuer, es war kein Feuer, es war eine rothe Fahne, die geschwungen wurde. Zugleich ertönte das Hirtenhorn näher, und die Kinder antworteten.

„Sanna," rief der Knabe, „da kommen Leute aus Gschaid, ich kenne die Fahne, es ist die rothe Fahne, welche der fremde Herr, der mit dem jungen Eschenjäger den Gars bestiegen hatte, auf dem Gipfel aufpflanzte, daß sie der Herr Pfarrer mit dem Fernrohre sehe, was als Zeichen gälte, daß sie oben seien, und welche Fahne damals der fremde Herr dem Herrn Pfarrer geschenkt hat. Du warst noch ein recht kleines Kind."

„Ja, Konrad."

Nach einer Zeit sahen die Kinder auch die Menschen, die bei der Fahne waren, kleine schwarze Stellen, die sich zu bewegen schienen. Der Ruf des Hornes wiederholte sich von Zeit zu Zeit und kam immer näher. Die Kinder antworteten jedesmal.

Endlich sahen sie über den Schneeabhang gegen sich her mehrere Männer mit ihren Stöcken herabfahren, die die Fahne in ihrer Mitte hatten. Da sie näher kamen, erkannten sie dieselben. Es war der Hirt Philipp mit dem Horne, seine zwei Söhne, dann der junge Eschenjäger und mehrere Bewohner von Gschaid.

„Gebenedeit sei Gott," schrie Philipp, „da seid Ihr ja. Der ganze Berg ist voll Leute. Laufe doch Einer gleich in die Sideralpe hinab und läute die Glocke, daß Die dort hören, daß wir sie gefunden haben, und Einer muß auf den Krebsstein gehen und die Fahne dort aufpflanzen, daß sie dieselbe in dem Thale sehen und die Pöller abschießen, damit Die es wissen, die im Millsdorfer Walde suchen, und damit sie in Gschaid die Rauchfeuer anzünden, die in der Luft gesehen werden, und Alle, die noch auf dem Berge sind, in die Sideralpe hinab bedeuten. Das sind Weihnachten!"

„Ich laufe in die Alpe hinab," sagte Einer.

„Ich trage die Fahne auf den Krebsstein," sagte ein Anderer.

„Und wir werden die Kinder in die Sideralpe hinab bringen, so gut

wir es vermögen und so gut uns Gott helfe," sagte Philipp.

Ein Sohn Philipps schlug den Weg nach abwärts ein, und der andere gieng mit der Fahne durch den Schnee dahin.

Der Eschenjäger nahm das Mädchen bei der Hand, der Hirt Philipp den Knaben. Die Andern halfen, wie sie konnten. So begann man den Weg. Er gieng in Windungen. Bald giengen sie nach einer Richtung, bald schlugen sie die entgegengesetze ein, bald giengen sie abwärts, bald aufwärts. Immer gieng es durch Schnee, immer durch Schnee, und die Gegend blieb sich beständig gleich. Ueber sehr schiefe Flächen thaten sie Steigeisen an die Füße und trugen die Kinder. Endlich nach langer Zeit hörten sie ein Glöcklein, das sanft und fein zu ihnen heraufkam, und das erste Zeichen war, das ihnen die niederen Gegenden wieder zusandten. Sie mußten wirklich sehr tief herabgekommen sein; denn sie sahen ein Schneehaupt recht hoch und recht blau über sich ragen. Das Glöcklein aber, das sie hörten, war das der Sideralpe, das geläutet wurde, weil dort die Zusammenkunft verabredet war. Da sie noch weiter kamen, hörten sie auch schwach in die stille Luft die Pöllerschüsse herauf, die infolge der ausgesteckten Fahne abgefeuert wurden, und sahen dann in die Luft feine Rauchsäulen aufsteigen.

Da sie nach einer Weile über eine sanfte schiefe Fläche abgiengen, erblickten sie die Sideralphütte. Sie giengen auf sie zu. In der Hütte brannte ein Feuer, die Mutter der Kinder war da, und mit einem furchtbaren Schrei sank sie in den Schnee zurück, als sie die Kinder mit dem Eschenjäger kommen sah.

Dann lief sie herzu, betrachtete sie überall, wollte ihnen zu essen geben, wollte sie wärmen, wollte sie in vorhandenes Heu legen; aber bald überzeugte sie sich, daß die Kinder durch die Freude stärker seien, als sie gedacht hatte, daß sie nur einiger warmer Speise bedurften, die sie bekamen, und daß sie nur ein wenig ausruhen mußten, was ihnen ebenfalls zutheil werden sollte.

Da nach einer Zeit der Ruhe wieder eine Gruppe Männer über die Schneefläche herabkam, während das Hüttenglöcklein immer fortläutete, liefen die Kinder selber mit den Andern hinaus, um zu sehen, wer es sei. Der Schuster war es, der einstige Alpensteiger, mit Alpenstock und Steigeisen, begleitet von seinen Freunden und Kameraden.

„Sebastian, da sind sie," schrie das Weib.

Er aber war stumm, zitterte, und lief auf sie zu. Dann rührte er die Lippen, als wollte er etwas sagen, sagte aber nichts, riß die Kinder an sich und hielt sie lange. Dann wandte er sich gegen sein Weib, schloß es an sich und rief: „Sanna, Sanna!"

Nach einer Weile nahm er den Hut, der ihm in den Schnee gefallen war, auf, trat unter die Männer und wollte reden. Er sagte aber nur: „Nachbarn, Freunde, ich danke Euch."

Da man noch gewartet hatte, bis die Kinder sich zur Beruhigung erholt hatten, sagte er: „Wenn wir Alle beisammen sind, so können wir in Gottes Namen aufbrechen."

„Es sind wohl noch nicht Alle," sagte der Hirt Philipp, „aber die noch abgehen, wissen aus dem Rauche, daß wir die Kinder haben, und sie werden schon nach Hause gehen, wenn sie die Alphütte leer finden."

Man machte sich zum Aufbruche bereit.

Man war auf der Sideralphütte nicht gar weit von Gschaid entfernt, aus dessen Fenstern man im Sommer recht gut die grüne Matte sehen konnte, auf der die graue Hütte mit dem kleinen Glockenthürmlein stand; aber es war unterhalb eine fallrechte Wand, die viele Klafter hoch hinab gieng, und auf der man im Sommer nur

mit Steigeisen, im Winter gar nicht hinabkommen konnte. Man mußte daher den Umweg zum Halse machen, um von der Unglücksäule aus nach Gschaid hinabzukommen. Auf dem Wege gelangte man über die Siderwiese, die noch näher an Gschaid ist, so daß man die Fenster des Dörfleins zu erblicken meinte.

Als man über diese Wiese gieng, tönte hell und deutlich das Glöcklein der Gschaider Kirche herauf, die Wandlung des heiligen Hochamtes verkündend.

Der Pfarrer hatte wegen der allgemeinen Bewegung, die am Morgen in Gschaid war, die Abhaltung des Hochamtes verschoben, da er dachte, daß die Kinder zum Vorscheine kommen würden. Allein endlich, da noch immer keine Nachricht eintraf, mußte die heilige Handlung doch vollzogen werden.

Als das Wandlungsglöcklein tönte, sanken Alle, die über die Siderwiese giengen, auf die Knie in den Schnee und beteten. Als der Klang des Glöckleins aus war, standen sie auf und giengen weiter.

Der Schuster trug meistens das Mädchen und ließ sich von ihm Alles erzählen.

Als sie schon gegen den Wald des Halses kamen, trafen sie Spuren, von denen der Schuster sagte: „Das sind keine Fußstapfen von Schuhen meiner Arbeit."

Die Sache klärte sich bald auf. Wahrscheinlich durch die vielen Stimmen, die auf dem Platze tönten, angelockt, kam wieder eine Abtheilung Männer auf die Herabgehenden zu. Es war der aus Angst aschenhaft entfärbte Färber, der an der Spitze seiner Gesellen und mehrerer Millsdorfer bergab kam.

„Sie sind über das Gletschereis und über die Schründe gegangen, ohne es zu wissen," rief der Schuster seinem Schwiegervater zu.

„Da sind sie ja — da sind sie ja — Gott sei Dank," antwortete der Färber, „ich weiß es schon, daß sie oben waren; als Dein Bote in der Nacht zu uns kam, und wir mit Lichtern den ganzen Wald durchsucht und nichts gefunden hatten — und als dann das Morgengrau anbrach, bemerkte ich an dem Wege, der von der rothen Unglücksäule links gegen den Schneeberg hinan führt, daß dort, wo man eben von der Säule weggeht, hin und wieder mehrere Reiserchen und Rüthchen geknickt sind, wie die Kinder gerne thun, wo sie eines Weges gehen — da wußte ich es — die Richtung ließ sie nicht mehr aus, weil sie in der Höhlung giengen, weil sie zwischen den Felsen giengen und weil sie dann auf dem Grat giengen, der rechts und links so steil ist, daß sie nicht hinabkommen konnten. Sie mußten hinauf. Ich schickte nach dieser Beobachtung gleich nach Gschaid, aber der Holzknecht Michael, der hinübergieng, sagte bei der Rückkunft, da er uns fast am Eise oben traf, daß Ihr sie schon habet, weshalb wir wieder heruntergiengen."

„Ja," sagte Michael, „ich habe es gesagt, weil die rothe Fahne schon auf dem Krebssteine steckt, und die Gschaider dieses als Zeichen erkannten, das verabredet worden war. Ich sagte Euch, daß auf diesem Wege da Alle herabkommen müssen, weil man über die Wand nicht gehen kann."

„Und knie nieder und danke Gott auf den Knien, mein Schwiegersohn," fuhr der Färber fort, „daß kein Wind gegangen ist. Hundert Jahre werden wieder vergehen, daß ein so wunderbarer Schneefall niederfällt, und daß er gerade niederfällt, wie nasse Schnüre von einer Stange hängen. Wäre ein Wind gegangen, so wären die Kinder verloren gewesen."

„Ja, danken wir Gott, danken wir Gott," sagte der Schuster.

Der Färber, der seit der Ehe seiner Tochter nie in Gschaid gewesen war, beschloß, die Leute nach Gschaid zu begleiten.

Da man schon gegen die rothe Unglücksäule zukam, wo der Holzweg begann, wartete ein Schlitten, den der Schuster auf alle Fälle dahin bestellt hatte. Man that die Mutter und die Kinder hinein, versah sie hinreichend mit Decken und Pelzen, die im Schlitten waren und ließ sie nach Gschaid vorausfahren.

Die Andern folgten und kamen am Nachmittage in Gschaid an.

Die, welche noch auf dem Berge gewesen waren und erst durch den Rauch das Rückzugszeichen erfahren hatten, fanden sich auch nach und nach ein. Der letzte, welcher erst am Abende kam, war der Sohn des Hirten Philipp, der die rothe Fahne auf den Krebsstein getragen und sie dort aufgepflanzt hatte.

In Gschaid wartete die Großmutter, welche herübergefahren war. „Nie, nie," rief sie aus, „dürfen die Kinder in ihrem ganzen Leben mehr im Winter über den Hals gehen."

Die Kinder waren von dem Getriebe betäubt. Sie hatten noch etwas zu essen bekommen, und man hatte sie in das Bett gebracht. Spät gegen Abend, da sie sich ein wenig erholt hatten, da einige Nachbarn und Freunde sich in der Stube eingefunden hatten und dort von dem Ereignisse redeten, die Mutter aber in der Kammer an dem Bettchen Sannas saß und sie streichelte, sagte das Mädchen: „Mutter, ich habe heute Nachts, als wir auf dem Berge saßen, den heiligen Christ gesehen."

„O Du mein geduldiges, Du mein liebes, Du mein herziges Kind," antwortete die Mutter, „er hat Dir auch Gaben gesendet, die Du bald bekommen wirst."

Die Schachteln waren ausgepackt worden, die Lichter waren angezündet, die Thür in die Stube wurde geöffnet, und die Kinder sahen von dem Bette auf den verspäteten hell leuchtenden freundlichen Christbaum hinaus. Trotz der Erschöpfung mußte man sie noch ein wenig ankleiden, daß sie hinausgiengen, die Gaben empfiengen, bewunderten und endlich mit ihnen einschliefen.

In dem Wirtshause in Gschaid war es an diesem Abende lebhafter als je. Alle, die nicht in der Kirche gewesen waren, waren jetzt dort, und die Andern auch. Jeder erzählte, was er gesehen und gehört, was er gethan, was er gerathen und was für Begegnisse und Gefahren er erlebt hat. Besonders aber wurde hervorgehoben, wie man Alles hätte anders und besser machen können.

Das Ereignis hat einen Abschnitt in die Geschichte von Gschaid gebracht, es hat auf lange den Stoff zu Gesprächen gegeben, und man wird noch nach Jahren davon reden, wenn man den Berg an heitern Tagen besonders deutlich sieht, oder wenn man den Fremden von seinen Merkwürdigkeiten erzählt.

Die Kinder waren von dem Tage an erst recht das Eigenthum des Dorfes geworden, sie wurden von nun an nicht mehr als Auswärtige, sondern als Einheimische betrachtet, die man sich von dem Berge herabgeholt hatte.

Auch ihre Mutter Sanna war nun eine Eingeborene von Gschaid.

Die Kinder aber werden den Berg nicht vergessen, und werden ihn jetzt noch ernster betrachten, wenn sie in dem Garten sind, wenn, wie in der Vergangenheit, die Sonne sehr schön scheint, der Lindenbaum duftet, die Bienen summen, und er so schön und so blau wie das sanfte Firmament auf sie herniederschaut.

Die Kokette.

Ein Erlebnis, erzählt von Hans Malser.

Du sprichst von koketten Frauen, junger Freund, wie ein Blinder von der Farbe. Kokett nennst Du es, wenn eine Dame durch auffallende Farben, Bewegungen, Blicke die Augen der Männer auf sich zu lenken sucht. Kokett nennst Du sie, wenn sie sich ein wenig vordrängt und ein wenig versteckt, wenn sie ein wenig frech ist und ein wenig erröthen kann, wenn sie ein wenig anzieht und ein wenig abstößt und so die Herzen der Männer bearbeitet, bis sie Feuer geben, und wenn der Mann für sie lichterloh entbrennt, sie endlich geneigt ist, die Glut regelrecht zu dämpfen. Das ist ja Alles ganz nett und verläuft auf das Anmuthigste.

Ich aber kenne eine andere Koketterie, mein Junge, und will Dir davon erzählen; willst Du keine Lehre daraus ziehen, so magst Du Dich wenigstens für klüger halten, als ich war — und das wird Dir sicherlich ein großes Vergnügen sein.

Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich mich als Student eine Zeitlang mit Unterrichtgeben in der Stenographie fortgeholfen habe. Also gewann ich auch durch Vermittlung eines Bekannten wöchentlich zwei Stunden bei einer Dame Stachari. Es war eine blasse, schwarzhaarige und großäugige Dame, die stets in schwarzem Seidenanzuge war und am Busen eine Kamelie oder eine rothe Rose stecken hatte. Sie konnte nicht älter, als vierundzwanzig Jahre sein, ich wußte nicht, ob sie vermählt war oder ledig; das alte Stubenmädchen erwähnte mehrmals des „Herrn,“ den ich aber nie zu Gesichte bekam. Die Wohnung bestand aus drei Zimmern, die sehr luxuriös eingerichtet waren. Zumeist herrschte in denselben ein künstlich hergestelltes Dunkel und ein betäubender Blumenduft. Die Blumen und ihr Duft, so behauptete sie, seien ihr Licht, ihre Luft, ihre Nahrung, ihre Liebe, ihr Traum, ihre Seligkeit. Was den Männern der Wein, der Tabak, das Opium sei, das wäre ihr die Blume, was den Männern das Spiel, die Gefahr, das Weib sei, das wäre ihr die Blume. Die Blume sei das einzige Wesen auf der Erde, vom dem sie nichts Schlimmes erfahren, nicht enttäuscht worden wäre.

Nun hätte ich für mein Leben gerne gewußt, was die junge Dame schon für Schicksale gehabt und worin die Enttäuschungen bestanden, natürlich wagte ich nicht zu fragen und sie berührte ihre Vergangenheit, ihre persönlichen Verhältnisse mit keiner Silbe.

Nachmittags von fünf bis sechs Uhr hatten wir den stenographischen Unterricht; ich wußte aber nicht, zu welchem Zwecke sie die Schnellschreibekunst erlernen wollte, einmal nur äußerte sie, solche mache ihr Spaß und sei ein netter Zeitvertreib, während ich immer der Meinung gewesen, die Stenographie sei Zeitersparnis. Indes gieng ihr die Sache doch nicht recht von der Hand; mehrmals legte sie schon in der ersten Hälfte der Stunde den Stift weg, lehnte sich in den Sessel zurück und machte den Vorschlag, lieber ein bißchen zu plaudern. Nun wußte ich aber nichts eigentlich zu plaudern, als über Gabelsberger, denn ich war ein ganz un-

erfahrener Mensch, der bisher in Gesellschaft sich stets bescheidener Schweigsamkeit beflissen hatte. In erster Zeit hatte mich sogar die Ansprache verlegen gemacht; ich nannte sie gnädige Frau, sie widersprach nicht, doch ahnte ich bald die Unschicklichkeit dieser würdigen Ansprache, denn die Dame kam mir manchmal sehr jung vor und ich nannte sie endlich „mein Fräulein.“ Manchmal schlug sie Heines Buch der Lieder auf, fragte mich, welche Gedichte mir am besten gefielen und las wohl selbst eines oder das andere, wobei sie manchmal seufzte und schwermüthig ward.

Als es in den Spätherbst hineingieng, wollte uns der Tag nicht mehr leuchten zu unserem Schreibunterrichte, da wurde die Lampe angezündet, die einen rothen Schirm aus Seidenpapier hatte, so daß die Schreibeblätter und die Hände und die Wangen einen rosenglühenden Schein gaben. Manchmal zitterte im Schreiben ihre Hand ein wenig und sie bat mich, daß ich sie führe, was aber durchaus nicht nach der Schnellschreiberegel ist. — Zwei Minuten nach Ablauf der Stunde pflegte ich aufzustehen, mich vor meiner Schülerin zu verneigen und davonzugehen. Bei solchem Fortgehen kam ich mir sehr einfältig vor und ich ärgerte mich nachträglich, daß ich nicht artiger gewesen war gegen das liebenswürdige Fräulein. Das böse Gewissen ließ mich deswegen oft halbe Nächte lang nicht schlafen und ich nahm mir fest vor, das nächstemal sachgemäßer zu handeln. Als ich jedoch das nächstemal wieder neben ihr saß, wieder die stille Lampe brannte, wieder ein Heine'sches Gedicht gehaucht wurde, war ich eben gerade wieder so blöde, sehnte mir insgeheim den Verlauf der Stunde herbei und als sie vorüber war, zögerte es doch in mir, ob ich schon gehen oder meine Schülerin noch ein bißchen nachsitzen lassen solle.

Eines Abends im December machte mir das Fräulein die etwas überraschende Mittheilung, daß sie auf unbestimmte Zeit verreisen werde und daher den stenographischen Unterricht leider unterbrechen müsse. Sie händigte mir die Hälfte des ausbedungenen Honorars ein, die andere Hälfte stellte sie mir in Aussicht nach ihrer Rückkehr. Beim Abschiede theilte sie mir erröthend mit, daß sie sich von mir eine Gunst ausbitten wolle — ein Andenken von mir — eine ganz kleine Haarlocke.

Was sie an einer Haarlocke habe? fragte ich die Sache ins Scherzhafte ziehend, denn ich mußte mein heftig pochendes Herz verdecken. Sie antwortete, das wisse sie schon und schnitt mir unter unsagbar zarten Berührungen vom Nacken links ein Löcklein ab. Nun wären wir Gottlob im richtigen Geleise! dachte ich, that nichts dafür und nichts dagegen, wartend, daß das Glück mir in den Schoß falle. Das Fräulein stand eine Weile sinnend, endlich flüsterte sie: „Also denn — es ist bestimmt in Gottes Rath!“ damit steckte sie mir ein halbaufgeblühtes Rosenknöspleín in das Knopfloch. Ich drückte ihr die Hand, wünschte eine glückliche Reise und Wiederkehr und taumelte zur Thür hinaus.

Die quallvolle Zeit, die nun für mich kam, ist nicht zu beschreiben. Ich fühlte mich ganz und gar verwaist, mir war, als hätte ich die einzige Schwester — oh, weit mehr als eine Schwester! — verloren. Täglich mehrmals gieng ich durch die Gasse und schaute hinauf zu ihren Fenstern, die mit Holzbalken verschlossen waren, wie mitten im Sommer. Um Neujahr waren die Fenster plötzlich wieder offen, ich erschrak wonnig. Aber es waren nicht mehr die dunkelrothen Gardinen, es waren weiße Spitzenvorhänge und zwischen denselben schaute ein alter fremder Weißkopf hervor, der eine lange Pfeife schmauchte.

Also dahin für immer!

Die Rosenknospe hielt ich wie ein Heiligthum und legte sie gepreßt in das Etui, in welchem das Bild meiner verstorbenen Mutter war. Von ihr hatte ich kein Bildnis, umso lebhafter baute und malte die Phantasie an ihrer Gestalt, bis sie die Schönste, die Begehrenswerteste war, die je auf Erden gelebt. Hören ließ sie aber nichts von sich und ich wußte nicht, sollte ich meine Gedanken und Sehnsucht nach Osten aussenden oder nach Westen, um sie zu finden.

Von dem Werte meines stenographischen Unterrichtes hatte ich nun aber nicht mehr die beste Meinung; gelernt konnte sie nicht viel haben, es war doch vielleicht die Methode unrichtig gewesen; sie hatte sich etwa nur darum ganz von mir gewendet, weil sie meine Unfähigkeit im Unterrichte erkannt hatte, denn an ihr konnte die Schuld nicht liegen, wer so schön und herrlich ist, der kann doch unmöglich ein schlechter Stenograph sein.

Übrigens schleifte mich das Leben fort über Kummer und Freude, über Hoffnung und Enttäuschung, mir blieb dabei nur der Vortheil, daß ich älter und reifer wurde. Nach einem halben Jahre war die verreiste Schülerin glücklich verwunden und nach einem Jahre vergessen.

Frauen aber vergessen nicht so leicht. Als ich im zweiten Jahre auf der Universität war, erhielt ich eines Tages ein Paket zugeschickt. Kein Brief und kein Name war dabei. Das Paket kam aus einem böhmischen Orte, dessen Namen ich nicht zu enträthseln vermochte. Es bestand aus einem Buche mit folgendem Titel: „Die Schule der Liebe. Ein Unterricht für junge Männer und Frauen." Ein Verlagsort war nicht angegeben, hingegen stand an der Stelle desselben mit Bleistift geschrieben: „Dem unvergeßlichen Lehrer die dankbare Schülerin F. St."

Anfangs stutzte ich. Wo und wann hätte ich in der Liebe Unterricht ertheilt! Endlich verfiel ich doch auf die Stenographenstunden mit Fräulein Stachari. Dieses schöne Buch sollte wohl der Rest des Honorars sein. Jedenfalls habe ich mehr aus demselben gelernt, als das Fräulein aus meinem Schnellschreibeunterricht. Als diese gedruckte Schule der Liebe durchgemacht war, kam es mir unbegreiflich vor, daß irgend ein Mensch blöde sein könne. Neuerdings stieg die Erinnerung an die junge schwarze Dame in mir auf, aber nun in ganz neuer Beleuchtung; ich durchsuchte alle Ecken und Ränder des Buches, jedes Blatt, um etwa ganz klein, vielleicht gar in stenographischer Schrift geschrieben, ihre Adresse zu entdecken. Vergeblich. Sie blieb mir unerreichbar und fern in Dunkel gehüllt. Freilich fehlte es nun nicht mehr an anderweitigen Zerstreuungen, doch that es mir oft ein wenig leid, wenn ich an das interessante Fräulein Stachari dachte.

Endlich nahm mein Leben eine andere Richtung. Die Studien waren vollendet, ich gewann an der Universität zu G. eine Privatdocentenstelle. Ich fühlte mich ruhiger und ernster werden und begann mit tieferen Absichten nach dem schönen Geschlechte auszublicken. Eine Advocatenstochter war, mit welcher ich Verkehr anzubahnen suchte. Zur selben Zeit erhielt ich den Brief, welchen ich noch in der Tasche trage.

Prag, am 20. Juni 1884.

„Verehrter Professor!

Wohl kaum darf ich hoffen, daß Sie sich noch erinnern an eine unaufmerksame und störrische Schülerin, welcher Sie stenographischen Unterricht ertheilten. Wie saßen wir doch so fromm und dumm beisammen! Ach, lange, lange ist es her! Die Stenographie habe ich gottlob vollständig vergessen, wozu auch hätten wir Frauen den

Mund, und manchmal sogar einen frisch rothen, wenn wir uns nur aufs Schreiben verlegen wollten! Weniger habe ich des jungen Lehrers vergessen, der war stramm wie ein Lieutenant und schüchtern wie ein Mädchen in der Fibelklasse. Heute wird wohl das Eine noch zutreffen, aber das andere sicherlich nicht mehr. Möglicherweise hat sich auch bei der kleinen Schülerin seither Einiges geändert, denn sie lebt in den Jahren, die wie Champagner prickeln. Keine Wirtin, die aller Welt aufwartet mit dem Stängelglase, die aber gerne ihrem ehemaligen Lehrer den Labetrunk reichen möchte, falls er ihn von ihrer Hand nähme. Das Leben ist, ach, ja so flüchtig, und manche Frucht, die in kindischen Jahren sehnsuchtsvoll gesäet, gehegt worden, reift so spät! Aber nicht zu spät, so lange der Gaumen noch lechzet, der Arm sich ausstreckt nach schwellendem Apfel.

Ist Ihnen nie gesagt worden, daß ein junger Professor Reisen machen, die Welt genießen und auch Prag sehen müsse? Ach, so halten Sie sich doch daran! und das Wichtigste ist, daß Sie in Prag sich nach Ihrer Schülerin umsehen und mit ihr einen ganzen Abend lang von alten schönen Zeiten plaudern! Ach, wie wird das hübsch sein! Sie dürfen mit Ihrem Besuche aber durchaus nicht so lange warten, bis Sie ehrwürdig werden. Und damit nicht noch mit dem thörichten Schreiben so viel Zeit vergeht, schließe ich rasch; das Weitere ist Ihre Sache.

Ihre

Josefine Stachari."

Noch ist — wie Du hier siehst — die genaue Adresse angegeben.

Jetzt war mir etwas eigenthümlich zu Muthe. Das ganze nun zur Leidenschaft gesteigerte Fühlen für die geheimnisvolle und doch so offenherzige Dame ward in mir wach. Ich setzte mich hin, schrieb einen Brief, in welchem ich mit heftigen Ausdrücken der Ungeduld mein Kommen anzeigte. Der Brief selbst war eine so ungestüme Umarmung, daß ich ihn nach der zweiten Durchsicht zerriß. Der Weg von G. bis Prag ist kein Spaziergang zu einem Stelldichein, aber hatte ich nicht schon seit langem im Sinn, nach dem schönen Dresden, nach dem großen Berlin zu reisen? Deutschland zu sehen? Dabei ließe sich Prag ja sehr leicht machen. Ich bekämpfte mein Temperament und schrieb der Dame mit einer den Zuständen durchaus nicht entsprechenden Ruhe, daß ich in der That vorhätte, demnächst auf einer größeren Reise Prag zu berühren, bei welcher Gelegenheit ich nicht verfehlen würde, sie aufzusuchen.

Wenige Tage später war von ihr der zweite Brief da, er lautete also:

„Liebster Herr Professor!

Diese Aufregung! Diese Freude! Diese Angst! Ich kann mich kaum fassen, ich kann es nicht glauben, daß es sein soll, Sie hier zu sehen. Es wäre zu herrlich! Ich müßte Ihnen an den Hals fallen und weinen. Ich habe Ihnen so viel mitzutheilen, anzuvertrauen; aber Sie müssen mir versprechen, ritterlich zu sein gegen ein hilfloses Weib, dessen verzagendes, seliges Herz Ihnen entgegenschlägt. Ach wie lange war die Zeit, wie einsam war mir oft unter meinen Blumen! Ihr Schreiben hat mich über alle Maßen glücklich gemacht, haben Sie Dank! Und kommen Sie rasch, setzen Sie sich auf den nächsten Zug, fahren Sie Tag und Nacht, ich vergehe vor Ungeduld, Ihnen mein Glück an den Busen zu legen. Sagte mir meine Ahnung doch schon lange, daß ich mich an Ihnen nicht täusche, daß Sie nicht

täuschen können, mein theurer, mein lieber Freund. Nur müssen Sie nichts Arges von mir denken über meinen unbändigen Freimuth, ich bin ein Weib, bin nicht schlechter, nicht besser, als ein Weib. Die Stunde, wann Sie mich finden, kennen Sie, es ist unsere Stenographenstunde wie vor fünf Jahren. Fünf Jahre jünger bin ich geworden durch Ihren Brief, haben Sie nochmals Dank und eilen, eilen Sie zu Ihrer Freundin

Josefine Stachari."

Für eine Portion war das genug. Mir wurde fast unheimlich. Für ein nettes Abenteuer baute sich die Sache fast zu groß auf, das läßt sich nicht so leicht abhaken, wie es angehakt ist. Das war nun doch einmal ein Weib, wie ich im müßigen Ideale mir es oft gedacht hatte, ein in heiliger Leidenschaft lohendes, alle Convenienzen kühn verachtendes, heldenhaft liebendes Weib. Das mittlerweile in meiner Erinnerung auch ihr Bild wundersam reizend und schön geworden war, habe ich Dir ja schon gesagt.

In den ersten Tagen der Ferien packte ich meinen Koffer und reiste Tag und Nacht der alten Königsstadt Prag zu. Es war mir zu Muth wie auf einer Brautfahrt. Es war doch zu rührend, wie sie meiner gedacht, wie sie auf mich gewartet hatte, bis ich in der Lage war, ein Weib heimzuführen. Und selbst, daß sie von mir fortgezogen, war das Werk einer großen Seele. Sie wollte uns gegenseitig die Reinheit hüten, sie wollte mich frei lassen, frei leben und frei wählen, und wollte warten, bis die Zeit gekommen. — Sie ist nun gekommen, Du geliebtes Weib.

Unsere Stenographenstunde war Nachmittags von fünf bis sechs Uhr gewesen. Zu Prag ins Hotel gekommen, war mein Erstes, durch einen Boten ihr meine Ankunft anzuzeigen, und daß ich mich noch an demselben Tage um fünf Uhr bei ihr einfinden würde. Hierauf reinigte ich mich sorgfältig von dem Staube der Reise, nahm ein Mahl zu mir und bereitete mich vor auf den Besuch.

Punkt fünf Uhr schellte ich an der Thür ihrer Wohnung. Ein schmuckes Stubenmädchen erschien um zu öffnen, fragte leise, ob ich der Herr aus G. sei und führte mich dann in ein dunkelgehaltenes Gemach. Es war fast üppig eingerichtet und die Blumen und Rosen schienen mir noch prangender zu blühen und noch betäubender zu duften, als vor Jahren. Da glitt sie auch schon auf mich zu, in schneeweißem Hauskleide war sie, sank mir an die Brust und flüsterte: „Sie sind's! Gott, wie mir das Herz pocht!" Dann schluchzte sie und wir saßen auf einem Sopha. Obzwar wenig Licht fiel auf ihr Antlitz, so sah ich doch, daß dasselbe ein wenig rundlicher geworden war, und ihre Wangen schienen mir noch blasser und ihre Augenwimpern noch schwärzer und ihr Mund noch röther, als vor Jahren. Und weil durch die leidenschaftliche Begrüßungsscene auch ihre schwarzen, seidenweichen Haare locker geworden waren und nun niederrollten auf ihre wogende Brust, so war sie unbeschreiblich schön. Vor den schweren Fenstergardinen stand ein rundes Tischchen, an welches mit einem Kettlein ein Papagei gefesselt saß, der fortwährend krächzte.

„Ach!" flüsterte sie, „der Vogel freut sich auch, daß Sie gekommen sind. Und Sie sind so stattlich und schön geworden, oh, ich bin wahnsinnig vor Glück!" Dabei nahm sie meine Hände und preßte sie heftig an ihren Busen und ihr großes Auge zuckte freudestrahlend an meinem Leibe auf und nieder.

„Ach, Freund!" hauchte sie, „Sie bringen mir die schönen Tage der ersten Jugend zurück!" Und da ich kaum eines Wortes mächtig war, so fuhr sie mit unendlichem Reize fort

zu plaudern von vergangenen Zeiten, von dem Leben in G., von ihrer Kindheit, die herbe gewesen, von dem Glücke, das nun gekommen. Ich merkte nicht auf das, was sie sprach, ich hörte nur ihrer Stimme süßen Klang, ich fühlte nur den Athemhauch aus ihrem Munde — mir vergieng das Denken und urplötzlich rissen meine Arme sie wild an mich, um sie zu küssen .... In demselben Augenblicke fuhr sie kreischend auf und stieß mich heftig zurück.

„Mein Herr!" rief sie mit vor Zorn fast erstickter Stimme, „das ist abscheulich!" dann stürzte sie zur Glocke und mit dem Ruf: „Mein Gemahl! Mein Gemahl! So erscheinen Sie doch!"

Da trat aus dem Nebenzimmer ein schlanker, hagerer, brauner Mann im feinsten Salonanzuge.

„Gott, o Gott!" schluchzte das Weib und preßte ihre Hände ins Gesicht: „Diese abscheuliche Frechheit! Züchtigen Sie ihn! Meine Freundschaft so zu mißbrauchen! Eine harmlose Plauderstunde über vergangene Zeiten! Von meinem Glück wollt ich ihm erzählen! Und er schändet's, der wahnsinnige Bube! — O Gott, meine Nerven ....!"

Der braune „Gemahl" stand immer noch an der Thür und drehte seinen langen Schnurrbart. Ich hatte mich von meiner Ueberraschung eher erholt, als es mir heute selbst erklärlich ist. Ich war aufgestanden und wartete einstweilen darauf, was der Gemahl sagen würde. Da dieser weder einen Revolver noch einen Dolch ergriff, sondern sich nur an mir und seiner rasenden Frau ergötzte und verschmitzt schmunzelte, so trat ich einen Schritt an ihn und sagte: „Es ist kein übles Abenteuer. Wem gehört sie aber nun! Sie, mein Herr, werden Gemahl genannt, und ich werde durch glühende Liebesbriefe aus dem fernen G. herbeigeholt!"

„Hat Alte wieder Dummheit gemacht!" schnarrte der braune Mann mit fremdartiger Betonung, dann zog er sich wieder in sein Zimmer zurück und lehnte die Thüre zu.

Eine lodernde kochende Hölle im Herzen starrte ich das Weib an. Sie sank mit vollendetem Faltenwurf ihres Kleides zu meinen Füßen nieder und schluchzte: „Ach, verzeihen Sie mir! theurer, süßer Freund! Ich bin namenlos unglücklich ....!"

Mit der Fußspitze schob ich sie von mir. Ohne auch nur ein einziges Wort zu verlieren, gieng ich zur Thür hinaus — um eine unglaubliche Erfahrung reicher.

Gedichte und Gedanken

von Robert Hamerling.*)

Ghasel.

(1854)

Merke, Kind, ein Dichterherz kann wie die Taube sanft sein,
Doch kann's auch wie ein feurig Roß, das wild den Boden stampft, sein,
Ist blau der Tag und lind die Luft, blüh'n gold'ne Blumen rings,
Dann mag sein Grund ein heller See mit Blumen um den Ranft sein.
Doch spiele nicht zu nah', zu lang an seinem Rande, liebes Kind,
Denn eh' Du's denkst, kann er ein Pfuhl, der Pech und Schwefel dampft, sein.

Löwe und Rose.

(1858)

Es trat auf eine rothe
Rose der Löw' im Zorn;
Da blieb ihm in der Pfote
Der zarten Blume Dorn.

Es schwoll, es schmerzte die Pranke,
Der grimme Löw' ist todt;
Frisch labt sich am Morgentranke
Des Thau's die Rose roth!

Sei noch so fein das Feine,
Das Grobe noch so grob,
Das Feine, Zarte, Reine,
Das schöne siegt doch ob!

Das war ein Kuß!

(1867)

Daß war ein Kuß! O himmlisch holde Lust!
Als zagend sich Dein Wesen mir enthüllte,
Und schämig sich barg an meiner Brust,
Und ich Dein Leben heiß an meinem fühlte!

Das war ein Kuß! Nicht so ein Mäulchen nur,
Wie sich's erlaubt verschämtes Liebeswehe;
Es war ein Kuß in ganzer Figur,
Es war ein Kuß vom Wirbel bis zur Zehe.

Liebende.

(1868)

Schwer ist's für Liebende,
Ruhig zu bleiben;
Nimmer Vernünftiges
Können sie treiben:
Soll'n sie vor Langweil' nicht
Tödtlich erkranken,
Müssen sie küssen sich,
Oder sich zanken.

Der kleinen Frida.

Kind, auf dem Kissen, wo sonst in düstern Gedanken der Dichter
Wiegte das Haupt, stillbrütend, nur Wildes, Gewaltiges sinnend
Sanfter nun ruht er vielleicht, und Milderes dichtet er, sinnt er,
Künftig auf selbigem Pfühl, seit arglos darein sich geschmiegt hat
Zur dreistündigen Rast dein holder germanischer Blondkopf.

Wenn sich zwei Liebste raufen.

(1873)

Wenn sich zwei Liebste raufen,
Ruft nicht die Polizei,
Denn eh' sie kommt gelaufen,
Ist aller Zank vorbei.

Und wollet sie nicht scheiden,
Und stürzet nicht in's Haus,
Sonst werfen Euch die beiden
Versöhnt zur Thür hinaus.

Hypochonders letztes Ideal.

(1874)

Mit zwanzig Jahren träumt' ich einen Engel,
Nicht mehr noch minder; hold und schwanenrein,
Und überirdisch, ganz aus Lilienblüte
Gewoben und aus Himmelsätherschein.

Verzicht that ich dann später auf den Engel
Und wünschte mir nur mehr ein irdisch' Weib;
Doch immerhin ein Muster des Geschlechtes,
Mit edlem Geist und zauberschönem Leib.

*) Diese Gedichte stammen aus dem Nachlasse des Dichters und sind in seinen bisher erschienenen Werken nicht enthalten. Die Red.

Die Zeit verstrich. Ich ließ die hohen Träume,
Und wünschte mir ein Weibchen, sanft und gut,
Nicht allzuschön, als Hausfrau treu und tüchtig,
Verständig und mit leidlich frohem Muth.

Und jetzt? — Bei Gott, jetzt wär' ich schon zufrieden
Mit einem Weib, das, wenn der Bund sie reut,
Bei Tisch nicht tückisch hinter meinem Rücken
Ein Pülverchen mir in den Becher streut . . .

Epigrammatisches.

(1866)

Männlich verbanne die Angst, doch naht sie Dir unbezwinglich,
Nun, so wisse Du auch sie zu ertragen als Mann!

* * *

Strecke die Hand nicht aus nach den Blüten der Freude, wo schmerzlich-
Läuternd ein heiliger Ernst nicht Dir die Seele berührt!
Wonne der Sinne, hinab in den Abgrund reißt sie den Frechen,
Nur ein edleres Herz hebt sie zum Himmel empor.

* * *

Schleunig vergessen die Sinne Genossenes: aber das Herz bleibt
Fromm und treulich gedenk jeder Minute des Glücks.
Darum zerrinnt sie, die Lust, wenn nicht das Herz sie getheilt hat,
Spurlos gleichwie im Traum, gleichwie der flüchtige Rauch.

O hört' ich's noch einmal . .

(1880)

O hört' ich's noch einmal, das himmlische Wort:
Ich liebe Dich!
Mir ist's wie ein Stern, der mir einmal gestrahlt,
Dann für immer erblich!

Einst hört' ich's nicht achtend das himmlische Wort,
Zu verweilen kosend an traulichem Ort
Schien mir eitel die Müh' —
Da war's zu früh!

Und es schwanden die Tage in endloser Zeit,
Die mir öde verstrich —
O hört' ich's noch einmal, das himmlische Wort:
Ich liebe Dich!
Und hört' ich's, ach, nun,
Nach so manigem Jahr
Das himmlische Wort, das ich still nur erfleht —
Wär's nicht zu spät?

Die Bohnen.

(1881)

„Praktisch" gedacht' ich zu werden und pflanzte mir Bohnen im Garten,
Dachte, nun braucht' ich als Dichter doch wohl nicht mehr zu verhungern,
Aber als blühten die Bohnen, da kamen die reizendsten Jungfraun,
Schwärmten am Garten vorüber und pflückten getrost im Vorbeigehn
Blüt' um Blüte heraus aus dem Bohnengehege des Dichters,
Steckten sie sich vor die Brust, und preßten sie gar in ein Büchlein.
Wahrlich, mir ist's ein Vergnügen, daß so fortleben die Blüten.
Winter nun ist es geworden, ich sitz' im geplünderten Garten,
Und in dem Hause, dem leeren, beglückt, und — hungre mit Freuden.

Selig.

(1881)

Selig spricht der Papst die Frommen,
Die noch Frömmern spricht er heilig;
Mancher ist so hoch geklommen,
And're haben's nicht so eilig.

Sprach der Bonze: „Hier auf Erden
Führend solchen Wandel schmählich,
Wirst Du nie ein Heil'ger werden!"
Ich: „Kein Heil'ger — aber selig!"

Willst Du mich loben.

(1882)

Willst Du mich loben, so lobe mich schlicht!
Was singst Du mir schwülstig ein Lobgedicht?
Freund, Deine erste Freundespflicht
Ist: Reize mir meine Feinde nicht!

Räthsel.

(1884)

Sechs Wochen lang saß Kunigund
Dem jungen Maler Findel.
Begonnen ward ein Jungfraunbild,
Und fertig ward ein Kindel.
Was für ein Kindel war denn das?
Je nun, ein Findelkindel!

Liebe mich nicht!

(1884)

Nein, liebe mich nicht!
Küsse mich, Kind,
Herze mich, Kind,
Aber liebe mich nicht!

Der Kuß bringt Wonne,
Die Liebe Verdruß.
Zu spät oft kommt Liebe,
Doch nimmer der Kuß.

Wunsch.

(1884)

Ach, daß doch die Leute
Wie die Geister wären:
Zu verbannen jetzo,
Jetzo zu beschwören!

Muß etwas sein.

(1887)

Muß etwas sein, und muß ich etwas thun,
So nehm' ich dies für einen Götterwink,
Daß ich es thun auch solle, und ich thu's.

Kritik.

(1888)

Getrost, o Poet, wenn sie rühmen Dich selbst,
Und Deine Werke schelten!
Sie loben auch Gott, und nennen sein Werk
Die schlechteste der Welten.

Lehrzeit.

(1888)

Eh' den Homunkel ich schrieb, da kannt' ich leidlich die Welt erst:
Kennen lernt' ich sie ganz, seit den Homunkel ich schrieb.

Tag für Tag.

(1888)

Tag für Tag, Jahr für Jahr
Schwinden im Leid;
Aber sie schwinden doch!
Nimmer befreit
Ringend mit schwerer Noth
Schlägst Du im Streit
Zwar nicht das Uebel todt,
Aber die Zeit.

Mißgönne es nicht!

(1888)

Wie den Blumen Du gönnst, wenn begraben Du liegst,
Daß Sie blüh'n Dir über dem Grab,
So mißgönn' es auch all dem Lebendigen nicht,
Was im Leben Dir das Geleite gab,
Wenn es Dir nicht folgt in die Grube hinab,
Wenn es weiter ein Veilchen auch ohne Dich
Noch lebt und liebt und leidet und lacht.
Verschlingt es doch auch gar bald, o wie bald,
Die gemeinsame Nacht!

Einem drängenden Redacteur.

(1889)

Wer eines guten Liedleins gewärtig ist,
Der warte, bis etwas dergleichen fertig ist,
Sonst erzwingt er sich etwas, das nicht vollwertig ist.

Dichterkrönung.*)

(1889)

Krönen wollen sie Dich, hispanischer Barde Zorilla?
Krönen mit goldener Kron'? Krönen auf maurischer Burg?
Freilich, es krönt auch heut, wie in früheren Zeiten, die Mitwelt
Große Poeten noch stets gerne nach altem Gebrauch;
Aber vom Dornstrauch holt man zur Krone des Dichters die Zacken,
Drückt nach unten gekehrt tief in die Stirne sie ihm.

---

*) Als Zeitungen die Nachricht von der beabsichtigten Krönung des spanischen Dichters Zorilla auf der Alhambra brachten.

Persönliche
Erinnerungen an Robert Hamerling.

Von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Hamerling, der seiner Kränklichkeit wegen persönlich kaum in die Oeffentlichkeit trat, hatte doch stets Interesse für die Vorgänge in der Stadt. Ich, scheinbar viel in der Gesellschaft lebend, wußte weniger von dieser, als er und verlangte auch nicht viel zu wissen.

„Sie erzählen mir so wenig, was draußen vorgeht," sagte er einmal.

Ich legte den alltäglichen Vorgängen nicht genug Bedeutung bei, um davon mit ihm zu sprechen. Nur über das Theater berichtete ich manchmal des Näheren. Ueber das Volksstück hörte er gerne sprechen, besonders die Volksstücke von Anzengruber und Morré erregten sein Interesse stets, und so oft ein solches im Druck erschienen war, mußte ich es ihm bringen. Er las es genau durch, verlangte auch einmal die Bildnisse der beiden Autoren zu sehen und fragte bei deren Betrachtung: „Das sind wohl zwei gute persönliche Freunde?"

„So viel ich weiß, kennen sie sich gar nicht persönlich und stehen in keinerlei Verkehr miteinander."

Hamerling schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist merkwürdig. Bei dem gleichen Zwecke, den sie sich gestellt, haben sie so viel Verschiedenartiges und sich gegenseitig Ersetzendes an sich, daß ich geglaubt hätte, sie würden zu einander hingezogen sein und im geistigen Verkehr sich gegenseitig fördern." — Er dachte dabei vielleicht an unser Verhältnis und fügte noch die allgemein gehaltene Bemerkung bei: „Es wäre wünschenswert, wenn die Dichter unter sich zusammenhalten wollten. Es würde auch mit den Standesinteressen besser bestellt sein."

Hierauf erlaubte ich mir die Entgegnung, daß die Dichter, gerade die hervorragenden, zumeist eigenartige Leute seien, die selbständig ihre besonderen Wege giengen und nicht das Zeug hätten, sich einander anzubequemen. „Wir sehen auch, daß fast Jeder für sich einen Kreis hat von Leuten, die nicht eigentlich seinem Stande angehören, sondern nur Liebhaber desselben sind."

„Ich gebe zu, daß es im Allgemeinen so ist," sagte er, „aber ich behaupte, daß es stets zum Guten geführt hat, wenn Dichter mitsammen Freundschaft geschlossen haben."

„Das kann keiner höher schätzen als ich," war meine Antwort.

„Leben Sie nur, leben Sie nur auch außerhalb der vier Wände. Sie sind ein gesunder, glücklicher Mensch," sagte Hamerling ablenkend. „Sie können munter wie die Biene umherfliegen und Honig sammeln aus Blumen und Disteln. Ich bin der an den Felsen Geschmiedete, sehe von Ferne die Freuden der Welt, die Früchte des Lebens und kann sie nicht erreichen. Geduldig warten muß ich, bis es einem mitleidigen Freunde einfällt, zu mir zu kommen und mir, dem Verschmachtenden, zu erzählen, wie süß die Früchte sind, die andere genießen."

Solche Reden von ihm giengen mir allemal tief zu Herzen. Und es war ihm wirklich wie eine Labe in

seiner Einsamkeit, wenn er vernahm vom Glücke Solcher, die er lieb hatte. —

Zur ungewohnten Stunde trat Hamerling eines Tages bei mir ein. „Trotzdem mir heute nicht wohl ist," sagte er, „muß ich zu Ihnen, ich bin Ihretwegen einigermaßen in Sorge. Gehen Sie heute nicht aus, es weht ein empfindlich kalter Wind. Gehen Sie auch nicht nach Wien, das ist ebenso ungesund."

Ich hätte ja gar nicht die Absicht, nach Wien zu gehen, war meine Antwort. Er blickte mich fest an.

„Eben vor einer halben Stunde hat mir Jemand erzählt, daß Sie wieder nach Wien giengen, um für ein gutes Mittagsessen irgendwo vorzulesen."

„Wer hat das gesagt?" fuhr ich auf, „das ist ja eine ganz infame Lüge!"

„Regen Sie sich nicht auf," versetzte er, mir gewissermaßen in den Arm fallend, „mehr will ich nicht hören, ich bin ganz beruhigt. Ich hatte es eigentlich auch nicht geglaubt, aber der N. hat es so bestimmt gesagt."—

„Den N. wollen wir rufen lassen und den N. werde ich in Ihrer Gegenwart einen niederträchtigen Lügner heißen!"

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, thun Sie das nicht!" bat Hamerling. „Vielleicht ist er schlecht berichtet worden, klären Sie ihn brieflich auf, nur keine Scene. Mir genügt Ihr Wort vollkommen. Ich danke Ihnen. Ich bin ganz beruhigt. Und nun will ich nach Hause gehen und dem N. meine Meinung schreiben. Leben Sie wohl."

Damit war er fort.

Dieser Auftritt ist ein Beispiel davon, wie besorgt er um mich und meinen Ruf war und wie gewissenhaft er darüber wachte. Bei einer späteren Gelegenheit that er über denselben Gegenstand die folgende Bemerkung: „Es hätte ja möglich sein können, daß Sie sich in aller Naivetät einmal hätten fangen lassen. Aufrichtig gestanden, ich fände nichts Schlimmes daran, allein uns Dichter verübelt die Welt manches, was sie selbst thut, Anderen erlaubt, an Anderen sogar charmant findet, und also müssen wir uns den Launen der Leute fügen. An uns Dichter wird der denkbar strengste Maßstab gelegt. Wir müßten in unserem Leben und Betragen *viel* besser sein, als die Philister es selbst sind, wenn wir in ihren Augen nicht als viel schlechter gelten wollen."

„Man kümmere sich um die Leute nicht," war meine fast kecke Antwort. „Die Leute und ihre Meinungen imponieren nur von der Ferne und Solchen, die wenig mit der Menge in Berührung kommen. Wer täglich durch ein Heer von Philistern sich zu schlagen hat, der wird ungeniert und gleichgiltig dafür, was die Leute sagen; sie legen ja auch selbst kein Gewicht darauf und widersprechen sich in jedem Augenblick. Daß wir auf offener Warte Stehenden doppelte Pflicht haben, makellos zu sein, das ist gewiß."

Vielleicht war das von mir ein wenig vorlaut gesprochen, er aber entgegnete: „Es freut mich, daß wir auch in diesem Punkte gleicher Meinung sind."

Dieses war eines der sehr wenigen Gespräche zwischen uns, die einen ganz leichten Beigeschmack von Empfindsamkeit hatten. Heute rührt mich die besorgte Liebe des älteren Freundes zu dem jüngeren und sein Bestreben, diesen an sittlichem Werte ihm ebenbürtig zu machen. —

„Sie machen sich doch gar zu interessant bei mir, durch Ihr seltenes Erscheinen!" so sprach er mich eines Tages an. „Aber wissen Sie, Männern imponiert man nicht mit dem Schmollwinkel, nur Frauen."

„Schmollwinkel?"

„Na, ich weiß es ja. Sie leben in der Welt und denken nur nicht daran, wie es manchmal dem Einsamen zu Muthe ist. Vielleicht auch dünkt Ihnen die Gesellschaft schöner Frauen unterhaltender, als die des kranken Mannes."

Eine lebhafte Einwendung von mir unterbrach er rasch: „Und Sie hätten wahrlich recht. Auch ich hatte eine Zeit, wo ich nur mit Frauen umgieng. Ja, ja. Männer waren mir zuwider; die Dummen langweilten mich mit ihrer Dummheit und die Gescheiten langweilten mich noch mehr mit ihrer Gescheitheit. Ich bin im Ganzen gar nicht neugierig zu wissen, was andere Leute denken. Gedankenaustausch! Mir waren meine eigenen Gedanken gerade recht, ich tauschte mit Niemand. Was ich brauche, ist ja nicht Belehrung, ich brauche eine Stelle, wo ich mein müdes Haupt hinlegen und ein wenig ausrasten darf; eine Stelle, wo ich mich nicht anzuspannen, wo ich nicht zu debattieren brauche, sondern wo ich Neigung und Nachsicht finde, wo mir ein Stündchen vergeht in traulichem Geplauder und Zusammensein. Das fand ich nur bei Frauen. — Aber die Zeiten haben sich geändert, lieber Freund, eine Einzige ist mir treu geblieben, Frau Muse. Und obzwar Sie bei dieser mein Nebenbuhler sind, so empfinde ich doch noch immer nicht genug Feindseligkeit gegen Sie, um mich über Ihr so langes Ausbleiben zu freuen."

Ich ließ mir's gesagt sein, folgte dem Drange meines eigenen Herzens und besuchte ihn fast jeden Tag, bis der Mai uns wieder auseinanderführte. —

Als ich im Sommer 1883 eines Tages auf Besuch im Stiftinghause war, und von seinem im „Heimgarten" veröffentlichten Aufsatz: „Eine Station meiner Lebenspilgerschaft" gesprochen wurde, sagte Hamerling plötzlich: „Sind Sie einverstanden, wenn ich mit den Erinnerungen aus meinem Leben im »Heimgarten« fortfahre? Ich möchte meine Lebensbeschreibung nicht fremden, sensationssüchtigen, nach Notizenkram und bloßem Hörensagen arbeitenden Leuten überlassen, sondern sie selbst besorgen. Mein Leben ist äußerlich nur ein enger Kreis, aber auch in einem solchen kann man innerlich einen langen und bedeutungsvollen Weg zurücklegen. Ich werde mehr die inneren Keime und die seelische Entfaltung berücksichtigen, als die äußeren Verhältnisse und Erlebnisse. Aeußere Verhältnisse ähnlicher Art wie ich haben Tausende erfahren, sie sind darum noch keine Dichter geworden. Ich möchte fast sagen, daß äußere Verhältnisse weniger harter Natur mir besser zu statten gekommen wären, als der Druck der Armut, der besonders in meiner Jugendzeit auf mir gelastet hat. Ich wäre keiner von denen, die ein gewisses Wohlleben verweichlicht und geistig träge macht, ich glaube, daß ich wie Sie unter allen Umständen dichten müssen, und zwar so gut wir können."

Dann fuhr er fort: „Sie sind ja auch aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, aber so arm wie ich sind Sie nie gewesen. Das Kind eines freien ansässigen Bauers führt eine fürstliche Existenz gegenüber dem Kinde eines Taglöhner-Ehepaares, das bisweilen eine Art von Nomadenleben führen muß. Aus gewissen Rücksichten darf ich es einstweilen gar nicht verrathen, wie arm wir gewesen sind. Ich bin der festen Meinung, daß meine Krankheit ihren ersten Grund in der entbehrungsreichen Kindheit hat. Nur den einen Vortheil mögen meine vielen äußeren Kämpfe ums Dasein für mich gehabt haben, nämlich den, daß ich nicht Zeit hatte, innere zu führen. Von Blasiertheit, Zerrissenheit, Lebensüberdruß und dergleichen schönen Sachen reicher Leute weiß ich nichts. Innerlich habe ich mich stets wohl befunden, abgerechnet die Stimmungen des Weltleides, denen jeder

ernste Dichter unterworfen ist.*) Es sind viele Leidensstationen von jener Zeit an bis heute, und so möchte ich meine Selbstbiographie »Stationen meiner Lebenspilgerschaft« nennen. Ich schreibe sie allmählich, Sie drucken sie allmählich ab und den Lesern wollen wir gestatten, sich weidlich zu ärgern, wenn die Biographie weder pikante Abenteuer, noch niedliche Genrebilder zu erzählen hat. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, in der den Leuten meine Lebensbeschreibung gerade so recht sein wird, wie ich sie verfaßt haben werde."

Nun, diese Zeit ist bereits gekommen. Die „Stationen" sind uns das wertvollste Document seines Lebens und Strebens und der Schlüssel zu seinen Werken. —

Als 1885 im Grazer Stadtpark Brandstätters Bronzestatue meiner „Waldlilie" aufgestellt wurde, fühlte ich mich dadurch geehrt. Doch lag über meiner Freude der eine Schatten: Sind Leitner und Hamerling in Graz schon also ausgezeichnet worden? Wohl wußte ich, daß die Auszeichnung für mich mehr zufällig war und dem Meisterwerke des Künstlers als solchem zugeschrieben werden mußte, aber ein wenig peinlich war mir's doch, daß ich früher als die älteren und hochverdienten Männer, und sogar bei lebendigem Leibe, hier ein „Denkmal" haben sollte.

Wenige Tage nach der Enthüllung fand zwischen Hamerling und mir das folgende Gespräch statt:

„Sie gehen jetzt wohl recht fleißig im Stadtpark spazieren?" fragte er schalkhaft.

„Gar nicht kann ich das mehr!" antwortete ich. „Soll ich an der Waldlilie vorübergehen und mich von den Leuten anschauen lassen? Und den Bescheidenen spielen, oder den Stolzen? Ich habe mir die Statue noch gar nicht ordentlich ansehen können, es stehen immer Leute dort, und vor diesen sozusagen meine eigene Dichtung zu bewundern — es geht nicht."

„Ich stand gestern fast eine Stunde vor der Waldlilie," entgegnete er, „und ergötzte mich an der Kritik des Publicums. Dem Einen ist an der Statue die rechte Hand nicht recht, dem Andern die linke nicht. Der hat am Fuß des Mädchens etwas auszusetzen, der Andere am Fuß des Rehes. Einem war die Nase zu kurz, einem Anderen zu spitzig. Der fand den Sockel zu hoch, der Andere zu niedrig und ein Herr — Sie kennen ihn recht gut — behauptete: Das ganze Ding habe nur den einen Hauptfehler, nämlich den, daß es da sei. Ich glaube, der Mann wird Sie von nun an hassen, weil Sie im Stadtpark Ihr Denkmal haben, und er keines. Auszeichnungen bei Lebzeiten sind immer gefährlich, statt die Achtung vor dem Ausgezeichneten, erwecken sie den Neid. Ich höre, daß Brandstetter als Seitenstück zur Waldlilie meine Kora aus der Aspasia bilden und im Stadtpark aufstellen lassen will; der talentvolle Künstler würde seine Sache sehr gut machen, aber ich bitte Sie, als Freund das unter allen Umständen zu verhindern. Das, wenn es geschähe, würde jenem Herrn und manchem seiner Collegen den schönen Stadtpark ganz und gar verleiden. Ich will Niemandem Böses."

Mit harmloserer Ironie äußerte er sich, als er erfahren, daß in Ottakring bei Wien eine Gasse und in Simmering eine Gasse nach meinem Namen benannt worden sei.

„Wo nehmen Sie nur die Bescheidenheit her," sagte Hamerling, „mit Unsereinem noch ein freundliches Wort zu reden! Es vergeht ja kaum eine Woche, ohne daß Ihnen zu Ehren irgendwo eine Gasse getauft, ein Standbild gesetzt, ein Ehrenbürgerdiplom überreicht wird."

„Traurig genug," war allen Ernstes meine Antwort. „So weit ich die Welt kenne, darf ich mir kein langes

*) Diese Gedanken fand ich später in den „Stationen" näher ausgeführt. Der Verf.

Leben wünschen, um die frühzeitigen Auszeichnungen nicht zu überdauern. Guter Weltbrauch ist sonst, bei Lebzeiten unterschätzt und nach dem Tode überschätzt zu werden. Nicht durch ein großes Werk verdient der Dichter ein ehrenvolles Denkmal, sondern dadurch, daß er sich hinlegt, stirbt und sich begraben läßt."

„Nun, nun," sagte Hamerling, „ein Unglück ist es gerade nicht, wenn es einmal umgekehrt kommt. Ich gestehe, daß ich eine Freude, eine wirklich herzliche Freude habe, wenn ich sehe, wie man Sie achtet und gerne hat. Besonders die Steirer. Wen sollen sie denn lieben, wenn nicht den Mann, der Steiermark besingt, wie man seine Geliebte besingt! Dieser Tage habe ich wieder einmal in Ihren alten Schriften gelesen, die noch von Ihrer Kindheit stammen, und habe neuerdings mit Rührung beobachtet, wie Sie schon damals halb unbewußt vielleicht, aber unermüdlich bestrebt waren, Ihrem Volke etwas zu sein, zu werden. Nach meiner Meinung haben Sie der Steiermark unschätzbare Dienste geleistet, deß müssen Sie sich als Mann auch bewußt sein."

Das Obige als Beispiel, wie mein großer Freund bestrebt war, mir Muth und Selbstvertrauen einzuflößen und zu erhalten, Eigenschaften, die ich nicht immer in genügendem Maße besitze, die aber nöthig sind zu erspießlichem Schaffen. —

Ich weiß nicht mehr, bei welcher meiner kleineren Dorfgeschichten Hamerling einmal ausrief: „R., das schreibt Ihnen keiner nach!"

„Im Gegentheil," war, auf gewisse „Epigonen" anspielend, mein Einwand, „sehr Viele schreiben es mir nach."

„Um so besser, so machen Sie Schule. Traurig steht es um den Dichter, der nicht Schule macht. Unsere Epigonen, ja ich sage sogar, unsere Plagiatoren begründen erst unsere Unsterblichkeit, sie tragen unsere Art auch in jene flachen breiten Regionen hinab, in die wir selbst nicht sinken können, und zwar mit der gehörigen Verwässerung, die für die Menge nöthig ist."

Die Mehrzahl, von der er hier sprach, drückte mich ein wenig, ich glaubte mich nicht zu Denen rechnen zu dürfen, die nicht in die flachen Regionen sinken können. Ich muß ihm das angedeutet und vielleicht mit einiger Beklommenheit auf meine enge Begrenzung im Volksthümlichen hingewiesen haben, er machte eine Bewegung mit der Hand und sagte: „Ich bitte Sie, sagen nicht auch Sie die dumme Phrase nach von der engen Begrenzung, in die man Sie immer einsperren will und über die ich mich schon so oft geärgert habe. Wären Sie hübsch in der engen Begrenzung geblieben, welche eine löbliche Kritik nach Erscheinen Ihres „Zither und Hackbrett" und Ihrer „Steirischen Sittenbilder" mit einem Federstrich um Sie gezogen hat, so hätten Sie keinen Waldschulmeister und keinen Gottsucher geschrieben. Lassen Sie sich von den Literaturbonzen die Grenzen Ihres Könnens nur ruhig ziehen und springen Sie nur immer frisch darüber hinaus, so wie Sie es bisher gethan haben. Der Dichterruhm liegt nicht innerhalb, sondern außerhalb gezogener Grenzen."

Vielleicht war es infolge dieses Gespräches. An einem der darauffolgenden Tage sandte mir Hamerling den französischen „Figaro," in welchem eine meiner Novellen ins Französische übersetzt gedruckt stand; dabei war ein Zettel mit Hamerlings Handschrift: „Wie man hier sieht, überspringen Sie nicht bloß die vom literarischen Kritiker W. gezogenen ästhetischen, sondern auch die von Bismarck gezogenen politischen Grenzen." Auf das Zeitungsblatt hatte er mit Bleistift den Spruch geschrieben:

„Meister ist Jeder und gleich ein Jeder der Größten und Besten,
Wenn er das Eigenste gibt, was er wie Keiner vermag."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie solche Bemerkungen von ihm mich allemal ermuthigten und stärkten, daß sie wie erquickender Wein waren für mein oft zagendes Herz. —

Einmal nach dem Erscheinen eines meiner Bücher kam Hamerling zu mir in die Wohnung und zog sofort das neue Buch aus dem Sacke.

Aha, dachte ich, jetzt wird die Dichtung besprochen. Er schmunzelte ein wenig, setzte sich mir gegenüber an den Tisch, nahm einen Bleistift zur Hand und sagte: „Ja, mein Lieber, heute ist der Schulmeister in mich gefahren. Jetzt will ich Ihnen einmal Unterricht geben in der deutschen Grammatik und Rechtschreibung. Warten Sie einmal, da haben wir gleich etwas. Man sagt nicht von Kirschkernen, daß sie zwischen den Zweigen herab sickern; sickern kann nur Flüssigkeit. Schreiben Sie anstatt sickern: rieseln. Hier ist die Rede von einer Volkstype aus den Alpen. Typen, das sind Buchstaben, wie sie der Schriftsetzer aus Blei hat; Sie meinen Typus und müssen daher Volkstypus schreiben. Dann hier gibt es auf einer Seite nicht weniger als fünf Austriacismen, die nicht deutsch sind und in Norddeutschland nicht verstanden werden. Wo Sie nicht Ihre Bauern sprechen lassen, sondern als Erzähler selbst zum Leser sprechen, da haben Sie ein tadelloses Deutsch zu schreiben. Hier sprechen Sie vom Verkühlen, man verkühlt sich aber nicht, selbst bei sibirischer Kälte nicht, aber vor dem Erkälten muß man sich in Acht nehmen. Nun kommen wir auf diese Seite. Da steht ein verworrener Satz. Ich weiß genau, was Sie sagen wollen, Andere aber dürften nicht klug daraus werden. Dann hier und hier und hier: Meist grammatikalische Fehler, man kann sie auch Druckfehler nennen, ich strich sie bloß an und empfehle sie Ihrer freundlichen Beachtung. Sie haben einen Styl, um den man Sie beneiden kann, allein Sie wenden zu wenig Sorgfalt darauf an. Bei uns Dichtern kommt es nicht sosehr darauf an, was man sagt, sondern vielmehr wie man es sagt. Wir können die größten Wunderlichkeiten sagen, haben sie eine künstlerische Form, so werden sie nicht allein verziehen, sondern auch geglaubt. — Ueber den Inhalt des Buches das nächstemal."

Nie vorher und nie nachher hatte er so bestimmt und scharf über Fehler von mir gesprochen. Es machte auf mich auch den gehörigen Eindruck. Schon am nächsten Tage kam von ihm ein Briefchen, welches nicht mehr in meinem Besitze ist, beiläufig aber so gelautet hat:

„Sie haben mir in dieser Nacht einige schlaflose Stunden verursacht. Nicht Ihrer Sprachfehler, sondern der meinen wegen. Ich habe gestern Kleinigkeiten, wie sie fast in jedem Buche unserer rasch producierenden Zeit vorkommen, in einer Weise zur Sprache gebracht, die Sie am Ende verletzt hat. Zu meiner Entschuldigung bitte ich Sie, sich daran zu erinnern, daß der philologische Schulmeister in mir, der schon seit länger als 20 Jahren den Mund halten muß, manchmal ungeberdig wird. Der Dichter hat ihn nun hoffentlich für lange Zeit ins Ausgedingsstübchen zurück gejagt. Also kommen Sie bald zu mir, Sie haben nichts mehr zu fürchten als vielleicht einen Ausbruch meiner Freude über mehrere Partien Ihres neuen Werkes.

H."

In seinen „Stationen" ergeht Hamerling sich irgendwo in eitel Lob über mein „hübsches Zeichen- und Malertalent." Er hatte nämlich mehrmals geblättert in jenen literarischen Erzeugnissen, die ich im Waldhause als Knabe hervorgebracht und reichlich mit „Illustrationen" versehen hatte. Ich gestehe, daß ein gewisses Geschick in mir war, mit Bleistift oder Feder

allerlei Bildchen zu zeichnen und sie dann mit Wasserfarben zu bemalen, was durch kleine, aus eigenem Haupthaare verfertigte Pinsel bewerkstelligt wurde; aber daß diese meine „Kunstwerke“ in Hamerlings Lebensbeschreibung ausdrückliche und fast ernsthafte Würdigung fanden, hat mich doch ein wenig überrascht. Als ich später aber Gelegenheit hatte, Einsicht in seine Zeichenmappe zu nehmen, da begriff ich, daß meine Bilder ihm imponieren konnten. Ich habe von einem erwachsenen Menschen wohl selten so unbeholfliche, geradezu kindliche Handzeichnungen gesehen, als von unserem Dichter. Dieselben könnten allenfalls von einem müßigen Maurergesellen oder von einem launigen Schuhmacher stammen, wenn nicht sehr deutlich des Künstlers Namenszug dabei stünde und nicht mit seiner Schrift der Gegenstand erläutert wäre. Gegenstand der mit Feder gezeichneten und mit Bleistift straffierten Bildchen ist stets sein liebes Mündel Bertha. So ist dargestellt, wie Hamerling gravitätisch mit dem kleinen Mädchen spazieren geht, wie das Kind von der Schule kommend aussieht, wie es als siebzehnjährige, züchtige Jungfrau zu schauen sein wird, und auch das Porträt des künftigen Bräutigams fehlt nicht. Alles höchst einfältig, ohne Spur von Schattierung oder Perspective, ich glaube, die Figuren stehen sogar in der Luft. Die Auffassung ist geradezu rührend kindlich und die Formen und Verhältnisse sind derart verzeichnet, daß man anfangs glaubt, er habe dem Kinde zuliebe und sich zum Scherze Carrikaturen zeichnen wollen. Doch sehr bald wird es dem Beschauer klar, daß es dem Künstler furchtbarer Ernst damit gewesen gute und ähnliche Bilder zu erzeugen und daß ihm das Können leidig im Stiche gelassen. Um diese Bildchen, die einst im Hamerlingmuseum eine höchst interessante Nummer sein werden, am Besten für die Leser zu charakterisieren, darf ich nur bitten, sich an die Kreidezeichnungen zu erinnern, die auf den schwarzen Tafeln der Volksschulzimmer in den Zwischenstunden zustande kommen.

Auch kleine Schnitzereien von Baumrinden sind vorhanden von seiner Hand. Eines Tages war er mit Bertha in den Mariatrosterwald gegangen, um auf Wunsch des Kindes eine wunderthätige Alraunwurzel zu suchen. Da eine solche trotz alles Umherguckens nicht zu finden war, so brach Hamerling ein Stück Kiefernrinde vom Baum und schnitzte daraus mit dem Taschenmesser eine wunderthätige Alraunwurzel. Die Einfalt dieser Bildnereien wirkt herzbewegend auf den Beschauer, wenn er sich erinnert an die gewaltige Gestaltungskraft, an die glühende, sinnberückende Farbenpracht, die in dem Dichter des „Ahasverus in Rom“ und des „Königs von Sion“ sich geoffenbaret hat. Die bildende Kunst hat er nirgends bevorzugt. In seiner Wohnung war zwar manches Bild, an das sich persönliche Erinnerungen knüpften, aber kein eigentliches Kunstwerk. Auch an den illustrierten Ausgaben seiner Werke zeigte er keine besondere Freude, wie auch konnte seine Phantasie an derlei Genüge finden! Am meisten befriedigten ihn Thumanns Zeichnungen zu seiner Dichtung „Amor und Psyche,“ an denen ihm das Ideale und Liebliche gefiel.

Mehr Sinn, als für bildende Kunst, hatte er für Musik. Mit Musik beschäftigte er sich gerne und häufig, doch war er darin Autodidakt. Er lernte die Noten, er lernte, abgesehen von geringer Beihilfe in der Jugend, das Clavierspielen fast ganz durch sich selber. Auch die Geige verstand er einmal zu handhaben. Er spielte Beethoven, Bach, Mendelssohn und vor Allem Chopin, der sein besonderer Liebling war. Manchmal, wenn ich bei ihm eintreten wollte und ihn drinnen spielen hörte, horchte ich ein wenig vor der Thür. Leicht sprang er von den Noten ab und kam in

ein Phantasieren, das manchmal lieblich, manchmal wunderlich, manchmal großartig war. Wenn man dann leise anklopfte, war es mit Allem vorbei, befangen stand er vom Clavier auf, als schäme er sich seines Spieles. Und doch hätte ich ihm für mein Leben gern ruhig und lange zugehört.

Im Frühjahr 1875 war es, als ich eines Tages vom Grabe meiner wenige Wochen früher verstorbenen Gattin in meine Wohnung zurückkehrend, vor der Thür stutzend stehen blieb. Drinnen auf meinem Pianino ertönte das Weihnachtslied: „Dies ist der Tag von Gott gemacht.“ Es war das Letzte gewesen, was meine Frau gespielt hatte, und nun klang es genau wieder so, mit derselben frommfreudigen Innigkeit.... Wer konnte das sein? — Heftig begann mir das Herz zu pochen, und als ich die Thür öffnete, saß am Pianino Robert Hamerling.

„Es war ihr Lieblingslied!“ sagte ich, ihm die Hand reichend.

„Ich habe eine Wunde aufgerissen,“ entgegnete er leise, „verzeihen Sie mir, die Noten waren aufgeschlagen.“

„Bitte, spielen Sie es noch einmal. Ich möchte es immer wieder hören.“

Da war es das erste- und letztemal, daß er mir vorspielte. Es dauerte aber nicht lange. Ich vermochte meine Rührung nicht zu bezähmen, da brach er plötzlich ab, trat ans Fenster, um sich unbemerkt die Augen trocknen zu können. Dann sagte er, tief Athem schöpfend: „Ja, die Musik! — Kein Wort und kein Bild führt uns Vergangenes und Verlorenes so klar und lebendig wieder vor die Seele, als die Musik.“

„Musik schläfert Kinder ein, Musik weckt Todte auf. Es hat einen tiefen Sinn, wenn es heißt, daß am jüngsten Tage nicht durch einer Stimme Ruf oder durch das Krachen des Donners, sondern durch Posaunenschall die Todten aufgeweckt werden.“ —

„Man spricht von einer Zukunftsmusik,“ bemerkte er nach einer Weile, „ich kann auch von einer Vergangenheitsmusik sprechen, das heißt von einer solchen, auf deren Schwingen man in die Vergangenheit zurückfliegt.“

Seine Vergangenheit voll materieller Noth und voll himmelstürmendem Idealismus — er dachte oft an sie. —

In den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ erzählt Hamerling von seinem Freunde Anton Bruckner, mit dem er zur ewigen Freundschaft den Bund „die Herakliusbrüder“ geschlossen hatte. Von der Schließung dieses Bundes liegt mir die Urkunde vor, ein gar merkwürdiges Schriftstück, welches den Idealismus und die Sehnsucht nach geistigen Thaten und Ruhm der beiden jungen Männer so vortrefflich kennzeichnet, daß es hier Platz finden soll.

„Contract.

Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn,
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgeh'n.
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Goethe.

Die Unterzeichneten, da sie beyde als Freunde sympathisch nach einem hohen Ziele streben, von dem gemeinschaftlichen Wunsche beseelt, das Lob der Nachwelt zu erringen, und es mehr als Alles fürchten, ruhm- und spurlos in das Dunkel des Todes und der Vergessenheit hinabzusinken, von einem frühzeitigen Tode jedoch für ihre Wünsche und Pläne das meiste befürchten zu müssen glaubten, haben, um die bösen Wirkungen einer so traurigen Störung nach Kräften zu mindern, Folgendes bei dem Genius ihrer Freundschaft sich zugeschworen am Tage des heil. Heraklius, den 11. März 1846:

Wenn Einer von ihnen im Jugendalter mit Tod abgienge, ohne bevor seinen Ruhm fest gegründet zu haben, so ist der Hinterbliebene verpflichtet, den literarischen Nachlaß des verblichenen Freundes sammt einer Biographie desselben mit seinen eigenen Schriften ans Licht zu fördern, ihn würdig zu feiern, auf jede Weise zu

streben, den Ruhm des Bruders mit dem eigenen zu vereinigen und der Nachwelt ans Herz zu legen, daß sie dieses Bündnis ehre, und fortwährend in allen späteren Auflagen die Erzeugnisse beyder Freunde vereinigt bestehen lasse, wenn sie längst schon in besseren Regionen sich wiedergefunden.

Sie haben zu diesem Behufe sich außerdem zu folgenden Punkten vereinigt:

1. Es ist Jeder verpflichtet, dem Freunde eine gedrängte Skizze seines Lebens schriftlich mitzutheilen, um ihm die Data zum Lebensabrisse zu liefern.

2. Es hat der Hinterbliebene das vollste Eigenthumsrecht über die Papiere des Verblichenen, ausgenommen, wenn dieser mit einigen derselben eine besondere Verfügung vor seinem Tode getroffen haben sollte.

Wenn die Eltern, Verwandten, oder sonst Jemand, dessen Wille nicht zu umgehen ist, den literarischen Verlaß des Verblichenen ausdrücklich und dringend verlangten, so hat der Hinterbliebene nach Beschaffenheit der Umstände diesen Bitten Gehör zu geben und die Papiere nach genommener Abschrift zurückzustellen, doch nur dann, wenn er dafür halten kann, daß sie in die besten Hände gekommen sind. Wenn von einem Werke, Gedichte u. s. w. sich Dupplikate vorfinden, so hat der Hinterbliebene nur Ein Exemplar für sich zu nehmen und das Uebrige den Eltern, Verwandten u.s.w. wenn sie es wünschen, zur beliebigen Verfügung zu überlassen.

3. Die Contrahenten geloben, zum Andenken des Tages, an dem dieser Contract geschlossen wurde, nämlich am Tage des heil. Heraklius, sich mit dem gemeinschaftlichen Nahmen „Heraklius-Brüder" zu benennen. Jedes Jahr soll überdies an diesem Tage gegenwärtiger Contract aufs Neue abgeschrieben, und die neue Abschrift mit den Exemplaren der vorigen Jahre aufbewahrt werden, wenn keiner der Contrahenten zurücktritt, was jährlich an diesem Tage gestattet sein soll. Es haben die contrahierenden Freunde an diesem Tage die Exemplare der vorigen Contracte vorzuweisen, sie werden jeden etwaigen Groll vergessen, den Bund der Freundschaft erneuern und übrigens diesen Tag jährlich als ein frohes, heiliges Fest feyern, mit einem Herzen voll unvertilgbarer Liebe, Treue und Sympathie.

Wien, am Gedächtnistage des heil. Heraklius, den 11. März 1846 (Eintausend, achthundert, vierzig und sechs.)

Anton Adalbert Pruggner,
Heraklius-Bruder.

Rupert Johann Hammerling,
Heraklius-Bruder."

Also lautet der Heraklius-Contract. Robert Hamerling wäre der Mann dazu gewesen, im Ueberlebungsfalle den Verdiensten des Freundes auf das Gewissenhafteste gerecht zu werden. Allein als in den Sechziger Jahren der Freund verschollen war, „man glaubt, daß er den Tod in den Wellen der Donau gesucht," fand sich nichts von ihm vor, was „das Lob der Nachwelt" gesichert hätte. Doch hat der „Rupert Johann Hammerling" sein Wort eingelöst und dem Heraklius-Bruder in den „Stationen" ein schönes und bleibendes Denkmal gesetzt. —

Franz Stelzhamer hat sich einmal darüber beklagt, daß die Welt seiner Person zu wenig und seinem Namen zu viel gebe, nämlich letzterem ein zweites m. Eine ähnliche Beschwerde konnte auch Hamerling erheben. Es war ihm keine große Freude, wenn er seinen Namen mit mm geschrieben sah; den begeistertsten Zuschriften, die seinen Namen wie Hammerling schrieben, legte er kein Gewicht bei. „Wer," sagte er einmal, „den Namen des Dichter nicht schreiben kann, der kann auch seine Gedichte nicht lesen, oder hat kein Interesse an ihnen. Der beste Beweis einer Scheinverehrung ist das falsche Schreiben des Namens dessen, den man zu verehren vorgibt.

Finden denn Sie nie ein zweites s in Ihrem Namen?"

„Oft genug," antwortete ich, „und bei mir haben in diesem Falle die Schreiber gar nicht Unrecht. Mein Familienname ist stets mit ß geschrieben worden. Weil es aber zu meiner Jugendzeit nicht weniger als fünf Peter Roßegger in meiner Heimatsgegend gab, wovon gar nicht jeder mit mir verwandt war, und ich nicht mit diesem oder jenem verwechselt werden wollte, so brach ich zur Zeit, als mein Name anfieng gedruckt zu werden, demselben das s aus. Jetzt thut es mir manchmal fast leid, den bezeichnenden Bauernnamen eines Mannes, der mit dem Roß eggt, geändert zu haben. Und ich weiß auch gar nicht, ob man das Recht dazu hat."

„Wer sich selbst einen Namen macht, der kann ihn auch schreiben wie er will," versetzte hierauf Hamerling. „Bei mir ist ja derselbe Fall, mein Name ward ursprünglich mit mm geschrieben, ich habe aus ähnlichen Gründen wie Sie, und auch der Vereinfachung wegen, das eine m gestrichen."

Thatsächlich findet sich im Trauscheine der Eltern Hamerlings, sowie in seinem Taufscheine der Name: Hammerling (mit mm). —

Das Gefühl des Neides, glaube ich, hat Hamerling an sich nie gekannt. Und doch sagte er eines Tages zu mir: „Um Eines beneide ich Sie wirklich. Es gehört natürlich auch zu Ihrem Glücke, das erreicht zu haben, so wie es zu meinem Unglücke gehört, für mich es nicht erreichen zu können. Ihr Verleger hat da eine billige Volksausgabe Ihrer Werke gemacht, deren gleichmäßig, hübsch und handlich ausgestattete Bände sich so appetitlich lesen, daß man es immer bedauert, sie schon gelesen zu haben. Eine solche Ausgabe hätte ich auch immer bei meinen Werken gewünscht, habe sie aber nie erreichen können. Meine Bücher sind viel zu theuer, die meisten Leute, und oft gerade solche, die für Literatur noch Genußfähigkeit haben, können sie nicht kaufen. Und am Ende bleibt es doch einer der Hauptwünsche des Dichters, ins Volk zu dringen und im Volke zu wirken."

Diese seine etwa vor sechs Jahren gethane und auch später oft wiederholte Äußerung gebe ich heute mit besonderer Absicht wieder. Was Hamerling selbst nicht erlebt hat, das wollen wir, das will das deutsche Volk erleben: Eine billige Ausgabe seiner Werke. Dieser Dichter hat sich seinem Verleger stets so wahrhaft freundschaftlich entgegenkommend und vertrauend erwiesen, hat ihm in jeder Beziehung stets solche Vortheile gelassen, daß man fast versucht ist, zu sagen, er habe seinen Verleger zum Universalerben eingesetzt. Da wir andererseits auch die Coulanz der Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter) in Hamburg kennen, so zweifeln wir nicht, daß eine billige und dabei würdig ausgestattete Volksausgabe der Werke Robert Hamerlings in kurzer Zeit erwartet werden kann. Der Verlag wird seinem großen Autor mit einer solchen Ausgabe ein auch ihn selbst ehrendes Denkmal gründen im deutschen Volke. Der erhebende, stärkende und erlösende Geist, den Hamerlings Werke athmen, soll besonders in unseren Tagen die größte Verbreitung finden. —

„Wenn ich," sagte Hamerling eines Tages, „mein wissenschaftliches, philosophisches Werk herausgebe, so werden sich die Leute wundern, daß es nicht in Versen ist. Sie werden sich sehr schwer an den Gedanken gewöhnen, daß es diesmal nicht der gestaltende Dichter, sondern der kühle scharfe Denker ist, der zu ihnen spricht. Bei diesem Werke wird es sich nicht handeln um Schönheit, sondern um Wahrheit, um nackte harte Wahrheit, allein der Wahrheit willen."

„Das Werk wird Jene wohl aus-

söhnen," bemerkte ich, „die sich bisher beklagt, daß Sie das Gute und Schöne bevorzugt haben, der Wissenschaft gegenüber."

„Glauben Sie das nicht," antwortete er. „Ganz im Gegentheil wird es heißen: Schuster bleib' bei deinem Leisten! Ich würde ihnen den Gefallen auch ganz gerne gethan haben, wenn neben dem poetischen Hamerling nicht auch noch ein wissenschaftlicher Hamerling in mir stäke, der etwas gelernt und gedacht hat und auch einmal ums Wort bittet. Ich habe über meine Welt- und Lebensanschauung, die so Manchem nicht gefallen will, Rechenschaft zu geben. Jeder hat das Recht, zu sagen, was er von der Welt denkt, was er vom menschlichen Wesen hält. In ein Gewerbe, in eine Fachwissenschaft kann und darf freilich nicht ein Jeder dreinreden, die Philosophie aber geht den Menschen als solchen an; obwohl die Meisten sie für etwas Müssiges halten, treibt doch fast Jeder auf eigene Faust ein wenig Philosophie, es mag daher vielleicht doch nicht allzusehr überraschen, wenn der Dichter nicht immer nur dichtet, sondern auch einmal denkt."

Das philosophische Werk, von dem hier die Rede war, wird binnen kurzer Zeit der Öffentlichkeit übergeben werden. Er nannte es einmal das Werk seines Lebens, es wird uns eine neue Seite dieses Geistes enthüllen. —

Als vor einigen Jahren eine gewisse Partei, gegen die wir uns ablehnend verhielten, einen Zeitungsartikel erscheinen ließ, der mir durchaus anständig, ehrlich und von bester Absicht beseelt schien, fühlte ich mich von diesem Aufsatze so hingerissen, daß ich einem Führer jener Partei meine Beistimmung aussprach zu den Gedanken, die in dem Aufsatze erörtert waren. Allsogleich schlugen sie Kapital daraus, veröffentlichten meine Bemerkungen verstümmelt und führten mich in einem ihrer Wochenblätter als den Ihren auf.

„Das kann Ihnen zur Witzigung dienen," sagte bei solcher Gelegenheit Hamerling zu mir. „Sie sind zu vertrauensselig. Der Artikel war ja nichts als Bauernfängerei. Merken Sie sich, daß es im Parteileben kein Recht, keine Ehrlichkeit, kein Sittengesetz gibt. Alliieren Sie sich mit keiner, auch mit der Ihnen am nächsten stehenden nicht. Wir Poeten gehören zur Gruppe der Parteilosen, und sollte sich auch diese Gruppe einmal zu einer Partei der Parteilosen verknöchern, so müßten wir sofort auch gegen sie Partei ergreifen. Der Pegasus im Parteijoche ist ein ganz gewöhnliches Pferd."

„Also sollen wir die Parteien ignorieren?" fragte ich, „sollen wir ihnen nicht manchmal ein deutsches Wort sagen?"

„Das kann uns Niemand verbieten," antwortete er. „Ich habe eins im Köcher. Warten Sie, bis mein Homunkel erschienen sein wird."

Der Pfeil im Homunkel traf, aber anders, als der Dichter geglaubt, er traf Jeden, aber selten Einer bekannte sich für getroffen, Jeder heuchelte Unschuld und that, als gelte der Pfeil dem Gegner. Das Verhältnis und das Gebahren der Lesewelt zu dieser Satyre gestaltete sich so überraschend wunderlich, daß der Dichter eines Tages sang: „Ehe den Homunkel ich schrieb, da kannt' ich leidlich die Welt erst, kennen lernt' ich sie ganz, seit den Homunkel ich schrieb!"

„Ja, lieber Freund, die Leute sind drollig!" bemerkte Hamerling einmal, „denken Sie, meine größeren Werke zusammen haben mir nicht so viel Beifall eingebracht, als ein par nationale Gelegenheitsgedichte, die ich in letzterer Zeit verfaßt habe. Daraus ersieht man, wie leicht es für uns wäre, die Gunst der Zeitgenossen zu erlangen."

An diesen Ausspruch muß ich oft

denken, wenn ich sehe, daß Hamerling gegenwärtig fast nur als deutschnationaler Dichter gefeiert wird. Unleugbar, er ist für uns bedeutsam als Verfasser des „Teut," des „Germanenzug" und anderer Gedichte nationalen Inhaltes, aber größer noch ist er als Verfasser des „Ahasver," „des Königs von Sion," des „Danton und Robespierre," der „Aspasia," des „Amor und Psyche" u. s. w. Freilich sind auch diese Werke im deutschen Geiste geschrieben und bringen im Auslande als deutsche Werke das deutsche Volk zu hohen Ehren, aber das ist nicht genug, heutzutage, oder besser, es ist zu viel. Man begnügt sich mit dem Worte: „Deutsch." Doch das muß so oft als möglich betont werden.

„Ja!" rief Hamerling, „deutsche Worte hör' ich, Worte! Doch wo bleibt der deutsche Sinn? Die deutsche That!"

Seine Dichtung war mehr als ein deutsches Wort, sie war eine deutsche That.

Eines Tages, es war im Jahre 1884, fand ich ihn sehr erregt. „In solchen Momenten," sagte er, „weiß man es, wohin man gehört."

Ich verstand ihn anfangs nicht. Da hielt er mir ein Zeitungsblatt vor, in welchem eine Notiz mit Bleistift angestrichen war. Die Notiz berichtete, daß zu Paris vor dem Standbilde der Stadt Straßburg die Franzosen aus Rachgier eine deutsche Fahne verbrannt hätten.

„Wahrlich, das hitzt das Blut!" sagte ich.

„Nicht wahr!" gab er bei. „Aber sie mögen machen, was sie wollen. Straßburg werden sie nicht haben, Straßburg nimmermehr!"

Kurze Zeit darauf las ich sein berühmt gewordenes Straßburglied. Das Lied zündete durch ganz Deutschland, sowie fast alle seine Aussprüche und Gedichte nationalen Inhaltes. Ich muß aber, und gewiß im Sinne des Verewigten, nochmals betonen, daß die Hauptbedeutung des Genius Robert Hamerlings in seinen großen Werken liegt, die der Weltliteratur angehören und bereits in fast alle Culturspracheu übersetzt worden sind. —

Vor vier oder fünf Jahren war es, als Hamerling mich eines Abends rufen ließ. Er lag im Bette und bat wie gewöhnlich, wenn er mich zu sich beschied, „um Entschuldigung, daß er mich bemühen mußte."

„Ich habe Ihnen," sagte er dann, „heute ein für einen deutschen Dichter merkwürdiges Geständnis zu machen."

Diese Einleitung erweckte meine Neugierde in hohem Grade.

„Lieber Freund," fuhr er mit einiger Verlegenheit fort, „ich besitze ein Vermögen. Es ist größer, als es bei Poeten vorzukommen pflegt, aber es ist nicht so groß, als ob ich Operettenschreiber gewesen wäre. Nun denke ich für alle Fälle daran, mein Haus zu bestellen. Wenn ich heute mit Tod abgehe, so sind ein paar Personen da, für die ich zu sorgen habe, die aber außerhalb der gesetzlichen Erbfolge stehen. Ich habe also ein Testament verfaßt. Nun weiß ich nicht, wo ich dieses Testament deponieren soll, daß es im Falle meines Todes sofort zur Hand ist, und da sollen Sie mir einen Rath geben."

Ich meinte, daß man ein Testament vielleicht bei Gericht niederlegen oder es einem Advocaten anvertrauen könne, und nannte ihm mehrere der letzteren, die wir beide persönlich kannten und achteten. Er entschied sich auch für einen solchen.

Nach einiger Zeit kam er auf diese Sache wieder zurück. „Ich habe," sagte er, „in meiner bewußten Angelegenheit noch nichts verfügt. Bei näherem Nachdenken wurde mir klar, daß der Advocat, dem man sein Testament zur Aufbewahrung gibt, auch als Testamentsvollstrecker zu bestimmen ist. Nun erfahre ich aber, daß der Herr, dem ich vorhatte, Alles zu übergeben, in neuester Zeit bei der antisemitischen

Partei sich so stark engagiert hat, daß ich glaube, er würde für meine Angelegenheit weder Zeit noch Interesse finden. Wir müssen also einen Anderen suchen."

Ich wies darauf hin, daß in seiner nächsten Nachbarschaft, in dem Hause selbst, in welchem er wohne, ein Mann sei, den ich für vollkommen geeignet hielte.

„Ich habe schon an ihn gedacht," unterbrach er mich, „und es ist mir angenehm, daß Sie seiner erwähnen. Ich habe zu ihm mein volles Vertrauen und werde ihm Alles übergeben. Sie sollen davon wissen."

Hierauf weihte er mich in manche intimere Verhältnisse ein, orientierte mich über Manches, für den Fall er plötzlich sterben müsse. „Und jetzt," so sprang er auf einmal über, „jetzt, mein Lieber, erzählen Sie mir von Ihren Kindern. Bei Ihnen blüht es so trostreich nach; Sie stehen nebst Ihrer eigenen und nebst der Person ihrer Frau in vier frischen Exemplaren fest auf Erden. Ich sollte eigentlich meinen Spruch: Die Todten allein sind unsterblich, dahin abändern: Eheleute allein sind unsterblich. Es muß doch köstlich sein, seine Liebe, seinen Ruhm und anderes Eigenthum auf Kinder vererben zu können ohne Testament und Advocaten, ja ohne sich erst darüber entschuldigen zu müssen, daß man etwas zu vererben hat und an bestimmte Personen vererben will."

Der Mann, welcher in der nächsten Nachbarschaft mit Hamerling wohnte, in demselben Hause, nur um zwei Stock tiefer, der Mann, dem er sein volles Vertrauen schenkte und dem er Alles übergab, ist der Hof- und Gerichtsadvocat Dr. J. B. Holzinger. Ich glaube, unser Dichter hätte keinen geeigneteren Vollführer seiner Bestimmungen und seines letzten Willens finden können als diesen Mann, der seit jeher dem Dichter und dem Menschen Hamerling in wahrer Verehrung zugethan war, der nun den Nachlaß bis ins Kleinste mit treuester Pietät bewacht und die Verordnungen und Wünsche des Hingegangenen, soweit sie bekannt sind, mit strenger Gewissenhaftigkeit zu vollführen trachtet. Es ist bei Robert Hamerling, der ohne legitime Nachfolger und Hüter seiner Interessen sterben mußte, dessen Name und geistiges Erbe in Gefahr stand, im Zanke der Parteien entstellt, freibeuterisch mißbraucht zu werden, es ist hier doppelt wichtig, daß ein ernster, objectiver und unbeugsamer Mann im Sinne des verewigten Geistes über dem Nachlasse waltet und Mitwache hält, daß des edlen Dichters Bild, so wie es war, in das Eigenthum des deutschen Volkes übergehe.

(Fortsetzung folgt.)

Hellfried.

Ein Cyklus von Sophie von Khuenberg.

Orakel.

Abend war's, wir saßen plaudernd
Von den holden Zukunftstagen.
„Laß' uns", sprachst Du, „eine Frage
An das dunkle Schicksal wagen."

Und mit frohem Eifer legt' ich
Dir ein Büchlein in die Hände,
„Nenn' mir," rief ich hoffnungsselig,
„Unsres Glücks Beginn und Ende!"

Lachend schlugst Du auf die Seiten —
Wir erbebten. — Wie zum Hohne
Traf Dein Finger auf die Worte:
„Von des Königs krankem Sohne." —

Neusonntag.

Ich halt Dich in Armen so wonnereich,
Mein lieblich Neusonntagskind!
Wir lachen und weinen und finden kein Wort.
Wir schau'n Dich nur an in einemfort,
Du holdes Neusonntagskind!

Ich drücke und küss' Dich in heißem Gefühl,
Mein süßes Neusonntagskind!
Wer ist so selig auf weiter Rund,
Als ich und Dein Vater zu dieser Stund,
Du goldnes Neusonntagskind!

Wolke.

Verdunkelt der blauende Himmel,
Verdüstert mein lachendes Herz —
Eine Wolke ist drüber gezogen,
Ein Schauer hat mich durchflogen,
Wie Ahnung von künftigem Schmerz!

Wallfahrt.

Hinaus den dämmrigen Waldesweg
Wallfahren meine Gedanken,
Den Berg hinan, über Wies' und Steg,
Bis hin an die Friedhofschranken.

Dort liegt begraben mein einzig Kind —
O mußte es also kommen?
Die Vögel singen im Frühlingswind,
Mir ist so weh und beklommen!

Lenztrauer.

O Frühling, wie thust Du mir bitter weh
Mit Deinem Leuchten und Singen —
In meinem Herzen liegt Winterschnee,
Den will kein Strahl durchdringen.

Die Primeln und Veilchen sind aufgewacht,
Das war ein Duften und Prangen. —
In mir aber ist es dunkle Nacht, —
Mein Kind ist schlafen gegangen!

Vorbei.

Ich hab' mit lachendem Uebermuth
Die Wonne mir ausgeträumt,
Nun ist die kalte, vernichtende Flut
In die lodernde Freude geschäumt.

Mein heißgeliebtes, ersehntes Kind
Vom Tod auf die Stirne geküßt —
Ihr brennenden Augen o, wäret ihr blind,
Daß ich solches nicht schauen müßt'!

Gleichnis.

Wie dem Schiffer ist mir, der die Küste,
Die ersehnte, holde, fast erreicht hat
Und dann jählings, wie durch Zaubertücke
Rückgeschleudert wird in graue Fluten —
Stoßgebete, wilde, heißempfundene
Schickt er aufwärts zu dem blauen Himmel,
Aber seinem Ruf wird keine Antwort.
Immer weiter reißt die dunkle Woge
Ihn hinein, und immer ferner leuchtet
Das geliebte, sonnenhelle Ufer!
Armer Schiffer! Laß das Steuer rasten,
Zieh' die Segel ein und rudre nimmer —
Laß Dich treiben auf den kalten Wassern,
Schließ' die Augen — frage nicht: wohin?!

Herzweh.

Mein Herzweh will nicht schweigen,
Es hämmert Tag und Nacht
Und alle dunklen Gedanken
Sind seufzend aufgewacht.

Sie irren wie blasse Geister,
Suchend durch Zeit und Raum —
Ich selber schlafe und ringe
Mit einem qualvollen Traum!

Hellfried.

„Hell im Haupte, Fried' im Herzen,"
Schrieb ein Dichter, Dich zu grüßen.
Ach, wie bald im Sinn der Schmerzen,
Hat dies Wort sich wandeln müssen!

Hell im Haupt, bist Du entflogen
Eilends dieser Welt der Schmerzen,
Unterm Hügel lenzumzogen,
Schlummerst süß Du, Fried' im Herzen.

Das liebliche Weiz.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Unter den Alpenländern ist die grüne Steiermark das wohnlichste. Diese hat nicht viele Luxusgegenden, heißt das, solche, welche nur zu Schmuck und Prunk dienen, aber kaum praktisch ausgenützt werden können. Sie hat zwar die nördliche Alpenkette mit ihren Felsen, Seen und Gletschern, sie hat auch die steilen Berge im Süden, an der Sann; fast alles Andere aber ist nicht bloß schön, sondern auch nützlich, so recht geeignet für menschliches Leben, Schaffen und Sichfreuen.

Vor Allem ist es der mittlere Theil des Landes, der liebliche vielfache Hügel- und Bergring, welcher sich in einem weiten Kranze um die Hauptstadt schlingt, der an Schönheit und Anmuth schwer seinesgleichen findet. Ich denke an die Thäler der Kainach, der Sulm, der Raab, der Feistritz, der Weiz. Zum letzteren zieht's uns heute. Im Osten von Graz, über die Fluren von Mariatrost, über die Höhen des Kreit, der Rabnitz, des Kleinsemmering sahen wir straßentlang manchen frohen Wanderer, manchen raschhinrollenden Herrschaftswagen ziehen gegen das Gelände von Weiz. Heute verödet die Straße, denn über Gleisdorf geht der Schienenstrang in das Thal hinein, das rechts und links von sanften waldigen Hügeln umgeben ist und in dessen Hintergrunde von malerischen Schluchten unterbrochen das Mittelgebirge sich aufbaut bis zu den hohen Almen des Osser und des Lantsch. Aber ein Spaziergang achtet nicht allein das Ziel, sondern auch den Weg dahin. Die Bahnfahrt wird genußreich, sobald man vom Grazer Westbahnhofe hinausrollt. Links der Anblick der weit hingelagerten Stadt mit ihrem Schloßberge, mit ihren hohen Thürmen und mit ihren prangenden Gärten. Rechts die Ausschau auf das weite Grazerfeld, auf die schneebedeckten Alpen an den fernen Grenzen von Steiermark. Bald biegt die Bahn links in ein Seitenthal, in welchem es nichts zu sehen gibt als Laubwälder, enge Felder und Wieslein und dazwischen kleine weiße Bauernhäuser. Wem das nicht schön genug ist, den erinnert der Tunnel bei Laßnitz, daß es wohl schlimmer sein könnte, wenn kein Sonnenstrahl und kein Farbenglanz das Auge erfreut! Vor dem Tunnel waren wir im Wasserbereiche der Mur, jetzt gehts der Raab zu. Bald öffnet sich links das Rabnitzthal mit dem Blick auf Eggersdorf, Radegund und den Schöckel. Dann fahren wir in das breite Raabthal. Alle Flüsse dieser Gegend, vom Schöckel bis zum Ringkogel bei Hartberg, haben die gleiche Richtung gegen Südosten, um später nach Osten der Donau zuzustreben und endlich den Haifischen des Schwarzen Meeres von den Rehen und Hirschen des steirischen Berglandes zu erzählen. Wir fahren nun in die Station Gleisdorf ein, der stattliche Ort Gleisdorf mit seinen weißen Kirchthürmen winkt uns freundlich zu. Wir entsteigen dem Zuge, welcher der Raab entlang abwärts ins Ungarland geht, wir nehmen kleinen Aufenthalt im gastlichen Gleisdorf, dermalen der größte Obstexportplatz des Landes. Wir besteigen die Richardhöhe oder den Hohenberg, um uns an der prächtigen Aussicht zu erfreuen. Alsdann setzen wir auf der neuen Nebenbahn unsere Fahrt fort raabaufwärts bis zum freundlich

gelegenen klimatischen Curort St. Ruprecht; da zweigen sich, vom bis hieher vorgeschobenen Hügelzug des Breiteck getrennt, die Thäler. Die Bahn verläßt die vom Osser und den Passailbergen kommende Raab, läuft rechts fort am Weizbach, im handebenen Thale. Bald sehen wir vor uns die weißen Thürme von Weizberg leuchten, hinter denselben steigen schöne Waldberge an, immer höher, wie Stufen zum Hochlande der Alpen. Auf dem Breiteck steht vielleicht hoch über Eichen und Kiefern ragend ein Thurm, der zeigt uns von seiner Zinne aus am besten, wo wir sind. Wir sind an der Grenze zwischen den Hügeln und den Alpen. Ein überaus fruchtbares Gelände breitet sich zu unseren Füßen hin: grüne Wiesenthäler, üppige Obstgärten mit Weinreben auch, saftige Wälder, klare Wässer, glatte Straßen und Dörfer, Höfe, Ruinen, Schlösser, Bergkirchlein überall wie Perlen auf grünem Grunde. Im Süden stehen die ätherischen Spitzen der Gleichenberge, die auf senkrechten Felsen ragende Riegersburg. Im Osten der Kulm, mit seinem weithinleuchtenden Bergkirchlein auf der Höhe. Die blauende Pyramide des Kulm gibt der ganzen Gegend einen unsäglichen Reiz. Hinter diesem Berge finden wir die großartige Feistritzklamm bei Stubenberg und die romantische Engschlucht bei St. Johann. Im Hintergrunde gegen Nordosten hin steht der langgestrekte Hügelzug des Rabenwald, und im Norden sind schützend und schirmend die Waldberge. Wo Engthäler den Einblick gestatten, sehen wir im Hintergrunde grüne Almen mit den blinkenden Punkten der Hirtenhütten. Also haben wir vor unseren Augen die Kuppen des Raisberges, des Landscha, des hohen Zets, des Wolfssattel, des Hundrigel, des Kaltenberg, des Rabnitzberg und endlich des hohen Schöckel mit seinem steilen Abhange und mit seinem glatten, langgestreckten Rücken, von welchem wie ein Goldkorn das neue Touristenhaus niederleuchtet. — Was macht doch die liebe Gotteserde hier für ein freundliches Gesicht! Das Hochgebirge ist so ernst und herb, dämonisch lockt es den Menschensohn an sich und schleudert ihn tückisch in den Abgrund. Und wer in ihm seine Wohnstätte aufgeschlagen, den bedroht es immer, läßt ihm das Leben so sauer werden als möglich, läßt sich die kümmerlichen Früchte nur durch ununterbrochenes Ringen der Menschenhand abgewinnen. Dieses Gelände hingegen ist milde und heiter gestimmt wie ein liebendes Weib. Wer es betreut, dem gibt er gerne, gibt viel und immer. Die Weizgegend ist eine der schönsten und fruchtbarsten im Lande Steier. Mit diesem Bewußtsein steigen wir nun nieder zum stattlichen, am Bergesfuße sich sonnenden Flecken, der sich so hübsch herausgeputzt hat und in seinem Gewerbsfleiße ein erfreuliches Seitenstück liefert zur fruchtbaren Scholle. Weiz ist ein uralter Ort und die im Markte stehende Thomaskirche soll eines der allerältesten Gebäude Steiermarks sein; sie diente einst in Feindesgefahr auch als Festung, wohin die bedrohte Bevölkerung sich flüchten konnte. In der nächsten Umgebung befinden sich die Schlösser Radmansdorf und Tanhausen. Auf dem Weizberge steht eine im Lande weitum berufene Wallfahrtskirche, der Mutter Gottes geweiht. Sie leuchtet mit ihren schneeweißen Mauern als Wahrzeichen weit in die Gegend hinaus. Zu ihren Füßen am sanften Hange liegt in Sonne und Rosenduft die Stätte der Todten. Auch hier trifft es zu, wie an so vielen Orten, daß die Todten höher gebettet sind, als die Lebendigen, daß man ins Grab nicht hinabsinkt, sondern hinaufsteigt.

Weiz erfreut sich einer lebhaften Industrie, darunter als der originellste Zweig die „Betenfabrik," wo jährlich hunderttausend Rosenkränze erzeugt werden. Die Rosenkranzkügelchen aller Sorten werden nach Mariazell und

anderen Wallfahrtsorten hin versandt, wo man sie an die Schnüre faßt und an Andächtige verkauft.

Zur besonderen Anmuth der Gegend tragen die vielen frischen und klaren Bäche bei, die aus allen Schluchten in alle Thäler rieseln und rauschen.

Unter den zahlreichen Bächen, die aus dem Gebirge hervorbrechen, nenne ich die Raab und die Weiz. Für den Naturfreund, der das „Romantische" liebt, sind diese Flüsse besonders interessant der Felsschluchten wegen, die sie in der Nähe von Weiz durchbrausen. Da ist die Raabklamm, eine über eine Stunde lange Felsenenge, in der Tiefe von dem schäumenden Wasser wild durchtost. Hier befindet sich auch die interessanteste Tropfsteinhöhle Steiermarks, die Grasselhöhle. Der Eingang ist niedrig, man muß in gebückter Stellung vorwärts, dann aber erst die gewaltigen Wölbungen, unter denen ein Wald von wunderlichen Steingebilden steht. Unheimlicher ist der Felsenschlund, das Katerloch genannt, durch das ein grausiger Abgrund bis tief zu den Gründen der Raab hinabgeht. Die Wände dieser Höhle sind selbst im Hochsommer mit Eis überzogen, die bei Beleuchtung feenhaft glänzen und glitzern, ein voll wilder Herrlichkeit strotzender Vorhof der Unterwelt. Am Felshange der Raabklamm windet sich mit Noth ein Weg hinein in das Hochthal von Passail und Fladnitz. Weit zugänglicher und — ich möchte sagen — mit kleinen Mitteln noch großartiger ist die Weizklamm. Sie wird von einer neuen prächtigen Straße durchzogen, welche von Weiz nach Passail und St. Katharein führt. Wenn wir mit ihr den Marktflecken verlassen, ahnen wir kaum, wie bequem und bald sie uns in eine Gegend führt, wie man sie nur in den Hochalpen zu finden pflegt. Jetzt noch an beiden Seiten unscheinbare Höhen, Obstbäume, gewöhnliche Waldschachen. Auf einem Hügel die Ruine Sturmberg, am Wege schmucke Bauernhäuser. Plötzlich engt sich das Thal. Der Weizbach und die Straße werden hart aneinandergetrieben, denn an beiden Seiten die senkrechten Kalkwände. Stellenweise steigen diese Wände, manchmal rauh schründig, manchmal glatt wie geschliffen, schwindelnd hoch hinan und geben sich mit ihren luftigen Zinnen und Spitzen den Anschein als wären sie bei der Enns oder bei der Traun in die Schule gegangen und wollten hier allen Ernstes ein Gesäuse vorstellen. So geht es fort eine halbe Stunde lang, da besinnt sich die Gegend, es schicke sich doch nicht, hier im rosen- und fruchtreichen Paradiese eine Wildnis aufzurichten, und sie geht wieder in gewöhnlichere Formen über.

Von der Weizklamm aus kann man hinaufsteigen zu einer der Höhlen, an denen diese Gegend so reich ist. Die erst vor kurzem von einem Hirtenknaben entdeckte Clementgrotte, die man in einer halben Stunde durchwandern kann; in derselben steht manch phantastisches Felsengebilde, wie es die ewig waltende Natur meißelt: da ist die versteinerte Jungfrau, das betende Kind, die Muttergottes, das Herz, der Weihbrunnkessel, das Schaf u. s. w. Ein anderer Weg, der Jägersteig, führt durch eine Runse der Weizklamm empor zum Rabenloch und zum Felsenkeller, ebenfalls mit Tropfsteingebilden. — Der Naturschönheiten und Wunder gibt es in dieser Gegend so viele, daß ein Buch darüber zu schreiben wäre. Der Weizer Naturdichter Bartholomäus Hiebler hat seine Heimat schon in manch trefflichem Gedichte besungen; er scheint mir das Zeug zu haben, der Welt in schöner Form noch weiteres von den schönen Landen zu erzählen und als geistiger Weiser und als Anwalt mancher seiner Landsleute Verdienstliches zu leisten.

Das Fremden- und Gasthauswesen liegt heute in Weiz noch im Bann des Althergebrachten, wie das in den

meisten Orten der östlichen Steiermark der Fall ist. Die Verpflegung gut und billig, aber in der Form den modernen Ansprüchen noch nicht angemessen. Das wäre an und für sich kein Unglück, allein es gibt Leute, welchen die reizendste Gegend nicht gefällt, das reinste Wasser, die beste Luft nicht behagt, wenn nicht feine Spazierwege, glänzende Locale, nicht städtische Firneiß in Handel und Wandel und endlich nicht hohe Preise dabei sind. Ich kenne Sommerfrischen, welche nur in letzterem Punkte dem modernen Publikum gerecht zu werden streben, das Uebrige aber gehen lassen, wie es eben von selbst geht. Weiz strebt voran und wenn das Sommerfrischwesen sich noch weiter entwickelt, weil es sich ja entwickeln muß, so kann es diesem so schönen, so günstig und glücklich gelegenen Orte nicht fehlen.

Beim Herrn Onkel zu Gaste.

Eine Erinnerung aus der Studentenzeit von **P. K. Rosegger.**

Meine schönsten Reisen habe ich ohne Geld gemacht. Freilich war alles Übrige da: Frische Beine, helle Augen, ein heiteres Herz und goldene Einfalt. Drückten die Stiefel, so zog ich sie aus, regnete es, so sprang ich in den See, um nicht nasser als naß zu werden, und war mein Säcklein leer geworden, so nahm ich die ganze Welt als mein Privateigenthum. Weil die Anderen, die noch lebten ringsherum, arme Schlucker waren, so ließ ich ihnen den Genuß von Wasser, Luft, Licht und Allem, was sie bedurften, umsonst, sie gaben mir dafür nur ein bißchen Brot und ein Nachtlager unter Dach, wo ich zusprach. Es kam selten vor, daß Einer mir den Tribut verweigerte. Nur einen großen Filz habe ich gefunden, deß Andenken ich mir liebevoll bewahrt.

Ich wanderte damals zu Zweien. Mein Kamerad war ein Lateiner aus der Fünften, der es nicht unter seiner Würde hielt, mit dem armen Handelsschüler zur frohen Ferienzeit über Land zu reisen. Handelsschüler waren sonst von den Gymnasiasten verachtet als „Krämerbuben,“ und die Gymnasiasten wieder waren von den Handelsschülern verachtet als „Bettelbuben.“ Jetzt waren aber die Schattenseiten der beiden Arten in mir vereinigt, ich war Krämerbub und Bettelbub in einer Person. Ich war ein verkehrter Peter Schlemihl, statt keinen Schatten hatte ich deren zwei. Hingegen fand ich an meinem Kameraden gar keine Schattenseiten: er war ein etwa siebzehnjähriges lustiges und treuherziges Bürschlein, das schon auch seine „Hermannsschlacht“ gedichtet hatte, wie sich das für einen ordentlichen Gymnasiasten geziemt, und das so gut war, zu seufzen, wenn ich ihm eines meiner sentimentalen Gedichte vortrug, und zu lachen, wenn ich einen Spaß machte. Auch darin harmonierten wir, daß jeder von uns sehr wenig Geld und sehr viel Appetit mit auf die Reise hatte. Also ein Herz und eine Seele; ein Wesen mit vier Füßen! wie Freund Rochus so sinnig sagte.

Die grüne Steiermark lag bereits

hinter unsern Füßen; wir zogen ins Kärntnerland ein; auch das war grün, wir verwunderten uns darüber.

„Warte nur," sagte mein Freund, „in diesem Lande kommen wir auch noch auf einen grünen Zweig. Wir gehen nach Sandnigg, dort habe ich einen Onkel. Bei dem kehren wir ein und lassen es uns einige Tage wohlgeschehen. Der Herr Onkel Bradler hat in Sandnigg ein großes Gut und ist ein sehr reicher Mann."

„O Freund!" rief ich, „Du bist wirklich talentiert! Einen reichen Onkel hast Du! Eine Eigenschaft, die mir gänzlich fehlt. Glaubst Du, daß ich mit Dir kommen darf?"

„Du wirst sehen, was das für ein prächtiger Mann ist!" sagte Rochus. „Ein Zolleinnehmer, pensioniert, hat sich nachher ein großes Landgut gekauft. Er wird sich sehr freuen. Ich glaube, er hat selber keine Kinder."

„Aber was seine Frau sagen wird?" gab ich zu bedenken.

„Er ist nicht verheiratet."

„Dann glaube ich auch fast, daß er keine Kinder hat."

Wir steuerten kühn auf Sandnigg los, und als wir im Engthale den spitzen Kirchthurm sahen, sagte Rochus: „Na endlich. Es ist auch wahrlich Zeit, mir kracht schon der Magen."

Das letzte Wort war der bildliche Ausdruck auch meiner Empfindung, daher sagte ich: „Rochus, Du bist ein trefflicher Lyriker."

Etwa um drei Uhr Nachmittags kamen wir an. Das Haus des Onkels sah wie ein Schlößlein aus. Es war in französischer Form des vorigen Jahrhunderts gebaut, nun aber etwas vernachlässigt, so daß man gleich sah, sein Besitzer gebe mehr auf das Sein, als auf den Schein. Ein weitläufiger Meierhof lag da und auf dem Platz zwischen etlichen Feldwägen gieng ein Mann in seiner stattlichen Gestalt, mit Schlafrock und langer Pfeife im Munde, behäbig hin und her. Hinter der linken Schulter hatte er einen Höcker.

„Das ist er!" flüsterte mir Rochus zu, dann trat er vor und rief: „Herr Onkel!"

Der Mann wendete sich und war anfangs ein wenig verblüfft.

„Was Teufel!" sagte er und nahm die Pfeife aus dem Munde. „Das ist ja der Rocherle! — Aber verdammt gewachsen!"

Sie schüttelten sich tapfer die Hände und der Onkel lachte unter seinem grauen Schnurrbart recht hell und gemüthlich hervor.

„Und das ist mein Freund!" stellte Rochus mich vor.

Der Onkel Bradler schüttelte auch mir die Hand und murmelte: „Laß ich mir gefallen. Interessiert Euch gewiß für die Landwirtschaft. Natürlich, so junge Männer. Da kommt nur gleich mit, ich will Euch meine Salzburger Kühe zeigen, die ich eben erst gestern bekommen habe. — Mittaggegessen habt Ihr wohl schon."

Wir fanden im Augenblick nicht Worte, um ihn zu widerlegen, da rief er sogleich: „Natürlich, so gesunde Mägen, wie man in Euren Jahren hat! Da wartet man nicht bis drei Uhr mit dem Mittagsmal. Jetzt seht Euch einmal diesen Weizen an!" Er führte uns zu einer hochgeschichteten Wagenfuhr, die eben zwei schwere Pferde vom Felde heimgebracht hatten. „Das ist ein Körndle, wie? Keiner hat so etwas in Sandnigg. Fühlt Euch die Aehren nur einmal an!"

„Man möchte gleich hineinbeißen!" sagte Rochus.

„Nicht wahr!" lachte der Onkel und war sehr gesprächig.

Mein Freud flüsterte mir tröstend zu: „Es kommt ja bald die Jausenzeit, da gibt's Milch und Käse!"

Der Onkel führte uns hinaus auf die Felder. Der lange graue Schlafrock und das blaue Hauskäppchen auf dem weißlichen Haar, das rothe, wetterharte Gesicht und der

Buschbart drin, und die kleinen klugen Augen — all das stand ihm gar nicht übel. Dazu wußte er so munter zu plaudern und auch zu scherzen, daß wir uns insgeheim das beste Prognostikon stellten für den Abend. Als wir zu einem Rübenfelde kamen, riß Rochus eine Pflanze aus dem Boden.

„Was machst Du denn?" fragte ihn der Oheim.

„Ich habe gemeint, es wäre schon eine Rübe dran," antwortete mein Freund, das Ding emporhaltend, welches zwar ein recht üppiges Kraut hatte, aber anstatt der erwarteten süßen Frucht nur ein schlankes mageres Schwänzlein.

„Leckermaul!" neckte der Onkel und tippte ihm mit dem Finger an den Arm.

Endlich kam der Abend, wir kehrten in den Hof zurück und da sagte der Onkel: „Trinkt Ihr Bier? Dann gehen wir ins Wirtshaus. Der Stingelewirt hat gewiß frisch angeschlagen."

Höher schlug uns beiden das Herz.

Der Onkel warf sich in einen andern Staat, gab einigen Leuten noch Anordnungen und dann schritten wir wohlgemut und ziemlich rasch hinab zum Stingelewirt. Mitten in der großen Gaststube hieng die Lampe, wir setzten uns an einen etwas dämmerigen Wandtisch und der Onkel fragte: „Also, Jungen was wollt Ihr essen?"

Die Kellnerin bot Schnitzel, Rostbraten und Schweinsschlögel an.

„Was ist mehr?" fragte ich.

„Die größere Portion? Mein Gott, Rostbraten kann man so groß machen, als man will," belehrte die Kellnerin.

„Mir Rostbraten."

„Mir auch, Rostbraten," sagte Rochus.

„Und mir?" fragte der Onkel sich selbst, „warten Sie. Mir können Sie — haben Sie Bratwürste?"

„Sind ihrer nicht."

„Oder ein Bäuscherle?"

„Ist schon weg."

„Schon weg," murmelte der Onkel resigniert. „Dann — dann machen Sie mir einen kleinen Pfannenkuchen. — Ich halte viel auf Pflanzennahrung," wendete er sich zu uns. „Möchte auch Euch dazu rathen. Zu viel Fleisch taugt nicht für junges Blut."

Zu wenig auch nicht, wollte ich sagen, verschwieg's aber. Der Rostbraten kam; auch sauere Erdäpfel dazu, und Bier. Es war ein köstlicher Schmaus. Drei große Semmeln hatte ich angebrochen, die erste zum Vorbeißen, die zweite zum Tunken, die dritte zum Knuspern. Eine vierte gedachte ich zum Dessert zu schmausen, da zog der Onkel, der mittlerweile mit stiller Andacht seinen Pfannenkuchen verzehrt hatte, die Zigarrentasche hervor.

„Eine Tugend an Euch, die man sonst bei der leichtsinnigen Jugend selten findet," schnarrte der Onkel, einer Cigarre die Spitze abbeißend, „ist, daß Ihr nicht rauchet."

„Aber wir rauchen ja!" rief Rochus vorlaut, „nur müssen wir erst eine Cigarre haben."

„Laß das gut sein, Junge!" sagte der Oheim und klopfte ihm auf die Achsel, „eine Lungensucht sich in den Leib zuzeln! Das gienge just noch ab. Wie Dein Vater, der hat's auch nicht lassen können, bis er auf dem Brett lag. Der," er meinte jetzt mich, „hat auch nichts dazuzusetzen. Milch saugen! ist gescheiter, wie Cigarren. Und das Geld in die Sparcasse legen. Was glaubt Ihr, was das in dreißig Jahren ausmacht, wenn man täglich das Cigarrengeld von, sagen wir, zehn Kreuzern, in die Sparcasse legt? Was glaubt Ihr? Und die Zinsen dazuschlagen. He!"

„Aber," wagte Rochus einzuwenden, „es thut ja der Herr Onkel auch —"

„Leider! Leider Gottes! Alte Gewohnheit, eiserne Pfaid. Darum nur nicht angewöhnen. — Ich denke —

Sie, Kellnerin! — ich denke wir wollen zahlen. — Was habe ich? Einen Pfannenkuchen — einen kleinen hab ich. Und ein Viertel Wein. Sonst nichts."

„Auch ein Brot?" fragte die Kellnerin.

„Richtig, das hätte ich bald vergessen. Auch ein Brot."

„Macht achtundzwanzig Kreuzer."

Mein Freund und ich guckten uns verdutzt an. Der arme Rochus wurde todtenblaß. Ich wußte, wie wenig er im Sack hatte. Aber er griff heldenmütig hinein. Ich besaß noch Mammon für etwa acht Gulden. Der größte Theil des mir für Ferienfreuden das Jahr über aufgesparten Vermögens. Es war manche Knackwurst darunter und manches Krügel Bier, die ich mir in Zeiten des Hungers und des Durstes vom Mund abgespart hatte. Nun wollte ich damit durch die Alpenländer reisen, bis Innsbruck und noch weiter. Und mit diesem prasserischen Nachtmahle hatte ich mir das Essen auf ein par Tagreisen sozusagen vorweg verschmaust. Das Alles aber war nicht mehr zu ändern, ich langte in den Sack und bezahlte meine Zeche.

Auf dem Heimwege war der Onkel besonders heiter und stellte für den nächsten Tag allerhand Ergötzlichkeiten in Aussicht. „Frühstück ist um sechs Uhr," sagte er, „da werdet Ihr wohl schon aus dem Neste sein." Auf den Hof gekommen, stand er plötzlich unentschlossen still und sagte: „In meiner Jugend habe ich immer am liebsten in luftigen Scheunen geschlafen, das ist sehr gesund. Ich hätte da oben frisches Heu." — Da wir darauf mäuschenstill waren, denn wie frisches Heu bekommt, das hatten wir auf unserer Reise schon erfahren, so fuhr er fort: „Aber die jungen Herren heutzutage sind etwas verwöhnt, sie wollen ein Federbett haben."

Wir bekamen richtig eines. Während wir einander die bestaubten Stiefel herunterritten, gab ich meinem Kameraden zu bedenken, ob wir nicht am nächsten Morgen zeitlich unsere Weiterreise antreten sollten?

„Was fällt Dir ein!" sagte Rochus, „morgen wird's ja erst lustig, hier. Paß auf, der Onkel hat Mucken, er will uns prüfen. Ich wette, morgen haben wir einen guten Tag!"

Mit dieser Hoffnung schliefen wir ein.

Als ich erwachte, leuchtete schon hell die Sonne in die Kammer. Die Uhr schlug halb sechs. Da dachte ich an das Frühstück und weckte meinen noch süßschlummernden Freund, daß er es nicht versäume; denn wie ich ihn kannte, war er ein Freund von frischem Kaffee, Honig und Butterbrot.

Wir machten uns also rasch fertig, kämmten auch unser Haar sorgfältig und giengen die Treppe hinab. An der Stubenthür stand ein altes Weib, das rief uns zu: „Wenn Ihr Frühstück haben wollt, so geht nur gleich herein, wir sind schon dabei."

Der Herr Onkel Bradler war nirgends zu sehen, wir setzten uns säumig zum Gesinde, das um einen großen Tisch und um eine große Schüssel herum saß und mit großen Löffeln wässerige Milchsuppe aß. Wir thaten mit sauren Gesichtern mit und mein Freund warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, warum ich ihn nicht schlafen gelassen hätte.

Am Vormittage, als wir uns auf einer mit Gras halb verwachsenen Kugelbahn die Zeit zu vertreiben suchten, kam der Onkel im Schlafrocke, schüttelte uns tüchtig die Hände, wollte gehört haben, daß wir gut geschlafen hätten und freute sich über unser gesundes Aussehen. Nachdem er durch Rochus vernommen, daß wir noch einen Tag zu bleiben gedächten, rief er: „Nicht wahr, schön ist diese Gegend! Wollt Ihr nicht den Kreuzkofel besteigen?"

Dazu hätten wir keine Lust.

„Aber den Pfarrer zu Leimbach werdet Ihr doch besuchen?"

„Der geht uns nichts an," sagte Rochus.

„So, Dein Vetter geht Dich nichts an!" verwies der Onkel, „ist ja verwandt mit uns, der Leimbacher Pfarrer. Heute ist Maiserute, sonst gienge ich gleich mit Euch, es ist kaum eine Stunde nach Leimbach, dort der Weg links, das Seitenthal hinein. Ich laß ihn grüßen! Und am Abende, wenn Ihr zurückkehrt, dann wollen wir uns aber Eins gönnen zusammen! Bin zwar ein alter Knasterbart, aber wenn's drauf ankommt, kann ich auch noch jung sein. Der Weg geht immer im Schatten nach Leimbach, ein schöner Weg! ein sehr schöner Weg!"

Natürlich, weil der Weg gar so schön war, so giengen wir jetzt zum Vetter Pfarrer nach Leimbach. Als wir ins kleine Alpendörfchen kamen, schlug ich dem Freunde vor, während seines Besuches beim Vetter im Wirtshause bleiben zu wollen; „ich kann's nicht verantworten, wie viel ich Deinen Verwandten Unkosten mache," war dafür meine Begründung.

„Du hast recht," sagte der gute Junge, „sei nur nicht böse. Ich mache meinen kurzen Besuch, dann komme ich zu Dir ins Wirtshaus und wir machen uns gemüthlich."

Er gieng in den Pfarrhof hinauf, kam aber früher zurück, als ich erwartet hatte. Na, mein lieber Rochus hat saubere Verwandte, dachte ich, der Herr Pfarrer scheint ihm sofort die Thüre gewiesen zu haben. Indes sah ich bald sein munteres Gesicht, als er mir zurief: „Komm, Peter, wir sind beide zum Mittagessen geladen beim Vetter."

Wenige Minuten später traten wir beide in den Pfarrhof. Der alte Herr kam uns schon entgegen, ein kleiner, rasch ausschreitender Mann mit kurzgeschorenem Weißkopf und kleinem, wohlgerötheten Gesichtlein. Auf dem niedlichen Näschen saß ein großes altmodisches Augengläserpaar. Anstatt der Kutte trug er ein schwarzes Gehröcklein. Er sah fast wie ein Professorlein aus, dem der Student noch in den Gliedern steckt trotz der weißen Haare. Die weißen Haare kann man ja wegschneiden, wie man hier sah, und so ist nichts da, welches an die sechzig Jahre erinnert, die der Mann in seinem Kalender hat.

„Das sind ja ein paar Capitalburschen!" rief er aus und streckte jedem von uns eine Hand entgegen. „Na, Gott grüß Euch! Wenn Ihr recht bescheiden seid, so kann ich Euch einladen, mit mir einen Löffel Suppe zu essen. Viel wird's nicht setzen bei dem armen Landpfarrer, nehmt halt christlich fürlieb."

Er führte uns dann in sein Obstgärtlein, zeigte uns seine zahlreiche Familie, wie er sagte, die in jungen Apfel-, Birn- und Zwetschkenbäumen bestand, welche er gepflanzt hatte. „Die Jungen werden aber erst erzogen," scherzte der Pfarrer, indem er hier ein Zweiglein richtig bog, dort ein halbdürres Aestlein wegschnitt. „In ein paar Jahren, wenn Ihr wiederkommt, werden uns die jungen Herren hoffentlich schon mit guten Früchten aufwarten."

Wir kamen zu einer Hollunderlaube, und in derselben war bereits der Tisch gedeckt für drei Personen. Ein Topf kräftiger Fleischbrühe mit Klößen, ein Teller frischen Rindfleisches mit Meerrettigtunke, eine Blechtasse mit wohlgeschmortem Rahmstrudel, das war vorhanden. „Mit dem Trank," sagte unser heiterer und stets zum Essen aneifernder Gastherr, indem er eine goldfunkelnde Weinflasche brachte, „mit dem Trank werde ich wohl nicht gar viel Ehre aufheben. Studenten trinken Bier, und ich habe keines. Der Wein ist ehrlich sauer, aber eine gute Gesundheit läßt sich doch damit trinken." Er schenkte die Gläser voll, dann erhob er das seine und sprach: „Es freut mich recht, Ihr lieben jungen Freunde, daß Ihr mich aufgesucht habt und daß Ihr fürlieb nehmt mit dem Wenigen,

was ein unvorbereiteter Alpenpfarrhof zu bieten vermag. Würdet Ihr mir länger Euere Gesellschaft gönnen, so könnte ich Euch Hirschbraten, Forellen und mancherlei so Herrenkost vorsetzen; denn was Ihr drinnen in Euerer Stadt genießt, wachsen thut es bei uns heraußen; nur ist es bei Euch drinnen hübsch gewürzt mit theuren Preisen, während wir es hier fast umsonst haben. Dafür ist es aber bei uns heraußen umso frischer. — Gottes Segen mit Euch, liebe Freunde! Ihr sollt leben!"

Wir stießen mit ihm an und erhoben, seine Gesundheit ausbringend, ein so heftiges Geschrei, daß die alte Haushälterin erschrocken herbei kam, zu sehen, was für ein Unglück geschehen sei in der Laube.

„Margarethe," rief ihr der Pfarrer zu, „geschehen ist nichts, aber schwarzen Kaffee möchten wir haben. — Zum Kaffee," sagte er dann, ein zierliches Holzkästchen öffnend, „gehören auch Zigarren. Mein Kraut ist billig und leicht, aber trocken. Bedient Euch."

Da wir bemerkten, daß es eine kostspieligere Sorte zu sein scheine, antwortete er: „Aber die billigste, die man sich denken kann. Der Herr Graf M. in Klagenfurt, bei dem ich vor vielen Jahren Hauslehrer gewesen, schickt mir zu Neujahr allemal ein Kistlein Zigarren. Ich rauche ihrer nur in fröhlicher Gesellschaft, da schmecken sie mir. Wenn ich allein bin, würde mir das Rauchen nicht wohlbekommen. Ich glaube, die Deine hat keinen Zug!" sagte er zu Rochus, „ich bitte Dich, quäle Dich nicht damit, nimm eine frische! Lernet daraus, daß auch billige Zigarren schlecht sein können, die theuren sind es unter allen Umständen."

So plauderten wir, als plötzlich auf dem Kirchthurme ein Glöcklein klang. Ein alter Mann trat heran und brachte die Botschaft, daß die Müller Kathi sterben wolle und die Sacramente wünsche.

„Die Müller Kathi!" versetzte der Pfarrer, „Gottlob, dann ist es nicht so schlimm. Seit ich in Leimbach bin, liegt die arme Frau krank, und das ist jetzt schon sechzehn Jahre; und allmonatlich einmal will sie sterben und schickt nach dem Priester. Die kann es noch so weit bringen, daß sie einst ohne Sterbesacramente fort muß, denn wenn's Ernst wird, nehmen es vielleicht die Anderen nicht ernst. Nun, so lange ich lebe, thue ich ihr den Willen. Ein Trost ist's ihr gewiß, und den darf man Niemandem versagen."

Das Müllerhaus war eine Wegstunde im Gebirge drinnen, der Pfarrer mußte fort, und uns blieb nichts übrig, als uns von dem lieben Wirte zu verabschieden. Doch haben wir ihm versprechen müssen, wieder zu kommen. Nach etwa zwölf Jahren berührte ich auf einer Gebirgswanderung nochmals das stille Dörfchen Leimbach, doch der gute Pfarrer lag schon unter dem Rasen; er war früher gestorben als die seit vielen Jahren „sterbende" Müller Kathi. Bewirtet aber hat er mich doch wieder, denn die schönen Obstbäume im Garten waren voll von vortrefflichen Früchten.

Und nun wieder zurück nach Sandnigg zum theuren Herrn Onkel Bradler. Der erwartete uns schon am Eingange des Hofes, und hatte Festgewand an. In Alpentracht war er, auf grünem Hut Hahnfeder und Gemsbart, so daß er aussah wie ein Förster.

„Seid Ihr endlich da?" lachte er uns entgegen, „ich dachte schon, Ihr wollt den alten Oheim pensionieren und Euch zum Clerus schlagen. Wohl rechtschaffen gut gespeist? Natürlich, beim Herrn Pfarrer, da schmeckt's! beim Oheim verschmähen sie's."

Aber wir haben beim Oheim ja gar nichts bekommen! wollte Rochus nach späterer Versicherung ausgerufen haben. Ich habe nichts davon gehört, wohl aber, wie der Onkel sagte: „Und nun, meine Herren, glaube ich, daß auch wir uns was Gutes anthun, so lange wir noch beisammen sind. Morgen, höre ich, wollt Ihr ohnehin schon

wieder fürbaß ziehen, was man Euch nicht wehren kann. Die Jugend will ja Welt sehen und hat recht. Aber heute muß ich meinen Gästen einen vergnügten Abend machen. Wir wandern das halbe Stündele bis zum Bachwirt hinab, da giebt's Backhühner, versichere ich Euch, wie im ganzen Kärntnerland nicht wieder. Ihr müßt meine Gäste sein — kein Wort! Ihr müßt meine Gäste sein!"

Weder meinem Freunde, noch mir war es eingefallen, auch nur ein Wort dagegen einzuwenden. Also marschierten wir nach dem Bachwirtshause.

Das halbe Haus setzten wir dort in Bewegung. Die Wirtin ließ das Feuer prasseln, der Wirt schlug Pipen an, die Mägde weideten am Brunnen Geflügel aus und frischten Grünzeug.

Ich gestehe, es war ein feines Nachtmahl, so wir beim Bachwirt einnahmen. Ein Backhuhn und ein Brathuhn mit Salat und eingemachtem Obst, dazu Bier. Dann Backwerk und Thee, dazu Wein. Wir ließen es uns schmecken, auch der Onkel griff tapfer zu, uns ermunternd, so daß wir dachten, er will von dem Pfarrer, dessen Gastfreundschaft wir mit aller möglichen Gestaltungskraft und Farbenpracht geschildert, eben nicht in Schatten gestellt werden. Wir wurden sehr lustig, erzählten Anekdoten, der Onkel wußte stets die besten; wir sangen Zechlieder, der Onkel sang am lautesten und benahm sich überhaupt so fidel, daß wir auf die Vermuthung kamen, sein früheres philiströses Benehmen sei pure Verstellung gewesen. Der Rochus blinzelte mir nur immer glückselig zu.

Mitternacht war es fast, als der Onkel mit heller Stimme nach der Frau Wirtin rief. „Bitte, meine Herren, zahlen werde ich!" wehrte er uns ab, wo es gar nichts abzuwehren gab. Dabei griff er würdig in die linke Brusttasche. Griff dann würdevoll in die rechte Brusttasche, gleich darauf weniger würdevoll wieder in die linke, begann hastig alle seine Taschen von außen zu betasten, von innen zu durchsuchen, und machte endlich einen lustigen Pfiff. „Das ist jetzt lustig!" rief er. „Meine Geldtasche habe ich zuhause vergessen. Muß schon ein Anlehen machen bei einem von Euch, bis morgen."

Rochus gestand unumwunden, daß seine Barschaft nicht langen würde. Ich griff mit verhängnisvoller Dienstwilligkeit nach meiner Börse und bezahlte eine Zeche von vier Gulden achtzig Kreuzern.

Dann giengen wir nach Hause und hatten in der hellen Mondnacht allerhand drollige Einfälle und Schnurren, wobei der Onkel mit entzückendem Bummelwitze mitthat.

Ahnungslos schlief ich in derselbigen Nacht. Am nächsten Morgen war unsere Abreise festgesetzt. Als wir dazu gerüstet waren, trug uns die Haushälterin in weißen Schalen eine bräunliche Suppe auf, ich bin noch heute der Ansicht, daß dieselbe Kaffee vorstellen sollte. Nach dem Frühstück theilte die Haushälterin uns mit, daß der »Herr« schon früh morgens einen wichtigen Geschäftsgang ins Gebirge angetreten habe, daß er uns nochmals auf das Herzlichste grüßen und glückliche Reise wünschen lasse.

Ich muß völlig versteinert gewesen sein. Mit dem Gefühle, als wäre mir an die Kehle ein Strick gelegt, fragte ich, ob er sonst nichts gesagt habe?

„Ja richtig!" rief die Haushälterin, „das hätt' ich bald vergessen. Ihr möchtet so gut sein, läßt er sagen, und möchtet ein kleines Paket mitnehmen zum Oberdorfer Schmied, wo Ihr ohnehin vorbeigeht, und dort abgeben, vom Bradler in Sandnigg, er wisse es schon."

„Und für mich dagelassen hat er nichts?" war meine beklommene Frage.

„Nichts sonst. Gar nichts."

Da wurde der Strick um die Kehle zusammengezogen.

Im kleinen Paket, das mit einem alten Zwilchsacke umwunden war, seien, erklärte die Haushälterin, ein paar zerbrochene Spaten und ein stumpfgewordenes Pflugmesser. Wir schleppten das Zeug mit uns und untersuchten es sogar unterwegs. Allein auf unsere Berechnung stellte es sich heraus, daß der Bettel nicht zwanzig Groschen wert war, daher als Entschädigung nicht verwendet werden konnte. Wir gaben das Paket denn getreulich ab beim Schmied in Oberdorf und wanderten rathlos weiter.

Nicht gen Innsbruck mehr. Nach links bogen wir ab, der schönen Stadt Klagenfurt eilten wir zu, wo wir opferwillige Studiengenossen wußten.

Rochus und ich sind dicke Freunde verblieben, aber auf Besuche bei seinem Onkel hat er mich nicht mehr eingeladen, soll auch selbst deren nicht sehr zahlreiche gemacht haben.

Es ändern sich aber die Zeiten. Im letztvergangenen Sommer habe ich mehrere äußerst vergnügte Wochen zugebracht auf dem Hofe in Sandnigg. Denn ich war dort als Gast meines Studienfreundes Rochus; wir haben viel von der schönen Jugendzeit geplaudert, viel gegessen und getrunken und sehr viel gelacht, denn — mein Freund war lachender Erbe.

Von aner eigenen Rass'.

Wiener Bilder von Jenny Neumann.*)

Der Jour fix.

„Ich führ mir an Schur ein," sagte energisch die Frau Selcherin Schrager. „Wann ich nur schon vorige Wochen auf die Idee kommen war, hätt ich wenigstens das Unglück nöt d'erlebt, daß ich gestern beim zufälligen Besuch von der Frau Tant nöt z Haus war, die Tant, die so was als die größte Keckheit betracht't."

„Na," meinte begütigend Herr Schrager, „Du hast ja nöt wissen können, daß sie kommen wird, beiß halt in den sauern Apfel und mach an süßen Germteig und lad s auf n Sonntag zur Jausen ein."

„Na, die Sonntagsjausen, bei der ma nix zu essen kriegt, hab ich satt, ich führ mir an Schur ein, das is beschlossene Sach, nur wegen dem Tag (wie sie ihn in ihren Einladungen zu schreiben pflegte) bin ich noch in Zweifel und Du sollst mir als Hausherr und Gebieter zu einem rathen, sei froh, wann Du einmal was zu schaffen hast."

Herr Schrager wußte diesen Ausnahmsfall wohl zu schätzen, er machte ein so strenges Gesicht, daß er, wie das gebildete Fräulein Schrager bemerkte, theils an Philipp II., theils an Bismarck erinnerte, er überlegte eine Weile und sagte endlich, einer plötzlichen Eingebung folgend:

---

*) Wien A. Hartleben.

„Was halterst Du vom Montag als Schur?"

Mutter und Tochter sahen einander eine Weile verzweifelt an, ihr Gesichtsausdruck verrieth Hohn, Spott, Verachtung. Beide rangen mit großer Anstrengung nach Worten, welche passend wären, die für diesen Antrag unumgänglich nöthige Verachtung auszudrücken, endlich hatte Frau Schrager sie gefunden und meinte:

„Da sieht ma erst, wie gscheit ich war, daß ich dem Vater in zwanzigjähriger Eh das Gebieterrecht eingschränkt hab. Hat der Mann ein Recht zu reden? Der Montag! Der Montag als Schur! An dem jedes Christenhaus seit Menschengedenken den Waschtag abhalt't, der Montag, wo selbst Eva im Paradies schon dem Adam gsagt hat: »Geh heut lieber ins Gasthaus, Mann, heut wird gwaschen.«"

Herr Schrager entschuldigte sich in gebührender Demuth durch eine Weile, er überlegte längere Zeit, dann kam ihm ein leuchtender Gedanke und er sagte rasch:

„Was mant's Ihr vom Dienstag?"

Wieder warfen Mutter und Tochter einander einen Blick der Entrüstung zu, und Frau Schrager bemerkte:

„Bist Du a Wiener oder bist keiner, bist Du stolz auf das neuche Burgtheater oder nöt, hast Du also schon vergessen, daß mir am Dienstag von jeher von der Frau Hofräthin die Freikarten kriegen; und wann mir sie im alten Haus nie ausglassen haben, werden wir im neuchen Haus auch keine Vandalen sein und die Kunst verachten. Gottlob, der Wolter ihre Monolog san mir noch immer lieber, wie der Tant ihr Tratsch."

Herr Schrager beeilte sich, auch diesen schmachvollen Antrag zu verwischen und schlug schüchtern den Mittwoch vor.

Jetzt war es Fräulein Schrager, die sich erhob und sagte:

„Na, mir kann's recht sein, verfeinden mir uns nur mit alle Leut, der Mittwoch ist der Schur von der Frau von Berger, wann mir den ansetzen, halt sie es rein für eine Bosheit, dann kriegt sie an Zorn, und wann der junge Berger dann nimmermehr herkommen darf — na, mir kann's recht sein."

Es scheint, daß Fräulein Schrager diese Eventualität doch nicht „recht war," denn sie brach in einen Thränenstrom aus, die Mutter beruhigte sie und rief mit einem Seitenblick nach dem Gatten:

„Und so was will ein Vater sein!"

Man entzog ihm strafweise das Wort, und Frau Schrager selbst beantragte den Donnerstag als Schur. Ihr Gemahl war von der Idee sehr enthusiasmiert.

„Du, das is a glänzender Einfall, ganz Deiner würdig, Donnerstag hab ich ohnehin meinen Kegelabend, und wann Ihr auch a Zerstreuung habt's, laßt's mich leichter fort."

„Das glaub ich Dir," sagte Frau Schrager wüthend, „ich bin nur froh, daß Du Dich verrathen hast, ja das gfallert Dir halt, uns z Haus lassen und selber nöt dabei sein müssen, wann feine Damen feine Thematas behandeln. Aber nein, grad nöt, zu die Kegelabend geh ich auch weiter mit, und beim Schur mußt Du z Haus bleiben; der Mann bringt immer eine gwisse Abwechslung, wann er kommt."

Nachdem Herrn Schragers Anwesenheit für die Damengesellschaft einstimmig reclamiert wurde, konnte er nichts Anderes thun, als sich geschmeichelt fühlen und sagte:

„Nehmen mir halt den Freitag."

Frau Schrager erhob sich gekränkt; schluchzend flüsterte sie:

„Damit es heißt, der Schrager führt a nobles Haus und hat an Schur, werd ich meine Wirtschaftsordnung umstoßen?! Freitag kommen zu mir seit zwanzig Jahr die Bettelleut, Einer nach n Andern, da könnt ich mich nach jedem Läuter an der

Glocken in Positur setzen und immer glauben, s is a Gast, und derweil fragert der draußen aus ganz andere Gründ, ob die Gnädige da is."

Fräulein Schrager, welche die ganze Zeit ersichtlich an einem großen Plane gearbeitet hatte, brachte denselben jetzt zum Ausdrucke:

„Was halten die Herren Eltern vom Samstag?"

„Meine Liebe," sagte Frau Schrager kühl, „führ Du Dir in Deiner künftigen Wirtschaft den Samstag als Schur ein, bei mir wirst das nöt durchsetzen. Ich bin gottlob a Hausfrau vom alten Schrot und Korn, Samstag wird geputzt: Thüren, Fenster Schnallen; Samstag muß die Mali Teppich und Möbel klopfen, da könnt sie dem Kaffee nöt die nöthige Aufmerksamkeit schenken, und wenn ich ihr da mit aner klanen Backerei komm, kommert sie mir mit der größten Grobheit. Und am End hätt s nöt Unrecht."

„Was wahr is, is wahr," sagte Herr Schrager, „da hat die Mutter gscheit gsprochen, ich denk halt, wir nehmen den Sonntag, der Sonntag is das Richtige."

Zornig entegnete Frau Schrager:

„Was, der Sonntag, der einzige Tag, an dem gemüthliche Leut gemüthlich zu mir kommen können, den werd ich mir nöt als Schur verpatzen, und überhaupt der Sonntag als Schur, das is ordinär!"

Zerstreut und betäubt erhob sich Herr Schrager zu einem neuen Antrage:

„Was halt's Ihr von dem Montag?"

„Den haben mir schon abglehnt, Du bist nöt bei der Sache, Carl."

„Ja, dann," rief Herr Schrager, „waß ich kan Ausweg, aber merkwürdig bleibt's doch, sieben Tage sind in der Wochen und kan anziger Schur is drunter!"

Das fixe Einkommen.

„Du, Maxerl, wär das nichts für Dich?"

Herr Johann Bürger, der Firmaträger eines alten Wiener Geschäftshauses, schob seinem Sohne mit vielsagendem, aufmunterndem Räuspern das Zeitungsblatt hin, und dieser prüfte mit einem Kennerblick, der von der glorreich absolvierten Handelsakademie erzählte, die bezeichnete „Drucksorte:"

„Junge, solide Dame mit herzigem Kinde und sicherem Einkommen sucht einen braven Mann aus der Geschäftswelt."

„Greif zu," ermunterte der Papa, „mir imponiert das sichere Einkommen, so was kann man im Geschäft brauchen. Die Sache wird sich glatt abwickeln."

Maxerl fand die Sache nicht ganz so glatt, wie Papa glaubte. Heiraten wollte er — gewiß; aber so — das gab ihm doch einen Stoß, dem künftigen Chef der altrenommierten Firma mit modern schlechtgehendem Geschäfte. Und dann das Kind! Er empfand schon im Vorhinein einen stiefväterlichen Zorn gegen das schuldlose Wesen. „Vermuthlich ein theures Abbild des Seligen mit »seinen« Augen, »seinem« Haar und »seinem« Benehmen, kurzum eine stete unangenehme Erinnerung. Und wer weiß, was es eigentlich ist, ein Bub oder ein Mädel? Ein Knabe bringt mehr Verdruß, bald führt sich der kleine Schlingel in der Schule schlecht auf, dann hat man die Schande; er zerreißt Kleider und Stiefel, die man neu kaufen muß, ohne daß man weiß, wie man dazu kommt, und bis so ein Range herangewachsen ist und eine ordentliche Stelle hat, das erleben heutzutage weder Vater noch Stiefvater. Wer weiß, wie hoch hinaus »sie« mit dem Jungen will! Am Ende muß er gar studieren, dann habe ich den Dreißiger noch als Unbesoldeten

im Haus; nein, einen Buben mag ich nicht, da wird aus der ganzen Geschichte nichts."

Maxel brannte eine Cuba an und spann den Faden weiter. „Gegen ein kleines, blondes Mädel hätte ich weniger einzuwenden. Das schaut lieb aus, ist anhänglich und ... Wie alt »sie« wohl ist? Sie kann jung geheiratet haben, dann geht das Kind vielleicht schon in die Bürgerschule, und ehe man sich's versieht, wird man Ball- oder Schwiegervater — Alles auf eigene Kosten. Hm, vielleicht hat sie der Selige ordentlich versorgt? Aber das hätte sie gewiß öffentlich mitgetheilt. Nein, meine liebe Witwe, ich renne nicht blind ins Verderben. Und wie schauen wir denn eigentlich aus? Jung und solid sein, ist manchmal keine Kunst, wenn sich das Siechsein hinzugesellt. Warum tragen wir denn keine Photographie an, wenn wir unserer Sache sicher sind? He?... Aber das sichere Einkommen! Wenn man denkt, daß wir jetzt schon zwei Stunden im Gewölbe sitzen, ohne daß uns eine einzige Kundschaft gestört hätte — es ist rein zum Verzweifeln. Also doch, ich thu's! Wäre es auch nur, um mich an dieser frechen Person, an dieser Poldi zu rächen.. "

Poldi hatte bis vor wenigen Monaten als erste und einzige Verkäuferin im Bürger'schen Geschäfte serviert. Jung, hübsch, adrett, liebenswürdig, mit einem Wort ein echtes Wiener Mädel, hatte sie die viele freie Zeit in der todten Geschäftssaison benützt, um den Herren Bürger senior und junior die Köpfe zu verwirren, sich aber zuletzt für den flotten jungen Herrn entschieden. Vom Heiraten war zwischen Beiden nie ernstlich die Rede gewesen. „Hab' ich nur Deine Liebe" u. s. w. schien die Devise der immer liebenswürdigen Poldi zu sein. Das gieng nun fort, so lange es gieng. Eines schönen Ersten aber, als Maxl dem Fräulein die Gage ausbezahlte, legte Poldi das Geld auf den Cassatisch zurück und sprach die kurzen, aber inhaltsschweren Worte: „Sie werden das Geld jetzt nothwendiger brauchen als ich, denn wir werden bald heiraten. Das verursacht, hab ich mir sagen lassen, gewisse Spesen." Maxl hatte wohl schon von der mächtigen Position gehört, deren sich Monsieur Muß in der Welt erfreut, aber das gieng ihm doch über den Spaß und betäubt fragte er: „Ja, warum denn?" — „Weil" — — —

Fräulein Poldi brach plötzlich in ein Schluchzen aus, welches so lange währte, daß der arme Maxl Zeit fand, die ganze schreckliche Wahrheit zu errathen. Als er sich von seinem Erstaunen einigermaßen erholt, war das Erste, was er that, der kecken Person durch Papa den Laufpaß geben zu lassen. Poldi verließ das Geschäft und klagte auf Alimentation, die ihr auch gerichtlich zugesprochen wurde. Maxl sah sich nun an jedem Ersten genöthigt, einen blanken Fünfziger zur Post zu tragen, eine Beschäftigung, die ihn rasend machte. Er hatte die Intriguantin seither nicht mehr gesehen, auch das Kleine nicht. Die Abscheuliche wich ihm constant aus, er hütete sich, ihr nachzuforschen. Das überspannte Ding hätte, so brummte er, dazumal auch etwas Gescheiteres thun können, als zu Gericht zu laufen; man hätte sich im Stillen „ausgleichen" können, so was kommt heutzutage in der Geschäftswelt alle Tage vor. Was würde sie nun zu seiner Verheiratung mit der Witwe sagen? Schön ärgern dürfte sie sich! Recht so!

In der liebenswürdigen Absicht, dies zu erreichen, verfaßte Herr Maxl ein anonymes Schreiben an die Unbekannte, das ihn als jungen, soliden Mann mit gleichfalls sicherem Einkommen schilderte; von seiner Verpflichtung gegenüber Poldi etwas zu erwähnen, fand Herr Maxl nicht gerathen.

Die Antwort der „Witwe" war sehr kühl und sehr vernünftig; das

fixe Einkommen wurde darin nochmals ehrenvoll erwähnt.

Maxl, welchem der vornehme Ton imponierte, bat um eine Zusammenkunft, die ihm auch zugesagt wurde — beim ersten Rondeau im Prater. Beim Rondeau, wie elegant, wie exquisit! Vielleicht hat sie gar eigene Equipage! Angesichts dieser Eleganz wollte auch Maxl nicht so schäbig dastehen und opferte einen Comfortabel auf dem Altar seines zukünftigen Glückes. Als Maxl unten ankam, gieng da Niemand spazieren als die Fürstin Metternich; die aber trug die als Erkennungszeichen verabredete gelbe Rose nicht in der Hand.

Endlich rollte ein Comfortabel heran, und eine verschleierte Dame mit einem Kinde entstieg demselben. Hinter einem Baume versteckt, beobachtete unser Maxl, nachdem er das Antlitz der zukünftigen Braut nicht zu sehen vermochte, sein künftiges Kind, ein Mädchen. Herzig und schön war die Kleine, das stand fest. Hol' der Teufel den Seligen! Mit einer graziösen Verbeugung trat Maxl vorwärts und schenkte behufs Einleitung vertraulicher Unterhandlungen seine gelbe Rose der Kleinen. Allein er hatte bald Gelegenheit, zu schwanken, ob er über die Wirkung, die seine Persönlichkeit ausgeübt, geschmeichelt oder beleidigt sein sollte. Die Verschleierte stieß einen Schrei aus und fiel halb ohnmächtig auf eine Bank. Da weder Essig noch Kölnerwasser zur Stelle war, begnügte sich der Ritter damit, zu sehen, ob sie überhaupt noch lebe; er schlug den Schleier zurück und sank mit dem Entsetzensschrei „Poldi!" auf das andere Ende der Bank.

Das Kind blickte erstaunt nach den Beiden und erwählte mit echt weiblichem Takte das Richtige in diesem verzweifelten Falle, es begann laut zu schreien und zu weinen. Da erwachte in Beider Herzen die Elternzärtlichkeit, und die Tröstungsversuche halfen über die ersten peinlichen Minuten weg. Als endlich Ruhe eingetreten war, regte sich in Maxl wieder der Geschäftsmann und erstaunt fragte er: „Ja, aber Du schreibst, daß Du ein fixes Einkommen hast?"

„Na, sei so gut, sind mir vielleicht Deine fünfzig Gulden monatlich nicht sicher? Gottlob, so viel Vertrauen habe ich noch zu Haus Bürger und Sohn."

Geschmeichelt, bot er ihr den Arm, langsam wandelten sie dem Praterstern zu, und beim Tegetthoff-Monument erfüllte Maxel zum erstenmale in splendidester Weise seine Vaterpflicht, indem er dem Kinde zwei Lufballons kaufte. — — — — —

Gestern hat Herr Bürger jun. seiner Gattin den ersten Fünfziger in der neuen Form als Wirtschaftsgeld verabreicht. Triumphierend meinte sie:

„Schau, Maxl, was Du durch »mein Fixes« für eine gute Partie gemacht hast? Erstens kannst Du jetzt auch mitessen und zweitens ersparst Du das Postporto."

Ein Besuch bei den Persern.

Wenn wir unser Haus in Ordnung haben und auch vor unserer eigenen Thür gekehrt, dann mögen wir uns umsehen, wie es anderswo bestellt ist. Reisen wir zum Beispiele einmal ins ferne Morgenland und machen einen Besuch bei den Persern.

Als im vorigen Jahre der Schah Nassr-Eddin von Persien das drittemal Europa bereist hatte, um unsere Einrichtungen kennen zu lernen und dieselben so gut es gehen mag, in seinem großen Reiche einzuführen, ist zu Dresden ein Büchlein erschienen: „Nassr-Eddin Schah und das moderne Persien. Eine populär-wissenschaftliche Darstellung von Camillo Morgan und Fritz Burger.“ Das Werk ist gar nicht umfangreich, bietet uns aber einen sehr klaren Einblick in das Leben der Perser. Da behandelt es den Schah und seine Reformbestrebungen, die politische Eintheilung des Reiches, die Hauptstadt, die Sommerresidenzen des Schah, das Militär, die Religion, das Haus- und Familienleben der Perser u. s. w. Auch die Reisen des Schah sind kurz beschrieben. Wir treten an der Hand der liebenswürdigen Führer zuerst in den persischen Königshof ein und dann in das persische Bürgershaus.

Da sehen wir vor Allem das Hofleben des Schah und müssen hervorheben, daß es, wiewohl dasselbe seiner hohen Würde im vollen Maße entspricht, doch kein allzu pompöses und namentlich sehr geregeltes ist. Der Schah, ein Mann von wahrhaft blendender Erscheinung und ungemein kräftiger Körperbeschaffenheit, obliegt vor Allem mit unermüdlichstem Interesse und nie erlahmender Arbeitskraft den größten Theil des Tages den Regierungsgeschäften, u. zw. im Birun (Männergemach) seines Palastes, des Abends erst zieht er sich ins Enderun (Frauengemach) zum Diner zurück, und verläßt sodann dasselbe nicht mehr bis zum Beginne des nächsten Tages. Winters über hält er in seiner Burg zu Teheran sein Hoflager, beim ersten Erwachen der Natur zieht er jedoch hinaus ins Freie, von einem seiner Schlösser zum anderen, in jedem etliche Wochen verweilend bis zum Hochsommer, welchen er hoch im Gebirge zu verleben plegt. Zwischen derlei Fahrten unternimmt der Schah wohl auch alljährlich weitere Reisen im Inneren seines Landes. Sein Harem beherbergt nebst den landesüblichen vier legitimen Frauen noch an circa 80 bis 100 Frauen minderer Kategorie, sowie auch das den Damen zugetheilte, unabsehbare weibliche Dienstpersonal, und zählt die Ausfahrt der königlichen Frauen ein Convoi von fast dreißig Wägen in eigenthümlichster Adjustierung, immer an hundert weibliche Gestalten führend, zu den charakteristisch interessantesten Erscheinungen der Hauptstadt des Perserreiches. Vor dem Zuge und nach demselben werden die plumpen Gestalten der Eunuchen zu Pferde sichtbar, neben den Wagen jagen laufende Haremswächter mit Ruthen alles Volk zur Seite und muß jeder Perser, der dem Zuge begegnet, sich eiligst umkehren und denselben mit zur Wand gekehrtem Antlitz an sich vorüberziehen lassen. Verläßt der Schah zu Wagen oder zu Pferd seine Burg, so ertönt vorher ein Kanonenschuß als Verkündigungszeichen, fünf königliche Läufer mit

bizarren hohen Papiermützen auf den Häuptern eilen dem meist mit sechs Schimmeln bespannten, gläsernen Galawagen, in welchem Nassr-Eddin zu fahren pflegt, voran, verlassen den Wagen jedoch schon am Stadtthore, worauf der Schah ein Reitpferd besteigt und von einer aus etwa 25 Personen bestehenden Suite begleitet, seinen Weg fortsetzt.

Vormittags findet im Regierungsgebäude (Diwan-Khanee) meist eine Zusammenkunft aller an den Regierungsgeschäften betheiligten Würdenträger und ähnlicher Personen unten dem Vorsitze des Großvezirs bei einem gemeinschaftlichen Frühmale statt, nach welchem auch der Schah alsbald sichtbar wird. Bei den Mahlzeiten zeigt sich der Schah gleich allen Persern äußerst mäßig und auch seine Vergnügungen sind überaus bescheidene. Jagden zählen zu seinen größten Passionen und bilden fast den größten Theil des Jahres seine einzige Zerstreuung, dazwischen veranstaltet man wohl auch, und zwar zumeist im Frühjahre, glänzende Pferderennen, sowie im Herbste militärische Manöver, auch Feuerwerke und militärische Musikaufführungen. Nur am Kurban-Bairam-Feste zeigt sich der Schah in besonders prunkvoller Weise. In von Brillanten strotzendem, wahre Feuergarben sprühendem Festgewande nimmt derselbe, in offenem Marmorsaale auf dem Thronsessel ruhend, umgeben von allen Großen seines Reiches, die Huldigung seiner Unterthanen entgegen, der oberste Richter erstattet einen öffentlichen Bericht über die Verhältnisse im Reiche während des abgelaufenen Jahres, worauf der Schah selbst das Wort ergreift und in einer Rede Alle zur Treu gegen ihn und zur Erfüllung ihrer Pflichten auffordert. Dazwischen werden Silbermünzen unter die Versammelten gestreut, worauf sich der Schah unter Kanonendonner wieder in seine Gemächer zurückzieht und sich an diesem Tage nur noch einmal in später Abendstunde von einem anderen Saale aus dem Volke zeigte, unter dasselbe Silbermünzen werfend, um welche, da man ihnen eine besonders glückbringende Bedeutung beimißt, alsbald ein lebensgefährliches Gedränge entsteht.

Eingehender, als im Königpalast, weiß uns das Büchlein schon über das bürgerliche Haus- und das Familienleben der Perser zu berichten. Es erzählt:

Wohl kaum bei irgend einem Volke der Erde mag der Familiensinn höher entwickelt erscheinen, als wie bei jenem der Perser. Der Perser wurzelt mit allen Phasen seiner Existenzbedingungen tief in dem Familienleben, die Familie ist sein höchstes Heiligthum, in ihr und für sie lebt und webt, fällt und stirbt er. Ehre und Unehre jedes seiner Familienglieder fühlt er gleich seiner eigenen und selbst die Zusammengehörigkeit seiner Stammes betrachtet er als eine Art erweiterten Familienlebens. Er ist stolz darauf, eine Familie sein nennen zu können, Angehöriger eines Stammes zu sein und kennt alle wie immer hervorragenden Persönlichkeiten aus demselben. Der Vater wird als das Oberhaupt der Familie, als der Herr des Hauses respectiert, ihm bringen die Kinder Ehrfurcht und Gehorsam entgegen, der Mutter sind sie in Liebe zugethan. Alles Eigenthum der Familie gehört dem Vater als Familienoberhaupt und hat es sich sogar bereits ereignet, daß von Söhnen nach Gründung ihres eigenen Hausstandes selbsterworbene Güter von deren Vätern im Laufe der Jahre in Besitz genommen und sie in demselben behördlich bestätigt wurden. Wie sehr ein solches Gesetz zu harten Ungerechtigkeiten führen kann, bedarf wohl keiner weiteren Erläuterung, obwohl auch dessen vorhandene guten Seiten nicht geleugnet werden sollen.

Ungeachtet dieses so ausgeprägten Familiensinnes und einer sehr con-

servativen Lebensanschauung mangelt dem Perser seltsamer Weise noch alles Gefühl anhänglicher Pietät für das Ererbte, auf irgend welche Weise aus zweiter Hand Ueberkommene. Ein Haus, das er durch Erbschaft erhält, läßt er principiell verfallen, ein warmes Gefühl heimatlichen Empfindens für Haus und Herd seiner Väter kennt er nicht, er dürstet nach dem Ruhme, selbst immer Neues und Prächtiges zu schaffen. Dieser Geist, der den Einzelnen beseelt, macht seine Wirkung in nachhaltigster Weise auf das gesammte öffentliche Leben geltend. Herrlichste, im vollendetsten Baustyle aufgeführte Paläste werden zur Gewinnung von Baumaterialien demoliert oder muthwillig dem Verfalle preisgegeben, um Paläste in weitaus schwächerer, neuer Geschmacksrichtung, ja selbst elende Hütten an deren Stelle aufführen zu können; prächtige, geradezu unentbehrliche Karawansereien liegen bereits eingestürzt oder stehen im Begriffe mangels jeglicher Beaufsichtigung gänzlich zu zerfallen; mit großen Kosten aufgeführte Brücken über Engpässe und Sturzbäche werden vielfach unbrauchbar, weil ein oder mehrere Pfeiler morsch geworden oder der Brückenbogen Lücken und Löcher erhalten, welche Schäden niemals ausgebessert werden, so daß ein solcher nur mit Gefahr überschritten werden kann. Ist endlich ein derartiges Bauwerk eingestürzt, so errichtet man, unbekümmert um die Trümmer des alten, etwas höher oder tiefer von demselben, ein ähnliches neues; man verschwendet im Allgemeinen Unsummen auf neue Baulichkeiten, verschmäht aber auch nur die geringste Summe für irgend welche Reparatur auszugeben.

Ist ein Perser zu Ansehen, Stellung oder Reichthum gelangt, so läßt er sich sofort, ohne irgend welchen weiteren Beweggrund, ein neues Haus erbauen und dasselbe in zielloser Weise vergrößern. Allsogleich siedeln sich sämmtliche Stammesgenossen, Diener, Clienten 2c. um das Haus des Emporgekommenen an, so daß dessen Wohnhaus mit allen umliegenden Gebäuden seiner Stammesbrüder u. dgl. rasch zu einem ganzen Stadttheile emporwächst. Bei den stets wechselnden Glückslaunen, bei der Sucht, sich jedesmal um den jeweiligen neuen Stern anzusiedeln und denselben beim ersten Erbleichen eiligst zu verlassen — denn nicht selten werden beim Sturze einer Persönlichkeit nicht nur sein, sondern aller seiner Stammesgenossen Häuser auf obrigkeitlichen Befehl niedergerissen und eingestampft, ein Gebrauch, der dem mittelalterlichen Salzstreuen gleichkommt — bevölkern sich ganze Stadttheile ebenso rasch, als sie anderen Falles wieder von der Oberfläche verschwinden. Vielfach kommen daher Bauten wegen der schwankenden Geschicke ihrer Bauherren nicht zur Vollendung, auch ereignet es sich nicht selten, daß in Folge der großen Weitläufigkeit der ganzen Bauanlage und des in Persien in jeder Beziehung mangelhaften Baumateriales oftmals ein Theil des Hauses bereits zusammenzustürzen droht, während der andere noch im Aufbaue begriffen ist. Einen wichtigen Factor im Hausleben der Perser bilden sein vorurtheilsvoller Aberglaube, seine starre Ueberzeugung von bösen Vorbedeutungen, sowie auch einzelne religiöse Satzungen. Ein Haus, in welchem sich ein Unglücksfall ereignet, würde Niemand, und wenn er es auch umsonst bekäme, jemals beziehen; ein Gebäude, das als von irgend Jemandem in unrechtmäßiger Weise erworben gegolten, kann keinen Käufer mehr finden, da es nicht gestattet ist, in einem solchen Gebete zu verrichten, und wird man aus allen diesen Umständen leicht erklärlich finden, daß in Persien, ungeachtet zahlloser, unausgesetzter Neubauten, nur wenige bewohnbare Häuser anzutreffen sind.

So prunkliebend sich der Perser nach außen hin zeigt, so schlicht und

einfach ist er in seinem Haus- und Familienleben. Der Perser hält, auch der vornehmste, täglich nur zwei Mahlzeiten; eine als Frühstück Vormittags, und eine zweite nach Sonnenuntergang als Haupt- und Abendmahlzeit. Zwischen den beiden, sowie am frühen Morgen werden höchstens ein Schälchen bitteren Kaffees oder Thees, zuweilen mit etwas Zwieback, Käse oder Früchten genommen. Die Hauptnationalgerichte der Perser bilden das Pillaw, Tschillaw und Aschi, Speisen, bei welchen vorwiegend Reis, beim Pillaw auch Lammfleisch in Verbindung mit allerlei süßen Ingredienzien, Obst, sowie Hülsenfrüchten in Verwendung kommen. Das Tschillaw wird als Beilage zu Ragouts u. dgl. gegeben. Das Aschi, die nach persischem Geschmacke leckerste Nationalspeise, ist ein selbständiges Gericht, eine Art Suppe, an deren schmackhafter Bereitung und Consistenz sich die Kunst der Köche zu erproben hat. Zum Aschi ergehen weit und breit hin Einladungen, und kann ein richtiger Feinschmecker es nie unterlassen, an demselben noch immer gewisse Verbesserungen wünschen zu müssen. An Fleischsorten sind vornehmlich Schaf-, Lamm- und Hühnerfleisch genossen; der Perser vermag nicht zu begreifen, wie man, sobald von diesen Fleischgattungen eine ausreichende Menge vorhanden ist, nach anderem Fleische greifen könnte, und bedauert den Europäer, daß er sich von Rindfleisch nähren muß. Das arme Volk in Persien sucht seine Nahrung im Brote, das in dreierlei Feinheitsgraden gebacken wird, dem Europäer aber in keinem derselben mundet, sowie der Perser sich absolut nicht an Brot in europäischer Bereitungsart gewöhnen kann. Im Großen und Ganzen nährt sich der Perser von Pflanzenkost; man speist bei den Mahlzeiten, auf Filzstücken mit eingebogenen Knien auf den Fersen ruhend, auf dem direct am Fußboden ausgebreiteten Tischtuche. Als Teller dienen vor jedem Tischgenossen gelegte Brotfladen; die Speisen werden in kupfernen Platten, dazu Scherbett in Porzellantassen mit Holzlöffeln umhergereicht, wobei man ganz nach Belieben zulangt, ohne während des Speisens ein Wort zu verlieren. Nach Tisch werden Wasserpfeifen gebracht, wonach die Unterhaltung beginnt. Bei Besuchen ergeht man sich in zahllosen Förmlichkeiten, während der gewöhnliche Gruß beim Eintritte in das Gemach nur in dem Legen der rechten Hand auf die linke Brust und dem Neigen des Hauptes besteht.

Das Haus des Persers, wiewohl über die Maßen umfangreich angelegt, zeigt sich dennoch nicht allzu pompös in seiner inneren Ausstattung. Ist man durch die nie höher als 2·5 Meter reichende Thüre, welche sich erst auf den Schlag eines an derselben befestigten Fallhammers öffnet, geschritten, gelangt man in eine Vorhalle, in der der Thürhüter seinen Platz angewiesen hat, und durch diese in das Männergemach. Jedes Haus ist in zwei Theile, das Birun (Männergemach) und Enderun (Frauengemach) geschieden. Als Mittelpunkt jeder dieser beiden Abtheilungen gilt ein stets viereckiger Hof, um welchen alle Gemächer, wie Thee-, Kaffee- und Rauchcabinete, Gesindewohnungen, Küche und Magazine, strenge eines von dem anderen getrennt, niemals untereinander verbunden, laufen. Gegenüber dem Haupteingange in das Haus liegt das vornehmste Gemach der Männerabtheilung, der große Saal (Talar), in welchem der Herr des Hauses seinen Sitz hat, Gäste empfängt und Geschäfte abwickelt. Im Talar, der, stets hoch gebaut, mit allem Luxus ausgestattet ist, zeigt sich in vornehmster Weise die Vollendung persischer Architekturkünste. Die größte Zierde des Saales bildet der in kostbarsten Malereien, Stukkaturarbeiten, Ornamenten, Vergoldungen und Glasarbeiten erprangende Plafond, sowie

die aus einem einzigen Fenster bestehende, mit aller Kunst und Sorgfalt ausgearbeitete Vorderwand. Der Boden erscheint mit einer glatten Gypslage überzogen, mit Filzen und Teppichen belegt; der oberste Raum am Fenster gilt als die vornehmste Stelle im ganzen Saale, als Königssitz, und ist mit dem kostbarsten Teppiche geschmückt.

Mit Teppichen ist ein Gemach in Persien hinlänglich eingerichtet. Möbel kennt man nicht, die Schränke werden durch zahllose Nischen in den einzelnen Gemächern, in welche man die täglichen Gebrauchsgegenstände eingeschlagen zu legen pflegt, ersetzt. Thüren und Fenster bleiben, auch im Winter, in Persien den ganzen Tag über geöffnet. An den Thüren befinden sich Anstandes halber Vorhänge, doch erscheint der Perser für Zugluft absolut unempfänglich, er besitzt nicht einmal einen Ausdruck hiefür in seiner Sprache, und selbst im Winter bei im Kamine brennendem Feuer sieht man Thüren und Fenster geöffnet. Als Ehrenplatz, namentlich an heißen Sommertagen, wird einem Gaste stets jene Stelle angewiesen, über welche die meiste Zugluft streicht. Unter dem Saale befindet sich ein kühles, kellerartiges Gemach (Zir-Zemin) als Hauptaufenthaltsort während heißer Sommertage; der Aufenthalt in demselben wirkt jedoch auf Europäer selbst bei Tage, bei Nacht aber auch für den Perser äußerst ungesund. Im Zir-Zemin befindet sich eigene starke Ventilationsvorrichtung. Der Hofraum ist in Gärtchen und Blumenbeete getheilt, des Schattens halber wohl auch mit Laub und Rebenspalieren versehen, inmitten desselben befindet sich stets ein zu den gesetzlichen Waschungen bei Gebeten, sowie zur Abkühlung unbedingt erforderliches Wasserbecken, meist mit Springbrunnen, doch ist das Wasser zum Trinken fast immer verdorben.

Eine wichtige Rolle spielt das Hausdach, welches flach, aus einer Schichte Thonmörtel und Stroh gestampft und gewalzt, in Sommernächten die angenehmste Schlafstelle bildet. Nach Sonnenuntergang schreitet Alles auf das Dach und ist dieses, mit hohen Feuermauern umgeben, neugierigen Blicken nicht zum Hause gehöriger Personen strenge verschlossen. Auf Beheizung der Räume wird, wie überall im Süden, wenig Wert gelegt. Oefen im europäischen Sinne kennt man in Persien nicht; man brennt Feuer in offenen Kaminen, an welchen sich selbst der vornehmste Perser eigenhändig auf ausgeglühten Kohlen in Stücke geschnittenes Fleisch zu braten pflegt. Einer eigenen, aparten Heizvorrichtung (kursi oder tendur) bedient man sich in den Harems, wogegen Handwerker und Geschäftsleute auf Straßen und in Bazaren sich die Hände an offen errichteten kleinen Kohlenfeuern wärmen.

Aus dem Männergemache gelangt man in das Frauengemach, welches nur Frauen, dem Ehemann, Eunuchen und über specielle Erlaubnis auch noch dem Arzte zugänglich ist. Selbst der Mann darf unangemeldet die Frauengemächer nicht betreten, die Eltern und weiblichen Anverwandten der Frauen können diese jedoch, ohne den Gatten vorher verständigt zu haben, besuchen. Das Frauengemach ist in seinem Plane und seiner inneren Einrichtung gleich dem Männergemach, nur räumlich etwas ausgedehnter zur Unterbringung der Haushaltungen der verschiedenen Frauen angelegt. Einer pompösen Ausstattung mit kostbaren Seiden- und Shawlvorhängen, Teppichen, Nippes, Schüsselchen, Schalen und Kannen chinesischer und europäischer Erzeugung erfreut sich das Gemach der Favoritfrau.

Der Perser behandelt seine Frau gut, eine thätliche Mißhandlung derselben wäre selbst in den alleruntersten Bevölkerungsschichten etwas gänzlich Unerhörtes; er betrachtet sie als wirkliche Lebensgefährtin, sie nimmt trotz

ihrer Abgeschlossenheit theil an allen seinen Geschäften, ja sogar an politischen Angelegenheiten. Heiraten werden in Persien auf zweierlei Weise, entweder auf immer (aekdi) oder bloß für eine gewisse Zeitdauer (sighe), von einer Stunde bis zu 99 Jahren, geschlossen. In jedem Falle muß der Brautwerber, je nach der Beschaffenheit der Braut in körperlicher Beziehung, den Eltern eine Ablösungssumme in meist sehr ansehnlicher Höhe erlegen, sowie in ersterem der Braut ein ebensolches Heiratsgut bestimmen. Bei einer allfälligen Scheidung, welche in Persien sehr leicht erreichbar wäre, muß der Mann dieses Heiratsgut hinauszahlen und kommen wohl auch aus diesem Grunde Scheidungen sehr selten vor; eine Frau aus eigener Familie oder aus demselben Tribus zu verstoßen, würde sogar als höchst schimpflich gelten. Eine verstoßene Frau kann unter gewissen Umständen, insbesondere eine als aekdi verstoßene, als sighe wieder geheiratet werden. Scheidungen werden größtentheils nur angestrebt bei erwiesener Unfruchtbarkeit der Frau, bei liederlichem Lebenswandel oder muthmaßlicher Untreue derselben, oder wenn sich bald nach ihrem Einzuge in das Haus ein Unglück ereignet und man sie des „bösen Schrittes" für verdächtig hält. Ein Perser nimmt auf Reisen seine Frau niemals mit, sondern schließt in jeder Station, wo er sich längere Zeit aufhält, für die Zeit seines Aufenthaltes eine sighe. Ist die Vertragsdauer einer sighe um, so ist dem Manne verboten, das Weib zu berühren, sie gilt als Witwe, sofern nicht die Vertragsdauer erneuert oder verlängert wurde, und kann wieder heiraten. Während der Vertragsdauer genießt die sighe alle Rechte eine legitimen Frau. Für alle Kinder aus sämmtlichen Ehen, aekdi oder sighe, ist der Perser zu sorgen unbedingt verpflichtet und mag die sich hierdurch ergebende große Kostspieligkeit eines polygamitischen Haushaltes wohl mit ein großer Beweggrund sein, daß trotz der in Persien gestatteten Polygamie mit Ausnahme einzelner Großen des Reiches, Prinzen, Khane oder mit Glücksgütern besonders Gesegneter, die Monogamie vorherrscht. In ärmeren Classen besorgt die Frau den Haushalt, in reicheren überwacht sie allerdings gleichfalls den Hausstand und die Erziehung der Kinder, lebt aber doch mehr ihren Passionen und Vergnügungen.

Die Heiraten werden vornehmlich in der eigenen Familie, und zwar größtentheils zwischen Cousin und Cousine, merkwürdiger Weise ohne nachhaltiger Familien-Gesundheitsschädigung, jedenfalls aber immer im selben Stamme, und zwar sehr frühzeitig geschlossen. Man verheiratet Mädchen in den ärmeren Schichten mit 10—11, in besseren Kreisen mit 12—13 Jahren, und betrachtet solche, wenn sie körperlich wohlgerathen, vermöge der zu erzielenden Ablösungssumme — zumal auch das Mädchen aus ärmster Familie, wenn sie nur von blühender Schönheit ist, selbst von den Alleredelsten des Landes mindestens als sighe geheiratet wird — als ein lebendes Capital, auf das man alle Sorgfalt verwenden muß. Jungen Männern von 16—17 Jahren wird bereits eine sighe zugewiesen, bis sie nach erlangter einflußreicher Stellung zur Heirat (aekdi) in eigener Familie schreiten. Heiraten werden in Persien meist durch weibliche Unterhändlerinnen, Verwandte rc. geschlossen, die Hochzeitsfeierlichkeiten finden im Hause des Bräutigams, sowie der Brauteltern unter allerlei Gastereien, Förmlichkeiten und Ergötzungen durch 7—8 Tage statt, während welcher der Bräutigam der Braut den Schleier gewaltsam zu lüften hat, und Beide wohl beachten müssen, wem von ihnen es hiebei zuerst gelingt, das Andere auf den Fuß zu treten; er wird im neuen Haushalte die Oberhand erlangen.

Die Kinder, welche bis zu ihrem

zweiten, bisweilen auch dritten Jahre von der Mutter, in seltensten Fällen von Ammen gesäugt werden, bleiben, der Knabe bis zu seinem siebenten Jahre, das Mädchen für immer im Frauengemach; ersterer hält sich hierauf im Männergemache auf und erhält einen Lehrer, welcher ihn in den Regeln des Anstandes und Ceremonielles, im Lesen, Schreiben, im Verständnisse des Koran und der Nationaldichter unterrichtet. Dem Mädchen wird bis zu ihrem achten Lebensjahre mit dem Knaben gemeinschaftlicher Unterricht ertheilt, von da ab wird sie den Blicken Unberufener entzogen, von ihrem neunten Lebensjahre an zeigt sie sich nie mehr unverschleiert und muß dasselbe bei seiner Hochzeit geschlechtlich vollständig unberührt sein, anderen Falles besitzt der Mann das Recht, sie ohne weiteres ihren Eltern zurückzustellen. Im hohen Grade auffallend zeigt sich in Persien die Aehnlichkeit der Gesichtszüge, Charaktere und ganzen Bewegungen der einzelnen Familienglieder, ja sogar Stammesangehöriger untereinander, welcher Umstand auf die Heiraten fast ausschließlich in der Familie oder mindestens im Stamme zurückgeführt wird. Die Frauen genießen im Gegensatze zu anderen orientalischen Ländern in Persien große Freiheiten im Verlassen ihres Hauses, dürfen jedoch, ihren Gatten und einige Anverwandte ausgenommen, vor keinem Manne unverschleiert erscheinen und betrachten Europäerinnen ob des gegentheiligen Umstandes neugierig, ja fast mitleidig. Sinkt einer Dame auf der Straße der Schleier vom Gesicht, so ist es für den sie begegnenden Manne Pflicht, sich so lange abzuwenden, bis sie selben wieder zurechtgerichtet.

Abgfertigt.



Geh, Miazl, ih bitt Dih,
Geh sag mar amal:
Wia muaß ih denn thoa,
Daß ih dar recht bi und gfall?

Daß D ma recht bist und gfallst?
Bluntzn-Hias, dös is schwa:
Du schiaglst ma z viel,
A weng hatschen thuast D a!

Dei Mäul laß Dar hobeln,
Aft wexl Dein Nam —
Frag Dih wieder amal an,
Valleicht kemman ma z samm! -

Leopold Hörmann.

Kleine Laube.

Der verspielti Terno.

A Gschichtl aus an berühmtn Mon seiner Kindheit.

Da Weberfranzl z Kirchberg. In gonzn Tog hintern Rullbam sitzn und webern, und af d Letzt kimbb erst noh nit viel Bessers ausser, as wir a Hungertuach — as is hort. Ih denk, mehr as Oana sitzt do, der s recht guat woaß, wos däs hoaßt: Die Sorg um Weib und Kind! — In gonzn Tog hort orbatn, mit da Hond oda mitn Kopf, s is oans wia s onder, und af d Nocht, wan s endler amol Feirobnd is, in Bett liegn und kümern und siniern. Olls um und um in süaßn Schlof, dir kimbb koana, sa müad as d bist. Du muaßt wochn und roathn und kümern und bist kloan vazogg. — Schauts, und just a so geht s in Weberfranzl z Kirchberg. Schon um neuni follt er ins Bett, hell zsomgmartert wir er is. Ober morgn hot er Feiter, und wer woaß, wia long daß d Feiter daurn, d Orbat is gor. — As schlogg zehni, er schloft noh nit, denkt noch, wos s essn wern af d Wochn. As schlogg eilfi, er wocht ollaweil noh und roath't, wo er a Gwandl hernehma wird für s kloani Büabl, wan da Winter kimbb. Endla noch zwölfi ba da Nocht folln an stad d Augn zua. A kloans Randl schlofft er fest, do schleicht da Tram daher. Ba sein Robertl trambb n. In d Schul geht er, da Kloani, und in d Studie kimbb er, und a hochglehrter Monn wird er, und gach steht er af a stoananer Säuln obn und schneeweiß schaut er ober af d Leut, de jung sein und olt wern. — Da Franzl wird munta. As doogazt n s Herz üba den narraschn Tram. Do muaß ma jo Luaderie setzn, follts n ein. Vier Johr is er olt, da Robertl, in vierazwoanzgastn Mirzn is er geburn, und a Säuln, dä bedeut't nochn Trambüachl neunafuchzg. Steht da Weberfranzl auf, schreibb mit an Herdgluatköhler ins Betbüachel eini drei Numera: vieri, vierazwoanzg und neunafuchzg. — Ast hot er sih wieda niedaglegg und guat gschloffn.

Togs drauf sogg da Franzl za sein jungan Weib: „Olti!“ sogg er, „wanst heint ins Dorf eini gehst, sa nimm s Betbüachl mit. Bet' fleißi ausser und noch da Kirchn schaust zan Tabakkromer zuwi und setzt in d Luaderie. D Numera host schon in Büachl hint afn weißn Bladl. Und do sein zwen Zwoanzga.“

„Nau,“ sogg s Weib, „seit won gehts da dann sa guat, daß das Geld ban Fenster aussischmeißt?“

„Red nit und setz in d Luaderie!“ schreit da Franzl. „Mir hot trambb.“

„Is an Unsinn!“ sogg s Weib.

„Da Tram is an Unsinn, oba wan ih an Terna moch, kaf ih Dar a seidanas Tüachl.“

Sie is still, richt't ihr häuslichi Orbat und geht in die Kirchn. Da Weg is

stoanhirt gfrorn, afn dürn Gros und afn Bruggnglander ligg da Reif. Do lafft ihr borfuaß da kloan Robertl noch: „Muader, ih möcht mit in die Kirchn!“

Sie draht sih um: „Schau, daß D hoamfindst, kloana Nigl! Däs war s Wohri! Borfuaß umastrabanzn in der Kältn! Daß D kronk wirst! Hoam geh! Wart, ih wir da helfn!“

's Büabel draht sih um und schleicht zrugg. D Muada schaut n noch, er dabormbb ihr, und sie därf eahms nit mirkn lossn, wia gern daß s n hot. —

So kimbb s in die Kirchn, und ban Muadagottes-Oltor kniat s nieder. Jo, däs is ah a Muader und woaß, wir oan ums Herz kon sein. Wia s recht fleißi aus n Büachl bet't, s Weib hot sa gut ihr Onliegn wia da Monn, solln ihr gach die zwen Zwoanzger ein, de s in Sock hot. — War douh Sünd und Schod! denkts ihr. 's leßti Geld, däs ma hobn. Wos n dan eingfolln is, mein Mon! Js jo douh fist ka Luaderiebruada! Heint hot s an Reif ghobb in da Früa. Da Robertl lafft af da Gossn um und hot koani Schuach. A so denkt s, aft bet't s wieda weita.

Nochha, wia d Meß aus is, nimbb s aus n Kacherl ihrn Weichbrun, geht aussi afn Ploß, und gstot as s zan Tabokkromer steigg, rent s eini zan Schuaster. — A por Schüachla für an vierjährign kloan Buabn. Wan s ah übertrogni warn, mehr as zwen Zwoanzger därfn s nit kostn.

Guat is s, recht a gompers Parl trogg s hoam für ihr Büabel und denkt intawegn: Daweil sog ih n nix, mein Mon. Erst wan die Ziachung vabei is und er sih recht harbb, daß er nix gwunga hot, erst nochher sog ih eahms. Aft wird s n gwiß selber recht sein, daß ih gscheider bin gwen wir er selba. —

Nau s is guat, as vageht die Zeit. Olli Tog a neugi Sorg, heint ums Brot, morgn ums Doch, übermorgn um Orbat, und douh olli Tog an unsichtborer Engel, der Trost und Hilf bringg, weil Koana, der brav bleibb und an guatn Willn hot, sa leicht valossn wird.

Do is s gach amol in an Sunta Nohmattog, daß da Weber Franzl ba da Thür einakrocht, brinroth in Gsicht, mit n Händn fohrt er um in da Luft, schier koan Othn hot er. „Weib!“ psnecht er, „Weib! Schreck Dih nit — Jessas! Jessas! Schreck Dih nit, Weib!“

„Um Gottes Himels Willn, Mon, wos host dan? Wos is dan gschechn?“ ruaft s Weib und schlogg d Händ zsom. In Robertl hot s eahnter ban Teicht untn gsechn, afn Buabn is ihr erster Gedonkn, daß n doh eppa nix gschechn is!

„Na nit schreckn!“ sogg er nohamol, da Franzl, grod na zischln thuat er s, weil s n d Stimm vaschlogn hot. „Schlimm's is s nix, Weib. 's Glück. 's Glück is do. Schau! Do afn Popier! Do, do hobn ma s. An Terna. Oll Drei sein s do. Vieri, vierazwoanzg, neunafuchzg!“

's Weib — klewa ghört hobn, kasweiß wern, umafolln wir a Bloch is oans.

„Oba Franzischka!“ schreit da Weber, „wos host dan?“ und guißt ihr an Kruag volln Wosser ins Gsicht, „Du bist oba d o u h! Wirst ma doh nit sterbn! Vawegn a por tausnd Guldn Geld, do! Franzischka!“

Noch und noch kimbb s doh wieda zan ihr selba.

„Hät ih dos gwißt!“ sogg er, „daß Dih die Gschicht a so schrecken kunnt! Schau, da Mensch muaß ah af s Glück gfoßt sein. Host sou viel horti Zeitn mit mir durchgmocht, hiaz muaßt ah wos Guats datrogn kinen. Mei Gott, Weib, wan Dih d Freud gleih a so niederschmeißt! Wer woaß, wos uns noh bevorsteht af da Welt! In Reschkonto gib ma. Hiaz kinen mar uns helfn. An oagns Stübel, a kräftigs Stückl Fleisch olli Tog, wird da nit schodn. In Robertl wos lerna lossn. In Reschkonto gib her. Jh hon allaweil gsogg, amol schickt unser Herrgott in ormen Weberleutln ah noh an Gruaß. Hiaz is er do. Geh Weib, schau m i h on, ih bin gonz stad, mir thuat d Freud nit weh, ih gspür nur Donkborkeit zan himmlischn Vodern.“

A so red't da Franzl in Glück und

Demuat und streicht sein liabn Weib s Hor aus der Stirn.

Do richt't si sih awenk auf, schaut n ins Gsicht — todtstrauri schaut s n ins Gsicht. — „Franzl,“ sogg s endla, zidernd und kloanvazogg: „Franzl. Hiaz wern ma s holt sehn, wer mehr datrogn kon, ih oda Du. — Daborma thuast ma, bis ins bluatigi Herz, Du guater, orma Mon. A schlechts Weib hoſt, an unfulgsoms Weib hoſt. Olls is nix, kan Groschn kriagn ma!“

„Wos sogst, Weib?“

„Kan Pfening kriagn ma. Nix kriagn ma. Gor nix kriagn ma.“

„Hoſt in Reschkonto valorn?“

„Nia koan ghobb! Gor nit gſetzt! In Robertl Schuach kafft um die zwen Zwoanzga!“

As wia wan s zorni war af eahm, gstot af sih selber, a so hot s d Red aussagsteßn und hingschrian vor ihrn Mon. Aftn is s still gwen und hot onghebb zan woanan.

Da Weber Franzl is dogstondn wir a Trum Hulz. Long is er a so dogstondn und hot s ongschaut und hot nix gsogg. — Endla ziacht er an tiafn Othn aus da Brust und seufzt: „In Gottesnom! Wa dos ah vabei.“

Aſt is er in Weberstuhl einigseſſn und hot dar onghebb zan webern, daß s Olls gschepert hot.

Und die Zeit is wieda vagonga wia s eahnta vagongen is mit Noth und Müahsol und Sorgn. Da Franzl hot gwebert wia früaher und is da Gleichi gwen wia früaher. Fünfavierzg Johr hobn die zwoa Ehleut noh mitanonda glebb. Ka Wort hot er mehr gsogg wegn an Terno, nit mit an oanzign Wort hot er sein Weib an Vorwurf gmocht. — Erſt vor zechn Johrn is da Franzl gstorbn, ih hon an guat kennt. Wir er mit sein oltn liabn Gsicht untern schneeweißn Horn af da stilln Bohr is glegn, do is sei Weib müahseli mit an Steckn hinghatscht zan eahm, hot n ba da Hond gnomen und hot gsogg: „Mei Franzl, ih donk Da für Viel. Oba daß D ma selm wegn an vaspieltn Terna ka horts Wort gsogg hoſt, kan oanzigs horts Wort, däs, mei Franzl, wir ih Dar in ollawenkaſt vageſſn.“

's is dozamol oba doh nit der oanzigi Gruaß gwen, den unsa Hergott dem Ehpor gschickt hot. Die kloan Schüachla hot da Robertl freili bold ztretn ghobb, hot oba wieder neugi kriagg, mit da Zeit sagor gwichſti Stodtstiefel, hot gstudiert, is a großer Dichter worn und nit long wird s meh dauern, sa schaut er in unserer Stodt Graz von a stoanana Säuln schneeweiß nieder af d Leut, de jung sein und olt wern — geborn und begrobn wern, daweil er, der a so a kumervuli Jugend hot ghobb, a so a leidensreiches Erdnlebn hot trogn, hiaz der Unsterblichi is — der Verfasser des „Königs von Sion.“

Meine Sorge!

Jüngſt träumte mir, daß treulos mich verlassen
Die grimme Sorge, meines Seins Gefährte,
Die brüderlich an meinem Herd ich nährte,
Die bei mir blieb auf allen meinen Gassen...

Und wahrlich! kaum vermocht' ich es zu fassen,
Daß ich auf dieser rosenlichten Erde
Nun wandeln sollte ohne Sorgenhärte —
Und ich begann das fremde Glück zu hassen!

O Sorge! rief ich aus in meinem Harme,
O bleib' bei mir, die Würze meines Lebens,
Und lehr' mich fürderhin die Kunst des Strebens!...

Drauf sank ich fester in des Schlafes Arme,
Und als ich dann am sonnenholden Morgen
Erwachte, hatt' ich wieder meine — Sorgen!...

Joh. Peter.

Charakterzüge.

Von Johann Jakob Mohr.*)

Der Schriftsteller N., ein über die Maßen eitler und eingebildeter Mensch, hielt einem literarischen Freunde die Leichen-

*) „Neu Gesammeltes“ nennt sich bescheiden ein Büchlein von J. J. Mohr (Frankfurt a. M., A. Mahlau), dem diese Stückchen entnommen sind. Dasselbe enthält Erzählungen, Charakterzüge, Gespräche und Aphorismen. Tief durchgebildeten Geistern ist diese Sammlung philosophischer Schätze sehr zu empfehlen. Die Red.

rede. Nachdem er dessen dichterische Gaben sattsam gerühmt, fuhr er fort: „Was aber soll ich von seinem gediegenen, trefflichen Urteil, seiner außerordentlichen Einsicht in das Wesen der Dichtkunst sagen? Es wird genügen, wenn ich ein Gedicht recitiere, das er besonders geliebt und vor allen hochgeschätzt, und vor dessen Autor er die größte Ehrfurcht besaß," — worauf er ein Gedicht, das er selbst verfertigt hatte, declamierte.

* * *

Ein geistvoller Mann wurde von einem Freunde aufgefordert, in einem ästhetischen Club einen Vortrag zu halten. Er entschuldigte sich mit der Kürze der Zeit, indem er gewohnt sei, alle seine Arbeiten wohl zu überlegen und eine gründliche Sorgfalt auf sie zu verwenden; und als jener erwiderte: „Ah, bah, für die, zu denen Du sprichst, ist alles gut genug," entgegnete er: „Verzeih, auch ich bin unter den Zuhörern."

* * *

Der Schriftsteller G., der sich stets für einen freisinnigen Mann ausgab, hatte eine Tragödie veröffentlicht, von der aber nur ein einziges, und gerade der Gegenpartei angehöriges Blatt in anerkennender Weise Notiz nahm. — „So wird man," rief er aus, „mit Gewalt in das andere Lager gedrängt!"

* * *

Ein Mann von hohem Geschmacke wurde aufgefordert, an einem Cirkel theilzunehmen, in welchem Literaten, Journalisten, Kritiker u. s. w. zusammenkamen. Er erwiderte: „Ich habe seither mit Shakespeare, Goethe, Homer, Sophokles und ihresgleichen Umgang gehabt, soll ich sie mit dem Journalisten B., dem Poeten J., dem Kritiker H. vertauschen?"

* * *

„Es gibt wohl keinen Schriftsteller," äußerte sich R., „der nicht einmal seine liebenswürdige, naive, poetische Epoche gehabt hätte; nur muß man bei den meisten bis vor ihr siebentes Lebensjahr zurückgehen."

Von einem ungemein thätigen, fruchtbaren, ganze Nächte hindurch schreibenden, aber äußerst langweiligen Autor sagte Einer nicht unwitzig: „Er übertrifft noch den heiligen Crispin; er stiehlt sich selbst den Schlaf, um ihn Anderen zu schenken."

* * *

D. schrieb ein erbärmliches, aber vom Publicum mit Beifall aufgenommenes Lustspiel, über das sich ein geistreicher Kritiker in nachstehender Weise äußerte: „Hätte das Publicum nur noch ein Fünkchen Sinn für echt dramatische Kunst, komische wie tragische, man könnte das Stück gar nicht hart genug verurtheilen; so aber kann man nicht anders, als es loben."

* * *

Ein deutscher — ich erwähne dies ausdrücklich — Autor hatte ein Buch veröffentlicht, aus dem eine Zeitung probeweise verschiedene kleine Auszüge brachte. Er begegnete einem reichen Bekannten, und dieser ergieng sich in allerlei Lobeserhebungen über das Werk. „Ich habe," sagte er, „davon in der .... Zeitung gelesen und sogleich" — der Verfasser glaubte nun zu hören: das Buch gekauft — „die angeführten Stellen aus jenem Blatte herausgeschnitten und sie meiner Frau zum Lesen mitgebracht."

Grabschriften auf Dorf-Friedhöfen.

Gesammelt von Ludwig v. Hörmann.*)

Mein Kind das war ein Rosenknopf (Knospe),
Wollt eine Rosen werden,
Da kam der Tod und roch daran,
Da war's nicht mehr auf Erden.

Leichenbrett im bairischen Wald.

*) Unser Heimgarten hat wiederholt als Beitrag zum Studium alpinen Volksthums und auch zur Erbauung und Ergötzung der Leser Grabschriften und Marterln mitgetheilt, wie man sie in den unerschöpflichen Fundgruben unserer Berge antrifft. Wir haben sie oft auf weiten Wegen und mit Fleiß gesammelt. Heute ist es uns bequemer gemacht, der unermüdliche tirolische Volksforscher Ludwig von Hörmann hat bei A. G. Liebeskind in Leipzig eine Sammlung von Grabschriften und Marterln erscheinen lassen, die ganz merkwürdige Sachen enthält und von dem Gemüthe, der Frömmigkeit und dem Humor der Aelpler ein kräftiges Bild gibt. Wir lassen daraus nur wenige charakteristische Grabschriften hier folgen, die wohl das Interesse für die ganze Sammlung in hohem Grade erwecken dürften. Die Red.

Ich liege jetzt im Rosengarten
Und muß auf meine Eltern warten;
Ich liege hier als ein ledig Kind,*)
Weil ich auf der Welt verachtet bin,
Aber dort im Himmelreich
Dort sind wir alle gleich.

*) Uneheliches Kind.

(1870) Kirchberg im Brixenthal.

* * *

Hier liegt begraben die ehrsame Jungfrau N. N.
Gestorben ist sie im siebzehnten Jahr,
Wohl als sie zu brauchen war.

Oberinnthal.

* * *

Hier lieg ich Blum darnieder
In schönster Blüth schon welch (welk),
Hab aber nichts darwider,
Weil's Gott ist sein Befelch (Befehl).

Jerzens im Pitzthal.

* * *

Magst nichts machen, wenn Gott will,
Anna Maria Prandtnerin.

Sellrain.

* * *

Hier ruhet die ehr- und tugendsame
Jungfrau Rosina Baumgartner.
Liebe Rosina!
Wie so manche Nacht
Haben wir mitsammen zugebracht,
Bis der liebe Hailand kam
Und Dich wieder zu sich nahm.

Tulfes bei Rinn.

* * *

Bei Bludenz mordeten sie ihren Mann
Und dieser Schlag erschlug auch sie,
Was eine Sterbliche nur leiden kann
Litt die Verklärte und verzieh.

Innsbruck.

(Grabstein der Witwe des Oberamtsrathes v. Franzin, den die Bauern im Kriegsjahre 1796 zu Bludenz unschuldig ermordeten.)

* * *

Höre, der das lest,
Frage nit wer ich gewest.
Hab zwai geborn In Das Leben
Aber Das VerLoren, was ICh geben,
EIn große SIInDerIn.
Doch denk an mich
Und ich an Dich
Hie zeitlich und dort ewiglich.

(Zwei vom Wind entblätterte Rosen; darunter auf einem Bande:
perij dum peperi; 1711).

Stadtpfarrkirche zu Wels.
(Chronogramm.)

* * *

Gott, welche Trauer! Achtundachtzig in Einem Grab!

Obergestalen (Schweiz).

(Grabschrift der am 18. Febr. 1720 durch eine Schlaglawine Verschütteten.)

Unter diesem Stein
Liegen die Gebein
Einer Mutter, die ihr Leben
Für das Kind hat hergegeben.
Es liegt nemblich hierin
Frau Margaretha Fischerin
Geborne Wengerin,
Geweste Pflegerin,
Der Freiherrschaft Landskron,
Gott ewig ihrer Seel verschon.

St. Ruprecht b. Villach.

* * *

Bei Margaretha Fischerin
Liegt auch Johann Fischer drin;
Die Ehe wurde durch das Leben Endt,
Die Liebe aber ungetrennt.
Dann beede hier die Ruh genießen,
Bis sie beim Gericht erscheinen müssen.
Zum Zeichen ihrer Treu
Grad Nachmittag um drei
Gestorben alle zwei,
Gott ihnen gnädig sei,
Welcher zwölf drei viertel Jahr
Bei der Herrschaft Landskron Pfleger war.

St. Ruprecht b. Villach.

* * *

Jos. Ant. Lachberger Bürgermeister † 1763.
.. .... am Schluß:

Seine tugendvolle Gemalin Susanna Regina eine geborne Baumannin, vormals verwittwete Stengelin, mit welcher ihme Gott in ihrem 39jähriger Hausstand 20 Kinder geschenkt, hat den 15. Juni 1780 und im 79. Jahr ihres Alters angefangen ihme in der glücklichen Ewigkeit neuerdings Gesellschaft zu leisten.

Wels. (Außenwand der Kirche, Gegend des Hochaltars.)

* * *

Das ist eine harte Reis',
Wenn man den rechten Weg nicht weiß;
Frag die drei heiligen Leut,
(Jesus, Maria und Joseph)
Die zeigen Dir den Weg zur Ewigkeit.

Häufiger Friedhofvers, bes. im Unterinnthal.

* * *

O Gott, was wird das werden
Wenn Erden in Erden gelegt wird werden?
Und Erden mit Erden bedeckt wird werden?
Und hat Erden auf Erden nichts guts gethan
Wie wird vor Gott d'Erden bestehen als dann?

Stuhlfelden in Oberpinzgau.

* * *

Hör lieber Christ geh nicht vorbei,
Bet mir 1 Vater Unser oder auch 2.
Bedenke, es vergelts Dirs Gott!
Dies ist an Dich mein letzt Geboth.
Und zum Schluß, gib ich Dir den Gruß:
Gelobt sei Jesus Christus.

Leichenbrett im bair. Wald

Im Kreuze leben: guter Theil,
Im Kreuze sterben: Ewiges Heil,
Beim Kreuze schlafen ohne Sorgen,
Beim Kreuz erwachen: Goldner Morgen.

Friedhof in Igels.

* * *

In diesem Grab liegt Anich(s) Peter,
Die Frau begrub man hier erst später,
Man hat sie neben ihm begraben,
Wird er die ewige Ruh' nun haben?

Oberperfuß.

* * *

Hier liegt begraben mein Weib, Gott sei Dank,
Sie hat ewig mit mir zankt,
Drum, lieber Leser, geh' von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.

Hall.

(Verfaßt von einem Pfannhausarbeiter.)

Lustige Zeitung.

Die Linnentracht der Unterländler hat ihre Nachtheile. Ein Sohn der untern Mark kaufte sich in Graz ein Bund Streichhölzchen, fand aber daheim, daß sie nicht Feuer fangen wollten; er kehrte in die Stadt zurück und beschwerte sich bei dem Krämer; dieser nahm, um die Güte der Zündhölzchen zu erweisen, und strich eines derselben an seinem Beinkleid an. Das machte den Käufer aber noch wüthender und er schrie: „Glaubt Ihr, ich werd' jedesmal die fünf Meilen zu Euch hereinlaufen, um mir ein Zündholz anzustreichen!“

Bei Versuchen mit der Luftpumpe, die in einer Berliner Knabenschule der Lehrer den Kindern vorführte, gab einer der Knaben einen runzeligen Apfel her, der unter der Luftpumpe bald wieder ein glattes Aussehen erhielt. Der Knabe mochte davon zu Hause erzählt haben, denn in der nächsten naturgeschichtlichen Unterrichtsstunde theilte er dem Lehrer mit: sein Vater möchte gern wissen, ob man mit der Luftpumpe auch die Runzeln aus den Damengesichtern herausbringen könne?

Karlchen soll mit Mama ausgehen. „Was ist Dir lieber, Mama,“ fragte er, „soll ich mir die Hände waschen, oder soll ich die Handschuhe anziehen?“

Es kommt immer besser. Junger Ehemann: „Weißt Du, mein Kind, ich denke, unser Wortschatz an Kosenamen ist groß genug, ohne daß Du ins Thierreich zu greifen brauchst. »Herzchen« und »Schnuckelchen« sind ja gut genug. Verschone mich also mit »Mätzchen« und »Mäuschen« und »süßes Thierchen.“ — Gattin: „Aber, Du Schaf, das geschieht ja doch nur aus Liebe!“

Der jüdische Brauch fordert ein Bad am Versöhnungstage. Behaglich dehnt Schmuhl die Glieder in der Wanne und schmunzelnd sagt er zu sich selbst: „Gott, wie schnell vergeht doch ein Jahr!

Ein gutes Zeichen. Doctor: „Nun, wie hat die Frau Gemahlin die Nacht verbracht?“ — „Mann: „Gott sei Dank, Herr Doctor, es geht entschieden zur völligen Genesung; sie hat eine Tasse Buillon zu sich genommen und dann die Tasse dem Dienstmädel an den Kopf geworfen.“

Ein zärtlicher Gatte. Richter: „Sie haben Ihre Frau verlassen, vorher aber sollen sie dieselbe noch auf das Roheste behandelt, Sie unter Anderem an an den Haaren durch die Stube gezogen haben, geben Sie das zu?“ — Angekl.: „Jotte doch, wat is da ville Aufhebens bei, wenn ick von meine Frau zu'n Abschied noch 'ne Haarlocke haben will?“

Bücher.

Ein neuer Roman von Ferdinand Schifkorn.

Ferdinand Schifkorn beginnt die deutsche Lesewelt zu verwöhnen; sie wird von jedem seiner Werke eine deutschnationale That erwarten. Das hat sein Buch „Vom deutschen Stamme“ verschuldet und das verschuldet sein neuester, bei H. Minden in Dresden erschienener Roman „**Rufer im Streite.**“ Schifkorn bringt außer dem Rüstzeuge guter Romanschreiber auch eine genaue Orts- und Personenkenntnis mit. Was er schildert und was er behauptet, das beruht auf eigener Anschauung und auf eigener Erfahrung. Er ist ein unerschrockener Zeuge der Wahrheit, der die

Blößen des Gegners unerbittlich aufdeckt. Er verschweigt aber auch nicht, was am Gegner lobenswert und am Freunde tadelnswerth ist; deshalb dürfen seine Sitten- und Charakterschilderungen als authentisch gelten.

Wenn der Dichter im Romane „Vom deutschen Stamme“ uns mit den Siebenbürger Sachsen und ihren Bedrückern bekannt macht, so führt er uns in seinem neuesten Buche „Rufer im Streite“ die deutschen Colonisten in Polen vor. Im ersten Buche schälte er vom magyarischen Stolze und Dünkel noch manche gute Eigenschaft los; im zweiten Buche ist der Erfolg dieser Reinigungsarbeit spärlicher ausgefallen. Nicht ein geringeres Wohlwollen, oder geringerer Purifications-Eifer des Dichters — wohl aber der vom französischen Firnis umgebene, innerlich kranke Kern des Starostenthums ist daran schuld. Schlimmer noch als die geborenen Widersacher unseres Volkes ist der Renegat, der eines ehrlichen Mannes Zorn nicht verdient — hier der Richter Bergmann, als Kork auf dem Fahrwasser der Regierung Bergmansky sich polonisierend. Eine Meisterleistung der Charakteristik müssen wir den Pastor Benedictus nennen, den Jesuiten, wie er leibt und lebt. Eine überaus anmuthige Erscheinung, allerdings idealisiert, ist die Jüdin Sarah. Hier zeigt sich der Dichter als vorurtheilsloser Mann, der seine Zeit ganz versteht: sicherlich kein Judenfreund, nimmt er doch entschieden Stellung gegen die Judenhetze. Von bedeutender Wirkung durch den feinen psychologischen Gegensatz ist die Doppelgeschichte von den natürlichen Kindern. Wollten wir sie als Wiederholung, nicht als Gegensatz auffassen, so müßten wir vom künstlerischen Standpunkte aus manches dagegen einwenden. — Wir gehen auf den Inhalt nicht weiter ein, um des Lesers Interesse voll und ungeschwächt auf die Lectüre selbst zu lenken — er wird das neueste Buch Schifforns nicht ohne Genuß und ausdauernden Nutzen lesen. —tt—

Jeschua von Nazara. Roman, auf die Ergebnisse der historischen Forschung begründet von Paul Abor. (München, Bassermann.)

Es ist immer mißlich, einen Todten erwecken und handelnd und redend einführen zu wollen — und desto mißlicher, je berühmter der Todte ist; selbst einer bedeutenden dichterischen Kraft gelingt allzu oft nur eine Caricatur. Aber waglich und kühn scheint es uns, den Messias, als Gründer einer das ganze Culturleben der Menschheit umwälzenden Religion, zum Gegenstande einer Dichtung zu machen. Die Ergebnisse der gelehrten Forschung eines Strauß, Renan, Keim, Schenkel u. A. sucht der Verfasser „in eine für Jedermann anziehende Form zu bringen“ und läßt dort, „wo die geschichtlichen Quellen fehlen“ — „die poetische Erfindung eintreten.“ Der Messias wird der Poesie des Mythos entkleidet, ohne daß die „poetische Erfindung“ hiefür ein entsprechender Ersatz wäre. Wir wissen am Ende trotz aller Abhandlungen über „Liebe“ nicht recht, was Jeschua eigentlich wollte, was er erreichte, ob sein nach poetischer Gerechtigkeit unmotiviertes, schreckliches Ende nicht ein unnützes Opfer war. Durch den Versuch des Verfassers, uns seinen Helden menschlich näher zu bringen, wird die Charakterzeichnung schwankend; wir vermissen den großen Zug, die unentwegte Richtung auf das eine erhabene Ziel. Der Roman enthält übrigens einige gut geschriebene Einzelheiten und ist lesenswert. Wer einen Roman Jeschua schreibt, würdig dem erhabenen Religionsstifter, dem gebührt die Palme unter den Romanschreibern aller Zeiten und Nationen — Paul Abor erhält aber die Palme nicht.

—tt—

Unter dem Danebrog. Schleswig-Holsteinischer Roman von Carl Postumus. (Berlin, Otto Janke.)

Die Geschichte der feindlichen Eltern — der Montecchi und Capuletti — ist seit jeher eine reiche Fundsgrube der Romanliteratur. Nach dem Schleswig-Holsteinischen Kriege recrutierten sich die Liebesleute aus Dänen und Deutschen mit dazwischenliegenden berghohen Hindernissen. Mit der Zeit hat sich das Interesse an diesem Stoffe abgestumpft. Der Grimm gegen den dänischen Unterdrücker ist gegenstandslos geworden — wir können im Gegentheile jetzt nachträglich dem kleinen Dänemark unsere Bewunderung nicht versagen. Trotzdem versteht der Verfasser das Interesse des Lesers wachzurufen und bis ans Ende zu fesseln, wenn wir auch in der Zeichnung der Charaktere noch Schwankungen finden und uns nicht jeder Charakter auch vollkommen glaubhaft erscheint. Einige stilistische Härten konnten vermieden werden. „Jeder Kuß, jede Umarmung seiner Braut zauberte ihm die Wonne einer Liebkosung von Mariannas Hand vor.“ — Solche Liebkosungen der Hand können unter Umständen recht empfindlich werden.

—tt—

Die Örtlichkeit der Schlacht auf Idistaviso. Abhandlung von Paul Baehr. (Halle a. d. Sale, Otto Hendel.)

Der Verfasser sucht aus den nicht immer ganz genauen Angaben des Tacitus und aus Vernunftschlüssen über den nach

seiner Ansicht einzig möglich gewesenen Marsch des römischen Heeres, die Örtlichkeit der Schlacht festzustellen. Die Gründe sind allerdings triftig und verdienen solange Glauben, bis nicht ein Anderer aus noch triftigeren Beweisgründen das Schlachtfeld auf die andere Seite verlegt. —tt—

Meyers Volksbücher enthalten in Nr. 658—660 die **Dorfgeschichten** von Karl Guntram. (Leipzig, Bibliograph. Institut.)

Diese Dorfgeschichten sind gut geschrieben; scharfe Beobachtungsgabe vereint sich mit gereifter Erfahrung, um uns die meisten Gestalten so glaubhaft vor Augen zu stellen, daß wir ihnen schon begegnet zu sein vermeinen. Anschauliche Naturschilderungen verrathen künstlerischen Blick und die „Störfranzel“ erschließt uns eine ungewöhnliche Gemütstiefe ohne jegliche Rührseligkeit. „Emmerenzia“ erinnert beinahe an Michael Kohlhaas — dort wie hier der gleiche Grundgedanke, in „Emmerenzia“ allerdings gemildert und abgeschwächt im Sinne der Neuzeit. — Da der Preis nur 30 Pfg. beträgt, so ist das Buch wohl Jedem zugänglich, der so gesunde Augen besitzt, daß er den kleinen Druck ohne Gefährdung seines Augenlichtes lesen kann. Für das Volk ist das Gute nicht billig genug — aber nicht alles Billige gut genug. —tt—

Hanna. Ein Lebensbild vom Dorfe von E. Avari. (Bruchsal, Biedermann.)

Liebesleute, die sich nach Überwindung aller Hindernisse kriegen. Wollte der Verfasser noch ein Übriges thun, so konnte er mit einer Bauernhochzeit schließen; er zog es aber vor, die einfache Geschichte zu einer Familienchronik auszudehnen, die unsere Aufmerksamkeit weder durch außerordentliche Begebenheiten noch durch besondere seelische Vorgänge zu fesseln weiß. Für anspruchslose, nicht verwöhnte Leserinnen ist das bescheidene Büchlein immerhin lesenswerth. —tt—

In eigenen Banden. Eine Erzählung aus dem modernen Leben. In Versen von Albert Schnitter. (Dresden, E. Pierson.)

Die Muse unseres Dichters dürfte den Lesern nicht mehr ganz unbekannt sein: sie ist sinnig und heiter, zuweilen auch schreckhaft. Doch diesmal schien sie etwas verschnupft zu sein.

— fehlt die Kraft, das Lebensschiff zu lenken,
So muß der Sturm es in den Grund versenken

und am Schlusse

— — — — — — — ein Blitz,
Ein dumpfer Fall, ein leises Röcheln, „Paula!“

gibt sich der Held unter so traurigen Umständen den Tod, daß Werthers Leiden dagegen eine Kinderei sind. Wenn der Dichter dieselbe Geschichte anstatt in so fließenden, guten Jamben, in eben so guter Prosa geschrieben und den fein gezeichneten Charakter des Helden noch mehr vertieft und eine ähnliche Sorgfalt auf die Charakteristik der Frau verwendet hätte, so würden wir eine gute Novelle erhalten haben. Allerdings würde die Novelle so wenig wie die Erzählung in Versen der Sentimentalität, die schon am Stoffe haftet, entrathen haben. Bei der Beurtheilung des Gedichtes nehmen wir den Dichter selbst beim Wort

— — — — — des Sängers Lied
Soll nicht erstaunen nur, erheben soll es!

Wir suchten sogar einen Augenblick zwischen den Zeilen, ob nicht irgendwo die Ironie oder der Schalk durchblickte; wir konnten uns aber am Ende doch nicht der Ansicht verschließen, daß das Gedicht ernst gemeint sein, ja, daß sich dadurch der Dichter — nach berühmtem Muster — aus einer ernstlichen Verstimmung befreien wollte.

—tt—

Robert Hamerling. Ein Dichter der Schönheit von Karl Erasmus Kleinert. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, 89. Heft. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Diese mit einem sehr schönen, tiefgedachten Gedichte von Sophie von Khuenberg eingeleitete Schrift beleuchtet nebst Berührung der Lebenslaufbahn unseren Dichter vorzugsweise nach seiner ästhetischen Bedeutung, die freilich bei Hamerling von der ethischen nicht leicht getrennt werden kann. Schönheit und Liebe ist das Doppelgestirn des Mannes, der gesagt hat: „Göttlich und unsterblich ist das Schöne.“ „Der Quell alles Menschenwohles ist die Liebe.“ Klar und feinsinnig weiß Kleinert nach den beschränkten Verhältnissen des ihm zu Gebote stehenden Raumes jene Punkte hervorzuheben, welche besonders bezeichnend für Hamerlings Richtung sind. Und nur von solchem Standpunkte aus betrachtet kommt der Dichter zu seiner wahren Geltung als ein Geist, der hoch über dem Alltagsgetriebe dem Ewigen, Göttlichen lebt, trotz gewaltigen Leides die Daseinsfreude preist, trotz Völkerhaß und Parteieifers die Menschenliebe verkündet. Diese Grundgedanke ist der Schlüssel zu allen seinen Werken, selbst zu den satirischen; natürlich fußt auch sein Nationalismus auf Humanität, intolerant war er nur gegen Laster, wobei die Laster seines eigenen Volkes ihn zorniger machten, als die fremder Völker. Fast polemisch klingen

manche Bemerkungen gegen den modernen Naturalismus, der alle Poesie für sich in Beschlag nehmen will, so des Dichters Ausspruch: „Der Schönheit Evangelium sei eins mit dem der Zukunft." Ein wenig polemisch ist aber auch Kleinerts Brochüre, und zwar nothgedrungen dort, wo vom „Homunkulus" die Rede ist. Manche interessante Einzelheit weist die Schrift auf, manch persönlichen Charakterzug des Dichters, zu dem der Verfasser seit Jahren in freundschaftlicher Beziehung stand. Das Werkchen ist besonders als eine Art von Einleitung in die Dichtungen Robert Hamerlings wärmstens zu empfehlen. M.

Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft. Nach dem Englischen von Smiles, für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. Hugo Schramm-Macdonald. (Heidelberg. Georg Weiß. 1890.)

Solche Werke wie dieses, sollten mehr geschrieben werden und nicht allein geschrieben, sondern auch gelesen und beherzigt, es stünde besser um Vieles. Die Winke und Rathschläge erfahrener Menschen und solcher, die Anderer Erfahrung gesammelt haben, sind ein wahres Capital für Den, der sie anzuwenden weiß. Da sollte man manchmal den Leichtsinn und dummen Stolz zurückdrängen und gute wie schlimme Erfahrungen Anderer sich zunutze machen. Fremder Rath und eigene Hilfe! Das oben genannte umfangreiche, durch die deutsche Bearbeitung noch vollständiger gemachte Werk handelt vom Wesen und der Bedeutung der Selbsthilfe, von den Mitteln und Wegen derselben, als Selbsterziehung und Selbstbildung, von Thatkraft und Muth, von Fleiß und Ausdauer, vom Charakter, vom Gelde, von der Kraft des Beispieles. Eine erstaunliche Menge von Beispielen, wie es Viele durch sich selbst auf redlichem Wege zu Wohlstand und hoher Ehre gebracht haben, ist hier vor uns niedergelegt, und als neues Beispiel von der Wirkung des Buches selbst ist uns ein Leser der englischen Ausgabe bekannt, der gegenwärtig in Österreich in Würden steht und der uns gestand, vor Allem Smiles Werk hätte ihn veranlaßt, sich aufzuraffen und fest und treu auf das bestimmte Ziel zuzusteuern. Die vorliegende deutsche Bearbeitung ist zudem mit so großem Geiste und künstlerischer Feinheit geschrieben, daß sie sich wie eine Unterhaltungslectüre liest. Für reifere Knaben wie für junge Männer wüßten wir kaum eine passendere und werthvollere Weihnachtsgabe, als dieses Buch: „Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft." Das Werk ist mit warmen Worten einem Manne zugeeignet, der sich selbst aus eigener Kraft emporarbeiten mußte, nämlich dem Herausgeber dieser Zeitschrift. M.

Edle Menschen und Thaten. Von Emil Neubürger. (Frankfurt a. M. A. Mahlau. 1890.)

Dieses Buch, welches, wie der Verfasser sagt, der Liebe dienen und dem Hasse entgegenwirken soll, enthält eine Reihe von Lebens- und Thatenbeschreibungen edler Menschen, als da sind Vincenz de Paula, John Howard, Pfarrer Oberlin und Elisabeth Scheppler, Sarah Martin, Alfred der Große, Walter Scott, Uhland, Pestalozzis Lisbeth, Heine u. s. w. Man sieht eine vorurtheilslose Auswahl, die mit einer einzigen Ausnahme unseren Beifall hat. Es ist im Ganzen ein empfehlenswertes Erbauungsbuch. M.

Dante Alighieris „Göttliche Komödie" liegt uns in einer neuen, mit erläuternden Anmerkungen versehenen Übersetzung von Sophie Hasenclever vor. (Düsseldorf. Felix Bagel.)

Ihre ausgesprochene Absicht, „das tiefsinnige Werk des großen Italieners durch zwar kunstgerechte und den Ernst und die Würde des Originals voll und ganz erfassende, aber doch leichtverständliche, gefällige Wiedergabe unserem Volke näherzubringen, das Verhältnis für diese großartigste Dichtung des Mittelalters durch eben diese klare, mühelos erfaßbare Darstellung, die mehr den poetischen als den philosophischen Inhalt hervorkehrt, zu vermitteln und so das Lesen des Dichterwerkes selbst zu einem wirklichen Genuß zu gestalten," hat sie in glänzender Weise gelöst. V.

Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande, wie sie waren und wie sie sein werden. Von R. Rhamm. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1890).

Dieses Werkchen behandelt das deutsche Dorf und gibt eine Charakteristik desselben im Verhältnisse zu Dörfern fremder Völkerschaften. So zeigt es z. B., daß die Deutschen mit ihren Höfen gerne von einander abgesondert gewohnt haben, während bei den Slaven die Wohnstätten enger zusammengerückt waren. Zudem liebte es der Deutsche nicht, sein Haus nach der Schablone zu bauen, jeder Dorfinsasse baute, wie es seiner Natur, seiner persönlichen Neigung und seinem Geschmack entsprach. Die Gemeinsamkeit scheint wohl überhaupt nicht Sache des Deutschen zu sein; die Deutschen sind in Allem das Volk der Sondermeinungen. Das deutsche Dorf charakterisierte sich durch

eine Unregelmäßigkeit und Vielgestaltigkeit, durch seine allmählige naturgemäße Entwickelung aus dem Walde heraus und durch seine Wirtlichkeit und Traulichkeit. Der Welsche baut stets aus Stein, der Deutsche ist ein Waldvolk, er liebt den Wald, er lebt vom Walde, und aus Holz baut der Bauer am liebsten sein Haus. Der Holzbau hat sich in den Alpen, besonders in der Schweiz, am schönsten entwickelt. Die Unreinlichkeit der Germanen wird gerügt; reinlich sind nur die Schweden, zum Theile die Holländer und die Tiroler. Eine Eigenthümlichkeit des deutschen Bauernhauses ist der Dunghaufen vor der Thür und der Köter an der Kette. Also behandelt die Schrift das alte deutsche Dorf, wie es heute mit seiner gesunden Eigenart zu Ende geht und sie bedauert die Uniformierung, die kalte Planmäßigkeit, die Verkoppelung, das städtische Wesen, die im Dorfe herrschend werden. Vor Allem richtet sie sich gegen die zunehmende Entwaldung, gegen die Entnaturalisierung der schönsten Gegenden durch Eisenbahnen, Fabriken u. s. w. Das alte Dorf geht mit Riesenschritten seinem Untergang entgegen, und damit, so fürchtet man, auch der deutsche Charakter im Volke. — Das verdienstliche Werkchen hat ein Norddeutscher geschrieben. Fast spricht dasselbe aber mit größerer Sympathie von unserem alpinen Dorfe, als von dem im nordischen Mittelgebirge und Flachlande; die Neigung für uns zeigt der Verfasser auch dadurch, daß er den Reinertrag seines Buches zur Erhaltung des Deutschthums in Steiermark zuwendet. Mit treuem Danke nehmen wir diese Auszeichnung an und empfehlen zugleich die verdienstliche Schrift, welche viel des Wichtigen und Anregenden enthält, unseren Lesern. M.

Der Burggräfler. Bilder aus dem Volksleben von Karl Wolf. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1890.)

Die Tiroler sind in neuerer Zeit sehr fleißig, ihre volksthümlichen Schätze zu heben und der Literatur einzuverleiben. Eine Perle der volksthümlichen Literatur jenes schönen Landes ist das oben genannte, soeben erschienene Buch. Als ich anfieng es zu lesen, fieng in mir das Herz an zu lachen und lachte so lange, bis ich die letzte Seite gelesen hatte. Der kennt sie wieder einmal, die Bauern! Das ist alles wahr und naturgetreu und liebenswürdig. So viel Erdgeruch und so viel Sonnenschein! Der Burggräfler-Bauer in seinen verschiedenen Lebenslagen, bei seiner Arbeit, bei der Feier, im Wirtshaus, bei der Mahlzeit, auf dem Markte, vor Gericht u. s. w. Auch der Bauer, wenn er krank ist, wenn er Sommerfrische hält; ja gewiß, in jener Tirolergegend gehen auch die Bauern und Dienstboten auf ihre Sommerfrische, um sich ein wenig auszurasten. Und haben auch ganz recht! Zum Schlusse des inhaltsreichen Büchleins ist ein Wörterverzeichnis der Meraner Mundart, aus dem man mancherlei lernen kann. Ganz vortrefflich und überaus anschaulich sind auch die vielen Bildchen, die das Büchlein zieren, und so kann ich getrost jedem Freunde des Landvolkes und volksthümlicher Studien rathen: Freund, dieses Buch mußt Du Dir anschaffen! R.

Märchenbund aus Feenmund. Neue Märchen für Jung und Alter von Franz Groder. (Reutlingen. Robert Bardtenschlager.)

Die Zeit der Märchen ist wieder da. Die Kinder sind jung und die Alten werden jung. Weihnachtszeit! Das obengenannte Buch des in Graz lebenden Dichters ist beiden Theilen aufs Beste zu empfehlen. Es enthält nicht weniger als 48 Märchen, wovon die meisten sehr sinnig und anmuthig sind, einige aber zu dem Besten gehören, was die Märchenliteratur überhaupt aufweist. Vor dem Feste noch in Eile weisen wir hin auf das hübsche Buch, welches, festlich ausgestattet, eine prächtige Zierde des Christbaumes abgibt. M.

Glockenspiele. Gesammelte Gedichte von Heinrich Seidel. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Die gesammelten Schriften Seidels, deren siebenter Band das genannte Werk enthält, zeigen deutlich ein großes und liebenwürdiges Talent, das, im Stillen herangewachsen, eines Tages das deutsche Volk sehr angenehm überrascht. Wir haben der Anlage nach hier einen zweiten Theodor Storm, aber Seidel ist vielseitiger, schwunghafter und in vielem kraftvoller als jener. Dieses zeigen besonders die neu erschienenen Gedichte „Glockenspiele," die alle Töne, von tiefernster Stimmung bis zu dem bummelwitzigsten Humore, anzuschlagen wissen, und in welchen der Epiker ebenso wie der Lyriker, der Didaktiker ebenso wie der Satiriker zur Entfaltung kommt. Besonders überrascht hat uns die Formgewandtheit in den Abtheilungen: „Literarisches" und „Reimkunststücke." An anderer Stelle werden wir aus diesem erfreulichen Büchlein Proben bieten. M.

Das Kaiserbuch. Erzählungen aus dem Leben des Kaisers Franz Josef I. Österreich-Ungarns Jugend gewidmet von Ferdinand Zöhrer. (Wien. Carl Gerolds Sohn. 1890.)

Dieses schöne patriotische Werk beleuchtet die hohen Vorzüge unseres Monarchen, indem es Bilder und Skizzen aus dessen Leben mit großer Wärme wiedererzählt. Die Abschnitte „In seliger Kindheit," „Die Feuertaufe bei Santa Lucia," „Im Frieden der Berge," „Auf dem Kaiserthrone," „Der Sieger von Custozza," „Die Stephanskrone," „Vom Occident zum Orient," „Im Wettkampfe der Cultur," „In der grünen Steiermark," „Sprößlinge vom Stamme Habsburg," „Vierzig Jahre," „Von Wien nach Berlin," „Ein Namenstag im Kaiserhause" u. s. w. wissen so viel des Edlen und Ansprechenden zu erzählen, daß das Werk nicht bloß für Österreich-Ungarns Jugend, sondern für das Volk überhaupt geeignet ist. Ein schöner Bilderschmuck, eine vornehme Ausstattung machen es für den Weihnachtstisch besonders passend. M.

Hamerling-Album. Herausgegeben von J. Hauler. (Verlag von J. Hauler. Wien. 1889.)

Dieses „Hamerling-Album" zeigt eine gute Absicht und eine Anzahl berühmter Namen, die manch prächtigen Beitrag geleistet haben, ist aber ungeschickt redigiert und die Illustrationen sind des Zweckes nicht würdig. In anbetracht des Zweckes (der Reinertrag soll für das Hamerling-Denkmal in Graz bestimmt sein) ließ ich mich auf wiederholtes Ersuchen und Zusicherung einer würdigen Ausstattung seitens des Herausgebers herbei, für dieses Album ein kleines Vorwort zu schreiben, natürlich unter der Bedingung, daß mir vor Veröffentlichung Plan und Aushängebogen des Werkes vorgelegt würden. Das ist leider unterlassen, mein Vorwort aber gedruckt worden. Rosegger.

„Jugendheimat". Illustriertes Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. 4. Jahrgang. (Verlag „Leykam". Graz.)

Hermine Proschko, mit Recht unsere österreichische Isabella Braun genannt, hat sich als Jugendschriftstellerin einen hervorragenden Namen gemacht, und ist ganz besonders durch die erfolgreiche Herausgabe des Jahrbuches „Jugendheimat", welches heuer zum viertenmale erschien, ein Liebling der Kinderwelt geworden.

Der vierte Jahrgang ist gleich den früheren im christlichen und patriotischen Sinne zusammengestellt, doch zeigt sich dieser in neuem, reizenden Kleide. Die Verlagshandlung hat dieses Jahrbuch zu einem der schönsten Erzeugnisse auf dem Gebiete der Jugendliteratur gestaltet. Eine künstlerisch ausgeführte Einbanddecke umschließt den stattlichen Band, welcher eine große Anzahl Originalbilder von Ernst Peßler, E. Proschko, G. Weineiß und anderen Künstlern enthält. Wir machen Eltern und Erzieher hiemit speciell aufmerksam auf die „Jugendheimat". Auf 390 Seiten werden der Jugend in angehmster Abwechslung fesselnde schöne Erzählungen aus der Vaterlandsgeschichte, aus dem Leben berühmter Personen, sowie aus dem Kindesleben, ferner reizende Märchen, interessante Sagen, historische Bilder, auch aus dem Bereiche der Erfindungen, naturwissenschaftliche Reiseschilderungen, Biographien berühmter Personen, mathematische Aufgaben, prächtige Räthsel und Spiele für die Feierstunden geboten; auch findet die heranblühende Jugend schöne historische Gedichte zum Declamieren und ein anmuthiges Theaterstück, welches seines heiteren Inhaltes halber sich als lustiger Schwank zur Faschingszeit ganz besonders eignet. K.

Endlich ist Ferdinand Kürnbergers Meisterroman „**Der Amerikamüde**" in neuer Ausgabe erschienen. Das Verdienst hiefür gebührt dem Herausgeber V. A. Schembera, welcher das hochinteressante Werk bei Philipp Reclam jun. in Leipzig erscheinen ließ. Also ist das genial entworfene amerikanische Culturbild unseres geistvollen Kürnberger einem großen Publicum um billigen Preis zugänglich. Mögen auf solchem Wege auch die übrigen Werke desselben Verfassers zu uns kommen. R.

Frommes Kalender und Jahrbücher für 1890, die eben erschienen sind, gruppieren sich in Volkskalender, Schreib- und Notizkalender, Taschenkalender, Blatt- und Wandkalender, Portemonnaiekalender, Blockkalender, Berufskalender.

Frommes Kalender bilden einen in Oesterreich und Deutschland in seiner Art einzig dastehenden Specialverlag. Sie zeichnen sich durch absolute Zuverlässigkeit in Beziehung auf den Text aus und sind bezüglich ihrer äußeren soliden und geschmackvollen Ausstattung mustergiltig. Vor Allem sind es die vielen Gattungen Kalender für alle Stände und Bequemlichkeiten, auf die wir besonders aufmerksam machen. Die Ausstattung ist immer nett und der Preis stets billig. Jeder gehe hin und suche sich aus Frommes Kalender den seinen heraus, er findet ihn, den er braucht! M.

Trewendts Volkskalendrr für 1890. (Breslau. Eduard Trewendt.)

Dieser alte Hausfreund sorgt aufs neue für die gemüthliche Unterhaltung seiner

Leser. Ein reicher Bilderschmuck steht ihm zugebote, unter welchem namentlich das Titelbild „Christnacht" von Spindler und die prächtigen Textillustrationen von Erdmann Wagner unseren Beifall haben. Der unterhaltende Text setzt sich, wie gewöhnlich, aus anregenden Erzählungen zusammen. In demselben Verlage erschien auch **Trewendts Hauskalender** für 1890. V.

Dem Heimgarten ferner zugegangen:

Ahasverus in Rom. Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. 17. Auflage. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1890.)

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe von Robert Hamerling. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1890.)

Germanenzug. Canzone von Robert Hamerling. 5. Auflage. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1890.)

Die Waldsängerin. Novelle von Robert Hamerling. 4. Auflage. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1890.)

Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.

Es war einmal. Märchen von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Der Hirmonhopfer von Bischofsmais. Volkserzählung aus dem baierischen Walde von Otto v. Schaching. (Passau. M. Waldbauer. 1890.)

Glücklich? Roman von C. Reuling. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Der Baggler Franz. Von Adolf Pichler. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1889.)

Aus Oesterreich. Novellen von José Baronin Schneider v. Arno. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Aus Oesterreich. Biographie des Großvaters der Verfasserin und Gedichte von Baronin José Schneider-Arno. (Wien. L. W. Seidel und Sohn. 1889.)

Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Kersebecks Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethes Campagne in Frankreich. Von Dr. Heinrich Pröhle. (Potsdam. Aug. Stein. 1889.)

Frucht und Blumenlese aus Goethes Schriften. Zum Nutzen und Frommen für Jedermann, besonders aber für Lehrer gesammelt von Rudolf Lange. (Potsdam. August Stein. 1889.)

Die Antwort Alfred Meißners. Von Rittmeister Bayer (Robert Byr.) (München. G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1889.)

Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands von Alexander Weill. Mit einem Nachworte: Eine Revolution in der Geschichte der Religion. (Zürich. Verlags-Magazin. 1889.)

Ueber die Möglichkeit einer künstlichen Universalsprache. Von Friedrich Pietzker. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1899.)

Schillers Verhältnis zu Kants ethischer Weltansicht. Von Dr. L. Liebrecht. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Ueber Wesen und Bedeutung der Homerfrage. Von Hermann Hagen. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Zur Kritik der Modernen. Gesammelte Aufsätze von Hermann Bahr. Erste Reihe. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Menschen und Schicksale. Von Fritz Lemmermayer. (Minden in W. J. C. C. Brun's Verlag. 1890.)

Die Protestanten von Salzburg. Eine Erzählung aus der Zeit des „Salzbundes" 1730—1731 von Josef Pollhammer. (Wien. Carl Geroldś Sohn. 1890.)

Gesänge und Balladen. Von Johann Friedrich Lehmann. (Bremen. M. Heinsiu's Nachfolger.)

Tiroler Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greins und J. A. Kapferer. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.)

An der Pforte der Zukunft. Allegorische Dichtungen von Hermann Friedrichs. (Zürich. Verlags-Magazin. 1889.)

Jenseits der Wasser. Uebertragungen aus englischen und amerikanischen Dichtern des 19. Jahrhunderts von John Henry Mackay. (Zürich. Verlags-Magazin 1889.)

Excelsior! Neue Lieder von M. Reinhold von Stern. (Zürich. Verlags-Magazin. 1889.)

Diorama. Von Karl Henckell. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Drei Satirendichter. Giusti. Guadanoli. Belli. Deutsch von Paul Heyse. Zweite Auflage. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1889.)

Die Nordlandskönigin. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Fritz Maser. (A. Jungs Verlag. Stuttgart. 1889.)

Fast im Hafen. Dem Englischen nacherzählt von A. Steen. (Bremen. M. Heinsiu's Nachfolger. 1890.)

Glaucia, die griechische Sklavin. Frei nach dem Englischen von A. Steen. Bevorwortet von G. Chr. Dieffenbach. Dritte verbesserte Auflage. (Bremen. M. Heinsiu's Nachfolger. 1889.)

Reise durch das Kongogebiet von R. Büttner. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland.

(Leipzig. J. C. Heinrichs Buchhandlung. 1890.)

Deutsche Nationalbibliothek. Herausgegeben von Dr. Heinrich Weichelt. (Reichenberg in B. H. Weichelts Verlag.)

König Salomo. Epische Dichtung von L. A. Frankl.

Hans Sachs. Dramatisches Gedicht von L. F. Deinhardstein.

Volkserzählungen von Ludwig Fogler.

Wahrheit, Freiheit, Einheit. Worte des Friedens aus einem Vortrage von Pfarrer W. C. Schirmer. (München. 1889.)

Die Ueberfüllung der höheren Berufsarten. Wie erklärt sich dieselbe und wie läßt sie sich steuern? Von H. Keferstein. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Schwizer-Dütsch. Aus dem Canton Zürich. 10.—13. Heft. Aus dem Canton Luzern. 6. Geft. Gesammelt und herausgegeben von Professor O. Sutermeister. (Zürich. Orell Füßli & Co.)

Die Liebhaberkünste, von Franz Sales Meyer herausgegeben. Das Material und die Werkzeuge. 1400 Sprüche und Inschriften. Zierschriften. 100 Recepte. In 7 Lieferungen abgeschlossen. (Leipzig. E. A. Seemann. 1889.)

Deutsche Christfeier in Familie, Schule und Kirche. Bibeltexte zum Vorlesen und Weihnachtsgesänge für eine oder drei Singstimmen, mit Clavier- oder Orgel- oder Harmoniebegleitung zusammengestellt von Rudolf Lange. (Potsdam. Aug. Stein. 1889.)

Ein Vorschlag zur Besserung der wirthschaftlichen Lage der dem deutschen Volke in Oesterreich angehörigen arbeitenden Stände durch Wirthschaftsvereine, Bezirks- und Landesverbände und Zusammenfassung derselben in einen Reichsverband. Von Simon Rieger. (Im Selbstverlage des Verfassers. Annathal bei Neumarktl in Oberkrain. 1889.)

Der Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte von Constanze v. Franken. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Wappen-Vorlagen für Canevas-Stickerei. (Dresden. R. v. Grumbkow, Hof-Verlag.)

Volks-Kalender von Dr. Joh. Nep. Vogl. 46. Jahrgang. Redigiert von Dr. August Silberstein. Mit vielen Bildern. (Wien. Karl. Fromme.)

Großer Bauern-Kalender. 7. Jahrgang. Herausgeber Franz Schlinkert, mit Bildern von Alois Greil, Hugo Ströhl, Willibald Nagl u. A. Echt volksthümliches Kalendarium, den Wünschen und Bedürfnissen des Landmannes angepaßt, mit Vormerkblättern durchschossen. Großes ausführliches Nachschlagebuch mit vielen Behelfen. (Wien. Karl Fromme.)

Kalender für Berg- und Hüttenleute auf das Jahr 1890. (Witkowitz. Verlag der Berg- und Hüttengewerkschaft.)

Der Imker-Bote aus Oesterreich. Kalender für das Jahr 1890. In Gemeinschaft mit einer Anzahl hervorragender Bienenschriftsteller herausgegeben von Anton Pfalz. (Deutsch-Wagram, N.-Oest. Selbstverlag des Verfassers.)

Seemanns literarischer Jahresbericht für 1889. Weihnachts-Katalog. (Prag. Gustav Neugebauer.)

Postkarten des Heimgarten.

× Der „Heimgarten" hat einen neuen großen Verlust zu beklagen. **Ludwig Anzengruber** ist am 10. December gestorben.

Kl. F., Graz: Die „im verspielten Terno" erzählte Thatsache ist uns von Hamerlings Mutter selbst mitgetheilt worden.

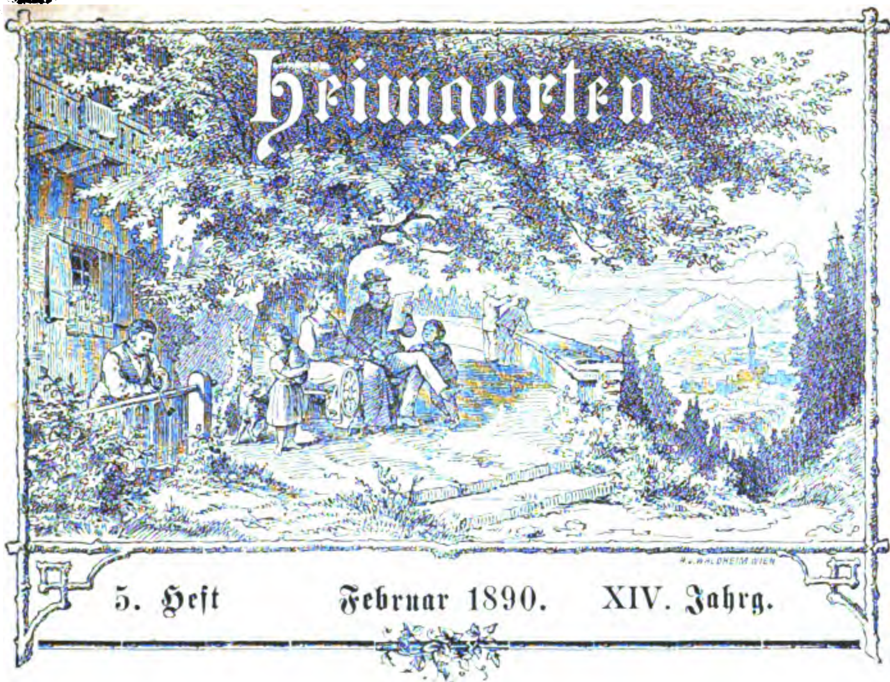
R. S. B., Graz: Wozu Ihre Entrüstung? Wenn Lilienthals Vermögen in Privatbesitz geblieben, oder nach Rom gewandert wäre, hätte Ihnen das besser gefallen? Wir freuen uns, daß der Fürstbischof von Seckau über das Vermögen zu wohlthätigen Zwecken verfügen kann, denn so wird auch die Diözese, unser Heimatland etwas davon haben, das Vermögen wird den wohlthätigen christlichen Vereinen, der kirchlichen Kunst zugute kommen, und das ist für Alle wichtig. Wir zweifeln nicht, daß der Bischof die große Gabe, die ihm in die Hand gelegt worden ist, zum Segen der Steiermark verwenden wird, und darum ist unsere Freude eine aufrichtige.

A. N., Wien: Wir suchen der Treue für den todten Freund Genüge zu thun und können uns um das Gebahren der Gegner nicht kümmern.

J. A. B.: Kann gelegentlich verwendet werden.

× Es wird dringend ersucht, Manuscripte welcher Art immer, ohne vorhergehende Anfrage nicht einzuschicken, wir könnten nicht dafür bürgen. Auch hat der Verlag dafür kein Honorar ausgesetzt.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Ein Landpfarrer.

Erzählung von K. G. Herloß.

Ich verließ bei B** das Holzschiff. Der Schiffer hatte mir gesagt, ich sollte nur eine Viertelstunde den Fahrweg am Ufer der Donau entlang gehen, dann rechts einbiegen in die weite Thalebene, die zu beiden Seiten und im Rücken von hohen Bergen begrenzt wurde; dort liege das Kirchdorf, das heutige Ziel meiner Reise, und dorthin, an den Pfarrherrn, lautete der Empfehlungsbrief meines väterlichen Freundes.

Es war warme Luft über den Strom und die Berge ausgegossen. Alles prangte, grünte und blühte im Schmuck und Glanz der Junisonne. Hell leuchteten zwischen Bäumen, Aeckern und Wiesen am jenseitigen Ufer die Meiereien, die Schlösser, und im fernen Vorgrund die Stiftsabtei mit Kuppeln und Thürmen und silberblinkenden Fenstern. Den Strom durchfurchten zahlreiche Lastschiffe und Fischerkähne. Es tönten Stimmen, Rufe und Gesänge herüber und über mir schwirrten die Lerchen, sonnenvergoldet, wie lichte Punkte in der blauen Luft. All dieser Glanz, diese Schönheit, dieser segensreiche Frieden der Natur mußte auch die Seele heiter stimmen und mir wallte es wie ein frommes Gebet durch die Brust! — Ich hatte bereits das Ufer des Flusses verlassen und war auf dem bezeichneten Fußwege zwischen hohen Feldrainen und Obstalleen vorgeschritten, als ich einen Mann einholte, dessen Tracht mir den Geistlichen verrieth. Doch seltsamerweise gieng derselbe auf dem mit grobem Kies beschütteten Wege — rechts und links erhob sich ein steiler Abhang — in blanken Strümpfen ziemlich mühselig und schmerzhaft vorwärts. Er hatte die Stiefel nicht etwa der Bequemlichkeit wegen ausgezogen, denn er trug nur einen Stock in der Hand. — Bald hatte ich ihn eingeholt und bot ihm einen freundlichen

Morgen. Er dankte und sagte lächelnd:

„Das ist ein Malefizweg, wenn man keine Stiefel hat."

„Aber Hochwürden!" entgegnete ich, „auf welche Art sind Sie denn in diesen Zustand gekommen?"

Bei diesen Worten betrachtete ich mir den geistlichen Herrn genauer. Er mochte etwas über vierzig Jahre alt sein, war von mittlerer Gestalt, hatte eines der edelsten, sprechendsten Gesichter, aus dem unverkennbar Milde, Heiterkeit und Gemüthsfrieden hervorblickte; zugleich war über alles dieses tiefer Seelenadel ausgegossen, die blauen Augen waren von wunderbarer Schönheit, der Mund voll Liebreiz, die Stirn frei und das braune Haar natürlich gelockt. Schon auf den ersten Anblick mußte diese Erscheinung anziehen, im nächsten Anblicke mußte sie fesseln und im folgenden mußte man sie liebgewinnen.

„Ja," versetzte der Geistliche mit unnachahmlicher Treuherzigkeit, „ich habe wieder einen leichtsinnigen Streich gemacht. Kehre da von einem Besuche in der Nachbarschaft zurück und mir begegnet ein Handwerksbursche. Der arme Mensch hatte die Sohlen total abgelaufen, zudem Blasen an den Füßen und konnte nicht weiter fort. Er sah zum Erbarmen aus, wie er dahinkroch, und zwei Stunden hatte er noch zu gehen. Da ich nun wieder kein Geld bei mir hatte, so zog ich meine Stiefel aus und gab sie ihm. An Ort und Stelle hätte ihm Geld auch nicht genützt, denn da konnte er doch keine Stiefel kaufen."

„Aber, um Verzeihung, Hochwürden! konnten Sie den armen Schelm nicht nach Ihrer Behausung mitnehmen und ihm dort ein Paar andere Stiefel schenken?"

„Daran hab ich auch gedacht, aber es ist doch ein bissel weit bis hinein ins Dorf, und dann — wie wär' er denn mit seinen wunden Füßen hier über den frischaufgeschütteten Malefizweg gekommen, wo ich mit meinen gesunden Sohlen schon genug Schmerzen ausstehe. Es ist gut, daß ich kein Podagrist bin, wie mein geistlicher Herr Nachbar — das wär nicht auszuhalten. — Und dann hätt's vielleicht die Babett, meine Wirtschafterin, nicht erlaubt."

„Ist die so hartherzig?"

„J, Gott behüt' — sie ist die beste Person von der Welt; sie commandiert mich nur ein bissel, wenn ich leichtsinnig bin und nicht an die Zukunft denk'! Das ist aber halt so meine Schwachheit. Die Stiefel hätten mir ja auch Freud' gemacht, wenn ich der Handwerksbursch wär'! Nein, die Babett ist herzensgut und wohlthätig, aber sparsam und vorsichtig. Ja, wenn ich die nicht hätt', so möcht' es mit mir manchmal recht schlimm stehen. Sie zankt öfters, aber das kränkt mich nicht — es macht mir oft Spaß, weil sie's ja doch gut meint. — Jetzt, junger Herr," unterbrach er sich, „darf ich vielleicht fragen, wohin Sie der Weg führt?"

„Nach dem Dorfe vor uns, zu dem Herrn Pfarrer Veit Sander. Ich habe einen Empfehlungsbrief an ihn von seinem Jugendfreunde Herrn von Huber, den auch ich einen väterlichen Freund nennen darf."

„J, mein lieber Gott, der bin ja ich, der Pfarrer Sander!" rief der Geistliche freudig überrascht und breitete die Arme aus, „wenn Sie ein Freund von meinem Jugendfreunde Huber sind, so sind Sie auch mein Freund."

Und nach diesen Worten lag er an meinem Halse und küßte mich treuherzig. Er frug nach Namen, Stand und Reisezweck, dann fuhr er mit komischer Betonung fort:

„Freilich hätt' ich mich Ihnen nicht in einem so respectswidrigen Aufzuge vorstellen sollen, und Sie werden mich auslachen, wenn Sie mich so gehen sehen, und Sie haben recht."

„Wie könnte ich lachen über eine Situation, in welche Sie nur durch

ein gutes Werk versetzt worden sind! Herr von Huber hat in seiner Schilderung Ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit nicht übertrieben."

„Ach, der Huber ist ein Capitalmensch, dem ich nicht werth bin, die Schuhriemen aufzulösen; er hat nur einen einzigen Fehler: daß er mich so lieb hat und zu nachsichtig mit mir ist. Na, in der Erntezeit besuch' ich ihn auch auf ganze vierzehn Tage und das soll ein Gaudium werden. Wir sind nämlich seit unserer Kindheit Herzensbrüder und bleiben es bis zur Requies aeterna. Nun — ich will Ihnen schon noch hübsche Geschichtchen von meinem edlen Freunde erzählen, die Sie gewiß nicht kennen, denn darüber ist er sehr verschlossen und gar zu demüthig, daß Ihnen das Herz aufgehen wird."

Mir that es unendlich wohl, meinen alten biedern Wohlthäter und Freund so gelobt zu wissen, und zwar aus einem Herzen, das ohne Zweifel gleiches Lob im vollsten Maße verdiente.

„Eines ist doch gut," sagte der Pfarrer schmunzelnd, „daß Sie mich hier getroffen haben und daß Sie mit mir nach Haus kommen. Die Babett wird sich vor Ihnen genieren und nicht zanken können, wenn sie mich wieder ohne Stiefel sieht."

Wir hatten jetzt den Kiespfad verlassen und giengen zur Seite einer großen Kirschbaumpflanzung, die sich auf der leichten Abdachung einer Anhöhe weithin ausdehnte.

„Da ist ein herrlicher und kostbarer Baumgarten," bemerkte ich.

„Ja, sehen Sie," entgegnete der Pfarrer wohlgefällig, „das war noch vor zehn, zwölf Jahren ein unfruchtbarer Kiesboden. Ich hab's damals meinen Bauern immer gesagt, sie sollten da Erde hinaufschaffen und Obstbäume anpflanzen, es sei schade um den unfruchtbaren Fleck. Aber sie hörten nicht, denn sie sind in der Mehrzahl reich und bequem. Da hab ich mit meinem Knechte die Sache selbst in Angriff genommen und habe die ganze Zeit, die mir mein geistliches Amt übrig läßt, da oben im Schweiße des Angesichts, kann ich wohl sagen, gearbeitet, Lehm und Fruchterde 'naufgeschafft und die jungen Bäume gepflanzt. Da haben sich halt die Bauern geschämt, wie sie das gesehen, denn sie haben gewußt, daß ich das nicht zu meinem Nutzen schaffe, sondern daß die Obstpflanzung der ganzen Dorfschaft zugute kommen soll. Und nach und nach sind sie zahlreicher erschienen, die Reichen und Alten sogar, und haben mit mir um die Wette gearbeitet. Mittags und Abends sind Frauen und Töchter hinausgekommen, haben das Essen und den Wein gebracht, und es war halt ein lustiges Leben und die ganze Arbeit nur ein Spiel. Jetzt stehen zwölftausend Kirschbäume oben und von der Pachtsumme ernähren wir sechs alte Frauen und zwei Männer im Armenhaus, auch sind fünf Krankenbetten angeschafft worden. I ja, 's geht schon, das Gute, wenn man's will; zum Bösen braucht man, glaub ich, eine viel größere Anstrengung."

Wir nahten uns nun dem Dorfe, das, wie ich erfuhr, über sechzehnhundert meist wohlhabende und gut geartete Einwohner zählte. Die Gründe sind hier äußerst fruchtbar, die Nähe der Donau befördert Handel und Verkehr. Deshalb hatten die Straßen auch ein städtisches Ansehen, gleichwie die Leute, die uns begegneten, und dennoch entbehrte der Ort nicht des ländlichen idyllischen Reizes, weil einzelne Häusergruppen an den Anhöhen zerstreut lagen, bis in die Mitte der hohen Berge, und umbuscht von Gärten und kleinen Waldparcellen.

Kinder und Frauen, die uns entgegenkamen, eilten auf den Pfarrer zu und küßten ihm die Hand. Niemand schien etwas Auffallendes daran zu finden, keines lächelte darüber, daß der Pfarrer in Strümpfen einherwandelte. Er mochte sie an seine Sonderbar-

keiten gewöhnt haben, und jetzt hatte er für jeden der Begegnenden, die er alle namentlich nannte, einen freundlichen Gruß, ein gutgemeintes Scherz- oder ein Schmeichelwort.

Das Pfarrhaus lag grün umbuscht an der westlichen Seite des Dorfes über einem Stege, der sich über den krystallhellen Bergbach spannte, dessen kleinerer Arm auch den Garten des Pfarrers, der sehr umfänglich und reich an Obst- und Zierbäumen, an Blumen- und Gemüsebeeten war, durchfloß. Am nördlichen Ende desselben lag das Pfarrhaus, ein geräumiges, einstöckiges Gebäude, frisch angestrichen, mit rothem Ziegeldach, auf demselben ein Blitzableiter. Die Vorderwand war mit Weinreben bedeckt, über dem Treppeneingang wölbte sich eine Laube und das Haus war an zwei Seiten, der westlichen und nördlichen, von hohen Ulmen und Wallnußbäumen überwölbt. Von der gegenüberliegenden Thür des Hauses gieng ein mit Steinplatten ausgelegter Weg zwischen zwei nachbarlichen Gartenmauern auf den freien Platz des Dorfes, wo die geräumige Kirche sich mit ihren beiden Schieferthürmen sich erhob. Jener Weg hieß der Pfarrweg.

Beim Eintritt in das Haus kam uns aus der Gaststube des Erdgeschosses die Wirtschafterin des Pfarrers entgegen, eine freundliche, weißgekleidete Matrone, deren Erscheinung in Gesichtsausdruck und Stimmenton etwas äußerst Einnehmendes und Vertrauliches hatte.

„Hier, Babett," sagte der Pfarrer, als wir in die weite, luftige und von Weinranken am Fenster gründurchschimmerte Stube traten, „bringe ich Ihr einen Gast mit, einen jungen Freund von unserm Herrn von Huber. Er will sich's bei uns gefallen lassen."

„Vom Herrn von Huber!" rief die Haushälterin freudig und mit einer Verbeugung, „o da seien Sie tausendmal willkommen."

Ich reichte ihr die Hand, der Pfarrer trocknete sich den Schweiß von der Stirn und fuhr fort:

„Vor allem anderen, Babett, sag Sie der Liesel, daß sie mir ein Paar Stiefel in das Schlafzimmer stellt und ein Paar frische Strümpfe, und dann sorge Sie für ein Frühstück. Unser lieber Gast wird Appetit haben."

„I, Du mein Heiland," rief Babett und schlug die Händ überm Kopf zusammen, „wo haben denn Euer Hochwürden die Stiefel gelassen?"

„Ich hab sie halt einem armen Handwerksburschen schenken müssen!"

„Schon wieder, Herr Pfarrer! Ich seh halt, man kann Sie gar nicht mehr allein ausgehen lassen. Das wird ja immer ärger, nehmen Sie mir's nicht übel, und wenn's so fortgeht, müssen wir noch Alle betteln gehen."

„Babett," sagte der Pfarrer, „genier Sie sich doch vor dem fremden Herrn und zank Sie nicht wieder. Hätt' Sie den Handwerksburschen gesehen, den armen, maroden Menschen, Sie hätt' gern ihm selbst meine letzten Stiefel gegeben oder Ihre eigenen Schuhe. Es ist halt 'mal g'schehen!"

„Ich schweig schon, Euer Hochwürden, aber denken thu ich mir deswegen doch, was ich will. Der heutige Tag ist auch nur so zum Unglück geschaffen. Der weiße Ziegenbock hat an der Weinbergsmauer das Bein gebrochen und liegt im Stall — die Liesel hat ihn eben hereingebracht. Ich war schon zum Bader gelaufen, aber der ist über Land."

„Lauter Unglück," wiederholte der Pfarrer schalkhaft; „gehört denn der Besuch von dem jungen Herrn auch dazu?"

„I, Gott behüte," sagte die Haushälterin verlegen und enteilte.

„Also die Stiefel!" rief der Pfarrer ihr nach, „und das Frühstück! Zum Ziegenbock will ich selbst gehen. — Sie," sagte er zu mir gewendet, „frühstücken inzwischen. Ich muß Sie leider allein lassen, denn es ist bald zehn Uhr und ich muß die Messe lesen.

Ich bin deswegen noch ganz nüchtern, aber das ist schon meine Gewohnheit, und Sie werden mir schon etwas übrig lassen, denn was den Tisch betrifft, so ist die Babett durchaus nicht genau."

Ich erklärte mich bereit, den geistlichen Herrn in die Kirche zu begleiten.

„Morgen," sagte er, „legen Sie nur ab" — ich trug ein kleines Ränzchen mit der nothwendigsten Leibwäsche, denn ich gedachte nur zwei Tage zu bleiben, mein Gepäck war voraus nach L** gegangen — „Sie werden müde und hungrig sein und Ihre Andacht haben Sie gewiß heut schon bei Sonnenaufgang auf der schönen Donau in der freien Natur verrichtet. Das ist die schönste Andacht. Die Kirche ist für Diejenigen, die sich eben im Tempel der Natur nicht erheben können, oder die sich gerne zurückziehen in die einsamen stillen Räume und in sich. Da drängt sich die Andacht ins bekümmerte Herz hinein, dort strömt sie aus dem vollen Herzen in die weite Schöpfung hinaus."

Er verschwand, kehrte bald bestiefelt zurück und eilte dann sofort mit Bandagen und Pflastern zu seinem bresthaften Ziegenbock in den Stall.

Ich machte mir's sofort bequem, denn ich fühlte mich hier überaus heimisch. Die Stube war einfach, aber mit Geschmack möbliert; an der Wand ein Crucifix, Heiligenbilder, auch welche aus der Profangeschichte, so: Der Landesherr, Napoleon, General Laudon, Ludwig XVI. und Marie Antoinette mit ihren Kindern, der jetzt regierende Papst, und zu meiner Verwunderung auch der sogenannte „Gottesleugner" Friedrich II.; dann standen noch Gläser- und Bücherschränke umher. Zu meinem Befremden aber gewahrte ich in keinem der Fenster, ja im ganzen Hause nicht, einen Singvogel im Käfig, wie ich dergleichen in allen Pfarrwohnungen auf dem Lande gefunden.

Bald darnach erschien die Wirtschafterin und bedeckte den Tisch mit kalten Fleischspeisen, herrlichem Brot, frischer Butter, köstlichen Erdbeeren und Kirschen, und ein paar Weinflaschen. Sie bot mir gleichzeitig frische Kuh- oder Ziegenmilch an. Ich ließ es bei dem goldgelben und eiskalten Weine bewenden.

Die alte Frau, wie ich später erfuhr, war die kinderlose Witwe des vorigen Schullehrers — bediente mich mit überaus großer Freundlichkeit, die erkennen ließ, daß sie sich dem Geschäfte der Gastfreundschaft gerne unterzog. Ich richtete während des Essens eine Frage an sie.

„Sie sind wohl noch ärgerlich, daß der Herr Pfarrer die Stiefel verschenkt hat?"

„Der Himmel bewahre," fiel sie ein, „alles, was er thut, ist ja seelensgut und er hat sich das Himmelreich gewiß schon mehr als zehnmal verdient, aber die Stiefel kosten halt viel Geld, und Essen und Trinken, auch Flachs geben uns die Leute genug, so daß wir daran Ueberfluß haben; aber an Geld leidet der Hochwürdige immer Mangel, denn er gibt allen Bettlern mit vollen Händen und den Leuten schenkt er in der Regel die Stolgebühren und so kommt wenig ein. Die Pfarre hier ist die reichste in der Gegend, der geistliche Herr Nachbar des Hochwürdigen, der sich lange nicht so gut steht, hat seinem Neffen schon ein schönes Bauerngut gekauft und seine Nichte ausgestattet; aber wir bringen es niemals zu etwas. Und da ist dem Herrn seine Großmüthigkeit daran schuld. Er denkt nur an andere Leut, und niemals an sich."

„Dieser Edelmut muß Ihnen aber doch auch Freude machen?" fiel ich ein.

„Na freilich," betheuerte sie, „denn ich bin auch ein so schwaches Geschöpf und kann nichts abschlagen und er verführt mich noch dazu durch sein Beispiel. Er sollt aber auch nur einmal

an sich denken, meine ich. Was er Alles hergibt, das gibt kein reicher Graf sein Lebtag her. Und wenn er einmal alt und krank wird und kommt auf die Expositur, bekommt der neue Pfarrer Alles, wir haben nichts erspart! wie werden wir uns behelfen müssen!"

„Die allgemeine Liebe, die er besitzt," tröstete ich, „wird ihn dann auch nicht verlassen!"

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer wieder ein. „Gott Lob," sagte er freudig — „ich hab dem Ziegenbock seinen Fuß wieder eingerichtet — ich bin nämlich so ein Stück von Feldscheerer — der Bruch ist nicht schwierig und der arme Schelm wird in vier Wochen wieder laufen können, wenn auch etwas hinkend. Es ist, als ob es das Vieh gemerkt hätte, daß ich helfen kann. Es sah mich so freundlich und hilfbedürftig an und verhielt sich während des Einrichtens und Schienens recht ruhig. — Jetzt, Babett! das Chorhemd und die Stola. — Auf baldiges Wiedersehen, lieber Herr." Er eilte fort.

Nachdem ich mein Frühstück beendigt, gieng ich hinaus in den Garten und besah die Blumenbeete. Der geistliche Herr schien große Sorgfalt darauf zu verwenden. Es waren nur die gewöhnlichen Sorten, aber lauter schöne Exemplare und trefflich gepflegt. In der Mitte eines Beetes hatte er aus Dreifaltigkeitsblumen — sogenannten Stiefmütterchen — einen großen Stern geformt und auf einem zweiten ein Kreuz aus Nelken. Die Laube war geräumig, dicht von Geisblatt umschattet, ein einfaches Sopha und Stühle luden zur Rast ein. Der durchfließende Arm des Bergwassers, über den zwei Stege führten, bildete einen kleinen Springbrunnen, um diesen herum sammelte sich, theils in den Zweigen, theils am Rande des Bassins, eine Unzahl Singvögel, die durchaus nicht scheu thaten, so sehr hatte man ihr Vertrauen gewonnen, und wie Reste am Boden zeigten, wurden sie auch hier regelmäßig gefüttert.

Es war über diesen Garten mit dem blauen Himmel und den durch die Baumwipfel herabragenden Bergen, ein wundersamer harmonischer Frieden ausgegossen, nur unterbrochen durch das Rieseln der Fontaine und jetzt harmonisch durchbebt vom Silberklange der kleinen Kirchenglocke, die mir ankündigte, daß das „Ite, missa est!" gesprochen sei.

Aber der Pfarrer zögerte noch lange mit der Rückkehr. Es war bereits Ein Uhr, der Tisch gedeckt, die Haushälterin gieng verdrießlich auf und ab. Ich wagte endlich die Frage, ob vielleicht dem Herrn Pfarrer etwas Besonderes begegnet sein dürfte.

„Ach nein," versetzte sie, „so macht er es immer und läßt die schöne Gottesgabe verkochen und anbrennen — und heut noch dazu, wo er einen Gast hat. — Er wird halt wieder irgendwo zu helfen haben und da vergißt er Essen und Trinken. Sie müssen nun schon Nachsicht mit ihm haben."

Endlich kam der Pfarrer — es war fast zwei Uhr vorüber — abgehetzt und abgeschwitzt wieder.

„Sie müssen verzeihen," sagte er beim Eintritt und indem er mich sogleich zu Tische führte, „daß ich habe warten lassen. Aber mit meinem geistlichen Amt sind so viele Functionen im Zusammenhange, daß mir manchmal die Zeit zum Mittagsessen knapp wird. — Da hat," fuhr er fort, indem die Wirtschafterin, die den dritten Platz an der Tafel einnahm, vorlegte, „der Schindler Jakob dem Wenzel Reh eine Kuh verkauft, die ganz gesund war. Kaum hat sie der aber einen Tag, so wird das Thier krank. Und darüber sind sie in Streit und tödtliche Feindschaft gerathen, denn der Wenzel meint, daß ihn der Schindler Jakob damit angeführt, und es sind doch beide redliche Leute. Sie haben mir die Sache nach der Kirche vorgetragen — denn auf's Amt sind sie doch nicht gleich

gegangen — und ich hab sie wieder versöhnt. Der Schindler Jakob nimmt die Kuh wieder und der Reh zahlt zwei Gulden Abstandsgeld. Vielleicht liegt's am Stall oder am Futter, oder's Vieh grämt sich, weil's ganz allein in ein' kleinen Stall gekommen ist. Na, die Beiden sind ins Wirtshaus gegangen und werden da ihren Aerger vertrinken und die zwei Gulden auch. Sie haben mir die Hand drauf gegeben, daß sie von jetzt an aufrichtige Freundschaft halten wollen."

„Dann halten sie's auch," sagte die Wirtschafterin mit zuversichtlicher Bestimmtheit.

„Und dann," fuhr der Pfarrer fort, „hat mich die alte Spital-Kathi rufen lassen; sie glaubt heut bestimmt zu sterben — das ist schon das dreißigstemal — und will ihr Testament machen. Sie hat zwar nichts zu vermachen, aber sie bleibt auf ihrer fixen Idee, daß sie ein Testament machen müsse. Mit der alten Frau muß man halt Geduld haben. Essen und Trinken schmeckt ihr und sonst auch ist sie recht gesund. Nun, ich hab sie wieder getröstet."

„Wie ich sehe, Herr Pfarrer," bemerkte ich, „sind Sie zugleich Friedensrichter in Ihrer Gemeinde."

„Beinahe könnte man's so nennen," lächelte er; „daß die Leute wegen jeder Kleinigkeit auf die Kanzlei laufen und dort klagen und processieren, das habe ich ihnen so ziemlich abgewöhnt. Es gab hartnäckige Köpfe darunter, die mir viele Mühe verursachten, bis ich sie zahm gekriegt. Die hatten ihr ganzes Heil auf die Advocaten gesetzt. Wie sie aber erst einmal tüchtig angelaufen waren, dann schöpften sie zu mir Vertrauen. — Und endlich hat mich dem Schmied seine Frau hinein gerufen. Der Lehrer hat ihren jüngsten Buben aus der Schule fortgejagt, wegen Faulheit und dummer Streiche. Dem jungen Musjö hab ich nun ordentlich die Leviten gelesen, bis er mit Thränen in den Augen Besserung versprochen hat. Morgen führ ich ihn in die Schule, er muß dem Lehrer abbitten und der nimmt ihn wieder zu Gnaden auf. Ja, ich meine, man muß dem kleinen Menschenkind nur die ersten Thränen der Reue über sein Vergehen ablocken, das wirkt mehr zur Besserung als alle angedrohte Strafe. Und regt man erst im Kinde die Thräne des Mitleids auf, so gibt dies einen herrlichen Segen von Gutherzigkeit und Zartgefühl fürs ganze Leben."

Dies Alles erzählte der gute Priester ohne jede Ostentation, sondern lediglich wie um sein langes Ausbleiben zu entschuldigen. Er merkte die Verstimmung der Babett darüber, daß er selbst bei Anwesenheit des Gastes die Mittagszeit versäumt, und wollte daher die Falte der Unzufriedenheit auf ihrer Stirn glätten. — Dies gelang ihm endlich auch, als die Gläser kreisten und es der Gesundheit unseres Freundes Huber galt, wobei auch die Wirtschafterin anstieß und nippte.

„Ich habe die Zahmheit der Vögel," begann ich, „bei Ihrer Fontaine im Garten bewundert, auf der andern Seite aber befremdet es mich, daß Sie keinen Singvogel im Hause halten. Hier im Fenster zwischen den Weinranken wär' doch ein recht lauschiges Plätzchen für einen Sprosser, ein Paar Finken oder Wachteln!"

„Ja," versetzte der Pfarrer, „die kleinen Spitzbuben im Garten draußen wissen schon, daß sie Niemand turbiert, und daß ihnen die Babett immer gutes Futter hinstreut."

„Das thun eigentlich Euer Hochwürden zu Ihrem Vergnügen immer selbst," warf die Haushälterin dazwischen.

„Sie brauchen da halt nicht," fuhr der geistliche Herr unbeirrt fort, „anderswo fouragieren zu gehen, wo sie den Raubthieren oder Vogelstellern ausgesetzt sind. Und daß ich mir keinen Vogel in den Käfig sperre? — Ich halt es für eine Grausamkeit, das

arme kleine Wesen, dem der Herr die Flügel für die Freiheit, für das Herumschweifen und Schwärmen in der weiten Natur gegeben hat, dieser Freiheit zu berauben, bloß um das Vergnügen zu haben, seine süße Stimme in der Stube zu hören. — Wer Vogelgesang hören will, der soll hinausgehen unter die Bäume und zwischen die Saatfelder; da klingt es ganz anders, frischer und herzstärkender, als in der Gefangenschaft. — Ich hatte von meinem Vorgänger im Amt einen Kanarienvogel überkommen; den konnte ich freilich nicht fliegen lassen, er war erstlich zu alt und dann ist der Kanari ja ein gebornes Stubenkind und für das Leben im Wald und Feld zu ungeschickt und weichlich. Für den ist die Gefangenschaft im Grund eine Wohlthat und die Freiheit wär' sein Elend und sein früher Tod. Und den hab ich halt auch behalten, bis er an Altersschwäche gestorben ist — gesungen hat er längst nicht mehr, obgleich er manchmal einen Anflug von Eitelkeit gehabt und geglaubt hat, er müßt es durchsetzen. Na, die Babett hat ihn so lang als möglich erhalten, sie hat ihn gut gepflegt und gefüttert; und er hat das auch anerkannt, denn er ist sehr zahm geworden und hat ihr den Zucker aus dem Mund gepickt."

Die alte Frau warf mir einen bedeutsamen Blick zu, als müsse sie abermals dies gerühmte Verdienst von sich ab- und gerechterweise dem Pfarrer zuwenden. — Es war im Laufe der nächsten Tage und unseres Beisammenseins höchst interessant, zu gewahren, wie diese beiden herzlichen Leute einander immer das Gute, das Jeder gethan, wechselseitig aufbürdeten, mit aller Selbstverleugnung, ja mit einer Sinneskeuschheit, als schämten sie sich des Verdienstes wie einer Schwäche. Die Tugend hat einen eigenen wundersamen Reiz, wo sie nicht im Bewußtsein ihrer Geltung ist.

„In der letzten Zeit," fuhr der geistliche Herr fort, „haben wir Vogelbauer und Fenster stets offen gelassen, und wie's auch draußen grünte und blühte und die anderen freien Sänger lockten und riefen, unser Kanariengreis sehnte sich doch nicht hinaus in die ihm fremde und gefahrvolle Welt; er wußte, daß hier seine Heimat sei, daß er es hier besser habe und daß die ungebundene Freiheit nur für die Jugend so lockend ist. Grade wie mit dem Menschen, wenn er alt wird."

„Wie sind Sie, hochwürdiger Herr!" fragte ich, nach dem Bildnisse Friedrichs des Großen an der Wand deutend, „in den Besitz jenes Bildes gekommen? Denn abgesehen, daß der große König Protestant war, haben ihn doch selbst die Geistlichen seines Glaubens für einen Gottesleugner erklärt."

„Weil ich sein Andenken ehre," versetzte der Pfarrer mit Bestimmtheit, „in jedem großen Geiste offenbart sich ja die Güte und Weisheit Gottes. Ueber die Richtung, die jener Geist einnimmt, dürfen wir Kleineren kein kleinlich Urtheil fällen. — Und dann, Herr! er war tolerant; kennen Sie das Wort Toleranz in seiner ganzen himmlischen Bedeutung, in dem segensreichen Sinne, wie es der Heiland gepredigt! — Ja, auch mein edler Kaiser Joseph war tolerant," fuhr er mit bewegter Stimme fort und sein schönes Auge verklärte sich — „die Klostergeistlichen lieben zwar sein Andenken nicht, wie sie sollten, aber wir, die Weltgeistlichen, wissen, was er war für die Menschheit im Staatsleben und in Glaubenssachen. — Stoßen Sie an, junger Freund! Dieses Glas dem guten Geist, der so segenbringend, wenngleich mißverstanden, oft verkannt, doch voll unermüdlicher Liebe kurze Zeit über die Erde gieng, wie ein Sonnenstrahl, der auf einen Moment nur die Felsenspitze röthet, aber doch ihr Gestein und ihre dürren Blumen verklärt und erwärmt."

Ich erhob mich und that seinem begeisterten Toast aus vollem Herzen

Bescheid. Er schüttelte mir die Hand und ich sah, wie eine Thräne aus seinem Auge dringen wollte.

„Um wieder," fuhr er fort nach einer Pause, „auf Ihre Frage wegen der Vögel zu kommen, so wird Ihnen vielleicht noch manches in meinem Wesen auffallen. — Ich bin einmal so, wie mich der liebe Gott gemacht hat, und wie mir es Gefühl und Erkenntnis gegeben. Ich halte zum Beispiel auch keinen Hund, so sehr ich diese Thiere liebe, seit ein Mann im Orte von einem tollen Hunde gebissen worden. Dem Unglücklichen mußte ich das Sacrament der Sterbenden reichen und habe dessen schrecklichem Todeskampfe beigewohnt. Dies ist freilich ein Nachtstück unseres geistlichen Berufes, aber es ist auch die ernste, heiligste Seite desselben. Hier gilt es, des Glaubens voll zu sein, um Trost gewähren zu können. Hier ist Kraft, Festigkeit und Aufopferung vonnöthen. Der Arzt, der den kranken Leib aufgegeben, legt die letzten Stunden des verzagten oder gepeinigten Geistes und seine Zukunft in unsere Hände. Und dies Bewußtsein, Herr, ist auch etwas wert, ja es ist das Wertvollste unseres Berufes, der sonst äußerst leicht wäre. — Ich gehe jedesmal verzagt mit dem Viaticum zu einem Kranken, aber gestärkt und erhoben kehre ich zurück. Glauben Sie nicht, daß der Anblick des Todes entmuthigt, nein! er gibt Kraft und erweckt Vertrauen. Es ist nichts abgeschlossen in der Natur und so auch in der Welt, mit Gott ist sie ja Eins und unendlich. — Wie würde ich es nun ertragen, wenn durch meinen Hund ein Menschenleben gefährdet, wenn ein Mensch durch die entsetzlichsten aller Todesarten enden würde!"

Nach einer Pause, und während die Tafel geräumt und das Dessert daraufgesetzt wurde, sagte er lächelnd: „Jenes Bild ist Ihnen aufgefallen! Sie würden sich noch mehr gewundert haben, hätten Sie zufällig ein anderes gesehen, das freilich ziemlich versteckt in meinem Schlafzimmer hängt, weil ich's nicht gerne bei der Kirchenvisitation vor dem Herrn Vicarius und sonst auch, des Geredes der Leute wegen, blicken lassen will. — Es ist der Doctor Luther," setzte er leise und mit einem lächelnden Zuge, der meiner Ueberraschung gelten sollte, hinzu; „ein Mann der That und der Kraft, der nach göttlichem Willen und Zulassen nichts gethan, als seine Sendung erfüllt. Er war seinerzeit nöthig; sonst hätte seinem Wirken Gottes Rathschluß keinen Erfolg gegeben."

„Durch Aufhebung des Cölibats," warf ich ein, „hat er sich wohl am meisten mit der katholischen Kirche in Zwiespalt gesetzt, denn die utraquistischen Böhmen, die Nachfolger Hussens, hatten ja fast ein Jahrhundert vor ihm vom Papste das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und den Gebrauch der Landessprache beim Gottesdienst verwilligt erhalten. — Sie werden mir vielleicht einwerfen, der Priester werde durch die Ehe zu verweltlicht, zu vergesellschaftet und verliere dadurch an Weihe seiner Lehre, seines Beispieles; aber gestatten Sie mir die Bemerkung: Welch ein trefflicher Gatte und Vater wären Sie mit den schönen Eigenschaften Ihres Herzens und Geistes geworden, ein Vorbild Ihrer Kinder und Enkel, der Segen einer ganzen Generation, ohne der Weihe und der segensreichen Wirksamkeit des Priesters zu entbehren!"

„Trauen Sie mir das nicht zu," entgegnete er, ernsthafter werdend, „denn ich traue mir es selbst nicht zu. Vielleicht ist mein Beruf gerade der vorhandene, denn ich wäre wahrscheinlich auch ehelos geblieben, hätte ich den geistlichen Stand nicht erwählt. Setzen Sie nun den Fall, ich wäre protestantischer Pfarrer, vermählt und Vater von drei, vier oder mehr Kindern. Würde meine Sorgfalt, ohne Willen, rein aus natürlicher Zärtlichkeit, sich nicht über die Gebühr auf

die Erziehung, Ausbildung, Versorgung und künftige Sicherstellung meiner Ehesprossen ausdehnen? Würde nicht ihnen das größere Maß meiner Liebe gehören oder gebühren? Würde ich nicht erwerben und sparen müssen, um dieser meiner Kinder willen und oft dem Armen, weil er mir ein Fremder, genöthigt sein, die Thüre zu weisen, um mein eigen Fleisch und Blut nicht zu verkürzen? Wäre dann noch die ganze Gemeinde meine Familie, ihr Wohlergehen das meine, ihr Leiden das meinige? **Homo sum et nil humani a me alienum puto** sage ich mit einem gottesfürchtigen oder wenigstens demüthigen Heiden. — Ich spreche, wohlgemerkt, nur von mir, von meiner eigenen Beschaffenheit! Dem Familienvater, das weiß ich, würde ich keine Schande machen, aber dem Menschen in mir, wie er einmal ist, würden der Gesammtheit gegenüber oft die Hände gebunden sein, und er würde es mit Schmerz und oft mit innerem Vorwurf empfinden. Sie sehen, daß ich darin über mich schon nachgedacht, weil ich weiß, was ich bin und doch manchmal nicht begreifen kann, warum Andere nicht auch so sind. — Aber," setzte er lächelnd hinzu, „was würde es, wenn alle Anderen bei meiner Genügsamkeit und Friedfertigkeit auch meine Fehler hätten."

„Ich würde mir große Mühe geben müssen," versetzte ich, „Ihre Fehler zu entdecken."

„O, die sind gar schlimm," rief er lachend, „fragen Sie nur die Babett, die kennt sie alle, und deswegen zankt sie auch oft mit mir. Neulich nannte sie mich sogar im Eifer einen »leichtsinnigen jungen Menschen.« — Ich that, als hörte ich's nicht, aber insgeheim mußte ich doch lachen. Warten Sie nur, sie wird mich schon bei Ihnen verklagen, wenn Sie erst länger hier sind; denn das thut sie einmal, und schüttet besonders ihr Herz aus, wenn mein guter Huber im Spätherbst wie immer zum Besuch kommt. Bei dem heizt sie mir odentlich ein, aber das hilft ihr nichts, denn er weiß doch, wie er mit mir dran ist und hegt, wie gesagt, zu viel Nachsicht gegen mich."

„Ja, hochwürdiger Herr!" entgegnete ich, „beklagt hat sie sich schon gegen mich über Sie, bevor Sie kamen, das muß ich gestehen; aber diese Beschwerden eines gewiß reinen und treuen Herzens waren im Grunde nichts als Lobeserhebungen Ihres edlen, wohlwollenden Charakters."

„Oh, das kenne ich schon," warf er lachend ein und stimmte den vorigen jovialen Ton wieder an, „mich zankt sie ins Gesicht aus und hinter meinem Rücken sagt sie mir mehr Gutes nach, als ich verdiene. — Die Frauenzimmer müssen halt einmal klagen und seufzen, es liegt in ihrem Naturell. Selbst die Freude schmeckt ihnen nicht, wenn sie dieselbe nicht vorher oder hinterher besorgnißt oder beseufzt haben. — Manchmal aber hintergeh' ich sie doch, — sie erfährt von meinen leichtsinnigen Streichen und Unbesonnenheiten, wie sie's nennt, nichts, und das ist auch gut, da braucht sie sich nicht zu ärgern."

„Aber jetzt, mein Freund," unterbrach er sich, „ein ernsthaftes Wort. Sie wollen, wie Sie bei unserer ersten Begegnung äußerten, schon übermorgen fort. Daraus kann nichts werden. Sie würden dadurch erstlich mich, dann Freund Huber, der glauben müßte, es hätt' Ihnen bei mir nicht gefallen, und endlich die Babett, die mir vorwerfen könnte, meine Vernachlässigung hätt' Sie beleidigt, also uns alle Drei, kränken! Sie bleiben wenigstens vierzehn Tage."

„Hochwürdiger Herr," entgegnete ich, in die dargebotene Hand einschlagend, „lassen Sie uns gegenseitig abhandeln: meine Reise hat Eile — acht Tage widme ich hier meinem Aufenthalt und — meinem Herzen; ich muß sie dem Anblick der Kunstschätze in ** und in * abdarben, aber ich

thue es gerne um des seligen Genusses willen in der herrlichen Natur Ihrer Thaleinsamkeit und im Vollgenuß einer edlen Menschenseele.“ —

Das Letztere schien mein guter Priester durchaus nicht auf sich zu beziehen, er drückte meine Rechte und erwiderte mit der freundlichsten Miene:

„Ich nehme es dankbar an und die Babett wird auch ihre Freude darüber haben und ihr Herz vor Ihnen noch oft ausschütten.“

In diesem Augenblicke wurde unsere Unterhaltung unterbrochen. Liesel, die Magd, brachte die Zeitung und meldete, daß der Kaffee in der Gartenlaube uns erwarte.

„Sie werden mich auslachen,“ sagte der Pfarrer, indem er das Kreuzband öffnete, „wenn Sie die Zeitung sehen, die ich halte, und noch dazu diese einzige. Es ist ein Provinzblatt, das nichts als Auszüge aus anderen bringt, und lediglich die Ereignisse berichtet, ohne Commentare, ohne Raisonnements. Hielte ich die größeren Zeitungen, die Parteiblätter, ich würde unwillkürlich für diese oder jene Seite Vorliebe fassen, daraus könnte sich Haß gegen die andere, Vorurtheil, Ungerechtigkeit entwickeln, und man darf, glaub ich, keinen Menschen, keine Meinung hassen. Ich erfahre so von der Welt, was sie bewegt und daß man sich wechselseitig befehdet, aber ich mag nicht auf die Beweggründe, die reinen oder unreinen Motive des Kampfes eingehen. Des Priesters Werk muß ja stets das Werk des Friedens sein, und über Alles geht die Liebe, sie ist ewig ein Aether, der aus allen gebrochenen und freudigen Herzen aufsteigt und über dem Staube noch ein neues Dasein befruchtet zur Liebe und es verklärt.“ —

Nach diesen Worten brachen wir auf und giengen hinaus in die Gartenlaube, wo uns Babett den dampfenden Kaffee präsentierte. Als sich diese entfernt hatte, bat ich den Pfarrer, mir etwas aus seinem früheren Leben zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Hauptmann Fortner und seine Frau.

Eine Erzählung von **Hans Malser.**

Hauptmann Fortner besaß so ziemlich Alles, was Glück genannt wird unter den Menschen. Er hatte — und das sage ich voraus — ein lebensfrohes und naturfreudiges Herz. Sein Name war umleuchtet vom Glanze einer Heldenthat. Er erfreute sich an einem jungen, schönen Weibe, an einem frischen, aufgeweckten Kinde. Nur eine Kleinigkeit fehlte ihm, die aber nöthig ist, um dem Leben so recht nachlaufen zu können: anstatt des rechten bluteigenen Beines hatte er einen hölzernen Stelzfuß. Freilich war er auf dieses Stück Birkenholz stolzer, als auf alle seine übrigen Glieder zusammen. Bei der Erstürmung von Serajewo hatte er den Fuß verloren und die Heldengloire gewonnen. Aber dieses empfindungslose Stück Birkenholz schmerzte ihn mehr, als alle übrigen Glieder zu-

sammen, und es waren doch etliche darunter, die häufig durchzuckt wurden von rheumatischer Erinnerung an Bosnien. Das hölzerne Bein hatte ihn verdammt zum Ruhestand in jungen Jahren, die härteste Verdammnis, welche ein Soldatenherz zu treffen vermag.

Doch mochte Hauptmann Fortner deswegen mit dem Schicksale nicht viel hadern. Er hatte sein Opfer redlich gebracht und sein im Grunde weiches, friedliebendes Gemüth bequemte sich zum beschaulichen Pensionistenleben. Die Winterszeit in der Stadt war gerade nicht nach seinem Sinne. Er gieng zwar auf Stelzfuß und Krücke wacker spazieren — denn Stubenhocken, das war seine Sache nicht — aber die mitleidigen Blicke waren ihm zuwider, und er ließ seinen Schnurrbart so martialisch auswachsen und schaute so scharf und finster drein, daß seine kampflustige Miene die mitleidigen Herzen zurückschreckte. Anders war es im Sommer, wo er mit seiner kleinen Familie auf einem Dorfe zu wohnen pflegte, in einem weiten Thalkessel, der mit schönen Bergen und dunkelnden Wäldern umgeben war. Da konnte er sich erfreuen an den Verrichtungen fleißiger Arbeiter, denen er oft stundenlang vergnüglich zusah, konnte sich ergötzen an der landschaftlichen Natur, zu der er Jahr für Jahr größere Neigung empfand.

Seine Frau Emma harmonierte in all diesen Dingen lange Zeit ganz mit ihm, nur daß ihre gesunden Glieder noch weiter ausholen wollten und konnten. An den zahmen Spaziergängen durch Wald und Wiese fand sie nicht Genügen; mit zweien ihrer Brüder hatte sie einst eine Hochgebirgstour gemacht und diese gieng ihr nicht mehr aus dem Sinn. Da sie ihren Knaben in der Pflege einer verläßlichen Kindsfrau wußte, so versäumte sie keine Gelegenheit, um sich Partien anzuschließen, die auf einen oder den andern hohen Berg stiegen, wie sie sich im Hintergrunde des grünen Gaues gewaltig erhoben. Sie sei verliebt in die hohen Berge! so sagte sie selbst, weil eine Frau Alles, was ihr gefällt, mit der Liebe zusammenspannt. Der Hauptmann schaute manchmal der wohl ausgerüsteten munteren Gesellschaft ein wenig betrübt nach. Das Herz that ihm weh darob, daß er keinen der ins Land hinausleuchtenden Alpengipfel mehr erreichen konnte, und es that ihm weh, daß — doch genug der Sentimentalität für einen Soldaten! Sie ist tapfer und kommt ihm wohlbehalten wieder zurück.

Also geschah es eines Tages, daß ein Bruder der Frau Emma, welcher Reservelieutenant war, einige junge Leute mitbrachte aus der Stadt in das Dorf; unternehmungslustige Studenten. Sie wurden natürlich dem Herrn Hauptmann Fortner und seiner jugendlichen Frau Gemahlin vorgestellt und von diesen eingeladen zum Kaffee. Bei dem Kaffee entstand der Plan zu einer Besteigung des Hochschwab. Allgemeiner Jubel; nur der Hauptmann schwieg und dachte: Mußt dich eben begnügen damit, Andere in Bergeslust zu wissen. Am Abende desselben Tages, während seine Frau ihm wie gewöhnlich das Rauchzeug zurecht that, stülpte sie ihren weichen Arm ganz leicht auf seine Schulter: „Nicht wahr, lieber Mann, Du hast nichts dagegen, wenn ich morgen mit von der Partie bin?“

„Wohin?“ fragte er rasch.

„Die auf den Hochschwab geht. Gelt, Dir ist es recht?“

Der Hauptmann stopfte seine Pfeife und sagte nichts. Ihm war zu Muthe, als ob ihm jetzt etwas sehr Unangenehmes passiert wäre, und er konnte oder wollte sich doch keine Erklärung geben, weshalb er seine Frau nicht mit der Partie wissen wollte. Sie hat ja recht, hat zwei gesunde Füße und die hohen Berge sind ihre Freude. Warum nicht? Der kleine Fritz zu Hause ist geborgen und versorgt. Allein....

„Wirst Du Dich denn auch unter-

halten mit den weltfremden Leuten?" fragte er sie fast zärtlich.

„Die werden mich wenig kümmern," antwortete die Frau, „ich gehe nur mit meinem Bruder Hans. Und am Abende, sagen sie, können wir wieder zurück sein."

„Es wird etwas spät werden," bemerkte der Hauptmann kleinlaut. Weil sie betrübt war, daß er keine bestimmte Antwort gab, sagte er endlich: „Ja, ja, Weibchen, wenn es Dir Vergnügen macht, gehe nur."

Am nächsten Morgen wollte er ihr noch Verhaltungsmaßregeln sagen, denn für den Hochschwab kam sie ihm etwas zart und unerfahren vor. Doch als er aufwachte, war sie längst schon fort und ihr leeres Bett hatte nur die herzige Unordnung der verschobenen Decken und Kissen, in welchen stellenweise noch der Eindruck ihres Körpers zu sehen war. Schon um drei Uhr morgens, so erzählte die Kindsfrau, wären die jungen Herren draußen gewesen, aber bevor sie noch am Fenster klopften, sei die gnädige Frau schon flink und leise aus dem Bette gesprungen und kurze Zeit darauf schon vollkommen marschfertig mit ihnen gegangen. Im Wirtshause wäre Thee gekocht worden und dann habe man die Gesellschaft vom Waldschachen her, wo sie angestiegen, noch munter lachen gehört. Es müßten lustige Leute dabei sein, und über Studenten stehe einmal nichts auf.

Als einst bei Serajewo der Arzt dem Hauptmann Fortner mitgetheilt, daß er sich für alle Zukunft mit einem einzigen Beine werde behelfen müssen, war ihm ein wenig weh geworden ums Herz. Aber so nicht wie jetzt, so weh nicht wie jetzt. Der Zeiger der Uhr stand auf Sechs, noch fünfzehn Stunden oder länger, bis sie wieder da sein wird. Mißmuthig suchte er sein Holzbein anzuschnallen, es wollte nicht recht gehen, die Kindsfrau machte sich erbötig, ihm dabei zu helfen, er wies sie fast unwirsch zurück zum Knaben und bediente sich zur Noth allein.

Im Laufe desselben Vormittags, als der Hauptmann unter der Linde saß, kam der Fleischerknecht mit dem großen Hunde des Weges; ein Kalb wurde herangezerrt und gehetzt. Der Hund sprang hinten drein, bald links, bald rechts, bellte heftig und that, als ob er dem Kalb in die Beine schnappen wollte, so oft es sich weigerte, zu gehen.

„Mylord, setz ab!" rief der Bursche dem Treibhund zu, da stellte dieser augenblicklich seine Arbeit ein und der Fleischer band den lockergewordenen Strick sorgfältig um den Hals des Thieres.

„Die Schwabengeher werden schon hoch oben sein!" rief er so nebenbei dem Hauptmann zu.

„Hast Du sie gesehen?"

„Bei der zweiten Fölzbrücke sind sie mir begegnet," berichtete der Bursche, „sind ihrer aber nicht mehr Alle. Der Herr Lieutenant hat in der Hütte zurückbleiben müssen."

„Mein Schwager?"

„Hat sich beim Zaunstiegel den Fuß zu stark verstaucht, daß es aus war."

„Ist doch meine Frau bei ihm geblieben?" fragte der Hauptmann.

„Die Geißer-Grethel gibt ihm Umschläge."

„Und meine Frau?"

„Sie werden jetzt schon hoch oben sein. — Na, vorwärts. Pack an, Mylord!"

Unter Gekläffe trappelte es weiter, und der Hauptmann blieb an der Linde zurück. Aber er war aufgestanden. Vor Allem ließ er einen Wagen einspannen und fuhr zur Hütte in der Fölz. Dem Herrn Lieutenant gieng's nicht am schlimmsten, er war schon wieder davon, aber nicht auf den Hochschwab, sondern, wie ein Halter schmunzelnd darthat, in die untere Fölzsteinalm, wo die kraushaarige Geißer-Grethel ihre Ziegen hütete.

Im Herzen des Hauptmanns wüthete ein heißer Zorn. Er machte allen Ernstes den Versuch, das Gebirge hinanzuklettern, es gieng nicht. Er fuhr zurück ins breite Thal und auf einer Anhöhe stieg er aus und starrte hin in die Wände. Die Wände waren hoch und fern und ätherblau, die Spitze des Gebirges, die weit dahinter lag, war nicht einmal seinem Auge erreichbar. Wenn er an die Beschwerden dachte, die von den Touristen etwa zu überwinden waren, als hartes Klettern, Sonnenbrand, Durst, Sturm, Frost, Erschöpfung, da wurde ihm leicht und tröstlich ums Herz; wenn er sich aber vorstellte, wie sie auf grünen Matten rasteten, oder in Felsnischen saßen, aßen, tranken, scherzten, da wollte er vergehen vor Qual. Am Nachmittage suchte er bei seinem Kinde Linderung des entsetzlichen Gemüthszustandes. Der Knabe war im dritten Lebensjahre und trieb allerlei Ergötzlichkeit mit seinen hölzernen rothangestrichenen Türken, mit seinen kleinen Zehen, mit des Vaters Schnurrbart und Nase, der Vater scherzte überlaut mit dem Kinde, blickte dabei immerfort auf die Uhr, die es heute so gar nicht vorwärts brachte.

„Papa!“ sagte der Kleine plötzlich, „werden die Studenten Mama wieder zurückbringen?“

Gegen Abend stand er immer nur am Fenster. So oft er auf der Gasse Schritte oder einen Wagen hörte, steigerte sich seine Spannung. Zum Nachtmahl bestellte er ihr Lieblingsgericht, Forellen mit Artischocken. Es ward neun Uhr, es ward zehn Uhr, sie kam nicht. Die Nacht war finster und schwül, manchmal leuchtete ein matter Blitzschein auf. Der Hauptmann legte sich zu Bette, aber als der Tag anbrach, hatte er noch kein Auge geschlossen. Am Vormittage stellte sich sein Schwager Hans ein, der sehr aufgeweckt war und versicherte, daß sein Fehltritt über die Zaunstiegel keine weiteren Folgen haben werde.

„Zum Teufel, wer kümmert sich um Deinen Fehltritt!“ rief der Hauptmann, „wo meine Frau ist, will ich wissen.“

„Sind sie noch nicht da?“ fragte der Lieutenant überrascht. „Also müssen sie in den Fölzerhütten übernachtet haben.“

„Mensch!“ sagte der Hauptmann und umklammerte mit ehernen Fingern den Arm des Schwagers, „Mensch, hast Du denn wirklich keinen Hauch einer Ahnung von dem, was Frauenehre ist?!“

„Mit solchen Begriffen, lieber Freund, plagt sie sich selber nicht,“ antwortete Schwager Hans. „Bei Hirtinnen nimmt man's nicht so genau.“

„Und was man so Ritterlichkeit nennt unter Brüdern,“ sagte der Hauptmann mit niedergedämpfter Wuth. „Du hast Dich zum Begleiter meiner Frau, Deiner Schwester gemacht und hast sie fremden jungen Männern überantwortet. Die einzige Dame mit Studenten auf einer Alpenpartie, in Alpenhütten .... Man muß Sägespäne im Kopfe haben ....“

„Na, erlaube mir!“ fuhr der Lieutenant auf, „in diesem Tone lasse ich von meiner Schwester nicht sprechen!“

„Den Spieß umkehren! Auch gut!“ rief der Hauptmann seiner nicht mehr mächtig. „Kuppler!“

Der Lieutenant schoß auf dieses Wort wie von einer Feder geschleudert in die Luft. In demselben Augenblicke erhoben sich vor dem Hause fröhliche Stimmen. Die Touristen waren da. Keine allzu große Müdigkeit sah man ihnen an, sie waren fröhlich und die junge Frau Hauptmännin war trotz der Schäden, die sie an ihrer Kleidung trug, lustig bis an die Grenze der Ausgelassenheit. Die jungen Herren verabschiedeten sich vor der Thür von der Frau, welche sie noch an ein Versprechen erinnerte, bei einer nächsten Partie wieder ihre Kameraden zu sein.

Warum gehen sie heute nicht ins Haus, die jungen Herren? Warum

treten sie ihm heute nicht unter die Augen? —

Hauptmann Fortner hatte sich zurückgezogen auf seine Stube, er hätte es gerne gesehen, wie sich seine Frau beim Wiedersehen des Kindes benahm, er hätte gerne erfahren, ob sie nicht Ungeduld habe, den Gatten zu begrüßen. Sie kam aber nicht, sie zog in ihrem Gemache das zerfahrene Gewand aus, sie zog einen Sonntagsstaat an und machte sorgfältig Toilette. Endlich hielt er es nicht mehr aus, er trat bei ihr ein und fragte kurz: „Was wird denn heute noch sein?"

„Warum?" fragte sie, wie über seine Frage befremdet.

„Bekommen wir Besuch, oder machst Du welchen?"

„Ah, Du meinst, weil ich ein frisches Kleid angezogen habe? Mein Gott, soll ich nicht mehr ein anständiges Gewand am Leibe tragen?"

„Warum so trotzig?" Auch Die dreht den Spieß um, dachte der Hauptmann, aber das wird mich nicht irre machen.

„Minna," sagte er mit Aufwand aller Fassung, „Du scheinst von mir Vorwürfe zu befürchten, weil Du mir mit den Deinen zuvorkommen willst."

Allsogleich richtete sie sich auf und fragte: „Wieso?"

„Sei ganz unbesorgt," entgegnete er, „Vorwürfe werde ich Dir nicht machen. Aber das wirst Du Dir merken: heute bist Du das letztemal mit fremden Leuten auf einer Landpartie gewesen."

Sie blickte ihn befremdet an.

„Außer in meiner Gesellschaft wirst Du keinen Fuß mehr in die Welt setzen."

„Deine Gefangene also," entgegnete sie. „Es ist wohl ein Verbrechen, auf den Berg zu steigen. Es geht zwar Alles hinauf, nur die Philister nicht. Die Greise nicht und die Krüppel nicht. Ich will mein junges Leben —"

„Kein Wort mehr! — Du hast weder Takt noch —" Er sprach das Wort nicht aus.

Sie war still. Mit einer Handarbeit machte sie sich zu schaffen, endlich fieng sie leise zu weinen an.

„Ich werde keine Landpartie mehr machen," schluchzte sie in ihr Spitzentuch hinein. „Ich will vergessen, was das ist, auf einem Berg zu sein. Ich werde zu Hause bleiben, eingemauert wie in einem Kloster. Das werde ich thun, ich verspreche es." Und sie weinte ganz kläglich.

Er verließ ihr Zimmer, denn lange wäre es ihm nicht möglich gewesen, fest zu bleiben. —

Seit diesem Tage war es schon eine Weile her. Der Schwager Hans hatte anfangs fast Duellgedanken gehegt, sich endlich aber dafür entschieden, nicht mehr in das Haus des Hauptmanns zu gehen, so lange dieser ihn nicht ausdrücklich zu sich bitte. Der Hauptmann bat ihn aber nicht zu sich. Sein Verhältnis zur Frau war äußerlich wie früher. Von der Alpenpartie war nicht ein Sterbenswörtchen mehr gesprochen worden. Nur der Kindsfrau war eines Tages eine anzügliche Bemerkung über die schönen Studenten entschlüpft, das kostete ihr den Dienst. Der Hauptmann zahlte ihr auf der Stelle den Monatslohn aus und sie war entlassen. Frau Emma war seit jenem Tage in der That nicht hundert Schritte vom Hause fortgegangen. Sie saß immer, auch beim schönsten Sommersonnenschein, in ihrem Zimmer, oder im Hofraum neben dem Hühnerstall und stickte altdeutsche Zieraten in Tisch- oder Bettwäsche.

Anders der Hauptmann. Ob heller Sonnenschein den weiten Thalkessel füllte bis zum Ueberschäumen in unzählbaren Funken, oder ob schwere Wolken über dem Thale lagen, wie ein eherner Deckel mit wunderbaren Arabesken, den Hauptmann zog's hinaus. Mit mühseligem Schritte gieng's

voran, aber sein Antlitz war erfüllt von Naturfreude, und sein hellblaues Auge war offen für alle Vorgänge in Flur und Wald und Wasser und Stein und am hohen Himmel. Dann saß er am Feldrain und blickte hinaus in das weite Bergrund, deren Conturen mit einem Aetherhauche sanft verschleiert waren, so daß die Felshäupter und Almkuppen doppelt weit entfernt und doppelt hoch erschienen. Und der Grund des Thales lag da, wie ein Schachbrett mit den durch graue Holzzäune getheilten Quadratchen seiner grasgrünen Wiesen und strohgelben Felder; darauf die Figuren der Höfe und Baumgruppen, der Pferde und Rinder und sogar der alten Burg, die auf einem Felskopfe stand. In der Sohle Tiefe lag eine schneeweiße, stellenweise breit auseinanderquellende Sandriese, in welcher sich jetzt ein winziges Bächlein schlängelte, fast verschmachtend wie eine Forelle auf dem Trockenen. Der Hauptmann freute sich an all der Augenweide, aber in seine Freude klang leise, ganz leise ein Glöcklein der Wehmuth. — Dann humpelte er durch das feuchte Dunkel des Waldes, wo der kühle Hauch der Germen und der Genzianen und der Cyklamen war. Was das Herz frisch wurde mitten in diesem ungeheueren Neste des Lebens! Doch, das Glöcklein in ihm klang fort, leise, aber immer und immer. — Wäre ich nicht allein! so quoll es einmal hervor zwischen seinen Lippen, denn im Grunde erträgt ein warmes Herz die Freude nicht weniger schwer allein, als das Leid. Und die Natur, wenn sie in ihrer großen, allebendigen Stille unter uns, über uns daliegt, um uns webt und leuchtet, eine ewige Harmonie der Kräfte auf der Waage unendlicher Räume, nur zum kleinsten Theil wahrgenommen, erfaßt von unseren Sinnen, sie wirkt schier beklemmend auf die Seele. Unsere Glücksahnung und Wohlempfindung darüber, daß wir ein Theilchen dieser vollkommenen, unzerstörbaren, unendlichen Größe sind, wird getrübt durch das Bewußtsein, daß es unmöglich ist, das Ganze, zu dem wir gehören, zu sehen und zu begreifen. Uns beginnt zu bangen vor den allewigen Gewalten, sosehr ihre Erscheinungen unsere Sinne auch entzücken mögen, und wir fliehen zu geliebten Menschen, bergen unser zitterndes Herz an einer fühlenden Brust. —

Etwas unstet stolperte unser Hauptmann dahin, wenn solche Gedanken und Empfindungen ihn bewegten. Da war es auch, daß er am See stand. Er setzte sich auf einen stumpfkantigen Stein, der von der Felswand niedergebrochen war und schaute hin auf die glatte Tafel, die mitten durch einen Sprung hatte, der eine Theil war der tiefschwarze Spiegel des Fichtenwaldes, der andere des lichten Himmels. Wie freundlich und wie kurz ist der Weg zu allen diesen Schönheiten, und wie leicht ist er zu gehen; ein wahrer Genuß für den, der gesunde Füße hat. Und doch ist Niemand da, und die Bäume und die Steine und die rieselnden Ufer sind einsam, und der Mensch, der hier sitzt und hinausschaut... Muß man denn immer voller Mühe und Gefahr und anderen Args hoch hinaufsteigen ins todte Gestein? Ist die Schönheit denn nicht am schönsten, wenn man mitten in ihrem urheiligen Wehen und Weben steht? — Sie weiß es nur nicht, wie leicht sie das Alles haben könnte, und sie sitzt zwischen Mauern freilich wie eine Gefangene.

Eines Tages hielt er es nicht mehr aus. Mitten aus der stimmungsvollsten Landschaft gieng er fast zornig fort und nach Hause. Seine Frau saß im Hofe, neben der Scheunenstiege auf einem Sockel und stickte. Nach drei Seiten waren die Mauern, an deren Ecken Strohhalme wirr niederhiengen und Spinnenweben klebten. Die vierte Seite war von einem Holzthore geschlossen, über welches ein Stückchen Himmel hereinblaute. Emma wollte nicht einmal dieses kümmerliche Stück Aether-

blau sehen, sie schaute auf ihre Arbeit und strickte. Die Magd fegte mit einem Besen den Hof aus, der Staub umwirbelte die hübsche Frauengestalt; sie hüstelte und kehrte sich nicht daran. Also trat der Hauptmann an sie heran und sagte mit freundlicher Stimme: „Emma, heute sollten wir doch zusammen einen kleinen Spaziergang unternehmen. Es ist zu himmlisch draußen. Komm!"

Sie bückte sich nach einer Nadel, die aber gar nicht hinabgefallen war und antwortete ganz leichthin: „Nein, ich bleibe zu Hause."

Er schwieg und gieng allein wieder hinaus. Am nächsten Tage nahm er seinen Knaben mit, der aber hockte mitten auf der sonnigen Straße hin und beschäftigte sich mit Steinchen und Käfern und der Hauptmann blieb doch allein mit seiner Freude an der großen landschaftlichen Natur und mit seinem Drange, dieselbe mit einem lieben Menschen theilen zu können.

So war es in diesem Sommer und so war es im nächsten Sommer. Der Hauptmann gieng allein und mühselig in der Gegend umher und Frau Emma saß daheim in den engen Mauern ihres Hauses. Sie sagte kein Wort davon, daß sie auch einmal hinaus möchte. In unbewachten Stunden aber war zum Fenster hinaus ihr Auge sehnsuchtsvoll gerichtet nach den Zinnen des Hochschwab, die über den Waldungen niederleuchteten. Da trat der Hauptmann wieder einmal zu ihr hin und sagte: „Liebes Kind, wenn Du wüßtest, wie schön es ist da draußen auf dem Feldpfade, da drüben im Walde, am See!"

„Ja, ich kann mir's denken," sagte sie und stickte.

„Auch dieser Sommer wird bald dahin sein," fuhr er fort, „und Du hast wieder nichts gehabt vom Landleben."

„Ich bin ganz zufrieden hier im Hause," war ihre Antwort.

„Aber es wäre so nett, wenn wir säßen da oben unter dem Ahorn und ins weite Thal hinausschauten und plauderten, und Fritz spielte neben uns im Grase oder sammelte Beeren."

„Nimm ihn nur mit," sagte sie, ohne aufzublicken. „Ich warte, bis er so groß ist, daß man mit ihm Alpenpartien machen kann."

„Muß es denn gerade eine Alpenpartie sein?" fragte er mit regen Fingern den Schnurrbart drehend.

„Das muß es nicht," versetzte sie, „darum sage ich ja, daß ich zu Hause bleibe."

Also gieng er wieder allein davon. Dieser Sommer war besonders einladend zu Spaziergängen. Die morgendlichen Wiesen voll funkelnden Thaues, die mittägigen Wälder voll Blumenduftes und Schmetterlingsgegaukel, die abendlichen Schluchten voll entzückender Lichtspiele. Und die Vollmondnächte mit ihrem stillen, fast überirdischen, unnennbaren Zauber — dem einsamen Menschen wurde immer nur weh' im Herzen. Blumen pflückte er, Waldfrüchte sammelte er und brachte sie heim seinem Weibe.

„Ah, wie hübsch!" sagte dieses, „danke Dir!" nahm sie, legte sie neben sich hin und stickte.

Einmal brachte er sie richtig bis zum Baumgarten. Sie saß unter einem Apfelbaum und arbeitete. Manchen kurzen Blick that sie hinaus zwischen den schlanken Stämmen und dem luftigen Laub in die freie, mit silberigem Aetherduft gesättigte Gegend, er merkte ihr an, wie wohl ihr war und sein Entzücken darüber, er vermochte es nicht zurückzuhalten.

Da sagte Frau Emma plötzlich: „Ich glaube es wird kühl," raffte ihre Sachen zusammen und gieng hinab zum Hause.

So war es Sommer für Sommer. Frau Emma saß in ihrem Zimmer oder im Hofe, der Hauptmann strich mit seinem Stelzfuße über die Matten, über sonniges Haideland, in schattenfrische Gründe. Fritz wuchs heran,

ward ein schmucker, aufgeweckter Junge, blieb aber, wenn er auf den Schulferien zu Hause war, weder bei der stickenden Mutter in der Stube, noch gieng er mit dem beschaulichen Vater. Er suchte Kameraden, mit denen er auf die Bäume kletterte, auf hohen Stelzen gehen, in den Bächen Krebse fangen und andere Knabenlust hegen konnte.

Zehn Jahre war er alt, als eines Tages seine Mutter zu ihm sagte: „Daß Du doch den ganzen Tag herumlaufen kannst! Wirst Du denn nicht müde?"

Der Junge blickte sie verwundert an, müde sein, er wußte nicht, was das wäre. Noch am Abende wollte er nicht ins Bett, aber als er endlich drin lag, schlief er auch schon.

„Wenn Du gar nicht müde wirst, so kannst ja mit mir einmal auf den Hochschwab gehen!" sagte die Mutter.

Da jubelte Fritz auf, klatschte in die Hände, hüpfte vor Freude auf einem einzigen Fuß herum und jauchzte: „Auf den Hochschwab! Auf den Hochschwab!"

Darüber freute sich nun auch der Hauptmann. Zwar äußerte er anfangs einiges Bedenken, welches aber frisch und gründlich niedergeschlagen wurde. Sie würden sich einen Führer nehmen, wenn es sein müsse, übrigens wisse sie — Frau Emma — auf den Bergen wohl Bescheid. Die Vorstellung, daß seine zwei liebsten Menschen den großartigen Naturgenuß haben würden und er selbst sozusagen durch die Augen seines Weibes und seines Kindes die weite Welt einmal vom hohen Berge aus anschauen könne, trug in dem Hauptmann den Sieg davon. Er versorgte sie mit allem Nothwendigen und ließ sie gehen.

Und in einer kalten Tagesfrühe, als der Morgenstern aufstieg über den Bergen des Mürzthales, verließen Mutter und Sohn das Haus. Ein Träger gieng mit ihnen, der jedoch nach einigen Stunden überflüssig wurde, denn als sie auf den Höhen waren, hatten sie den Mundvorrath zum Theile aufgezehrt und die Ueberkleider angezogen. Was gab es da noch viel zu tragen! Die Frau nahm die Ledertasche an sich und schickte den Träger zurück.

Hauptmann Fortner saß wieder auf seiner kleinen Anhöhe, blickte zum Hochschwab empor wie einst, und dachte seinem Weibe nach wie einst. Aber heute nicht mit Trauer, sondern mit frohem Stolze. War doch er selbst bei ihr in seinem frischen, tapferen Söhnlein; an Seite dieses Ritters wußte er sie gerne. Und auf den Träger und Führer konnte man sich wohl auch verlassen. Also saß er da den lieben langen Tag über und genoß die ganze Alpenherrlichkeit, als wäre er oben mit seinen lieben zwei Menschen. Am Abende wollte er ihnen dann entgegenfahren durch das Hochthal, denn die Rückkehr war noch für denselben Tag bestimmt. Aber am Mittage kam der Führer zurück und berichtete, sie wären allein oben und hätten ihn zurückgejagt. Für das Erste kam jetzt ein heftiges Donnerwetter über den Mann, der seine ihm Anvertrauten verlassen hatte; dieser aber entgegnete, er hätte gemeint, den Weibern müsse man ihren Willen lassen. Und sie würden ja gar nicht auf die Spitze des Schwab wollen, sondern sich wahrscheinlich auf die grüne Alm hingelegt haben. Auch habe er andere junge Leute oben gesehen, die Kohlröslein und Edelweiß gesucht. Gegen Abend würden Alle wohlbehalten wieder herabkommen. — Für das Zweite ließ der Hauptmann sofort einspannen und fuhr durch das Hochthal hinauf, so weit der Weg fahrbar war. Als dieser in einer breiten Sandhalde sich verlor, stieg der Hauptmann aus und wollte es mit der Krücke versuchen, emporzusteigen. Da kamen sie herab. Einige Knaben waren es, Hirten und Bauernjungen, und mit ihnen auch der Fritz.

„Seid Ihr da?" rief ihnen der Hauptmann entgegeu.

„Ich will nicht fahren, Papa!“ schrie Fritz, „wir wollen zu Fuß gehen und Krebse fangen. Ich bin gar nicht müde.“

„Wo ist die Mutter?“ fragte er.

Da stutzte der Junge.

„Mama wird ja voraus sein,“ sagte Fritz. „Dieser,“ er deutete auf einen andern Knaben, „dieser hat gesagt, daß sie voraus ist.“

Hierauf erzählte er: Als sie oben an den wilden Felsen gewesen, habe er die Knaben gesehen, die im Gewände Blumen gesucht hätten. Er habe sie gekannt und sei zu ihnen hingelaufen, und sie hätten einen Hut voll schöner Rosen gefunden. Dann sei ein anderer Bub gekommen und habe gesagt, Mama wäre wohl schon hinabgestiegen, und dann wären sie auch eilends hinabgegangen. — So war der Junge nun da und die Mutter nicht mit ihm. Dem Hauptmann gieng es kalt wie Stahl ins Herz. Da er gesehen, daß es für ihn unmöglich war, hinanzuklettern, denn sein hölzernes Bein war in dem steilen Schutt ganz unbrauchbar, fuhr er eilends zurück ins Thal und bot Leute auf, sein Weib zu suchen. Am späten Abend stiegen sie an, aber am nächsten Morgen waren sie noch nicht zurück. Fritz schlief in derselben Nacht so fest und süß, daß in dem verzweifelten Vater ein Haßgefühl erwachte gegen sein eigen Kind, das so sorglos und leichtsinnig sein konnte, die Mutter auf wildem Berg zu verlassen und dann daheim im Federbette so gottlos ruhig zu schlafen.

Am nächsten Mittag war noch Niemand zurück. Am darauffolgenden Abende kam einer der suchenden Männer, um zu fragen, ob sie nicht etwa doch schon zu Hause sei.

„Unseliges Kind!“ rief der Hauptmann, den Knaben rüttelnd, er wollte ihn würgen und küssen zugleich. — Unseliger Mann! so wiederhallte es dumpf in seinem Herzen. — Denn die Ahnung war zur Vermuthung, diese zur Wahrscheinlichkeit, diese endlich zur Gewißheit geworden: Sein Weib war geflohen, entführt. Alles war angespielt gewesen, sie hatte den arglosen Knaben im Gebirge fortgeschickt, war von dem Buhlen sicher schon erwartet worden unter den Wänden, war mit ihm jenseits in die Gegend der Salza davongeeilt, nach dem Oesterreicherland, in die weite Welt. Also endet's mit dieser Ehe....

Herr Hauptmann, wir bitten um Urlaub. Bevor wir das Schlimmste annehmen, wollen wir uns doch selbst auf die Suche machen nach dem Frauchen.

Als Frau Emma den Träger zurückgeschickt hatte, stieg sie mit dem Knaben munter die Matten an. Sie hatte Mühe, Fritz vorwärts zu bringen, an jeder Blume, an jedem Käferlein blieb er hängen. Nur das, was greifbar, faßbar, fangbar und tragbar war, machte dem Knaben Lust, alles Andere war für ihn nicht da. Endlich kamen sie in das Gebiet der Steine. In wuchtigen Blöcken, in sandigem Schutt, in starrenden Wänden waren sie da. Ringsum steile, zerrissene Felsen. Sie waren in ein Kar hinaufgegangen und in einen Hochkessel hineingekommen, wo kein Halm und kein Zirm mehr stand — Alles kahl und starr. Sie kehrten um, bogen um eine Wandrippe und da war es, daß Fritz die Knaben sah drüben am grasigen Hang zwischen Zirmbüschen und grauen Steinen. „Gemsen! Gemsen!“ hatten sie geschrien, da begann Fritz zu laufen und zu klettern und in wenigen Minuten war er bei den Knaben. Die Mutter freute sich anfangs, daß er Genossen gefunden, sie setzte sich auf einen Stein um zu warten, bis sie herüberkämen vom Hang. Dann wollte sie sich mit ihrem Jungen auf den weiteren Anstieg machen. Sie kamen aber nicht und als die Frau endlich aufstand, um über den Zirmbusch hinüberzuschauen, waren sie nicht mehr zu sehen.

Nun begann sie zu rufen nach dem Fritz. Die Rufe schlugen an die Felsen. Der Knabe kam nicht und war nicht zu sehen und nicht zu hören. Jetzt begann ihr plötzlich bange zu werden. Sie hub an, zwischen dem Gezirm hinzuhuschen, mit Händen und Füßen über Felsklötze zu klettern, in großen Sprüngen von Stein zu Stein zu setzen. Sie kam an den grünen Hang, wo früher die Knaben zu sehen gewesen, es war keiner da und sie sah und hörte keinen. Sie blickte in die Tiefe, wo es wie ein dunkelgrüner See lag, es war ein Zirmschachen; nirgends ein Mensch. Sie kletterte aufwärts in einer steinernen Runse, wohin konnten sie anders sein, als da hinauf, denn an beiden Seiten waren die Wände. Sie kam in eine Wandfalte hinein, in welcher Schutt und Schnee lag; auf dem Schnee war keine Spur eines Menschenfußes. Jetzt suchte sie zu einem Felsrücken hinanzuklettern, um von demselben aus weiteren Blick zu gewinnen. Aber als sie auf dem Grate stand, war vor ihr ein zweites Grat, das noch schärfer hervorsprang und ihr also wieder die Aussicht deckte. Sie kroch über die breite steile Runse auf allen Vieren quer hinüber, sie arbeitete sich empor an den starren Felsrücken. Der Blick war jetzt frei in ein schauerlich tiefes Felsenthal, an beiden Seiten finster ansteigendes Gewände, auf den Zinnen Nebel, in den Tiefen Schatten. Hart vor den Füßen der Frau ein schwindelerregender Abgrund. Und von ihrem Fritz keine Spur. Schon bluteten ihr Hände, Füße und Knie, aber keine Müdigkeit. Sie wollte denselben Weg, den sie gekommen, zurückeilen, verlor aber die Richtung. Sie kam an eine Stelle, wo noch ein kleiner Vorsprung war, dann aber der Grund, auf den man einen Fuß stellen konnte, jäh aufhörte. Sie wollte zurück, sah aber, daß sie aus einem Abgrund heraufgeklettert, an dem der Rückweg, ohne zu stürzen, unmöglich war. Nun, da stand sie oben. Wie in der Kirche ein Heiliger an der Wand, so stand sie da oben, konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts. Alle Glieder zitterten ihr, auf der Stirn kalter Schweiß, blaue Flammen, rothe Funken vor den Augen, sie sank hin aufs scharfe Gestein.

Als Frau Emma wieder wach wurde, wußte sie nicht, wo sie war, glaubte zu träumen, griff mit der Hand nach links, nach rechts, um ihr Bettgewand zu betasten. Kaltes feuchtes Gestein. Jetzt besann sie sich mit heißem Schreck ihrer Lage. Ringsum Nacht, am Himmel Sterne. „Fritz!" schrie sie gellend auf. Er war nicht da. Sie sprang empor, um trotz der Dunkelheit hinabzusteigen, sie glitt aus und rasch gieng's in die Tiefe.

Als sie das zweitemal erwachte, loderte vor ihr ein gewaltiger Feuerbrand. Die Sonne war emporgestiegen, Frau Emma lag in einem Zirmstrauch, halb noch getragen von den buschigen Armen. Allmählich kam sie ganz zu sich; wieder suchte, rief sie den Knaben und dann hub sie zu weinen an. Das sah sie, es war Alles verloren. Denn hier, wo sie lag, war seit der Weltschöpfung kein menschlicher Fuß noch gestanden, es konnte an den senkrechten Wänden keiner heran und keiner davon. Wie das hier Alles hübsch beisammen ist: zu Füßen das Grab für den Leib, zu Häupten der Himmel für die Seele. Grausig schön standen die hohen Felsen ringsum in Morgenglut und grausig einsam! — Und dort draußen, weit hinter den kahlen, niedrigeren Riffen blaut das Waldland. Sanft und weich wie eine Wiege liegt der Thalkessel zwischen zahmen, waldigen Bergen. Frau Emma hatte ihre Taschen ausgesucht nach Brotkrumen, denn der Mundvorrath war unterwegs geblieben. Dann blickte sie empor die senkrechte Wand über ihrem Haupte, ob nicht ein Striemlein Wassers herabrinne. Wie war Alles dürr! Sie wußte wohl, dieser lechzende, klebende

Gaumen mit dem widerlich bitteren Geschmack war der Anfang vom Sterben. — O liebliches Gelände dort draußen mit deinen Auen, mit deinen freundlichen Wäldern! Voller Leben! Voller Leben! Und ich konnte dich verschmähen, du heiteres, blühendes Paradies! — Mein Mann! Wie hat er unzähligemale meine Hand gefaßt! Jetzt kann ich diese liebe, treue Hand nicht mehr erreichen! Allein ließ ich ihn wandeln zwischen Blumen und frischen Wäldern hin und mein Sinn war steinernes Hochgebirge. Jetzt bin ich in dir, du große, wilde, furchtbar feindliche, tödtliche Welt. Dort unten war Liebe, Freude, Glück in hundertfachen Formen, ich habe alles versäumt. Mein Herz war bei dir, du wilde, trostlose Steinwüste. Verliebt in das Hochgebirge! Habe ich nicht einmal damit geprahlt? Nun vergehe ich in dir, wie ein Blümlein, ein Vöglein vergeht in herbem Frost, in dürrem Gestein. Mein Mann, mein Kind, mein junges Leben! — In solch herzversengenden Gedanken vergieng Stunde um Stunde. Und als die lodernde Sonne hoch über den starren Zinnen stand, und der Fels glühte und das verlassene Menschenherz im Verschmachten war, da lebte das Auge noch einmal auf. Sind dort unten im Kar nicht schwarze Punkte, die sich bewegen? Das bereits entfliehende Leben, stürmisch drängt es wieder zurück ins Menschenwesen. Als ob nie eine Müdigkeit, nie ein Verschmachten gewesen wäre, so erhebt sich das Weib über dem Zirm und winkt mit dem weißen Tuche und ruft: „Hier! Hier! Ferdinand!“ Nicht mehr das Kind ruft sie, den Mann ruft sie, denn all ihr Fühlen und Sehnen und Lieben ist zurückgekehrt zu ihm. Und ihre einzige, alleinzige Erquickung zu dieser Stunde war das Bewußtsein, daß sie ihn nie betrogen.

Was Menschen vermögen, wenn es gilt, einen der Ihren zu retten! Koste es was es wolle, und wäre es ein Fürstenthum. Und Wunder wirkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit, es überwindet die äußere starre, herzlose Natur. — Schon zu dämmern begann es, als die Stricke geschleudert wurden von Fels zu Fels, von Kante zu Kante heran bis zum Zirmstrauch, an welchem sie hieng. So haben sich die Männer emporgesponnen, eingehackt, angeklammert an die eherne Felsenbrust, um ihr dieses verzagende Menschenleben noch abzuringen. Bei Fackelschein wurde sie hinabgetragen und um Mitternacht lag sie auf dem thaufeuchten Rasen der Matte und schlief. Man hat sie hier nicht lange liegen gelassen, auf schwankender Sänfte trug man sie niederwärts, und als wieder der Morgen dämmerte, lag sich das Ehepaar unter krampfhaftem Schluchzen in den Armen und daneben in seinem Bettchen schlief sorglos und göttlich leichtsinnig der blühende Knabe.

Also ist es geschehen und also hat Frau Emma erfahren, daß die sanften Waldberge besser und schöner sind, als die unwirtlichen Felsen, und daß der Mann verläßlicher ist als das Kind. Und dem Hauptmann ist es eingefallen, daß es vielleicht nicht allemal gut ist für den Ehegatten, gleich das Schlimmste zu befürchten, wenn die Frau aus seinem Bereiche tritt.

Frau Emma ist nicht mehr auf den Hochschwab gegangen, weder mit Studenten, noch mit ihrem Knaben. Sie ist an heiteren Sommertagen auch nicht mehr in ihrem Zimmer gesessen oder im staubigen Hofraum. Arm in Arm mit ihrem Manne, und gleichsam seine Krücke, ist sie gegangen über die blumigen Auen, durch die grünen Wälder und entlang am stillen blauen See. Ein Glück ist gekommen über Beide, von dem sie in langen Jahren keine Ahnung gehabt. Wenn sie im lieblichen Thale so dahinwandelten, mußte Frau Emma nur Eines vermeiden — nämlich den Blick auf das Gebirge des

Hochschwab. Denn wenn sie hinter den Waldkuppen die kahlen Felsriesen auffragen sah, da wurde ihr übel. Aber allemal zur Ruhe kam ihre in Erinnerung an das grause Erlebnis erbebende Seele, wenn sie in das gütige Antlitz ihres Gatten sah. Unter seiner Hut und Liebe genoß sie fürder das süße Glück der Naturschöne in reichstem Maße.

Ein junger Wanderer.

(Aus dem Tagebuche eines Schneiders.)

Vor einem Vierteljahrhundert war's, zu Pfingsten. Stand am Vorabende des Festes in einer Schneiderwerkstatt des oberen Mürzthales ein junger Mensch von der Arbeit auf, zog seinen braunen Sonntagsrock an und sagte: er wolle nun zum Feierabend einen kleinen Spaziergang machen.

Er gieng über die Wiese hin gegen das Wäldchen, durch dieses hinaus auf einen Acker und dann am Wege entlang, der nach Mürzzuschlag führt. Weil die Sonne noch hoch am Himmel stand, so dachte der junge Mensch, er könne von Mürzzuschlag aus auch noch ein bißchen der klaren Mürz entlang gehen, wodurch er in ein paar Stunden nach Neuberg kam. Dort blieb er bei einem Bekannten über Nacht, und weil am nächsten Tag das Pfingstfest war und der Spaziergänger das Kirchlein zu Mürzsteg und die berühmte Engschlucht zum Todten Weib noch nicht gesehen hatte, so wanderte er wohlgemuth flußaufwärts. Beim Todten Weib begegneten ihm Wallfahrer, welche sagten, daß es nur mehr vier Stunden nach Mariazell sei. Eine bessere Gelegenheit gibt's doch nicht mehr, den Gnadenort zu sehen. Er wanderte also weiter, denn er war ein schwärmerischer Junge, wie es überhaupt unter den Schneidern ganz seltsame Leute gibt. Der nächste Morgen war ein Pfingstmontag, an dem es nicht regnete. Also meinte der junge Mensch, weil er hier in Mariazell schon so nahe dem eigentlichen Hochgebirge sei, so wolle er es auch einmal ansehen, und gieng über Gußwerk bis Weichselboden, das hart unter dem Gewände des Hochschwaben liegt. Von Weichselboden wanderte er in den viele Stunden langen Gebirgsschluchten an der Salza bis Wildalpen und am nächsten Tage zur Enns hinaus, dann durch das Gesäuse, das damals noch keine Eisenbahn hatte, sondern nur menschenleere, sausende Wildnis war, bis Admont. Und wieder am nächsten Tage gieng er durch das sonnige Ennsthal und an dem grimmigen Grimming vorüber bis Aussee. Dort fragte er einen Mann, warum der Ort Aussee heiße, worauf er die Antwort erhielt: „Heißt Aussee, weil man da schon bald a u s s e kumt aus Steiermark und ins Oesterreichische übri."

Ist der junge Mensch stutzig geworden und hat nachgedacht darüber, wie weit er auf seinem kleinen Spaziergang gekommen, und daß er schon fünf Tage lang auf der Wander ist. Was der Meister dazu sagen wird, wenn er sich so lange Pfingsten macht? Nach solchen Erwägungen kehrte er um und eilte auf dem kürzesten Wege, nämlich über das Kammergebirge, die Sölkeralpen, die Murthaleralpen, über Deutsch-

landsberg, Leibnitz, Gleichenberg, Riegersburg, Hartberg und Vorau ins Mürzthal zurück. Zu diesem kürzesten Weg brauchte der Bursche neun Tage. Ein Büchlein hatte er im Sack, in welches er sonst seine Arbeit und seinen Tagelohn hineinzuschreiben pflegte, in das schrieb er nun seine Reisebegebnisse, wobei er manchmal verrückt ward wie ein Dichter. Aus diesem unterhaltsamen Büchlein sollen hier etliche Blätter herausgedruckt werden als ein Beispiel, wie zwanzigjährige Schneidergesellen ihre Spaziergänge machen.

Ueber das körperliche Fortkommen unseres Wanderers gibt die folgende Bemerkung auf Seite 3 Aufschluß: „Reisegeld? Wozu? Meine Reise ist ein Feldzug, und bei einem solchen kommt es nicht auf Geld an, sondern auf tapferes Fechten."

Hernach das Wanderlied:

„Wanderer, Wanderer,
Heut' bist ein Anderer!
Sonnen und Monde und Sternengewimmel
Wandern am Himmel.

Wolken und Winde
Ziehen geschwinde
Hin übers Land.
Weilet die Quelle. wo sie entsprossen?

Hüpft zu Genossen
Ueber die Wand.
Hast Du zum Wandern,
Mensch, nicht die Füße, einen zum andern?
Frei mit den Vöglein
Schwingen und singen.
Gestern noch zagen,
Heute frisch wagen,
Wanderer, Wanderer,
Heut' bist' ein Anderer!"

Klingt fast wie ein Gedicht.

In den ersten Blättern ist viel die Rede von Mühlen und dergleichen, daß man sich baß fragt, wie es komme, daß dieser Schneider so sehr am Rade hängt.

Das wird anders.

Von Mariazell bis hinaus gegen die Enns hatte unser Spaziergänger einen munteren, helläugigen Genossen — den Salzafluß. Mit diesem führte er einmal folgendes Gespräch:

„Woher des Weges?"

„Aus dem Oesterreicherlandel," antwortete der Fluß.

„Und wie weit noch?"

„O Gott, wie weit!" rief der Fluß rauschend. „Heute nur bis zur Enns hinaus. Morgen bis zur Donau, dann ins Schwarze Meer, dann um die Welt, dann in die Wolken, dann wieder vom Berg herab und so weiter."

„Warum so hastig voran?"

„Immer Eile, immer Weile!" rauschte der Fluß.

„Warum denn so ungeduldig? so aufwallend, wenn sich dir ein Stein entgegenstellt?"

„Du fragst so?" lachte der Fluß, „du, der die Leidenschaft selber ist? Bist es nicht du, der bei jedem Hindernis, das ihm im Wege steht, vor Zorn schäumt oder vor Herzweh in Thränen ausbricht? Und mir verübelst du den Tropfen, den ich gen Himmel werfe, wenn die Steine mich verwunden?"

„Ha, deine Wunden, die im nächsten Augenblicke wieder heil sind! sage mir einmal, Fischblutwasser, kennst du die Liebe?"

„Ich habe mir's gedacht," antwortete das Wasser. „Du siehst mir danach aus. Du bist gerade in den Jahren, wo Einen jede Woche eine Andere unglücklich macht."

„Es gibt nur Eine!" rief der junge Mensch empört ob solcher Unterstellung. „Die oder Keine!"

„Alsdann wahrscheinlich Keine," flüsterte und schmunzelte das Wasser vor sich hin.

„Du sollst ja die Müllerstöchter kennen," sagte der Wanderer zum Fluß. „Die meinige ist eine solche. Aber ein gottverdammter Müllersbursche daneben. Mit dem thut sie lieb und mich laßt sie zugrund' gehen."

„Wer sich zwischen zwei Mühlsteine zwängt, der wird zermalmt," sagte das kluge Wasser.

„Ich habe mich nicht dazwischen gezwängt," versicherte der Bursche,

„der Weißlappen hat sich dazwischen gedrängt; denn für mich allein hat sie Gott erschaffen und ich kann einfach nicht leben, wenn mich die nicht mag."

„Und hast du ihr das schon gesagt?"

„Gesagt nicht, aber sie kunnt sich's denken. Am ersten Maitag sind wir uns auf der Wiese begegnet, hab' ich ihr ein Blümel Vergißmeinnicht gepflückt, sie hat's genommen und an ihren Busen gesteckt, just mitten hinein, daß ich gemeint hab', toll müßt' ich werden vor Freud'. Jetzt thut sie nichts desgleichen und geht mit dem Andern. Desweg' bin ich fort."

„Wohin willst denn?"

„Gleichgiltig."

„Junger Freund," sprach nun der Fluß. „Wenn du dir die Lieb' so schwer leg'st, wirst du noch viel aushalten müssen auf der Welt. Vergißmeinnicht! Schau', da am Ufer hin und hin wachsen ihrer mehr als genug. Ziegenfutter, Milchkraut. Das Weib, mein Lieber, das mußt du nicht für einen Mann halten, sondern für ein Weib. Beständigkeit! Treue! — Des Weibes einzige Tugend ist die Schönheit."

„O Wasser!" rief der junge Mensch, „sprichst du aus Erfahrung?"

„Gestern hat ein Bauerndirndel in mir gebadet. Bald darauf ein sommerfrischlerisches Stadtfräulein. Ich habe keinen Unterschied gesehen, Eine wie die Andere; im Beichtstuhl und im Wasser geben sie sich wie sie sind."

„Du meinst also, daß man sie nicht ernst nehmen soll?"

„O, im Gegentheile, sehr ernst! Genau so ernst, wie man einen frischen Trunk Wassers nimmt, wenn man Durst hat." —

Zwei Tage nach diesem Gespräche mit dem Salzafluß kam unser junger Wanderer nach Frauenberg an der Enns. Dort wollte er im Walde ein Röslein brechen. Es stach ihn. „Wandern, Wandern von Einem zum Ander'n!" sang der Knab', pflückte ein wildes Nelkchen und steckte es auf den Hut.

Später gieng er am Fuße des Grimming hin. An der Straße war ein Steinbruch, von welchem gerade zwei Arbeiter eilends hinwegliefen und dem heranschreitenden Burschen zuschrien, daß er stehen bleibe. In demselben Augenblick krachte es und die Trümmer des zersprengten Felsens flogen am Haupte des Wanderers vorüber. — Verfluchte Unvorsichtigkeit! dachte der Bursche, that hierauf einen gellenden Schrei und stürzte zu Boden. Die erschrockenen Arbeiter sprangen herbei, da erhob sich der Gefallene langsam und sagte: „Es ist gut, aber möglich wäre es. Ein andermal rufet dem arglosen Reisenden ein rechtzeitiges Halt zu!" — Sie dürften sich's gemerkt haben.

Als er hernach seines Weges weitergieng, kam ihm ein gelbhaariges Alm-Dirndel mit einem Handbündel nach, griff seinen Arm an und fragte: „Ist Dir wirklich nichts geschehen?"

Der junge Mensch gab die kecke Antwort: „Wenn Du Dich überzeugen willst, kein Splitterl hab' ich im Leib."

Sie gingen eine Stunde lang mit einander. Auf seine Frage, wohin sie wolle, lachte sie und sagte, das wisse sie selber nicht. Sie sei vom Ennsthal, dort habe sie ihr Dienstherr verjagt und jetzt suche sie einen neuen Platz.

Warum er sie verjagt habe? Auf diese seine Frage wurde sie roth und meinte: „Na, halt so."

„Na, halt so! Der Grund ist mir zu wenig," sprach der Wanderer.

Sie blickte ihn von der Seite an und sagte hernach: „Was soll ich's leugnen! Meine Bauernleut haben aufgebracht, ich hätt' die Mannsbilder zu gern, und deswegen hab' ich fort müssen."

„Und ist das auch wahr?" fragte der junge Mensch.

„Ho!" lachte sie auf, „freilich. Ich hab' alle Leut' gern."

„Das ist ja ganz christlich," versetzte er.

Sie schaute ihn genauer an und sagte: „Du bist gewiß so Einer, der auf Geistlich studiert, weil Du vom Christlichsein was sagst?"

Soll ich sie anlügen oder nicht? dachte der junge Mensch bei sich. Da fiel ihm ein, der kürzeste Weg zu einem guten Ziele wäre doch allzeit die Wahrheit.

„Ich bin kein frommer Student," sagte er, „sondern ich bin ein ganz weltlicher, lustiger, sündhafter junger Schneidergesell!"

„Das macht nichts," antwortete sie, „wir sind alle sündhaft."

„Da hast eh recht," sagte der junge Mensch.

„Ich leugne es gar nicht" hierauf sie, „daß ich mich mit Mannsbildern lieber unterhalt', als mit Weibsbildern; und Eine, die anders redet, ist eh schon schlecht."

„Das ist ganz gescheit," sagte der Bursche.

„Heiraten kann Unsereins sowieso nicht," sagte sie.

„Wüßtest Dir Einen?"

„O, ihrer genug. Aber aufs Geld gehen sie. Hat Eine Geld, so ist sie allemal auch brav."

„Du bist pfiffig!" sagte der Bursche.

„Jetzt, das Jungsein möcht' Eins doch auch g'spüren."

„Freilich möcht' Eins das Jungsein g'spüren."

„Dauert eh nit lang auf der Welt."

„Nur ein kleines Ruckerl. Kaum fingerlang dauert das Jungsein."

In solcher Verständnisinnigkeit giengen die Beiden nebeneinander her. Da fragte das Alm-Dirndl plötzlich: „Heißest Du Hansel?"

„Nein."

„Nicht? Jetzt hab ich geglaubt, Du heißest Hansel."

„Warum?"

„Wenn Du Hansel geheißen hättest, so hätte ich Deinen Namen errathen. Die Hanseln errath' ich alle. Wie heißt denn nachher Dein Namen?"

„Den kannst lang suchen."

„Hast Du eine starke Brust?"

„Meine Brust ist nicht schlecht."

„Nachher geh' und schrei' Deinen Namen in den Wald hinein, wenn Du ihn mir nicht willst anvertrauen. Dort drüben im Wald ist ein Felsen, und ein schöner Wiederhall, wenn man hingeht und schreit."

„Bei Weichselboden unten ist auch ein schöner Wiederhall," versetzte der Bursche, „wenn man hinschreit: »Guten Morgen!« so ruft es zurück: »Auch so viel!« Und wenn man recht laut niest, so ruft es »Zum Wohlsein!«"

„Plauder nur weiter," sagte das Dirndl, „ich laß mich gern foppen. Sollst doch mit mir zum Felsen hinübergehen und den Wiederhall probieren."

Wir sind — heißt es wörtlich im Büchlein — jetzt halt in das Waldl hineingegangen, aber kein Weg und Steg, lauter Heidelkraut und noch nichts reif. Sie voraus, habe sie so angeschaut und gedacht: Bist gar nicht übel. Die Schönheit ertragst leicht. Aber gesund. Die Aermel hat sie aufgestreift. Bleibt am Weißdornstrauch ihr schwarzseidenes Kopftüchel hängen. Heiß ist's auch. Und Eidechseln. Kommen alleweil tiefer ins Strauchwerk. „Verführst mich ja!" sag' ich. „Was denn?" sagt sie und pflückt Steinnelken und anderes Geblümel, was sie mir nachher ins Knopfloch steckt. Wie sie so steht, geht sie mir just bis ans Kinn, so daß ich sage: „Gehst mir just bis ans Kinn."

„Das macht ja nichts," sagt sie, „'s Bübel soll allemal eppas länger sein, wie 's Dirndl."

„Wo ist denn der Felsen?" frage ich.

„Uj Gott!" sagt sie, „jetzt denkt der noch an Felsen!"

So weit geht's, da fehlen im Büchel plötzlich drei Blätter. Von Seite 15 bis 21. Sie sind herausgerissen worden.

Wenn es gestattet wäre, diese schauer-

liche Lücke mit Muthmaßungen auszufüllen, so könnte man folgendes annehmen: Den Schofelsen haben sie endlich gefunden. Der junge Mensch hat fortwährend den Namen der Müllerstochter auf ihn hingerufen und der Felsen hat denselben Namen fortwährend hergerufen. Darüber ist dem Alm-Dirndl langweilig geworden, es hat ihn einen „tapperten Buabn“ geheißen und ist davongelaufen. Der Spaziergänger ist hierauf sehr zufrieden mit sich selbst seines Weges gegangen. — Es kann auch nicht anders gewesen sein.

Wie auf Seite 22 die Beschreibung weitergeht, ist der junge Mensch über alle Berge. Er ergeht sich von nun an in vernünftigen Gedanken, ruhigeren Schilderungen und ernsthaften Betrachtungen. Nur als er nach Tagen zum Murflusse kommt, spricht er zu diesem: „Du gehst auch ins Schwarze Meer. Wenn du dort die Salza begegnen solltest, so sage ihr einen Gruß vom wandernden Gesellen.“

Als der junge Mensch am fünfzehnten Tage des kleinen Spazierganges nach Hause kam, begegnete ihm als die Erste die Müllerstochter.

„Da ist er!“ rief sie hell. Der Ruf war wie ein Jauchzen.

Als der Geselle ins Haus seines Meisters eintrat, sagte dieser: „Da ist er!“ Der Ruf war dumpf und trübselig, denn an des Meisters Seite saß bereits ein neuer Gehilfe, der in unerklärlicher Abwesenheit des Anderen aufgenommen worden.

„Wanderer, Wanderer,
Heut bist ein Anderer!“

trällerte der junge Mensch, suchte sein Felleisen hervor und gieng es von Neuem an. — Wohl mit schwerem Herzen ...

Pfingstwanderer! hüte Dich, daß Du durch einen kleinen Spaziergang nicht ein großes Glück verscherzest. R.

Ein Gedenken an Ludwig Anzengruber.

Von P. K. Rosegger.

Oft haben diese Blätter frohe Gelegenheit gehabt, von Ludwig Anzengruber zu sprechen. War es, daß er eines seiner dramatischen Meisterwerke das erstemal auf die Bühne gestellt, war es, daß er eines seiner erzählenden Bücher der Welt vorgelegt hatte. Oft auch erschien er selbst in unserem „Heimgarten“ als hochverehrter Gast und brachte eine seiner wundersam markigen Geschichten mit, oder eines seiner vielsagenden Gedichte, oder gar einmal eine dramatische Arbeit aus seiner Shakespeare-Funken sprühenden Feder.

Heute handelt es sich nicht um ein neues Werk von ihm; ein ganz anderer Anlaß ist da, von ihm zu sprechen — er ist von uns gegangen.

Ludwig Anzengruber ist am Morgen des 10. December zu Wien gestorben. Er ist wenige Tage über fünfzig Jahre alt geworden, er starb ganz unerwartet; nur ihm Näherstehende wußten, daß er schon seit längerer Zeit leidend gewesen war.

Wenn wir einen kurzen Rückblick auf das Leben dieses Mannes werfen, so finden wir, daß er sein dreißigstes Lebensjahr überschreiten mußte,

ohne selbst eine Ahnung zu haben, wo es mit ihm hinauswollte. Im Jahre 1870 war es, zur Zeit des Culturkampfes, als eines Tages in Wien ein neues Volksstück aufgeführt wurde: „Der Pfarrer von Kirchfeld," von L. Gruber. Das war ein Name, den man weder auf der Bühne, noch in der Literatur bisher gehört hatte. Das Stück war nicht weniger fremd, es stellte mit bisher unerhörtem Freimuthe eine Priestergestalt dar, die im Conflict zwischen Dogma und Menschlichkeit ein wahres Märtyrerthum erduldet. Dieser Gestalt gegenüber steht ein Mensch, der unter dem Scheine tiefer Verkommenheit ein treues Glutherz hat, Hammer und Amboß zugleich ist, und der in voller Leidenschaft entscheidend in das Geschick des Priesters eingreift. Dieses Stück, in allen seinen Figuren üppig an Leben und Wahrheit und voll hinreißender Kraft, schlug gewaltig ins Volk, und die deutsche Bühne sah sich bereichert um ein echtes Drama. Unter L. Gruber vermuthete man anfangs Einen, der eigentlich anders hieß, man rieth sogar, daß dahinter ein hoher Geistlicher stecke. Endlich lüftete der Verfasser die Maske. Anders hieß er freilich, aber ein hoher Geistlicher war es nicht. Von Ludwig Anzengruber wußte man genau so viel und so wenig als von L. Gruber, aber die Zeitungen beeilten sich, es zu erzählen, daß Anzengruber ein etwa dreißigjähriger blonder Mann sei, eines kleinen Beamten Sohn, geboren zu Wien 1839, der wenig aus Büchern studiert, aber schon viel im Leben erfahren habe. Mit Schauspielertruppen sei er durch Ungarn, Croatien und einige Alpenländer gereist, habe allerlei Rollen gespielt, aber es damit zu nichts Rechtem bringen können. Arg enttäuscht habe er hernach in Wien eine sehr bescheidene Polizeibeamtenstelle angenommen. Das Theater wäre ihm jedoch nicht aus dem Kopf gegangen, er habe in den freien Stunden Stücke gesehen, Stücke gelesen, Stücke geschrieben und solche an die Bühnen geschickt. Lange Zeit wurde nichts angenommen, bis endlich der Wert des einen erkannt ward, welches „Der Pfarrer von Kirchfeld" hieß.

Und nun war Ludwig Anzengruber plötzlich ein gesuchter und berühmter Mann. Ein Jahr später ließ er seinen „Meineidbauer" aufführen. Dieses Drama war noch großartiger, gewaltiger und künstlerisch vollendeter als der „Pfarrer." Jetzt erst wußte das deutsche Volk, wer Ludwig Anzengruber war: sein größter Dramatiker der Gegenwart. Wir Deutschen in Oesterreich empfanden freudigen Stolz darüber, daß er aus unserem Stamme geboren ward.

Also brachte Anzengruber nachher Jahr für Jahr ein neues Stück, sei es eine Bauernkomödie, sei es eine Volksposse, sei es ein Drama voll Mark und erschütternder Kraft. Er gab uns „Die Kreuzelschreiber," den „G'wissenswurm," den „Ledigen Hof," „'s Jungferngift," den „Doppelselbstmord," „Hand und Herz," „Elfriede," „Das vierte Gebot," „Ein Faustschlag," „Heimg'funden," „Der Fleck auf der Ehr'" und andere. Es war freilich viel Naturfrische und Lebenslust in den Stücken, viel Humor und Spaß, aber auch eine schwere Tracht von Ernst, Zorn und Lehrhaftigkeit, und das fieng an — den guten Wienern besonders — allmählich zu mißfallen. Man hielt sich lieber an leichtsinnige Possen, an frivole Operetten, an welsche Ehebruchsstücke und an lüsternes Tingl-Tangl-Wesen. Das hat unseren Dichter verdrossen. Wollt ihr mich nicht, so verdient ihr mich auch nicht! mochte er gedacht haben, wendete dem Theater den Rücken zu und begann Romane und Dorfgeschichten zu schreiben. Er verfaßte die Romane: „Der Schandfleck," „Der Sternsteinhof," er gab Novellensammlungen heraus unter dem Titel „Dorfgänge," „Bekannte von der Straße," „Allerhand Humore" und sonst Verschie-

denerlei. Dann stieg der Dichter — der größte Dramatiker Deutschlands — um mit seiner Familie, die er sich mittlerweile gegründet, leben zu können, herab zum Herausgeber eines Familien - Unterhaltungsblattes, der Wochenschrift „Die Heimat," und endlich zum Herausgeber des allerdings trefflichen Wiener Witzblattes „Der Figaro." Das große deutsche Volk ernährt nämlich keinen Dichter, er müßte denn auch ein Zeitungsmacher oder etwas Anderes sein.

Erst vor Kurzem hatte sich im neuerbauten deutschen Volkstheater zu Wien ein Heim für Anzengrubers Volksstücke erschlossen. Aber das Geschick sagte zu den Wienern: Einst wolltet ihr nicht, jetzt will ich nicht. Wenige Wochen nach der Eröffnung des deutschen Volkstheaters, bei welcher das neue Stück: „Der Fleck auf der Ehr'" zur Aufführung kam, starb der Dichter infolge einer Blutvergiftung.

Weniger bekannt, als diese Thatsachen, dürfte sein, daß die Persönlichkeit Ludwig Anzengrubers eine Charaktergestalt im edelsten Sinne des Wortes gewesen ist. Anzengruber war einer von Denen, die Niemandem gleichgiltig sind: sie werden geliebt oder gehaßt. Wer ihn persönlich näher gekannt, der entschied sich für Erste, und wenn bei Manchem die Liebe in Ehrfurcht sich verwandelte, so war das gewiß auch recht natürlich. Sein Haupt mit der hohen Stirn, dem durchdringenden Auge von rothblonden Wimpern beschattet, mit der kräftig ausspringenden und scharf abfallenden Adlernase, mit dem üppigen blonden Vollbart, hatte geradezu etwas Herrliches an sich. Meine Verehrung für diesen Mann gieng besonders zur Zeit seiner ersteren Stücke ins Enthusiastische. Seines „Pfarrers von Kirchfeld" wegen hatte ich auch einmal eine schwere Bedrängnis auszustehen gehabt. (Siehe „Der Pfarrer von Kirchfeld und ich," Heimgarten, V. Jahrg., Seite 539.)

Zur zwanzigsten Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" in Graz (1871) kam er in unsere Stadt und bei dieser Gelegenheit machte ich seine persönliche Bekanntschaft, die sich bald in ein innig-freundschaftliches Verhältnis wandelte. Wir wechselten viele Briefe. Die seinen waren in den ersten Jahren schalkhaft bis zur Bummelwitzigkeit; später wurden sie ernster, aber hinter dem Ernste stak immer ein zackiges Körnlein Humor. Manchmal — wie unversehens — entschlüpfte ihm ein ganz besonders warmherziges Wort, obzwar er mit Gefühlsausdrücken nicht verschwenderisch war, wie das auch in seinen Schriften zu merken ist. „Wenn ich schon Gefühl ausdrücken soll," sagte er einmal scherzhaft, „so will ich fluchen."

Wenn ich nach Wien kam, waren wir gerne beisammen. Wir besprachen unsere gegenseitigen literarischen Pläne, er las mir seine neuen Arbeiten oder Theile derselben vor, sowie auch ich Kopf und Herz vor ihm auspackte. Manchmal setzten wir uns in irgend ein Wirtshaus oder Kaffeehaus zusammen und führten die wunderlichsten Gespräche über den Social- Communismus, den Pessimismus und den Materialismus in der Literatur. Ich vertrat stets den idealeren Standpunkt, manchmal mit nervöser Leidenschaftlichkeit, er blieb in seiner kernigen Art ruhig, warf nur bisweilen in seiner klobigen Wiener Mundart ein höchst drastisches Wort hin, durch welches er das Gespräch ins Scherzhafte zu spielen wußte. Seine Aussprüche waren stets kurz und schlagend und trugen schon wegen der ruhigen, scheinbar gleichgiltigen oder humoristischen Art, in der sie vorgebracht wurden, das Merkmal der Ueberlegenheit an sich. Diese Art kam ihm überaus zu statten. Es war vielleicht nicht immer der richtige Nagel, auf den er hieb, allemal aber traf er ihn auf den Kopf.

Wenn mich eines seiner Werke entzückt hatte, so ließ ich meiner Begeisterung ihm gegenüber freien Lauf.

Er ertrug es ruhig, schmunzelte manchmal ein wenig, oder murmelte in seinen Bart eine kaustische Bemerkung, die von einem kurzen, hellen Auflachen begleitet war. Wenn mir an seinen Werken bisweilen etwas nicht richtig schien, so sagte ich es auch heraus; er ertrug es ebenso ruhig und ließ sich deswegen seinen Appetit am Nachtmahle oder seinen Genuß an der Cigarre nicht verderben. Einmal, dünkt mich, bin ich sogar grob mit ihm geworden, und zwar wegen einer Sache, die mich eigentlich gar nichts angieng. In den letzten Jahren kam er selten mehr aus Wien hervor, außer wenn er eine Vorlesereise machte oder eine Badekur gebrauchte. Ich ward nicht müde ihm zu rathen, daß er im Sommer Wien verlassen und auf die Sommerfrische gehen solle; abgesehen davon, daß der Landaufenthalt ihm für neue Schöpfungen Stoff geben würde, wäre es doch auch seinen Kindern zu wünschen, daß sie sich auf grünem Rasen und im freien Walde umhertummeln könnten. Einmal gab er mir auf solchen Vorschlag eine so ablehnende, nachgerade das Landleben verachtende Antwort, daß ich eben derb wurde und ausrief: Was das für ein Volksdichter sei, der das Volk meide! — bis er über meine Entrüstung in ein helles Lachen ausbrach.

Und ich glaube auch heute noch, daß ihm alljährlich einige Monate Landaufenthalt nicht geschadet hätten, weder seiner Person noch seinen Dichtungen. In letztere wäre durch den reinen Sonnenschein in der Natur vielleicht etwas weniger ätzende Schärfe und etwas mehr harmlose und lebensfreudige Heiterkeit gekommen. Er klebte an der Stadt mit allen seinen Sinnen, er genoß die Stadt kaum, aber ihre Atmosphäre konnte er nicht missen. Als er endlich gar anhub, ein Witzblatt zu redigieren, ward mir bange um meinen Anzengruber. Aber er bestand. Bestand trotz Großstadt und Witzblatt. Nur daß wir ihn vielleicht heute noch hätten, wenn er es gemacht hätte wie andere Leute, die bisweilen der Stadt entfliehen und sich in den Jungbrunnen des Dorflebens und des Waldwebens tauchen. Ich glaube gerne, daß er es nicht nöthig hatte, sich von unserem Bauernvolke anregen zu lassen; doch hätte ihm vielleicht die Ruhe, der einschläfernde Sommerfriede wohlgethan. Er war einer von Solchen, die immer denken müssen und die vor lauter Denken nur schwer die Sammlung gewinnen für unmittelbares Schaffen. In seinen Stadtmauern schuf er zwar auch, und oft rege, aber nicht immer mit Lust, vielmehr oft aus Muß! Er wird bei der Arbeit an seinen Dramen öfter an das Theater gedacht haben müssen als an die Menschen, die er darzustellen hatte; nun bei einem Dramatiker, der seine Gestalten von der Bühne herab zu zeigen hat, mag das auch so in Ordnung sein.

Den Dichter Anzengruber sah die Welt nicht werden. Als er hervorgieng, war er vollendeter Meister. Die Welt, die Mecäne, die Schulmeister konnten ihn nicht fördern und aufhelfen, sie hatten hier nicht Gelegenheit, mit einem Anfänger nachsichtig, einem allmählich Wachsenden Protector und Führer zu sein. Daher der Respect vor ihm als er erschienen, der im Verborgenen unter schweren Kämpfen Selbstgewordene, denn das war ein Herrgott, den man nicht als Birnbaum gekannt. „Der Pfarrer von Kirchfeld“ war so großartig und meisterhaft, daß ich damals zum Meister sagte: „Sie mögen noch viele Volksstücke schreiben, aber ein größeres werden Sie nicht mehr schaffen als der Pfarrer ist.“

„Ich werde ein noch größeres schaffen,“ gab er ruhig zur Antwort. Ein Jahr später war der „Meineidbauer“ da.

In diesem letztgenannten Stücke hat Anzengrubers Genius in der That seinen Höhepunkt erreicht. Nach demselben wurde seine Bahn eine sanft absteigende. Wir wollen es zwar nicht

zugeben. Die Journalistik hat sich diesmal nichts vorzuwerfen, sie trug den Dichter hoch auf dem Ehrenschilde, selbst als er „Die Tochter des Wucherers,“ „'s Jungferngift,“ „Alte Wiener,“ „Aus 'm gewohnten G'leis“ aufführen ließ; allein das Publicum blieb aus. Und der Dichter schwieg; man hörte kaum seine eigene Meinung über seine Stücke, doch man merkte, daß er es fühlte, daß er es wußte, er steige niederwärts. Komödien, wie die „Kreuzelschreiber,“ sind in ihrer Art einzig, fallen aber als reine Tendenzstücke mit ihrer Zeit, aus der sie entstanden. Zur erschütternden Gewalt erhob sich unser Dramatiker noch einmal in „Hand und Herz,“ „Das vierte Gebot“ und im Wiener Volksstücke: „Heimg'funden.“ Das letztere Stück fiel in eine Zeit, in welcher Wien sich Anderes zu thun machte, als auf echte Dichter zu achten, es kam erst in Graz zu Ehren, von dieser Stadt aus wurde seine Bedeutung in die Welt gerufen. In stolzer Freude gestehe ich es, daß ein Aufsatz aus der Feder eines Grazer Freundes über das Volksstück „Heimg'funden“ die Veranlassung ward, daß Anzengruber mit dem Grillparzerpreise gekrönt wurde. Sein letztes Stück, welches für das neue deutsche Volkstheater in Wien geschrieben wurde, war „Der Fleck auf der Ehr'.“ Die letzte Scene in seinem letzten Stücke ist — ein Leichenzug. Mancher war über diesen Schluß eines nicht tragischen Volksstückes ein wenig verdutzt; heute verstehen wir den Leichenzug, er war eine jener geheimnisvollen Botschaften, die der Genius dictiert und der Dichter ahnungslos niederschreibt an der Schwelle der Erfüllung. — Auch der Maler hatte sich um etliche Monate vor des Dichters Tod die Freiheit genommen, ihn auf dem Plafond des deutschen Volkstheaters zu den unsterblichen Todten Raimund und Nestroy zu malen. Und als bei der Eröffnung des Theaters vom Jubel des Publicums hervorgerufen Ludwig Anzengruber auf der Bühne erschien, war Mancher, der ihn seit einem Weilchen nicht mehr gesehen, fast erschrocken darüber, daß des Dichters sonst so blühendes Antlitz blaß, sein Bart grau geworden. Die Züge waren nicht bloß vergeistigt, sie waren — möchte ich sagen — auch vergeistet und hatten eine unheimliche Aehnlichkeit mit dem Conterfei des Unsterblichen an der Decke.

Am Tage nach diesem seinem letzten Ehrenabende gieng ich zu ihm. Er wohnte nicht mehr in seinem eigenen Hause, das er nach langem Bemühen vor einigen Jahren sich erworben, er wohnte wieder in einer fremden, fast kahlen Stube wie einst, als ich ihn kennen gelernt hatte. Damals war seine alte Mutter bei ihm gewesen, jetzt war ein vierzehnjähriger Knabe bei ihm, der dem Vater manchmal fast traurig-ernst ins Gesicht blickte. Was dazwischen lag, schien er gelöscht wissen zu wollen. Er zeigte sich heiter wie sonst, aber es gelang nicht ganz, es war eine Heiterkeit, die mir bange machte. Eine Tasse Kaffee mußte ich mit ihm trinken, doch das Gespräch, welches wir dabei führten, war diesmal nichtssagend, fast beklommen. Also gieng ich bald davon. Aber als ich auf der Treppe war, fragte ich mich: was das für eine Stimmung gewesen wäre? Ob man einen Freund, der so einsam geworden, denn so gleichgiltig und ohne das mindeste Zeichen von Theilnahme verlassen dürfe? Ich gieng nochmals hinauf unter dem Vorwande, zu fragen, in welchem Local die für denselben Abend geplante Zusammenkunft stattfinden solle. Ich wußte das recht gut, mein Erscheinen hatte nur den Zweck, ihm nochmals und herzinnigst die Hand zu drücken.

Am Abende kamen wir zusammen im Gasthause zur Birn auf der Mariahilferstraße, wo Anzengrubers Tafelrunde — nebst ihm bestehend aus seinen Freunden Friedrich Schlögl, Karl Gründorf, Anton Bettelheim, Hans Gras-

berger, C. Schembera, V. Chiavacci u. A. — sich allwöchentlich einmal einzufinden pflegte. Anzengruber, Martinelli, Tyrolt, ich und mein Sohn Sepp (den ich zufällig in Wien mithatte und der an diesem Tage den großen Volksdichter zum ersten- und zum letztenmale gesehen) bildeten heute eine kleine Runde. Die Unterhaltung war, wie immer in dieser Gesellschaft, lebhaft und anregend. Die Schauspieler ergiengen sich in harmlosen Scherzen; Anzengruber war wieder fröhlich, wie es schien, ich aber konnte meine volle Heiterkeit wie sonst nicht erlangen. Früher als gewöhnlich giengen wir auseinander, und als Anzengruber und ich uns beim letzten Händedruck in die Augen schauten, sagte er: „Wenn Sie kommen, Sie finden mich immer!“

Die einzige Unwahrheit, die er mir während unseres achtzehnjährigen freundschaftlichen Verkehres gesagt hat. Als ich wieder nach Wien kam, fand ich ihn nimmer! —

Ich hatte ihn persönlich sehr lieb. Die Vorzüge und Erfolge seiner dichterischen Schöpfungen freuten mich stets, als wären es meine eigenen gewesen. Ich fühle mit Allen, die aus ähnlichen Quellen schöpfend gleiche Ziele mit mir verfolgen, eine treue Kameradschaftlichkeit. Er war mir nicht bloß um einige Jahre voraus, sondern auch manchmal um eine Idee. Eine Weile wollte ich knapp hinter ihm her sein, doch sein Wagen war schwer, seiner Muse Antlitz bisweilen so düster. Da schlug ich mich fröhlich in die Büsche, nahm meine eigenen Pfade durch schattenkühlen Wald und über sonnige Almen, während er seinen Dichtersitz auf hohem Firn gewählt....

Ganz unbedingt — und das bin ich verpflichtet zu sagen — konnte ich aber mit seiner Richtung nicht immer einverstanden sein. Seine Vertrautheit mit dem Charakter der Gebirgsbauern und mit ihrem äußeren Gehaben war zwar bewunderungswürdig und mir umso auffallender, als er fast nie mit Bauern verkehrte und, wie er selbst gestand, nur wenig mit ihnen verkehrt hatte. In einigen Dingen ließ er nach meiner Meinung aber doch ein wenig zu stark seine Subjectivität walten, wie wir Dichter ja mehr oder weniger alle. Anfangs schien mir die Art seiner Behandlung des Bauerndialectes befremdlich. So betont unser Bauer die Wörter nicht, mußte ich mir sagen, aber bald kam ich darauf, daß diese Schreibung der Mundart für den Schauspieler berechnet war und daß solcher sich mit ihr unschwer zurechtfand. Hingegen machte ich dem Dichter kein Hehl daraus, daß seine Bauern mir manchmal zu tendenziös vorkömmen, daß er in den Charakter des Landvolkes eine gewisse ätzende Schärfe lege, die in der Wirklichkeit nicht so zutage trete wie in seinen Gestalten, und endlich, daß der pessimistische Zug seiner Werke mit der naiveren, weltfreudigen oder religiösen Art des Volkes sich nicht immer decke. Ich sprach dem Dichter die Vermuthung aus, daß gerade manche Härte und Dunkelstimmung seiner Gestalten und Bilder die Leute von seinen sonst so herrlichen, sittlich bedeutenden Dramen und Erzählungen zurückschrecke. Wenn man aber im Volke wirken wolle, so müsse man vor Allem das Volk gewinnen, ihm mit jener Wärme entgegenkommen, die in den Herzen wieder Wärme weckt, denn Wärme sei Grundbedingung alles Gedeihens. — Er schwieg auf solche Bemerkungen und rechtfertigte sich nie auch nur mit einem Worte. Er wußte wohl, wie Vieles in seinen Dramen für ihn spreche und meinen Vorwurf des Mangels an Gemüth und Wärme entkräfte. Ich meinte auch nur die etwas skeptische und düstere Grundstimmung, die besonders in seinen neueren Werken sich findet und welche der Stimmung unserer leichtherzigen Bevölkerung nicht immer angemessen ist. Endlich wird er recht gehabt haben damit, daß er unserer grundsatzlahmen,

zwischen Genußsucht und Verzweiflung hintaumelnden Zeit, den ganzen harten Ernst des Lebens vor Augen zu stellen suchte. Seine großen Dramen sind von sittlichem Ernste durchdrungen. Viele derselben sind genial entworfene Bilder unserer bewegten Tage. Es wird eine Zeit sein, da man den „Pfarrer von Kirchfeld" nicht mehr wird recht verstehen können, aber interessieren muß dieses Schauspiel selbst dann noch, wenn — was freilich noch gute Weile hat — der Kampf zwischen Dogma und Liebe, zwischen Confession und Pflicht im Menschenherzen ausgetobt haben wird. Und vollends der „Meineidbauer"! So lange es eine deutsche Bühne gibt, wird diese Tragödie auf derselben stehen und die Gemüther unserer Nachkommen erschüttern. Wenn wir einmal alt und fremd unter unseren Kindern und Kindeskindern stehen sollten, wird es Mancher von uns manchmal nicht unterlassen können, sich ein gewisses Gewicht zu schaffen durch den Ausruf: „Ich habe noch Ludwig Anzengruber gesehen! Ich habe ihn persönlich gekannt!"

Und Jene, die ihm näher standen, denen diese körperlich und seelisch markige Gestalt, dieser wahrhafte Mann der Stolz ihres Herzens war, Jene empfinden heute den Verlust doppelt schwer und ihnen wird die Erinnerung an Ludwig Anzengruber für all ihre Zeit kräftigend und weihevoll sein.

Glockenspiele.

Gedichte von Heinrich Seidel.*)

Was bleibt?

Ach, was bleibt? — Ein kleiner Hügel,
Drüber mit dem leichten Flügel
Froh ein Sommerfalter fliegt,
Und das Gras im Wind sich wiegt.
Eine Weile Angedenken
Mag man wohl dem Schläfer schenken,
Bald weiß Niemand, wer da liegt.

Manche, die der Ruhm erhoben,
Hört man ein Jahrhundert loben
Oder ein Jahrtausend lang,
Bis auch sie die Zeit verschlang.
Die zum Höchsten einst erkoren —
Ihr Gedächtnis gieng verloren,
Wie ein Lied im Wind verklang.

Fern noch ragen mächt'ge Gipfel
Als der Menschheit stolze Wipfel
Leuchtend aus dem Nebenmeer:
Alexander und Homer.
Aber jene Zeit wird kommen,
Da auch sie in Duft verschwommen,
Und es nennt sie Keiner mehr.

Unterdes in ew'gen Kreisen
Und in altgewohnten Gleisen
Ihre Bahn die Erde geht,
Achtlos, was auf ihr besteht,
Achtlos auf der Menschheit Träume
Wandelt sie durch Weltenräume,
Bis auch sie in Staub verweht.

Die Seifenblase.

Die Seifenblase schimmert weiß zuerst.
Dies wandelt sich in Blau, das Blau in Purpur,
Das schöne Roth verschwimmt in Gold sodann,
Und dies verblaßt in Weiß. — Alsbald ein Zittern
Geht durch das zarte Rund, und es zerplatzt! —

* * *

Der ersten Kindheit lämmerweiße Zeit
Entschwindet bald, es kommt das Knabenalter
Mit einer Welt voll blauer Wunderdinge

---

*) Aus dessen gleichnamiger Gedichtesammlung. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.

Und unbekannter Fernen. — Lieblich dann
Erschließt der Liebe selig Morgenroth
Dem Jüngling sich. — Doch strenger wird die Zeit:
Es muß der Mann im Kampf nach Golde ringen,
Bis er ein Greis in weißem Silberhaar
Zurücksinkt in die alte Kindlichkeit
Und dann ins Grab! —
Dies war es, was ich dachte,
Als jüngst mein Knabe Seifenblasen machte!

Weltlauf.

Man denkt wohl hin und her:
Manches könnt' besser sein; —
Dies zu leicht — das zu schwer —
Groß oder klein.

Manchmal zu still die Welt,
Manchmal zu toll —
Manchmal fehlt Gut und Geld —
Nichts geht wie's soll:

Durst und kein Tropfen Wein —
Käs' und kein Brod —
Zahnschmerz und Liebespein —
Ueberdruß — Noth!

Dieser wird wild darob,
Strampelt und schreit; —
Wird wie ein Wüthrich grob —
Schafft sich nur Leid.

Jener, der winselt drum,
Jammert und acht,
Weint viele Thränen drum,
Seufzt Tag und Nacht.

Und die Welt, wie sie will,
Geht ihren Lauf —
Hält sie kein Toben still —
Weinen nicht auf.

Was man nicht ändern kann,
Wie es auch zwickt —
Der ist am Besten dran,
Der sich drein schickt!

Die Bachstelze.

Die kleine flinke Müllerin,
Zum Bache gieng sie morgens hin,
Zum Bache.

Da lief ein schlankes Vögelein
So flink wie sie, so nett und fein
Am Bache.

„Du kleines Vöglein sage mir:
War heute schon mein Liebster hier
Am Bache?"

„Dein Liebster gieng schon früh vorbei,
Des Nachbars Grete war dabei
Am Bache."

Die kleine flinke Müllerin,
Wie schlich sie zu der Mühle hin
Vom Bache.

„Vergißmeinnicht und Männertreu'!"
Die Lieb', die Lieb' ist immer neu
Am Bache!

Der Mönch.

Wir fliegen auf aus dunklen Kellerräumen,
Wo Duft und Glut entschwundner Sommertage
In mächt'gen Fässern von Erlösung träumen.
„Jetzt saht Ihr Alles," sprach auf meine Frage
Der greise Mönch, „doch dürft Ihr nicht versäumen
Den Blick ins Thal — hoch ist des Klosters Lage."
Er öffnet eine Thür — ein Strom von Helle
Bricht draus hervor — „Herr, dies ist meine Zelle."

Und durch das Fenster rebenlaubumgeben,
Da schweift der Blick in sonnenklare Weiten,
Wo stolze Berge übergrünt mit Reben
Den glänzend vielgewundnen Strom begleiten,
Wo weiße Schiffe bunten Wimpels schweben,
Bis blau und blauer sich die Berge breiten,
Wo an den Buchten helle Städte glänzen,
Die steilen Gipfel stolze Burgen kränzen.

Wohin die Richtung meine Augen nahmen:
Ein Garten Gottes, herrlich — reich an Schätzen.
Lang' schaut' ich durch den weinumrankten Rahmen
Und ward nicht müd', den trunknen Blick zu letzen,
Bis endlich mir entzückt die Worte kamen:
„Welch Paradies! — Ich muß Euch glücklich schätzen!"
Er seufzt und schauet trüb hinaus ins Klare —
„Ach Herr, es sind nun sechsunddreißig Jahre!"

Harun Raschid langweilt sich.

Den Chalifen Harun Raschid
Plagte böse Langeweile
Eines Abends — schier gestorben
Schien ihm jegliche Empfindung
Für der Menschheit Lust und Schmerzen,
Und er sprach zu dem Vertrauten:
„Weißt Du garnichts auszusinnen,
Um zu lindern meine Pein?"

Und es sprach der kluge Mesrur:
„Vieles schuf ja der Allmächt'ge,
Menschenherzen zu erfreuen.
Steig' empor auf die Terrasse,
Lasse Deine Blicke weiden
An dem schimmervoll erhabnen,
Ungezählten Heer der Sterne."
„Mesrur, ach, das freut mich nicht!"

„Nun, so öffne jene Fenster,
Welche auf den Garten ausgehn:
Horch' im rosenduftgetränkten
Anhauch sanfter Abendwinde
Dem Gesang der Nachtigallen,
Horche, wie des Schöpfrads Schnarren
Sich vermischt dem Sang der Grillen!"
„Mesrur, ach, das freut mich nicht!"

„Oeffne dann, o Fürst der Gläub'gen,
Jene Fenster nach dem Strome,
Wo die Mastenwälder ragen,
Schlanke Kähne eilig gleiten,
Und ein märchenhafter Würzduft
Unbekannter fremder Länder
Seltsamlich zu Dir emporsteigt!"
„Mesrur, ach, das freut mich nicht."

„Lasse Deine Pferde bringen,
Deine Stuten aus Arabien,
Hengste, schlank und schenkelzierlich,
Rappen, glatt und schwarz wie Kohlen,
Schöngefleckte Apfelschimmel,
Falbe, golden wie die Sonne,
Feuerglänzendrothe Füchse!"
„Mesrur, ach, das freut mich nicht!"

„Fürst der Gläub'gen, an dreihundert
Schöne Weiber birgt Dein Harem,
Manche schlank und manche üppig,
Weiße, schwarze, große, kleine,
Unschuldsvolle Rosenknospen
Und in Wollust ausgelernte:
Laß sie spielen, singen, tanzen!"
„Mesrur, ach, das freut mich nicht!"

„Nun wahrhaftig, Fürst der Gläub'gen,
Nichts mehr weiß ich zu vermelden,
Einzig nur: „Laß Deinem Sklaven
Dieses Haupt, das nicht vermochte,
Lieblich Deine Zeit zu kürzen,
Zu erfinden, was Dich freute,
Eilig vor die Füße legen,
Denn er hat es wohl verdient!"

In den Vorsaal gieng nun Mesrur,
Ob nicht dort ein Fremder harre,
Dem es wohl gelingen möchte,
Zu erheitern den Chalifen
Durch besondere Erfindung,
Und nach einer kurzen Weile
Freudig mit dem Dichter Dschemil
Kehrte eilend er zurück.

Dieser grüßte den Chalifen
Ehrfurchtsvoll und unterthänig,
Und er stimmte seiner Laute
Silbertonbegabte Saiten,
Strich sich dreimal seines langen
Seidenweichen Bartes Fülle
Und in holdbewegten Tönen
Alsobald erklang sein Lied.

Und er sang vom schimmervollen
Ungezählten Heer der Sterne,
Sang von Nachtigall und Rosen,
Von den Wundern ferner Länder,
Von des edles Pferdes Tugend,
Sang — was niemals ausgesungen —
Von den Reizen schöner Frauen
Ein begeistert Liebeslied.

Sonderbar — was noch soeben
Dem Chalifen fast verhaßt war,
Nun im Liede dieses Sängers
Stand es neu in gold'nem Schimmer.
Und er strich den Bart behaglich,
Seines Auges Feuer glänzte,
Und die Wolke düstern Unmuths
Schwand hinweg von seiner Stirn.

„Wahrlich!" rief er, „wackrer Dschemil,
Herrlich ist die Kunst des Dichters
Und des höchsten Preises würdig!
Lohnen will ich diese Stunde,
Wie es eines Fürsten wert ist,
Dankbar, daß des Unmuths Dämon
Mit den süßen Melodien
Siegreich Du hinweggescheucht!"

„Edle Steine soll man bringen,
Welche glänzen wie die Sterne.
Dein sei jener Rosengarten,
Und ein Prachtgewand aus Indien,
Eine silberweiße Stute
Aus Arabiens Gefilden,
Und aus meines Harems Mauern
Ein Sklavin jung und schön."

Also dankte Harun Raschid
Königlich dem Dichter Dschemil,
Dankte mit dem Gold der Erde
Für das edle Gold des Himmels,
Welches aus dem Lied des Sängers
Siegreich leuchtend sich verbreitet
Und zu neuem Glanz verschönet
Alle Dinge dieser Welt!

Die beiden Geizhälse.

Ein Geizhals, der in Kufa lebte
Und die Vollkommenheit erstrebte,
Ein Meister seiner Kunst zu werden,
Dem ward die Kunde, daß auf Erden

Kein größ'rer Geizhals sei zur Zeit
Als in Bassora Abu Said.
Alsbald ein heil'ger Wissensdrang
Ihn nach Bassoras Mauern zwang.

Demüthig und bescheidentlich
Stellt er sich dort dem Meister vor
Und spricht: „Ein Schüler bittet Dich,
O leih' ihm ein geneigtes Ohr.
Du wirst ihm gütigst nicht verwehren,
An Deiner Kunst sich zu belehren.“
„Willkommen!“ sprach nun dieser Mann,
„Doch, daß ich Dich bewirten kann,
Laß eilig uns zum Markte laufen,
Um Lebensmittel einzukaufen.“
Zum Bäcker gieng's: „Wie ist Dein Brod?“
„O Herr, so frisch und weich wie Butter!“
„Ei nun, da hat es keine Noth!
Doch Butter ist ein beff'res Futter,
Weil dieser er sein Brod vergleicht.
Nicht Freundchen? das begreift sich leicht;
Drum lassen wir den Brodkauf sein,
Und holen lieber Butter ein.“
Zum Milchverkäufer gieng es dann:
„Wie ist die Butter, lieber Mann?“
„So süß und schmackhaft, frisch und weich
Und dem Olivenöle gleich,
Dem köstlichsten, das nur zu haben!“
„So wollen wir an Oel uns laben,
Denn dieses muß doch besser sein.“
Zum Oelverkäufer gieng's hinein:
„Wie ist Dein Oel?“ „O Herr, fürwahr,
Wie Brunnenwasser frisch und klar!“
„Ei, ei,“ so sprach der Geizhals nun,
„Jetzt weiß ich endlich, was zu thun:
Wir wollen uns an Wasser laben,
Weil dies das Beste, was zu haben!
Wie sich das paßt und herrlich fügt —
Ich hab', soviel für uns genügt,
Zu Haus 'ne ganze Kufe stehn —
Da wollen wir schlampampen gehn!
Die leckre Mahlzeit soll uns frommen!“
Und also ist es auch gekommen:
Sie soffen Wasser wie die Schläuche,
Bis ihnen kullerten die Bäuche.

Sodann mit manchem Dankeswort
Hat sich an seinen Heimatsort
Der Mann aus Kufa froh entfernt,
Vergnügt, daß er so viel gelernt.

Umkehrung.

Mein Freund, ein ganz besond'rer Fall,
Daß sie Dich neckt, entdeckt sich.
Sie neckt Dich gern, und überall
Gilt: „Was sich liebt, das neckt sich!“

Draus schließest Du nun Knall und Fall,
Daß sie Dich liebt, ergibt sich.
Da fragt sich's doch, ob überall
Das, was sich neckt, auch liebt sich?

Das Huhn und der Karpfen.

Auf einer Meierei
Da war einmal ein braves Huhn,
Das legt, wie die Hühner thun,
An jedem Tag ein Ei
Und kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte,
Als ob's ein Wunder sei!

Es war ein Teich dabei,
Darin ein braver Karpfen saß
Und stillvergnügt sein Futter fraß,
Der hörte das Geschrei:
Wie's kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte,
Als ob's ein Wunder sei.

Da sprach der Karpfen: „Ei!
Alljährlich leg' ich 'ne Million
Und rühm' mich deß' mit keinem Ton;
Wenn ich um jedes Ei
So kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte —
Was gäb's für ein Geschrei!“

Das Buch aus der Leihbibliothek.

Das ich hier in Händen halte,
Dies zermürbte Buch, dies alte,
Blei- und Tinten-argbeschmierte,
Eselsohrenreichgezierte,
Kaffee-, Thee- und Bier-befleckte,
Fliegen-, Fett- und Oel-bekleckte,
Dem als Spur der Wanderschaften
Tausend schlechte Düfte haften,
Dieses Buch, zerlumpt, entstellt:
Dieses liest die deutsche Welt!
Liest die Köchin bei dem Braten,
Auf der Wache die Soldaten,
Liest der Sträfling in der Zelle,
Der Commis bei seiner Elle,
Liest der Hagestolz im Bett,
Und das ganze Lazareth;
Dann, die schönste aller Damen
Mit dem glanzerfüllten Namen
Nimmt dies Buch so wohl durchdüftet
Und von jeder Luft durchlüftet
In die zarte weiße Hand!
Von des Dichters Kunst gebannt
Bald der Schönen, zart besaitet,
Eine Thräne sanft entgleitet
Und erfüllt den großen Zweck:
Nie ein Leser ohne Fleck!
O Gedanke, groß und mächtig,
O Erfolg so wunderprächtig!
Wie gesegnet der Poet,
Der die edle Kunst versteht!
Hoch und niedrig, arm und reich:
Diese Schmiere macht es gleich!

Ach, wer noch im Dunkel lebt,
Nach dem hohen Lorbeer strebt;
Dieser fühlt mit heißem Sehnen
Einen Wunsch den Busen dehnen:
„Lieber Himmel" fleht er täglich,
„Schenk' auch mir das Glück unsäglich:
Laß auch meine Dichterei'n
Einst so herrlich fettig sein!"

Das Sonett.

So recht geeignet ist für spitz verzwickte
Verschnörkelte Ideen die verzwackte,
Sonettenform und für modern befrackte
Gedanken eine wunderbar geschickte.

Und wer von Weisheit nur ein Körnlein pickte
Und von Ideen nur ein Ideelein packte,
Der zwängt es gerne in die höchst vertrackte
Sonettenhaut die viel und oft geflickte.

Die Freude dann, wenn das Geflick ihm glückte
Und schwitzend er sein Nichts zusammenstückte,
Darob er manche Stunde mühsam hockte!

Doch hilft's ihm nimmer, daß er drückt' und druckte,
Weil gähnend ob dem künstlichen Producte
Die Menschheit ruhig einschläft, die verstockte!

Begnüge Dich, Liebste!

An Eveline.

Wohl kann ich Dich zum Chocoladen-
laden laden.
Doch nicht mit Dir in Baden-Baden
baden.

Ich kann Dir nicht, was And're schenken, schenken
Und nicht die Welt aus den Gelenken lenken,
Du darfst Dich nicht auf Schmuck und Spitzen spitzen,
Wirst nicht mit mir auf gold'nen Sitzen sitzen.
Jedoch, der ich des Dichters Habe habe,
Vermag es, daß Dich and're Labe labe:
Schon fühl' ich es von Liederkeimen keimen,
Ich will sie Dir in gold'nen Reimen reimen,
Daß Dir gar lieblich ihr Getöne töne,
Und Dich der Verse Schmuck verschöne, Schöne!

An meine Laute.

Im leisen und im lauten Spiel
Ertöne süß mein Lautenspiel,
Und muß ich um was Liebes leiden,
Verkläre Du mein Liebesleiden
Und laß Dein holdes Saitenklingen
Wie Gold nach allen Seiten klingen,
Daß Niemand ahnt beim Liederklang,
Wie nur aus Schmerz mein Lied erklang!

Eine mittelalterliche Teufelsbeschwörung.

Aus den hinterlassenen Papieren von Robert Hamerling.

Im Archiv des Berg'schen Geschichtsvereines befindet sich die Handschrift eines sehr merkwürdigen Berichtes, der von einem ungenannten „vornehmen Edelmann und Patrioten" herrührend, mit sehr charakteristischen Vorgängen bekannt macht, die darauf abzielten, den Herzog Johann Wilhelm Cley, Jülich und Berge, der zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, durch geistliche Exorcismen von der vermeintlichen „Besessenheit" zu befreien. Er war in zweiter Ehe vermält mit Antoinette von Lothringen, und auf Anordnung dieser seiner Gemalin scheint man, nach vielen anderen Versuchen, die angeborne „Blödsinnigkeit" des regierenden Herrn zu bannen, zu den Bannsprüchen der Mönche seine Zuflucht genommen zu haben.

Der erwähnte Bericht wurde zwar in der „Zeitschrift des Berg'schen Geschichtsvereines" (1865) veröffentlicht;

aber er ist mit so vielen Lateinstellen, zum Theil auch mit Dialektstellen, untermischt, daß für eine Veröffentlichung in weitere Kreise eine Art von Uebertragung sich nöthig erweisen dürfte. In Folgendem ist eine solche Uebertragung, die zugleich eine Abkürzung ist, gegeben. Die Mittheilung darf gewiß als interessanter sittengeschichtlicher Beitrag betrachtet werden.

Als mein gnädigster Fürst und Herr anno 1605 den 12. August des Freitags Abends mit seinem Hoflager zu Hambach erstlich angekommen, sind die fremden geistlichen Herrn, unsere zukünftigen Exorcisten und Teufelsbändiger, unter Andern auch auf die Galerien gekommen, um meinen gnädigsten Fürsten und Herrn mit seinem ganzen Hoflager ankommen zu sehen. Sobald aber mein gnädiger Herr die Leute gesehen, ist er von Stund' an merklich darüber verändert worden, also daß er des Abends noch so seltsam und wunderlich ward, als wir Se. fürstl. Gnaden eine lange Zeit vorhin nicht gesehen hatten; denn er hat ohne Zweifel wohl denken können oder vermuthen mögen, daß die Pfaffen oder Mönche nicht umsonst dahin gefordert waren, sondern der Ursache halber zu den Ort berufen, daß sie wieder etwas Fremdes (wie denn auch zuvor geschehen), mit ihm würden anfangen.

Da nun mein gnädigster Fürst und Herr 5—6 Tage zu Hambach gewesen und wieder ein wenig besseren Muthes geworden, haben sie angefangen, in nachfolgender Gestalt das Werk, ihrem ersten Vornehmen nach, zu üben und zu treiben. Erstlich sind sie zu meinem gnädigsten Herrn gekommen, mit dem Vorgeben, sie wollten sämmtlich ihr Gebet mit Ihren fürstl. Gnaden für sein und des ganzen Vaterlandes Wohl gerne thun, damit Ihre fürstl. Gnaden von Gott gesegnet, Ihrer fürstl. Gnaden Gemahl, Ihre Durchlaucht, von ihm vermittelst göttlicher Gnaden befruchtet würden, dessen sich darnach sie selbst und alle ihre Unterthanen hätten zu erfreuen, welches nicht geschehen könne oder solle ohne das heilsame Mittel des Gebetes. Sintemal nun mein gnädiger Herr ohnehin von Natur zu Gott und allen göttlichen Dingen, und vornehmlich zum Gebet, nicht affectioniert gewesen, hat er sich hierdurch desto leichtlicher auch lassen bereden, das Gebet mit ihnen zu thun verwilliget und sich, seiner Gelegenheit nach, darin auch wohl und fein gehalten.

Also ward denn Ihren fürstl. Gnaden nach altem Brauch ein Stuhl gesetzt und davor ein sammtnes Kissen auf die Erde gelegt, darauf Ihre fürstl. Gnaden gekniet; hinter ihm und neben ihm an seine beiden Seiten setzten sich drei Geistliche, mit etlichen Herren Räthen und Anderen, so an meines gnädigen Herrn Kammer aufwarten, wie Stallmeister und Thürwärter. Darnach ward die Litanei gelesen. Nach der Litanei hat P. Zacharias etliche Segensgebote gelesen, und nachdem diese geendiget, so las man noch eine andere kürzere Segnung, oder aber St. Johannis Evangelium, über meines gnädigen Herren Haupt, worauf dann alle Geistliche ihre Hände dem Herrn auflegen und Ihre fürstl. Gnaden mit dem Kreuzzeichen alle zugleich segnen mußten. Zudem ward J. F. G. auch ein besonderes exorcistisches Kreuz, von schwarzem Holz und überguldetem Silber auf eine besondere Weise zusammengefügt, vor die Brust oder auf das Haupt gehalten, und, um es zu küssen, und zwei- oder dreimal auf Jesuitisch sich damit zu segnen, in die Hand gegeben. Und damit wurde vorläufig geschlossen.

Weil aber unsere Exorcisten gesehen, daß sie mit ihrem Segnen nichts haben ausrichten können, und der vermaledeite Böswicht nicht hat wollen weichen, so haben sie ihre Exorcismen noch ernstlicher angegriffen, des gewissen Vertrauens, er würde sich nicht länger können vorhalten, wenn sie ihn

heftig begunnten anzutasten. Hierauf hat P. Zacharias seine von ihm selbst gemachte und schon in Druck gegangene exorcismos mit großer Gravität und hellem Geschrei zu lesen angefangen, darin denn alle kräftige Worte begriffen waren, so vom hl. Sacrament, von dem Namen Gottes, des Herrn Jesu, seines heiligen Kreuzes und theuren Leidens, als auch von den Verdiensten und Wirkungen der Mutter Gottes Mariae und aller Heiligen, damit der Teufel hätte mögen beschworen, gezwungen und ausgetrieben werden, also daß es meines Erachtens nicht möglich gewesen wäre, wenn etwas Böses von den Sachen bei und um den Herrn gewesen wäre, daß sie den Bösen, wenn nicht gänzlich vertreiben, doch wenigstens hätten zwingen müssen, ein Zeichen seiner Gegenwart zu geben. Und dies Lesen hat Pater Zacharias mit seinem Confrater Pater Franciscus abwechselnd continuiert; meistens aber ließ er diesen mit lauter Stimme lesen, während er selbst einige Exorcismen oder gewisse Gebetlein Seiner Hoheit ins Ohr flüsterte, und ließ seinen socium alle exorcismos von Diesem und Jenem mit heller lauter Stimme daherschreien, und das mit der größten Eindringlichkeit, als wollten sie auch mit äußerlichen Bewegungen und Geberden den Geist im Leibe zum Entweichen nöthigen.

In allen diesen vorgemeldten Dingen erzeigten sich ihre fürstl. Gnaden geduldig und sanftmüthig in Massen, daß es ein Wunder, ja ein Jammer war anzusehen, darüber auch oft Etlichen die Thränen in die Augen geschossen.

Zu Diesem las der Guardian von Duren allezeit etliche exorcismos gegen die Hemmnisse ehelicher Verrichtungen, und das unzweifelhaft deswegen, weil ihnen zu verstehen gegeben war, als hätte mein gnädiger Herr ebenso keine natürliche Affection und Liebe zu ihrer Durchleuchtigkeit; aber dies half Alles nichts, so viel man an dem Herrn hat können vermerken. Nachdem sie denn nun eine gute Weile damit umsünsten gearbeitet, haben sie es auf einem andern Weg versucht. Bis anhero hatten sie viel gelesen, gebetet, gezeichnet, gesegnet und gebenedeiet, um J. F. G. von allen maleficiis oder von dem Teufel, dem malefactore selbsten, zu erlösen. Darnach kamen und drangen sie auf ein Zeichen, ob nämlich J. F. G. wirklich von einem maleficio inficiert oder aber vom Teufel besessen wäre, oder nicht, und also thaten sie Dasjenige zuletzt, was sie am Ersten sollten gethan haben.

So nahmen sie dem J. F. G. rechte Hand und beschworen den Teufel dabei mit vielen verschiedenen Exorcismen, wann er selbst da gegenwärtig, oder aber durch seine maleficia in dem Leichnam, oder in seinen Sinnesorganen, oder Vorstellungen, wirkend wäre, oder um ihn her schwebend, so sollte er darob ein auswendig sichtbarlich Zeichen, und zwar ein Zittern an derselben rechten Hand, in ihrer Gegenwart merken lassen, darzu sie ihm dann etliche sichere terminos präfigierten, als nämlich ein Ave Maria, ein Pater noster, das Symbolum, oder einen von den Bußpsalmen, und das auf dreimalige Wiederholung. Aber es war Alles umsonst; keiner von uns konnte ein einzig Zeichen von Diesem oder Jenem an der Hand spüren, wiewohl mich einmal Einer wegen des Zeichens überreden wollte.

Weil sie aber auch damit nichts ausrichten konnten, wie lang und auf wie viel verschiedene Manieren sie es auch trieben, haben sie dennoch nicht abgelassen, denn sie dachten, gegen einen Hartnäckigen müsse man auch hartnäckig verfahren. Also haben sie dem J. F. G. von seiner Kammer (wo sie bisher ihre Beschwörung vorgenommen) nach der Kapelle geführt, und sind daselbst noch viel strenger und eifriger, als sie zuvor thaten, mit

den Sachen procediert, nämlich, dem Teufel das Zeichen der Besessenheit an der rechten Hand abzufordern. Dies währete eine lange Zeit, aber da sie es auch dem Herren viel zu lang und grob machten, hat es ihn endlich verdrossen, und indem daß sie dem Teufel so hart um ein Zeichen an der Hand anlagen, ist J. F. G. von dem Altar, darbei er knie'te, gar zornig aufgestanden, und hat dem Laienbruder des Jesuiters, der an der Thür Wache stand, damit der Fürst nicht hinaus gehen könne, eine Maultasche gegeben, mit diesen lateinischen Worten: „Ipsi estis Daemones aut a Daemonibus obsessi!“ Und somit hat der gnädige Herr selbst vor dem Volk ein großes Zeichen von sich gegeben, während der Böse mit einem solchen nicht herausrücken wollte, und der Andere mit dem heftigsten Geschrei darauf bestand. Als aber mein gnädiger Herr auf die Gallerie gelangte, hat er mit lauter Stimme seine Trabanten angerufen, ihm Abwehr zu leisten, und ihm, als ihrem Herrn, zu helfen und die Verräther und Böswichter anzugreifen; wobei jedoch Keiner, gewisser Ursachen halben, sich bereit finden ließ, da sie nähmlich vor Serenissima, J. F. Gnaden Gemalin, Furcht hatten.

Da diese Unruh also über und über passiert war, haben sie ihre Sachen etwas glimpflicher angefangen, sind aber gleichwohl dabei verblieben, dem bösen Geist ein Zeichen an der rechten Hand abzufordern; (denn das Zeichen, das ihnen der Fürst zuvor mit derselben Hand gegeben, genügt ihnen nicht.) Doch als sie sahen, daß J. F. G. nicht gern so lang mit der Hand wollte gehalten sein, und ihn ihre Zudringlichkeit mit dem vielfältigen Zeichenfordern fortfuhr, mehr und mehr zu verdrießen, so ließen sie letztlich mit dem Zeichenfordern ab, und haben Einen von den Ihren Messe lesen lassen, und als man das Evangelium auf dem linken Altarflügel, wie bräuchlich, lesen sollte, hat mein g. H. vor dem Altar knien müssen, und ist also der sacrificans von dem Altar abgestiegen und hat das Evangelium über meines gnädigen Herrn Haupt mit Händeauflegung*) gelesen, mit dieser lateinischen Schlußrede: „Per haec sancta evangelia dicta deleatur in Principe nostro omnis virtus diabolica et infundatur virtus divina, Amen.“ Als aber die Aufhebung der Hostie und des Kelches geschah, hat der sacrificans, so oft als er diese gesegnet, auch alsbald sich umgekehrt und J. F. Gnaden mit dem Kreuzzeichen gesegnet. Wann aber der Priester das Vaterunser gelesen, hat er sich wieder umgekehrt, die consecrierte Hostie auf die patena gelegt, dieselbe J. F. G. vorgehalten, J. F. G. und den Teufel vermahnet, dieselbe recht anzuseh'n, und sonderlich dem Teufel befohlen, durch dero Kraft und Macht sich bewegen zu lassen, dem Priester in Demjenigen, was er ihm alsbald darauf befehlen und vorhalten würde, gehorsam zu sein. Darauf fieng der Pater Zacharias an, unter dreimaligem Klingeln, den Teufel zu beschwören, durch dies und das, und befahl ihm ein Zeichen seiner Gegenwart zu geben mit dem Austhun der Kerzen, am linken Altarflügel oder auf der Evangelienseite, und zudem gab er ihm drei verschiedene Termine, nämlich die drei darauf folgenden actus exorcisticos, in deren letzterem er unter Anderem oft Reden wie diese wiederholte: „Gib das Dir anbefohlene Zeichen, Du Verfluchter, Du Bösewicht, Du Verdammter und Verdammenswerther, denn schon ist der dritte Termin verflossen“ u s. w.

Als nun die drei conjurationes zu drei verschiedenenmalen geschehen, und der Termin damit schon verlaufen, da fieng einer der Mönche an, den Teufel wegen seines Ungehorsames und seiner Hartnäckigkeit zu verbannen, zu

*) „cum impositione manuum omnium nostrûm“ sagt der Urtext.

verfluchen und zu verweisen in den Abgrund der Hölle, und das währete eine gute halbe Stunde mit schrecklichen Verfluchworten, darüber sich Einer entsetzen mußte. Inmittelst aber, daß der eine Teufelsbanner den Teufel also mit Scheltworten verbannte und verfluchte, mußte ein anderer des Teufels Bild, zu dem Ende auf Blei in einer gräulichen Gestalt gestochen, in J. F. G. Gegenwart erst mit Ruthen wohl geißeln, darnach aber Kerzen darauf lassen triefen, was ihm quasi eine große Pein sollte sein, wie sie meinten. Und als sie den Teufel damit noch nicht genug gepeinigt, hatten sie ihn auch auf ein Papier in der schauderhaftesten Gestalt abgebildet, welches sie erstlich tapfer geißelten und darnach verbrannten. Über dem Allen hatten sie wol ein fünfzig, wenniger oder mehr, kleine Zettelchen, darauf etliche häßliche und höllische Teufelsnamen und andere Verfluchungen geschrieben stunden; dieselben verbrannten sie, und so viel sie deren verbrannten, so viele Steinchen warfen sie den Zettelchen nach. Also ward der arme Teufel, unerhörter Weise, zuerst verbrannt und darnach gesteinigt.

Dies währte eine lange Zeit, und nicht bloß zweimal, sondern schier zwanzigmal griff man die Sache an, indem man nämlich neue Termine zur Abgebung eines Zeichens dem Bösen aussetzte, und, da er es nicht gab, die Verwünschungen mit sämmtlichen Ceremonien wiederholte, also, daß wir es endlich mit J. F. Gnaden gewohnt worden, da es uns zuvor lange genug verdrossen hat, während es nachgehends sie selbst zu verdrießen anfieng, also daß sich der junge Mönch Pater Franciscus vom lauten Gähnen unter dem Lesen nicht temperieren konnte. Zu verdrießen, sag' ich denn, begunnte es ihnen selbsten, erstlich darum, weil sie nichts ausrichteten, zum Andern auch darum, weil sie merkten, daß viele Leute ihren Spott heimlich darmit hatten.

Also wurden sie denn letzlich in ihrem Ernst gar flau, wie es das häufige Gähnen des jüngeren Mönchs unter dem Lesen sattsam anzeigte, während auch von den Unsern Etliche mehrmals „in St. Peters Devotion" geriethen (entschliefen.) Endlich ließen sie das Exorcisieren ganz und gar anstehen, und lasen nun allein etliche benedictiones anstatt der Exorcismen, und darmit haben sie auch geschlossen. Allein auf dem „scharfen Hügel" haben sie ebenfalls zwei- oder dreimal die exorcismos wollen repetieren, und haben's auch schon in der Capelle daselbst in Gegenwart der Priester allda, welches unser Vielen nicht lieb war, mit großer Ungestümigkeit gethan, und haben nebendem unserm gnädigen Herrn auch alle Mahlzeiten etwas von dem gesegneten Fontainewasser, mit sammt dem Holz, daran das Bild gehangen, klein gestoßen, in seinen Trunk gegeben. Aber es hat Alles nicht geholfen, darum sie dann unverrichteter Sachen heimgereiset sind, mit einer merklichen Summe Geldes.

So viel von ihrem Exorcisirieren an meinem g. H. Das Andere, so sie mehr angerichtet haben, ist dies. In alle vier Winkel aller Kammern meines gnädigen Herrn hatten sie kleine gesegnete Wachskreuzchen geklebt, und hinter meines g. H. Bett ein hölzernes Kreuz gehangen, und auch eines mitten in seiner Schlafkammer oberwärts welches mein gn. H. erstlich gesehen. Zudem hatten sie J. F. Gnaden ein Kissen voll beschriebenen Papierchen und Kreuzchen an den Hals gehangen, das mein g. H. einmal auf die Nacht aufgeschnitten und hin und wieder durch die Kammer geworfen hat, mit den Worten, das sei Alles purer Frevel und Aberglauben.

Auch hatten sie J. F. G. bei unser erster Ankunft ein neu Bett bestellt, und hatten da viele Zettel und Kreuzchen, gegen böse Bezauberung, eingelegt. Aber dasselbe Bett haben sie darnach wieder lassen aufschneiden und visitieren, um vielleicht darin etwas Befremdliches

zu finden, doch Alles umsonst. Oftmals haben sie auch, ja beinah' alle Tag, mit wohlriechenden, eigens dazu gemachten runden kleinen Kuchen meines g. H. Schlafkammer, Bett und Kleider, sowohl linnene als wollene, beräuchert und mit Weihwasser besprengt, unter Anwendung gewisser Gebetformeln: welches Amt sie einmal mir auferlegt; aber weil sie bei uns verblieben, habe ich es ihnen wieder zugeschoben, wodurch ich sie nicht wenig beleidigte. Ich hatte jedoch niemals das Bett, noch die Kleider des g. H. gesegnet oder mit dem Weihwasser besprengt, noch sonst eine Ceremonie vollzogen, obgleich ich sagte, daß ich dies einigemale gethan hätte. Neben und über dem Allen sind sie auch tagtäglich des Abends, wenn J. F. G. zur Ruhe gieng, gekommen, J. F. G. auf seinem Bruch gerade unter dem Nabel mit einem gewissen, dazu bereiteten Öhl zu beschmieren, desgleichen auch um das Haupt, worüber mein g. H. oft geklagt. Ich will der Kissen, Betten und Kleider geschweigen, so von ihnen verbrannt, und durch neue ersetzt worden, wie auch der vergeblichen Reinigung des Brunnens in Düsseldorf, ferner der Speisensegnung, der Benedeiung aller Gemächer, wo mein g. H. auf der Reise allenthalben einkommen sollte, und dergleichen Superstition mehr.

Als wir von der Reise nach dem „scharfen Hügel" zurückkehrten, blieb der ehrwürdige Pater Zacharias zu Brügge auf dem Schloß krank liegen, darbei sein Mitgesell, der andere Mönch, auch verblieben, ihm aufzuwarten. Darnach ist Pater Zacharias mit dem Seinen zu Pferd in meiner gnädigen Frauen Wagensänfte von dannen nach Düsseldorf gebracht und darnach mit derselben Wagensänfte wieder in das Schiff geführt worden, als er vereisete.

Alle die Geistlichen sind geschieden, ohne mir Adje zu sagen; doch ich begehre sie nicht wieder willkommen zu heißen. Sie haben J. F. G. wollen gute Nacht sagen, aber J. F. G. hat ihnen weder seine Hand geben, noch ein einziges Wort wollen zuhören, sondern ist von ihnen gegangen, als hätte er sie nicht gekannt, das er doch dem Allerfremdesten nicht pflegte zu thun. Woraus wohl abzunehmen, wie lieb er sie gehabt. Des Morgens, als mein gnädiger Herr aufstund, hat er zweimal gefragt, ob die Mönche weg wären, darauf ihm geantwortet wurde ja; ob sie auch würden wieder kommen? darauf ihm gesagt worden nein. Da gaben J. F. G. allsogleich ihre Freude mit Lachen sogar aus vollem Halse zu erkennen.

Dieses ist's, was ich von den Begebenheiten noch im Gedächtnis habe; aber ich bitte, Solches, wenn man es gelesen, nicht weiter zu verbreiten.

Persönliche
Erinnerungen an Robert Hamerling.

Von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Das in diesen Erinnerungen veröffentlichte Gedicht Robert Hamerlings: „An den Ritter von ***" hat großes Aufsehen verursacht. Des Verfassers Absicht und Wunsch, daß dieses Gedicht gedruckt werde, ist unzweifelhaft klar, und zwar nach den bei Hamerlings Testamentsvollstrecker, dem Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. J. B. Holzinger in Graz sich befindlichen Anordnungen des Verewigten, sowie nach daselbst liegenden Urkunden. Doch wäre das Gedicht in diesen Blättern nicht veröffentlicht worden, wenn der Mißbrauch, den eine gewisse Partei seit des Dichters Tode mit dessen Namen sich erlaubt hat, nicht dazu herausgefordert hätte.

Weitere, mir vorliegende Beweise, daß Hamerling zur Antisemitenpartei nicht gehört, sind wohl überflüssig. Wer unsern großen Dichter zu einer Parteisache macht, der entehrt sein Andenken, Robert Hamerling gehört nicht einer bestimmten Partei, er gehört uns Allen.

Das mußte gesagt werden. Bevor ich nun in diesen (für die Oeffentlichkeit vorläufig bestimmten) Erinnerungen zur letzten Station komme, will ich noch einige kleine Züge und Gespräche Hamerlings mittheilen.

Einem gemeinsamen Freunde soll der Dichter einmal geäußert haben, daß mein Benehmen ihm gegenüber manchmal so förmlich sei. Und zu mir sagte er gelegentlich: „Hochachtung? Geachtet will man von aller Welt sein, von Freunden heischt man auch ein wenig Liebe. Ich weiß nun zwar recht gut, daß mein Haupt mit den weißen Locken und den pergamentfarbigen Wangen *) eher ehrwürdig als liebenswürdig aussieht." Er brach ab. In der That, ich konnte es ihm viel zu selten bekennen, wie lieb ich ihn hatte.

„Hätten Sie mich nur gekannt in meiner Jugend," sagte er eines Tages, „da war mir kein Zaun zu hoch und kein Muthwille zu groß, und selbst heute noch, wenn mein Leiden etwas erträglicher ist, will ich es an Bummelwitzigkeit mit manchem Jungen aufnehmen. Tanzen? Warum denn nicht! Und denken Sie, ich habe sogar einmal Tabak geraucht." Als er merkte, wie dieses Bekenntnis mich wirklich überraschte (denn es war unmöglich, mir in seinen klassisch schönen Gesichtsformen einen Cigarrenstängel, oder gar eine Tabakspfeife vorzustellen), setzte er bei: „Einmal habe ich eine Geliebte gehabt, die behauptete: Wenn ich rauchte, so sei es ihr nicht anders, als sähe sie in der Kirche einen Heiligen Tabak rauchen."

„Ausgezeichnet!" rief ich lachend.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „und wäre es Ihnen nicht auch unangenehm, von Ihrer Geliebten für einen Heiligen, anstatt für einen sündigen Menschen gehalten zu werden?"

Derlei Scherzworte führte er nicht selten und dabei pflegte er das Haupt mit dem geistsprühenden Glutauge munter in die Höhe zu halten.

Das Eine hätte ich gewünscht, ihn einmal bei einem Glase Wein zu sehen. Doch ein frohes Zechen lag ganz außerhalb seiner Art. In den einund-

---

*) Anspielung auf eine Bemerkung, die ich einmal über sein Aussehen gemacht.

zwanzig Jahren unserer Bekanntschaft sah ich ihn nicht ein einzigmal einen Tropfen trinken oder einen Bissen essen. Er betrieb die Ernährung mit einer Art Schamhaftigkeit und wenn man ihn zufällig bei einer Mahlzeit überraschte, so stand er auf und war nicht zu bewegen, weiter zu essen. So vertraulich er sonst mir gegenüber zu sein pflegte, wenn es sich um Geistes- oder Herzensdinge handelte, in seinem äußeren Verkehr ließ er eine gewisse Höflichkeit nie aus dem Auge, und wenn er Einen dadurch im Banne der Förmlichkeit festhielt, so durfte er sich eigentlich nicht ernstlich darüber wundern, daß man sich mit gewissen Förmlichkeiten gab.

Darum sagte ich einmal zu ihm: „Ganz kennen lernen würden wir uns erst, wenn wir zusammen eine Flasche Wein ausstechen könnten."

„Das Kranksein ist mein Schutzengel," antwortete er, „sonst hätten Sie mich schon längst zu weiß was für Allotrias verführt. Theoretisch wäre ich gar kein Feind munterer Tafelrunde, allein diesmal ist die Theorie grün, und grau die Wirklichkeit in der Krankenstube. Ich muß schon zufrieden sein, wenn Freunde manchmal meiner flüchtig gedenken beim Glase Wein."

Seiner gedenken! Das geschah oft in unserem Kreise, aber nicht flüchtig, sondern meist recht gründlich und voller Liebe. —

In Erwägung, daß er im Allgemeinen viele Besuche und langes Bleiben nicht liebe, hatte ich mich stets zurückgehalten, war monatlich ein-, höchstens zweimal zu ihm gegangen. Den Sommer über, da wir Jeder auf Sommerfrische waren, sahen wir uns fast gar nie, um so fruchtbarer war diese Zeit für Briefe. —

Oefter, als ich zu ihm, kam er zu mir. Weil mich das beschämte, so gestand er mir einmal, daß es ihm lieber sei, wenn er bei mir in meiner Stube sitze, als in der seinen. Bei solchen Zusammenkünften konnte er sehr gemüthlich und heiter sein und meine Hausgenossen wunderten sich nicht selten über das Gelächter, das aus meinem Zimmer schallte. Eines Tages, als meine Frau die neue Köchin fragte, wer denn drin sei? antwortete die Köchin: „Ach Gott, dieser Mensch mit dem langen Haar ist wieder da. Ich habe ihn nicht hereinlassen wollen, aber er ließ sich nicht fortschaffen." —

Leute, die Hamerling nur aus einem oder dem andern seiner tief ernsten Werke kannten, sprachen ihm allen Humor ab. Dem entgegen habe ich erfahren, daß er einen überaus feinen, sarkastischen Humor besaß; er liebte in persönlichem Umgang dem Gespräche oft eine humoristische Würze, eine geistvolle Pointe zu geben. Sein intimstes Werk, die „Stationen," ist ein gutes Beispiel seines scharfen Witzes, seines liebenswürdigen Humors. Aber diese Geistes- und Herzensblitze ließ er persönlich nur spielen wenn er unbefangen war. Bei fremden Menschen konnte er eine gewisse Steifheit und Unbehilflichkeit in Gehaben und Ausdruck nicht überwinden. Ja er war in fremden Kreisen in seiner Ausdrucksweise überaus zurückhaltend, vorsichtig, fast ängstlich, daß er die gewöhnliche Umgangsform nicht verletze. Also unterschied er sich von jenen Genies, welche in Gesellschaften ihre außerordentliche Natur zur Schau zu tragen lieben, darauf hin sündigen, mit ihren Werken aber ihrer persönlich zur Schau getragenen Genialität nicht zu entsprechen vermögen. —

Sein Gemüth offenbarte sich häufig in seinen Erinnerungen an die Kindheit, an die Heimat, die er einmal mit mir besuchen wollte.

An seiner Heimat hieng er mit rührender Liebe, obzwar in derselben nur wenige Menschen aus seiner Jugendzeit mehr lebten. Er kam oft darauf zu sprechen. „Die Heimatsliebe," sagte er einmal, „knüpft sich

nicht so sehr an die Menschen als an die Scholle. Ich habe ja meine Eltern mit in die Fremde genommen, und bin doch nicht frei von Sehnsucht nach dem Waldviertel. Die Liebe zur heimatlichen Scholle ist dem Poeten lebhafter zu eigen als anderen Menschen. Sie sind auch in dieser Hinsicht ein Glückskind, daß es Ihre Verhältnisse gestattet haben, in Ihrer engsten Heimat sich eine neue Heimat selbst zu gründen, in der Sie — entgegen dem Sprichworte vom Poeten im Vaterlande — geachtet und geliebt leben können und hoffentlich ein recht hohes Alter erreichen werden. Blicken Sie einmal in die Runde, und Sie werden sehen, wie Wenigen unseresgleichen ein solches Glück beschieden ist.“ —

Rührend war es, wie Hamerling — selbst in schwerer Krankheit und bis an sein Lebensende — meinen literarischen Bestrebungen die wärmste Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die größeren Arbeiten von mir las er zweimal, zuerst im „Heimgarten“ und dann in der Buchausgabe. Zu rügen fand er, wie schon gesagt, manchmal besonders an der Grammatik, die Austriacismen und mundartlichen Ausdrücke, deren er zu viele in meinen hochdeutschen Schriften fand. Mit den von mir bearbeiteten Stoffen war er fast immer einverstanden, über die Ausführung sagte und schrieb er mir unzähligemale Schmeichelhaftes. Beispielsweise erinnere ich mich einer Aeußerung über einen im V. Jahrgange des „Heimgarten“ unter dem Decknamen E. Hirtner veröffentlichten Aufsatz: „Wahrheit oder Glück.“

„Da haben Sie ja jetzt wieder einen neuen Mitarbeiter“ — sagte Hamerling bei der nächstfolgenden Begegnung — „ich befürchte nur, daß der Name des Verfassers nicht ganz so redlich ist, wie sein Aufsatz.“ Da ich darauf schwieg, fuhr er fort: „Den Artikel können nur Sie oder ich geschrieben haben. Da ich ihn nicht geschrieben habe, so —. Daß die Poeten,“ schloß er, „in diesen Dingen doch Alle der gleichen Ansicht sind!“

In der Weltanschauung, in philosophischen, religiösen, politischen und socialen Meinungen waren wir völlig eins, ohne daß Einer den Andern hierin beeinflußt hätte; ihm wie mir, waren die Grundzüge angeboren im Charakter, nur daß bei ihm, dem großen, scharfen Denker und normal geschulten Mann, dieselben sich viel klarer entwickeln konnten.

Von wohlwollenden Freunden wurde mir oft gerathen, nichts zu schreiben und drucken zu lassen, was mir irgendwelche Unannehmlichkeiten zuziehen, mir nach irgend einer Richtung Feinde machen könnte. Diese philiströse Zumuthung verletzte mich mehr, als es die öffentlichen Polemiken der Gegner gegen mich thun konnten. Einmal sprach ich darüber mit Hamerling.

„Solche Rathschläge sind auch mir ertheilt worden,“ antwortete er. „Die Leute können sich eben gar nicht vorstellen, daß man auch höhere Interessen haben könne, als die, behaglich und unangefochten dahinzuleben. Die Herren, welche uns den Rath geben, anders zu schreiben, als wir schreiben, die verlangen weiter nichts von uns, als anders zu sein, als wir sind. Das Dichterherz ist ein Vulkan, der die Gluten auswirft. Was wir empfinden, denken, das müssen wir heraussagen. Mein Interesse für alles das, was ich als wahr empfinde, ist so groß,“ schrieb er eines Tages, „daß ich es aussprechen muß, und daß gegen diesen Drang mir alle anderen Rücksichten der Welt in nichts verschwinden. — Verschweigen Sie nichts, was Sie glauben, sagen zu sollen, dann aber wappnen Sie sich tapfer gegen die Feinde, welche durch den Freimuth man sich schafft und seien Sie darauf gefaßt, daß den Gegnern kein Mittel zu schlecht sein wird, Ihnen zu schaden.“ —

Strenge war er im Urtheile über den sittlichen Inhalt meiner Schriften.

Manchem, der durch Vorurtheil und Nachbeten verurtheilt worden, ihn selbst für einen unsittlichen Dichter halten zu müssen, wird das sonderbar vorkommen.

Eines Tages, im März 1887, fragte mich Hamerling, ob dem zuletzt erschienenen „Heimgarten"-Hefte denn kein Unglück passiert sei? Da ich ihn fragend anblickte, fuhr er fort: „Ich habe schon mancherlei gelesen, ich habe Boccaccio, Dumas, Zola gelesen, aber etwas so Starkes ist mir noch nicht vorgekommen, als die Scene ist, welche Sie in „Jakob dem Letzten," ich glaube auf Seite 419, beschrieben." Ich erschrak. „Die Scene beim Kirschenessen!" setzte er bei. „Da haben Sie sich in dem Bestreben, realistisch wahr zu sein, vielleicht doch zu weit hinreißen lassen. Realistisch wahr ist es freilich, ja, es ist wahr, seit die Welt steht und so weit es junge Leute gibt, und wird auch wahr bleiben, aber beschreiblich ist es nicht in dieser Weise, wie Sie es gethan haben." Freilich sah ich es nun ein, daß ich bei der Absicht, das Volk in allen seinen Lebensäußerungen naturgemäß zu schildern, in meiner Sorglosigkeit zu weit gegangen; doch ließ sich weiter nichts mehr machen, als in meinem Exemplare die arge Druckseite zu durchstreichen, damit sie wenigstens nicht in die bevorstehende Buchausgabe kommen konnte.

Während im „Heimgarten" die Erzählung: „Martin der Mann" lief, war er auch etwas beunruhigt über Einzelnes in derselben. Als sie voll erschienen, und mit einzelnen Aenderungen versehen, wieder von ihm geprüft worden war, schrieb er mir am 11. Juni 1888: Sie haben durch die Art der Ausführung mich mit dem Bedenklichen versöhnt, welches der Stoff für sich hatte. Diesem Romane ist der Vorzug eigen, daß — obgleich er in mancher Beziehung der Psychologie Hohn zu sprechen scheint — die beiden Hauptfiguren doch mit so meisterlicher Folgerichtigkeit gezeichnet und durchgeführt sind, daß Alles so kommen konnte und mußte, wie es kam." —

Dem „Heimgarten" war er stets warm zugethan, doch konnte es ihn ärgern, wenn man ihn für einen Mitredacteur desselben hielt, seinen Einfluß bei dem Blatte anrief, oder ihm gar in demselben anonym oder pseudonym erschienene Artikel zuschrieb. Da war einmal ein kleines lustiges Mißverständnis. Ein ungarisches Blatt hatte aus dem „Heimgarten" ein tolles Schwänklein abgedruckt. Hamerling zeigte mir das Blatt und rief: „Da haben Sie es, jetzt bin ich ein Schwänkedichter geworden, diese närrische Geschichte soll ich geschrieben haben! Es ist unerhört, was man mir Alles anthut. Bei meinen Gedichten, wenn man sie stahl, hat man mehrmals schon meinen Namen weggelassen, bei fremden Erzeugnissen hängt man ihn an." — „Wieso?" war meine Frage. — „Da sehen Sie?" sprach er in Aufregung, „hier steht meine genaue Chiffre **R. H.** darunter." — „Ei!" entgegnete ich, „das soll doch nicht heißen: **R**obert **H**amerling, sondern **R**oseggers **H**eimgarten. Diese freibeuterischen Blätter deuten zwar manchmal die Quelle an, aber wo möglich so, daß man sie nicht errathen kann, sondern etwa auf bekannte Namen verfällt, die sich unter solcher Fassung wie Mitarbeiter des langfingerigen Blattes ausnehmen." — Er war beruhigt, doch mußte das betreffende ungarische Blatt in einer Notiz erklären, daß die Chiffre R. H. unter dem tollen Schwank nicht Robert Hamerling, sondern Roseggers Heimgarten heißen müsse. —

Seit zwölf Jahren etwa standen wir zusammen in dem traulichsten Verhältnisse. „Wir müssen das gelegentlich doch auch öffentlich documentieren," sagte er einmal, „damit man weiß, daß es bei uns nicht angeht, den Einen auf Kosten des Andern zu behandeln."

Zur Zeit, als er an seinen „Statio=

nen meiner Lebenspilgerschaft" schrieb, die dann im „Heimgarten" veröffentlicht wurden, erhielt ich eines Tages von ihm die folgende bezeichnende Karte:

„Hochgeehrter Freund!

Im Schlußartikel meiner Lebensbeschreibung gebe ich auch ein bißchen Rechenschaft von meinem »geselligen Verkehr«, und bei dieser Gelegenheit habe ich auch mit einigen Worten eines besonders guten Freundes gedacht. Ich hoffe und wünsche sehr, daß der Herausgeber des „H." von diesen wenigen Worten keines streiche, noch durch eine Redactionsnote die einfache reine Wirkung des Gesagten abschwäche. Er hat weder die Pflicht noch das Recht, zu merken und zu behaupten, daß die Sache ihn angehe — kann also mit feinem Takt darüber schweigend hinweggehen und sie passieren lassen. Ich bin nach wie vor ins Krankenbett gebannt; mit um so herzlicherem Interesse und Vergnügen lese ich, wie Sie in Gottes schöner Welt umhergaukeln und sich des Lebens freuen.

Ihr R. H.

Graz, am 5. September 1888."

Dieses Schreiben bezog sich auf das, was Robert Hamerling in den „Stationen" (später Buchausgabe, I. Auflage, Seite 420—421) über unser gegenseitiges persönliches Verhältnis gesagt hat. Kurze Zeit vor seinem Hinscheiden hat er gewissermaßen Arm in Arm mich der Welt vorgestellt als seinen Freund. Also fühlte ich mich doppelt verpflichtet, dem vom Leben einst Zurückgezogenen und jetzt Abgeschiedenen, dem nur von wenigen ihm nahestehenden Personen Gekannten, nach bestem Wissen und Gewissen wahr und klar ein schlichtes Andenken zu setzen in diesen Erinnerungen.

Bald nach Veröffentlichung der „Stationen" im „Heimgarten" kam uns eine später sich wiederholende Zeitungsstimme zu, des Sinnes, daß Hamerling seine Angelegenheiten intimster Natur zu flüchtig berührt habe. Gerade über das Intimste wünsche man die erschöpfendste Darstellung.

„Es ist doch drollig," bemerkte Hamerling darauf, „was die Leute Alles wissen möchten! Und würde Einer sich auf das Aeußerste enthüllen, wie hier verlangt wird, so wären diese Neugierigen die ersten, die nach Befriedigung ihrer leichtsinnigen Wißbegierde laut nach der Polizei schreien gegen den indiscreten Schriftsteller, der nicht anstehe, sich und andere Personen zu compromittieren. Persönliche Intimitäten nach jeder Richtung hin gründlichst der Welt erzählen — sieht man denn nicht selbst ein, was dies für ein lächerliches, ja geradezu häßliches Verlangen ist? — Rousseau wäre ganz freimüthig gewesen, und das eben habe seine Bekenntnisse so groß gemacht, heißt es. Lieber Gott, wer da glaubt, daß Rousseau Alles gesagt habe, was ich sagen soll, der kennt den Menschen nicht. Was nöthig war, um meine geistige Entwicklung, meinen Charakter, das Werden und die Erfolge meiner Werke klar zu stellen, das und noch einiges Andere ist geschehen. Für die Befriedigung sensationslüsterner Neugierde ist nicht gesorgt worden."

Ich glaube solcher Bemerkung beisetzen zu können, daß wenn unser Dichter seine Herzensgeheimnisse bis auf die Neige den Leuten vorgeschüttet hätte, diese davon sehr enttäuscht sein würden. Man hat dem Verfasser des „Ahasver" ein Leben angedichtet, wie er es nie geführt hat, nie führen konnte. Wollte man einem Poeten das gestatten, was jeder Lebemann, als zum „guten Ton" gehörig, thun zu müssen glaubt, so würde hier überhaupt nicht weiter davon gesprochen, daran gedeutelt, darnach gefragt werden. Wenn Hamerling Conflicte zu bestehen hatte, wie wir Alle sie an uns selber kennen, so war nicht etwa

die Raffiniertheit, als vielmehr die Naivetät, Zaghaftigkeit und Idealität seines Wesens daran hervorragende Ursache. Es wird vielleicht nicht Alles vollen Beifall finden, was der Dichter in den neu erschienenen „Lehrjahren der Liebe" erzählt (diese Bekenntnisse sind gewiß freimüthig genug) doch zu begreifen ist Alles vom Standpunkte seiner Natur aus.

Was die Gründung seines häuslichen Glückes anbelangt, glaube ich, daß er nicht energisch genug war. Seine Liebesverhältnisse haben den Charakter des Zagens, das Bedenken spielte eine große Rolle. Manches Frauenherz hieng an ihm mit innigster Glut; er aber ließ immer wieder Bedenken, Rücksichten und Zweifel walten, bis die Gelegenheit vorüber war. Sein Leben, seine Herzensangelegenheiten, seine häuslichen Verhältnisse wurden bestimmt fast einzig durch energische Frauen, und zwar nicht immer zu seines Glückes Gunsten. Seine Thatkraft vereinigte sich ganz in seinem geistigen Schaffen. Einmal bemerkte ich ihm scherzend, er sei ein Mann, der „geheiratet werden" müsse. Er antwortete mit einer fast unwilligen Handbewegung: „Sie haben leicht reden," und damit war dieses Gespräch abgeschnitten.

Häufig belästigt wurde Hamerling von der Zudringlichkeit fremder Leute weiblichen Geschlechtes. Da lasen sie seine ungestillte Sehnsucht nach Schönheit und Liebe und wollten beispringen, aushelfen. Wenn ein Vogel von Liebe singt, da kommen die Weibchen gerne heran, auch solche, die nicht gemeint und nicht gerufen sind. Mancher Poet wird also mißverstanden, und wörtlich, persönlich genommen wird sein Ausdruck allgemeiner Stimmungen des Menschenherzens. Ich habe Weiber gesehen, die der Persönlichkeit Hamerlings vollkommen, manchmal fünfzig und noch mehr Meilen weit fern standen, die ihn außer im Bilde nie gesehen, außer in seinen Dichtungen nie sprechen gehört hatten und die von einer Art Liebesraserei für ihn erfüllt waren. Da kamen sie denn geflogen die schwärmerischen, duftigen Brieschen, die getrockneten Rosen und Vergißmeinnichte, die Handstickereien und Federzeichnungen, selbst Haarlocken dabei, welche unter Tauschbedingung gegeben wurden, und die Angebote von Besuchen und Stelldichein, von Wärterdiensten, unter den Schwüren, daß sie ihr Leben und Blut für ihn lassen wollten! Mancher Singvogel geht auf solche Leimspindeln; von Hamerling muß wohl gesagt werden, daß er für derlei zu ernst und zu gewissenhaft war, doch konnte und wollte er nicht immer mit der nöthigen Entschiedenheit, ja Herbheit abbrechen, die bei der standhaften Schwärmerei solcher Verehrerinnen nöthig gewesen wäre. Noch in den letzten Wochen seines Lebens konnte er sich der Gunstbezeugungen fremder Verehrerinnen kaum erwehren und eines seiner allerletzten Gedichte galt in bitterer Ironie solchen Anbeterinnen, die eingeladen werden zu einem Tänzchen auf seinem Grabe. —

Hier sei noch erwähnt des geistigen Verkehrs, den Hamerling im Laufe der Zeit mit edlen Frauen gepflogen hat. Mehrmals nahm er Gelegenheit, mir zu bemerken, welch großer Gewinn für den Poeten der Briefwechsel mit einer Frau sei, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck habe. —

So aufmerksam er die großen geistigen Bewegungen der Zeit zu verfolgen pflegte, so fremd stand er manchmal dem Treiben des Tages gegenüber. Also fragte er mich einmal, ob es denn wahr sei, daß ein großer Theil der studierenden Jugend antifreiheitlich gesinnt wäre?

„Von der studierenden Jugend wüßte ich das nicht zu sagen," war meine Antwort, „die nicht studierende aber gibt fast täglich schallende Beweise davon."

Hierauf sagte er: „Wie sich die Zeiten ändern! Wenn dem so ist, so glaube ich, daß Leute, wie wir zwei,

auf der Welt recht bald überflüssig sein werden."

„Oder doppelt vonnöthen."

„Bilden wir uns das nicht ein. Sehr wohl würden sie sich fühlen, wenn sie der lästigen Mahner und Warner los wären, auf ein Weilchen sehr wohl. Ich mache die Beobachtung, daß die antiliberale Presse sich wenig mit Literatur abgibt. Die liberale Presse schreibt uns manchmal tapfer todt, die clericale und reactionäre schweigt uns todt, weil sie weiß, daß letztere Todesart die gründlichste ist. Andererseits hat die fortschrittliche Presse auch Verdienste um manches Talent, das unter der Gleichgiltigkeit der antiliberalen Blätter gewiß zu Grunde gegangen wäre. Schon darum sollen sich letztere nicht wundern, wenn die literarischen Talente ihnen den Rücken kehren." —

Oft sah ich ihn bekümmert über die Verrohung, die im geistigen Leben der Völker wieder einzureißen droht. Dann zog der edle Idealist sich zurück zu seinen Büchern und lebte mit denselben unter Krankheit und Schmerzen ein schöneres Leben, als manch körperlich gesundes Weltkind inmitten seiner grobsinnigen Genüsse. —

Im October-Hefte des eilften „Heimgarten"-Jahrganges druckte ich aus dem Schorer'schen Familienblatte ein Gedicht von Hamerling ab. Da dieses Gedicht im Familienblatte unter dem Titel „Kornblume" erschienen war, nachher im „Heimgarten" aber die Ueberschrift: „Ich liebe mein Oesterreich!" trug, so wurden Stimmen laut, als hätte ein „schwarzgelber" Redacteur des „Heimgarten" den Titel aus eigener Machtvollkommenheit geändert. Ich nehme die Gelegenheit wahr, um diese Annahme durch folgende Karte Hamerlings zu widerlegen:

„Hochgeehrter Freund!

Gegen die Benützung der »Kornblume« habe ich gar nichts einzuwenden; nur bitte ich, statt »Kornblume« als Titel: »Ich liebe mein Oesterreich!" darüber zu setzen. Schon im Schorer'schen Blatte wollte ich dies so geändert haben, kam aber mit meiner Willensäußerung zu spät. Mit vielen herzlichen Grüßen aus dem St.-Hause.

Ihr R. H. —

Graz, 18. September 1886."

Ich wüßte keinen lebenden deutschen Dichter, in dessen Werken der nationale Gedanke, die deutsche Gesinnung so oft zum Ausdruck gelangt, als bei Hamerling; er war ein deutschnationaler Dichter, aber ganz gewiß nicht im Sinne einer gewissen Partei. Klar genug hat der deutsche Oesterreicher Robert Hamerling seinen nationalen Standpunkt ausgedrückt, gerade in diesem: „Ich liebe mein Oesterreich!" sowie in dem allbekannten Gedichte: „Deutschland ist mein Vaterland und Oesterreich mein Mutterland," welch letzteres er dem Deutschen Schulvereine gewidmet hat. Wenn Hamerling keinen österreichischen Orden erhielt, während der deutsche Dichter Wildenbruch für ein dem Kaiser Franz Josef huldigendes Gedicht sich eines solchen erfreut, so dürfen wir daraus noch nicht folgern, daß Hamerling kein guter Oesterreicher gewesen wäre. Man hält es eben für selbstverständlich, daß der Dichter seinem Landesherrn huldigt, was Hamerling wiederholt gethan hat. Was der österreichische Kaiser dem preußischen Dichter gethan, das hat der deutsche Kaiser unserem Dichter gegenüber freilich unterlassen, und es ist gut, daß der „Germanenzug," der „Teut" u. s. w. nicht durch fürstliche Dekorierung in das Bereich des Tages gezogen worden. —

Hamerling und ich erhielten alljährlich vom Cultusministerium eine Unterstützung für „verdienstvolle Leistungen auf dem Gebiete der Dichtkunst." Nun kam im Jahre 1887 eine Verordnung heraus, nach welcher jeder

Schriftsteller oder Künstler, der das Stipendium weiter zu beziehen wünsche, um dasselbe alljährlich von Neuem ansuchen sollte. Dazu konnte sich denn Hamerling nicht entschließen. „Wenn sie mir," sagte er, „den Betrag nicht als Ehrengabe zuweisen können, betteln um ein Almosen will ich nicht. Ich bin ja Hausbesitzer, ich habe auch Etwelches in der Sparcasse liegen, ich beziehe eine Pension und verdiene mir noch fortwährend Honorare, wie kann ich denn um Unterstützungen ansuchen?" Auf meine Bemerkung, daß ich in der ähnlichen Lage sei, antwortete er: „Bei Ihnen ist es doch etwas Anderes, Sie beziehen keine Pension und werden auch niemals eine beziehen, Sie sind ganz auf Ihren schriftstellerischen Erwerb angewiesen. Sie haben eine große Familie, Kinder, die erzogen und versorgt sein wollen. Sie dürfen auf das Stipendium nicht so leichthin verzichten. Trotzdem schloß ich mich ihm an, als er betreffenderseits die Erklärung abgab, daß er nicht arm genug sei, um Unterstützungen erbitten zu müssen. Der Betrag blieb aber nicht aus, er lief von nun an als Ehrengabe ein. —

Mehrmals hatte mein Freund mich verblüfft mit Andeutungen, daß er gezwungen sei, sehr zu sparen, obwohl er ein größeres Vermögen hinterlassen werde, als ich ahnen dürfte. Wie sich's herausgestellt hat, waren im Hinblick auf seine Verpflichtungen gegen drei erwerbsunfähige Personen seine materiellen Sorgen nicht ganz unbegründet. Unter den Leuten geht der Aberglaube um, daß berühmte Dichter auch wohlhabend oder gar reich sein müßten, obschon nach alter Erfahrung Gold und Lorbeer, besonders in deutschem Klima, selten auf einem Fleck wachsen. Hamerling freute sich stets an den Vortheilen seines Verlegers und war gegen diesen überaus coulant. Was er von ihm wünschte, das war, wie schon erwähnt, eine billige Ausgabe seiner Werke in gleichmäßigem Formate, die er zwar nicht erlebte, die uns aber hoffentlich nun recht bald beschieden sein wird. Illustrierte Prachtausgaben seiner Werke schlug er nicht hoch an, das vom Verleger ihm überreichte Ehrenexemplar der Prachtausgaben verkaufte er stets und verwendete den Erlös für den Haushalt.

Hamerling pflegte manche Kleinigkeiten seines häuslichen Bedarfes persönlich einzukaufen und wußte dabei tapfer zu feilschen. Auf eine bedenkliche Bemerkung darüber gab er mir einmal folgende Antwort: „Natürlich, Sie sind ein hoher Herr und haben das Geld zum Hinauswerfen." Auf meine Entgegnung, daß man gerade uns Poeten, selbst wenn wir bettelarm sind, die Wahrung unserer materiellen Interessen so leicht für übel nimmt, sagte er: „Mit meinesgleichen würde ich nicht feilschen, aber den Kaufmann behandle ich nicht nach meinem, sondern nach seinem Maßstabe. Er müßte mich für einen Dummkopf halten, wenn ich aus Höflichkeit oder Zaghaftigkeit um meine Sache nicht reden wollte, denn er ist aufs Feilschen eingerichtet. Festgesetzte Preise, ja wohl, aber die muß der Käufer selbst zu errathen suchen. Nie wird ein müssiges Wort so gut honoriert, als beim Kaufmann. Und das mögen Sie sich auch merken, lieber Freund, wollen Sie einem Geschäftsmann als honorig imponieren, so dürfen Sie nicht etwa ein großes Epos oder ein gutes Drama schreiben, sondern Sie müssen wirtschaften und sich nach Geld umthun können." —

Ein scheinbar kleiner, aber immerhin lehrreicher Zug ist folgender: Eines Tages wurde Hamerling angegangen, für eine ihm ganz fernestehende Familie das Gelegenheitsgedicht zu einer Hochzeit zu machen. Er that's. Hernach kam eine Frau der betreffenden Familie zu ihm, bemerkte, daß das Gedicht gerade nicht übel gewesen sei, aber auch keinen besonderen Ein-

druck gemacht habe und fragte, ob es etwas koste? Der Dichter antwortete, daß selbst der reichste Bäcker sich jede Semmel bezahlen lasse, daß auch der Schuster die bei ihm bestellten Stiefel nicht umsonst liefere und daß er gewohnt sei, Leuten gegenüber, die bei Dichtern Gedichte wie Waare bestellten, sich auch dementsprechend zu benehmen. — Das Weitere soll die Frau nicht abgewartet, sondern eilends die Thüre gesucht haben.

Gelegentlich dieser kleinen Begebenheit äußerte Hamerling die Absicht, für bestellte Gelegenheitsgedichte, gewünschte Beiträge zu Festzeitungen, für verlangte Autographen und Albumblätter u. s. w. u. s. w. eine bestimmte Taxe aufzustellen; denn die Ansinnen und Betteleien gehen thatsächlich manchmal ins Ungeheuerliche. Aufgestellt hat er die Taxe meines Wissens nicht; er war in diesen Dingen weit großherziger, als er es selbst eingestehen wollte. —

Mich hielt mein großer Freund in mancher Beziehung für einen Verschwender. Das nicht so sehr wegen meiner etwas größer und behaglicher, also auch kostspieliger angelegten Häuslichkeit, die gegen seine thatsächlich ärmliche Umgebung und vollkommen anspruchslose Lebensführung — ich sage es mit Beschämung — unverhältnismäßig abstach. Noch weniger wegen meinen persönlichen Bedürfnissen und Genüssen, die in mancher Beziehung seiner Enthaltsamkeit nicht sehr ferne standen. Er hielt mich für einen Verschwender, weil ich durch meine öffentlichen Vorlesungen zum Vortheile Anderer das Geld zum Fenster hinauswürfe. Den Einwand, daß es meinem Gefühle widerstrebe, nur zu meinem eigenen Vortheile Vorlesungen zu veranstalten, bekämpfte er mündlich und brieflich wiederholt, und freilich so treffend, daß ich ihm endlich nicht widersprechen konnte. Er sprach mir, dem Familienvater, nachgerade das Recht ab, meine Kräfte für Andere zu vergeuden, und behauptete, daß ein Wohlthätigkeitssinn, der seiner Nächsten vergesse, um für Gesellschaften, Vereine u. s. w. zu wirken, nichts Sittliches, sondern etwas Unsittliches an sich habe. „Sie werden sich," schrieb er am 25. August 1885, „mit Rücksicht auf Ihre höheren Pflichten nach und nach wohl auch an das peinliche Neinsagen gewöhnen. Könnten wir der Welt nur dadurch etwas sein, daß wir Baarfonds vermehren helfen, so verzichten wir auf Liebe und Popularität."

Einmal schickte er mir „das Leben Charles Dickens," damit ich aus demselben ersehen sollte, wie ein Vorleser durch Vorlesereisen sich zu Grunde richten könne. —

Was Bücher betrifft, so liebte Hamerling steifgebundene Bände nicht; die broschirten waren ihm für den Gebrauch handlicher; so bat er mich allemal, ihm von meinen neuerschienenen Büchern kein gebundenes, sondern ein broschiertes Exemplar zu geben. Auch er gab von seinen Werken stets broschierte Exemplare in Freundeshände, nachdem er sie allemal sorgfältigst aufgeschnitten, die Druckfehler mit Bleistift ausgebessert und mit einer eigenhändig geschriebenen Widmung versehen hatte.

Hamerling besaß, wie schon bemerkt, „eine große Büchersammlung, die eine seiner wenigen irdischen Freuden sei." Außer diesen seinen Büchern las er Alles, was er habhaft werden konnte; besonders in wissenschaftlichen Dingen, deren Entwicklung er strenge verfolgte, stand er auf der Höhe der Zeit. Er beobachtete, studierte Alles, um darüber sich seine Meinung bilden zu können, die manchmal sehr von anderen Meinungen abstach. Vor Allem befaßte er sich mit naturgeschichtlichen Gegenständen, die ihn aber nicht dem Materialismus zuführten, sondern die seinen hohen Idealismus erst recht klärten. Er sah hinter Allem, was Andere Natur oder Materie, Stoff und Kraft nennen, den Geist Gottes. —

In seinem eigenen Schaffen war

er überaus gewissenhaft; zuerst zeichnete er ein Werk stenographisch auf, er war ein sehr gewandter Jünger Gabelsbergers, dann schrieb er es ordnend ab, änderte, fügte Neues ein, strich und feilte, um es schließlich in eine sehr gefällige Reinschrift zu bringen. Seine Manuscripte sind ein Muster von Ordnung und Deutlichkeit, eine wahre Freude der Schriftsetzer.

Sein Wohlwollen für die Mitmenschen war groß.

Nie habe ich aus seinem Munde ein böses Wort über Abwesende gehört und wenn er schon manchmal dem gekränkten Herzen Luft machen mußte, so geschah es in sarkastischer Weise, aber immer mit Maß und Achtung. Häufig geschah es, daß er Böses, so ihm zugefügt worden, vom Standpunkte des Gegners aus entschuldigte. Auch habe ich aus seinem Munde fast nie ein unbedachtes Wort vernommen, und wenn er glaubte, ein solches gesagt zu haben, so beeilte er sich, es mündlich oder schriftlich auf das Gewissenhafteste zu berichtigen. Also gehörten im Verkehre mit ihm Mißverständnisse zu den größten Seltenheiten. Er ließ nichts im Schwanken, er litt keine Halbheit, er wollte klare Situation in Allem. Denen er Freund war, denen blieb er's, soweit es an ihm war, auf lebelang; Beleidigungen konnte er leicht vergeben, aber schwer vergessen. — Oft gedachte er in unserem Gespräche der Freunde, die wir gemeinsam hatten, so des Schriftstellers Dr. Svoboda, des Componisten Kienzl, des Redacteurs Kleinert, der Dichterin Sophie v. Khuenburg, des Advokaten Dr. Holzinger und Anderer, und mit welchem Wohlwollen, mit welchem Behagen, wenn ihnen etwas Gutes widerfahren, mit welcher Theilnahme, wenn das Gegentheil war!

Nur zwei Fälle sind mir bekannt, daß er mit großer Herbheit, ja mit leidenschaftlichem Zorne über bestimmte Personen sprach. Ob mit vollem Rechte, das zu verhandeln ist hier nicht der rechte Platz.

Daß er Manches an sich zu überwinden hatte, daß es innerlich oft kochte und tobte, erhellt aus einer Bemerkung. Ich hatte ihm einmal gesagt, daß ich weder Lust noch Wuth in mir stecken lassen dürfe, sondern, daß ich Alles herausrufen oder herausschreiben müsse, um nicht daran zu ersticken. „Ja," antwortete er, „wir sind nun einmal so. Das Herausschreiben seines Gemüthszustandes ist ganz gut, aber das Verbreiten desselben nicht immer. Wenn wir auch das stets verantworten, was wir sagen, so doch nicht immer, wie wir es sagen. Man soll keinen gährenden Wein und keinen gährenden Brief verschicken, sondern beides abliegen lassen. Der Wein klärt sich, die Stimmung ebenfalls und aus dem leidenschaftlichen Schreiben machen wir ein ruhig und würdig gehaltenes, und darum wirksames. Ja, lieber R., mir geht es genau so und ich pflege nichts in mir stecken zu lassen. Aber, wenn alle Briefe, die ich schreibe, auch abgeschickt würden, welch ein Unheil! Man schreibe in der Leidenschaft die wüthendsten Briefe an Den oder Die, schlafe einmal darüber und stecke sie am nächsten Morgen anstatt in den Briefkasten, in den Ofen — so ist's für beide Theile am besten."

(Schluß folgt.)

Der Mörder vor Gericht.

Von Albert Schnitter.

Vor des Gerichtes Schranken
Stand ernst ein bleicher Mann,
Es blickten ihn die Richter
Mit strengen Mienen an.
„An Euch ist's nun, zu reden,“
Nahm Einer jetzt das Wort,
„Doch bleibt hübsch bei der Wahrheit,
Wie war es mit dem Mord?“

Da funkeln seine Augen
Und seine Lippe spricht:
„Mein Mund kann wohl verfluchen,
Doch lügen kann er nicht.
Jawohl, ich hab getödtet
In jener finstern Nacht,
Und, daß ich's gleich nur sage,
Getödtet mit Bedacht.

Und käm' die Stunde wieder,
Auch das gesteh' ich ein,
Ich handelte nicht anders,
Und sollt mein Tod es sein! —
Um Kirchweih war's. Die Burschen
Vertranken all ihr Geld,
Nur ich — merkt wohl — blieb nüchtern
Und Keinem zugesellt.

Da rief der Winkler-Seppel
Mit höhnischem Gesicht:
„„Nun Paul, warum so schweigsam?
Und weshalb trinkst Du nicht?““
Ich übersah sein Höhnen
Und sprach, Was kümmert's Dich?
„„Beileibe nichts,““ sprach Jener,
„„Allein, es wundert mich.

Du denkst wohl an Dein Weiblein
Und was daheim sie treibt,
Und weshalb jedem Feste
So gerne fern sie bleibt.
Sieh', auch der Müller-Franzel —
Ein hübscher Bursch fürwahr —
Fehlt heut' in unserm Kreise,
Macht sonst sich doch nicht rar.““

Die Burschen lachten leise,
Mir aber kocht' das Blut,
Ich stürzt' mich auf den Buben
In ungezähmter Wuth:

Was sollen Deine Worte?
Jetzt gib mir Rechenschaft!
Rief ich in höchstem Zorne
Und würgte ihn mit Kraft.

„„Erst laß mich los, Du Lümmel,““
Krächzt' Jener halb erstickt,
„„Dann sollst auch Du es wissen,
Was jeder Spatz schon quiekt:
Die Spatzen auf dem Dache,
Sie zwitschern's laut und leis,
Daß Deine schöne Eh'frau
Nicht schlecht zu leben weiß.

Und daß der schöne Franzel —
Ist er Dein Nachbar nicht? —
In Deinem eig'nen Stübchen
Nicht Rosenkränze spricht.““ —
Genug, elender Schurke!
Rief ich, von Schreck umgraust,
Weh' Dir, wenn Du gelogen,
Erschlägt Dich diese Faust!

Ich stürzt' nach meiner Hütte
Wie ein gehetztes Wild,
Vor meinem Aug', das schreckhaft,
Unmenschlich graus'ge Bild.
Still war's ringsum im Kreise,
Ich schlich mich um das Haus
Und lugte durch die Fenster
Mir fast die Augen aus.

Da brach des Mondes Schimmer
Sich Bahn durch das Gewölk,
Ich stand vor ihrer Kammer
Und schaute durchs Gebälk,
Und sah mein holdes Weibchen
Gar friedlich süß und warm
In ihrem Bettlein liegend,
Das Kind in ihrem Arm.

Leis trat ich in die Stube,
Da sprach im Traum ihr Mund:
„„Mein lieber Paul, Dein Hänschen
Ist wiederum gesund!““
Das war genug. Ich kniete
Mich auf den Boden hin
Und betete zum Himmel
Mit dankerfülltem Sinn.

Dann sprang ich auf und stürzte,
Von Rachedurst entbrannt,
Hinaus zum Kirchweih-Feste,
Die Holzaxt in der Hand.
Die Wuth verlieh mir Flügel,
Ich sprang mehr als ich lief,
Mir war's, als ob Gott selber
Um Rache, Rache! rief!

Jetzt stand ich ihm gegenüber,
Die Axt saust durch die Luft,
Und überströmt vom Blute
Am Boden lag der Schuft! —
Was weiter dann geschehen,
Ich weiß es nur zur Noth — —
Nun bindet mich, Ihr Schergen,
Und führt mich aufs Schaffot!"

Wer soll studieren?

In diesen Blättern ist schon wiederholt die Warnung ausgesprochen worden: Eltern! jagt euere Kinder nicht in die akademische Laufbahn! Nichts ist heutzutage für das praktische Fortkommen gefährlicher, als Gymnasium und Universität.

Diese Warnung wird überall laut ausgesprochen, aber leider nur zu selten beachtet. Wir haben gegenüber von Realschulen zu viele Gymnasien; das akademische Leben lockt, der Einjährig-Freiwilligendienst lockt, eine eingebildete Carriere lockt, — Alles will hinauf, hinauf — und was ist „oben?" Wie geht es dem Studierten, der seine Studienlaufbahn hinter sich hat und keine Stellung findet? Es ist Alles überfüllt und Jeder hat nicht die Mittel, jahrelang auf eine Stelle zu warten. Welchem Elende fällt er anheim? — Eben ist in Deutschland wieder eine Broschüre erschienen: „Das heutige Studium und das Studierendenproletariat!" Von Franz Malvus. (Berlin. Wiegandt & Schotte. 1889.) Diese Schrift behandelt zwar nur die Verhältnisse im Deutschen Reiche, aber sie paßt in vieler Beziehung auch für uns. Sie zeigt auch uns mit Recht, mit welchen Schwierigkeiten heutzutage das akademische Studium verknüpft und wie geringe Aussichten mit demselben verbunden sind. Sie spricht datenmäßig von der Ueberfüllung der Studienfächer, wie sie ähnlich auch in Oesterreich vorkommt, sie bespricht den sich immer noch steigenden Andrang zum Studieren und wie die heutige Jugend studiert, bespricht die Studenten in ihren Sonderbestrebungen als Politiker, als Soldaten, endlich aber auch die Folgen des Stellenmangels und das aus den Universitäten hervorgehende Proletariat mit beredten Worten. Wir führen aus der Schrift zur Beherzigung das Folgende an:

Der Staat ist nicht moralisch zur Unterhaltung und Anstellung der Studierten verpflichtet; nichtsdestoweniger wird in den allermeisten Fällen die Schuld dem Staate gegeben, der überhaupt diese ungesunden Verhältnisse habe aufkommen lassen. Die Masse der politisch Unzufriedenen ist sehr groß, und daher findet man auch unter den Studierenden socialdemokratisch angehauchte Elemente. Die meisten sind das allerdings nur in der Theorie, nicht auch in praxi, sehen aber doch dem Aufschwunge der Socialdemokraten mit einer gewissen Genugthuung und heimlichen Freude entgegen. Allerdings kommen auch die Meisten dieser socialistisch denkenden jungen Leute sofort von ihren demokratischen Gedanken zurück, sobald sie sich in geachteter und pekuniär gesicherter Stellung befinden, sie also eine gewisse Position in der

Gesellschaft einnehmen. Wir bemerken das ausdrücklich, weil diese Thatsache den geringen Grad der Schädlichkeit solcher socialistischen Elemente unter unserer Studentenschaft zu zeigen im Stande ist. Treten aber solche klassisch gebildeten Leute offen in das socialistische Lager über, so sind sie natürlich die allergefährlichsten Feinde der Gesellschaft. Ihre Bildung gibt ihnen den Massen gegenüber ein gewisses Uebergewicht; sie können dieselben eher leiten, sie sind auch mehr geeignet zur Organisation, zum diplomatischen und zum Preßkriege. Daß eben immerhin sehr Wenige offen Farbe zur Socialdemokratie bekennen, das liegt vor allen Dingen an dem gesunden Sinne, der das deutsche Volk und auch die deutsche Studentenschaft beherrscht. Den Meisten widerstrebt es moralisch, der ganzen Gesellschaft und dem Staate offen den Krieg zu erklären, sich von Sitte und Recht loszusagen. Wäre das nicht, wer weiß, ob auch unter unserer Studentenschaft die Socialdemokratie nicht mehr Anhänger fände! die Ereignisse in Rußland, wo gerade die Studenten ein bedeutendes Contingent für die nihilistischen Bestrebungen lieferten und liefern, dürften hiefür ebensosehr eine Illustration wie ein abschreckendes Beispiel sein. Allerdings sind die russischen Studenten, die nicht auf der Höhe unserer Cultur stehen, in diesem Punkte noch viel gefährlicher: denn gerade die Halbbildung ist es, die für revolutionäre Bestrebungen den günstigsten Boden gibt! —

Ein großer Theil von Denen, für die der Staat keine Verwendung hat, sucht sich auf alle möglichen Arten durchzuschlagen, oft in so niedrigen und schlecht dotierten Stellungen, daß sie kaum des Nothdürftigste zum Unterhalt haben. Natürlich sinkt dadurch das Ansehen des Studiertenstandes. Diesen armen Schluckern wird in der Gesellschaft weder der einem Gebildeten sonst zukommende Platz eingeräumt, noch werden sie von Denen, die nicht die gleiche Bildung besitzen wie sie, die ihnen aber in Stellung und pecuniären Verhältnissen gleich stehen, geachtet. Das ist das traurigste Los, das es gibt! Dieses Studiertenproletariat haßt die gut situierte Gesellschaft, der es geistig ebenbürtig ist und die ihm doch unerreichbar bleibt; und die Gesellschaft, in der es arbeiten und verkehren muß, verachtet das Studiertenproletariat ihrerseits. Das ist eine ganz fürchterliche Zwitterstellung, in die unendlich Viele hineingerathen, und durch die nur der Selbstgenügsame und Zufriedene hindurchgeht, ohne mit sich und der ganzen Gesellschaft zu zerfallen. Viele, die ehrgeizig, ungeduldig und sinnlich angelegt sind, gerathen auf Abwege, sie ergeben sich dem Trunke und noch schlimmeren Lastern, sie sinken von Stufe zu Stufe, bis sie moralisch ganz und gar verkommen und elend zu Grunde gehen. Und merkwürdigerweise passiert das gerade am meisten recht befähigten und talentvollen Leuten!

Diejenigen indessen, die sich in diesem Kampf ums Dasein oben erhalten und den unendlich vielen Gefahren, in welche die Arbeit sie bringt, energisch ausweichen, leben eben in den drückendsten Verhältnissen, die auf Moralität und Charakter keinen guten Einfluß haben können. Der arme Mensch darf kein zu empfindliches Ehrgefühl besitzen. Befindet sich z. B. ein armer Student oder Studierter in untergeordneter Stellung, so muß er sich von seinem Vorgesetzten manche Grobheit und Zurechtweisung gefallen lassen. Ist er zu empfindlich, so gibt er die Stellung eben auf, aber der Kampf ums Dasein treibt ihn, wenn er bei dem Suchen nach Beschäftigung nota bene noch Glück hat, bald wieder in ähnliche, wo er einer gleichen Behandlungsweise ausgesetzt ist. Der Vornehme und Reiche behandelt einen solchen Menschen oft mit der verletzend-

sten Gleichgiltigkeit und Verachtung, und glaubt sich ihm gegenüber Alles erlauben zu können. In solchen Menschen, die in dieses traurige Elend hineingetrieben werden, wird Kriecherei, Heuchelei und Streberthum geradezu systematisch großgezogen. Wenn er seiner Ueberzeugung folgt, wenn er seine Meinung frei äußert, hat er schlimme Folgen zu befürchten. Dadurch wird er nur allzuoft zu einer Maschine herabgedrückt; und um sich bei seinem Vorgesetzten oder Brotherrn beliebt zu machen, heuchelt er, kriecht er und lügt, so gut er es versteht und lernt; er lernt es bald aus dem Grunde. Natürlich entarten lange nicht Alle in dieser Weise, die in eine solche Stellung getrieben werden. Diejenigen aber, die sich selbst achten und ehren, kommen in diesem Kampf ums Dasein eben noch viel schlechter fort. Die Welt hat nicht einmal Mitleid mit ihnen. „Sie wissen sich nicht in die Verhältnisse zu fügen," „sie sind zu anspruchsvoll" heißt es, und über die armen Menschen wird unbarmherzig der Stab gebrochen.

Ein großer Theil von den überzähligen Philologen und Theologen sucht sich recht und schlecht durch die Beschäftigung als Hauslehrer, Erzieher, Privatsekretär, Stenograph 2c. 2c. zu erhalten. Es gibt studierte Leute, die sieben oder acht Jahre als Hauslehrer sich durchschlagen mußten, ehe sie zu einer Anstellung kommen konnten. Das sollte schon auf Viele abschreckend wirken, zumal bei der heutigen Ueberfüllung wohl schon Stellen mit einem Angebot von 4—500 Mk. jährlich besetzt werden. Andere, besonders Philologen, sind seit letzter Zeit vollkommen zufrieden gestellt, wenn sie als Lehrer an den Volksschulen provisorisch angestellt werden können. In den letzten Jahren haben für die freigewordenen Stellen an Elementarschulen in Berlin Massenangebote seitens studierter und im Examen gut bestandener Schulamtscandidaten stattgefunden. Sie haben natürlich lange nicht Alle berücksichtigt werden können, ganz abgesehen davon, daß derartige Lehrer, die mit dem Unterricht in Volksschulen gar nicht vertraut sind, kaum als eine besonders gute und heilsame Acquisition für die Elementarschulen angesehen werden können. Daß sie natürlich von vorn herein in eine schiefe Stellung zu ihren Collegen gerathen, ist klar. Sie sind alten Lehrern, die ihnen wissenschaftlich lange nicht gleichstehen, nicht einmal gleichgestellt: sie treten vielfach mit einem eingewurzelten Studiertendünkel auf, machen sich bei ihren Collegen verhaßt und verachten ihrerseits innerlich alle Die, mit denen sie doch tagtäglich gemeinsam an einer Schule zu wirken haben. Zudem sind sie Denen, die durch das Seminar gegangen sind und die Qualität als Volksschullehrer erhalten haben, in ihrem Avencement und Anstellungsaussichten hinderlich — kurz, sie machen sich und Andern das Leben schwer!

Und welche Stellung nimmt erst der arme Student innerhalb der Studentenschaft selbst ein!? Ganz abgesehen davon, daß ihm die studentischen Vergnügungen und Festlichkeiten, studentische Lust und Fröhlichkeit ganz und gar eine terra incognita bleiben: er muß ein Leben voller Sorgen und Entbehrungen führen. Das Suchen nach Stunden, die dringende Not, den kleinen Wechsel durch Nebenverdienst erhöhen zu müssen, um nicht zu hungern, läßt Den, der völlig auf sich angewiesen ist, nie seines Lebens froh werden. Diesen ungewissen Kampf ums Dasein, in dem manch Einer oft, ohne Mittagbrot und ohne Abendessen gehabt zu haben, doch seinen Mann stellen muß, würden nicht so Viele aufnehmen, wenn nicht die jugendliche Leichtlebigkeit und phantastische Hoffnungen einer glänzenden Zukunft, die ja gerade die Jugend sich so lockend vorzuspiegeln pflegt, den jungen Mann über alle diese kleinen Misèren und Nahrungssorgen hinwegtrügen. Aber Bil-

terkeit und Groll gegen sein Geschick erfaßt doch so Manchen, wenn er sieht, ein wie schönes, feuchtfröhliches und herrliches Leben die vom Glück bevorzugten Comilitonen führen können, diese flotten Burschenschafter und Corpsleute, denen er sich geistig oft bei weitem überlegen weiß, und die ihn nicht einmal eines Blickes würdigen, wenn sie in vollem Wichs und studentischem Stolze vor der Universität „antanzen." Nur Derjenige, dem seine Wissenschaft über Alles geht, der ihr zu Liebe ohne Murren die vielen Härten des Lebens mit in den Kauf nimmt, im Winter friert und im Sommer in seiner Dachstube schwitzt, nur Der empfindet es kaum, wie schlecht es ihm im Vergleich zu seinen Comilitonen geht, wie wenig er von denselben geachtet wird und wie ihn alle Welt für ein ganz verächtliches Bürschchen hält, bis er sich oft plötzlich und mit einem Schlage weit über seine erhabenen Comilitonen hinwegschwingt. Aber die wenigsten Jünglinge hegen solche ideale Anschauungen; die meisten sind feurig und möchten leben, so flott wie die gut Situierten und gewöhnen sich nur mit bitterm Groll an die Entsagung. Das Entsagen gerade in den Jugendjahren ist ja auch das Schwerste!

Das sind Alles Thatsachen, die Demjenigen, der unsere socialen Verhältnisse mit klarem Verstande beurtheilt, nicht verborgen bleiben können. Die Presse hat auch schon oft Front gemacht gegen das Grassieren dieser „Studierepidemie," wie man es geradezu genannt hat; aber was hat das geholfen! Viele Eltern lesen solche Artikel in den Zeitungen mit der größten Gemütsruhe und denken auch nicht einen Moment daran, daß alle diese Warnungen vor dem Studium auch ihnen gelten könnten. Sie sind momentan in der Lage, den Burschen aufs Gymnasium schicken zu können; was weiter werden wird, darüber zerbrechen sich die lieben Eltern den Kopf nicht. Das ist ja noch lange hin, und bis dahin läuft noch viel Wasser bergab!!

Viele, die auf der Schule einen anständigen Aufsatz geschrieben und überhaupt eine literarische Ader in sich entdeckten, wenden sich nach Absolvierung des Studiums oder noch während desselben der Schriftstellerlaufbahn zu. Manch Einer wird aus Noth Reporter und Straßenberichterstatter für eine Zeitung, fristet mit Ach und Krach und unter vielen Entbehrungen ein elendes Dasein, gewöhnt sich aber schließlich an diese Art literarischer Arbeit derart, daß er endlich gar nicht mehr davon loskommen kann. Daher kommen dann diese vielen obscuren Winkelscribenten, die allerhand sensationelle Feuilletonartikel fabrizieren, in der Herstellung von Hintertreppenromanen und sonstigem literarischen Kehricht eine gewisse Fertigkeit erlangen und sich und die ganze Schriftstellerzunft in Mißcredit bringen. Denn mit derartigen Leuten, die aus der Not eine Tugend machen, kann unserm deutschen Literatenthum unmöglich gedient sein. Die anständige Presse sucht ja auch häufig genug hiergegen Front zu machen; das hilft jedoch nicht im mindesten. Aber alle diese Existenzen liefern einen Beweis für den Satz, daß wir in einem Säculum leben? Hier liegt einer der Hauptfactoren für die Massenproduction in literarischer Arbeit.

Wir können darum speciell die unbemittelten Kreise gar nicht genug davor warnen, leichtsinniger Weise ihre Söhne studieren lassen. Es ist eine sehr unrentable Carriere; man kommt vor Ende der zwanziger Jahre kaum zur Selbständigkeit und man hat vorher das Leben von der allerbittersten Seite kennen zu lernen, wenn man nicht eben gut situiert ist. Das Leben, das die große Zahl Derer führt, die dem Studiertenproletariat angehört, ist das schlechteste, das es gibt. Sie müssen Demüthigungen und Ernie-

drigungen über sich ergehen lassen, die in demselben Verhältnisse nicht einmal dem geringsten Arbeitern widerfahren, weil dieser nicht ein so sensitives und so geschärftes Ehrgefühl besitzt wie der Gebildete. Arme Eltern können ihren Söhnen keinen größeren Dienst erweisen, als sie vor diesem traurigen Lose des Studiertenproletariats zu bewahren. Das möge man dringend beherzigen!!

Studieren soll, wer eine außerordentliche Befähigung hat, studieren soll der, den nur die Wissenschaft und nichts als diese lockt, und studieren kann auch jeder Andere, der die Mittel besitzt, um nach vollendeten Studium ohne Amt und Stelle leben zu können.

Sterne und Schnuppen.

Von P. K. Rosegger.



Entdeckt ist die Kunst, viel zu reden,
Entdeckt ist die Kunst, schnell zu schreiben;
Nur einzig die Kunst, tief zu denken,
Ihr Freunde, soll unentdeckt bleiben?

* * *

Das fächelt hin und wieder, wie der Fichtenbaum im Sturmwind. Ein gesunder Stamm, der nicht bricht! Es ist noch nicht dreißig Jahre her, hieß es allerwärts: Gesittung! Verfeinerung! Bildung! Vergeistigung! Wissenschaft! Kunst! Ideal! — Heute schreit Alles: Körperkraft! Soldaten! Turnen! Fechten! Schlagen! Stechen! Materie! Dreck! — Die beiden Generationen stehen sich gegenüber wie ein docierendes Schulmeisterlein und ein fluchender Husaren-Lieutenant. So schlagen ungesunde Extreme naturgemäß ins Gegentheil um. Vielleicht kommt eine dritte Generation, die wie ein wohlgestellter Landgutbesitzer zwischen Verweichlichung und Verrohung den Mittelweg findet, um körperliche Gesundheit mit edler Gesittung zu vereinigen.

* * *

Weißt Du, o Volk der Germanen,
Was von Dir man gerne spricht?
„Ein Volk von Dichtern und Denkern,
Doch an seine Dichter denkt es nicht.“

Herrlich war's, es glühten die Herzen. Das geniale Erstlingsdrama eines bedeutenden Dichters war aufgeführt worden. Der Vorhang fiel, die Zuhörer waren erschüttert und begeistert von Stück und Spiel — aber kein Beifall. Im Hause herrschte Todtenstille. Es war nämlich der Fürst in der Loge und da ist eine Beifalls- oder Mißfallens-Aeußerung des Publicums nicht Sitte. Das heißt denn wirklich in Ehrfurcht ersterben!

* * *

Das internationale Humanitätsgedusel? Leider ist der Kosmopolitismus bloß eine Idee, die der thierischen Macht des menschlichen Egoismus nur selten aufkommt. Allein, ist sie schon zu schwach, um Gutes zu vollführen, so ist sie doch stark genug, um Böses zu verhindern. Wo die kosmopolitische Idee herrscht, da werden sich die Menschen einander noch lange nicht lieben, sie vertragen sich bloß schlecht und recht; wo diese Idee fehlt, da schlagen die Menschen sich gelegentlich einfach todt. Sie führt uns unmittelbar nicht der Vollkommenheit nahe, aber sie beschützt unser Dasein.

Kein echter Mann, kein rechter Mann.
Der niemals einen Feind gewann.
Ein armer Mann, ein schlechter Mann,
Der seinem Feind nicht stehen kann.

* * *

Glauben Sie es nicht, daß die sogenannte naturalistische Kunst und Literatur künftig die herrschende wird; sie hat in richtigen Grenzen ihre Berechtigung und man wird sie anerkennen, aber sie darf der idealistischen Richtung nicht mit jener erregten Feindseligkeit entgegentreten, wie dies jetzt geschieht. Das Idealistische in Kunst und Literatur hat im Menschengeschlechte eine große Mission zu erfüllen. Wir Menschen sind sehr arm auf Erden; die realen Güter sind unzulänglich, reichen lange nicht für Alle aus; wenn wir die idealen Güter muthwillig verwerfen, dann sind die meisten Menschen Bettler. Aber bei wem sollen wir betteln, wenn der sonst so großmüthige und hochherzige Idealismus Bankerott gemacht hat und der Naturalismus Steine statt Brot gibt?

* * *

Der Mensch ist ein Doppelwesen. Der eine Theil an ihm ist Sklave der realen Wahrheit, muß und will ihr unterthan sein. Der andere Theil ist frei geboren, sein Leben ist Phantasie und ideale Wahrheit, die nicht minder wirklich ist als die reale, aber weitaus mächtiger, sie gibt das, „was die Welt nicht geben kann," das Außerordentliche, das Göttliche, das Beglückende in Zeiten, wo die reale Wahrheit keinen Trost bietet. Ich bin geneigt, beiden Theilen des menschlichen Doppelwesens recht zu geben und von dem ersten Toleranz für das letzte zu verlangen.

* * *

Warum, Du Narr,
Wertet Bart die Jahrung?
An jedem Haar
Hängt eine Erfahrung.

Des Dichters Antwort auf eine Contrabage-Karte.

Wohlan, wer einstens dräute
Und nur den Waffen traute,
Sich selbst als Mensch nicht scheute,
Mit Trotz auf Jeden schaute,
Und seiner Ehre Beute
Auf Säbelschneiden baute. —
Doch Gassenbub, wer heute
Aus Vorwitz um sich haute.
— Ich schlage nicht die Leute,
Ich schlage nur die Laute.

* * *

Künste können nur dann abermals den Höhepunkt der Blüte erreichen, wenn die Künstler wieder so arm und verachtet werden, wie es der Schauspieler einst war; dann wird nur Der sich der Kunst widmen, dessen innerer Drang ihn dazu zwingt, während heute Alles zur ruhmversprechenden Dichtkunst, Malerei, Musik und zum Theater läuft und durch die Concurrenz so eine Verflachung und Buhlschaft um die Gunst des Publicums geschaffen wird, welche den echten Funken Gottes zerstören muß.

* * *

Ein Staat, der sich nur auf historisches Recht stützt, nur von historischer Größe sich nährt, führt das Leben eines Greises. In ihm ist weder Willen noch Kraft, mit den in fortschrittlichen Thaten sich verjüngenden Weltconcurrenten den Kampf ums Dasein aufzunehmen.

* * *

Nur aus Grundsatz-Kleinkrämerei tugendhaft sein, macht hart und hochmüthig; Mancher wird erst wahrhaft gut, wenn er gesündigt hat.

* * *

Sobald zwei Freunde anfangen, miteinander deutlich zu werden, fangen sie an, sich mißzuverstehen.

* * *

Eine Frau mit viel Geist und wenig Herz kommt mir vor, wie ein schwerer Wein: Viel Alkohol, wenig

Blume, er berauscht, ohne die milde Wärme des Behagens zu geben, und sein Ende ist Katzenjammer.

* * *

Die Frauen, sie bauen an uns'rem Vertrauen,
Im Spinnen und Sinnen am schneeweißen Linnen,
Die Feinen und Reinen sind es, die wir meinen
Die Süßen! Wir müssen sie ehren und küssen!

* * *

Deutsche Einheit.

Zu Straßburg trinkt man Schlechtesten und Besten,
Zu Danzig bin ich nüchtern nie geworden.
Getrunken wird im Osten und im Westen,
Gesoffen wird im Süden und im Norden.
Der Deutsche schwingt sich nicht mehr in die Sphäre
Der hohen Musen Thalia, Urania.
Ein goldner Becher kreist vom Fels zum Meere,
Und in dem Becher badet Frau Germania.

* * *

Die Eintracht ist die schönste Tracht,
Vereinte Kraft die stärkste Kraft,
Und jene Macht die höchste Macht,
Die liebefroh für Andere schafft.

* * *

Ein ordentlicher Mensch ißt und trinkt, gibt und nimmt, spricht und hört Gutes lieber als Schlechtes.

* * *

Wir haben jetzt so viele große Talente, daß ein noch größeres dazu gehört, um sich mit jedem abgeben zu können.

* * *

Wenn man dem Dichter zugibt, daß er über den Parteien stehe, so muß man sich's auch gefallen lassen, wenn er die Parteien von „oben herab“ behandelt.

Freuet Euch nicht an des Euch unbequemen Dichters Tod. Sein Geist ist stärker, wenn von ihm der Staub abfällt. Nicht sein Leib ward Euch gefährlich, aber sein Geist wird's.

* * *

Was die Erde mühelos Dir beut,
Rosenpracht im heit'ren Sonnenscheine,
Kaum daß blühend sie Dein Herz erfreut,
Welkt sie schon zu Grab, läßt Dich alleine.
Anders, was Du in Gefahren Dir
Kühn und ernst nahmst aus dem Erdenschoße,
Solches bleibt zur Arbeit, Wehr und Zier
Treu und stark Dein Lebens-Kampfgenosse.

* * *

Das A-B-C und Ein-mal-eins
Ist unser Auf und Um;
Der Eine wird davon gescheit,
Der Andere bleibt — bum bum!

Und wenn statt Geist im dunklen Haupt
Sich heimisch macht der Fum,
So nennt man das gelegentlich
Den Nebel von — bum-bum!

Wie manchmal kreist ein Bummelwitz
In Freundesrund herum,
Der Eine, der versteht den Spaß,
Der And're nimmt ihn — bum-bum!

* * *

Das Schwert will nicht geschossen,
Es will geschliffen sein,
Das Lied will nicht verschlossen,
Es will gepfiffen sein.

Der Pfeil will nicht geschliffen,
Vielmehr geschossen sein,
Die Welt will nicht begriffen,
Sie will genossen sein.

* * *

Meine Grabschrift.

Glückselig war ich auf Erden
Und hoff' es auch jenseits zu werden.
Mein Sterben ist nur ein Wandern
Von einem Himmel zum andern.

Was und wie die Bauern essen.

Ein Sittenbild aus Mittelsteiermark von Bartholomäus Hiebler.

Als ich vor einigen Jahren die Bewirtschaftung meiner Oekonomie fremden Händen übertragen, das Feuer am eigenen Herde ausgeblasen und mich in eine Einzelwohnung meines Hauses zurückgezogen hatte, da muß ich eine recht arme Junggesellen-Erscheinung vorgestellt haben, weil um dieselbe Zeit meiner Frau Schwägerin die gerade nicht unglückliche, sondern nur etwas ungesunde Idee durch den Kopf gefahren war, mich an den höchsten Festtagen des Jahres als Gast in ihr Haus zu bitten. Aufrichtig gestanden, kam mir diese Einladung nicht besonders erwünscht. Aber das Verschmähen der „Gottsgob“ ist bei den Bauersleuten was Großes und es blieb mir kein Ausweg, als das „Ghoaß“ anzunehmen; zudem war ich auch neugierig zu sehen, wie es an solchen Tagen in einem großen, gutgestellten Bauernhofe eigentlich um Küche und Keller bestellt ist. Ich wollte einmal junge, kernblitzgesunde Bauernbursche nach Herzenslust essen sehen und ich täuschte mich nicht, da ich von dieser, wenn auch etwas ungleichen Gesellschaft heiteres Treiben erwartete. Zur Weihnacht 1881 war es das erstemal gewesen, daß ich an einem solchen Bauerngastmahl theilgenommen.

Bald nach 12 Uhr Mittag hatte ich mich in das Haus meines Bruders verfügt. Die erste unliebsame Entdeckung war, daß ich um eine ganze Stunde zu früh gekommen, denn ich muß bekennen, ich hatte einigen Hunger. In der Hausküche regten sich allerdings sechs fleißige Hände. Nudelfleckel wurden geschnitten, Salat geputzt, Semmelbrösel bereitet, der Braten gewendet u. s. f. Meine älteste Nichte entschuldigte die Säumung damit, daß heute am heiligen Tag der Kirchgang so unbändig lange gedauert, die Leute nun erst das Vieh zu warten hätten und so manches Unaufschiebbare in der Wirtschaft noch vor Tisch geschehen müsse. In der Tagesordnung der Landleute kommt vor Allem der liebe Herrgott, knapp an diesen schließt sich das Rindvieh, dann kommt der Mensch und ganz zuletzt jene Wesen, aus welchen Menschen werden sollen.

Ich habe mehrmals die Ehre gehabt, mit Personen von Weltruf zu speisen, machte zweimal sogar anläßlich einer Installationsfeier in meiner Eigenschaft als Propst eine feine Tafel in einem Pfarrhofe mit. Nebst den ausgesuchtesten Speisen, mußten wir sechs Gattungen Weine durchkosten, um zur Krone derselben, dem Champagner zu gelangen, den wir aber auch nur in feinstgeformten Kelchen und unter Pöllersalven eingenommen haben. Es schien mir also begehrenswert, aus eigener Erfahrung einen Vergleich ziehen zu können zwischen diesen Tafelsorten und war nicht wenig neugierig, als endlich die lange Stunde um war und die Hausfrau mich in das große Hauszimmer führte. Mit einem Blick musterte ich die Zustände und nur mit Mühe konnte ich mich des Lachens erwehren. Am großen Tisch hatten bereits alle Hausgenossen Platz genommen. Junge roth- und vollbäckige Burschen und Mägde, erstere den Hut noch fest auf dem Kopf — die Tabakpfeife in der Hand. Am besten Platz vor dem Tische gewahrte ich einen gepolsterten, ledernen Sessel mit

hoher Lehne, auf dem Tisch selbst, an jener Stelle steht ein weißer Porzellanteller, nebenan ein geschliffenes Trinkglas, gleichfalls ehrwürdiger Form. Wem Anderen als mir sollte dieser Ehrenstuhl errichtet worden sein, und mit großem Selbstbewußtsein und taktvollem Schritte wende ich mich demselben zu und ohne meiner Umgebung besonderes Augenmerk zu schenken, lasse ich mich auf das Lederkissen nieder und binde mir das beigelegte Vortüchlein um die Brust. Es war mir allerdings freigestellt worden, auch im Nebenzimmer allein zu speisen, jedoch zog ich die Gesellschaft vor.

Aller Augen warten auf Dich o Herr! heißt es in einem bekannten Tischgebete, diesmal aber bin ich jener Herr, denn neugierig beglotzen und begucken mich die Leute und das weiße Tuch mit den zwei Zipfen am Hinterkopf, hat ihnen viel Spaß gemacht.

Weiters bemerke ich auf einer Tischecke einen großen Haufen Eßzeug, wovon sich jeder Bezugsberechtigte seinen Theil herausnimmt. Nur mir ist das Besteck schon zugetheilt. Das Messer und die Gabel sind mit zarten Silberplättchen eingelegt, während der Löffel aus ganz gewöhnlichem, verzinntem Blech verfertigt ist. Bei mir zu Hause ist das umgekehrt; Messer und Gabel sind aus gemeinem Stahl, während der Löffel sich als edles Metall kundgibt. Ich speise nicht aus Eitelkeit mit Silber, sondern um meiner Bedienerin das lästige Putzen zu ersparen. Sollte ich am Ende doch in Gelegenheit kommen, zu heiraten, könnte ich mich wohl gar noch selbst zum Löffelputzen bequemen müssen.

Jetzt wird das Essen aufgetragen, nun geht's los! — „Bet Bua!“ Der Hausherrnsohn ist's, der diesen Auftrag dem jüngsten Stallburschen gibt und der Bua macht nun einen formlosen Fuchtler über den ganzen Oberleib und beginnt laut das Vaterunser. Wir beten nur still mit. Ich habe aber kaum noch das Kreuz gemacht, als die Andern schon die erste Vaterunser-Hälfte hinter sich haben. Es ist eben meine Gewohnheit, wenig und sehr langsam zu beten. Wie aber in der Bauernschaft das schöne Gebet gedankenlos und träge herabgeleiert wird! Ich möchte Den sehen, der es das erstemal hört und nicht laut auflacht. So sehr ich mich bemühte, habe ich doch von dem ganzen Geplapper kein Wort verstanden.

Bei jener Pfarrhoftafel haben wir freilich anders gebetet. Da ist der Oberste aufgestanden und wir Alle mit ihm. Langsam und nachdrucksvoll zeichnete er auf Stirn, Mund und Brust das Zeichen der Weltversöhnung, wir Alle mit ihm; stille hat er das Vaterunser gesprochen und wir Alle mit ihm.

Dieses sinnlose Beten unserer Landsleute erklärt sich aber auch ganz leicht. Der Bauer muß ja viel, sehr viel beten, woher nähme er nun Zeit und Sammlung, wollte er jedes Wort deutlich aussprechen oder wohl gar überdenken. Das Denken an und für sich ist aber für den Bauer Sünde, mindestens überflüssiges Zeug — Andere denken ja für ihn und zugleich für sich selbst. — Kehren wir zurück zur Bauernmahlzeit, denn es ist bereits $1/2$ Uhr.

Wenn man mit vornehmen Leuten zu Tische sitzt, gibt es ein Weigern und Spreizen, Keiner will zuerst in den Topf greifen, wenn es nicht etwa gar so hoch hergeht, wie im Pfarrhofe, wo man die Speisen herumgetragen hatte mit dem großen Löffel. Die Bauern machen es anders. Da will beim Anfangen keiner der Letzte und beim Aufhören keiner der Erste sein und einmal bin ich bei solcher Gelegenheit ordentlich zu Schaden gekommen. Ich wollte eben nicht so stürmisch dareinfahren, eine zweite besondere Aufforderung abwarten; allein meine Tischgenossen schienen in ihrem Eßeifer mich gänzlich übersehen zu haben, die zweite Aufforderung blieb aus — und als ich schließlich mich genöthigt sah,

von selbst zuzugreifen, war sozusagen nichts mehr in der Schüssel. Und doch war es zufällig ein Gericht gewesen, das auch mir gemundet hätte: ein gutes Geselchtes mit vorzüglichem Sauerkraut. Dieser Fall hat mich klug gemacht für alle Zeiten und ich ließ mich hernach weit weniger „ehrn und hoaßn."

Nachdem die Nudelsuppe, als erstes Gericht, ausgeschöpft war, das eben erwähnte Geselchte gleichfalls abgethan — erschien eine zweite Suppe in Gestalt von Strudelknödeln, das sind verachtfachte sogenannte Schlickkrapfen; einen halben solchen Knödel habe ich wohl bald den Blicken der Lebendigen entzogen. Dann kam „greans" Fleisch mit seinem unzertrennlichen Begleiter dem Kreankoch (frisches Rindfleisch mit gekochtem Semmelkrenn). Nach diesem Gericht stand der Knecht Mirtl auf: „Ruck Wastl!" sagte er zu seinem Nachbar, „ich muaß a mol außi gehn."

Hernach wurde gebackenes Blut aufgetragen, dazu saure Rüben. Nach diesem kam der Schweinsbraten mit Salat, bestehend aus Kellersalat, Erdäpfel und rothen Rüben, das Alles in einer Schüssel in Essig und Oel vereinigt, gibt die kräftigsten Farbenstufungen. Ist auch der Braten mit Zugehör von der Oberfläche des Tisches verschwunden, belastet dieselbe neuerdings wieder ein schmorrender „Morchtommerl" und später machen ein „Guglhupf" oder je nach der Zeit Krapfen endlich den Garaus. Dieses Letzte dient wohl vornehmlich nur zum Aufbewahren für die Jause.

Das Gespräch bei solcher Mahlzeit bewegt sich nur in jenen Sphären, in denen die Leute leben und arbeiten. Der Pferdeknecht widmet ein klein Gedenken seinen Pferden: „sulln ah an Kristtog hobn, hon mehr Hoban einigschitt." — Der Ochsenbub erwähnt seinesgleichen, die „tutschatn Kaibeln" sind ganz besonders seine Lieblinge. Die Stallmagd berichtet über ihre zwei „Neumelchen" und die „Saudirn" gibt einen Abriß der Lebensgeschichte jenes Wesens zum Besten, dessen vollendete Reste wir eben verzehren. Sie kann der alten „Nosch"*) nicht genug nachrühmen. „So viel a guats Viech gewesn, woachleibi, gern angnom, brav gfressn und glegn, go nix hoagli gwen, ka Hulz und Stroah gnoscht —" kurz, das Thier hatte einen Charakter gehabt, der die Mühe seiner Wärterin voraussichtlich lohnen mußte.

Außerdem wird noch und namentlich in der weiblichen Tischbevölkerung gesprochen von dem heiligen Gottesdienste, den jungen saubern Geistlichen, Predigt, Brautleutverkünden u. s. w. Gleich anfangs der Mahlzeit aber wird sehr wenig geredet, sondern nur gegessen. Erst nach der dritten, vierten Speise beginnt die Regsamkeit der Zungen. Höchstens, daß der eine Knecht zu seinem Tellernachbar — denn zwei und zwei essen mitsammen auf einem hölzernen Teller — sagt: „Schneid fir!" oder ein Anderer: „Iß oh!" Das „Firschneiden" aber geschieht abwechselnd, könnte Einer ja leicht verkürzt werden!

Ab und zu meldet sich wohl auch noch einer der „Buabn": »Glong umma, Greatl! ih muaß a mol inchischaun ins sel schwozi Loch.« — Ohne ein Wort darüber zu verlieren oder auch nur vom Teller aufzublicken, reicht nun die Margareth dem Burschen den schwarzglasierten Trinkkrug hin. Ich trinke nicht aus diesem Kruge, sondern aus dem Glas; auch hat man anfangs mir Wein credenzt, allein als ich einmal den Apfelmost verkostet, ließ ich den Wein fernerhin unberührt.

Es ist wirklich eine Passion, diese Bauersleute essen zu sehen. Dieser gesunde unvertilgbare Appetit! Die überlegene Ruhe; wie die Mundwinkel triefen von Fett! Und wenn gerade jetzt — ich übertreibe nicht — der Teller wirklich voll gehäuft ist, in wenigen Minuten ist Alles verschwunden. Am klarsten gibt sich diese Eß-

*) Mutterschwein.

lust zu Ostern kund. In den meisten Bauernhöfen bekommen die Leute die ganze Fastenzeit, mindestens vom schwarzen Sonntage an, kein Fleisch zu sehen, kein Wunder, wenn sie dann am Ostersonntage darüber herfallen gleich hungrigen Wölfen. Manche Landleute essen aber selbst an diesem Tage kein Fleisch, „ist der Tog z'heili," sagen sie.

Während der eine Knecht den letzten Bissen vom Teller entführt, schaut der andere schon erwartend auf die Küchenthür, ob nicht noch etwas kommt. Die Köchin beginnt nur mit dem Hertragen zu zögern, aber daß es ganz aus sein soll, das mag er nicht glauben, und wirklich täuscht er sich selten.

Herzlich gelacht habe ich einmal beim „Morchtommerl." Dieser war eben ziemlich spät erschienen und die Burschen hatten bereits dreimal ihre Leibriemen weitergeschnallt. Ich meinestheils hatte mich schon mit Hosenträgern vorgesehen, eine Vorsicht, die ich seit jener Pfarrhofstafel bei ähnlichen Anlässen jederzeit in Anwendung bringe.

„Du," sagt der Mirtl zu seinem Kameraden, „den Tommerl gholt mar ins auf."

„Jo, ih gfullg eh ah schon aus" entgegnet der Bastian. Aber er besinnt sich: „Ah kostn müaß man wuhl." Nun und so kosten sie denn, einmal Der, dann der Andere; Jeder will sich eben gründlich überzeugen, ob der Morchtommerl wohl gerathen sei, und kehr' die Hand um, ist nur mehr ein wenig Theil von der Mehlspeise vorhanden.

„Hirz ess' man na weg" sagt der Mirtl, „zan Aufhebn is s nit mehr, dos zolt sih net aus" und verstohlen wirft er einen Blick auf die goldene Pforte. „Ah ih mo nit mehr" erklärt der Andere und lächelt so vor sich hin.

„War nit schlecht" eifert der Erstere wieder, „das Noagl putz ma scha noh zuichi. Oba, glong umma, Kathl! saufn muaß ih eanhta." Während aber der Mirtl sich etwas länger ins „schwarze Loch" vertieft, hat ihm der listige Wastl den letzten Tommerlrest wegggeschnappt. —

Der „Guglhupf" war aber doch das Letzte gewesen und unser Stallbub machte nun wieder denselben formlosen Fuchtler, wie vordem, nur etwas träger und langsamer. Und mit demselben Geplapper, womit wir den lieben Gott um seine Gaben gebeten haben, danken wir ihm auch dafür.

Die Mahlzeit ist nun beendet und das Gesinde zerstreut sich alsbald. Nur der Mirtl bleibt eine Weile am „Fletz" (Zimmerboden) stehen, renkt und reckt sich nach allen Seiten, daß die Glieder krachen.

Ich habe während dieser „Gostin" (Gastmahl) ein schweres Leben gelebt. Viermal zu viel habe ich gegessen, gegen meinen Willen, und ohne es eigentlich recht wahrzunehmen; denn die Speisen waren gut zubereitet und so manches war mir seltsam. In einemfort hat es geheißen: „Aber, daß denn Du nicht essen magst! Geh, Schwager, nimm! nimm! — Jo, Bruder! schau, schau, es ist ja da, laß Dich nicht gar so ehrn und pensen! — Aber Onkelchen! wenn Du wüßtest, wie es mich freute, wenn Du meine Kocherei einigermaßen testamiertest! Geh, nimm, so schlecht ist es ja doch nicht!" — Und so geht das Drängen in allen möglichen Arten fort, fort durch geschlagene fünf Stunden. Vergebens stelle ich den Leuten vor, daß ich ja ohnedies viel, viel zu viel gegessen hätte; vergebens fange ich einen Discurs an; die Politik z. B. soll den Landbürgermeister ja doch interessieren, seine jungen Pferde können ihm doch nicht gleichgiltig sein! Umsonst rede ich mit meiner Wirtin vom Heiraten, von Kindern, Zuchtferkeln. — Alles verlorene Mühe. Kaum daß ich meine Quäler für Minuten auf andere Gedanken bringe; jedes fünfte sechste Wort ist und bleibt eine neue Aufforderung zum Essen. Selbst der

Knecht Bastian hat meinen Drängern wacker unter die Arme gegriffen.

„Wia denn dos sein mog" hatte er gesagt, „daß a so a groß', stork's Monsbild so weang ißt! —"

Mein Vetter hatte hierauf dem Vorlauten allerdings einen strafenden Blick zugeworfen, was aber den andern Knecht, den Mirtl, gar nicht hinderte, die Ansicht seines Nachbars zu unterstützen.

„Dos is a so" erklärte er sicher, „a Mensch, der sih nia ausschwitzt, ißt und trinkt nia so gwalti, wia a urndlicha Orbatsmensch. Und da Herr dout," damit meinte er mich — „is eah schean has'n und kuglg'sichtat." —

Wie hatte ich die endliche Aufhebung der Mahlzeit herbeigesehnt, und als der Tisch abgedeckt worden war, wie freute ich mich! Allein ich mußte bald erfahren, daß diese Freude eine arge Selbsttäuschung war und die Esserei für mich sozusagen erst recht angieng. —

Kaum war der letzte Dienstbote aus der Stube verschwunden, brachte die Schwägerin ein kaltes Geflügel. „Verkost a Stückl" bat sie mich, „für die Leut (Dienstboten) gibt so was nit aus, aber Du magst schon." Ich gehöre ja nicht zu „die Leut!" „Unmöglich" protestierte ich.

Ah, ein klein wenig geht schon, es ist zwar nur eine alte Henne, aber sehr mürbe und war vier Tage eingesalzen. Geh, geh! nimm! kost!" —

Als ich mir endlich ein Stückchen aufdisputieren ließ, überzeugte ich mich bald, daß diese alte, vier Tage in Salz gelegene Henne so manchem sogenannten Kapauner in den Hotels nicht im Geringsten nachstand.

Kaum den letzten Schlucker an der Henne gethan, stand meine Nichte neben mir und fragte mich allerliebst, ob ich Kaffee oder Thee zum Nachtisch wünschte.

„O, Ihr guten, unbarmherzigen Leute," fahre ich auf, „nichts wünsche ich, nichts als Ruhe, und ein Nachtisch ist ein ganz und gar überflüssiges Ding." Doch das Verhängnis hat es einmal auf mich abgesehen und es bleibt mir nichts übrig, als mich für einen Kaffee zu entscheiden. „Weiß, schwarz?"

„Nun denn, in Gottesnamen! weiß, aber nur unter der Bedingung, erst nach zwei Stunden." Das Mädchen schien zufrieden und gieng weg. Dafür aber kam die Frau Schwägerin mit einem Teller voll Germbraten und allerhand Backwerk. Bis zum Kaffee, meinte sie, sollte ich die Sachen wegkiefeln, damit mir die Zeit nicht lange werde.

Ohne nutzlose Worte zu verschwenden, machte ich mich daran, einen Anisbogen zu vernichten. „Trink," mahnte indessen der Bruder, „auf den Kaffee kannst dann auch nicht mehr trinken."

Die Schwägerin ist dann auf eine halbe Stunde hinausgegangen und mit dem Bruder habe ich geschwatzt, seine Einladungen zum „Nehmen" ganz einfach ignorierend. Ich habe mich erleichtert gefühlt, als die Schwägerin zurückkam und ihren Blick auf den noch immer vollen Teller warf.

„Aber," was ist denn das? Du hast ja gar nichts gegessen; aber so iß doch, wie kannst Du Dich denn mit diesen par Butterkrapfen, Anisbögen, Hollahippen und Schnitten Weißbrod so lang säumen!"

„Ah, freilich" fiel auch der Hausherr ein, „kannst nachher wieder leichter trinken."

„Laßt mich aus!" sage ich, „nichts, nichts! keinen Bissen mehr! Oder glaubt Ihr, ich lasse mich gutmüthig in die Ewigkeit hinüberfüttern?" —

Meine letzten Worte sind überhört worden, denn meine Nichte schob die Kaffeetasse auf den Tisch.

„Nur rechtschaffen einbrocken" mahnte das Mädchen, „der Klare gibt nit aus," worauf ich aber bemerkte, daß ich gewohnt sei, den Kaffee nur zu trinken. Die geschwätzige Kaffeeköchin

aber stellte sich neben mich, legte die unermüdliche kleine Hand auf meine Schulter, zupfte ein bißchen meinen Bart und schwatzte und schwatzte, und richtig hatte sie mir ganz gegen meine Gewohnheit ein Stück Germbrod in den Kaffee hineingeschwatzt. —

So ist bereits die Dämmerung hereingebrochen. Die Einladung zum Nachtessen habe ich entschieden ausgeschlagen und als man mir schließlich noch ein halbes Glas Punsch aufgenöthigt hatte, war es doch gelungen, unter vielem Bekomplimentieren und breiten Worten loszukommen, um nach Hause zu gehen.

Während mir der Bruder beim Anziehen meines Ueberrockes behilflich war, band die Hausfrau einen gehäuften Teller mit Fleischresten und Bäckerei in eine Serviette, auf daß ich ihn mitnähme.

Meine Nichte fährt dazwischen, weil es sich nicht schicke, daß ich selbst den Teller schleppe, das Milchmädl werde selben nachbringen. Ich aber protestierte dagegen, es wäre ja finster, Niemand sähe mich — insgeheim aber dachte ich, sicher ist sicher; es sind doch gute Sachen unter dem Tuche und habe ich sie erst zu Hause, werde ich schon weisen Gebrauch davon machen.

Man hatte nachgegeben und als ich dann hinaustrat in die kühle Decembernacht — da athmete ich auf, frei und tief — und als ich mich unterwegs einmal nach jenen erleuchteten Fenstern umsah, that ich einen heiligen Schwur: Heute und nicht sobald wieder! —

An die Ungetreue.

Von Ludwig Anzengruber.



Du flohst von mir im frevlen Glauben:
Du brauchtest nur mit Diebes Schlich
Mich meines Glückes zu berauben,
So hättest Du es dann für dich!

Du wähnst, Dir hätt' das Glück gewunken,
Das dir gefehlt an meiner Seit'?
Du bist nur in den Traum versunken,
Der mich bethörte lange Zeit.

Auch Dir, Dir drohet ein Erwachen,
Wo vor der Wahrheit flieht der Schein.
Du kannst ja Niemand glücklich machen,
Wie willst Du selber glücklich sein??

Wien, November 1889. (Aus „Deutsches Dichterheim.“)

Kleine Laube.

Wia der Erhartl a Milchkua hot kafft.

Da Bumelbauscher-Toni — Ees werds n kam kena. Z Maselberg, hinterm Bochwirt ban Thor auffi, übern Ocker, wo ferscht d Ruabn onbaut sein gwen, aftn noch n Roan eini, ba die drei Eschan vabei und zan Bergbachel, übern Steg überi, den vor a por Johrn da Zimmermon Michel glegg und den huir in Fruajohr s Wossa wecktrogn hot — kimst schnurgrod umi zan Bumelbauscher-Toni seina Keischn.

Da Toni hot zwoa jungi Farln und drei kloani Kiner. Däs Unziefer, däs herzi, woaß mar a so, möcht gern dudln; hiaz is ober die olt Sau schon ohgstochn, in Kinern eahna Muader af n Schritt aus, und da Toni — woaß mar a so — kon eahna nit helfn. Se müaßn a Milch hobn. Nau, sa schickt da Bumelbauscher-Toni sein ältern Buabn, in Erhartl, af n Viachkiata, der z Maselberg ohgholtn wird: „Erhartl, heint nim Dih zsom und setz Dar amol in Kopf auf va Dein Bodan. Van Viachhondel kon da Mensch nit pulitasch gmua sein. Loß Dih nit onschmiern! A milchadi Kua bringst hoam. Af s Fleisch brauchst nit extra z schaun, grod die Leibign melchn imeramol nix nutz. Mir brauchn Milch. Do is die Briastoschn, valuis s nit! Paß auf, Bua!"

„Wul wul!" sogg der Erhartl, „will scha recht aufpassn! Mih schmiert Koaner on, mih! Ha! Grechtlt a nar an großn Melchsechter her, Voda, mir wern gleih keman, ollzwoa."

Nau, und aft leblt er holt schön stad fuat, der Erhartl, und nimbb eahm intawegn für, daß er heint scha vadonkt ohdraht sein will. Van Viachhondl is an iadi Folschheit dalabb; hot s doh da Vetter Ondredl noh af sein Todnbett beicht', daß er sei leppa nia Neamb onschmiert hät ban Viachhondl. — Guat über dos, der Erhartl kimbb af Maselberg. Jessas, denkt er eahm, gibb s do heint Ochsn banond! — und mocht sih gleih drunter. Af der ondern Seitn übern Kirchploz — der heint scha wulta brav pflostert is — stehn die Küa. Schön noch da Schnoasn, ba da Plonkn onghenkt, und überoll da Verkaffer dabei, stehn s her und lossn sih onschaun. Wer gor a wenk z keck zuwigugg, dem gebn s Dani mit n boschadn Schwoaf eini in d Loaffn, daß er na gleih a so zruggtaucht. Schön Broatmudladi, Woachleibigi, Zeckfoasti stehn do. De melchn nix nutz, denkt eahm der Erhartl. Is schon ah wos Bessers do, Boanmogeri, zanmarterdürri Schragn mit vier Hörnern, a por voron af n Kopf, a por af n Hinterruggn, daß mar an Huat kunt aufhenkn af die gspitztn Knochn. Die Mogern melchn ollamol besser! denkt eahm der Erhartl, und schaut a Gripp on, däs völli durchsichti is wia der Eiffelthurm, oba nit gonz sa hoch. — Meints-

wegn, denkt eahm der Erhartl, mir geht s heint nit um s Fleisch, mir geht s um d Milch; s Auter is zwar nit gor vul, hobn s ausgmulchn dahoam in da Früa, eh s as afn Kiata hobn triebn. Mir kenen dos! Plotz hot a gonza Sechter vul in den Sock, däis siacht ma gleih. Ober ih gstell mih, as wia wan s nix wert wa, die Kua. Ohdraht muaß ma sein, ban Viachhondl! —

„Wos is s!" sogg er schneidi, der Erhartl, und haut sei flochi Hond af n Boanschrogn, „wos willst hobn für däis Varecker l?"

„Sou!" begehrt da Kuahondler Ferl auf. „Vareckerl? Mih zimbb, Dih lust s noch den Vareckerl. Um siebazg Guldn hon ih s wölln vakaffn, oba Du loßt Da s nit nehmen und zählst ma fünfasiebazg af d Hond."

„Jo, kunt mar einfolln!" locht der Erhartl, „mit s e ch z g is der Knochnschrogn übrigs guat zohlt!" schreit er, und ban eahm selba denkt er: An ochtzg is die Kua unta Brüadern wert, scha wegn da Milch, oba pulitasch muaß ma sein.

„Sechzg Guldn," sogg da Hondler Ferl gonz gleichgilti, „gehst holt suachn, da Kiater is groß, da häufi Viech is do, valeicht kriagst Oani um sechzg, bring ma s, ih kaff da s af da Stell um siebazg oh, af da Stell!"

„Jo, jo," moant da Erhartl, „nochha kunt ih jo De ah gleih kaffn. Mir is um d Milch."

„Schau Da s na guat on," sogg da Hondler Ferl und draht die Kua ban Hörnern amol umundum, „schau Da s on guat. Ih will Neamb onschmiern, ih. Kenst wos, sa muaßt as sechn, wos dos für a Kua is. Af n gonzn Kiata findst koani, ka sölchti, um den Preis! Und dos sog i h: Wanst a Milch willst, sa muaßt s kaffn! — Wia s do steht: Die Kua kost't siebazg Guldn."

Denkt eahm der Erhartl: Ih moan, ih hon mih long gmua gspreizt; daß ma s nit epper an Onderer weckschnopp vo da Nosn, de Milchkua! Wa ma load. — Und k a f f t die Kua. —

Nochher af d Nocht, wir er hoamkimbb mit der Oltn, wölln sa s gleih melchn. Die Kua mocht an Wachla mit n Schwoaf: Nix war s! Und nit an Tropfn zudln s ihr aussa.

„Nau," sogg der Erhartl, „wos is dan dos? Muaß s rein s Fuada nit gwöhnt sein ban uns."

„A Doudl bist!" schreit n der olt Bumelbauscher on, „siachst as dan nit, däs Auter? Is dos an Auter? An ausgmergelts Robnviach host ma hoambrocht, Lolli, vadonkta!"

„Oba Voda! Da Kuahondler hot jo gsogg, daß s a guati Milchkua wa. Klogn geh ih n! Af da Stell geh ih n klogn!"

Und wohr is s, klogn geht er.

Da Kuahondler Ferdinand Hautscherer steht vor n Richter und thuat so glot und woach, as wia wan er mit Bamöl gschmiert war ein- und ausweni.

„Ih woaß nit," sogg er schön stad, „wos s Ees hobbs mit mir. Hon ih s nit in Erhartl aufrichti gsogg, er sult eahm s Viech guat onschaun! A so oans war af n gonzn Kiata nit z findn. Oda wul? Ih hon koans gsechn, ka solchts Knochnsackl."

„Ober a Milchkua, host gsogg, war s!" schreit der Erhartl.

„W e r war a Milchkua?" frogg da Kuahondler Ferl. „Ih? Ih hätt gsogg, a Milchkua? Hon ih nit ausdrückla gsogg wiast die Kua host gnoma: Wanst a Milch willst, sa muaßt s kaffn. D M i l c h hon ih gmoant, muaßt kaffn. Herr Richter, ih bin an ehrlicha Mensch!"

Da Richter steht auf und sogg: „Mei liaba Ferdinand Hautscherer! Se kinen von Eahner Ehrlihkeit holtn, wos S wölln. Ih bin onderer Moanung. Af d Wortreiterei, wir af an Johrmorkt is s Gricht nit eingricht't. Mir gehn nit af s Wort, mir gehn af n Sinn und af d Obsicht. Se hobn d Wort a so gstellt, daß s der Erhart Bumelbauscher folsch vastehn hot m ü a s s n, Se hobn in Käufer w ö l l n onschmiern und Se h o b n an ongschmiert. Se gebn die siebazg Guldn wieda zrugg, und s ormi Viech fuadan S besser oder

gebn s as in Knochndrachsler, daß s erlöst wird. — Und Dir, mei liaber Erhart, gib ih an guatn Roth: an ondersmol, wanst wieder af an Viechmorkt gehst, so sei nit g o r z ohdraht. . . .“

Erklärungen: ferscht: im vorigen Jahre; Keischn: Häuschen; Farln: Ferkeln; dudln: saugen; grechtln: vorbereiten; Melchsechter: Melkzuber; Schnoasn: Reihe; boschad: buschig; Loaffn: Angesicht; Auter: Euter; gspreizt: geweigert; ohdraht: abgefeimt. (Stoff aus „Alraunwurzeln.“)

Vergigerlte Jugend.

Ueber unsere jungen Herren stellen die „Grenzboten“ folgende Betrachtung an:

„Die heutige Jugend ist — Gott sei Dank! muß man ja sagen — unter gänzlich anderen politischen Zuständen aufgewachsen als wir unserer Zeit, sie hatte fertig vorgefunden, was wir erträumten und ersehnten; da ist es nicht zu verwundern, wenn sie ein höheres Selbstgefühl besitzt, wie wir es als junge Leute hatten, und höchstens zu schelten, daß dieses Selbstgefühl sich gelegentlich am unrechten Orte zeigt, gelegentlich in Dreistigkeit oder Frechheit übergeht. Schlimmer ist etwas Anderes, was unserer männlichen Jugend sehr schlecht zu Gesicht und zu ihrem gesteigerten Selbstgefühl eigentlich im Widerspruch steht: die immer mehr zunehmende Ziererei und Schniepelei in ihren Umgangsformen. Besonders beklagenswert ist es, daß diese Ziererei gerade in den Kreisen am ärgsten geworden ist, die man für die verständigsten und aufgeklärtesten halten, und in denen man in dieser Beziehung die schlichteste Natürlichkeit erwarten sollte: in den Kreisen der akademischen Jugend. Für reife Männer, die vor zwanzig und dreißig Jahren studiert haben, gibt es kaum etwas Lächerlicheres, als mit ansehen zu müssen, wie die jungen Leute jetzt auf der Straße vor einander (!) ehrerbietige Verbeugungen machen und das Haupt entblößen. Kommt es ja zu einer Begrüßung mit der Hand, so geschieht es in der Weise, daß die Hände in Brusthöhe und Brustnähe zimperlich in einander gehakt werden. Noch lächerlicher geht's am Biertisch zu. Wenn da eine Verbindung beim Frühschoppen sitzt, und es gesellt sich einer von einer anderen Verbindung zu ihnen, so schnellt die ganze Gesellschaft vom Stuhl empor, bleibt minutenlang ehrfurchtsvoll stehen, als ob der Bevollmächtigte eines auswärtigen Souveräns angekommen wäre, und erst wenn er feierlich Platz genommen hat, lassen sie sich auch wieder nieder. Dann „gestatten sie sich,“ ihm ein Stück vorzukommen, indem sie mit der linken Hand die Mütze abnehmen und den Arm wegweiserartig hinausstrecken, mit der rechten das Glas nicht am Henkel — das ist veraltet! — sondern am Deckel anfassen, und dann „gestattet sich“ wieder der also Gefeierte, in derselben Weise nachzukommen. Und so geht die „Gestatterei“ herüber und hinüber. Und fünf Minuten später sitzen die ehrwürdigen Herren da und — knobeln! Auch die Sprachziererei macht immer größere Fortschritte. Es gilt unter den jungen Leuten jetzt für fein, beim Reden die Zähne nicht mehr auseinander zu machen, die Lippen möglichst wenig zu bewegen, ein bißchen durch die Nase zu reden und alle Vocale mehr oder weniger auf den Vocal ä abzustimmen. Ein ordentliches Ja bekommt man schon lange nicht mehr zu hören, es heißt Jä! Offenbar haben die jungen Leute gar keine Ahnung davon, wie lächerlich sie sich mit solcher Ziererei in den Augen reifer Männer machen. Wüßten sie es, so müßten sie ja schleunigst auf Abhilfe denken, denn nichts kann ihnen doch unangenehmer sein, als — sich lächerlich zu machen. Auf Anfrage, die wir in den verschiedensten geselligen Kreisen gehalten haben, ist uns einstimmig versichert worden, daß diese Schniepelei in den akademischen Kreisen, die von dort aus übrigens bereits in die Gymnasialkreise gedrungen ist, eine Folge des Reserveofficierthums ist. Eine andere Quelle ist

ja auch in der That kaum ersichtlich. Das kann man aber doch nicht gerade zu den wünschenswerten Folgen des Reserveofficierthums zählen."

Zwei Prachtstücklein deutschen Styles.

Ein originelles Militärbefreiungsgesuch. Dieser Tage wurde bei der betreffenden Behörde ein Bittgesuch um die Befreiung vom Militär eingereicht, das als höchst komisches Curiosum der Veröffentlichung wert ist. Das Gesuch lautet: 1. Ich Franz und sie Martha O . . ., Eheleute mit Tisch und Bett, kümmerliche Sorgen und 7 erzeugte Kinder in der Ehe belastet, wobei bemerkt wird 4 Buben und 3 Mädchen, 38 Jahre als getreue Unterthanen bei den theueren Zeiten in einem fort eheliche Treue gepflogen. 2. Ich als väterlicher Ehemann 57 Jahre lang geboren, dabei immer mühselig und nicht mehr im Stande, meine Arbeitsamkeit zu erzwecken. 3. Und die weibliche Mutter Teresia detto, welche mit obigen 7 Kindern vor Altersschwachheiten zittert, wovon 4 Kinder am Leben sind, zwei Buben und zwei Mädchen. (Wobei bemerkt wird mit zwei liegende Todtenscheine zur Gemäß der Wahrheit, wo erster Sohn Johann als Rentirungs-Departements-Bediensteter mit 22jährig entkräfteten Unterleibs-Organen bitterlichen Spitaltod für das hohe Vaterland sich nothdürftig unterzogen hat.) 4. Im Jahre 1850 haben wir unsern zweiten Sohn Stefan gestorben, welcher als Gemeiner das irdene Jammerthal mit demokratischen Blessuren fluchwürdigerweise verlassen hat, wogegen 5. ein fortlaufender Sohn Nr. 3, welcher auf den Namen Zacharias hat und taubstumm ist, wegen heilloser Magenschwäche und tobsüchtigem Athem bereits als tödlicher Hausgenosse in Betracht zu ziehen kommt. 6. Nur ist unser bisher letztlicher Sohn Simon, obwohl von Jugend auf mit einem frommen, tugendhaften Lebenswandel angethan, zu berittener Cavallerie nummeriert, wo unterschiedliche Zügellosigkeiten losgehen. 7. Daher bitten wir täglich segensreich, daß unseres zwangsweise reitenden Simon nicht zu Schanden werden möge, weil selber bis letztes mannbares Erzeugnis in der Wirtschaft unentbehrlich anzusehen ist, und verbleiben in ergebungsvoller Unterthänigkeit eines wohlallerhöchsten Rescripts. N. N.

* * *

Eine drollige Ordonnanz des verstorbenen Beherrschers von Reuß-Schleiz (jüngerer Linie) Heinrichs LXXII. wird nebst mehreren anderen Directiven des Genannten in der „Berliner Montagszeitung" veröffentlicht. Der originelle Erlaß lautet: „An die Landes Direction! Wenn mir auch der neueste, nur schadenhaft und scheußlich zu nennende Vorfall, Ich meine die Beraubung des Steueramtes Lobenstein, nichts weniger wie unerklärlich, sondern vielmehr als sehr erklärlich erscheint, und Ich sagen könnte: Es sind Behörden im kleinen Lande genug da, um desgleichen ziemlich deutliche Uebelstände zu beseitigen, so ergibt sich nun leider gedreht die Wahrheit: Daß besagter Vorfall Polizeizustände sogar für den Blinden herstellt, die namenlos, d. h. mit einem Wort: Lobenstein hat die Nacht gar keine Polizei und schläft unbewacht!! Wenn der Humann'sche, Hohl'sche, Gruner'sche und andere Diebstähle dies beweisen, so beweist es vorzugsweise der vorliegende, das Steueramt mitten in der Stadt! Der Geldkasten drei Centner schwer! Warum ist so etwas geschehen in Lobenstein? Weil dort noch erbarmungswürdige, althergebrachte Kleinstädterei, verkuppelt mit Lobensteiner Gedankenarmuth, d. h. die Nacht schlafe ich, Punkt 5 Uhr stehe ich auf und arbeite wie ein Zugstier, herrsche, was Alles der Uebelthäter vollkommen weiß und benutzt, weil das — Sich — auf Andere — verlassen da eintritt, weil Lobenstein in seinen innern Ein-

richtungen noch um zehn Jahre zurück ist, während das übrige Land nicht übel discipliniert, z. B. Hirschberg. Vorgeschicktes macht mir also nach langen Jahren die landesherrliche Pflichterfüllung zur Pflicht, und Ich will binnen acht Tagen genauen Bericht haben: Wer versieht die Nacht-Sicherheitswache in Lobenstein im Gegensatz zur Feuerwache? Wer controliert sie? Wer löst sie ab? Wer ist Nachtwächter und wie viel Mann? Wer war in jener Diebstahlsnacht von dem Aufsichtspersonal der Hauptsünder? Ich behalte mir vor, die Bestrafung desselben Selbst zu verfügen. Indem ich mir übrigens nach gemachtem sachgemäßem Vortrag weitere auf allgemein geltende Rechtsgrundsätze sich gründende Verfügungen vorbehalte, theile ich der Landesregierung mit, daß Ich bereits Selbst einen Befehl gegeben über die Inspection der Nachtwachen gegeben habe, welchen Befehl sich die Landes-Direction mittheilen lassen wird, und lasse meine vollkommene Unzufriedenheit sämmtlichen Polizei-Behörden, Beamten und Dienern, sowie der ganzen Bürgerschaft in Lobenstein unverhalten sein. Heinrich LXXII. Schloß Ebersdorf, den 5. Mai 1845."

Fliegende Gedanken.

Von Dr. Haek.*)

Gewissermaßen — Hm! Gewissermaßen ist man ein Huhn, wenn man ein Ei verzehrt.

* * *

Jedes Unrecht, das wir ruhig erdulden, macht uns zum Mitschuldigen einer Gewaltthat.

* * *

Wir gehen mit den Jahren um wie ein Geizhals mit dem Gelde: wir streben recht viel zu erlangen und dann — verbergen wir sie.

* * *

Ach nein! Keiner behauptet er wäre der Klügste, Jeder meint nur, er sei klüger als der Andere.

* * *

Augenblicke gibt es, wo gar nichts schlechter ist, als gut zu sein.

* * *

Das Recht braucht nur Schätzer, dann kann es auch der Schützer entbehren.

* * *

Materie und Geist sind bei dem Menschen ehelich verbunden, und das ist die erste unglückliche Ehe.

* * *

Die schwierigste Rechtschreibung hat die Sprache des gesellschaftlichen Verkehrs. Da wird fast jedes Wort anders ausgesprochen als es — gedacht wird.

* * *

Es ist ein Glück, daß das Wörtchen EHE auf den Kopf gestellt noch immer dasselbe bleibt.

* * *

Dem Weibe kann die Klugheit fehlen, jedoch niemals die List.

* * *

Schauspielerinnen pflegen alle Fehler des Weibes doppelt zu haben und deren Vorzüge nur halb.

* * *

Es gibt noch eine Tarnkappe, sie heißt Mißgeschick; hast Du sie aufgestülpt, wird Dich kein Mensch sehen.

* * *

Oft macht es das Glück wie ein übermüthiger Range bei einem verschlossenen Thore: es zieht die Schelle und — läuft davon.

* * *

Eine halbe Wahrheit ist eine doppelte Lüge.

* * *

Dreistheit! das ist der Muth der Lumpen.

---

*) Aus dem empfehlenswerten Werkchen: Arabesken und Grotesken. Einfälle in Vers und Prosa von Dr. Haek. (Leipzig. A. G. Liebeskind 1889.)

Nicht Andern, Dir selbst schuldest Du die Erfüllung eines Versprechens: Versprechen ist Selbstschuld.

* * *

Ob man mit der Tugend sündigen kann? — Genau so wie man Jemandem mit einem Crucifix den Schädel einschlagen kann.

* * *

Versuche Einer eine Last mit wagrecht gestreckten Armen zu halten, es wird ihm schwer werden. Leichter ist es schon, wenn er die Arme hochan hält, oder — noch leichter — tief hinunter streckt. Und wie unsere körperliche Kraft, ist auch unsere moralische beschaffen: Schwer, sehr schwer ist es uns, Jemanden gradaus gebührlich zu schätzen, leichter wird es uns, ihn zu überschätzen, und am leichtesten zu — unterschätzen.

* * *

Das Herz kann nur Fehler verschulden, der Kopf nur Verbrechen.

* * *

In der irdischen Vergeltung liegt die himmlische Gerechtigkeit.

* * *

Literarhistoriker — das sind heutzutage meistens Leute, denen ein großer Todter zum Vorwand dient, der Welt glaubhaft zu machen, sie selber wären große Lebende.

* * *

Ein bitter Wort, das ist zuweilen Alles, was uns von süßen Freuden übrig bleibet.

* * *

Jemandem, der in der Not ist, einen Rath geben, ist so viel wie einem Hungrigen ein Kochrecept bieten.

* * *

Zu den vierzehn Nothhelfern gehört auch der Ellenbogen.

Virtuosenthum.

Das Wort, der Namen ist es nur,
Der oft zur Unterscheidung steht:
Bei Tieren heißt man es Dressur,
Bei Menschen Virtuosität.

* * *

Der Vielkönner.

Alles, alles kann er!
Reiten, schwimmen, jagen,
Würfeln, wetten, wagen,
Tanzen, turnen, schießen,
Kampf mit Schwert und Spießen,
Singen, ringen, geigen,
Alles — nur nicht schweigen.

Lustige Zeitung.

Ein Franzose schrieb zum Behufe der Reklame für die von ihm als Mittel gegen Halsleiden erfundenen und hergestellten Theerkapseln wie folgt: „Mein Err! Heinige von die deutsche Tagblätter fortfahren zu bezweifeln von die wunderbare Heigenschafte für der Als und der Stimm von der Theer und Kapselpech — j'ignore l'expression allemande. — Herlauben wir Ihnen machen bemerken, que je trouve cela bien dégoûtant; ich mein der Zweifel. Chez nous, wo man sprikt sehr viel, es gibt vielleicht der bedeutendste Eiserkeit von die Welt et, entre nous, la France a été tellement enrouée, daß seine Stimme ist gar nicht worden gehört mehr en Europe. Halso bei uns man kann urtheilen. Enrouée — cela vient évidemment du mot „la roue," die Rad. Eh bien! Wenn ein Rad ist geworden ganz eiser und schreit — qu'est-ce qu'il faut faire? Man schmier mit Theer. Warum soll es nicht sein derselbe für der Mensch? Wenn ein Wagner-Sänger at geschrien in große Opéra und at gemakt Scandal für ein langer Zeit, der wird enrouée, tout naturellement, et alors, warum soll man nicht maken comme avec une vieille roue qui crie. — Voilà. Ich

off, mein Err, Sie wohl werden wollen benutzen diese Zeile für hausklären der Public en Allemagne und ich biet Ihnen, mein Err, meine ganz emsige Freundlichkeiten. Prudhomme. P. S. Man kann der Pech überall haben."

Eine sonderbare Zwangslage hat in Wien einem Herrn Friedrich H. die Anklage wegen Zechprellerei zugezogen. Ohne Geld in der Tasche nahm derselbe ein reichliches Mahl in einem Gasthause ein, bis dann, als es zum Bezahlen kam, sich herausstellte, daß er nur einen Versatzschein sein eigen nannte. Dennoch fiel die Gerichtsverhandlung zu seinen Gunsten aus. Richter: „Wie rechtfertigen Sie Ihr Vorgehen? Angeklagter: „Ich befand mich in einer Zwangslage. Von Hunger getrieben trat ich in das Gasthaus mit dem festen Vorsatze, nur ein klein wenig zu nehmen." Richter: „Sie haben aber sehr reichlich gespeist?" Angeklagter: „Das ist eben die Folge der Zwangslage! Nachdem ich mich mit Bier und Brot gesättigt, wollte ich dem Kellner einen Versatzschein zum Pfande lassen; allein es kamen Leute, und ich konnte mit ihm nicht unterhandeln. Da blieb mir denn nichts übrig, als immer wieder etwas zu bestellen, damit ich nicht auffällig wurde, — und so bestellte ich." Richter: „Einen Rostbraten?" Angeklagter: „Ja." Richter: „Eine Mehlspeise?" Angeklagter: „Ja." Richter: „Und noch Anderes?" Angeklagter: „Ganz richtig." Richter: „Sie speisten also Alles in Allem wie lange?" Angeklagter: „Volle fünf Stunden! Es war eine furchtbare Zwangslage, fortwährend Leute, vor denen ich mich schämte." — Der Zahlkellner bestätigte, daß der Angeklagte nicht hatte durchbrennen wollen, und daß die Zeche bereits bezahlt sei, und so wurde Herr Friedrich H. schließlich freigesprochen.

Die Geheimnisse der Tunnels. Außer der Tante und ihrer Nichte sitzt noch ein Herr im Wagen. Tante (nachdem der Zug schon durch mehrere Tunnels gefahren ist, leise): „Mein Kind, jetzt kommt der große Tunnel, Du solltest Dich an meine Seite setzen." — Nichte: „Ach, Tante, noch ein Tunnel und ich bin verlobt!"

Im Gleiwitzer Amtsgericht lief eines Tages untenstehendes Schreiben einer Dienstmagd ein: „Ein Hochwohlgebornes Amtsgericht bitte ich mir meinen richtigen Vor- und Zunahmen zu senden. Die entstandenen Kosten bitte ich aus der Post zu ziehen. Ihre Sie liebende Anna Markus oder wie ich heiße!"

Selbstverrath. Frau: „Ich habe Dir gestern Abend, als Du schon schliefst, noch die Brusttasche Deines Rockes ausgebessert. Bin ich nicht eine sorgsame kleine Frau?" — Mann: „O ja! Aber ich hatte Dir ja gar nichts von dem Loch in der Tasche gesagt. Woher wußtest Du das?"

Officier (zum Kameraden): „Denken Sie sich, Kamerad, fünfzigtausend Thaler in Lotterie gewonnen!" — „Donnerwetter, fein 'raus! Da brauchen Sie ja gar nicht zu heirathen!"

Bettlerfrechheit. Bettler: „Bitte um eine Gabe." — Rentner: „Habe selbst kein Geld." — Bettler: „Wat? Sie wollen Rentier sein un haben keen Geld? Passen Sie man bloß uf, daß ich Sie nicht wejen unbefugte Führung von falschen Titeln verklage."

Die beste Sorte. A.: „Was für Cigarren rauchst Du am liebsten?" — B.: „Geschenkte."

Ein verlockendes Object. Richter: „Sie stehen zum viertenmale wegen thätlicher Beleidigung desselben Klägers hier — was haben Sie da zu Ihrer Entschuldigung anzuführen?" — Verklagter: „Ja, sehen Sie, geehrter Herr Richter, der Mensch ohrfeigt sich nu' mal so famos!"

In der Instructionsstunde. „Wer hat das Pulver erfunden?" — „Wahrscheinlich einer von der Artill'rie."

Professor X. hat, auf dem Lande bei einem braven Kohlbauer die Sommerfrische genießend, hinter dem Zaun einen reizenden kleinen Bengel entdeckt und benutzt ihn als Modell für eine seiner vielgesuchten Skizzen. Dabei überrascht ihn sein biederer Wirt und betrachtet ganz verblüfft die Aehnlichkeit zwischen Bild und Wirklichkeit. „Ah! Ja so machen Sie das!" wendet er sich achselzuckend an den Künstler. „Na, aber san Sie man ruhig," fährt er gönnerhaft fort, „ich sag's nich weiter!"

Förster (zu einem alten Weib): „Was treiben Sie sich denn hier im Wald herum?" — „I soll dem gnäd'gen Herrn begegne, daß er an Vorwand hat, wann er wider nix schießt."

Das Urbild des zerstreuten Professors ist vor einiger Zeit zu Wien in dem Lehrer am dortigen akademischen Gymnasium P. Johann Auer gestorben. Folgende Proben seiner Zerstreutheit überliefern Aufzeichnungen seiner Schüler. „Julius Cäsar schwamm als Sklave verkleidet nackt über den Tiber." — „Alexander der Große wurde in Abwesenheit seiner Eltern geboren." — „Die Schweizer sind ein gebirgiges Volk, aber in Schottland fängt das Klima erst im October an." — „In Kleinasien hat man die Schweine erfunden." — „Darius erlitt eine schwere Niederlage, weil ich Ihnen schon gestern gesagt habe, daß der ganze Feldzug ein Unsinn war." — „Der dritte punische Krieg wäre viel eher aus gewesen, wenn er nur etwas eher begonnen hätte." — „Von zahllosen Wunden bedeckt, stürzte Cäsar an der Statue des Pompejus todt zu Boden; mit der einen Hand zog er das Gewand über den Kopf, während er mit der anderen um Hilfe rief." — „So entstand ein völliger Krieg auf Seite 94." — „Franz II. ließ Napoleon fühlen, daß er ein altes Regentenhaus war." — „Und leider," so setzte der zerstreute Gelehrte wohl schmerzlich seinen denkwürdigen Aussprüchen hinzu, „und leider gibt es selbst in Europa Menschen, die nicht immer ihrer Sinne Meister sind."

Bücher.

Josef Pollhammer und sein neuester Sang.

Ein neuer Sang von Pollhammer darf im Voraus auf Beachtung und Beifall rechnen; sein „Columbus" ist noch unvergessen, obwohl bereits mehr als drei Lustren darüber hinweggegangen. Ich wüßte nicht, welcher deutsche Columbus-Sänger ihm vozuziehen wäre. Schon von seinen Frühgedichten sind nicht wenige in Albums und Blütenlesen übergegangen, was ja bekanntlich für den Lyriker einer öffentlichen Beglaubigung gleichkommt. Schwerfällig wie Schildkröten legen Gedichtsammlungen meist ihren Weg zurück, während einzelne Lieder sich Lerchen gleich daraus emporschwingen und in verhältnismäßig kurzer Zeit weit in der Welt herumkommen. Solch freien Schwingen aus verschiedenen Dichterhainen stellt mit schlauen Ruthen und Netzen der Finkler nach, dessen Ausbeute eine — neue Anthologie ergeben soll. Der deutsche Leser gibt sich nicht gern einem frischauftauchenden einzelnen Dichter hin; er will deren lieber ein ganzes Schocken einem goldigen Dickband auf einmal geliefert bekommen. Das macht auch das Glück der unzähligen Blumenlesen aus: der Sammler weiß es und der gerupfte Sänger darf sich nicht einmal beklagen. Pollhammer ist also schon mit seinen Gedichten als albumfähig anerkannt worden. Man verspürte in denselben einen Byron'schen Hauch, man rühmte insbesondere an den Sonetten Form und Inhalt. Die Jugendgedichte erschienen 1863, die neuen Gedichte 1881, und aus letzteren haben wir insonderheit die stimmungsvollen Donaubilder in angenehmer Erinnerung. Pollhammers Verse haben einen eigenthümlich vornehmen Zug und Fluß — bei einem Geiger würde man dies einen schönen Bogenstrich, bei einem Maler eine flüssige Pinselführung nennen. Auch ist nicht zu vergessen, daß Pollhammer an unserem großen Grillparzer einen ermuthigenden Berather hatte — ich lege den Ton ausdrücklich auf das Wort ermuthigend; denn daß Grillparzer für schwache Talente ein väterlich liebenswürdiger Tröster war, ist bekannt, und dieser Tröster wurde häufiger in Anspruch genommen als der Ermuthiger. Pollhammer scheint gleichwohl trotz des nachdrücklichen Ansporns nur wennig geschrieben zu haben; denn wir halten bereits

vor seinem jüngsten Buch. Es ist dies eine Erzählung aus der Zeit des Salzbundes 1730—31, und dieselbe ist „Die Protestanten von Salzburg“ (Wien, bei Karl Gerolds Sohn) benannt.

Also die sattsam bekannte Exulanten-Geschichte mit dem gewöhnlichen Weh und Ach? Hier finsterer Fanatismus, dort lichtes Märtyrerthum? Tendentiös ausstaffiert wie herkömmlich? — Nichts da! Der reife Dichter tischt uns keinen Schlangenfraß auf, er hat es auf keinen billigen Kitzel abgesehen, er kennt die Geschichte besser und führt uns Menschen und Geschicke vor, die nachaltig an unser Herz rühren, uns also nicht einen Aufschrei des Aergers, einen leisen Fluch erpressen. Der schwache Firmian und der tückische Kanzler Räll bleiben persönlich hübsch im Hintergrund, ihre ausgesandten Häscher sind keineswegs lauter Bluthunde, hüben und drüben ragen Menschen, lautere Menschen, über den confessionellen Hader hinaus und bei diesen wird darauf gesehen, „daß das Salz rein bleibe,“ also kein Falsch die ehrliche Ueberzeugung zersetze, keine Selbstsucht dem Verrath Thür und Thor öffne. So sind die drangsalierten Menschen größer als ihr Geschick. Die Bündler planen nicht blutigen Aufruhr, sondern friedlichen Abzug; an dem verfolgten, verwundeten Flüchtling wird ein schlichter Caplan zum Retter und Samaritan und über die religiösen Schranken und Befangenheiten hinweg reichen sich Liebende, die einander echt und treu befunden, die Hände zum Glücks- und Friedensbunde. So läßt der Dichter inmitten der Wirrnisse, die aus einer blinden Unduldsamkeit hervorgegangen Nächstenliebe, Menschlichkeit, christlichen Ausgleich walten. Mehr verrathen wir nicht; die zehn Gesänge sind ja nicht umfangreich. Genug, daß uns der Sänger geschichts- und menschenmögliche Gestalten vorführt, die uns Theilnahme abnöthigen; genug, daß sein Sang in vierfüßigen gereimten Jamben kunst- und weihevoll ist, vom Anfang bis zum Ende; genug, daß er uns auf einen Schauplatz versetzt, der uns mit seinen Naturschönheiten ebenso bestrickt als er uns als Geschichtsboden bedeutsam erscheint. Wie sollte auch ein Dichter, der im herrlichen Aussee das Licht der Welt erblickt hat, seine Leser in landschaftlicher, geschichtlicher und nationaler Beziehung kurz halten können?

D. Ztg. H. Gr.

Die Aebtissin von Buchau. Eine Novelle von Julius von der Traun. Zweite Auflage. (Wien. A. Bauer. 1889.)

Vor länger als zehn Jahren erschien die erste Auflage dieser Novelle, zu einer Zeit, in der man an eine Novelle vom realistischen Standpunkte oder vom Standpunkte einer scharfen Charakteristik und lebenswahrer Situationen aus noch nicht jene Anforderungen stellte, wie heute. Dem Leser durfte noch ein gut Theil naiver Glaubensseligkeit zugemuthet werden, und wenn der Erzähler es verstand, ihn zu rühren und durch eine wenig geistreiche Schalkhaftigkeit dessen Lachmuskeln, und durch verschleierte, unter züchtigem Augenniederschlagen angedeutete Nuditäten, dessen Sinne zu reizen, so hatte er ein Uebriges gethan; es scheint, als ob man Hauff und seinen „Mann im Monde“ erst viel später würdigen lernte. Der Anfang der „Aebtissin von Buchau“ weist noch die Vorzüge einer formgewandten Feder auf, während sich der Verfasser später gehen läßt. Uebrigens ist diese Novelle nicht schlechter und nicht besser, als die literarischen Dutzendwaren jener Zeit. —tt—

Ein guter Roman — sowohl seiner Gesammtwirkung, als auch seiner gelungenen Einzelheiten wegen — ist **Anderl** von A. G. von Suttner. (Zwei Bände. E. Pierson. Dresden und Leipzig. 1889.) Die Charaktere sind sorgfältig ausgeführt und ermangeln nicht der Lebenswahrheit; trotzdem bilden sie einen wohlthuenden Gegensatz zu den Zerrbildern der nach Realismus krampfhaft haschenden Schriftsteller. Besonders muthet in diesem Romane ein echter Humor an, der uns herzlich lachen zu machen, aber auch zu rühren versteht — ein Vorzug, der, wegen seiner Seltenheit, wie ein wertvoller Edelstein nicht hoch genug zu schätzen ist. Das Buch kann mit gutem Gewissen als Lectüre empfohlen werden — es verletzt nirgends das ästhetische Gefühl. —tt—

Wind und Wellen. Neue Geschichten und Bilder aus dem See- und Kaufmannsleben. Von Ph. Kniest. (Oldenburg. Gerhard Stalling. 1889.)

Gelungen gezeichnete Charaktere und interessante Schilderungen aus dem Seemannsleben mit der selbstverständlichen Beigabe von Seestürmen. Wer auch des Plattdeutschen ganz mächtig ist, um dem Dialoge in einigen Erzählungen folgen zu können, wird dieses Buch nicht ohne Interesse bis zu Ende lesen. Nicht so gelungen wie die Charakteristik und die einzelnen Schilderungen ist die Composition der Erzählungen. Besondere Erwähnung verdienen „Die Hoffnung“ und „Noch einmal nach See.“ —tt—

Goethes Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Bieder-

mann. Zwei Bände. (Leipzig. F. W. Biedermann. 1889.)

Welch ein reicher Stoff! Es läßt sich nicht läugnen, daß auch Spreu vorkommt in diesen Gesprächen, die der große Mann mit den verschiedensten Personen aus den verschiedensten Anläßen über die verschiedensten Gegenstände geführt hat, aber es ist ja so, von bedeutenden Menschen interessiert auch das Geringfügige. Uebrigens wie viel echtes Korn, wie viel Gold enthält diese Sammlung, die trotz allen Fleißes des Herausgebers freilich eine zufällige bleibt. Wer will nicht wissen, was Goethe mit Napoleon I. gesprochen hat, oder z. B. mit Lavater, mit Wieland, mit Herder, mit Fichte, mit Schiller, mit Voß, mit Schleiermacher, mit Riemer u. s. w.? Ein großer Schatz von Anregendem und Interessantem ist in dem Werke enthalten. M.

Neue Gedichte von E. Salburg. Gewidmet dem deutschen Volke. (Graz. Verlagsbuchhandlung „Styria." 1890.)

Es ist hohe Zeit, daß junger Dichternachwuchs kommt in Oesterreich. Und wir sehen unter den Jüngeren und Jungen manche Erscheinung, die zu schönen Hoffnungen berechtigt. Da ist z. B. Gräfin E. Salburg. Sie will es zwar nicht recht eingestehen, daß sie mitten in blühender Jugend steht, sie spielt sich auf das Alter hinaus, welches da denkt, kritisiert und die Welt philosophisch wiegt, statt sie im Freudenrausche der Jugend zu leben und zu lieben. Also haben wir es in ihren von großem Talente zeugenden Dramen bereits gesehen, also sehen wir es wieder in ihren Gedichten. Weniger das Herz spricht aus denselben, als der Kopf. Eine ernste, etwas pessimistisch angehauchte Denkerstirn hat die Gedichte ausgesonnen und mit Fleiß in gute künstlerische Form gebracht. Ein — wir möchten sagen — männlicher Geist schreitet ernst durch diese Poesien und selbst in den munteren, genußheiteren Stücken ist es die Laune des Burschen und nicht die des Mädchens, die uns zum Theile anmuthet, zum Theile hier befremdet. Ausgesprochen muß aber werden, daß diese neuen Gedichte, gegenüber der ersten Sammlung von derselben Verfasserin, einen großen Fortschritt bekunden. Wenn die junge Dichterin nicht Alles sofort nach dessen Entstehen in die Welt wirft, und sie hat das ja nicht nöthig, sie steht auf literarischen Erwerb nicht an und der Ruhm läuft ihr auch nicht davon, wenn sie ferner das richtige Gleichmaß zu halten weiß, zwischen Geist und Gemüth, dann glauben wir ihr eine große Zukunft voraussagen zu können. Der Götterfunke ist vorhanden. R.

Strandgut. Neue Gedichte von Reinhold Fuchs. (Gera. Karl Bauch. 1890.)

Reinhold Fuchs, der Verfasser des preisgekrönten patriotischen Liedes: „Oesterreich, stolze Heldenwiege," ist kein Fremder mehr. Was er uns heute bietet, ist nichts als ein Bändchen Lyrik, aber die poetische Eigenart, die ihm entströmt, macht uns rasch vertraut damit und wir sagen nicht zu viel, wenn wir den noch jungen Dichter zu den beachtenswerten Erscheinungen des modernen Parnasses zählen. Da ist nichts von jener nachempfundenen Massenproduction zu merken, die uns so oft von schreibseligen, unreifen Poeten wahllos aufgetischt wird. Es sind ernste und ernstzunehmende Gedichte, klar und stimmungsvoll, etwas philosophisch angehaucht und vorwiegend von tadelloser Form. Ein starker Zug von Anschaulichkeit und malerischer Kraft ist ihnen zu eigen. Sie sind im besten Sinne modern, realistisch, durchtränkt von einem fein verklärenden Gefühl. Diese Vorzüge kommen vor allem in den melancholischen „Nordsee-Sonetten," sowie in den erzählenden Gedichten „Das Wrack der Aphrodite," „Grönländisches Weihnachts-Idyll," „Der neue Stern," „Ein Abend in der City" zur vollsten Geltung. Auch der Zauber des Südens spiegelt sich anmuthig in einigen Gedichten, wie „Capri," während die spärlich eingestreuten, kurzen Liebes- und Sinngedichte an Inhalt und Form weniger wertvoll sind und uns nicht zu erwärmen vermögen. Natur und Menschenliebe sind dem jungen Dichter offenbar vertrauter, als das Weib. Vielleicht thut er recht daran, vielleicht aber auch — und das ist das wahrscheinlichere — holt er das Versäumte noch nach. Jedenfalls hat uns sein „Strandgut" im allerbesten Sinne neugierig gemacht auf fernere Schöpfungen, und wir empfehlen das hübsch ausgestattete Buch von ganzem Herzen. S. v. K.

Mosaikbilder und Arabesken. Literarische Spaziergänge, Plaudereien und Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Dr. Adolph Kohut. (Ferdinand Oehlmann. Dresden.)

Aus dem reichen Inhalt des Buches seien nachstehende Capitel hervorgehoben: Aus Vergangenheit. Johann Karl August Musäus, ein deutscher Märchendichter und Satiriker vor hundert Jahren. — Friedrich Schillers erstes Erscheinen in Weimar. — Schillers erste Vorlesung als Universitätsprofessor. — Goethes Minchen. — Jean Paul. — Studien über Ludwig Uhland; 1. Uhland als Dichter und Mensch; 2. Uhland als Charakter; 3. die Gattin Ludwig Uhlands; 4. Uhland und sein Verleger. — Friedrich Rückert und sein Ehe-

glück. — Christoph August Tiedge und Elisa v. der Recke. — Karl Gutzkow und das Gutzkow-Denkmal — Ernst Schulze, der Dichter der Bezauberten Rose. — Die Dichter und Dichterinnen des Hauses Wettin. — Samuel Richardson, ein Buchhändler und Romanschriftsteller. — Eine Liebe Alexander Petöfis.

Aus Gegenwart. Neues über Ludwig Börne. — Kronprinz Rudolf von Oesterreich als Schriftsteller. — Emily Ruete, eine arabische Prinzessin als Schriftstellerin. — Zwei Jubilare: Friedrich v. Bodenstedt und Klaus Groth. — Ein Meister der österreichischen Dorfgeschichte. — Friedrich Freiherr von Liliencrons Theater-Memoiren. — Ludwig Steub. — August Trefort, ein ungarischer Minister des Unterrichts und des Cultus. — Die magyarische Literatur der Gegenwart.

Commersbuch der Wiener Studenten. Herausgegeben von Dr. Max Breitenstein. Dritte vermehrte Auflage. (Wien. Alfred Hölder. 1890.)

Wenn in verhältnismäßig kurzer Zeit trotz verschiedener ungünstiger Umstände eine dritte Auflage nothwendig geworden ist, so beweist dies, daß der Gedanke, dem das Commersbuch der Wiener Studenten sein Entstehen verdankt, ein berechtigter gewesen ist; der Gedanke nämlich, der deutschen Studentenschaft Oesterreichs einen Liederquell zu bieten, in dem ihre patriotische und nationale Begeisterung Ausdruck und Widerhall findet. Insbesondere sind es die studentischen Couleurs und Verbindungen, welche durch Einsendung von Bundes- und Farbenliedern den betreffenden Theil dieses Commersbuches bereicherten. V.

Fritz Reuter-Studien von Karl Theodor Gaedertz. (Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.)

Das Buch enthält unter allerlei Anderem zahlreiche bisher unbekannte Briefe und Gedichte Reuters und wird deshalb allen Reuterfreunden doppelt willkommen sein

---

Kommet zu mir, ein Cyclus von Bildern aus dem Leben des Heilandes von Heinrich Hofmann. (C. T. Wiskott in Breslau.)

Dieses Werk, welches verdiente, in jeder Familie vertreten zu sein, hat seit der kurzen Zeit seines Erscheinens schon die vierte Auflage erlebt, und dieser hat die Verlagshandlung nun zwei neue prächtige Bilder von dem hochbegabten Künstler: „Die Bergpredigt" und „Die Versuchung" angefügt. V.

Neue Musikzeitung. XI. Jahrgang. (Stuttgart. Karl Grüninger, Vormals P. J. Tonger. Köln.)

Diese altbekannte und beliebte Zeitschrift für Musiker und Musikfreunde tritt mit 1890 in eine neue Aera unter der Redaction Dr. A. Svoboda's. Schon die erste Nummer des Jahrgangs ist höchst mannigfaltig an wertvollen Beiträgen, die in unterhaltender und anregender Weise sich mehr oder weniger auf Musik beziehen. Da finden wir „Meine Lieblinge" von Robert Hamerling (aus des Dichters Nachlaß), ein Gedicht „Neujahrsklänge" von Hermann Lingg, eine Humoreske: „Der Pensionsgott" von Oskar Justinus, eine musikalische Dorfgeschichte aus Steiermark von P. K. Rosegger. Ferner „Bei Johann Strauß," „Briefwechsel zwischen R. Wagner und Liszt," „Die Kunst in Oesterreich," „Dur und Moll" (Anekdoten), „Musikbeilagen" u. s. w. Treffliche Bilder schmücken das Blatt, welches als das beste und vornehmste dieser Art in Deutschland und Oesterreich wärmster Empfehlung wert ist. M.

Ueber die Bearbeitung der neuesten (7.) Auflage des berühmten Werkes **Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich** von Franz Brendel durch Dr. Wilhelm Kienzl, auf welche wir bereits wiederholt hingewiesen haben, sagt die „Neue Wiener Musik-Zeitung" vom 20. December 1889 in einer längeren Besprechung folgendes: „.... Die Empfehlung gilt auch für die Bearbeitung der uns vorliegenden siebenten Auflage desselben, welche der bekannte Componist und Schriftsteller, der bewährte Vertreter musikalischen Fortschrittes, Dr. Wilhelm Kienzl, in zweckmäßiger Weise besorgt hat. Ohne das Wesen des Werkes zu berühren, hat er es verstanden, demselben durch passende Einreihung aller seit der von F. Stade bearbeiteten sechsten Auflage als bemerkenswert hervorgetretenen Erscheinungen den Charakter eines „neuen" Buches zu verleihen.

Eben ist ein Katalog erschienen der **Sämmtlichen Compositionen** von Wilhelm Kienzl. Derselbe gibt einen Blick in das reiche Schaffen unseres heimischen Componisten: Lieder und Gesänge. – Claviermusik. – Melodramatische Musik. — Duos, Trio und Quartett für Streichinstrumente mit und ohne Clavier. — Chormusik. — Orchestermusik. — Opernmusik. – Ausgabe älterer Meister. — Bücher über Musik. — In der That eine ansehnliche Reihe von Stücken, wovon viele besonders in Deutschland große Verbreitung fanden.

Das Grazer Witzblatt **Der Steirer-Seppel**, herausgegeben von Eugen Spork, trat vor Kurzem seinen 25. Jahrgang an. Zu dieser Gelegenheit brachte er eine Festnummer, welche Beiträge namhafter Schriftsteller enthält. Unter Anderem finden wir in dem Blatte von Karl Morre folgendes Gedicht:

Lieber Steirerseppl!

Just so wie Du, auch ich die Welt
Mit heit'rem Blick betracht',
Es lohnt sich nicht, daß man sich quält,
Viel klüger, der da lacht.
Ein großes Leihhaus bleibt die Welt,
Nicht wert, daß man sich sorgt,
Und selbst die Götzen: Macht und Geld,
Sie sind uns nur geborgt.
Am rechten Tag, zu rechter Stund'
Begehrt man sie zurück,
Der größte Schreier schließt den Mund
Und kurz ist jedes Glück.
Die Ehre zwar ist eig'nes Gut,
Die bleibt für immer mein,
Doch wär' ich noch so auf der Hut,
Man läßt sie mir nicht rein.
Bin ich ein Jud, bin ich ein Christ,
Bin ich ein Muselmann,
Wer einer andern Ansicht ist,
Der reibt sich an mir an.
D'rum, Seppl, lache fröhlich fort
Noch viele, viele Jahr';
Ich halt' es für das beste Wort:
Der Klügste bleibt der Narr.

Kürschners Taschen-Conversationslexikon. Siebente gänzlich neubearbeitete Auflage. (Stuttgart. W. Spemann.)

Man glaubt gar nicht, wie viel Wissenschaft in einer einzigen Rocktasche Platz hat! Uebrigens, wenn man bedenkt, daß in einem noch kleineren Raume, im menschlichen Gehirn, Alles Platz haben soll und noch dazu ausführlich und in allen Variationen, so wird man sich kaum wundern dürfen, daß Josef Kürschner es verstanden hat, über das Wissenswerteste aller Lebens- und Geistesfelder knappe und prompte Auskunft zu ertheilen, in seinem Lexikon, das man sehr leicht in jede Tasche stecken und als unentbehrlichen Unterweiser und Berichterstatter über Alles stets mit sich umhertragen kann. Dazu ist dieses treffliche Handbuch noch mit sehr instructiven Bildern versehen. M.

Illustrierte Vereinszeitung. Centralorgan der geselligen und humanitären Vereine Wiens und der Provinzen. Eigenthümer Ernst Reiter. Erscheint dreimal im Monat. (Wien II., Jägergasse 10.)

Von diesem Unternehmen kann man mit wirklichem Rechte sagen: es entspricht einem Bedürfnisse. Es gab bisher kein ähnliches Organ für die Vereinswelt, welche heute doch von größter Wichtigkeit ist und gerade auf die Publicistik in hohem Grade angewiesen. Die bisher erschienenen Nummern der „Illustrierten Vereinszeitung" sind so gut, praktisch und unterhaltend zugleich, daß man dem Unternehmen alle Lebensfähigkeit zuerkennen muß. M.

Ferner dem „Heimgarten" zugegangen:

Hamerling, König von Sion. Illustrierte Pracht-Ausgabe, Lieferung 2. (Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G., vormals J. F. Richter. Hamburg.)

Auf heimatlichem Boden. Erzählungen von Hans Grasberger. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Die Verlassenen. Roman von Richard Graf Sermage. (Leipzig. B. Elischer Nachfolger. 1889.)

Nachtigals Grab. Ein Negerroman in zwei Bänden von dem Afrikareisenden Bernhard Schwarz. (Leipzig. Eduard Baldamus. 1890.)

Erinnerungen des Trommlers der Welsberger Landesschützen 1848. Historisches Charakterbild aus der Aera der freiwilligen Tiroler Landesvertheidigung mit besonderer Rücksichtsnahme des Pusterthals von Rudolf Arming. (Leipzig. August Schulze. 1890.)

Die Achten-Lini. Eine Novelle nach Motiven aus dem Künstlerleben von J. Oedekind. (Braunschweig. Beno Goeritz. 1890.)

Die Leute von Wien. Neue Folge ausgewählter humoristischer Skizzen von Eduard Pötzl. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

So ist unser Kaiser. Kleine Züge und Episoden aus dem Leben Sr. Majestät des Kaisers und Königs Franz Josef I. Herausgegeben von Eugen Baron d'Albon. (Wien. Georg Szelinski. 1890.)

Künstler-Geschichten aus drei Jahrhunderten. Von Ernst Reiter. Zweite Auflage. (Leipzig. Richard König. 1889.)

Zwischen Donau und Theiß. Kleine Geschichten aus der Pußta von Ernst Reiter. Zweite Auflage. (Leipzig. Richard König. 1889.)

Geschichten von dazumal und heute. Erzählt für Kinder von sechs bis zehn Jahren von Freifrau Bertha von Cramm. Mit vier Vollbildern. (Verlagsanstalt u. Druckerei-A.-G. Hamburg.)

Die Märchen-Prinzessin. Neue Märchen von N. A. Guthmann. Mit 15 Abbildungen. (Hamburg. Deutsche Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1890.)

Bilder und Sagen von Bortolo del Pero. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1889.)

Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe von Dr. Robert Weißenhofer. Erstes Bändchen: „Die Waise vom Ybbsthal." Eine Erzählung aus der Zeit der Franzoseneinfälle in Oesterreich. Dritte Auflage. — Zweites Bändchen: „Der Schwedenpeter." Vaterländische Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Zweite Auflage. — Drittes Bändchen: „Das Glöcklein von Schwallenbach," oder: „Die Vorsehung wacht." Dritte Auflage. — Viertes Bändchen: „Erwin von Prollingstein." Vaterländische Geschichte aus der Zeit der ersten Türkeneinfälle in Oesterreich. (F. J. Ebenhöch'sche Buchhandlung. Linz.)

Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. (Dresden. E. Pierson's Verlag. 1890.)

Zerstreutes und Erneutes von Friedrich W. Ebeling. (Berlin. Hans Lüstenöder 1890.)

Am Waldesrand. Märchen und Träume von Anna Goetze. (Wismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung.)

Der Liebe Gunst und Laune. Lieder und Gedichte von Moriz Brichta. (Wien. Karl Konegen. 1890.)

Sanct Valentin. Dichtung von Christian Schneller. (Innsbruck. Wagner. 1890.)

Gedichte von Albert Möser. Erste Sammlung. Dritte sehr veränderte und vermehrte Auflage. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1890.)

Das Veilchen vom Kephissosthal. Ein Idyll von Oskar Linke. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1890.)

Lehrzeit und Leben. Gedichte von Karl Teutschmann. (Hamburg. J. F. Richter. 1889.)

Ahasverus in Tirol. Epische Dichtung aus düsterer Zeit von Adolf H. Povinelli. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1890.)

Die Schöpfung. Ein Gedicht aus dem Holländischen ins Deutsche übertragen von Victor Zimmermann. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1890.)

Kleine Geschichten von Alexandrine von Holmblad. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei. 1890.)

Germanisches Heldenschicksal in Sieg und Untergang. Vier Erzählungen aus der Zeit der Völkerwanderung, für Jugend und Volk erzählt von Albert Kleinschmidt. (Leipzig. Friedrich Brandstetter. 1890.)

Die Kahlenberger. Zur Geschichte der Hofnarren von Friedrich W. Ebeling. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1890.)

Der Nachlaß Berthold Auerbachs. Von Anton Bettelheim. (Berlin. H. S. Hermann. 1889.)

Annette von Droste-Hülshoff. Deutschlands Dichterin. Vortrag von Leopold Jacoby. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1890.)

Literarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt von Dr. Hermann Stohn. Zwei Bände. (Leipzig. Gustav Engel.)

Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth von Dr. J. G. Hagmann. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1889.)

Les Poëtes Lyriques de l'Autriche. Nouvelles Études biographiques et littéraires. — Maurice Hartmann. — Joséphine de Knorr. — Robert Hamerling. — Lorm. — D'Alfred Marchand. (Paris. G. Charpentier et Cie. Éditeurs. 1886.)

Weihnachts-Nummer der „**Modernen Kunst.**" (Berlin. Rich. Bong.)

Die Molkengenossenschaft in Oesterreich und deren Besteuerung von Dr. Franz Freiherrn von Myrbach. (J. G. Cotta. „Finanzarchiv.")

Literarische Correspondenz und kritische Rundschau. Monatsschrift zur Hebung des Schriftthums. Herausgegeben von Hermann Thom. (Leipzig. Armin Bouman.)

Die Fundgrube. Wochenschrift. (Bamberg.)

Die Zukunft. Zeitschrift für Gesundheitspflege und naturwissenschaftliche Heilkunde. (Verlag Seth. Bremen.) — Diese von dem Schriftsteller Wilh. Ressel redigierte Zeitschrift geht nun in den vierten Jahrgang. Dieselbe bekämpft die Medicin und die Impfung und tritt für die naturwissenschaftliche Heilkunde ein.

Bayreuther Taschenkalender für 1890. (Berlin. Die Centralleitung des „Allgemeinen Richard Wagner-Vereines.")

Postkarten des Heimgarten.

J. K., Graz: Constatieren wiederholt, daß der Text des von Josef Gauby componierten Volksliedes: „So warm is ka Feuer" nicht von Rosegger stammt.

B. B., Brünn: Die Ursache des Streites, ob das neue Jahrzehnt mit 1890 oder mit 1891 beginnt, liegt in unserem schlechten Ausdrucke der Zahl. Wenn wir anstatt Achtzehnhundert neunzig sagen würden: Achtzehnhundert zehnundachtzig, so wäre es

klar, daß das neue Jahrzehnt natülich erst mit 1891 beginnt. — Aber wie schreibt man „zehnundachtzig“ mit Ziffern?

× Karl Georg Herloß, dessen Erzählung: „Ein Landpfarrer“ diesen Jahrgang schmückt, ward geboren zu Prag 1804 und starb 1849 zu Leipzig. Er wurde auch Herloßsohn genannt, obzwar er nicht jüdischer, sondern böhmischer Abkunft war. Er schrieb nicht weniger, als 66 Bände, wovon mehrere Romane einen großen Ruf erlangten. Zu seinen allerbesten Erzählungen, wohl überhaupt zu den besten dieser Gattung, gehört der „Landpfarrer.“

Dr. M. L., Berlin: Jene in den aus 1874 stammenden Briefen zwischen Theodor Storm und Emil Kuh (Westermanns Monatshefte. December 1889) erwähnte Besprechung stand im Literaturblatte der Grazer Tagespost vom 11. October 1874. Rosegger nennt in der betreffenden Notiz Storm einen Hohenpriester der Poesie, dessen Lied harmlos und rein sei; Storms Styl erinnere in Humor der Kleinmalerei ein wenig an „Jean Paul'sche Manier und an Adalbert Stifter'sche Art.“ Diese Bemerkungen haben Storm verdrossen, worauf freilich Emil Kuh zur Antwort gibt, daß von geschulten Literaten und renommierten Kunstrichtern Aehnliches über Storms Poesie zu lesen sei. — Wir haben uns die Hochachtung für Storms Schriften bis heute bewahrt, allein so hoch steht dieser Dichter nicht, daß ein Vergleich mit Jean Paul und Adalbert Stifter für ihn hätte verletzend sein können. In einem Schreiben Theodor Storms vom 6. Januar 1879 an Rosegger, in welchem er den Wunsch ausspricht, Letzteren näher zu treten, gesteht er doch selbst ein, daß er Adalbert Stifter ganz besonders liebe.

F. A. L., Karlsruhe: Gemach, so schlimm ist es nicht. Lesen Sie z. B. Albert Mösers Gedichte und Sie werden beigeben, daß die Vorzüge der deutschen Klassiker mit modernem Singen und Sagen sich recht wohl vereinigen läßt. Im alten Goldbecher junger schäumender Wein, warum denn nicht?

× Unser Hinweis im Novemberhefte auf die 135000 (nicht 119000) Bände der Landesbücherei am Joanneum in Graz, die Jedem umsonst zur Verfügung stehen, trägt bereits Früchte. Aus allen Theilen des Landes, selbst aus den entlegensten Hochgebirgsdörfern mehren sich die Ansuchen um Bücher, die stets auch bereitwilligst ausgefolgt werden. Ein Katalog der Bücherei ist vorläufig noch nicht vorhanden, doch hoffen wir einen solchen für den Gebrauch unserer braven Bevölkerung zu bekommen.

× Es wird dringend ersucht, Manuscripte welcher Art immer, ohne vorhergehende Anfrage **nicht** einzuschicken, wir könnten nicht dafür bürgen. Auch hat der Verlag dafür kein Honorar ausgesetzt.

Druckfehler-Berichtigung.

Im vorigen (Januar-) Hefte soll es Seite 314 bei Besprechung des Romanes „Rufer im Streite“ richtig heißen:

„Pater Benedictus“ statt „Pastor Benedictus;“ am Ende derselben Besprechung: „andauernden Nutzen“ statt „ausdauernden Nutzen.“ Seite 315 bei Besprechung der Dichtung „In eigenen Banden“: „Dresden. E. Pierson“ statt „Dresden. E. Kierson;“ „sinnig und heiter, zuweilen auch schalkhaft“ statt „— schreckhaft;“ „Soll nicht erfreuen nur“ statt „— erstaunen nur;“ „ernst gemeint sei“ statt „— gemeint sein.“

Aufruf!

Eine Trauerbotschaft gieng am 13. Juli vorigen Jahres von der Hauptstadt der Steiermark aus und weckt ein allen deutschen Landen den Widerhall der schmerzlichsten Theilnahme: **Robert Hamerling** war aus den Reihen der Lebenden geschieden.

Die Leier eines großen Dichters war verstummt; ein edler Dulder hatte ausgelitten; das Herz eines echt deutschen Mannes, der mit unwandelbar treuer Liebe an seinem Volke hieng, hatte aufgehört zu schlagen.

Ein begeisterter Apostel des Schönen, ein treuer Hüter der idealen Schätze seines Volkes, hat **Robert Hamerling** das geistige Erbe der großen Nation mit Werken unvergänglichen Wertes bereichert. Seine Schöpfungen werden noch in später Zukunft fortleben als der Ausdruck unserer glühenden Sehnsucht nach dem Schönen und Guten und sie werden zu allen Zeiten der Stolz unseres Volkes bleiben.

Wohl lebt der geliebte Sänger fort in den Werken seines Geistes, aber auch sichtbar, von der Hand eines Künstlers nachgebildet, soll seine edle Gestalt unter uns aufragen, den Lebenden, die ihn gekannt, zum Gedächtnis, den kommenden Geschlechtern zur Mahnung, treu auszuharren in dem Kampfe für das heilige Vermächtnis ihrer Väter.

Darum richten wir an Euch, Ihr Stammesgenossen der engeren Heimat des Dichters, wie an alle Söhne seines großen geistigen Vaterlandes die Bitte, mitzuwirken bei einem Unternehmen, das liebevolle Verehrung angeregt hat und zu dem uns die Dankbarkeit verpflichtet. **Robert Hamerling** soll in Graz ein würdiges Denkmal errichtet werden, in der Stadt, in welcher er nahezu drei Jahrzehnte gelebt und gestrebt, gekämpft und gelitten, in welcher er die edelsten und unvergänglichsten seiner Werke geschaffen und in deren Schoße das, was sterblich an ihm war, zur Ruhe gebettet wurde.

Indem die Unterzeichneten zu Beiträgen für ein **Hamerling-Denkmal** auffordern, geben sie sich der Hoffnung hin, dass dieser Ruf in allen Herzen der deutschen Volksgenossen eine gute Stätte finden werde. Sie vertrauen darauf, dass auch in diesem Falle, in dem es gilt, einen großen Todten unseres Volkes zu ehren, das deutsche Herz — um mit den Worten des heimgegangenen Dichters zu reden — „keinen bunten Grenzpfahl und keine trennende Schranke mehr kennt."

Das Denkmal **Robert Hamerlings** soll sich in Graz erheben, aber zu eigen soll es sein dem gesammten deutschen Volke.*)

Ludwig **Anzengruber** † (Wien). — Eduard v. **Bauernfeld** (Wien). — Rudolph **Baumbach** (Meiningen). — Bartholomäus v. **Carneri** (Marburg a. d. Drau). — Felix **Dahn** (Breslau). — **Falkenstein** (Berlin). — August **Förster** † (Wien). — Rudolph v. **Gottschall** (Leipzig). — Hans **Grasberger** (Wien). — Martin **Greif** (München). — Wilhelm **Jordan** (Frankfurt a. Main). — Hermann **Lingg** (München). — Konrad Ferdinand **Meyer** (Zürich). — Albert **Möser** (Dresden). — Gottfried **Keller** (Baden im Aargau). — Emil **Rittershaus** (Barmen). — P. K. **Rosegger** (Graz). — Friedrich **Schlögl** (Wien). — Robert **Schweichel** (Berlin). — Friedrich **Spielhagen** (Berlin). — Karl v. **Thaler** (Wien). — Moriz **Weitlof** (Wien). — Ernst v. **Wildenbruch** (Berlin).

Der Grazer Ausschuß:

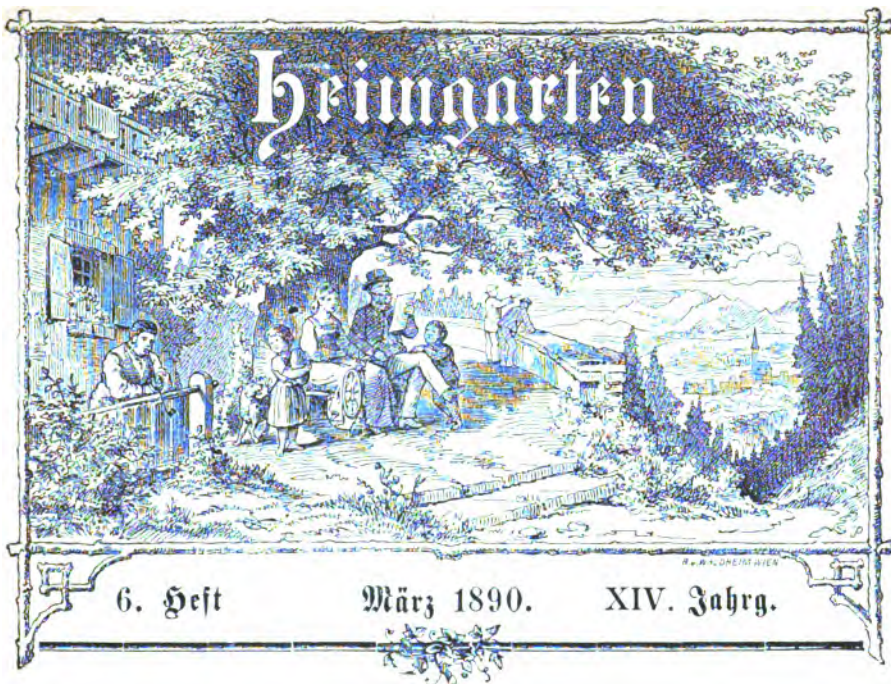
Dr. Ferdinand **Portugall**, Bürgermeister, Obmann.

Dr. Franz **Bayer**, Bürgermeister-Stellvertreter; Dr. Julius v. **Derschatta**, Advocat, Reichsraths-Abgeordneter; Dr. Franz **Feill**, Amtsdirector; Dr. Wilhelm **Gurlitt**, Universitäts-Professor; Dr. Julius **Hartmann**, Advocat; Dr. Paul **Hofmann von Wellenhof**, Professor; Dr. J. B. **Holzinger**, Advocat; Heinrich **Huber**, Redacteur; Regierungsrath Dr. Franz **Ilwof**, Oberrealschul-Director; Regierungsrath Dr. Max Ritter v. **Karajan**, Universitäts-Professor; Dr. Ferdinand **Khull**, Professor; Karl Erasmus **Kleinert**, Redacteur; Dr. Gustav **Kokoschinegg**, Advocat und Reichsraths-Abgeordneter; Alexander **Koller**, Bürgermeister-Stellvertreter; Dr. Julius **Kosjek**, Advocat; Ludwig **Kranz**, Präsident der Handels- und Gewerbekammer; Karl Gottfried R. v. **Leitner**, Schriftsteller; Theodor **Lubensky**, Universitäts-Buchhändler; Dr. Heinrich **Maurus**, Vorsitzender des Bezirkes Graz des deutschen Schriftsteller-Verbandes; Karl **Morre**, Schriftsteller; Dr. Fritz **Pichler**, Universitäts-Professor; Alfred Ritter v. **Polzer**, Privatier; Heinrich **Poschacher**, Privatier; Karl v. **Raab**, Chef-Redacteur der „Tagespost", Obmann-Stellvertreter der Grazer „Concordia"; Regierungsrath Dr. Alexander **Rollet**, Universitäts-Professor; Dr. Wilhelm **Rullmann**, Redacteur; Dr. Alois v. **Schlosser**, Advocat; Dr. Anton **Schlossar**, Custos der Universitäts-Bibliothek; Alfred **Schreiber**, Director der vereinigten Theater; Dr. Moriz Ritter v. **Schreiner**, Advocat, Mitglied des steierm. Landes-Ausschusses; Dr. Theodor **Starkel**, Advocat; Gottlieb **Stopper**, Obmann des steierm. Lehrerbundes; Joseph **Stradner**, Redacteur; Regierungsrath Joseph **Wastler**, Professor der technischen Hochschule; Hans **Weinlich**, Kapellmeister; Dr. Gustav **Wilhelm**, Professor der technischen Hochschule; Dr. Anton **Wunder**, Vicepräsident der Handels- und Gewerbekammer; kais. Rath Dr. Franz **Zistler**, Chef-Redacteur.

---

*) Spenden für das Hamerling-Denkmal in Graz bittet man an Herrn Bürgermeister Dr. **Ferdinand Portugall** (Graz) oder Herrn **Heinrich Poschacher**, Cassier des Hamerling-Denkmal-Ausschusses Graz, einzusenden.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Nacht.

Von P. K. Rosegger.

Wenn ich fragen wollte, welche Jahreszeit Euch die liebste ist, die mit den längsten Tagen oder die mit den längsten Nächten? so würdet Ihr als vernünftige Leute antworten: Keine von beiden; wir lieben stets den goldenen Mittelweg, also jene Jahreszeit, in welcher der Tag zur Nacht in gutem Gleichgewichte steht — den Frühling und den Herbst. Und insofern ich auch ein wenig vernünftig bin, würde ich ganz dasselbe antworten. Insofern ich aber unvernünftig bin, ein Poet oder so etwas, dürfte ich mich für das Außerordentliche entscheiden und sagen: Ich liebe den längsten Tag, weil er die kürzeste Nacht hat, oder die längste Nacht, weil sie den kürzesten Tag gibt, oder ich liebe die kürzeste Nacht, weil sie mich nach wenigen Stunden wieder ins goldene Licht führt, oder den kürzesten Tag, weil er mir reichlich die Freuden der Nacht bescheert.

Es ist ja recht anständig, wenn man wie im Frühjahre und im Herbste mit Sonnenaufgang zur Arbeit geht und mit Sonnenuntergang Feierabend macht. Aber herrlich ist die Zeit, in der die Sonne nicht auslischt. Karl der Große glaubte ein Reich zu beherrschen, in welchem die Sonne nicht untergeht. Ich kenne im Lande einen hohen Berg, der zur Hochsommerszeit fast dasselbe von sich glauben könnte. In der Stunde vor Mitternacht ist der westliche Eishang seiner Spitze blaß erscheinend, wie Phosphorglanz. Er haucht noch Lichtäther des vergangenen Tages aus. Und bald nach Mitternacht hebt der östliche Firn an sich zu lichten. Nach ein Uhr kommt ein sanfter Rosenhauch über ihn, nach zwei Uhr gleicht er dem feurigen Eisen, das der Schmied aus der Esse hebt, nach drei Uhr, da die umliegenden Berge schon in milchigem Lichte stehen und die Thäler in blauem Schatten sich

zeigen oder die weißen Seen ihrer Nebelschichten enthüllt haben, leuchtet die Bergspitze schon wie ein Metall, aus dem man Sonnen schmiedet — plötzlich lodert sie in blendendem Feuer, und Licht, Licht flutet nieder von allen Hängen. Im Osten steht sie, die uns alles Gesicht spendet und die sich selber nicht ansehen läßt! Nichts ist natürlicher, als der Sonnencultus gewisser Völker, und nichts ist unnatürlicher, als daß dieser Sonnencultus nicht bei allen Völkern der Erde zu allen Zeiten geherrscht.

Die Menschen ruhen zu dieser Stunde noch in ihren Wohnungen. Der Eine oder der Andere schlägt vielleicht einmal seine Augen auf. Taghell ist es in der Stube, aber er kehrt sich auf die andere Seite. 's ist lichte Nacht und noch nicht Aufstehenszeit! Endlich ist auch das Nachschläfchen vorüber, die Sonne ist zum Fenster hereingestiegen, kitzelt ihn in den Lidern, wie Samenkörner keimen die Augensterne auf, der Mund thut noch faul und gähnt, hei! da scheint ihm die Sonne bis in den Hals hinab. Im Winter prangt die Sonne um Mittag kaum höher am Himmel, als sie jetzt steht, da das Menschenkind sachte aus seinem Neste kraucht und seinen Morgen anhebt. Die Schatten der Bäume sind kurz geworden, doch funkelt in ihnen noch Thau. Die älteren Blumen falten ihre Blätter fast schamlos auseinander, aber auch die jüngeren lockern ihre Knospen und thun dürstend ihr Inneres auf — sie können ja nicht anders, der gewaltige Sonnenstern küßt sie mit heißer Gier. Und tragisch ist das Geschick der Liebe! Bald senken sich welk die bunten Häupter, die Blätter sinken lautlos zur Erde, der Sonnenstern aber steht im Zenith und besorgt mit erbarmungsloser Glut das Reifen der befruchteten Wesen. Den Vögeln ist vor Wonne das Singen vergangen, es sind Stunden der Ruhe, unerquicklich, unwirtlich wie Wüstenschauer, es ist eine glühende Nacht mitten am Tage. Erst nach vier Uhr, zu jener Zeit, da im Winter die Dämmerung eintritt, hebt eine ersprießlichere Epoche des Tages an, der ja endlos, endlos ist. Denn selbst wenn die Sonne versinkt hinter dem mit zartesten Wölklein verbrämten Gesichtskreise, ist's immer noch hell und wonnig und dem Menschenkinde werden eher die Augen müde, als des Tages letzte Lichter vergangen sind. Selbst in den Niederungen kann man zu dieser Hochsommerszeit sprechen von einem zwanzigstündigen Lichttage, auf hohem Berge waltet ein vierundzwanzigstündiger, der nur einmal auf ein kurzes Weilchen die Augen schließt. Eintagsfliegen! Wer verachtet sie denn? sie leben ja eine kleine Ewigkeit, sie erleben mit offenen Sinnen an einem einzigen Sonnentage mehr, als ein mattherziger Mensch in achtzig Jahren. Und wenn am Abende die Fliege altersschwach unter dem Urwaldstamme eines Grashalmes ruht und zurückdenkt an die seligen Zeiten der Jugend, da die Seen der Thautropfen blauten auf den grünen Auen des Ahornblattes, wird es vielleicht ganz elegisch und hebt an zu säuseln: „Lang', lang' ist es her!"

Dichter pflegen das menschliche Leben mit einem Tage zu vergleichen. Kindheit — des Lebens Morgen, Manneszeit — Mittag, Greisenalter — Abend; sie machen also auch den Menschen zu einer Eintagsfliege. Wie kommt es aber, daß im Gehirn einer solchen Eintagsfliege ein Maßstab vorhanden ist, der unendlich größere Zeiten und Räume zu messen vermag, als sie der Mensch braucht? Hier geht die Verwandtschaft dieser Eintagsfliege mit dem Ewigen an; der Mensch weiß, daß die heute mit ihm niedergesunkene Sonne morgen wieder aufgeht; er weiß, daß ein zu Grab gesunkener Leib zu neuem Leben wieder aufersteht . . .

O, langer Sommertag, dich habe ich lieb! Und wie, wenn jetzt das

Bekenntnis käme, daß ich die lange Winternacht noch lieber hätte?

Der nebelige Decembertag ist wie ein Blinder, dem noch dazu die Augen verbunden sind. Wie kann man daran eine Freude haben? Doch nicht an dem armseligen Taglein freue ich mich, sondern an der gewaltigen Nacht. — Ja, mir gefällt die wochenlange Nacht, „December" genannt, überaus. Sie bringt Frieden und Behaglichkeit, während der wochenlange Tag „Juni" uns einmal hierhin lockt, dorthin hetzt und die Sinne begehrlich macht zum weiten Ausschauen und Ausgreifen. Die Winterszeit schränkt ein, aber vertieft. Und, wie munter sich's sein läßt in der langen Winternacht! — Wenn mein Mittagsmahl, das ich thatsächlich um die Mittagszeit einzunehmen pflege, noch mit einem kleinen Nachtisch gesegnet ist, sow ird's gut sein, die Lampe anzuzünden, damit man an der aufgeknackten Nuß auf dem Tische Kern und Schale unterscheiden kann; und dann bleibt die Lampe brennen. Man geht an die zweite Hälfte des Tagwerkes, die Straßenlaternen weisen mir den Weg nach Hause; es wird der Kaffee eingenommen, zum Fenster starrt schwärzeste Nacht herein zu einer Stunde, da man im Sommer vor der Hitze sich noch flüchtet in die schattigsten Zimmer. Im Ofen knistert ein frisch angemachtes Feuer, die Lampe wird erneuert und das ist jetzt unsere Sonne. Wir ergeben uns — würde es von diesen Stunden in dem Aufsatze einer „höheren" Tochter heißen — der Musik, der Dichtkunst, heiteren Familienspielen oder pflegen ernster Arbeit. Endlich nach langer Weile kommt das Nachtmahl. Nach demselben auf ein Plauderstündchen mit guten Freunden ins Weinhaus. Aus einem Stündchen werden natürlich zwei; denn auf einem Fuß kann man nicht nach Hause gehen, behauptet der Cumpan. Zwei Füße braucht selbst der Nüchterne dazu, sagt der andere Cumpan, und schlägt noch eine dritte Stunde vor als dritten Fuß. Auf drei Füßen geht nur ein gebissener Pudel! darauf der weitere Cumpan, und sie sitzen vier Stunden lang. Wie es dann mit dem Nachhausegehen aussieht in der finsteren Nacht — so weit ziehe ich den Vergleich nicht. Man hat noch Zeit genug, sich auszuschlafen, Zeit genug, Träume zu haben, die scheinbar ganze Tage lang dauern, und wenn man endlich erwacht, ist es immer noch kohlrabenfinster auf der Welt. Wieder die Lampe, wieder der Ofen. Man kleidet sich an, man frühstückt, man liest die Zeitung, in welcher der Attentatsversuch schon gedruckt steht, der am Abende zuvor lange nach Sonnenuntergang in Petersburg geschehen ist. — Nach all dem und noch Anderem wird es im Fensterglase ein wenig blaß, aus der schwarzen Finsternis wird eine graue, voll frostigen Nebels. Neun Uhr Vormittag ist es, die Zeit, da im Sommer auf dem Felde die Ochsen ausgespannt werden müssen, weil die Stechfliegen ihr Unwesen treiben in der Tageshitze.

Und diese trostlose Winternacht soll der Mensch lieb haben? Ja. Aber warum verkriechen wir uns vor der Nacht in die Häuser mit ihrer drückenden Luft, an die Lampe mit ihrem engen Gesichtskreis? Ich habe die Winternacht anders kennen gelernt. — Einst in einer Adventnacht fuhr ich auf einem Schlitten von Rettenegg am Wechsel bis Mariazell, um dort dem Leichenbegängnisse eines Freundes beizuwohnen. Es ist eine Wegstrecke, die man zu Fuß in zwei Tagreisen zurückzulegen pflegt. Wir fuhren im Finstern ab und als wir nach Mariazell kamen, war es noch so dunkel, daß vom Leichenhause der rothe Lichterglanz zum Fenster herausschien. Oft hatte uns unterwegs wüstes Schneetreiben umwirbelt und über unserem Haupte in den Bäumen toste der Sturm, das Pferdegeschelle schauerlich übertönend. Ich aber stak tief in den

Pelzen, nur die Nasenspitze und die Augen waren frei; erstere fror tapfer, letztere weideten sich an den Wundern der Nacht. Tief schwarz standen aus weißem Schneegrunde die Fichten und Tannen und die Felsen auf. Am Himmel zwischen Schneewolken flog der Mond, flogen die Sterne wie von zornigen Armen geschleudert dahin, während die Wolken — o, armes, getäuschtes Menschenauge! — still zu stehen schienen. Stellenweise brüllten unter hohlem Eise die Wasser, stellenweise war ein Eisenhammer und sprühte aus dem Eßsteine seine grellen Funkengarben in die Nacht. Die meisten Häuser und Hütten, an denen wir vorüberfuhren, waren still und lichtlos wie Grabhügel, aus einzelnen aber schimmerte ein halbverhülltes Lichtlein — man weiß, was Lichter um Mitternacht bedeuten können. — Ein hoher, ein gewaltiger Ernst liegt über der Erde in einer solchen Nacht. Da man auf der Erde nichts sieht, so hebt man das Auge gegen Himmel, und das Menschenhaupt ist so eingerichtet, daß es anders denkt, wenn es zur Scholle niederschaut, und anders, wenn es zur Höhe blickt. Ein Naturforscher, der Alles weiß, sagt mir am Ende, die Ursache dessen liege in der unterschiedlichen Lage des Gehirns, welches also eine unterschiedliche Thätigkeit entwickle, je nachdem das Hinterhaupt erhöht oder vertieft sei. Weil Poeten jedoch mehr wissen als Alles, so meine ich, daß ein Blick zum Himmel darum andere Gedanken hervorruft, eben weil er ein Blick zum Himmel ist. Und welch ein unerhörtes Wunder, die Sternenwelt! — Als wir von Rettenegg fortgefahren waren, guckte hinter einer Niederung des Wechsels just ein Sternlein herauf. Dasselbe wurde heller, hob sich immer höher. Als wir im Thale von Neuberg dahinglitten, und bei dem Postwirtshause eine Stunde lang die Pferde rasten ließen, stand es gerade über unserem Haupte, und als wir die Anhöhe hinauffuhren gegen den Markt Mariazell, sank mein Sternlein hinter dem Oetscher hinab. Es hatte also gleich uns eine Reise gemacht vom Wechsel bis zum Oetscher, wenn nicht vielleicht hier der Naturforscher mir andeutet, daß die Reise des Sternleins, falls es nicht etwa ganz stille stand, in jener Nacht eine wesentlich größere gewesen.

Im Morgengrauen betrat ich mit halbsteifen Beinen das Haus zu Mariazell. Die Kerzen, welche das Todtenbett umstanden, waren tief herabgebrannt und das abgeronnene Wachs hieng in starren Striemen und Knoten an den Leuchtern. Mein Freund lag schmal und schlank im Sarge. In der ersten Blüte der Jahre, und ein solches Bett! Noch auf der Bahre war er ein hübscher Bursche. Sein nußbraunes Haar war glatt gekämmt um die feine, weiße Stirn und das Schnurrbärtchen an der vollen Oberlippe zierlich ausgestrichen, als gienge er zu einer Kirchweih. Zwischen den Fingern der übereinander gelegten Hände, wie er sonst gern die Cigarrette gehalten, stak jetzt ein kleines, schwarzes Crucifix. So hatte ich ihn noch gesehen, den guten Jungen, dann nagelten sie den Deckel auf den Sarg. Als er eine Stunde später in das enge, tiefe Grab rollte, war das Sonnenleuchten auf den schneebedeckten Fluren so mächtig, daß mir das Augenlicht vergieng in der kalten, lodernden Glut. Ueber den weißen Flächen des Thales, über den silberig bereiften Wäldern, über den klar und starr aufragenden Bergriesen ringsum stand der blaueste Himmel und mitten drin der funkelnde Sonnenstern, der freilich so schräg hereinschien ins Grab daß es unten über der Truhe nächtig blieb.

Eine lange, theils laut lustige, theils still verschwiegene Nacht war's, die den zweiundzwanzigjährigen Knaben umgebracht hatte. Seine bergmännischen Studien hinter sich, war er vor wenigen Wochen auf einige Tage

zu seinen Eltern gekommen, Hüttenbeamte zu Gußwerk bei Mariazell. Beim Wirte in der Grünau war Katharinenball, dem alle jungen Leute der Gegend zustrebten. Es war schon dunkler Abend, als der Vater zum Sohne sagte: „Ich habe nichts dagegen, August, wenn Du auf den Ball gehen willst. Unterhalte Dich. Es kommt ohnehin jetzt für Dich eine ernste Zeit der Arbeit, des eigenen Broterwerbes. Uebermorgen wirst Du ja abreisen nach Deinem neuen Bestimmungsorte, Idria in Krain. Also bringe diese letzte Zeit daheim heiter zu.“ Auf dem nächtigen Wege nach Grünau sang und scherzte August mit anderen Burschen. Auf dem schallenden Tanzboden angekommen, versuchte er es mit mehreren Dirndeln; die einen foppten ihn, die anderen foppte er; ein paar Reigen mit jeder, aber Bestand hatte es mit keiner. Er verlegte sich wieder aufs Singen. In bloßen Hemdärmeln, wie es Bauernweis ist, stellte er sich in eine Gruppe von Jodelnden und that mit, und trank Wein dabei und rauchte lange Cigarren und trocknete sich mit rothem Sacktuche den Schweiß von der Stirn und gieng mit Genossen in die frische Luft und sang, was von der Kehle gieng. Gegen Mitternacht hielt er sich unter dem Menschengewirre im dämmerigen Vorboden auf und schäkerte mit einem frischen, drallen Mädel. Später saßen die beiden an einem Tische sehr nahe beisammen, aßen Braten und tranken Wein und der Bursche spielte neckend mit ihrer Hand, die auf dem Schoße lag. Das Mädel war von dem Bruder zum Balle geführt worden, aber der Bruder ergötzte sich mit Leuten, welche ihm verwandtschaftlich weniger nahe, in manch Anderem aber näher standen als die Schwester. So war diese großentheils auf sich selbst gestellt, und das ist keine Stellung für ein lebenslustiges Dirndel. Sie ließ sich vom August den Wein schmecken, dann nahm sie seine Werbung zu einem Tanze an und bald darauf flog das Paar durch den Saal, wie ein mit Kraft entfesselter Kreisel, und die Geigen fidelten dazu und die Pfeifen jauchzten. Eine Stunde später stand der Bursche mitten im Raum und ballte trotzig die Faust. Das Mädel kauerte in einem Winkel und schluchzte. Der erste Verdruß. Eifersucht. Als sie nachher mit einem anderen Tänzer reigte, nahm auch August eine Andere und raste mit auffallender Lustigkeit durch den mit Weindunst erfüllten Saal. Lange schon hatte die Gesellschaft sich zu lichten begonnen und von den noch Anwesenden waren die meisten betrunken oder standen gelangweilt und schläfrig umher. August und das Dirndel, mit dem er in Feindschaft lebte, waren nicht mehr zu sehen. Die Nacht war stille geworden. — Als wieder nach Stunden zu einem Hinterpförtchen des Gebäudes ein junges Menschenpaar hinausschlich und flüchtig sich verabschiedete, klotzten auf dem Wege die schwerfälligen Schritte von Holzhauern dahin, die in den Wald giengen zum Tagwerk, vom Zellerthurme herab tönte die Glocke zum Frühgebete, aber Nacht war es immer noch, und immer noch Nacht.

August war in scharfem Morgenfroste müde nach Hause gegangen, um sich auszuschlafen. Aber aus dem Schlafe weckte ihn — zuerst eine Weile sich mit Traumvorstellungen verflechtend — ein stechender Schmerz in der Brust. Er konnte nicht mehr Athem holen. Schüttelfrost riß ihn hin und her, Stirn und Hände waren glühend. Als der Doctor erschienen war und ihn untersucht hatte, sagte er nicht, es werde sich bald wieder geben, er sagte gar nichts und am neunten Tage fertigte er den Todtenschein aus. — Zuversicht für die Zukunft, Freude, Gesang, Schäkerei und Scherzen, Bekanntschaft machen, sich nahen und vertrauen, sich umfangen und kosen im Reigen, sich entzweien, sich meiden und suchen, sich wieder finden, ver-

söhnen, müde gehetzt durch Lust und Zorn sich endlich in wildentfachter Glut zu Tode herzen . . . das Alles in einer einzigen Nacht! — Also kann der Mensch ein ganzes Leben auskosten, während die Sonne ein einzigesmal abwesend ist und hinzieht über die Häupter der Gegenfüßler.

Liebe hat sich die Nacht erkoren; nicht allein die irdische, auch die himmlische Liebe. Die längste Nacht des Jahres ist auserwählt das Heil zu fassen, welches das Christkindlein vom Himmel gebracht hat. Zum innigsten, gemüthvollsten Feste, das wir feiern, brauchen wir die Sonne nicht, wir begehen es in der Nacht; die kalte, kurze Christtagssonne stört uns fast bei diesem Feste, wir blicken nicht ins Weite aus, wir verinnerlichen uns, wir weben uns in die Welt des Herzens ein.

Nach Monden, wenn Tag und Nacht in gleicher Wage stehen und das Zünglein senkrecht gen Himmel weist, wendet sich Sammenkeim und Menschenherz nach auswärts. Ungeheuere Mächte der Natur werden sichtbar in lieblichster Gestalt und Alles, was wir sehen, hören und fühlen, bedeutet Auferstehung, neues Leben.

Und wieder nach wenigen Monden ist der Höhepunkt des Lichtes, der Herrlichkeit erreicht. Der lange Pfingsttag ist über alle Maßen schön und wenn es auf Erden etwas noch Schöneres gibt, so ist es die Pfingstnacht. Die stille, laue, blütenduft durchhauchte Nacht mit der flimmernden Sternenkrone darüber. Und wie ist sie durchflutet vom allebendigen Leben! Die Wässerlein, die Heimchen rieseln, die Nachtigallen, die seligen Herzen schlagen. — In einer solchen Nacht war's, in dem kurzen Weilchen, als der Sommertag sein Auge schloß, da hat meine Lippe das erstemal die Lippe des Weibes gefunden. Ein holdes Kind, das mich mit Bangen und Zagen erfüllte seit manchem Jahre! Ganz im Zufall war's, ich schritt durch den Garten, weil es mir Sünde dünkte, eine solche Nacht zu verschlafen, und eine Sünde wollte ich nicht begehen. Da begegneten wir uns zwischen Rosenbüschen.

„Bist Du auch noch wach, Maria?“ fragte ich sie leise.

„Es wäre ja Sünde, eine solche Nacht zu verschlafen,“ antwortete das Mädchen. Auch sie also, und sündigen wollten wir beide nicht.

Nach diesen Worten standen wir so ein wenig nebeneinander und schwiegen. Im Sternenschein hatte ich ihr liebes Angesicht bisher noch nie gesehen . . . Wenn man am Ufer eines Flusses steht und lange hinabblickt in die Wellen, so kann es sein, daß der Leib unwillkürlich sich hinneigt, sachte nach vorwärts und immer weiter bis man in die Flut stürzt. So ähnlich muß es auch damals gewesen sein in der Pfingstnacht. Nachdem ich dem Mädchen eine Weile in das liebe Angesicht geschaut, muß ich plötzlich die Besinnung verloren haben. Als ich mich wiederfand, hieng meine Lippe an der ihren. — Hierauf giengen wir noch eine süße Weile Arm in Arm zwischen den Rosensträuchern hin und her. Ich konnte mich vor Ueberraschung nicht fassen darüber, was mir da passiert war . . .

In einer solchen Nacht war es auch gewesen — ein halbes Jahr nach meiner Schlittenfahrt nach Mariazell — daß dort im Thale der Grünau vor einem Muttergottesbilde ein junges Weib lag und bitterlich weinte. Sie klagte es der heiligen Jungfrau; drüben auf dem Kirchhofe modert ein junger Mensch und sie ist von dem losen Geschicke dazu auserkoren worden, diesen Menschen zu erneuern . . . Er soll wieder auf Erden sein zum Schäkern und Kosen. Und darüber wird so viel Glück und Tugend und Ehre zu nichte. — Dort unten im Thale steht ein weißer Punkt, es ist die Mühle. Der junge Müller schläft

jetzt ahnungslos, weiß nichts davon, daß morgen Früh seine Braut kommen will und ihm gestehen: Mein lieber Anton! aus unserer Hochzeit kann nichts werden! — Und wenn er fragt: warum? Dann — dann — der rauschende Mühlbach wallt den Rädern zu. Die Ewigkeit ist auch ein Rad. Wäre es nicht besser, früher als nachher? — Ueber dem Oescher ist ein Gewölke aufgestiegen, in welchem es wetterleuchtet. Das junge Weib athmet auf, diese eherne Ruhe der Nacht war ja eine Pein für ihr in heißem Unfrieden pochendes Herz. Auch über den Zinnen des Hochschwab blitzt es, über der hohen Veitsch, ringsum, und der rothe Schein prallt an die Kreuze und an die weißen Mauern des Kirchhofs. Dumpf und noch wie halb erstickt rollt ein Donner. Schwüle lastet die Luft und über den Bergen legen sich blasse Nebel herab. Plötzlich ein greller Blitz, daß die dreithürmige Vorderseite der Wallfahrtskirche wie eine dreifache Riesenflamme aufzulodern scheint. Nach dem Knalle schaut das junge Weib verwundert um sich. Ist denn nichts geschehen? Ich bin noch? Der lieben Frau heiliges Haus steht noch? — Durch rieselnden Wetterregen dämmerte der Morgen. Wieder tönte die Glocke zum Frühgebete, wie damals, als er von ihr gegangen. Der junge Tag bringt frischen Muth. Wozu, so fragt sie sich, so viel Herzleid werfen auf ihn, auf mich! Ich kann ihn ja doch nimmer lassen. Vielleicht läßt sich's bemänteln, und wir sind beide glücklich. Aber in die Kirche will ich jetzt gehen und beichten, damit mein Gewissen Ruhe findet.

Es ist Sonntag. Das junge Weib steht in der Kirche hinter einem Pfeiler. Links ist der Beichtstuhl und dort rechts am Seitenaltare steht der junge Müller, ihr Bräutigam. Sein lichtes Haar legt sich in zwei Büschlein weich über die Stirn herab, sein blaues Auge ruht im Gebetbuche. Er ist schön und gut und fromm. Im Winter zu Mariä Lichtmeß hat er sich ihr in Ehren vertraut. Damals hatte sie es freilich noch leicht, die Stunde der Nacht zu verschweigen. — So steht sie jetzt zwischen Beichtstuhl und Bräutigam. Gerade vor ihr prangt das Gnadenbild der Mutter Gottes. Dieses fragt sie jetzt in Gedanken: Soll ich links hingehen und beichten, oder soll ich rechts hingehen und beichten? — Es geschieht keine Antwort. Also fragt sie das zweitemal: Soll ich's dem Priester gestehen oder dem Bräutigam? Starr und stumm bleibt das Bild und ruhig wie stehende Goldlanzen brennen an beiden Seiten die Lichter. Sachte beginnen diese Lichter sich jetzt in gleicher Reihe zu heben, emporzuschweben, durcheinanderzutanzen — — —

Als sie wieder zu sich kommt, sieht sie über sich den freien Himmel und ihr Haupt ruht im Schoße des Bräutigams, der ihr mit feuchtem Tuche die Stirne kühlt.

„Was ist denn das mit Dir?" so fragt er sie, „Du bist in Kirche umgefallen wie ein Block."

„O, mein lieber Franz, freilich bin ich gefallen," sagt sie.

Er läßt sein Auge ruhen auf ihrer Gestalt, aber es ruht nicht, es ist unstät. „Johanna," sagt er hernach, mit einer Stimme, die wankt und zittert, „Johanna, ich weiß nicht — Du kommst mir nicht recht vor . . ."

„— Wird Dich nicht betrügen," sagt sie, preßt ihr Antlitz krampfig in seinen Oberschenkel und beginnt so heftig zu schluchzen, daß ihr ganzer Leib erbebt.

Der junge Müller sagt nichts mehr. Eine Weile läßt er sie noch kauern an seinen Beinen, endlich schiebt er sie sachte von sich, so daß sie auf dem Rasen liegt. Ganz langsam schreitet er in seiner strammen, markigen Gestalt zwischen den Häusern entlang, er darf nichts merken lassen, was in ihm vorgeht. Als er draußen zwischen Feldern und Wiesen ist, hebt er an schneller zu gehen, fast zu laufen, bis er

nach Hause kommt auf die Mühle. In seiner Stube setzt er sich an den Tisch, mit rollenden Augen und zitternder Hand schreibt er einen Brief. Aber als der Mühljunge damit über die Matte hinanläuft, ruft der Müller denselben noch einmal zurück, reißt ihm den Brief aus der Hand und schleudert das Papier zerknüllt in den Mühlbach. Das zweitemal setzt er sich hin und schreibt — diesmal weniger aufgeregt, aber bei feuchtem Auge. Das heiße Herzweh jetzt ist doch süßer, als vorhin der harte Zorn. „Den gibst ihr," sagt er, das Blatt versiegelnd, zum Jungen, „wo sie wohnt, weißt Du, sie wird wohl schon zu Hause sein."

Als nach zwei langen Stunden der Müllerjunge nicht zurück ist, eilt der Franz selbst hinan gegen den Markt, da begegnet ihm unterwegs der Knabe, er bringt den Brief wieder mit und berichtet, daß er die Johanna nirgends gefunden habe. —

Ich bin jetzt zu Ende. Man hat sie nirgends gefunden, nicht daheim bei ihrer alten Muhme, nicht beim Bruder, nicht bei Bekannten, nicht in der Kirche, nicht vor derselben auf dem Rasen. Man hat den ganzen Ort durchstöbert, man hat die Gegend durchsucht, man hat hinausgeschrieben ins weite Land. Nirgends eine Spur. Und bis zum heutigen Tage liegt über dem Geschicke dieses jungen Weibes geheimnisvolle Nacht.

Ein Landpfarrer.

Erzählung von K. G. Herloß.

(Fortsetzung.)

„Mein Leben," sagte der Pfarrer wehmüthig lächelnd, „o, das ist arm an Ereignissen! meine Jugendzeit war sparsam mit Blüten geschmückt und doch weniger dornenreich als die so vieler großer und edler Männer, und so ist es mir im Verhältnis ohne Verdienst besser ergangen als Ihnen. Ich war ein Waisenkind, habe Vater und Mutter nie gekannt und wurde im Waisenhause meiner Vaterstadt erzogen, wie Waisenkinder erzogen zu werden pflegen. Es ist ein Unglück, keine Verwandten zu haben, den süßen Vater- und Mutternamen nicht zu kennen, aber ein größeres Unglück mag es noch sein, Verwandte zu haben, die auf dem Pfade des Verbrechens wandeln, die sich an den Einzelnen, der gern den Weg der Tugend wandeln möchte, mit der ganzen Last ihres natürlichen Rechtes anhängen und ihn zu Boden ziehen, die ihm in der Geburt schon den ehrlichen Namen, den Anspruch auf die gesetzlichen Güter des Lebens, die reine Fähigkeit und Thatkraft rauben. Unter Hunderten hat oft nur Einer die Kraft, sich loszuringen von diesen Banden und mit dem Schmerz in der Brust das rechte Ziel zu verfolgen. — Wir Waisenkinder waren lediglich auf den Umgang unter uns angewiesen, denn die Kinder aus der Bürgerschule dünkten sich besser und schätzten uns gering; schon unsere besondere schmucklose Kleidung und die strenge Hausordnung schloß uns von ihnen aus.

Und doch erwarb ich mir unter ihnen bald einen Freund auf Lebenszeit; das war Huber, der Sohn eines Officiers und mit mir in gleichem Alter. Einmal, wo ich auf der Bastei dem Spiel der vornehmen Kinder zuschaute, war ihm sein Ball in den steilen Stadtgraben gefallen. Es war gefährlich, da hinabzuklettern; Huber, zwar größer, aber schwächlicher als ich, wagte es nicht, — ich, ein Wagehals — stieg hinab, und brachte den als verloren betrachteten Gummiball seinem rechtmäßigen Eigenthümer wieder. Dies machte ihn schnell zu meinem Freunde, von diesem Augenblicke schloß er sich an mich an und verbrachte seine freien Stunden bei mir im Waisenhause. Er brachte mir schöne Bücher, Bilder und Spielzeug, alle seine Leckerbissen theilte er redlich mit mir. Bald wollten seine Eltern den neuen Freund, den er sich erwählt, kennen lernen, und so kam ich in sein Haus und wurde mit großem Wohlwollen aufgenommen. Besondere Gunst erwarb ich mir bei einer alten, wohlhabenden Jungfrau, die in demselben Hause wohnte und nach meiner Entlassung aus dem Waisenhause sich entschloß, für mein weiteres Fortkommen zu sorgen. Sie ließ mich studieren, ich sollte Geistlicher werden. Ich hatte damals keinen Willen, zudem war mir diese Aussicht äußerst lockend und ich dankte dem Himmel und den guten Menschen für die günstige Wendung meines Schicksals. Meine Wohlthäterin gedachte mit Freuden des Augenblickes, wo ich in ihrem Beisein die erste Messe lesen würde, und glaubte sich dadurch den Anspruch auf das Himmelreich zu erwerben. Die Gute hat jene erste Messe auch erlebt und aus meiner Hand die Hostie empfangen. — Kurz bevor ich ins Seminar trat, überfiel mich jene schöne, verführerische und doch so schwere Krankheit, deren Namen Sie errathen werden. Die Liebe zu einer schönen Nähterin schlich sich in mein Herz und wirtschaftete gar grausam in dem kleinen weichgeschaffenen Dinge. Ich hegte für Josephine eine heftige Leidenschaft und der Gedanke, Priester werden und ihrem Besitze entsagen zu müssen, war mir furchtbar! Da in meiner Rathlosigkeit rettete mich mein Freund Huber vom Irrthum und Verderben. Er war inzwischen aus dem Cadettenhause entlassen und Officier geworden und lag in unserer Stadt in Garnison. Ihm vertraute ich mich an, — ich wollte die theologische Laufbahn aufgeben, ein anderes Studium oder einen anderen bescheidenen Lebenserwerb ergreifen, um Josephinens Hand zu erwerben. — Huber machte mich zuerst aufmerksam, wie ich nicht nur die fromme Aussicht meiner Wohlthäterin zu ihrer tiefsten Kränkung zerstören, sondern mich auch des Undanks schuldig machen würde. »Du bist völlig mittellos,« sprach er, »wenn Deine Wohlthäterin, wie nicht anders zu erwarten ist, ihre Hand von Dir abzieht. An Fortsetzung der Studien ist nicht zu denken und selbst dann würdest Du in kaum fünfzehn, sechzehn Jahren im Stande sein, den eigenen Herd zu gründen und Josephine zum Altare zu führen. Bis dahin ist sie verblüht und Du bist ein ältlicher Junggesell geworden. Wer gibt Dir die Gewißheit, daß Josephine so lange wird warten wollen, ob sie treu bleiben wird? Auch dies vorausgesetzt, könntest Du Dich als Schreiber ernähren oder vom Unterrichte der Kinder, ein kümmerliches Los, das lebenslang mit Dir zu theilen Du dem Mädchen Deiner Liebe nicht leicht zumuthen wirst. Du bist bereit, ihr ein großes Opfer zu bringen, bist Du auch sicher, ob sie desselben, um Deines Besitzes allein, würdig ist? Antworte mir nicht, — ich weiß es, Du bist verliebt, und ich werde mich darum selbst nach Josephinen erkundigen, ich werde ihre Eigenschaften zu erforschen streben und Dir wahr berichten, denn ich werde mit unbefangenen Augen sehen.

— Wie Du aber Deiner Verpflichtungen gegen Deine edle Wohlthäterin ledig werden willst, das mußt Du mit Deinem Gewissen selbst abmachen.« — So sprach mein Freund, der nicht älter als ich, aber viel erfahrener und besonnener war — mehr jedoch als seine Gründe, bewogen mich seine gemachten Entdeckungen, rasch mein Liebesverhältnis zu lösen. Josephine, zwar herzensgut, aber gefallsüchtig und leichtfertig, unterhielt hinter meinem Rücken ein zärtliches Verhältnis mit einem hübschen Fähndrich von Hubers Compagnie. Der Freund lieferte mir die Beweise. Groß war mein Schmerz und bitter die erste und schrecklichste Enttäuschung. Ich glaubte damals, das Herz müsse mir brechen, und ich verlebte schreckliche Tage; doch konnte ich die Treulose nicht hassen, aber ich zürnte ihr, daß sie sich leichtsinnig in ein Verhältnis eingelassen, das ihr für die Zukunft keine sichere Garantie bot, das sie lediglich nur ins Verderben führen mußte. — Ich zerriß mit blutendem Herzen das Band, das mich an die Geliebte fesselte, trat ins Seminar, las zur größten Erbauung meiner Wohlthäterin die erste Messe, drückte ihr bald darauf die Augen zu, ward Kaplan und nicht lange darauf Pfarrer im hiesigen Kirchdorf. — Und demnach habe ich, was ich bin und wie ich es bin, meinem edlen Freunde Huber zu verdanken. Ohne seinen Rath, ohne sein Einschreiten hätte ich mich vielleicht in unabsehbares Elend gestürzt und trüge bis ans Ende den Wurm des Vorwurfs über meinen Undank im Busen.“

„Und welches Los ward Josephinen?“ fragte ich, als der Pfarrer in seiner Rede inne hielt.

„Wie ich es geahnt,“ fuhr er fort, „ein unglückseliges! Der junge Officier verführte sie und verließ sie und ihr Kind, denn zu einem Ehebündnis hatte er, wenn vielleicht auch die Absicht, doch nie die entfernteste Aussicht. Er ward bald zu einem Regiment ins Banat versetzt und dort erlag er nach ein paar Jahren dem bösen Sumpffieber von Essegg. Josephine lebt noch in jener Stadt unvermählt: ihr vaterloser Knabe ist ihr geblieben. Sie nährt sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit, doch lasse ich — oder vielmehr mein Freund Huber läßt es zu einem wirklichen Nothstande nicht kommen. Er unterstützt sie mit dem Nothdürftigsten. Auch hat sie längst vergessen und ahnt nicht im Geringsten, daß ich noch einige Theilname für sie hege. — Mein Freund Huber hat vor zwei Jahren als Halbinvalid den Dienst quittiert und lebt jetzt im Besitze einer nicht unbeträchtlichen Erbschaft, seiner Lieblingsneigung: dem Studium der Naturwissenschaften. — Er selbst ist auch unvermählt geblieben, und trägt, wie ich Ihnen erzählt habe, die Schuld, daß ich meine Pflicht nicht verletzt habe, daß ich Geistlicher und als solcher ein alter Junggesell geworden bin.“ —

Nach einer Pause und in der Absicht, von Erlebnissen, deren Erinnerung ihn sichtbar ergriff, abzulenken, sagte der Pfarer: „Heute Abend begleiten Sie mich wohl ein Stündchen in die Schenke. Auch das wird Sie Wunder nehmen. Aber seit einigen Jahren besuche ich diesen Ort und ich kann Ihnen die feste Versicherung geben, daß ich für Frieden und Verträglichkeit meiner guten Leute da oft mehr gewirkt, als von der Kanzel und im Beichtstuhl. Sie sind gesitteter geworden, seit ich auch dort mit ihnen verkehre, und lange schon hat dort keine Schlägerei, kein Zank, keine Berauschung stattgefunden. Sie genieren sich doch halt ein bissel vor dem geistlichen Herrn, obgleich ihnen der durchaus keinen Zwang auferlegt. Statt der sonstigen wüsten Gespräche habe ich eine ganz andere Unterhaltung aufs Tapet gebracht, selbst das Kartenspiel haben sie fahren lassen.

Wir sprechen da — der Schullehrer ist ein ziemlich unterrichteter Mann und gibt's Thema an — über Geographie, Naturgeschichte, Astronomie, Weltgeschichte, über Feldwirtschaft, neue Erfindungen u. s. w., wie sich's versteht, ganz populär und meistens in Anekdotenform. Nur in der Politik sind meine Bauern, das werden Sie einsehen, nicht stark, eben so wenig wie ich. Aber das ist mir gerade lieb, denn das erhält mir den Frieden unter ihnen. Sie haben sich auch auf meinen Vorschlag eine hübsche Bibliothek von Büchern, die in die genannten Fächer einschlagen, angelegt und circulieren von Haus zu Haus und werden auch während des Discurses oft zu Rathe gezogen. Daß es trotzdem an heiterem Gespräch, an Scherzen und kleinen Neckereien nicht fehlt, versteht sich wohl von selbst, wie denn jede Schulfuchserei verbannt bleibt. Es ist schon gut, daß die Leute an den ihnen sonst so fremden Gegenständen Interesse nehmen, daß sie jedem neuen Stoffe Aufmerksamkeit schenken, daß sie sich unterrichten wollen und daß das Resultat ihrer Erfahrungen ihnen Freude macht. Anfangs war es Neugierde, Unbekanntes zu erfahren, später wurde es Wissenseifer. Fast alle unsere Bauern kennen den gestirnten Himmel, wissen auf der Landkarte Bescheid, haben sich die Hauptmomente der Geschichte eingeprägt u. s. w. Jeder Tag bringt ihnen nun neuen Stoff, dessen sie sich mit Eifer bemächtigen. Und das Alles hat sich wie von selbst und spielend gemacht, ohne daß ich es mit Eifer betrieben oder durchzusetzen mich bemüht hätte."

„Da erwerben Sie sich, hochwürdiger Herr," sagte ich, „ein — ich möchte sagen, unsterbliches Verdienst um die Aufklärung und Versittlichung Ihrer Gemeinde. Wenn Ihrem Beispiel alle Landgeistlichen folgten —"

„Von mir kann nicht die Rede sein," unterbrach er mich ablehnend, „aber es ist ein Glück, daß ich gerade so gute und willige Leute gefunden habe. Einem Anderen wäre noch Besseres und Größeres gelungen als mir. Man hat keinen Begriff, wie bildungsfähig die Leute sind, wie es nur geringer Anregung bedarf, um sie für das Gute und Nützliche zu gewinnen. Die Neigung zur Trägheit ist leicht gebrochen, sobald man in ihnen nur Theilnahme und Interesse für das bis dahin Fremde und scheinbar Schwierige erregt. — Jetzt aber lassen lassen Sie uns aufbrechen und einen kleinen Spaziergang zwischen die Berge hinein machen, dann wird es Zeit zum »Segen«. Da muß ich wieder in die Kirche — und schließlich gehen wir, wie gesagt, ins Wirthshaus zu unseren Leuten."

Wir giengen durch das Gartenthor am Ufer des Waldbaches aufwärts, inmitten einer üppigen Vegetation. Waldfrische wehte uns entgegen, das Wasser rieselte und schäumte über einzelne Felsblöcke und bildete silberschimmernd in der grünen Beleuchtung fast auf jedem Schritt malerische Cascaden. An einem Felsvorsprunge vorüber gelangten wir zu einem Teiche, den das Bergwasser durchströmte. „Das ist mein Bodensee," sagte der Pfarrer, wie dort der Rhein, so zieht hier mein junger Waldquell durch. Nur hat er ein kürzeres Leben; der jugendliche Uebermuth, der nichts abwarten kann, treibt ihn, schon eine halbe Stunde unterwärts sich in die Donau zu stürzen. Darin verschwindet er freilich vergessen, wenn auch nicht verloren und genießt aus ganzem Herzen die Reiselust, — er zieht vorüber an Städten, Kirchen und Schlössern, an Wäldern und Bergen, an der Heimat buntgemischten Nationen, an Kreuzen und Minareten, bis er im Weltmeer sein Grab — nein! seine große Heimat findet, die Unendlichkeit. Und dort ist er, dessen bin ich überzeugt, eben so gut zu Haus, wie hier zwischen seinen Bergwänden und hegt das Gefühl der Selbstständigkeit, die Erinnerung. — Und warum sollte es mit der Men=

schenseele in ihrem künftigen Zustande nicht auch so sein? Nicht ein Tropfen dieses Wassers geht verloren; glauben wir, daß auch, was an und in uns ist, nicht verloren geht. — Aber wie ist mir denn," unterbrach er sich und fühlte nach seiner Tasche, „da hab' ich doch in der Zerstreuung das Brot vergessen, das ich in der Regel mitnehme, wenn ich zum Teich gehe. Ich füttere hier die Fische und Sie können mir's glauben — die kleinen Spitzbuben kennen mich genau, und kommen schaarenweis ans Ufer, wenn sie mich erblicken. — Da — kommen sie schon! — O, ihr armen Schelme, heut seid ihr angeführt, heut' bring' ich nichts — heut' habt ihr Fasttag — und mögt mich immerhin ausschelten wegen meiner Vergeßlichkeit. — — Jetzt könnt' ich sie," fuhr er lächelnd fort, „durch eine Predigt entschädigen, wie es der Heilige gethan hat, aber ich verzweifle am Erfolg, denn sie sind rechte Heiden, die mir doch nicht parieren werden. — Es ist darunter ein großer und alter Karpfen, — sehen Sie, dort kommt er, — der sich förmlich wie ein König beträgt und auch immer einen ganzen Hofstaat um sich versammelt; ihm weichen die kleineren als einer Respectsperson aus und die größeren folgen ihm gehorsam. Wenn die Bauern, denen der Teich gehört, fischen, so sorge ich immer dafür, daß sie dem patriarchalischen Greis die Freiheit wieder geben. Er hat förmlich das Gnadenbrot, denn ich denk', es muß doch einer bleiben, der die Chronik seines Volkes fortsetzt und den jungen heranwachsenden Leuten sagt, wie es gewesen ist und wie es werden soll, je nach der guten oder bösen Erfahrung."

Wir giengen unter wechselseitigem Gespräch um den Teich herum und es war in der That interressant, zu sehen, wie die Fische uns am Ufer entlang folgten und die Person des Pfarrers nicht nur, sondern auch seine Worte, in denen er sie auf das nächstemal vertröstete, zu verstehen schienen. Sie folgten in der That wie eine Schaar Almosenempfänger ihrem Wohlthäter.

Oberhalb des umfangreichen Bassins besahen wir noch einen schönen Wasserfall, der zwar keineswegs von beträchtlicher Höhe herabschoß, aber einen ungemein pittoresken Anblick gewährte durch die uralten Buchen und Eschen, die knapp an seinen Ufern wurzelten und mit schweren, hundertjährigen Kronen ihn wie mit einem Dome überwölbten, dunkelgrünes Licht herabbreitende Frische und Kühlung beständig erhielt, die die Verdunstung des Quellwassers fortwährend ausströmte. Ueppige Farrenkräuter wucherten auf und zwischen den Felsblöcken, und weiter hinauf, wo sich der Waldeshang erstreckte, hämmerten, sangen und kreischten die Atzeln in den Bäumen und führten daß große herzerfrischende Concerte von der Waldeslust, vollstimmig, wenn auch nicht einstimmig, eifrig, wenn auch nicht takt- und regelrecht auf.

„Das sind meine Concertmeister," sagte der Pfarer, dorthin deutend, „und ich habe so einen Vorzug vor den Stadtleuten. Die haben nur während der Winter Concerte und in heißen, dumpfigen Sälen; ich habe hier acht, neun Monate meine Kapelle gerade in der schönen Jahreszeit und in einem luftigen, hohen Concertsaal. Und zudem kosten sie keine Besoldung und im Winter, ihren Ferienmonaten, wissen sie sich halt anders zu ernähren. Die Stadtkünstler brauchen immer im Sommer ihren Urlaub und treffen im Herbst nicht zur rechten Zeit ein. Darin sind aber meine Musikanten pünktlich, sie erscheinen oft noch früher als ich sie erwarte, — wenn sich der erste warme Sonnenstrahl zeigt, die erste Baumknospe springt und die ersten Insecten sich in der Rinde entpuppen. — — Jetzt müssen wir umkehren," unterbrach der Pfarrer seine Worte und unsern weiten Spaziergang, „es wird Zeit zur Kirche sein."

Auf einem kürzeren Wege kehrten wir ins Dorf zurück und gelangten an den einzeln stehenden, stattlichen Häusern vorüber zwischen Gärtenwänden auf den Platz und zur Kirche. Der Pfarrer gieng in die Sacristei und ich betrat die kühlen und hellen Räume des Gotteshauses. — Wie überraschte mich aber hier der reiche Blumen- und Guirlandenschmuck an Altären, Pfeilern und Fenstern. Die jungen Mädchen des Ortes wetteiferten in dieser prachtvollen Ausschmückung, die jeden Sonntag erneuert wurde, und dies war namentlich des Sommers ihre freiwillige Obliegenheit; im Winter lag es an den jungen Burschen, die Kirche mit Tannenreisern zu verzieren. So erschien das Gotteshaus stets wie ein frischer Wald, es herrschte Kühlung und Duft und nirgends begegnete das Auge düsteren Mauern, modrigen Pfeilern und Simsen. — Es hatte, wie mir der Pfarrer berichtete, nur eines Wortes zur Anregung bedurft, um diesen schönen Wetteifer hervorzurufen und den Tempel festlich auszuschmücken.

Nachdem der Pfarrrr die Vesper celebriert, holte ich ihn in der Sakristei ab. Aber es war hier sehr schwierig, sich ihm zu nähern. Eine dichte Schaar von älteren und jüngeren Frauen und Kindern umringte ihn und ein Jedes derselben schien ein mehr oder minder dringendes Anliegen an ihn zu haben. Mit einer bewunderungswürdigen Geduld hörte er die oft sehr weitschweifigen Erzählungen und Beschwerden, und mit milder, unzerstörbarer Freundlichkeit rieth er hier, gab er dort Auskunft, tröstete, warnte, ermuthigte. Es waren mitunter ganz barocke Zumuthungen, die ihm gemacht wurden. Die Leute setzten voraus, er müsse in allen Fächern, in jeder Wissenschaft unterrichtet und erfahren sein. Da sollte er über Feldwirtschaft, über Leinwandbleichen, über kranke Hausthiere, über Schwaben, Hüftweh, Fieber u. dgl. Rath ertheilen und womöglich Hilfe gewähren. Einzelne mußten ihm ganz Geheimes anzuvertrauen haben, denn mit diesen trat er abseits in einen engen dunklen Gang, der hinter den Hochaltar führte.

Mehr als über eine Stunde dauerten diese Audienzen, und die Leute, denen der Pfarrer gesagt, daß er im vorliegenden Falle ihnen nicht helfen könne, schienen dennoch beruhigter oder befriedigter fortzugehen, nur weil er sie angehört haben mochte. — Er schenkte ihnen Theilnahme und diese diente ihnen statt der Tröstung. — Endlich hatte er sich freigemacht, legte sein Kirchengewand ab — der Küster verschloß Sacristei und Kirche, und ich folgte dem geistlichen Herrn in die Schenke, die jenseits des geräumigen, von alten Linden umkränzten Marktplatzes lag.

Hier scholl uns nicht wie anderswo, durch die geöffneten Fenster lautes Getöse, Geschrei, Lachen und Fluchen entgegen; auch war es nicht jene pietistische Stille und Scheu, wie man sie in den Herbergen der Herrnhut'schen Dörfer antrifft, wo man häufig ermahnt wird, nicht zu lachen und nicht mit dem Krugdeckel zu klappern und wo Niemandem etwas über den Durst verabreicht wird.

Wie mir der Pfarrer geschildert, war die Gesellschaft heiter, vergnügt, ehrbar, ohne Zwang. Die Unterhaltung, die der Schullehrer hie und da anregte, hatte nicht den Anstrich einer Vorlesung, der Jeder zuzuhören verpflichtet ist, sondern sie löste sich in lauter Wechselgespräche auf, und vier-, fünferlei Gegenstände wurden hier und dort verhandelt. Dabei fehlte es nicht an Lachen und Scherzreden, nirgends aber machte sich irgend eine rohe Aeußerung in Ton und Geberde bemerkbar.

Der Pfarrer selbst gab sich nicht für mehr als jeder andere Gast; nie ließ er das Uebergewicht seiner höheren Bildung oder seiner Stellung blicken; auf die häufigen Fragen antwortete er einfach und anspruchslos, nie im Tone der gewichtigen Belehrung, er war hier

der schlichte Dorfbürger wie all die Anderen, er trank äußerst mäßig und auch die Anderen thaten desgleichen, obgleich in der Regel Naturen sich darunter befanden, die schon eine bedeutende Quantität Weines mochten vertragen können. — So saßen wir wohl an zwei Stunden im Kreise guter und gesitteter Menschen und ich muß gestehen, daß ich mich hier ungemein wohl befunden habe, weil sich Alles so naturgemäß, ohne Abweichung und Aufputz entwickelte.

Erst als die Sterne über dem Berge heraufgezogen und im Osten über dem herrlichen Fichtenwald, der die Höhe krönte, die Mondessichel in silberner Klarheit emportauchte, begaben wir uns auf den Heimweg. — Der Pfarrer führte mich wieder einen andern Pfad am Dorfe herum, — wir kamen an einem zweiten Arme des Bergstromes vorüber, den hier Weiden und Erlen umbüschten, und hörten den Gesang zahlreicher Nachtigallen, die im Schatten dieser grünen Dämmerung nisteten. — Es war dies eine wunderbare, feierliche, heilige Nacht; in der Natur nur der Hauch des Friedens, der Ruhe und der Liebe, überall Glanz, Licht und Duft ausgegossen. — Ich hätte so die ganze Nacht hindurch lustwandeln mögen an der Seite des edlen Freundes, in dessen Brust all dieser Glanz und Klang sich abzuspiegeln und wiederzutönen schien.

Babett erwartete uns bereits mit der Abendmahlzeit. — Nach Tische plauderten wir noch eine geraume Zeit; dann wies mir der Pfarrer mein Schlafgemach an.

Theils in Folge der Müdigkeit, theils der so sanften und beruhigenden Erlebnisse schlief ich wie ein junger Gott und erwachte erst, als die Sonne bereits über den Kamm des Gebirges herniedersah.

* * *

Ich trat halb angekleidet ans Fenster. Der Pfarrer war schon im Garten mit seinen Blumen beschäftigt und fütterte die Vögel. Babett deckte den Kaffeetisch in der Laube für mich und sich; der Pfarrer selbst mußte, wie schon erwähnt, des späteren Messelesens wegen nüchtern bleiben.

Während ich noch mit meinem Anzuge beschäftigt war, traten zwei Personen in den Garten: ein junger Ehemann und dessen Schwester. Der junge, hübsche Landmann drehte den Hut in der Hand, die saubere und kräftige Dirne wünschte einen guten Morgen und küßte dem Geistlichen die Hand.

„I, das ist ja der Lorenz,“ rief der Pfarrer, „und die Margareth! Grüß Gott. Was bringt's Ihr mir denn, Ihr guten Leut', und wie geht's denn zu Haus, — der Frau und dem kleinen Kind?“

„Eben deswegen kommen wir,“ sagte der Bauer, „weil's halt recht gut geht, und weil wir nebst Gott dem hochwürdigen Herrn Alles zu verdanken haben.“

„Also der Bub ist gesund, und die Wöchnerin hat sich erholt?“

„Seitdem Euer Hochwürden,“ antwortete das Mädchen, „die Schwägerin und das Neugeborene eingesegnet und das gute Mittel verordnet haben, sind sie Beide wieder ganz hergestellt, — und der Tod saß ihnen halt schon auf den Lippen und wir haben geglaubt, daß wir sie verlieren müßten. Die Schwägerin kann vielleicht schon in ein paar Tagen aufstehen und wird dann selbst kommen, um sich gehorsamst zu bedanken.“

„I, für was denn,“ versetzte der Pfarrer, indem er Beiden abwechselnd die Hände drückte; „Ihr seid so liebe Leut', daß es mir die größte Freud' macht, daß Euch der Himmel geholfen hat. — Da schaut's — der Himmel verläßt die guten Leut' doch nicht und ein inbrünstiges Gebet hat halt doch immer seine Kraft.“

„Wir haben auch,“ hub nun der Bauer an, „Euerer Hochwürden etwas

mitgebracht, wenn Sie halt die Gnad' haben, es anzunehmen. Das möcht' uns eine große Freude machen: denn da erst fällt uns ein Stein vom Herzen."

„Und recht viel, hochwürdiger Herr!" sagte jetzt Babett, die aus dem Hause kam, „haben sie mitgebracht: Eier, Butter, Mehl und Käse; es ist fast zu viel für uns und wir werden's in vier Wochen nicht aufzehren können."

„Ja aber für was denn?" sagte der Pfarrer, die Leute treuherzig anblickend, „ich hab doch gar nichts Besonderes gemacht. Und wenn's gar so viel ist, wie die Babett sagt, so habt Ihr Euch doch sehr angestrengt; Ihr meint's halt gar zu gut mit mir."

„Euer Hochwürden müssen's doch behalten," sagte der Mann, „es wär' wohl ein Schimpf für uns, wenn Sie's verschmähen thäten."

„Der hochwürdige Herr sind doch unser guter Engel gewesen," stimmte das Mädchen ein, „ohne Ihren Trost und Zuspruch und Ihrer Hilfe hätten wir verzweifeln müssen; denn das war eine schwere Entbindung, und so ist der Schwägerin von drei Kindern doch eins geblieben, und der Bub ist recht gesund und wird ganz stark werden."

„Ich sag's auch der Frau," ergänzte der Vater, „er schreit schon wie unser Nachtwächter und wird eine kräftige Brust kriegen. — Also, Herr Pfarrer, dürfen's uns nicht abweisen."

„Wenn's nun schon Euer fester Wille ist und wenn es Euch Freude macht, so nehm' ich die Gottesgabe mit Dank. Ihr wißt ja selbst, daß ich oft starken Zuspruch krieg', und ich und die Babett, wir lassen nichts umkommen. Wenn sich dann ein Armer bedankt, so weiß ich doch mit gutem Gewissen, daß der Dank Euch gebührt. — denn nur so kann ich wieder helfen."

„Ja, wir wissen," sprach das Mädchen, „daß Euer Hochwürden den Armen Alles schenken und da bringt's halt auch uns Segen und Sie erhalten den Gotteslohn, wie Sie ihn verdienen."

„Künftigen Montag," versetzte der Pfarrer bescheiden ablehnend, „lese ich wieder die Messe bei Euch auf dem Filial, und da besuch' ich Euch und betracht' mir die Wöchnerin und das Neugeborene. Ihr könnt sie grüßen und ihr sagen, daß ich mich darauf freu', wie ein Kind. Und sie soll sich nur recht resolut halten, das Schlimmste hat sie überstanden und so ein Kind, wenn's gedeiht und geräth, gibt der Mutter neues Leben. — Also der Himmel behüt' Euch, meine gutherzigen Leute, und seid auch aufrichtig bedankt für Eure Liebe. Wenn ich's Euch nur wieder vergelten könnt'."

„I, Hochwürden," rief das Mädchen, „nicht nur alle Leut' hier, sondern auch wir Alle in unserm Bergdorf stehen ja immer in Ihrer Schuld. Das sieht Jeder ein und weiß, was er von unserem Pfarrer zu halten hat. — Der liebe Himmel muß Sie auch recht glücklich machen."

„Das bin ich ja schon, Kinder!" rief der Pfarrer. — Er reichte ihnen treuherzig die Hand und wandte sich wieder zu seinen Blumen.

Bald darnach gieng ich hinab in den Garten. Ich wollte dem Pfarrer seine stille Seelenfreude nicht stören und nicht merken lassen, daß ich Zeuge des schlichten und treuherzigen Lohnes seiner Tugend gewesen. Aber sein kindliches Gemüth strömte selbst über in dem Geständnis, daß er schon am frühen Morgen Angenehmes und Herzstärkendes erlebt, daß gute Leute ihn zu beschenken gekommen im Gefühle einer Dankbarkeit, auf welche er durchaus keinen Anspruch besitze. So drängte seine bescheidene Seele stets ihr Verdienst in den Hintergrund und empfieng mit brünstigem Segen, ja mit Beschämung beinahe, wie die Gaben des Himmels, so Dank und Anerkennung der Menschen. „Der Himmel thut der Erde Gutes, er überströmt sie aus tausend Segensquellen und

fragt nicht darnach, ob sie dessen auch würdig sei, ob sie seine unendliche Liebe ganz verdiene; so machen es auch reine, brave Menschen, wozu ich die zähle, welche soeben fortgegangen. Wenn erst Alle so handeln werden, dann ist das Eden auf Erden. Und das wird kommen, wenn sich die Menschheit — der Mensch im Großen, dies jüngste und edelste Geschöpf der Erde — nach allem Irren und Kämpfen geläutert und die Vollständigkeit, zu der die Elemente alle in ihm liegen, errungen hat."

Er geleitete mich während dieser Worte in die Laube, wo Babett bereits harrte, die inzwischen auch für die beiden Dorfleute gesorgt hatte. Hier nahm ich in Gesellschaft der Matrone den Kaffee und der Pfarrer gieng indessen ins Haus, um nach seinen Pfleglingen zu sehen, ob ihnen das vorgesetzte Frühstück wohl auch behage. Ohne Zweifel hatte er ihnen auch hier durch Worte seines reichen Gemüthes das Mahl gewürzt.

Als die Zeit der Messe kam und das Glöcklein schon zweimal gerufen hatte, begleitete ich den Pfarrer zur Kirche.

Unter den Andächtigen, die dem Gottesdienst beiwohnten, fiel mir heut besonders ein junges Mädchen auf, dessen Anzug zwar die Dorfbewohnerin errathen ließ, aber viel mehr städtischen Zuschnitt und Eleganz der Stoffe zur Schau trug. Das junge, etwa zweiundzwanzigjährige Mädchen hatte ein reizendes Madonnengesicht von der interessantesten blassen Färbung. Der Schnitt desselben war überaus weich und fein, das Auge dunkelblau und von langen schwarzen Wimpern beschattet, das kastanienbraune Haar über der Stirn gescheitelt, aber unter dem breiten Strohhut in einer Fülle von Locken hervorquellend, die gefalteten Hände zeigten durchsichtige Weiße, die Gestalt, durch das knappe blaue Mieder gehoben, besaß das reinste Ebenmaß. In ihren Mienen lag brünstige Andacht und Ergebung, und dennoch glaubte ich, wenn sie nach einem Blick der großen Augen zum Altare und dem celebrierenden Priester die Lider senkte, ein tiefes, geheimnisvolles Weh in diesem Antlitz zu lesen, aber nicht einen starren Schmerz, im Gegentheil, einen fast glücklich zu nennenden Schmerz, der diese reine Brust nicht mit Todesschmerzen durchwühlt, nein! der wie ein verstandloses Kind mit weichem Finger darin nach und nach alle Blüten zerpflückt und in seiner Grausamkeit meint, dies thue nicht weh!"

Das Mädchen machte einen ungemein fesselnden Eindruck auf mich, — während des ganzen Gottesdienstes wandte ich fast keinen Blick von ihr. Sie war so sehr in ihre Andacht versunken, daß sie zum Glück mein auffallendes Hinstarren nicht gewahrte. — Hier ist ein Räthsel verschlossen, dachte ich, das Du gerne auflösen möchtest und wozu vielleicht der Pfarrer den Schlüssel besitzt. Ihm, der so tief eindringt in Herz und Gemüth seiner Gemeindekinder, kann das Geheimnisvolle, vielleicht Mystische dieser Erscheinung, die so sehr absticht von dem Gewöhnlichen ihrer Umgebungen, nicht entgangen sein. Ich werde ihn befragen; von seltenem Interesse wird auf jeden Fall auch seine Anschauung dieser scheinbar so reinen und in ihrem Innern doch gestörten Natur sein.

Gerne wäre ich, von einer unsichtbaren Macht gedrängt, dem Mädchen gefolgt, ohne selbstbewußten Zweck, als sie nach beendigtem Gottesdienst aufbrach, an der Kirchenthür die weiße Hand in das geweihte Wasser tauchte, um sich zu besprengen, und dann mit leichten Schritten verschwand. Doch ich mußte zu meinem Gastherrn in die Sacristei, wo er seinen Meßornat ablegte.

„Ich werde Sie," sagte er, „bis zum Mittagsessen wohl allein lassen; denn ich habe noch zwei Krankenbesuche zu machen und die armen

Leidenden warten auf mich. Es ist der Geistliche nächst dem Arzt immer ein Trost für sie, und ein Hoffnungsbringer, wenn er auf ihre Beschwerden eingeht, der Schilderung ihrer Schmerzen aufmerksam zuhorcht und ihre Zweifel zerstreut. Man kann einen Kranken ungemein aufrichten, wenn man den ersten Funken der Genesung gewahrt und mit Zuversicht die vollständige Genesung in baldige Aussicht stellt. Darum spreche ich eindringlich vom Jenseits nur mit den hoffnungslosen Kranken, deren irdischer Antheil schon aufgegeben. Mit der Liebe zum Leben suche ich auch die Hoffnung auf das Leben zu erhalten. Der menschliche Organismus ist in den gefährlichsten Stadien selbst einer wunderbaren Schwungkraft und Restitution fähig. Das wissen auch die Aerzte und ich arbeite ihnen so in die Hände. — Inzwischen können Sie sich mit meiner Bibliothek beschäftigen — oder, ein Naturfreund wie Sie, kann sich ja hier durchaus nicht langweilen, — Sie gehen den Waldbach entlang weiter hinauf in die Berge und das Dickicht botanisieren und auf die Insectenjagd. Auf Wiedersehen!"

Wohl hätte ich den Pfarrer auch gerne zu seinen Kranken begleitet, um ihn hier zu beobachten und zu bewundern, wo er den Leidenden gegenüber ja das doppelte Maß von Liebe und Tröstung spenden mußte, mehr als bei den gewöhnlichen Ereignissen. Aber ich befürchtete, auf die Kranken selbst, als eine ihnen ganz fremde Erscheinung, störend oder gar lästig einzuwirken. Ich bin nicht Arzt, um unter diesem Schilde den Leidenden willkommen zu sein, und wie leicht hatten sie nicht dem Priester Gottes und ihres Vertrauens Geheimnisse der Seele zu offenbaren, für keinen zweiten Zeugen bestimmt. Zudem war mir die Wahl der Bergpartie, die er mir ließ, eine höchst angenehme und ich eilte den bekannten Pfad an den Wasserfällen hinauf in der labendsten Baumfrische und umgaukelt von goldenen Streiflichtern, die hier und dort die Sonne zwischen die Blätter und Zweige warf.

Athemlos erreichte ich den Rand des Teiches. — Da stand jenes schöne, interessante Mädchen aus der Kirche, allein, bog sich herab zum Wasser, lockte die Fische und fütterte sie mit Brotkrumen. Ihre Wangen waren vom Gange geröthet, sie war fast überirdisch schön in der Beleuchtung von Waldesgrün und Wellenschein, und durch den süßen Klang der Stimme, mit der sie die Flutenkinder lockte, sie bei Namen nannte, die Größeren ausschalt, wenn sie den Kleinen die Beute wegschnappten. — Noch gewahrte sie mein Kommen nicht. Der Pfad führte mich dicht an ihr vorüber, — ich wollte sie anreden, — die Veranlassung war so äußerst günstig, von ihrem Geschäfte konnte ich ja das Gespräch leicht auf den allgemein verehrten Pfarrer, meinen Freund, lenken, den sie gewiß auch genau kannte; — aber ich weiß nicht, was mir die Brust beengte und drückte, ich fand den Muth nicht dem holden Mädchen gegenüber in dieser Einsamkeit, sie hatte hier für mich etwas Heiliges, Einschüchterndes; — so ließ ich es denn bei einem einfachen Gruße bewenden, der leise beantwortet wurde, dann eilte ich in beklemmender Verlegenheit bergaufwärts in die dichteren Waldesschatten hinein den gewundenen Pfad, bis mir der Athem versagte, und ich mich ermattet unter einer riesigen Eiche auf den Teppich ihrer bemoosten Wurzeln niederwarf.

Ich war auch im Innern seltsam aufgeregt; so oft es in den Büschen rauschte, glaubte ich meine räthselhafte Schöne nahen, so oft ein Waldvogel girrte, glaubte ich ihre Stimme ertönen zu hören und zitterte dabei in einer Art frommer, heiliger Scheu. — So mußte dem Jäger zu Muthe gewesen sein, wenn er seine Waldfee, dies geheimnisvolle Wesen, das ihn von Weib und Eltern riß und ihm

niemals folgen wollte in die Ebene unter Menschen, im tiefen Schattendunkel erwartete. — Sie kam nicht, — und ich war beinahe froh, daß sie nicht kam, jetzt nicht kam, wo mir in meiner Beklommenheit keine Fassung zu Gebote stand.

Nachdem ich kurze Zeit geruht, erhob ich mich und setzte den Weg fort, dort einem Vogel lauschend, einen Schmetterling oder Käfer haschend, oder eine seltene Waldblume pflückend; immer schwebte aber vor mir das reizende Mädchen im weißen Kleid und blauen Mieder, mit dem Strohhut auf dem Lockenkopf, und ihr so keusches, geheimnisvolles Wesen.

Erst als im Dorfe die Mittagsglocke klang, dachte ich an den Rückweg und beschleunigte meine Schritte, um heute nicht etwa meinerseits den guten Pfarrer warten zu lassen. Ziemlich erschöpft langte ich an und trat sofort in das Speisezimmer, wo der Tisch bereits gedeckt war.

Ich wurde heute zum zweitenmale unwillkürlicher Zuhörer eines Gespräches, das der Pfarrer mit einem jungen Paar im Nebenzimmer führte, dessen Thür halb geöffnet war, es war, wie ich sofort aus der Unterredung errieth, verschiedenen Glaubens, das Mädchen aus hiesigem Dorfe Protestantin, der Bräutigam aus einer benachbarten Gemeinde Katholik. Der Letztere war bereit, sich im hiesigen Orte niederzulassen, und sie baten nun den Pfarrer, sie zu trauen, was der jenseitige Pfarrer verweigert und auch das Consistorium abgeschlagen hatte. Der junge Mann hatte unserem Pfarrer, wie ich vernahm, in gutmüthiger Taktlosigkeit, zehn Ducaten geboten, wenn er die Copulation vertreten wollte. Sie drangen und baten äußerst rührend, das Mädchen öfters mit schluchzender Stimme.

„Ihr guten Leute,“ sagte der Pfarrer unter Anderem mit herzgewinnender Sanftmuth, „nehmt Euer Geld nur wieder mit. Ihr müßt ja wissen, daß ich zu Eurem Glück, zu Eurer Beruhigung das Amt umsonst verrichten würde, wenn ich nur dürfte. Mein Herz spricht zwar den Segen über Eure treue Liebe aus, aber meine priesterliche Function vermag das leider nicht auf giltige Weise. Die Landesgesetze und die Gebote der Kirche sind dagegen. Ich habe die Macht nicht, die der heilige Vater besitzt, der schon manchmal Ausnahmen bei hohen Potentaten und sonstigen vornehmen Herrschaften gemacht hat. Das Gleiche wird Euch auch das Consistorium gesagt haben. Wie dauert Ihr mich, Ihr guten Kinder!“

„So sollen wir denn ohne Trost von Euer Hochwürden gehen,“ sagte der Bräutigam, „und zeitlebens unglücklich sein, oder in der Schande leben! Und die ganze Welt sagt doch, daß Sie das beste Herz haben und allen Bekümmerten helfen.“

„Eben darum möcht' ich ja bitterlich weinen, daß ich Euch nicht helfen kann, nicht darf! Schau, Christine,“ sprach er zu dem Mädchen, „ich kenn' Dich ja recht gut und weiß, daß Du brav bist wie Dein Vater, der Steinmetz, den das ganze Dorf liebt, und daß Ihr die einzigen Protestantischen hier seid, und daß Du oft in meiner Predigt gewesen bist und die Worte eines fremden Geistlichen nicht verschmäht hast und andächtig warst jederzeit. Du bist eines der sittsamsten und hübschesten Mädchen, und Er, Ziegler, ist ein braver Mensch, Sein Schulz hat ihm das beste Lob gegeben. Also, warum sollte ich denn nicht zu Eurem Glück, zu Eurer Seelenruhe beitragen? Der Pastor könnt' Euch wohl trauen, sagt Ihr, aber dem Ziegler seine Mutter will expreß eine katholische Copulation, zu einer evangelischen gibt sie ihren Segen nicht. — Na, alten Leuten muß man was zugute halten; sie denkt, sie habe vielleicht im Himmel eben deswegen eine Verantwortung. Aber der Himmel verantwortet selbst alles

Gute, was er verfügt hat, und daß Ihr einander liebt, darin kann ich nichts Böses erkennen. Die himmlische Liebe predigt überall stets die Versöhnung. — Und daß Er, Ziegler, gerad sich in das einzige lutherische Mädchen in unserm Dorf verlieben muß und sie wieder in Ihn, das gehört zu den wunderbaren Spielen des Menschenherzens, die der Himmel zuläßt, die aber freilich auf Erden oft nur Pein und Verfolgung davon tragen und im Jenseits wohl erst ihren Lohn erhalten. — Eure Liebe kann ich nicht verbieten, liebe Kinder, aber den priesterlichen Segen darf ich Euch nicht geben; — seid Ihr mit meinem Segen, dem Segen eines guten Menschen zufrieden, er soll Euch werden zu Eurem Herzensbunde, wenn ich darüber auch eine Gewissenssünde begehe. — Könnt Ihr von einander nicht lassen, so wird Euch Gott vergeben, und die Menschen werden um Eurer Treue willen und wenn Ihr durch Eure Verbindung ein Exempel des Fleißes und der Verträglichkeit gebt, über Euch milde richten.— Und mit Seiner Mutter, Ziegler, will ich schon sprechen und will sie zur christlichen Nachsicht und Vergebung stimmen."

„Aber die Schande, hochwürdiger Herr," meinte das Mädchen, „und die Verachtung der Menschen —"

„Schande," erwiderte der Pfarrer, „ist auf Erden eigentlich nur das, wessen man sich vor Gott zu schämen braucht. — Ihr werdet Euch hier niederlassen —: die Leute hier im Ort sind alle gut, für die steh' ich, und ich werde schon nach Kräften sorgen, daß Euch kein scheeler Blick, kein höhnendes Wort treffen soll. Ueber den Unverstand — sollt' er Euch schelten — müßt Ihr Euch mit Eurem guten Gewissen im Namen Eurer beiderseitigen Liebe hinaussetzen. Ihr habt die Gesetze, die Euren kirchlichen Bund verhindern, nicht gegeben, und Eure Liebe ist nicht aus dem Trutz gegen diese Gesetze entsprungen; sie ist von selbst gekommen, wie in der Natur der Frühling kommt und wie die ersten Rosen kommen. — Freilich, Ziegler," fuhr er nach einer Pause fort und man hörte es der bebenden Stimme an, wie schwer ihm das strengere Wort wurde, „wenn Er mir ein Kind zur Taufe bringt, so werde ich's taufen im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit, aber bei der österlichen Beichte werde ich Ihn auch als christkatholischer Priester mit Ernst auf das Geschehene aufmerksan machen, werde es eine Sünde nennen müssen und Ihn zur Reue mahnen. Möge Ihn dann die treue Liebe seines Weibes trösten. Ueber sie habe ich als Priester keine Gewalt, aber was ich für sie anderweit freiwillig habe, das ist eine gute Gesinnung von ihr und fromme Wünsche für ihr Heil. Der Vater Sander darf schon manchmal lieben und segnen, wo der Pfarrer Sander nicht darf!"

„Ich wünsch' der Mutter," sprach der Bräutigam schon großentheils beruhigt, „ein recht langes Leben; wenn sie aber das Zeitliche segnet, so soll der Christine ihr Geistlicher uns copulieren: er ist auch ein frommer Herr, und die Gesetze erkennen ja auch eine solche Verbindung an."

„Und ich will dabei," betheuerte der Pfarrer, „wenn's Euch lieb ist, assistieren; das darf ich."

„Aber jetzt, Hochwürdiger!" rief das Mädchen mit erhobener Stimme, „bitten wir um Ihren Segen, und den Segen, wie Sie ihn gemeint haben — so aus Ihrem Herzen — und —"

„Ja," stimmte der junge Mann ein, „der wird uns beruhigen und stärken und uns Muth geben, wenn doch etliche Leute über uns den Stab brechen sollten. Wir wissen halt doch, daß Sie, der beste Mensch, uns nicht verdammen und Ihr Fürgebet bei Gott wird uns Heil bringen."

„Ja," rief der Pfarrer mit erhobener Stimme, „im Namen des allbarmherzigen und allgütigen Gottes segne ich Euch und Euren Wandel,

ich schwacher Mensch, und flehe, daß mein Gebet erhört werde!"

Sie knieten vor ihm nieder, er legte seine Hände auf ihre Häupter und sprach leise das Gebet, während reichliche Thränen der Rührung aus seinen Augen auf sie niederströmten.

„Amen!" sagte er, indem sie sich erhoben, „und jetzt geht ruhiger und getrösteter nach Hause und baut in Allem auf Gottes Güte. — Ich halte mein Wort, Ziegler, ich spreche mit Seiner Mutter noch morgen und will sie schon zur Versöhnung und einer milderen Ansicht stimmen. Auch mit dem dortigen Herrn Pfarrer, meinem Herrn Amtsbruder, will ich ein freundliches Wort sprechen. — Habt nur Muth! Lebt wohl!" — Er entließ sie.

Als die jungen Leute an mir vorüber durch das Speisezimmer schritten, hatte ich Gelegenheit, sie näher zu betrachten. Es war ein überaus hübsches Paar, das zu trennen eine Grausamkeit gewesen wäre: der junge Mann frisch, offenen Gesichtes und voll Zuversicht und Gutmüthigkeit in den Zügen; die Braut eine feine schlanke Gestalt, mit blassen, aber interessanten Gesichtszügen, die man fast schön nennen konnte, voll züchtiger Ergebenheit in ihrer ganzen Erscheinung.

Bald darnach trat der Pfarrer zu mir herein, noch glänzte es feucht in seinen herrlichen Augen. „Diesmal," sagte er, bei meinem Anblick den heitern Gesellschaftston wieder annehmend, „habe ich Sie abermals warten lassen müssen, aber die guten Leute konnte ich unmöglich ohne gründlichen Trost gehen lassen."

„Ich habe unwillkürlich," versetzte ich, „Ihre Unterredung belauscht, und danke Ihnen auch in meinem Namen für deren Inhalt. Würde überall so die Versöhnung gepredigt, es stünde besser um die Menschheit. Die Liebe schafft reicher und baut fester als alle Gesetze der Weisheit und der politischen Berechnung."

Wir setzten uns zu Tische. Der Pfarrer antwortete nichts auf meine Bemerkung, er schien auch das indirecte Lob nicht auf sich zu beziehen. Er verrichtete das Tischgebet, dann während des Essens kam er doch, noch lebhaft erfüllt, auf die Situation der jungen Leute zurück, ohne jedoch die bestehenden Landesgesetze und kirchlichen Hemmnisse einer Kritik, die äußerst nahe lag, zu unterwerfen.

„Mit den Leuten im Dorfe," sagte er unter Anderem, „komm' ich schon ins Reine wegen des Verhältnisses der jungen Personen. Da soll sie mir Keiner schelten, hoffe ich. Sie müssen es anerkennen, daß der Ziegler ohne den Segen seiner alten Mutter die jenseitige Trauung nicht gewählt hat, daß er diesen Muttersegen so hoch hält. — Aber mit der alten Frau werde ich wohl eine saure Arbeit haben, denn da ist zugleich eingewurzeltes Vorurtheil bei sonstigem frommen, festen Glauben zu bekämpfen und es sind viele Scrupel zu überwinden. Indessen, je schwieriger die Aufgabe, um desto getrosteren Muthes muß man ans Werk gehen, und herzlich freuen soll es mich, wenn nur eine leidliche Versöhnung zwischen der Mutter und den Kindern zustande kommt: ich rechne dabei stark auf das Mutterherz."

Mehrmals während der Tafel war ich im Begriffe, mich nach dem jungen Mädchen zu erkundigen, das mein Interesse so lebhaft in Anspruch genommen, aber der Pfarrer verfolgte in seiner Unterhaltung fast ausschließlich die Angelegenheit des gemischten Brautpaares, so daß ich fühlte, es arbeite in ihm an Entwürfen zur gänzlichen Zufriedenstellung und Beglückung desselben.

„Wie Sie auch über mich denken mögen, lieber Freund," sagte er schließlich, — „Sie haben Alles mitangehört, und wenn ich auch Tadel verdiene, auseinanderreißen konnte ich diese Herzen nicht!"

(Schluß folgt.)

Der betrogene Betrüger.

Ein nacherzähltes Kärntnergeschichtel.

Zur Zeit, als Napoleon der große — Menschenverächter unser liebes Oesterreich französisch machen wollte und mehrere Alpenländer schon gewonnen zu haben glaubte, wurde in einem kärntnerischen Dorfe ein Ehrenmann zum, sagen wir: französischen Bezirkshauptmann gemacht. Der Ehrenmann war zwar urdeutschen Geblütes, aber er dachte: besser ein französischer Herr, als ein deutscher Bettler. Uebrigens dachte er weder ans Deutsche, noch ans Oesterreichische, noch ans Französische, noch ans Römische, noch ans Kärntnerische, sondern weislich und fürsorglich nur an sich selber. Seine Politik war das Geld, seine Religion war das Geld, seine Vaterlands- und seine Menschenliebe war das liebe Geld. Wenn ich genug Geld habe, so mochte er denken, dann bin ich so hoch geehrt wie der Kaiser Franz, so heilig wie der Papst, so mächtig wie der Napoleon. Wer kein Geld hat, der ist ein Lump.

Nun, Du braver Hauptmann Krausel, wenn wir französischer Bezirkshauptmann sind, da läßt sich allerlei machen, aus Steinen kann man Thaler schlagen, aus Ochsen Butter melken und aus dummen Bauern kann man . . . nun wir werden ja sehen. Er war zwar selber ein Bauer, der Hauptmann Krausel, um so besser, so weiß er, bei welchem Thürlein man dem Bauer ins Haus und in die Seele steigen kann. Hineinsteigen als guter Freund, herausschleichen als . . . . nun wir werden ja sehen.

Der Hauptmann Krausel hatte einen Nachbar, das war der Hans Rothpelz. Der Hans war ein Mensch nach dem alten Schlage, hielt nichts auf den französischen Schwindel und sein Stolz und seine Zuversicht war der Kaiser Franz. Mit dem Kaiser Franz hatte der Hans Rothpelz sogar einmal gesprochen, und wenn er dereinst sterben wird und der Engel fragt seine arme Seele: Was hast Du Gutes gethan auf Erden? so wird der Hans getrost antworten: Ich habe einmal mit dem Kaiser Franz gesprochen. Alsdann wird der Engel sagen: Meine Achtung! und wird ihn ins Himmelreich führen. Gewesen war's bei einer Abordnung wegen eines Waldprocesses, den seine Gemeinde mit dem Burggrafen hatte. Also reiste der Hans mit noch zwei Anderen nach Wien und er war der Sprechwart. Als er aber inmitten der unerhörten Pracht vor dem Kaiser stand, da fiel dem Hans nichts ein. Der Kaiser schaute ihn an und er schaute den Kaiser an und fiel ihm nichts ein und war's, als hätte er die Gehirnlähmung. Doch so viel dämmerte dem Kärntner Bauern, gesagt mußte was werden, und zwar etwas Höfliches, daher machte er den Mund auf und schrie den Kaiser an: „Aber ausschaun thun Sie sehr gut!“ — Weiter verlautet uns nichts von derselbigen Audienz, wir hoffen, daß sie die besten Folgen gehabt haben wird. Auf jeden Fall war und blieb dem Bauer Hans Rothpelz die Erinnerung, daß er mit dem Kaiser Franz gesprochen habe, das Licht seines Lebens.

Weil der Hans also ein guter Oesterreicher war, so versteht es sich von selbst, daß er seine guten österreichischen Silberzwanziger und Silber-

gulden und Silberthaler vor den französischen Klauen zu bewahren suchte.

Der Hauptmann Krausel wußte es, daß sein Nachbar Hans Geld hatte, aber er wußte nicht, wo und wie viel, und er sann auf Mittel und Wege, mit demselben Bekanntschaft zu machen.

Eines Tages, als der Hauptmann den Hans auf der Gasse begegnete, gesellte er sich zu ihm und sagte: „Du schaust halt immer vergnüglich drein, Nachbar!"

„Warum denn nicht?" fragte der Hans Rothpelz, „das Traurigsein verdirbt den Magen, und verdorbener Magen macht noch trauriger."

„Du denkst halt immer klug, Nachbar," meinte wieder der Hauptmann Krausel. „Daß ich Dir's nur gestehe, ich trau dem Landfrieden nicht. Wir kriegen heuer noch einen Rummel, der größer ist, als alle bisherigen. Denke an mich, Freund. Nichts wird mehr sicher sein. Das Vieh werden sie uns aus dem Stall treiben, das Korn vom Kasten tragen und die silbernen Ketten werden sie unseren Frauen vom Hals zwicken. Wirst es sehen."

„Die Franzosen?"

„Die Franzosen oder die Kaiserlichen oder unsere Leute selber, es ist alles eins, wir werden ausgeraubt!"

„Mein Gott, Du drehst mir den Magen um, mit Deinem Reden. Was soll man denn machen?" so der Hans.

„Das Klügste wäre," antwortete der Hauptmann, „alle Fahrnisse verkaufen und das Geld irgendwo sicher vergraben."

Der Hans blieb stehen und sagte: „Hauptmann, das ist kein schlechter Gedanke. Und wenn der Kaiser Franz obenan ist, nachher graben wir das Geld wieder aus."

„Ich wüßte einen guten Platz, wo kein Mensch hinkommt, wo es ganz sicher ist. Nachbar, vergraben wir miteinander unseren Sparpfennig."

„Das thut mich wohl gefreuen von Dir," sagte der Hans gerührt und dachte: Es ist viel wert, wenn man so Einen zum Freund hat. Er weiß Alles und ist fürsichtig. Dann gieng er heim, verkaufte eine Kuh mit dem Kalb, sechs Säcke Korn und ein Bündel Wolle. Mehr brachte er nicht an Mann.

Das Geld that er zu seinem übrigen Baaren und kam damit zum Hauptmann Krausel. Jetzt thäte er halt bitten, er wäre mit seinem Sachel bereit.

„Gescheit bist, Nachbar!" antwortete der Krausel. „Wenn's finster wird, gehen wir."

Und so war's, als es finster ward, giengen sie. Schlichen mit ihren Säcken, in welchen eiserne Töpfe waren, am Raine hin, schlugen sich in die Büsche und stiegen hinab in die Waldschlucht. Dort wußte der Hauptmann Krausel zwischen Felsblöcken und Dorngestrüppen einen verborgenen Ort. Und feierlich, als ob sie ein Grab grüben für Jemanden den sie lieb gehabt, also scharrten sie ein tiefes Loch aus und senkten die eisernen Töpfe hinab, daß einer neben dem andern stand, trautsam wie ein Ehepaar. Aber ein unfruchtbares, denn ein vergrabener Schatz trägt keine Zinsen. „Besser das Capital allein gerettet, als mitsammt den Zinsen verloren," sagte der Krausel, das war die Grabrede gewesen und hernach giengen sie von dannen. An der Linde vor dem Dorfe, wo sie sich trennen sollten, nahmen sie sich gegenseitig den Eid ab, die Stelle niemandem zu verrathen; der Krausel hob bei diesem Eide alle zehn Finger auf, kräftiger kann man nicht mehr schwören.

Der Hans Rothpelz war nun beruhigt, aber nicht auf lange. In einer Nacht hatte er einen schweren Traum, so schwer, als ob zwei volle Eisentöpfe ihm auf der Brust stünden. Das kam ihm verdächtig vor. Wie können die Töpfe ihm auf der Brust stehen, wenn sie in der Waldschlucht wohl begraben sind? Oder sollten sie gar nicht mehr dort sein? Wenn vergrabene Erbsen

aus der Erde hervorwachsen, warum nicht auch vergrabene Thaler? — So unheimlich ward dem Manne, daß er eines Abends spät in die Schlucht gieng und nachgrub, um zu sehen, ob die Schätze wohl ruhig schliefen. Und fand — das Nest leer.

Das ist sauber! Hans Rothpelz, jetzt sind wir geprellt. Aber nur den Kopf aufrecht! Das Geld hat kein Anderer als der Hauptmann Krausel. Der hat uns auf solch feine Art unseren Nothpfennig herausgelockt. O Du verdammter Schelm! — Aber wenn wir jetzt zu ihm gehen und ihn scharf anpacken, so läugnet er den ganzen Teufel ab und läßt uns noch in den Kotter stecken. Natürlich, bei den unruhigen Zeiten kann ja auch wer Anderer nachgegraben und das Geld gestohlen haben und die welschen Beamten, die mit dem Hauptmann unter einer Decke dächteln, helfen ihm aus und drücken uns in die Schlammaß! — Was ist da zu machen?

Der Hans Rothpelz sinnt nach. Wenn bei diesem Spiel die List erlaubt ist, so werde es halt auch ich damit probieren. Er scharrt das leere Loch wieder zu, thut dürres Laub und Moos darüber und geht heim. Am nächsten Tage besucht er freundlich und vertraulich den Hauptmann Krausel. Der ist etwas unwirsch, als hätte er nicht Zeit, und der Nachbar möchte ein anderesmal kommen.

„Ich kann auch ein anderesmal kommen," sagt der Hans. „Ich hab Dir nur sagen wollen, Kamerad, daß mir angst und bang ist. O guter Kaiser Franz, die Zeit wird immer kritischer! Vor ein paar Tagen haben sie mir meinen ganzen Hühnerstall ausgeplündert. Nächstens, fürcht' ich, gehts an's Rindvieh. So hab ich heute mein letztes Paar Ochsen verkauft, und das Geld dafür, im Haus ist's nicht sicher, so möchte ich's halt gleich zu dem andern thun, in der Schlucht. Was meinst dazu?"

Allsogleich war der Hauptmann süß wie eine überreife Feige. Neue Hoffnung gieng ihm auf.

„Klug bist, Nachbar, immer klug!" lachte er und hieb ihm die Hand auf die Achsel. „Trag's nur Alles hinaus, was Du hast, ich geh gern mit. Nur heute hab ich nicht Zeit, Du siehst den Tisch voller Fetzen da. Die müssen heute noch aufgearbeitet werden. Morgen wenn's finster wird erwarte mich hinter der Linde am Rain."

„Gut ist's," sagte der Hans.

„Recht ist's," sagte der Krausel, „und jetzt sei so gut und fahr ab."

Als der Nachbar fort war, rieb der Hauptmann sich vergnügt die Hände. Werden wir halt einen neuen Fang machen, mein lieber dummer Hans! — In der nächsten Nacht trug er mit harter Mühe die beiden inhaltsschweren Töpfe wieder hinaus in die Schlucht und vergrub sie an der bestimmten Stelle.

Und an dem darauffolgenden Abende giengen beide zusammen. Der Hans trug sein Säcklein mit Silbergeld. „Bei der Gelegenheit," sagte er, „können wir gleich nachsehen, ob das Geld nicht etwa rostet."

„Keine Sorg," antwortete der Krausel. „Silbergeld rostet nicht."

Sie kamen zur Stelle. Durch das Baumgezweige nieder blickte das Mondlicht, aber den beiden Männern war nicht romantisch zu Muthe, sie hatten — und jeder in seiner Art — weltlichere Gefühle. Sie scharrten die Grube auf. Da standen die Töpfe unversehrt mit ihrem Inhalte, wie sie einst hineingestellt worden.

„Ja, ja," sagte der Hauptmann, „der Erdboden ist freilich die verläßlichste Sparcasse. Siehst Du, Kamerad, wie Alles in bester Ordnung ist!"

Der Hans Rothpelz stand ein Weilchen wie sinnend da. Plötzlich sagte er: „Weißt Du was, Hauptmann, mir gefällt's doch nicht ganz. Das Silber kann freilich nicht rosten,

aber die Eisentöpfe können rosten, und das taugt auch dem Silber nicht. Ich will doch lieber meinen Theil mit heim tragen, vielleicht finde ich anderswo ein trockenes Platzel dafür. Und wenn's schon sonst gar nicht geht, so schicke ich es dem Kaiser Franz. Da d'rin laß ich's auf keinen Fall. Man kann nicht wissen...."

Nahm seinen Schatz heraus und eilte damit rasch davon.

Der Hauptmann Krausel stand da, der Mond lugte auf sein sehr länglich gewordenes Gesicht und lachte ihn aus. R.

Thorheit.

Von Rudolf v. Payer.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der wuchs auf, einsam, ohne Geschwister, ohne Gespielen. Und doch war er selten allein. Wenn alle Andern, auch Vater und Mutter, das Zimmer verlassen hatten und trauliche Stille herrschte, dann legte er sein Spielzeug bei Seite, setzte sich in einen verborgenen Winkel und schloß die Augen. Er wußte wohl warum. Denn es dauerte gar nicht lange, so gieng leise, leise, die Thüre auf, und an der Schwelle erschien eine Frauengestalt, schön wie der Frühlingsmorgen. Um ihr Haupt wallte ein Schleier, wie aus Thauperlen gewebt. Die gaben so buntfärbigen lichten Schein, viel schöner als der große Regenbogen, den der Vater neulich dem Knaben am Himmel gezeigt hatte. Mit ihr aber drang er in die Stube wie Frühlingshauch und Waldesduft, auch wenn draußen der Regen an die Fensterscheiben klopfte oder die weißen Flaumfedern lustig vom Himmel tanzten.

Sie brachte einen Baukasten mit, dessen Steine waren aus lichtem Krystall und wollten schier kein Ende nehmen. Damit half sie dem Knaben einen Thurm bauen, der wurde immer höher, wuchs endlich sogar zur Stubendecke hinaus und bis in den blauen Himmel hinein, wo der liebe Gott wohnt und die Englein mit den Sternschnuppen Fangball spielen und auf Sonne, Mond und Planeten Ringelspiel reiten.

Dort spielte der Knabe auf der großen Himmelswiese mit den kleinen Englein, die noch nicht zur Erde hinabfliegen dürfen, weil ihre Flügel noch nicht stark genug sind, sie wieder gen Himmel emporzutragen. Der liebe Herrgott aber sah von seinem hohen Thronsessel lächelnd zu und hatte seine Freude dran.

Eines Tages, als die weiße Frau wieder kam, bat der Knabe: „Sage mir doch Deinen Namen, damit ich morgens und abends für Dich beten kann, denn die Mutter sagt, für alle Menschen, die uns Gutes thun, müssen wir beten, damit der liebe Gott es ihnen vergelte."

„O, frage nicht, liebes Kind!" antwortete die Frau, „wenn Du einmal meinen Namen weißt, dann darf ich nicht mehr zu Dir kommen." Darob wurde der Knabe sehr traurig. Aber er hat sie seither nicht mehr gebeten.

Da kam der Geburtstag des Vaters heran. Die Mutter lehrte den Knaben ein schönes Geburtstag-Verslein; er aber wollte dem lieben Vater ein viel lieblicheres Angebinde darbringen. Er bat die weiße Frau: „Komm doch auch

einmal zu meinem Vater, heute wenigstens, an seinem Geburtstage, und spiele mit ihm."

„Auch bei Deinem Vater war ich oft," sagte die Frau, „freilich ist es schon lange her, und Vieles ist anders geworden seither. Aber zu den Erwachsenen darf ich nicht kommen, sie weisen mir die Thüre und nennen meinen Namen: Thorheit."

„Die armen Erwachsenen," dachte der Knabe, und er dachte es auch, als man ihn eines Abends für schlafend in einer Sophaecke liegen gelassen hatte, während der Vater mit einigen Freunden am Tische saß und mit ernster Miene über ernste Dinge sprach. „Die armen Erwachsenen! Sie können nicht fröhlich sein wie die Kinder, und auch die weiße Frau darf nicht zu ihnen kommen."

Aber auch er wurde mit jedem Tage älter, und einmal mußte ja auch er erwachsen sein; und dann ...

Das wollte ihm schier die Kehle zuschnüren, und in der Angst seines Herzens schrie er laut auf: „Ich mag nicht erwachsen sein!"

Einer der Herren, ein Arzt, trat auf ihn zu, legte seine Hand auf die heiße Stirn und sagte dann: „Das Kind hat das Scharlachfieber."

Und wirklich bekam er zur selben Stunde das Scharlachfieber.

Der Knabe wurde zum Jüngling. Er trat hinaus über die Schwelle des Vaterhauses, und in seinem hellen, ungetrübten Auge spiegelte sich die Welt in sommerlicher Farbenpracht. Viel Herrliches gab's da an Natur und Menschen, und wo er es sah, dort sank er hin in andachtsvoller Bewunderung. Ihn kümmerte nicht, ob die Andern dran etwas zu nergeln fanden. Aber auch mancher Schlechte und Gemeine schritt mit frecher Stirn im Tageslicht einher. Die Andern giengen achselzuckend vorüber und meinten: „Was mich nicht brennt, das lösche ich nicht." Er hätte gern mit dem Cherubsschwert dreingeschlagen und knirschte in seiner Ohnmacht.

Wer ihn sah, der schüttelte lächelnd den Kopf und sprach mit Nachdruck das Wort: „Jugendeselei." Er aber achtete nicht darauf.

Mitunter freilich dachte er: „Wie, wenn Jene doch nicht ganz unrecht hätten?" Und dann fühlte er eine Oede in seinem Herzen, gleich der Oede einer Polarnacht. Aber es gieng vorüber, und die Sonne der Begeisterung leuchtete und wärmte wieder.

* * *

Es war in einem Saale, da brannten viele hundert Kerzen, und viele Menschen, Damen und Herren in festlichen Kleidern, wogten in buntem Gedränge auf und nieder. In einer Fensternische aber stand ein schönes Weib und sah träumerisch zum Abendhimmel empor. Zu ihr trat jetzt der Jüngling. Er faßte ihre Hand und flüsterte ihr mit fliegendem Athem zu: „Ich liebe Dich!" ...

Vor der Glut, die aus seinem dunklen Auge brach, war sie schier einen Schritt zurückgewichen. Dann aber sagte sie milde: „Josef! Sie sind wirklich noch ein Kind, aber eben darum verzeihe ich Ihren Ungestüm. Sie müssen mir aber versprechen, diese Scene nie mehr zu wiederholen."

Er stürmte hinaus in die Abendkühle, und als er über den knirschenden Kies der Gartenwege schritt, entrang sich seiner Brust ein tiefer Seufzer: „O, wär' ich erwachsen!"

Da war ihm, als sähe er am Ende des Laubganges die weiße Frau, die Gespielin seiner Kindheit, sich nach ihm umwenden und ihm mit der Hand den Abschiedsgruß zuwinken. In ihrem Auge schimmerte eine lichte Thräne. Er aber sah ihr gleichgiltig nach.

Am andern Tage erwachte er, als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand. Als er in den thaufrischen Morgen hinaustrat, war ihm ganz seltsam zu Muthe. Er kannte sich

selbst nicht mehr. Früher war er immer entweder heiter oder traurig gewesen. Heute war er keines von beiden. Er fühlte sich nicht so namenlos unglücklich, aber auch nicht so wonneselig wie vordem. Ruhig gieng er an sein Tagewerk, theilnahmslos sah er dem Treiben der Menschen um sich her zu.

„Es ist höchste Zeit, daß er endlich einmal zu Verstand gekommen," sagten die Leute, welche die große Veränderung wahrnahmen. „Schon vierundzwanzig Jahre alt und noch immer ein Kind!"

Wenn er aber dem harmlosen Spiel einer fröhlichen Kinderschaar zusah, wenn er sah, wie sie lachten und weinten in Lust und Schmerz, dann zog es ihm das Herz zusammen. Er hätte weinen mögen, aber nur Kinder weinen. Er war ja erwachsen.

Eines Tages stand er auf der Höhe der Stadt und schaute noch Süden. Aus nebelgrauer Ferne schimmerten die Gletscher und Firnen herüber, und er wußte selbst nicht, wie es kam, er mußte an den Schleier der weißen Frau aus seiner Kindheit denken. Sehnsüchtig breitete er die Arme aus nach der Ferne. Aber die Berge rührten sich nicht. Da machte er sich auf den Weg und wanderte fort, viele Meilen weit, ins Hochgebirge hinein.

Gar bald verließ er die Pfade, die der Jäger und der Hirte wandelt in des Tages Arbeit. Er stieg empor in Felsspalten und Rinnsalen, bis dorthin, wo der Apollofalter die Alpenrosen umgaukelt und das zarte Edelweiß aus den Steinritzen hervorlugt. Der dunkle Föhrenwald, der so manche Strecke sein treuer Begleiter gewesen war auf der Wanderschaft, war schon lange wegmüde zurückgeblieben. Dafür aber hatte sich stacheliger Wachholder und zähes Krummholz eingefunden und klomm mit ihm den beschwerlichen Pfad hinan.

Auf einem scharfen Grat machte unser Wanderer Halt. Er schaute hinab ins Thal und schaute hinauf zum Gipfel. Droben stand die weiße Frau. Ihr Schleier flatterte im Winde und ihr Antlitz lächelte ihm freundlich zu. Durch sein Herz aber zog ein Wonneschauer, wie noch nie, seit sie von ihm Abschied genommen.

Da hörte er plötzlich einen schüchternen Hilferuf, gar nicht weit von der Stelle, wo er stand. In waghalsigem Laufe eilte er über das Gerölle nach der Richtung, aus der jener Ruf zu kommen schien. Doch, wie bezaubert blieb er stehen, als er um eine vorstehende Felsecke bog. Er traute seinen Augen nicht. Dort, an schier unzugänglicher Stelle, klammerte sich ein holdes Mägdlein an einen überhängenden Krummholzstrauch und sah wehmüthig nach, wie der Bergstock und das Lodenhütlein mit dem grünen Bande lustig zur Tiefe kollerten.

Den fremden Mann traf ein Blick aus den großen blauen Augen, hilfeflehend und doch wieder trotzig. Sie schämte sich, um Hilfe gerufen zu haben. Aber in seinem treuherzigen Auge war nichts zu erkennen von Spott oder Schadenfreude. Da ergriff sie die starke Hand ohne Zagen und stützte ihren Arm auf seine Schulter. So stiegen sie hinab auf dem gefahrvollen Pfade, über den nur die Gemse sich flüchtet vor dem Geschoß des Jägers. Er aber schaute in ihr tiefes Auge und vergaß darüber den Abgrund, an dem sie vorbeigiengen.

Drunten, auf der kleinen Alpenmatte, stand des Mägdleins Vater. Den Führer seiner Tochter kannte er gar wohl, der war sein Schüler gewesen in noch nicht zu fernen Tagen. Und, „Ihr thörichten Kinder," war Alles, was er zu sagen vermochte, in Schmerz und Freud über das ungehorsame Kind.

Da freute sich der Jüngling, daß man auch ihn thöricht schalt und ein Kind.

Und er ist ein Kind geblieben im Herzen, bis sie ihn mit weißem Bart

und Haar in die Grube senkten. Das aber dankt er der grünen Alpe und dem blonden Mägdlein, die er beide so innig ans Herz geschlossen hatte und nimmer verließ sein Leben lang.

Und die weiße Frau? Viele meiner Zuhörer werden ihren Namen errathen haben. Die es aber nicht können? Je nun, denen hab' ich halt ein Märchen erzählt.

Persönliche
Erinnerungen an Robert Hamerling.

Von P. K. Rosegger.

(Schluß.)

An der Schwelle der letzten Station glaube ich noch einen Rückblick machen zu sollen auf seine Krankheitsgeschichte, die er freilich selbst in den „Stationen" näher angedeutet hat. Da aber manche seiner Charaktereigenschaften nur durch seine Krankheit, und diese vielleicht in gewissem Sinne durch seine Charaktereigenschaften erklärbar ist, so fällt der körperliche Zustand des Dichters, und manche seiner gelegentlichen Aeußerungen darüber, für das Verständnis Hamerlings sehr ins Gewicht. Geordnete Berichte über seine Krankheit kann ich nicht geben, das kann kein Mensch, nicht einmal der Arzt, denn er hatte keinen gehabt.

Ich habe ihn nie gesund gesehen, er war schon viele Jahre lang krank gewesen, bevor ich ihn kennen gelernt hatte. In der ersten Zeit meiner Bekanntschaft klagte er häufig über Rheumatismus und schlechten Magen. Sein Leben und seine Diät war im höchsten Grade regelmäßig und ängstlich und wie ich glaube, durchaus dem Zustande entsprechend. Allmählich begann er von Darmkatarrh zu sprechen, war aber zu keiner Cur zu bewegen. Im Jahre 1872 wurde ich von einer ihm nahestehenden Persönlichkeit das erstemal ersucht, ihn zur Annahme eines Arztes zu bestimmen. Ich dachte, daß das bei einem Leidenden ein Leichtes sein würde, schlug sogar selbst einen bestimmten Arzt vor, kam damit aber schön an! In einer ziemlich heftigen Weise machte er mir meinen Standpunkt klar, daß ich mich um mich selbst bekümmern möge. In einem seiner Briefe hierüber heißt es:

„Daß ich bisher keinen Arzt gerufen, hat seine guten Gründe. Ich kenne die medicinische Wissenschaft und kenne die Aerzte, ich habe mit ihnen Zeitlebens die unglaublichsten, traurigsten Erfahrungen gemacht. Ich weiß genau, wann und wo ein Arzt wirklich etwas helfen kann und wo nicht. Ich kenne genau meinen Zustand und die Mittel, die man anwenden kann. Er gehört zu jenen, bei welchen die strengste Diät und rationellste Haltung des Kranken Hauptsache, medicinische Modetränklein aber überflüssig sind. Also kein Attentat mehr auf meine persönliche Freiheit, lieber Rosegger! Ich müßte es als eine Beleidigung aufnehmen.

Ihr ergebener

Hamerling.

Graz, am 1. Februar 1872."

Freilich folgte diesem Schreiben sehr bald ein weiterer Brief, in welchem er sich ob seiner Heftigkeit entschuldigte. Wie viele rührende Brieflein der Abbitte besitze ich von ihm und es war nichts abzubitten, nur vielleicht ein- oder zweimal ein Mißverständnis aufzuklären. Größeres Bedenken macht es mir, ob nicht ich ihm manchmal, aber freilich unwissentlich, wehe gethan habe.

Eine schlechte Zeit für ihn war der Sommer 1878, wie er sich überhaupt zur Sommerszeit unwohler fühlte als im Winter. Da schrieb er mir viel über sein übles Befinden, hatte aber noch die Absicht, es einmal mit dem Krieglacher Klima zu versuchen. Mündlich wurde sein Leiden zwischen uns fast bei jedesmaliger Zusammenkunft besprochen. Hier theile ich vor Allem nur das mit, was mir über seine Krankheit von ihm schriftlich vorliegt. Aus dem Jahre 1880 finde ich einen Brief, in welchem er mir von seinem Stiftungshause aus mittheilte, daß er an einer kleinen Rippenfellentzündung darnieder liege.

Im Mai 1880 schrieb er:

„Mein Befinden ist nach der gewöhnlichen winterlichen Erfrischung auch wieder ganz elend; das unbeschreibliche körperliche Mißbehagen, das mir die Sommerzeit immer bringt, kündigt sich diesmal ungewöhnlich früh und mit einer Heftigkeit an, die mich ängstigt. Mein Allgemeinbefinden ist sehr oft das eines Schwerkranken und ich weiß nicht, soll ich es beklagen, oder mich darüber freuen, daß der eigentliche Herd des Uebels sich noch nicht angeben läßt. Dieser Zustand lähmt meine Thätigkeit und macht allen guten Willen zu Schanden. Meine Studien schreiten noch so leidlich vor, aber zum Schaffen vermisse ich die rechte, volle Kraft. Sie müssen deshalb fort und fort Geduld mit mir haben und mir auch für den August-Beitrag (zum Heimgarten) wieder eine oder zwei Wochen Frist zugeben. Wir sprechen noch davon. Zum Schlusse tausend Dank für die „Handwerkergeschichten!“ Da ich das meiste des Inhalts schon kannte, so gehöre ich zu Jenen, für welche Sie die Vorrede geschrieben haben, und an dieser habe ich mich denn auch wirklich sehr ergötzt. Die kleine Plauderei hebt das Buch gleich anfangs in ein höheres Bereich, und was Sie da über sich und das Publicum und die Kritik u. s. w. sagen, das ist alles — mit Ausnahme der Stellen, wo Sie sich zu klein machen — herzig und sinnig und treffend.

Gott schenke Ihnen, — und, wenn möglich uns beiden — ein paar besser als wir denken ausfallende Monate im Grünen und bei mildem Sonnenschein.

Ihr treu ergebener
Rob. Hamerling.

Graz, am 21. Mai 1880.“

Im Sommer 1883 theilte er mit, daß er viel an Gastricismus leide und die meiste Zeit das Bett hüten müsse. Einen interessanten Brief über seinen Zustand besitze ich aus dem Jahre 1886. Derselbe lautet:

„Sehr lieber Freund!

Ich bedaure Sie, daß Sie so viel von Besuchen zu leiden haben, aber noch mehr beneide ich Sie, daß Sie es aushalten. Meine im vorigen Schreiben ausgesprochene Voraussetzung, es könne mit meinem Befinden nicht mehr schlechter gehen, hat mich leider getäuscht. Sie deuten an, daß Sie einigen guten Rath für mich in Vorrath haben. Heraus damit — aber ich fürchte, Sie werden mir auch nicht helfen können. Ich besitze eine schöne, reichhaltige Sammlung von Rathschlägen und von wunderthätigen Tropfen, die mir von theilnehmenden Per-

sonen aus Näh' und Ferne zugekommen sind. Was die Rathschläge betrifft, so sind sie in der Regel überflüssig insofern, als sie, soweit sie gut und vernünftig, mir nichts Neues sagen und eben dieselben sind, die auch ich einem Anderen geben würde, dessen Krankheit ich mir so vorstelle, wie Andere sich die meinige vorstellen. Manches davon ist bei meinen persönlichen und häuslichen Verhältnissen schlechterdings nicht ausführbar; Anderes ist längst von mir erprobt worden, und ich allein weiß, wie z. B. Reisen mir angeschlagen, wie theuer ich schon vor Jahren derlei Versuche bezahlen mußte. Das Fatalste aber bleibt, daß meine Bekannten, Besucher, Rathgeber und Tropfeneinsender nicht die leiseste Ahnung von meinem wirklichen Zustand haben — auch nicht die leiseste Ahnung davon, daß sie von meinem Zustand nicht die leiseste Ahnung haben. Was man so gelegentlich von seinem Befinden erzählt, das nimmt kein Mensch wörtlich, das halten die Leute für Redensarten, zumal da man ja immer wieder auf der Straße gesehen wird und noch kein „hippokratisches Gesicht" macht.

Bedeutend erschwert wird meine Stellung den Rathgebern gegenüber durch die Unkenntnis meiner häuslichen Verhältnisse in Betreff meines Befindens. In meinen schlimmsten Stunden fällt mir das Reden schwer und ich brauche ungestörte Ruhe. Erst wenn das Schlimmste vorüber, möchte ich gerne Solchen, die Theilnahme und Verständnis haben, mich darüber aussprechen. Aber meine Mutter ist, von ihrem hohen Alter abgesehen, selbst sehr leidend. Für die Einzelheiten und den Verlauf eines so langwierigen chronischen Leidens wie das meinige kann man eine wirklich erquickliche oder hilfreiche Art Theilnahme von der achtzigjährigen und, wie gesagt, selbst kranken Frau nicht in Anspruch nehmen.

Einen fast erheiternden Eindruck macht es mir, daß, während die Laien so voll des besten Rathes für mich sind, die Aerzte meinen Uebeln völlig rathlos und hilflos gegenüberstehen. Als ich dieses Frühjahr durch eine Gesichtsgeschwulst einen Arzt zu Rathe zu ziehen genöthigt war, unterrichtete ich denselben nebenbei auch von allem Wesentlichen meines chronischen Leidens. Er untersuchte und beklopfte mich am ganzen Ober- und Unterleibe; aber da sich herausstellte, daß der Herd des Hauptübels nicht so gelegen ist, um sich äußerlich zu verrathen, so konnte er kein bestimmtes Urtheil fällen und schloß sich meiner Ansicht an, daß eine so zweckmäßige Diät, wie ich sie beobachte, so ziemlich auch das einzige Mittel ist, das man unter diesen Umständen mit Sicherheit gutheißen kann.

Meine Lebensweise ist die geregeltste, meine Diät die vernünftigste, ich gehe so oft als nur immer möglich ins Freie, ich bringe den Sommer auf dem Lande zu. Was will man mehr? Bäder und Arzeneien helfen mir nichts. Die Frage, ob ich die heftigeren Anfälle und Beschwerden, zu welchen mein beständiges Leiden sich täglich steigert, nicht auch auf dem Sofa, statt im Bette, überstehen könnte, muß ich mit dem entschiedensten Nein beantworten. Nur völlig entkleidet und in der Bettwärme finde ich Linderung.

Mein Verhalten, so seltsam es Manchen bedünkt, ist ganz und gar das nothwendige Ergebnis des Eigenthümlichen meiner Zustände.

Das wollt' ich Ihnen einmal schriftlich geben, damit Sie es im Gedächtnisse behalten und mich vorkommenden Falls vertheidigen können.

Mit herzlichen Grüßen der Insassen des Stiftinghauses

Ihr

vertrauensvoller Freund

Robert Hamerling.

Graz, am 30. August 1886."

Unter den zahllosen Rathschlägen über Heilverfahren, die während seiner Krankheit ihm zugiengen und die ihn immer höchst unangenehm berührten, war der Brief eines Vegetariers aus Berlin, den ich erhielt mit der Bitte, ihn dem Freunde mitzutheilen. Ich that's ganz ausnahmsweise, weil die Sache zu drollig war, bereute es aber nachher. In dem Schreiben wurde der Dichter beschworen, den Genuß von Fleisch und Spirituosen aufzugeben, sich überhaupt einer mäßigen Lebensweise zu befleißigen, denn Ueppigkeit und Schwelgerei sei die Ursache aller Krankheiten. Hamerling lachte laut auf über diesen Brief, es war ein Lachen, das mir durchs Herz gieng. Er war so zu sagen weder Fleischesser noch Vegetarier, er genoß in schlimmen Zeiten einfach sonst gar nichts als etwas Cacao und Wasser. Von Spirituosengenuß konnte bei Hamerling überhaupt nie die Rede sein, selbst in seiner Jugend nicht, er war zu arm und zu ernst, um auch nur im Entferntesten selbst dem Biercultus zu huldigen. Eine Zeitlang trank er des Abends zu seiner Suppe ein ganz kleines Glas Bier, eine „Schwelgerei," die er längst aufgegeben hatte. Ueppigkeit! Er, der fern aller Bequemlichkeit und Behaglichkeit, deren sich andere Kranke noch zeitweilig zu erfreuen haben, verlassen auf dem Marterbette lag! — Gut gemeint war der Rath des Berliners, und doch empörend! Wie Einer, der so gar keine Ahnung von den Zuständen und Verhältnissen hat, sich erlauben kann, da in solcher Weise drein zu reden!

Die einzige Labnis in seinem Leiden war das tägliche halbe Stündchen, in welchem die kleine Bertha, sein Liebling, und seine bewährte Freundin Frau Clodilde Gstirner, um ihn sein durften. Frau Clodilde, der er schon vor vielen Jahren in seinem schönen Gedichte: „An Minona" ein Denkmal gesetzt hat, war ihm allmählich Alles geworden, seine liebevollste Pflegerin, seine Besorgerin äußerer Angelegenheiten, seine Vorleserin, seine Vertraute in literarischen Dingen. Frau Clotilde war seine rechte Hand, wie die kleine Bertha sein Augapfel war. Es wird wohl einmal offenbar werden, was dieses opferfreudige Frauenherz unserem Dichter gewesen; dann wird das deutsche Volk eine rührende Gestalt mehr zählen im Kranze seiner edlen Frauen.

Im Jahre 1888 nahm die Krankheit so sehr überhand, daß er kaum mehr aus seiner Wohnung kam. Als er das letztemal in meiner Stube war (im Herbste 1888), setzte er sich nicht mehr in seinen Lehnsessel, er klagte über Schmerzen, gab nur ein paar Bücher ab, die er entlehnt hatte, und eilte alsbald wieder fort. Als ich ihn ein Viertelstündchen später besuchte, lag er im Bette, wie fast immer, wenn er zu Hause war. Die Lage und die gleichmäßige Wärme thaten ihm wohl, andererseits wollte er Bewegung machen, frische Luft genießen, so lange es möglich war. Also konnte es geschehen, daß man ihn jetzt an seinem Krankenlager besuchte, eine Stunde später ihn auf der Gasse begegnete. Dieser Umstand trug dazu bei, daß manche Leute eine ganz schiefe Ansicht von dem Wesen seiner Krankheit gewannen und ihr nicht jene Bedeutung beimaßen, die sie hatte. Das kränkte ihn oft und er suchte bei jeder Gelegenheit sein Verhalten zu begründen, denn er wollte nicht für einen Hypochonder, noch weniger für einen Sonderling gelten.

„Sie halten mich für gesund!" rief er einmal aus, „und verlangen von dem Kranken, was nicht einmal

ein Gesunder leisten kann!" — Er wurde nämlich selbst jetzt noch mit Gesuchen um Autographen und Stammbuchverse, um literarische Beiträge für Zeitschriften, um Gelegenheitsgedichte u. s. w., mit Bitten um Beurtheilung von Manuscripten und Büchern, mit anspruchsvollen Correspondenzen überhäuft. Und er wollte allen Wünschen gerecht werden.

Schon im August 1887 drückte er mir die Besorgnis aus, daß bald eine Zeit kommen dürfte, wo er nicht mehr schreiben könne, er versah mich daher im Voraus mit mehreren Artikeln für den Heimgarten. Ich theilte ihm damals die Nachricht eines Wiener Blattes mit, nach welcher Hamerling um jene Zeit in Reichenau unter den Curgästen wandelnd gesehen worden sei. Hierauf antwortete er: „Daß ich in Reichenau umgehe, ist ein neuer Beweis, wie todt ich bin."

Am 11. Juni 1888 schrieb er:

„Auf die Augenblicke, wo ich die mir meist einzig erträgliche Rücklage im Bette mit eingezogenen Beinen verlassen und etwas schreiben kann, lauere ich jetzt Tag und Nacht wie der Jäger auf das Wild. (Diese Anfangszeilen meines Briefes schreibe ich um 2 Uhr Nachts. Gott helfe weiter!) Mein Befinden ist derart, daß ich zwar nicht Pessimist, aber verrückt oder blödsinnig zu werden fürchte. Die ununterbrochene, niemals eine wirkliche Pause gönnende Dauer jämmerlicher Beschwerden, denen schlechterdings mit keinem Mittel beizukommen ist, hat etwas unsäglich Aufreibendes, Nervenaufregendes, Seele und Leib Verstörendes."

Auf einem meiner Besuche bei ihm (im Juni 1888) äußerte er: „Am meisten Bedenken macht mir meine manchmal zu Tage tretende Aufgeregtheit und Betäubungssucht; es liegt die Gefahr nicht ferne, daß ich wahnsinnig werde. Oft habe ich den Drang mich auszusprechen, aber ich bin allein. Ich bin ganz verlassen, nur mein Elend ist bei mir, meine Schmerzen, die nie mehr ruhen. Wie war ich im vorigen Jahre noch glücklich! Ich konnte manchmal eine halbe Stunde im Garten sein. Ich wußte es nicht, wie glücklich ich war. Lieber Freund, genießen Sie das Leben, so lange Sie können!"

Nun gieng es rascher abwärts. Die Winter 1887 und 1888 waren schlimm, er brachte, wie schon mitgetheilt, die meiste Zeit im Bette zu, aber immer studierend und arbeitend, jedes Stündchen verhältnismäßiger Erleichterung ausnützend. Da schrieb er mir — ich wohnte ganz in seiner Nähe — häufig Brieschen wie das folgende:

„In diesem Augenblicke befinde ich mich erträglich. Wenn es Ihre Zeit und Ihr eigenes Befinden zulassen, so kommen Sie jetzt zu mir."

Es waren Stunden tiefer Beklommenheit, die ich in dieser Zeit oft bei ihm zugebracht. Je seltener sein Zustand die Besuche ermöglichte, je kürzer sie sein mußten, desto mehr hatte er zu sagen, desto gesprächiger war er. An einem Schnürchen hatte er um den Hals ein kleines Packet von Papierblättchen hängen; bei diesen Blättchen für Notizen aller Art war auch eines, auf welchem er sich die Gegenstände anzumerken pflegte, die mit mir, wenn ich kommen würde, zu besprechen waren. Manchmal hatte er nur eine oder zwei Fragen, ein anderesmal wieder eine ganze Reihe von Darlegungen und Bekenntnissen, von Besorgnissen und Anliegen, wobei er oft lebhaft und so aufgeregt wurde, daß seine Hände zitterten, daß ihm Thränen in den Augen standen. Niemals aber begehrte er einen Dienst, wie oft ich mich auch erbot, ihm Schreiber- oder Botendienste zu leisten; ja er lehnte sie auf das Entschiedenste ab. Es waren Zeiten, wo er thatsächlich keinen Menschen zur Verfügung hatte, welcher ihm Post-

gänge und dergleichen besorgte. Erst als seine treue Freundin Frau Gstirner täglich zu ihm kommen konnte, schlichteten sich diese kleinen äußeren Sorgen ein wenig.

Seine betagte, unter der Last des Alters gedrückte Mutter wohnte im Nebenzimmer, doch konnte sie fast so selten zu ihm, als er zu ihr. Die alte Frau hatte ein starkes Herz, freilich litt sie um ihn, doch noch in erhöhtem Maße litt er um sie. Wenn es auch nicht zutrifft, was gesagt worden ist, daß Hamerlings einzige Liebe seine Mutter war, so ist es doch im gewissem Sinne richtig, daß er ihr sein Leben zum Opfer gebracht, daß die größte Rücksicht und die drückendste Sorge und die heftigsten Gemüthsbewegungen seiner letzten Jahre der Mutter galten. So lebten die zwei Personen, jede in ihrer Art ein Charakter, neben einander in stillem Leide dahin.

Ich besuchte ihn sehr oft. Fremde konnten nicht mehr vorgelassen werden; bei trauten Freunden, meinte er, erlaube er sich, sie rasch zu verabschieden, wenn die Schmerzen zu arg würden. Häufig äußerte er, daß er Besuche bekomme, wenn ihm besonders schlecht sei, und wenn er sprechen und hören könne, liege er tagelang einsam da. Bisweilen mußte ich lange bei ihm sitzen, ihm erzählen, was draußen vorgehe, den Ausdruck seiner Leiden hören, der oft erschütternd war, und konnte auch wieder seine rührende Geduld beobachten, die größer und heldenmüthiger war, als sie mir je bei einem andern Menschen vorgekommen ist. Die Gespräche, die wir in solchen wehmuthsschweren Stunden miteinander führten, sind mir in der Erinnerung ein Heiligthum. Es waren zumeist wohl persönliche Angelegenheiten, die wir behandelten. Einmal beklagte er sich, daß ich ihm von mir und meinen Arbeiten so wenig erzähle. Ich fand aber meine Angelegenheit nicht wichtig genug, um dem Schwerkranken damit lästig zu fallen, und das um so weniger, als ich selbst ganz mit seinen Anliegen erfüllt war. Er sah sein Ende nahe und machte kein Hehl daraus. Die Sorgen um seinen literarischen Nachlaß quälten ihn, bis eine sachliche Beruhigung von meiner Seite und ein Besuch seines Verlegers dieselben schlichtete. Oft hatte er die Befürchtung ausgesprochen, sein großes philosophisches Werk nicht mehr vollenden zu können und immer wieder beigesetzt: „So lange muß ich leben, bis dieses Werk vollendet ist.“ Er arbeitete daran unter den heftigsten körperlichen Leiden.

Zum Christfeste pflegte Hamerling alljährlich dem kleinen Mündel Bertha ein Tannenbäumchen aufzurichten, welches er selbst in schwerer Krankheit noch persönlich besorgte und aufputzte. Zum Weihnachtsfeste 1888 war er das nicht mehr im Stande, Frau Gstirner that es, aber als das Bäumchen fertig war, ließ er sich dasselbe ans Bett stellen, das Licht reichen und zündete mit zitternder Hand die Kerzlein an. In tiefer Wehmuth blickte er auf das jubelnde Kind hin und in einem Tropfen seines Auges spiegelte sich der Christbaumglanz.

„Es war eine harte Stunde, diese Weihnachtsstunde,“ sagte er am nächsten Tage zu mir. „So weit kommt es mit dem Menschen, daß ihm nicht allein die Leiden, sondern auch die Freuden wehe thun.“ Er hat es nicht ausgesprochen, mochte sich's aber gedacht haben: 's ist der letzte Weihnachtsbaum gewesen.

Als ich den Freund am Vormittag des 12. Jänner 1889 besuchte, fand ich ihn verzagt und düster, wie früher noch nie. Wir wissen, daß Hamerling dem edelsten Optimismus huldigte. Um so mehr überraschten, erschreckten mich an diesem Tage die folgenden Worte. Wir hatten über Zola gesprochen, da rief er plötzlich: „Einen Materialisten nennt ihr Zola! Einen Naturalisten nennt ihr ihn! Oh, das

ist er nicht. Zola ist Idealist, kindlicher Idealist. Er schildert die Menschen viel zu gut. Die Menschen sind unsagbar schlecht. Sie, lieber Rosegger, leben in Ihren vier Wänden still dahin, und haben keine Ahnung, wie schlecht die Menschen sind! Die kindischen Dichter mit ihrem Glück, mit ihrer Liebe, mit ihrer Weibestreue, mit ihrer Mutterliebe! Es gibt kein Glück, es gibt keine Treue, es gibt nicht einmal eine Mutterliebe. Lassen Sie's, ich will nichts . .!" Mit der Hand winkte er mir zu gehen. Ich gieng und war unaussprechlich traurig, ich sah nun furchtbar deutlich, daß dieser edle, geliebte Freund der unglücklichste Mensch auf Erden war. Am nächsten Morgen erhielt ich von ihm ein überaus warm und innig geschriebenes Briefchen, in welchem er mich um Verzeihung bat wegen der gestrigen Aufwallung. Wenn er leider im Ganzen auch Recht behalten werde, daß es keine Treue gäbe, das widerrufe er, es gäbe eine Freundestreue, welche der größte und letzte Trost seines verlöschenden Lebens sei.

In Hamerlings letzten Lebensmonaten war es, als ich einmal an seinem Bette saß. Er litt große Schmerzen, ich wollte fortgehen.

„Bleiben Sie doch, ich muß noch was sagen," sprach er, „blicken Sie einstweilen zum Fenster hinaus, ob die Bäume schon grünen; es wird bald ein wenig nachlassen."

Ich blickte hinaus. Die Bäume grünten freilich, aber mir that das Herz weh.

Als ich nach einem Weilchen zu ihm hintrat, sagte er ohne allen besonderen Anlaß: „Lieber Freund! Sie kennen mich. Wenn ich unrichtig beurtheilt werde, so stellen Sie es richtig!"

Sonst sprach er nichts mehr an diesem Tage. — Soweit es in meiner Macht steht, will ich seinen Wunsch erfüllen. —

Im März 1889, also wenige Monate vor seinem Tode, schrieb er, in Folge einer Anzeige, daß auch ich im Bette liege, mir den folgenden schmerzlich-launigen Brief:

„Sehr werter Freund!

Auch mir setzt der März sehr, sehr übel zu, obgleich er sich durchs Schlüsselloch zu mir schleichen muß. Es bleibt dabei: Der März — wie die Aerzte sagen — hat kein Herz. Allerdings thut der April — auch noch was er will — Und im Mai — ist auch noch nicht alles Unheil vorbei — Und im Juni — ist's auch noch nicht immer juni und wuni — Und im Juli — ist's mitunter schon wieder gar zu schwuli — Und im August — ist auch nicht Alles eitel Freud' und Lust u. s. w. Setzen Sie das in den Heimgarten, als: »Verse aus der Vorhölle. Von einer Fledermaus.« Ach, was ist der Mensch! Ich leistete einst Besseres!

Daß Sie meine »Heimgarten-Aufsätze« noch immer nur in der durch die sinnentstellenden Original-Druckfehler verstümmelten Gestalt und ohne die Aenderungen, die ich bei der Correctur anbringe, lesen, thut mir leid, um so mehr, da Sie vielleicht der einzige Mensch sind, der diese Aufsätze wirklich liest.

Daß Sie selber den Heimgarten mit immer schöneren und geistreicheren Prosabetrachtungen schmücken, und nicht bloß köstliche Bauerngeschichten schreiben, davon dämmert jetzt schon in den vernageltsten Köpfen eine Ahnung auf. Auf I h r Mittel, die »Verneinung des Willens« zu Stande zu bringen, bin ich im Homunkel leider nicht verfallen. Man läßt sich denselben d u r c h s e i n W e i b v e r n e i n e n! Hurrah!

Den mit Dank zurückgesandten Blättern lege ich leihweise die Nummer eines Antisemitenblattes bei, mit einem Artikel, aus welchem Sie ersehen werden, w e r den armen

Kronprinzen Rudolf so weit gebracht hat. Die Juden thaten's — natürlich die Juden!

Kommen Sie, sobald Ihr Katarrh vorüber ist!

Ihr allzeit getreuer
Hamerling.

Geschrieben zu Graz am 5. März 1889, in den einzigen 5 erträglichen Minuten des Tages."

Am Charfreitag 1889 sagte er, bald nachdem ich bei ihm eingetreten war: „Ich habe gestern eine angenehme Entdeckung gemacht. Beim Ordnen des Manuscriptes habe ich gesehen, daß mein philosophisches Werk doch weiter vorgeschritten ist, als ich gedacht habe. Nun die Hauptsache desselben vollendet, darf ich ans sterben denken."

Das war das letztemal, daß ich ihn in seinem seit einem Jahre gleichmäßig schwerkranken Zustande sah. Ich zog bald hernach aufs Land und verkehrte mit ihm nur brieflich. Doch war es in Allem fühlbar, daß die Katastrophe nahte.

In den letzten zwei Monaten seines Lebens schrieb er mir noch mit sicherer Hand eine Anzahl von Briefen und Karten. Am 5. Mai unter Anderem:

„Ich befinde mich jeden Abend zwischen 5—7 Uhr in einem Zustande von unbeschreiblich qualvoller Art, wo ich meiner nur halb bewußt bin."

Auf meinen Rath zur baldigen Uebersiedlung in sein Sommerhaus, antwortete er aufgeregt durch eine Karte, das verstehe sich von selbst, daß er nicht in der Stadt bleiben werde. Und gleichzeitig erhielt ich auch ein zweites Schreiben, in welchem er mich der Bemerkung auf der Karte wegen um Verzeihung bat. In seinem übergroßen Zartgefühl hatte er befürchtet, daß er mir durch die doch so harmlose Aeußerung wehe gethan haben könnte. Er mußte, weiß Gott aus welchem Grunde, dieser Meinung gewesen sein, denn der Brief schloß:

„Grollen Sie nicht länger Ihrem ohnedies vom Schicksal schwer geprüften und gestraften Hamerling."

Einundzwanzig Jahre lang in denkbar bestem Einvernehmen, und wenige Wochen vor seinem Tode, unter den Qualen der Krankheit, im Gefühle der Verlassenheit glaubte er plötzlich, ich grolle ihm! Dies ist das einzige Unrecht, welches er mir angethan. —

Am 10. Juni theilte er mir seine Uebersiedlung ins Sommerhaus mit: „Auch eine Station, und wahrlich nicht eine der leichtesten meines Lebens." Zwei Dienstmänner hatten ihn über die Treppen in den Wagen geführt, wobei er der Ohnmacht nahe war. Als er im Wagen lehnend unterwegs die grünenden Bäume, die geschäftigen Leute sah, sagte er: „Ach, wie angenehm, so zu fahren. Nur nicht so krank, nicht so krank!" Wenige Tage später schickte er mir eine Notiz mit der Bitte, sie im Heimgarten zu veröffentlichen. In derselben theilte er mit, daß sein Zustand sich derart verschlimmert habe, daß die Möglichkeit persönlicher Begegnungen und Unterredungen völlig ausgeschlossen sei. In Bezug auf sein Verhalten verwies er auf die Darlegungen in den „Stationen." Die Notiz ist im Juliheft 1889, auf Seite 799 abgedruckt. Die Gleichgiltigkeit, mit welcher damals noch Zeitungen und Publicum an dieser Notiz vorübergegangen sind, beweist, wie wenig man die nahende Katastrophe geahnt hat.

Ganz unnöthigerweise hatte ich um diese Zeit den Todtkranken mit einer unbedachten Aeußerung aufgeregt. In einem Schreiben an ihn bemerkte ich nebenbei, daß der Verleger mir seine, mittlerweile in Buchform erschienenen „Stationen" noch nicht geschickt habe. Sofort ließ er mir das mit einer innigen Widmung versehene

Buch schicken und schrieb mir, sich entschuldigend, umständlich und erregt die Gründe, warum mir das Buch bisher nicht zugegangen. Diese mit Bleistift, aber doch mit sicherer Hand geschriebenen Zeilen datieren vom 17. Juni. Es ist die letzte Schrift an mich, die ich von ihm besitze.

In denselben Tagen drückte ihm gegenüber ein Freund die Verwunderung aus, daß er trotz des schweren Leidens und völliger Erschöpfung im Schreiben noch seine sichere Hand habe; seine schöne, überaus deutliche Handschrift, jeder Buchstabe wie gestochen, war sich gleich geblieben. Er antwortete: „So wird es bis zum letzten Tage sein. Ich zittere nicht."

Als nun einige Tage von ihm kein Schreiben eintraf, wurde mir bange, ich fuhr am 26. Juni nach Graz und ins Stiftinghaus. Seine Mutter und Frau Gstirner fand ich in Thränen aufgelöst im Garten, sie wollten, daß ich sofort zu ihm gehe und es ihnen dann mittheile, wie ich ihn gefunden. Als ich vor ihm stand, war es mir kaum möglich, meinen Schreck zu verbergen. Mit tiefeingefallenen Wangen und Augen, lehmblaß, fast bleifarbig die Lippen und die Nasenhöhlen, sein langes, weißes Haar nach rückwärts geschmiegt, so lag er bewegungslos da. Als er mühevoll die Hand hob, um sie mir zu reichen, war sie ganz kalt, als er anhub, unter schwerer Brustbeklemmung zu sprechen, hörte ich eine fast fremde, dumpfe, lallende Stimme. An beiden Seiten seines Bettes waren Tische mit Bücherhaufen, denn jeden Augenblick geringster Linderung benützte er zur Arbeit. Da er in der Nacht ganz allein und eingeschlossen in seinem Zimmer lag und selbst im Nebenzimmer Niemanden duldete, so stellte ich ihm das Unzweckmäßige dieser Einrichtung vor. Seine Antwort war, er wolle Ruhe haben, hätte keine Salben und Pflaster nöthig und könne sich schon noch allein behelfen. (Erst in der letzten Zeit durfte der Pächter von Hamerlings kleiner Landwirtschaft, Franz Hirzer, ein braver williger Mann, im Nebenzimmer weilen und ihm behilflich sein. In den allerletzten Nächten konnte auch Frau Gstirner in seinem Zimmer wachen.)

Da es darauf ankam, seine Schmerzen zu lindern, so wagte ich etwas, das man vor ihm kaum mehr zu wagen den Muth hatte. Ich bat ihn mit gefalteten Händen, einen Arzt rufen zu lassen. Glaube er schon, daß der Arzt nicht helfen könne, so gebe es doch schmerzstillende, beruhigende Mittel. Die körperlichen Schmerzen, antwortete er mit einer Thräne im Auge, seien ja nicht die Hauptsache. Ich wußte wohl, was er damit sagen wollte. — Nun suchte ich ihm von einer andern Seite beizukommen und bat, er möge einen Arzt wenigstens zur Beruhigung für seine nächste Umgebung nehmen, er möge an die Rath- und Trostlosigkeit der zwei Frauen denken. Auch sei er es der Oeffentlichkeit schuldig, damit man nicht sagen könne, es wäre anders, wenn er aus Eigensinn nicht die ärztliche Hilfe abgelehnt hätte. — Ich erschrak selbst, als es so herauskam, denn ich wußte, wie aufgeregt er bei diesem Thema zu werden pflegte. Diesmal aber hatte er nur ein bitteres Lächeln. „Die Oeffentlichkeit!" sagte er. „Sagen Sie den Leuten, die sich um mich zu kümmern die Güte haben, ich ließe sie grüßen und sie möchten mich für keinen Sonderling halten und auch für keinen Dummkopf, der aus Eigensinn zu Grunde geht. Ich weiß bestimmt, daß Aerzte mir nichts nützen können, und kommt die Stunde, wo ich glaube, daß der Arzt angezeigt sei, so werde ich ihn rufen lassen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort." Das war Alles, was ich ausrichtete. Noch fragte er mich um mein Befinden, um meine Arbeiten, um den Heimgarten, dem er für die nächsten Hefte Beiträge zusicherte. Ich merkte, daß jetzt mehr Lebenshoffnung in ihm

war, als früher. Während der letzten Wochen seiner Krankheit mußten seine Kleider, selbst Stiefel und Hut, immer neben dem Bette bereit sein, als wolle er jeden Augenblick aufstehen und ausgehen. Kleine Schäden an seinen Kleidern pflegte er früher selbst auszubessern, zu solchem Zwecke hatte er bei seinem Bette ein Nadelkissen mit Nadel und Zwirn am Schnürchen hängen. — Bei diesem meinen Besuche vertraute er mir in fast geheimnisvoller Weise, daß sein Zustand sich gewendet habe. Ich deutete das einen Augenblick lang in günstigem Sinne.

Er sprach dann von seinem wissenschaftlichen Werke, von neuen Ausgaben und Büchern, die er im Plane habe und von Gedanken und Gedichten, die ihm fortwährend im Kopfe umgiengen. Aber oft mußte er das Gespräch vor Erschöpfung unterbrechen, bis ich eine solche Pause wahrnahm und mich verabschiedete, um ihn nicht weiter anzustrengen. Ich war ziemlich tapfer und ließ nichts merken davon, was ich bei diesem Abschiede empfand. Zu den Frauen in den Garten zurückgekehrt, merkten sie es wohl an meinem Aussehen, wie hoffnungslos ich das Krankenzimmer verlassen hatte.

Eine Woche später, am 4. Juli, war ich schon früh Morgens am Stiftingshause. Ich hatte nicht die Absicht, durch mein widerholtes Erscheinen ihn zu beunruhigen, aber die Frauen ließen ihm meine Anwesenheit melden. Er bat mich zu sich hinein. Ich fand ihn wie acht Tage früher, doch schien er noch gesprächiger, und als er meine Hand ergriffen hatte, hielt er sie lange fest, was sonst nicht seine Art war. Die Gegenstände, die er besprach, waren so aufregender Natur, daß ich sie gerne abgebrochen und, um seine erschütternden Gemüthsbewegungen zu vermeiden, ihn allein gelassen hätte. Allein er hielt mich fest an der Hand und ergieng sich mit oft schluchzender Stimme in der Klage über sein unglückliches Leben. Endlich sank er dahin und schwieg. Ich suchte diesen Augenblick zu benützen, da hauchte er: „Warten Sie noch ein wenig. Ich bin erschöpft und werde mich bald erholen. Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen.“

Also saß ich ihm gegenüber und sah ihn an. Er lag mit geschlossenen Augen wie eine Leiche da; mir wollte die Beklommheit das Herz abdrücken. So währte es etwa fünf Minuten, da öffnete er sein müdes Auge, hob die Hand nach der meinen und sagte: „Lieber Rosegger, so müssen wir von einander scheiden. Leben Sie wohl!“

Das war an mich sein letztes Wort gewesen. — Ich taumelte hinaus und reiste fast betäubt zurück auf meinen obersteirischen Landsitz.

Am 10. Juli erhielt ich von seiner Mutter die Depesche: „Bitte schnell zu kommen.“ Ich eilte ins Stiftingthal. Schlimme Anzeichen waren eingetreten, die Frauen baten mich, es noch einmal zu versuchen, ihn für einen Arzt zu bestimmen. Ich wagte es aber nicht mehr, ihm mit diesem Ansinnen neuerdings vor Augen zu treten, ganz überzeugt, daß die dabei unvermeidliche Aufregung ihm weit mehr schaden müßte, als bei der vorgeschrittenen Krankheit selbst der beste Arzt noch nützen konnte. Ich gieng nicht mehr zu dem Kranken hinein, sondern ließ ihm nachher meinen Gruß überbringen. Er winkte nur mehr matt mit der Hand. Ruhe! das war das Einzige, was er sich noch erbat.

Hierauf eilte ich zu einem ihm persönlich näher bekannten Arzte mit der Bitte, daß derselbe täglich — ohne aber bei dem Kranken einzutreten — ins Stiftinghaus zu den Frauen gehe, sich über seinen Zustand berichten lasse und Verhaltungsmaßregeln gebe. — Das konnte nur dreimal geschehen.

Am 13. Juli Morgens erhielt ich das Telegramm: „Er ist seit 10½ Uhr Abends im Todeskampf.“ Drei Stunden später die Nachricht: „Hamerling todt.“

* * *

„Habt nur noch ein bißchen Geduld! Adieu!" Das war eines seiner letzten Worte gewesen. Er sagte es zu Frau Gstirner und dem Mündel Bertha. — Er war bis zu seiner letzten Stunde unendlich bedürfnislos, anspruchslos. Am 12. Juli, den ganzen Tag über hatte er sich wohler gefühlt, hatte laut und wieder deutlich gesprochen, hatte geschlafen und etwas Nahrung zu sich genommen. Wiederholt hatte er sich in diesen letzten Wochen Briefe und Zeitungen aus dem Waldviertel vorlesen lassen; in dem Sterbenden regte sich heiße Sehnsucht nach der Heimat. Und zugleich wieder Lebenshoffnung. „Meinen sechzigsten Geburtstag," äußerte er zu Frau Gstirner, „den werde ich doch erleben." Am Abende des 12. Tages im Juli, nachdem er um noch ein bißchen Geduld gebeten, fiel er in Agonie, nach deren neunstündiger Dauer sein Leben ruhig auslosch. Bei ihm waren in der Todesstunde seine alte Mutter, Frau Gstirner und sein zwölfjähriges Mündel Bertha. Erst nach eingetretenem Tode kam auch der Arzt ins Zimmer, um seinen Patienten also das erstemal zu sehen.

Aufgebahrt haben sie ihn in seinem Sterbezimmer. Sein Antlitz war schön und mild, fast jugendlich schien es am ersten Tage der Bahresruh'. Er lag in einfachem schwarzem Anzuge, in den gefalteten Händen ein Kreuz, welches einst sein Vater geschnitzt hatte. Keine äußere Auszeichnung schmückte seine Leiche, kein Zeichen fürstlicher Huld, kein Doctorhut, kein Professorendiplom, nichts als des Genius göttlicher Stern über der Stirne. Das Volk kam und überschüttete die Leiche des Dichters mit Rosen. —

Mir stand nach Eröffnung des Testamentes eine herzbewegende Ueberraschung bevor. In demselben hieß es unter § 5: „Meinen Freund P. K. Rosegger bitte ich, meinen Siegelring, welcher den mir am Beginne meiner literarischen Laufbahn von Graf Prokesch-Osten geschenkten türkischen Talisman enthält, und den ich viele Jahre am Finger getragen, als Andenken an mich freundlichst anzunehmen." —

Nicht unerwähnt kann ich ein merkwürdiges Zeichen lassen, welches am Morgen des 13. Juli, genau um die Stunde seines Todes, in Krieglach geschehen ist. Dort vor den Fenstern meiner Stube steht eine Gruppe junger Weißbirken. Dieselben waren wie immer so auch zu dieser Zeit frisch grün gewesen. Plötzlich, am Morgen des dreizehnten Juli, waren an diesen Birken fast alle Blätter gelb und fielen in großer Menge ab. Mehrere dieser Blätter trug der Morgenwind zum offenen Fenster herein. Auf dem Tische lag neben anderen Büchern Hamerlings neues Buch: „Stationen meiner Lebenspilgerschaft," das er mir wenige Tage früher zugeschickt. In diesem Buche blätterte der Wind und schlug jene Seite auf, wo von dem Siegelring mit dem Talisman die Rede ist. Ich warf vorübergehend einen Blick darauf, ohne eine Ahnung zu haben, daß mir hier der letzte Gruß meines großen Freundes angekündet worden. — Wenige Stunden später erhielt ich die Todesnachricht.

Die gelben Blätter waren zur Erde gefallen, die Birken grünten wieder und blieben frisch bis in den späten Herbst. Viele meiner Ortsgenossen haben die seltsame Naturerscheinung an diesen Bäumen mit Verwunderung gesehen, keiner hat sie erklären können. —

Am 15. Juli haben wir ihn zu Grabe getragen, und zwar um die heißeste Nachmittagsstunde, da man für die Bestattung des Dichters des „Königs von Sion" eine spätere Stunde nicht zur Verfügung gestellt. Trotzdem fand sich eine große Menschenmenge ein, viele Kränze gab's, auch verschiedene Körperschaften waren vertreten. Im Ganzen aber haben sie keinen Wunsch dieses Dichters je so buchstäblich erfüllt, als seinen letzten:

ein einfaches Begräbnis. Erst später ist es mir klar geworden, wie so recht bescheiden das prächtige Graz und die schöne Steiermark sich aller Kundgebungen zu enthalten weiß, wenn ein großer deutscher Dichter ins Grab gelegt wird. Das Einzige, was, außer einer schwungvollen Rede des Vorstandes der Grazer „Concordia," dieses Begräbnis von gewöhnlichen Bestattungen unterschied, war ein Abordnung aus der Heimat des Dichters, deren Sprechwart am Grabe rührende Worte der Liebe und Verehrung gesprochen.

Nie noch ist mir der Umschwung der öffentlichen Meinung so deutlich vor Augen getreten, als gelegentlich des Todes Hamerlings. Der Bestgescholtene, durch Ohrenbläsereien Verläumdete, durch die Kritik Mißachtete, war nun, mit einer einzigen Ausnahme, auch öffentlich das geworden, was er in Wirklichkeit immer gewesen: ein großer Dichter, ein edler Menschenfreund, ein heldenmüthiger Dulder. Hamerling war nicht so hochmüthig gewesen, um sich über die Meinungen seiner Mitmenschen leicht hinauszusetzen, er fühlte sich zu innig verwachsen mit den Menschen, er hatte sie zu lieb, als daß ihre Bosheiten ihm nicht hätten wehe thun, ihre Anerkennung ihn nicht hätte beglücken sollen. Darum hätte ich gewünscht, es wäre jener Grad von Hochschätzung und Wohlwollen, der aus den Nekrologen spricht, ihm schon bei Lebzeiten zutheil geworden.

Robert Hamerling und Herr Professor Erich Schmidt.

Von Karl von Thaler.

„Es gibt nichts Schrecklicheres als einen deutschen Professor," pflegte der verstorbene Karl Hillebrand manchmal zu seufzen, wenn ihn ein pedantischer Kathedermensch aus der Heimat in Florenz aufsuchte und um seine kostbare Zeit brachte. Hillebrand konnte diesen schmerzlichen Ausruf thun, ohne mißverstanden zu werden. Er hatte selbst lange ein öffentliches Lehramt bekleidet, durfte sich an wahrer humanistischer Bildung mit den Besten messen und besaß auch ein volles Maß historischen Fachwissens. Aber er war zugleich ein feiner Weltmann von aristokratischen Lebensformen, mit offenem empfänglichen Sinn für alles Schöne in Kunst und Literatur, er haßte die Pedanterie und den Dünkel — zwei schlimme Eigenschaften, denen man unter allen Ständen am öftesten bei Jenen begegnet, welche stets zu reden gewohnt sind, ohne daß die Zuhörer ihnen widersprechen dürfen. Es gibt unter den deutschen Professoren treffliche Männer genug, die nicht bloß Zierden der Wissenschaft, sondern auch feine Geister sind; aber neben ihnen gedeihen Andere, deren Selbstüberhebung und Anmaßung die Geduld ihrer Mitmenschen überlastet und reißen läßt.

Ein Fall dieser Art hat sich kürzlich auf literarischem Gebiete ereignet, und es ist der Mühe wert, ihn zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Handelt es sich doch um einen bedeutenden Dichter, der in ganz Deutschland ge-

kannt und verehrt wird, dessen Tod überall die schmerzlichste Theilnahme hervorrief, um Robert Hamerling.

Bald nachdem der edle Poet seinen Leiden erlegen war, trat in Graz, wo er so viele Jahre gelebt und geschaffen, ein Kreis angesehener Männer zusammen, um die Errichtung eines Denkmals für Hamerling anzubahnen. Das Comité ließ nach üblicher Sitte an zahlreiche Schriftsteller die Einladung ergehen, sich ihm anzuschließen und den Aufruf zu unterzeichnen. Die meisten derselben haben sofort zugesagt und die glänzendsten Namen adeln den Aufruf. Wilhelm Jordan, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Spielhagen, Felix Dahn, Anzengruber, Bauernfeld, Wildenbruch zögerten keinen Augenblick, durch zustimmende Antworten ihre Anerkennung für den Geschiedenen auszudrücken. Das Comité wendete sich nicht bloß an hervorragende Dichter; es wollte Männer anderer Berufszweige heranziehen, und so ergieng auch eine Einladung an Herrn Professor Erich Schmidt in Berlin. Wir können dem Comité den Vorwurf nicht ersparen, daß diese Einladung auf einem Mißgriff beruhte. Herr Erich Schmidt ist allerdings Professor der deutschen Sprache und Literatur; er hat jedoch bisher noch nirgends gezeigt, daß er ein für Poesie empfängliches Herz habe. Indes muß man das Comité damit entschuldigen, daß es in dem Irrthum befangen war, ein Germanist, der lange in Deutschösterreich gelebt und hier seine akademische Laufbahn begonnen, müßte für einen der größten Dichter der Ostmark einige Theilnahme empfinden.

Diese Voraussetzung ward bitter getäuscht. Herr Professor Erich Schmidt lehnte es ab, den Aufruf für das Hamerling-Denkmal zu unterstützen. Dagegen war im Grunde nichts einzuwenden. Jeder nach seinem Geschmack — auch wenn er keinen hat. Der Herr Professor begnügte sich nicht mit einer einfachen Ablehnung, sondern richtete einen ausführlichen Brief an das Comité, in welchem er erklärte: „Die Unterzeichnung des warmherzigen Aufrufs bedeutet ein öffentliches Bekenntnis zu Hamerling; mir aber fehlt ihm gegenüber Herz und Glaube.“ Auch das mochte hingehen, denn ein Privatbrief entzieht sich der Kritik. Allein der Professor fühlte das Bedürfnis, einem größeren Kreise die Gründe mitzutheilen, aus welchen er Hamerling seine Bildsäule mißgönnt. Offenbar hält er seine Ansichten über den Dichter für so wichtig, daß er sie dem Publicum nicht vorenthalten wollte. Er setzte sich also hin und schrieb einen Aufsatz, in dem er von der Höhe des Katheders herab, ein echter Schulmeister, Hamerlings Lorbeerkranz Blatt um Blatt zerpflückt und an keinem seiner Werke ein gutes Haar läßt.

Geht er dabei kritisch vor? Stellt er als Aesthetiker scharfe Untersuchungen über Vorzüge und Gebrechen der einzelnen Werke an? Nicht doch, eine Begründung seiner Behauptungen dünkt ihm völlig unnöthig, und Vorzüge finden sich nach seiner Meinung bei Hamerling überhaupt nicht. Der Herr Professor urtheilt wie ein Ketzerrichter, tief durchdrungen von der Ueberzeugung seiner Unfehlbarkeit und der Unmöglichkeit einer Berufung an höhere Instanzen. Aus Hamerlings Lyrik hat sein grobes Sieb nur ein paar Goldkörner ausgeschwemmt; die brennenden Farben und die „gepeitschte Sinnlichkeit“ der Epen peinigen seine zarten Nerven. Der Roman „Aspasia“ ödet ihn an; „Amor und Psyche“ scheint ihm der Thumann'schen „Bilderchen“ wert; die „Sieben Todsünden“ sind ihm eine Todsünde gegen den heiligen Geist der Poesie; „Danton und Robespierre“ bereichern nur das Schattenvolk der ehemaligen Revolutionshelden um eine Schiffsladung neuer Schemen.

Man sieht: der Herr Professor verfährt summarisch. Er macht nicht den geringsten Unterschied zwischen den

besten und den schwächsten Dichtungen Hamerlings. Selbst dessen größte Bewunderer werden einräumen, daß „Aspasia“ weit hinter dem „Ahasver“ zurücksteht, daß „Teut“ wieder geringeren Wert hat als der Roman aus dem alten Athen, daß das Revolutionsdrama für die Bühne zu lang ist und keinen vollen theatralischen Erfolg verspricht. Nicht als Dramatiker und Prosaerzähler, sondern als epischer und lyrischer Dichter wird Hamerling fortleben. Für Herrn Schmidt sind alle Dichtungen Hamerlings gleich schlecht; — das ist ein sehr einfaches Verdict und „kostet wenig Hirnschmalz.“ Man braucht nicht erst nachzudenken, ehe man es ausspricht, und es bringt immer eine gewisse Wirkung auf die große Herde hervor, wenn einer ex cathedra dociert, der Poet, den Tausende und Tausende als Stern bewundert, sei nur ein Nachtlicht gewesen.

Wir aber fragen: Mit welchem Recht, kraft welcher Leistungen nimmt sich der Herr Professor ein so absprechendes Urtheil über einen Dichter heraus? Ein Poet wie Hamerling gehört zu den Pairs im Reich des Geistes; er soll nur von seinesgleichen gerichtet werden. Betrachtet sich Herr Professor Erich Schmidt vielleicht als ein dem Dichter des „Ahasver in Rom“ und des „Königs von Sion“ Ebenbürtiger? Wahrscheinlich, denn sonst hätte er seine Meinung über ihn, die er selbst als eine „Privatansicht“ bezeichnet, wohl für sich behalten. Er hätte sich sonst wohl auch gehütet, seine wegwerfende Besprechung der Werke Hamerlings mit den Worten zu schließen: „Ich mag ihn nicht, das ist mein Katechismus.“ So dürfte ein Mann reden, dessen Publicum die ganze Nation ist, ein Mann, vor dessen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft man sich beugt, auch wenn man seinen Ansichten in einem bestimmten Fall nicht beipflichten kann. Wenn man aber nun fragt, welche Bedeutung Herr Erich Schmidt in seinem Fach hat, so geräth man über die Antwort in einige Verlegenheit. Er ist in so jungen Jahren Professor geworden, daß er nicht Zeit hatte, sich vorher auf dem Felde der germanistischen Forschung hervorzuthun. Mit einem wahren Saltomortale kam er von der Schulbank auf die Lehrkanzel. Zwei Umstände bewirkten das Wunder, das sich an Hochschulen äußerst selten ereignet. Er ist der Sohn eines hochverdienten Gelehrten, und in Professorenfamilien wird die Vererbungstheorie weidlich ausgenutzt. Aus unserer Heidelberger Studentenzeit erinnern wir uns daran, wie im Laufe weniger Semester drei Söhne ihren Vätern im Lehramt folgten. Vielleicht wäre Herr Schmidt trotz seiner Abkunft nicht so glücklich gewesen, wenn ihn nicht Wilhelm Scherer patronisiert und empfohlen hätte. So erhielt er in einem Alter, das kaum für einen Privatdocenten ausreichte, den Professorstitel. Man nannte ihn damals in Wien den „Schönsten der Germanisten“ und die Frauen hielten ihn für bedeutend, die Fachgenossen äußerten wohlwollend, er werde sich entwickeln.

Seine erste kleine Schrift germanistischen Inhalts behandelte zwei Minnesänger: Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge und war für einen einundzwanzigjährigen Jüngling gar nicht übel. Man durfte erwarten, daß er in einem Decennium den Platz ausfüllen werde, den er zu früh eingenommen. Indes fand der junge Professor die eigentliche Forschung bald zu langweilig, und seine erste philologische Arbeit blieb auch seine letzte. Er war nicht umsonst Scherers Schüler und Liebling. Schon sein Meister hatte die Germanistik mit mehr Eleganz als Tiefe betrieben, hatte oftmals die schöne Form über den wissenschaftlichen Inhalt gesetzt — und damit Glück gemacht. Nicht ohne Verdienst, denn es war eine Neuerung, in den altdeutschen Wäldern stilvoll spazieren zu

gehen. Gerade von den Germanisten war man gewöhnt, daß sie schwerfällig und unlesbar schrieben, uneingedenk des leuchtenden Beispiels, das ihnen Jakob Grimm in seiner herrlichen Sprache gegeben. Scherer nahm sich ihn zum Muster, ohne ihn zu erreichen. Er vergaß jedoch nicht, daß ein Gelehrter auch die Wissenschaft fördern muß, und er stieg wiederholt zu den geheimen Quellen der Sprache hinab, um eigene Beobachtungen an diesem ewig jungen Bronnen zu machen. In diesem Stücke ahmte Herr Schmidt seinen Gönner nicht nach; mühevolle philologische Studien waren nicht seine Sache. Er hielt sich an die bequemere Seite seines Faches und warf sich auf die Literatur des vorigen Jahrhunderts. Erst beschäftigte er sich mit Lenz, Klinger und H. L. Wagner, dann verlegte er sich auf Lessing und Goethe.

Seine Lessing-Biographie in allen Ehren. Wir wollen die Ungerechtigkeit, deren er sich selbst schuldig macht, nicht nachahmen, sondern die vorliegenden zwei Halbbände als eine fleißige Arbeit gelten lassen. Viel mehr kann man ohnedies nicht darüber sagen. Aber seine Rolle als Goethe-Forscher — es wird Einem schlecht, wenn man das Wort niederschreibt. Es ist eine beklagenswerte deutsche National-Unart, die Papierkörbe unserer literarischen Größen umzukehren und jeden von ihnen weggeworfenen Zettel der Oeffentlichkeit zu übergeben. Was ein Genie selbst verdammt und als seiner unwürdig erkannt, das soll man nicht nach seinem Tode sammeln und drucken. Wird etwa Goethes Ruhm durch die oft recht unsauberen Wische vermehrt, die Erich Schmidt jetzt aus allen Winkeln hervorsucht? Soll die Kenntnis oder der Genuß von Goethes Werken erhöht werden infolge einer Ausgabe, die auf mehr als hundert Bände berechnet und ganz geeignet ist, dem deutschen Volke seinen größten Dichter zu verleiden? Nein, deshalb, weil Einer die Abfälle in einer künstlerischen Werkstätte zusammenfegt, ist er weder ein Forscher, noch ein bedeutender Schriftsteller, und wenn er sich herausnimmt, einen Dichter wie Hamerling zu schmähen, so läuft den Zuhörern die Galle über und sie entgegnen ihm: „Wir mögen ihn nicht."

Herr Schmidt irrt nicht nur in seinem ästhetischen Urtheil über Hamerling, er irrt auch in Betreff der Verbreitung seiner Dichtungen. Er spricht von der „geringen Resonanz des Hamerling'schen Dichternamens außerhalb der Heimat, die sich darin leicht und völlig täuscht." Er will damit wohl sagen, daß man Hamerling nur etwa in Ober- und Niederösterreich und in Steiermark verehre. Vermuthlich sind die fünfzehn Auflagen des „Ahasver in Rom" und die zehn des „Königs von Sion," besonders die Prachtausgaben der beiden Dichtungen, die fünfzig bis siebzig Mark kosten, meistens von den Bauern der drei Kronländer gekauft worden! „Eine Dankesschuld an Robert Hamerling hat die deutsche Nation nicht zu entrichten," sagt Professor Erich Schmidt ferner. Er verschweigt oder vergißt, daß Hamerling mit ganzer Seele an Deutschland hieng, daß er rastlos für den Gedanken der deutschen Einheit kämpfte und im Jahre 1870 mit glühender Begeisterung die deutschen Siege erflehte und bejubelte. Der Patriotismus allein verleiht gewiß keinen Anspruch auf ein Denkmal, aber von einem Dichter, der so mächtige nationale Töne angeschlagen, zu behaupten, man kümmere sich außerhalb der Steiermark wenig um ihn, das ist nur ein zu jugendlich gebliebener Professor imstande, welcher sich für einen Literaturpapst hält, weil er Goethes Waschzettel herausgibt.

(„Gegenwart".)

Meine Influenza.

Eine Plauderei von P. K. Rosegger.

Ich bin sonst nicht so leicht zu beeinflußen. Auf meinem hölzlisch kleberen Leiblein sitzt ein Bauernkopf. Was sie sich auch redlich Mühe geben, meine geschätzten Zeitgenossen, Männlein wie Weiblein, in Wort und Schrift, belehrend, kosend, verheißend und drohend mich eines Besseren zu überzeugen, es ist gerade, als ob man eine Hand voll Spreu einem Zaunpfahl an den Kopf würfe, schnöde prallt Alles ab von meinem steinharten Bauernschädel. Nicht wenig habe ich mich schon darüber geärgert, daß ich fürs Bessere so ganz und gar unzugänglich bin und also im Gottesnamen bloß mit dem Guten zufrieden sein muß, das der liebe Gott mir mitgegeben hat in diese Welt und das von meinen Eltern und von meinen Erlebnissen und Erfahrungen schlecht und recht in mir festgeschraubt worden ist.

Am allerunzugänglichsten aber bin ich, wenn Jemand mir die gute Gesundheit abschmeicheln und dafür eine elende Krankheit einflößen will. Ja, das hat ein hergelaufenes Weibsbild versucht und — wie ich wohl zu meiner Befriedigung sagen darf — wochenlang vergeblich versucht. Alte Vettel Influenza! Ich habe ihr ins Gesicht gesagt, selbst als sie ringsum mich schon die kräftigsten Männer hingeworfen: Alte Vettel, bei mir ist's nichts. Mir ist Dein Wesen und Treiben, von dem die Welt jetzt gar viel Aufhebens macht, längst nichts Neues mehr, ich kenne Deine sauberen Eigenschaften schon seit vielen Jahren; wer allerlei neckischen Rheumatismus, Fieber und Katarrhe wie Schlangen genährt hat am Busen und es bis zu einem regelrechten und stylvollen Brustleiden gebracht hat, so daß er schon auf Alles hustet, dem imponierst Du nicht mehr!

Mit diesem Hochmuthe brachte ich es glücklich bis zum 20. Jänner 1890. Seit einiger Zeit hatte ich wieder meinen krampfartigen Husten gehabt; sonst war mir wohl, ich gieng tagsüber in der lauen, ruhigen Luft eine Stunde lang spazieren und am Abend in eine fröhliche Gesellschaft. Recht behaglich war mir, als ich mich gegen eilf Uhr ins Bett legte und ungewöhnlich bald fiel ich in einen süßen Schlaf. Man kann es nicht wissen, wie lange man schlafend träumt, ich habe die Vorstellung, als ob es bei mir einen traumlosen Schlaf nicht gebe, und zumeist sind es freundliche Bilder aus meiner Vergangenheit, die mir sachte und sanft durch die Seele ziehen. Also hatte ich eben in hellbeleuchteter Kirche aus einem Notenblatte mit der Gemeinde den Christgesang angestimmt, denn im Traum verstehe ich auch die Musiknoten und kann sehr schön singen! Mein Ohr schwamm noch in Wonne über meinen Gesang, als ich plötzlich erwachte. — Recht unbehaglich war's im Bett, schwül, heiß, Füße und Rücken thaten mir weh, und doch wieder eigentlich nicht; ein Prickeln war's und Wehen, etwa, als ob die Adern, Muskeln und Nerven mit Luft so vollgeblasen wären, daß sie bersten wollten. Prrr! kalt. Eine zweite Decke. Nützt nicht viel. Aber hübsch ist's, wenn man zu gleicher Zeit brennt und friert. Ein schwerer Kopf! Wieso denn! Von dem gewohnten Glase Tirolerwein, das ich am Abende zuvor mit

gewohnter Andacht geschlürft? Kopfschmerz, das wäre etwas Neues. Jedenfalls wird jetzt ein Glas Wasser gut sein. Nein, das Wasser nahm sich öde ein, und doch war Gaumen und Kehle trocken. Vielleicht war das vom vielen Singen im Traume. Sagen Sie mir doch Herr Doctor, kann man sich nicht wirklich erkälten, wenn man im Traume schlecht angezogen in einer frostigen Kirche sitzt? — Ach ja so, Doctor ist gar keiner da. Es war still und dunkel um mich, nur die weisse Büste meines Friedrich Schiller leuchtete, von der Straßenlaterne durch's Fenster beschienen, freundlich auf mich nieder. Und wie mein Unbehagen sich nun rasch steigerte, da fiel mir plötzlich ein: Sie ist's! Sie ist da, die Hergelaufene, welche sich nicht entblödet, die sittsamsten Männer um Mitternacht zu überfallen. Die Influenza! — Mehrmals schon ist mir vorwurfsvoll gesagt worden, daß ich kein moderner Mensch wäre und nicht mit der Zeit gienge. Solcher Ansicht kann ich entgegentreten mit meiner Influenza. Der Mann, welcher eine Modekrankheit so programmäßig, wie sie in den Blättern steht, bekommt und durchmacht, muß ja doch ein moderner Mensch sein. Ordentlich gehoben fühlte ich mich in der nun erlangten Gewißheit nach Nestroy: „ein Zeitgenosse zu sein." Nichtsdestoweniger waren Fieber und Gliederweh verdammt unangenehm, und wenn das in den Muskeln und Nerven manchmal recht zerrte, bohrte, zuckte und riß, und plötzlich irgendwo, wohin man sonst jahraus jahrein nicht denkt, ein stechender Schmerz war, als ob Jungschütze Amor ein Stümper geworden und statt das Herz alle möglichen anderen Körpertheile treffe, ja da schüttelte es mich oft, aber nicht vor Lachen, sondern vor Husten.

Nun, so gieng es gemüthlich seine drei bis vier Tage fort. Die Influenza hat bekanntlich nur drei bis vier kritische Tage; der Dichter hat deren mehr. Und wenn sie zusammenfallen, so hebt sich das Null von Null, wie Gift und Gegengift. — In die Zeitung gab ich es nicht, daß auch ich der Influenza mich endlich zu erfreuen hätte, wollte das Vergnügen ganz still für mich allein haben. Aber es gibt Ahnungen, und von mancher Seite aus der weiten Welt kamen Beileidsbezeugungen. Gleich am ersten Tage ward mir aus Baiern eine clericale Zeitung zugeschickt, welche herzlich bedauerte, daß ich krank, ja daß ich überhaupt noch auf der Welt war. Mich möchte ehestens der liebe Gott zu sich nehmen und meine Dichtungen der Teufel holen. Noch am selben Tage — es war ein heftiger Anfall — erschien in meiner Stube eine stramme Interpellation, wieso ich mir das Recht herausnähme, gegen das Duell aufzutreten und es öffentlich lächerlich zu machen? Wer den Zweikampf bestreite, der wisse nicht, was deutsche Mannesehre sei und müsse es sich gefallen lassen, von ritterlichen Leuten als Feigling behandelt zu werden. Und nach diesem harten Trumpfe kam eine äußerst wohlwollende Belehrung: Das Duell sei eine hochehrwürdige altgermanische Institution, nur ehrenhafte Männer könnten sich fordern und sich schlagen. — Ja, ich verstehe, so erklärt sich's, daß heutzutage der ehrenhafte Mann auch ein geschlagener Mann ist. Indes, wenn ich meinen Degen in der Hand habe, so zücke ich ihn nicht gegen die ehrenhaften Leute, sondern gegen die Spitzbuben. Ob solcher Anschauung nicht am Ende auch der jüngste Germanenkaiser Wilhelm II. ist? Derselbe geht bekanntlich mit der Absicht um, unter seinen tapferen deutschen Soldaten den Zweikampf abzuschaffen. Wer mit einem Kameraden auf Leben und Tod rauft, der wird aus der Armee gejagt. — Manchmal sind ein deutscher Kaiser und ein deutscher Dichter am Ende doch gleicher Meinung.

Am zweiten Influenzatag kam die

„Kreuzzeitung“ aus Berlin mit einer Nachricht, die sehr leicht einen Börsensturz hätte zur Folge haben können. Seit „Martin der Mann“ erschienen, könne die ganze Junkerschaft Preußens nicht schlafen; dieses Buch sei schlimmer als Influenza und Pestilenza, das sei ein gefährliches Buch, ein gräßliches Buch, ein † † † demokratisches Buch! Die ganze reichsdeutsche Armee sah ich in diesem Augenblicke gegen mein Buch marschieren und hintendrein die Junker und Mucker auf hohen Rossen, mit langen Spießen zur Wahlstatt ziehend gegen den schlimmen „Martin.“ Sofort ließ ich mir das Buch aus dem Kasten geben und machte vor demselben meine tiefe Verbeugung, im Geiste natürlich, denn ein wagerecht ausgestreckter Körper kann sich nicht verbeugen und selbst nicht vor einem Buche, vor welchem er den allertiefsten Respect fühlt, wie ich zur Stunde für „Martin den Mann,“ der dem Deutschen Reiche gefährlich wird! — Leider brachte die nächste Post mir schon einen starken Dämpfer. Ein Privatbrief versicherte mich, „Martin der Martin“ sei eigentlich ein altes Weib, oder mindestens ein Feigling, und daß ich jetzt mit Fürstinnen, wie mit dieser verliebten Juliana, anfienge, sei ein Beweis, daß die Bauerndirndln mich nicht mehr möchten. „Jakob der Letzte“ sei noch mein letzter Bauer gewesen, mit dem „Martin“ wäre ich endlich glücklich oder unglücklich dort angekommen, wo Stifter mit seinem „Witiko,“ Auerbach mit seinem „Auf der Höhe,“ Anzengruber mit seiner „Elfriede,“ Hamerling mit seinem „Homunkulus,“ nämlich an der verhängnisvollen Grenze des Könnens. — Trostlos war ich darüber! Darüber nämlich, daß der geistvolle Kritiker mir seinen Namen vorenthielt. Ich bezeichne ihn einstweilen als Lessing den Zweiten, aber nicht etwa, weil er Lessing imitierte, Gott bewahre! sondern weil er mit seiner Kritikform einen neuen Weg betreten, an welchem sich wohl gewiß mehr Leser ergötzen werden, als an allen Büchern, die er kritisiert.

Am dritten Influenzatag gieng mir ein Blättchen zu mit dem aufrichtigen Bedauern, daß man mir leider die Freundschaft künden müsse. Man habe mich bisher hochgehalten, weil einige meiner Schnurren und Dorfidyllen wirklich reizend wären, aber nun habe man leider auch Anderes von mir in Augenschein nehmen müssen, so z. B. die dilettantenhaften „Schriften des Waldschulmeisters,“ den sogenannten Roman „Gottsucher“ und vollends die wie ein Schoßkind sentimentale Bauernjeremiade „Jakob der Letzte,“ und da müsse man wohl leider gestehen, wiesehr der Verfasser sich entmarkt und verflacht habe. — Mir gefiel das sehr gut, besonders aber das dreimal wiederkehrende „leider.“ Der Schreiber hätte auch „leider Gottes“ sagen können, wodurch er seine Frömmigkeit documentiert haben würde, was sich bei einem Schelm immer gut macht. Leider war das „leider“ des anonymen Herrn Verräther geworden. Wenige Wochen früher hatte ich Jemandem einen für den „Heimgarten“ gesandten „Essay“ (bitte, das Wort kostet ja nichts!) zurückgeschickt, welcher das nicht mehr ungewöhnliche Thema „Die moderne Literatur“ behandelte und in jedem Satze so viele „leider“ hatte, daß ich es „leider wegen Stoffüberfülle dankend wieder zur Verfügung stellen“ mußte. Und nun sollte ich hören, woran meine prahlerische Stoffüberfülle sich auszeichnet: an Entmarkung und Verflachung! Es geschah mir schon recht. — Derselbe dritte kritische Tag brachte mir auch ein Schreiben aus Linz, dessen Verfasser mich für einen großen deutschen Dichter hielt, sofern ich keine Bücher in hochdeutscher Sprache schriebe, sondern nur „Stoansteierisches.“ Der Mann schwur nämlich — ja gewiß mit vollem Rechte! — auf das Schulmeisterdeutsch, von

dem ich — und gewiß mit vollem Unrechte! — hartnäckig behaupte, es wäre eine Bettelsuppe, welche ohne das „Charakterfettaug'“ eines frischen eigenartigen Styles nicht genießbar ist. Solche „Charakterfettaugen“ aber liebte mein Briefschreiber nicht und also behauptete er sehr freimüthig und schön, daß ich von der deutschen Sprache keine blasse Idee hätte und daß ich daher freundlichst bei meiner ruppigen Bauernmundart bleiben möge. Lieber Gott, recht gerne! Wenn er das nur gesagt hätte, bevor meine vierundzwanzig Bände Hochdeutsch in aller Welt verbreitet und freundlich aufgenommen worden sind.

Am vierten Influenzatag kam, durch „gute Freunde“ geschickt, ein Paket mit Zuschriften und Zeitungen von Antipoden. — Genug des grausamen Spieles! Ich deutete gegen den Ofen. Das Stubenmädchen verstand augenblicklich und bald war es im Zimmer recht gemüthlich warm.

Und nun versuchte ich, ob mein armes, so kläglich zermartertes Wesen noch so viel Kraft und Selbstvertrauen zusammenbringen würde, um aufrecht zu stehen. In der That — es stand aufrecht! Es war freilich noch schlanker, noch blasser geworden in der Umarmung der nordischen Dame, aber der Herzschlag pochte leidlich frisch, und mit diesem Schläger trete ich herzhaft vor und besiege damit spielend auch die geistige Influenza, die einen Schriftsteller trotz seiner naturgemäßen Lebensweise im deutschen Klima manchmal anzufallen droht.

Volkslieder aus Tirol.

Ein Beitrag zur Kennzeichnung des Bauernthumes in den Alpen.*)

Hansl und Mirzl.

(Duett.)

Er:

Mirzl, magst mit mir auf die Alma geahn,
Weil das Wetter ist heunt gar so schean?

Sie:

Ja, ja, mei liaber Hans, ih geh schon mit,
Aber ohne meine Mutter nit. —
(Jodler.)

Er:

Mirzl, geh mit mir in d Scheur'n hinaus,
Suechn uns dort halt was zum Dreschn aus.

Sie:

Na, na, mei liaber Hans, dös kann nit sein,
Das Dreschn lassn wir heunt noh bleibn!
(Jodler.)

Er:

Mirzl, geh mit mir zum Pfarrer hin,
Lassen wir uns dort gleih copoliern! —

Sie:

Ih hab's dem Pfarrer ja gar lang schon gsagt:
Daß die Liab zu Dir mih saggrisch plagt!
(Jodler.)

's Wuzarl.[1])

Koa Haus und koan Hof,
Koa Geld und koa Wiagn —
Wo thean ma denn s Wuzarl hin,
Boid ma oans kriagn? —

„'s Wuzarl dafriart uns nit,
Mei liaba Bua!
Do ziach ih mei Röckai aus,
Deck's damit zua.“

[1] Säugling.

*) Aus dem neuen Büchlein: „Tiroler Volkslieder.“ Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1889.)

Koa Salz und koa Schmalz,
Koa Mehl und koa Kleibn[1]) —
Wenn's Wuzarl recht hungert,
Weard's mörderlih schrein!

„'s Wuzarl dahungert nit,
Mei liaba Bua!
Do lass ih's halt trinka,
Und Du schaust ma zua."

's Wuzarl wachst aft auf
Wia a Strolch und a Lümml!
Wenn's nit in d Schual kimmt,
Kimmt's a nit in Himml! —

„Kümmer Dih um's Wuzarl nit,
Mei liaba Bua!
Ih moan, es is zum Schualgeldzahln
Allweil früah gnua!"

Fein sein, bei'nanda bleibn!

:,: Fein sein, bei'nanda bleibn! :,:
Mag's regn oda windn,
Oda ochaschneibn — bei der Nacht:
:,: Fein sein, bei'nanda bleibn! :,:

:,: Gscheit sein, nit einitappn! :,:
Es steckt oft der Fuchs
In der Zipfelkappn — bei der Nacht:
:,: Gscheit sein, nit einitappn! :,:

:,: Treu sein, nit aussigrasn! :,:
Die Liab is so zart
Wia a Soafenblasn — bei der Nacht:
:,: Treu sein, nit aussigrasn! :,:

:,: Frisch sein, nit ummamockn![2]) :,:
Und geaht ah Dei Häusl
Und die Liab zu Brockn — bei der Nacht:
:,: Frisch sein, nit ummamockn! :,:

Der Fensterstock.

Jatz hat mir mei Diandl a Briafl zuagschriebn,
Daß ih iatz bei da Nacht gar nimma kimm?
Was ih hun in Sinn, daß ih gar nimma kimm?
(Jodler: Hollerreitireireiti gugu!)

Hun's Briafl augmacht, und mei Herzl hat glacht,
Ih mach mih gleih fort bei da stockfinstan Nacht,
Daß die Haxen[3]) habn kracht.
(Jodler.)

Wia ih hinkömma bin, geh ih umma um's Eck,
Schau ih eine beim Fenstarl, ob sie mih nit siegt,[1])
Dös Ding hat mih gschreckt!
(Jodler.)

Jatz fang ih beim Fenstarl a Graschelwerk[2]) an,
Hat mih's Diandl gleih gheart, hat ma's Fensterl aufthan,
Geht d Lumperei an!
(Jodler.)

Aft bin ih beim Fenstarl halt einigschloffn,
Hab d Schuach nit abzogn, habn tuscht af n Bodn,
Die Luadarn, dö grobn!
(Jodler.)

Und wia ih mei Diandl hab bussarln mögn,
Da kimmt gleih da Bauer mit n Oxenzahn zwegn,
Schaut her kloan verwegn!
(Jodler.)

Er hat mih vom Diandl gradwegga griffn,
Dö Sach hat im Herzarl mih gwalti biffn,
Darf koa Mensch nix wissn!
(Jodler.)

Jatz hab ih halt wieda das Fenstarl augmacht,
Bin aussigschloffn bei da stockfinstan Nacht,
Hat der Fensterstock kracht.
(Jodler.)

Jatz schreit halt da Bauer: Du Hiasl, ho! ho!
Geh laß ma grad decht noh den Fensterstock do!
Du saggara Narr!
(Jodler.)

Du narrischer Bauer, er war Dir vergunnt,
Wenn ih nur drausschliafn kunnt
Von dem sakrament Hund!
(Jodler.)

Jatz hun ih den Teuxel a ganze Stund tragn,
Koan Stoan nit antroffn, daß ih ihn oba hätt gschlagn
Vo mein Kopf oda Kragn!
(Jodler.)

Wia ih hoamkömma bin, nimm ih Hack und Zepin,[3])
Hab a ganze Stund ghaut, bis ih drauskömma bin
Von dem Höllsakradi!
(Jodler.)

[1] Abfälle von Mehl. [2] mürrisch herumsitzen. [3] Beine.

[1] sieht. [2] leise knisterndes Geräusch. [3] Hacken zum Befördern von Holzstämmen.

Wenn's an Jadn so gang, wia's mir is ganga,
Gang Koana mehr eini in d Menschakamma —
Die Fleach auffanga!
(Jodler.)

Die boarische Joppen.

Der Bauer verkaft sein Hab und Guet,
Und kaft der Bäurin zur Joppen a Tuech.

Jatz muaß ih giahn in Schneider frogn,
Wia viel as ih Tuach zur Joppen muaß hobn:

Dreihundert Elln, dös muaßt Du schon hobn,
Wenn die Bäurin die boarische Joppen will hobn.

Jatz muaß ih giahn in Schneider frogn,
Wia viel as ih Haftlen zur Joppen muaß hobn:

Dreißig Star Haftlen, dös muaßt Du schon hobn,
Wenn die Bäurin die boarische Joppen will hobn.

Jatz muaß ih giahn in Schneider frogn,
Wia viel as ih Seiden zur Joppen muaß hobn:

Grod so viel Seiden, dös muaßt Du hobn,
As sechs Esl von Bozen heartrogn.

Jatz muaß ih giahn in Schneider frogn,
Bis wenn er die Joppen weard förtig hobn:

In Somstog früah bein Hohneschrein
Weard die boarische Joppen schon fertig sein.

Do sponnt der Bauer vier Rößlen ein
Und fohrt in des Schneiders Stube hinein.

Und wia sie hobn die Joppen aufgladen,
Hot die Joppen dreißig Schneider erschlagn.

Und ols sie kamen wohl auf den Tenn,
War die boarische Joppen der Bäurin noh z eng.

Das lustige Almleben.

Auf der Alma droben is a lustigs Lebn,
Auf der Alma droben da is fein;
:,: So a Sennerin, dö hat a herrlichs Lebn,
So a Sennerin mecht ih halt sein! :,:
(Jodler.)

Wia ih bin aufikemma, is so lustig gwest,
Sie schlagt die Hüttenthür vor Freuden zua;
:,: Is mir entgegngsprunga, hat mir's Handarl gebn:
„Grüeß Dih Gott! hat's gsagt, „mei liaba Bua!“ :,:
(Jodler.)

„Grüeß Dih Gott, mei Liesl, sag, wie geht's Dir denn?
Bist wohl allweil gsund und kreuzwohlauf?
:,: Geh setz Dih her zu mir und gib Dei Handarl her
Und a saggrisch Bussarl obendrauf!“ — :,:
(Jodler.)

Und da habn wir uns im Wasen[1]) niedergsetzt
Und ananda gmüatlih busst;
:,: Da hat der Küahbua hoch vom Dacharl ochaglacht: —
„O vasluecht! hätt ih dös früher gwußt!“ :,:
(Jodler.)

Mei Diandl.

Auf m Bergl oben stengen[2]) zwoa Tannabam
Und a netts Häuserl, a kloans,
's ist gar a wunderscheans Dianal drinn —
Scheaners, dös woaß ih, is koans!

So oft ih zum Brunn' um a Wasser geh,
Steht halt der Engl vor'm Haus;
Sie hat a schean rosnfarbs Kitterl an —
Mieder hat's ar a schean blaus.

D Aeugerln sein blau wia das Firmament,
Zahnderln so weiß wie a Boan;
D Wangerln, dö sein wia a Rosen roth —
Bleiben mag's a nie alloan. —

Füßerl hat's grad wie wenn s draxlt warn
Und a Paar kernfeste Arm;
's Diandl is fest wie a Kieselstoan —
Aber lebendig und warm!

So oft ih dös Liadl holt singen thua,
Lassn mir die Leut nie koan Fried;
Soll ihnen s Bergerl und s Häuserl sagn —
Gott bewahr, dös sag ih nit!

Jatz hob ih mei Häusl an Roan[3]) gebaut.

Jatz hob ih mei Häusl an Roan gebaut,
Do hot miar's der Sturmwind vertrogn,
Drum schaut mih mei Diandl so launig on,
Weil ih koa Häusl meahr hon.

---

[1] Rasen. [2] stehen. [3] Wiesenrain.

Jatz hob ih mei Häusl af a Schneggl baut,
's Schneggl ist auf und dervun,
Drum schaut mih mei Diandl so launig on,
Weil ih koa Häusl meahr hon.

Jatz hob ih mei Häusl in's Thal gebaut,
Daß mir's der Wind nit verwaht,
Drum schaut mih mei Diandl so freundlih on,
Weil ih mei Häusl wieder hon.

Göstern schians Diandl ghobt, ih!

Göstern schians Diandl ghobt, ih!
Ih gearn ghobt, sie gearn ghobt mih.
Pimplhub-Anderl[1]) hoaß ih,
Mei Schotzl hoaßt Gretl Marie.

Hob ih's in's Wirtshaus gfahrt, ih!
's Brot hot sie selber ghobt, sie,
Hob ihr koans z kafen braucht, ih,
Mei Schotztl hoaßt Gretl Marie.

Wenn's amol Kinder kriagt, sie,
Wearns grod sölle Gimpl wia ih,
Und daß sie so krahnen[2]) wia ih,
Kaf ih ihnen an Giggeriggi.

[1] Der Andreas vom Pimpelhuber. [2] krähen.

Das Hausbuch der Frau Stampferin.

Die folgenden Blätter enthalten das rührende Tagebuch einer steierischen Hammergewerkens-Frau aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die Handschrift befindet sich im Steiermärkischen Landes-Archiv, dessen verdienstvoller Director, Herr Dr. Josef Zahn, das Werkchen mit einleitenden und erklärenden Notizen versehen uns freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Schon früher einem ganz engen Kreise vorgelegt, ist diese Urkunde wohl würdig, weit verbreitet zu werden; sie hat viel historischen Wert, sie ist ein wahres, ergreifendes Lebensbild aus jener Zeit, ein Denkmal echt volksthümlicher Bravheit, Tüchtigkeit und Innigkeit, sie stellt uns das Wesen und Walten einer deutschen Hausfrau so anschaulich, so zum Herzen gehend dar, wie das einem großen Dichter kaum besser gelingen könnte.

Die Frau Elisabeth Stampferin war — so berichtet uns Dr. Zahn — die Tochter des Kriegskanzellisten Andr. Delatorre zu Graz. Sie wurde 1638 geboren und vermählte sich 1655 mit Hans Adam Stampfer (geboren in Leoben 1623), Guts- und Bergwerksbesitzer zu Vordernberg. 1691 übersiedelte das alte Ehepaar nach Kärnten. Hans Adam Stampfer starb 1695, seine Frau Elisabeth 1700.

Das Hausbuch geht von 1666 (resp. 1654) bis 1694, und berührt mit bewundernswertem Klarsinn die großen Ereignisse jener Zeit, als: Türkeneinfälle, Franzosenkriege und Pest. Gleichzeitig ist es ein Gedenkbuch über Feuer, Erdbeben, Lawinenstürze, Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle, die der Verfasserin Heimatland zu jener Zeit betroffen. Das Hausbuch zeigt von einer sprachlich etwas ungefügen Art. Dadurch erscheinen Wortverunstaltungen, sei es durch Zusammenschiebung, sei es durch Ausdehnung, welche einerseits die Frau, anderseits den ungelehrten Laien anzeigen.

Die Behandlung der Worte ist aber nur eine Folgerung der dialectischen Schreibung. Frau Maria Elisabeth schreibt eben, wie man zu ihrer Zeit

sprach, und meistens auch jetzt noch in den mittleren und unteren Schichten des Landes spricht. Die hellen a bezeichnet sie durch Punkte (ä), die tiefen a, welche halb wie o gesprochen werden, läßt sie ohne solche. Ebenso gilt ihr, wie es noch heute in unserem Dialecte üblich, das helle i als gleich mit dem hochdeutschen ü; sie ersetzt ganz in der Weise, wie so viele Ortsnamen mit e dieses in ö umformten, das richtige Erstere durch Letzteres, und ei, in der Aussprache dem ai ähnelnd, drückt sie durch ä oder ae aus. Das muß man berücksichtigen, um das Buch im Sinne der Schreiberin und auch in der Volkssprache, der es angehört, zu lesen und zu verstehen. Bei den schwerverständlichen Wörten schalten wir Erklärungen ein. Es ist bemerkenswert, wie viele alte Formen und ausgestorbene Ausdrücke sie noch benützt.

Was die Wanderung der Handschrift anbelangt, so ist sie offenbar mehr mit dem Sitze als mit der Familie gegangen. In letzterer Beziehung wäre sie uns wohl verloren. Sie blieb nämlich fast zweihundert Jahre in Vordernberg im Hause, wo ihre ersten Aufzeichnungen keimten. Mit den wechselnden Besitzern kam sie endlich an die Familie Steyrer, dann an Erzherzog Johann oder an dessen Frau Gemahlin, die Gräfin v. Meran, dann an den Sohn, den Herrn Grafen Franz v. Meran, welcher für die Erhaltung der Handschrift dadurch Sorge trug, daß er sie als Eigenthum dem steiermärkischen Landesarchive vermittelte.

Die Handschrift beginnt also:

††† Im Namben der allerheilligesten Dreyfaltigkheit schreibe ich dieses Pichl meinen Khindtern zu einer Gedechtnus 1679. Jahr Maria Elisabeth Stampferin/ eine geborne Dellatorin.

Im 1669. Jahr ist mein liebe Fraw Muetter sellige gestorben an einen wundterlichen Zuestandt. Sie hatt ein Mall einen Fall gedan/ vnd hat gleich bey dem Nabl ein Khnöpfl bekhumben/ dies ist alleweil greßer wortten vnd hat ihmer einmall großen Schmerzen gehabt/ ist auch ihmer wie ein Khopf so groß wortten/ hat mießen ligen vnd ist zimblich ihmer khranckh dermit wortten/ vnd hat dießes Leiden woll 15 Jahr gehabt. Gögen der Lözt aber ist eß ihr gar khlain worden vnd hat ein Jahr kheinen Schmerzen gehabt/ lötztlich aber ist sie ein mall aufgestandten vnd hat sich angelögt vnd wil in die Khierchen gen/ sie hat auch zimlich die Huesten gehabt/ vnd im wereten Huesten springt ihr auff dem selbigen Orth/ wo sie hat das Khnöpfl bekhumben/ der Bauch auf. Sie hat vmb die Befreinten geschickht/ vnd die Befreinten witerumb vmb Dockhter vnd Bollwierer (Barbier)/ die haben ihr wolln den Bauch zusamben nöhen/ vnd habens auch schon gedhan/ so ist er aber witer von der Huesten aufgesprungen vnd hat nichts geholfen/ vnd ist also daß föllige Gedärmb/ wie sie in einem Menschen sein/ herauß khumben/ vnd hat 12 Stundt noch gelöbt/ vnd selber angesehen daß föllige Ingewäth (Eingeweide)/ vnd hat sich schen zum Doth gericht vnd mit allen heilligen Sagermenten versehen/ vnd also gar mit guetter Vernunfft gestorben. Gott verleihe ihr vnd vnß Allen ein frelliche Auferstehung vnd daß ebige Löben/ amben.

Ihr Namben Barbara Dellatorin ein geborne Denggin.

Anno 1679 ist mein lieber Pruetter selliger gestorben/ Johannes Innäzius Dellatorry/ khäßerlicher Forstmaister in der Neystatt. Man hat vermändt/ er wär an dem Bottigrab (Podagra) otter (oder) Vergicht (Geständnis) gestorben/ vnd ist allso 5 Jahr in dem gresten Schmerzen gelögen vnd hat ihm nit khinen geholfen wertten/ biß er seinen Geist aufgöben hatt. Gleich aber vmb dieselbige Zeit ist ein Mensch (Weibsbild) von wögen der Zauberey gefangen vnd gericht wortten/ die hats in der Außsag bekhent/ daß sie ihms gedhan hett/

vnd hatt einen Zorn auf ihm gehabt von wögen daß sie ihm seinen Hundt auch hat khrumbt gemacht/ vnd er mit geweichten Midl den Hundt witer hat geratt gemacht. Vorher hat er einen Arkgewan (Argwohn) auf daßselbige Heisl vnd Weib geworfen vnd greindt (gezürnt)/ auch den Geistlichen dervon gesagt/ daß sie ihm nacher deßwögen ein solliches Vnglickh angricht hat. Gleich vor sein End ist sie einkhumben (verhaftet) vnd hatts bekhentt/ hat auch gesagt/ wan sie ihm ansprechen deht vnd ein Khreidl (Kräutchen) nemben/ wöllchs sie genennt hat/ so wolt sie ihm witer geratth machen. Man hat ihms gleich woll gesagt/ hats aber nit gedan/ sundter wolt lieber in Gottes Namben sterben/ alß sich von einer Zauberin anbeten vnd ansprechen lassen/ hatt auch von Herzen verzigen/ vnd ist mit großer Andacht in Gott verschiten.

Anno 1672. Jahr ist auch mein liebe Maria Khlara gestorben/ ihres Alters ist sie gewöhst 7 Jahr/ hat die Vrschlechten (Blatternkrankheit) gehabt/ ist gar ein gescheits saubers Diendl gewöhst/ hat selber die heillige Khumbian (Communion) begertt/ vnd ist zu der ebigen Freit und Selligkeit/ alß ein räner Engl aufgenumben wortten.

Auch in dißen Jahr hab ich einen Fall gedan vnd bin groß Leibs gewöst. Gleich auf dem Hert bin ich mit bätten Fießen außgestraucht vnd gleich auf den Hertt auf den Bauch gefallen/ vnd also dem Khind einen großen Schatten gedan/ vnd daß Khind dotter (todt) auf die Welt geborn/ vnd ist ganz blab (blau) gewöst. Hab nacher große Khranckheiten mießen außstehen vnd hat schier 3 Jahr gewerth/ Gott aber mier genettig witter geholfen hatt. Ist ein Viebl (Bübchen) gewöst vnd schon ganz auch auf der Zeit/ so ist eh daß Vnglick khumben.

Im 1677. Jar ist Herr Hierstel zu Juttenwurg mit vnsrer Eua Maria Stampferin versprochen wortten. Seint auch zu Juttenwurg gewößen vnd haben sein Haußwiertschafft besicht/ hat vnß Alles gar woll gefallen/ vnd haben hernach arttentlich (ordentlich) ein rechts Verspröchen gehabt/ vnd seint alle Zwäy gar woll khandent (content) mit einandter gewößen. Ist hernach auf den Grätzer Marckht geräßt vnd hat vndten die hizige Khranckheit bekhumben/ ist khranckher hämb nach Juttenwurg geräßt vnd selben auch Bekhimberuuß darzue bekhumben/ daß man ihm in sein Gewölbl hat einbrochen/ vnd seinen Zuestandt hat man vnß auch nit recht bestandten (eingestanden)/ sundtern alleweil verduscht/ biß halt auß mit ihm ist gewößen. Hat auch vielleicht khein rechte Warttung auch nit gehabt/ vnd hat die Khranckheit so gar vberhandt genumben/ daß er also in Gott selligkhlich entschlaffen ist. Hab nacher die Euerl (Eva) in einen Khlagkhläit nach Juttenwurg zu der Bestättigung geschickht/ auch einen schen grien roßmerein Prauttkhranz binten lassen vnd mit lasen dragen/ dem sie ihm dotter auf den Khopf gelögt hat/ vnd mit ihm ins Grab khumben.

Hat ihr schon ein Prauttgewant vnd andter Sachen göben/ wölliches Alles bliben ist/ vnd noch ein Stuckh Gelt auch verschafft. Hat ein großes Leit gehabt/ daß sie nacher lang nit geheyrat hat. Weils Gott so hat haben wollen/ mießen miers Gott Alles in sein Willen befellchen (empfehlen) vnd mit Gedult annemben/ biß vns Gott weitter sögnen dueth.

Im 1677. Jahr ist nacher Herr Georg Andtere Kheörner khumben. Ist die Euerl in der hizigen Khranckheit gar khranckh gewöst/ hab vermändth/ sie wirtt ihrn Preitigam nachfarn. Hatt Herr Khörner sein Lieb zu meiner Dochter der andern/ Anna Elisabeth/ gefast vnd (ist) ihm (die) versprochen warn/ vnd ist nachgenes (in der Folge) die Hochzeit bald gehalten worden. 1679. Jahr ist Herr Khörner vnd seine Schwierttin all zwey in der hizigen Khranckheit ganz auf dem Doth

darhin gewößen/ vnd haben schon vermänth/ eß wer auß mit sie/ so hatt ihnen aber der allmechtige Gott witer allen zwayen witer den lieben Gesundt verlichen/ dem sey Lob vnd Danckh gesagt derfier. Haußen auch/ Gott Lob vnd Danckh/ gar ainig vnd fritlich mit einandter/ vnd hat ihnen schon Gott zway Khinter auch göben/ das älter Maria Elisabeth/ vnd das andter Georg Waltefer. Vnser lieber Hergott göb ihnen noch ferner Glickh vnd Sögen mit einandter vnd daß sie ihr Löben zu Gottes Ehr zubringen mögen.

Anno 1679. Jahr den 4. October hab ich mit Gotts Gnatt 10 Khindter in Löben gehabt. Wan mier Gott die Gnatt gibt/ daß ichs khan zu ihrer Selligkheit auferziehen/ so khan miers mein Gott wol alle schenckhen. Ein ehrliches vnd guets Stickhl Brott hat mier mein Gott woll auch derzue geben/ fier wölliches ich Gott hundtert vnd dausentmall Danckh sage.

Funff Söhn/ der el(t)este mit Namben Hanß Josseff Stampfer/
der andtere Hanß Fritterich St./
der drite Franz Adtam St./
der fiertte Kharl Sig(m)unt St./
der fünffte Ferttinäntuß Vi(n)cenciuß St.

Den Fränzl hat Herr Springenfölß auß der heilligen Dauf gehöbt/ die fiere aber Herr Johann Simman von Luezendorf.

Fünff Dechter auch die eltefte
Eva Maria Stampferin/
Anna Elisabeth St./
Maria Barbara St./
Maria Margaretha St./
Khatterina Chonstänzia St./

Vnser großer Gott der nembe sie Alle in seine heilligen fünff Wundten auf/ vnd verleiche ihnen nach disem zergenckhlichen Löben die ebige Freit vnd ebig wernte Selligkheit/ amben.

Im 1677. Jahr hab ich ein Diendl mer (abermals) geborn/ vnd hab gar ein schwöre Niterkhunfft gehabt/ daß also daß Khint nur fraudäfft (nothgetauft durch die Hebamme) ist worn. Haben ihr gleichwoll ein Namben göben Cecylia/ vnd (ist) gleich gestorben. Hab also ein liebs Engerl in Himbel droben.

Anno 1654. Jahr bin ich von Gräz herauf zum Hern Ambtman Heren Dengen/ wöllicher meiner Frau Muetter Pruetter ist gewösen/ vnd zway Jahr bey ihnen gewösen/ vnd nacher mich mit meinen herzallerliebsten Ehwiertt Hanß Adam Stampfer verheyratt/ vnd haußen schon/ Gott Lob/ 23 Jahr mit einandter/ vnd winsche mier von Gott khein gresere Gnatt/ allß daß er mich noch mit meinem liebsten Ehwiertt etlich Järl ließ haußen (wirtschaften)/ bis ich meine khlain Khinterlein khintet helfen versorgen vnd noch greßer aufziechten/ nacher will ich mich in Gottes Willn begöben/ mier gesche̳he wies ihm gefölt/ vnd erhalt vns in seiner Genatt vnd verleiche mier vnd den Meinigen den lieben Himbel/ amben.

In 1668. Jahr bin ich zu meiner Stänzl in Khindlbötten gelögen/ so ist vnder meinem Bött ein Blatten Silber gelögen/ die einen Zentten hat gewogen/ hat nit khinen in einem Khasten ligen/ ist gar zu prätt gewöst/ habs also die ganze Khindlpött vnder meinem Bött gehabt/ wöllche mein liebster Ehwiertt von der Walchen (Seitenthal des Ennsthales in Obersteiermark) hämb hat bracht von Röcknerischen Ärzt (Erz).

In 1666. Jahr hat mein liebster Ehwiertt die Wallchen khäfft/ hat vnß vill khost/ Mie vnd Arbeit/ vnd haben auch grose Grimbsöll (Betrübnis) gehabt/ hat vnß der Verwöser Postl vmb 28 Hundtert Gulden bracht/ vnd nichts derfier bekhumben/ ist gar ein schlechter schlechter loßer Mensch gewößen/ haben ihm in der Gefenckhnuß gehabt. Ist vnß derweill die Wallchen abprunen (abgebrannt) auch/ vnd vmb 600 fl. Kholl allein verprunen/ vnd ein grose Schnelän (Schneeabrutschung)/ die hatt vnß auch großen Schatten gedan vnd 7 Berschon erschlagen vnd Wierwerch wöckhgesteßen/ vill Hundtert Khibl Ärzt

in einen Graben verworffen / nur gleich der Arbeiterlan (Arbeiterlöhne) / den sie haben mießen an den Schatten anwenten / vnd waß sie versämbt haben / hatt außdragen vber 500 fl. Nacher / daß Jahr dernach / ist ein große Wassergiß khumben / hatt vnß auch großen Schatten gedan vnd daß Holz weit wöckh gedragen / vnd ein Lattensag (Lattensäge) / wöllche ganz neu baut ist gewößen / vnd Wierwerch / hat also die 4 Vnglickh vber 9000 fl. außdragen / vnd seint in großen Schulten gestöckht / daß mier schier vor Bedriebnuß nit haben gewist / waß mier anfangen sollen / haben vnß in vnßer großen Noth zu Gott dem Allmechtigen khert vnd fleißig bettet / hat vnß Gott genettigkhlich witer gesögnett. Bin zu Vnser lieben Frauen auf Zell khierfartten gangen / vnd wie ich auf dem obern Gang bin die Dosl (Dafel) gangen schauen / so khumb ich auf daß Khor vnd fint in dem alten Gräfl (kleines unnützes Geräth) ein altes Khruzifix / derbey ein gemäns Mensch von Herzen andechtig bettet / mit außgespandten Armben / vnd dueth von Herzen wänen. Ich schau ihr ein Weil zue / wie sie wöckh gett / so geh ich hinzue vnd bet auch / vnd sag / Mein Gott / ich sich / daß Du da in einen Wienckhl länst (lehnest) / daß Dir also gar wenig Er witterförtt / ich verspriche Dir / mein lieber Jesu / wan Du vnß einmall wierst mit vnsrer Wallchen sögnen / vnd wierst vnser Khreiz vnd Bedribnuß von vns nemben / vnd wierst vnß Deinen heilligen Sögen göben / so will ich diß heillige Khruzefix vnd Biltnuß in die Khirchen hinab lassen machen / damit Dier auch / mein Gott / von den Leitten vnd Khierfertter (Wallfahrern) ihmer merer ein Battervnßer bettet wiert. Ihber ein Jahr khumb ich / vnd findt meinen Gott noch in Winckhl länn. So geh ich zu den Herrn Pättern vnd bit / sie wolden diß Khruzefix in die Khierchen hinab auf einen Pfeiller aufmachen / vnd sollens buzen laßen / vnd gib 10 Dugatten herr von meinen Schazgelt / so haben sies herabgemacht / vnd steht beim hochen Aldar droben. Nacher hat man mier witer gesagt / sie woltens auf den Freithof heraußen aufmachen. Bin ich woll witer bedriebt wortten / vnd bring witer 4 Dugatten mit / vnd bit / sie sollens in Khierchen lassen. Weiß also nit / waß sie noch dermit wern anhöben. Wan ich mer (wieder) khumb / so bring ich mer etwaß mit / wöllen sies so gar nit in der Khierchen leiten / so will ich bitten / daß sie miers göben / vnd wan ichs bekhumb / so fier ichs in Votternberg / dan hab ich so große Gnatten von Gott empfangen / vnd Gott hat vnß auch so hoch mit der Wallchen vnd andtern Sachen gesögnett / daß ich Gott mein Löbtdag nit genueg danckhen khan / vnd waß ich khan / einem Khruzifix ein Ehr beweißen / so vill khan vnd mag / daß wier ich mein Löbelang nit vnderlassen. Befelliche (befehle) mich also meinen gekhreizigesten Jessu in seine heilligen Wundten / amben.

Jn 1665. Jahr ist da hie in Votternberg ein Prunst außkhumben / vnd ist der ganze Marckht abprunen / seint gar wenig Heißer vberbliben vnd ein Däll (Theil) ganz auf den Potten (Boden) außprunen. Jst an einen Mondag Nachmitdag vmb ain Vhr außkhumben / vnd Alles gar pulferdier gewöst. So seint zu allen Glickh die Khnabten in Berg gangen / so haben sie mießen helfen wörn (wehren) vnd löschen. So ist / Gott Lob / vnßer Plähauß auch erhalten wortten. Jst in einem Plähauß außkhumben / in des Herrn Reichenauer mitern Plähauß. Gott aber hatt Allen gar dreylich geholfen pauen. Vnser Herrgott woll vnß gnetig davor behietten.

Anno 1679. Jahr ist zu Wien gar ein großer Sterb (Epidemie) gewöst vnd sollen auf 70 Daußent Persohnen gestorben sein. So seint gar vill Leith von Wien wöckh gezogen / Fiernembe vnd Gemäne. Handtwercher vnd Studenten / die seint gar vberall

vmbgelofen vnd habens in Steyermarckh auch bracht/ in Stainech (Stainach)/ auf Michaell/ Seiz/ zu Drawoch (Traboch)/ beim Greiner in Landell ist er vnd sie gestorben vnd vill Gesindt/ vnd zu Dragöß in Pfarhoff allein 13 Perschon/ der Pfarer selber/ vnd 8 Dag dervor/ eh der Pfarer gestorben ist/ seint vill Leith dort zu Gahst gewöst von Göß/ vnd vnßer Pfarer und Patter/ die gößerischen Khäbelän vnd die luebnerischen (Leobnerischen) die haben sich mießen 40 Dag einhalten. Vnßern Pfarer hat mans gesagt/ er soll sich einhalten/ der hatt noch auf das Ärgeste pröttingt derwiter/ vnd die Leith auf öffentlicher Khanzl vber die 30 Mall liegen häßen/ vnd noch vnser Patter/ Khramber hatt er gehäßen/ ist noch witer in Pfarhof zun Pfarer/ daß 3 Dotte in Hauß seint gewösen/ vnd der Pfarer ganz schon hin/ so gett der Patter haimb in Votternberg. Vmb 2 Vr gett er von Pfarer wöckh/ vmb 6 Vr ist der Pfarer schon gestorben. Sobalt er aber heimb khumbt/ so gett er in Pfarerhof aufe (hinauf)/ vnd ist mit vnßern Pfarer vnd drinckht ihm einen guetten Rausch an. Vnderdößen khumbt die Bost von Dragöß/ der Pfarer wer schon gestorben/ so hat man ihms fiergehalten vnd verbotten/ er soll nit auß sein Hauß gen/ hat ers noch gelaugnet gehabt/ sein Weib hat sich vor ihren Man selber entsözt vnd hat die Fräß (Fraisen) bekhumben. Da ist ein Lörme worn/ vnd sie sey auch schon gestorben/ vnd hat vnß Allen einen großen Schrockhen gemacht. Man hat ihnen ein Weib zuegestölt/ die ihnen hat mießen zuedragen/ die ist nacher auch gestorben. Haben woll gesagt/ sie wer 5 Dag kranckh gewöst vnd wer mit einem Fierdl Weiz die Stiegen abgefallen. Es sey wie ihm wöll/ so haben mier vnß doch gleichwoll gefierchtet/ der Pfarer aber ist alle Dag 2 Mall zum Vatter gangen/ so hatt man ims verbotten vnd einen Verweiß göben/ so hatt nacher der Herr Vatter von ihm mießen Schmachrötten annemben. Von wögen der Khanzel auch/ ist vnß woll zu Herzen gangen/ nembens gleich mit Gedult an/ wer wäß/ was Gott macht. Seint nacher in derselbigen Wochen/ wie daß Patter Wartweib ist gestorben/ 12 Verschon gestorben. Man kann ja woll nit sagen/ daß ein pese Khranckheit ist gewösen/ aber ein Forcht vnd Schrockhen haben wier empfangen/ daß mier schier selber khranckh seint wortten. Gott der allmechtige der wolle vnß Alle genetikghlich behietten vnd bewarn.

Seint sunst Alle in Freithoff begraben wortten/ allß die Wierttin in Enzingerischen Hauß/ Märin mit ihrn Namben hatt sie gehäßen/ die ist auf die Rögleswiesen in die Hech aufe begraben wortten. Dieweil sie die 6te Verschon in selben Hauß ist gewöst/ so hatt man sich ihr geschiekhen (gescheut) vnd sie niemals wollen angreifen/ wiewoll sie nit an der schäntlichen Khranckheit gestorben ist. Vnd auf dem Rembichl in deß Herrn Muermähr (Murmaier) Gösfthauß ist ein Mensch gewöst/ den hatt man in Verdacht gehabt/ er wer bey seiner Schwöster gewöst zu Dragöß bei der Binterin/ den ihr Man hatt den Pfarer helfen begraben vnd (ist) dernach gleich gestorben/ vnd 3 Khindter auch/ vnd er hatt auß der Röz (Retz) Kholl gefiertt vnd ist nacher kranckher heriber gelofen vnd draußen in andterthalb Dagen gestorben/ so hat man ihn auch auf dem Rembichl im Felt eingraben. Nacher von selbigen an ist in Votternberg/ Gott Lob vnd Danckh/ guett wortten. In der Khrumbten (Krumpen, Thal u. Trofaiach) aber da ist auch ein Mährvolckh (Dienstleute von den Bauerngütern) gewößen vnd deß Pfarer Khöchin zu Dragöß ist zum ersten gestorben/ so hat man noch khein pesen Verdacht gehabt/ vnd seint die Freint mit der Leich gangen/ vnd deß Khöllenprein (Familie Külenprein) in der Khrumbten sein Mähr (Oberknecht) ist ein Schwäger gewöst/ ist auch enten

gewöst vnd hat ein Gewandt heriber bracht/ so ist er in 3 Dagen gestorben. Sie haben aber fiergeben/ eß het ihm ein Ox druckht/ sein nacher die Leit/ die ihm gewartt/ auch balt gestorben/ sein Weib aber ist 10 Wochen noch wollauf gewöst/ nacher auch gestorben/ vnd ein Bueb in ain Dag. Man hats auch in der Khrumbten eingraben. Vnßer Herrgott erhalte vnß noch in seiner Genatt/ vnd behiette vnß noch vor sollichen Vnglickh ferner. Man hatt aber bey disen Leiten Kheinen/ Gott Lob/ khein Zeichen gefundten/ sundter hats alle nur mit einer greillichen Khölten vnd Hiz angrifen/ vnd seint in drey Dagen gestorben.

Anno 1679. Jahr den 13. November hab ich/ Gott Lob/ noch 10 löbendige Khindter gehabt/ vnd Gott erhalts noch lenger zu seiner Ehr vnd ihrer Selligkheit/ seint sie aber alle mit Khopfweh vnd Khattdähr khranckh gewöst/ so hab ich mich schier derzu khranckh gesier(ch)t/ sie möchten mier jetzt aines sterben/ dan in dem Lörmben hett man balt vermänth/ eß wer ein andtere Khranckheit/ also winsche ich ihnen jetzt woll von Herzen den lieben Gesundt/ vnd so lang daß löben/ piß ein pößere Zeit wiert vnd Gott dises Geschray stilt. Hatt vnser Gesindl vnd Arbeiter woll auch mit Hiz vnd Khölten angrifen/ hab ihnen geschwint ein Hizpulver eingöben/ seint sie witer pößer wortten. Khans gleichwoll nit lassen vnd mueß eß recht schreiben. Ich hab daß Pulfer selber gemacht/ erstlichen prends (gebranntes) Hierßenhorn/ rotte Gerallen/ guete Mieren/ weiße Derasigelläte (Thonerde) vnd rotte Deresigelläte/ vnd in abnembeten Man (Mond) gegrabne Peaniawurzen (Wurzel der Pfingst- oder Gichtrose) vndter sich außgezogen vnd auch zu Pulfer gemacht. Diese Pilfer alle zusamben/ aber Mieren am merensten/ vnd jetzt zwen größe Möserspiz otter (oder) gar 3 in ein Geschierl gedan vnd ein Schwarzkerßenwaßer derauf gegoßen vnd noch einen guetten Mößerspiz Mätteridath (Mithridates, Sammelname für verschiedene Latwerge aus mannigerlei Pflanzen) auch derzue/ vnd durcheinandter abgedriben/ vnd einen sollichen Menschen/ dens so starckh mit Khölten vnd Hiz hat angrifen/ vnd auf einmall eingöben/ so haben sie die ganze Nacht geschwizt vnd sein den dritten Dag witer aufgestandten. Wölliche geschwizt haben/ seint gar balt guet wortten. Ich habs gar villen Leiten göben/ vnd Gott Lob/ (seint) Alle dervon khumben. Gar einen großen Durst haben sie gehabt/ so hab ich sie wager drinckhen lasen/ aber lautter geseyersz Waßer/ mit Vietteriellöll (Vitriolöl) otter Schwöbelöll (Schwefelöl) abgeseyert/ haben sich gar woll befundten. Hab mich hoch erfreit/ daß ich noch guette Arzueymidl hab gehabt. Der Herr Vatter hatt mir von einen Mätterällisten (Specereiwarenhändler) vber 30 fl. Sachen khäfft/ vmb 10 fl. Mätteridath allein/ so hab ich den Leiten mittält vnd mein Haußgesindl schier deglich waß göben zu nemben. Die Arzeney beschribner/ wie ichs Alles braucht vnd gemacht hab/ wiert in ein andter Buch sein zu findten. Gott der Allmechtige behiette vnß/ daß miers nit bederffen auf solliche Weiß.

Anno 1680. Jahr

hatt man woll Hoffnung gehabt/ es wer khein Pest nit in Votternberg/ wie aber so vill Leith seint gestorben/ nacher hats vnß glauben genueg machen/ daß die lättige Pest ist gewöst. Es hat halt alleweil angrifen vnd nach einandter herkhlaubt/ vnd die Leith seint so gottlos gewößen/ daß sös Alles gelaugnet haben. Besicht hats Niembans vnd sie seint vnder die Leite gangen/ sie haben ihners gar nit derwörn laßen/ biß halt die Heiser schen nach einandter hat hergesucht. In Mauthhaus der Egity mit sein Leiten/ 2 Schuesterh(e)isl/ in Grueberischen Hauß/ in P(f)ahrhof/ in Mößnerhaus/ beinn Pindter vnd Mathderhuschmit/ beinn Wagner/ Ringlschmit/ Zöller-

böckhen / in Holzmästerheisl / wölliches vnß ist gewöst / in der Luebner Mill seint an der Pest auf die 90 Verschonen gestorben / vnd Khindter auch. Eß ist woll ein schröckhliche Forcht gewößen. Herr Georg Gassteyer ist auch den 19. Juni 1680. Jahr gestorben. Man hat woll auch gemuethmast / er wer an der Pest gestorben / aber fier gewiß wäß ichs nit zu sagen. Gott sey ihm genettig. Eß seint gar vill Leith bey ihm gewöst / der Herr Vatter auch vnd andtere Herrn. Wie er nacher so geschwindt gestorben ist / so ist ein sollicher Schrockhen gewöst / daß gar vill Leith seint auß dem Perg geflochen / vnd mier seint auch Alle auf die Hueben hinauß. Bin nacher in 3 Wochen darauf Khindlbötterin wortten / hab ein Diendl geborn / hab khein Höbang (Hebamme) otter Niemandts gehabt / alß ein Fiererweib / hab in Bött geborn / haben woll ein Betriebnuß außgestandten. Dem Mellmillner vnd dem Schreiber / auch ein alts Weib / die seint inn Hauß herinen bliben / mier hetten vnß sunst noch nit derfen wöckhen machen (sich entfernen) / allein die Mill haben mier nit derfen einstöllen / vnd Leith vnd Weiber seint alleweil gangen. Die Khindter hab ich nit khinen in Hauß erhalten / vnd die Lubner Mill ist außgestorben. Nacher ist daß Gemalter (Malter) alß bei vnß gewöst / so haben mier vnß gleich in Gots Namben wöckh begöben. So lang alß warmb ist gewöst / seint mier in der Hueben vberauß woll zufritten gewöst / aber nacher / wies khalt ist wortten / so ist vnß daß Hauß schier zu eng wortten / haben aber Gott woll daußent Mall gedanckht vmb dißes Erdl (Oertchen). Eß ist auch zu Gräz der Sterb gewöst / so seint die Leut haufenweiß herauf geflochen auf alle Erdter / auf Lueben vnd Brug / hinaufwerts auf Jutenwurg vnd Mauttern / haben sich noch woll auch in schlechten Ertlen mießen bedragen. Eß hatt / Gott Lob vnd Danckh / in Sebtember ganz aufgeherrt. Ain Senedätes (Magister oder Diener) ist gar balt gestorben / nacher ist ein Solldat khumben / der hat sich brauchen lasen vnd den Leiten gewartt vnd die Heiser außgeraucht / seint mit ihm gar woll zufridten gewöst / ist dernach auch gestorben / vnd ist mit Gott der Lözte gewöst / fier wölliche grose Gnatt mier Gott daußen(t)mall haben Danckh gesagt / vnd auch schene Prozößion gehalten mit dem heilligen Sagerement vmb den Marckht gangen. Ist eine schene Andacht gehalten wortten. Gott der Allmechtige wolle vnß vor sollichen Vnglickh genettig behietten vnd bewarn / amben.

Vnßer Herr Pfarer Christian Schazer ist zu den infieziertten Leiten gangen / hats beicht vnd mit vnßeren Herrn versehen / hats auch mit seinen Gewandt hämb auf sein Khöchin bracht. Sie solt allezeit daß Gewandt haben vndter daß Dach gehenckht / wan er ist hämb khumben / so ist die Khöchin gestorben / vnd der Vbergeher ist auch in Pfarhof gewöst vnd ist auch gestorben. Der Herr Pfarer aber ist derfun khumben vnd ist wollauf gewöst. An heilligen Barbaradag hatt man da bey vnß daß Föst gar schen gehalten / vnd seint gar vill Beichtleit gewöst / der Pfarer hatt alleweil gespeist / vnd nacher seint die Herrn zum Herrn Gassteyer gangen / 2 Herrn Jessuwitter auch / zu der Mallzeit / vnd seint gar lang beym Disch gesößen vnd seint Alle frelich gewöst. Gähling falt der H. Pfarer nöben der Herrn von Disch abe / hat ihm angrifen allß wan er daß Hinfallent (Epilepsie) het gehabt / ist auch vber ein Weil witer zu sich selber khumben / hat ihn aber nacher die rechte Fräß angrifen / vnd hats 13 Mall zu einer khurzen Zeit gehabt vnd ist gestorben / ist gar nie mer zu sich selber so vill khumben / daß er nur het khinen beichten. Gott woll ihm genettig vnd barmherzig sein / vnd wolle ihm ein frelliche Auferstehung verleihen / amben.

Anno 1680. Jahr den 12. July Freydags frie ein Fierdl vor 7 ist

mein liebes Dechterl Maria Elisabeth geborn wortten/ vnd weil mier gleich von wögen deß Sterb haben mießen hinaus auf Haffing (Hafning, Dorf zwischen Trofaiach und Vordernberg) in die Hueben fliehen mießen/ so ist sie zu Haffing in der Hueben geborn wortten. Ist mier gar ein liebs Khindt/ wie woll sie schon das 14te ist/ so ist sie mier gleichwoll gar herzenlieb. Gott göb ihr den lieben Gesundt vnd erhalts in seiner Gnatt. Auß der heilligen Dauf hats der Herr von Luezendorf (Leuzendorf) gehöbt/ weil die Frau in Votternberg ist gewöst vnd hat nit hinauß derfft/ vnd mier nit herein/ der Herr aber ist zu Mauttern mit den Jungfrauen gewöst/ so ist der Herr zu vnß herab auf die Hueben/ vnd der Herr Pfarer zu Drofeyach ist herauf vnd habens also in den Hueben däfft/ vnd hatts der Herr mit Erlaubnuß des Herrn Pfarer anstatt seiner Frauen auß der heiligen Dauf gehöbt. Gott göb ihr seinen heilligen Sögen.

Anno 1680. Jahr ist Herr Khristian Diewalt von Muehrau khumben vmb die Euerl/ seint in der Hueben gewöst/ haben dernach gleich den 26. September ein Verspröchen in der Hueben gehalten/ ist der Herr Pfarer zu Drofeyach derbey gewöst/ Herr von Luezendorf/ Herr Riedlmähr/ Herr Gegenschreiber vnd sein Frau. Herr Georg Gassteyer ist noch Pidlesman (Hochzeitsbitter) gewöst/ vnd ist Herr Diewalt zum heilligen Dreyfaltigkheitdag auch zu Drofeyach gewöst vnd Herr Gassteyer/ haben noch selben in der Hueben gößen/ die Herrn vnd Frau Gassteyerin. Das ist Sundtags gewöst/ Mitwochs ist Herr Gassteyer schon zu morgens gar frue gestorben. Wär also die Hochzeit balt vndterwögen bliben/ so ist aber Herr Diewalt in die Hueben zu vnß khumben vnd hat rechte Bekhandtschafft gemacht/ vnd haben nacher die Hochzeit angestölt zu Leuben in Hauß/ hab ichs selber außgericht vnd bin noch zimblich mit allen Sachen bestandten. Die Hochzeit ist den 5. November gewöst/ hab in der großen Stuben den Khasten herauß gedan vnd daß Bött/ so seint 3 Rundtdafel statlich gestandten vnd haben Orth (Platz) gehabt. Seint gräzerische Leith derauf gewöst/ Herr Hochkhofler (1674 geadelt als „v. Hohenfels", eine im 17. Jahrhundert in dem Beamtenkreise der Landschaft, im 18. in dem der Radmeister zu Vordernberg angesehene Familie) vnd sein Frau/ auch daß Dechterl/ Herr Dockhter Prandtdauer (Arzt zu Graz, starb 14. December 1680 zu Leoben, wohin er sich vor der Pest geflüchtet hatte) vnd sein Frau/ Frau von Khollstäin vnd ihr Dochter/ vnd lautter guette Herrn vnd Frauen/ seint gar frellich gewöst vnd guetter Ding. Nacher ist der Herr Vatter vnd die Wäberl (Barbara) vnd der Joßef mit ihr hinauf auf Muerhrau geräst/ vnd haben dem Herrn Diewalt sein Praut hämb gefiertt. Gott der himblische Vatt(er) sögne ihren Ehstandt/ vnd gib ihnen Glickh vnd Sögen/ amben.

Nacher/ wie die Hochzeit ist veriber gewöst/ so seint mier den 11. November mit guetten Gesundt/ Gott Lob/ Ehr vnd Preiß vnd Danckh gesagt/ witter in Votternberg herein gezogen/ wölliches mier woll ein gros(e)r/ Freit ist gewöst. Gott behiette vnß vor sollichen Wandtern.

Anno 1680. Jahr haben wier laßen daß grose Khreiz machen/ wölliches auf dem Grieß steht/ von Lackhmähr vber/ wirt alle Zeit zum Sunienwenten/ wan der groß Vmbgang ist/ das Evangölliumb derbey gesungen wertten. Sollliches hab ich der allerheilligesten Dreyfaltigkheit zu Lob/ Ehr vnd Danckhsagung machen laßen/ vnd ein Feyermöß derzue gspendtiert/ daß sie vnß in der so geförlichen Zeit vnd Khranckheit behiet vnd bewartt hat. Für alle seine Gnatten vnd Gaben sag ich ihm daußentmall Lob vnd Danckh meinem liebsten Heillandt / amben.

Anno 1680. Jahr den 21. Aberil am heilligen Ossterdag ist mein Andl Khörnerin gliekhlich niterkhumben vnd hatt mer ein Diendl geboren/ Anna Roßalia genandt. Gott göb ihr vnd den Ihrigen daußendtmall Glickh vnd Sögen/ amben.

Anno 1680. Jahr bin ich am heilligen Dreykhinigdag zu Muehrau bei der Euerl Diewaltin gewöst/ vnd habs haimbgesuecht/ hat mir ihr Hauß/ Wiertschafft vnd Hamber/ auch die Mill gar woll gefallen. Gott göb ihnen daußentmall Gliekh vnd Sögen zu ihrer Wiertschafft/ vnd sögen ihnen ihr Stickhl Brott. Hab auch döß Herrn Diewalt Frau Änl/ Frau Freißhambin/ khenen lernen/ ist gar ein liebe Frau/ ein verständtige. Ist auch gleich dervor die Frau Verwalterin in Gschloß droben gestorben/ ist in Schlitn gefahrn vnd vmbgeworfen wortten/ vnd ist bey der Nacht niderkhumben vnd hat einen Sohn geborn/ vnd sie hatt alßbalt nach der Geburt die Fräß bekhumben vnd (ist) in wenig Stunden gestorben. Gott sey ihr genettig. Ist der gewösten Schafferin zu Göß Dochter gewöst. Bin auch Sundags vor heilligen Dreykhinigdag zu s. Lambprecht in Khloster gewößen/ ist auch gleich döß Herr Pralatten Frau Muetter/ Frau von Khaltenhaußen (die Grazer Bürgerfamilie Kaltenhauser wurde 1627 als „v. Kaltenhausen zu Greifenstein" geadelt)/ gestorben/ ist ihres Alter 81 Jahr gewöst/ hat schon gelöbt genug/ vnd ist gar gern gestorben auch.

Anno 1680. Jahr/ den 29. December/ haben wier zu Hafing derauß/ vnd seint auch aigentlich döẞwögen hinauß gefarn/ einen großen Khometstern gesehen/ seines gleichen gedenckht khein Mensch. Eß ist zu sehen gewößen/ alß wan der Stern bey dem Glattnerhauß stient/ vnd der Bößen ist heraufgangen viber daß nue Huebenhauß vnd vber den Stadl/ ist woll recht forchtsamb anzusehen gewöst. Man hat ihm vber all gesehen/ aber in Votternberg hat man nit von Anfang (ihn) sehen khinen/ sundter erst gegen der Lözt vnd wie er schon ist khlein wortten. Der Herr Vatter hat gesagt/ er nämb wol den driten Däll döß Himbl ein/ Andter aber haben gar von großer Leng gesagt/ was er aber bedeiten thuet/ daß wäß vnser lieber Herrgott im Himbel droben. Ein Däll dien (thun) gar schlecht profiezeihen/ vnd sagen von großen Khrieg vnd Sterben. Mießen vns also in Gottes Willen begöben vnd erwartten/ waß er mit vnß zu machen in Willens hat. Daß Böste ist fleisig betten/ vnd zu sterben sich allezeit berätthen (bereiten).

Anno 1681. Jahr da seint die Gräzer witter in Februarŋ hindurch nachhauß auf Gräz geräst/ daß Gott Lob/ der Sterb auch ganz nachgelasen hat. Zumb October seint sie auf Brug khumben herauf/ schier der ganze Adel/ zu Gräz aber seindt vill gestorben an der Pest/ aber die geflochen/ seint alle/ Gott Lob/ erhalten wortten. Vnser lieber Herrgott wolle vnß Alle mit einandter genettigkhlich behietten vnd bewarn./ amben.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Dienstboten.

Von **Max v. Weißenthurn.**

Wo Frauen zu einem Kaffee-klatsch zusammenkommen, was für das schöne Geschlecht ja doch der Inbegriff von Gemüthlichkeit ist, ob man ihn nun so, ob man ihn Damenkaffee oder five óclock tea benenne, haben sie immer einige Steckenpferde, welche in verschiedenen Varianten das Gesprächsthema bilden.

Der Ehrenplatz gebührt bei diesem intimen traulichen Verkehre stets den Männern; sind dieselben mit ihren Tugenden und Lastern, mit ihren Schwächen und Fehlern, genugsam erörtert worden, dann reiht sich unmittelbar an Jene die Dienstbotenfrage, dieses für jede Hausfrau so wichtige Thema. Wir nennen es ohne jeden Spott „ein wichtiges Thema," denn wir begreifen, daß es von Belang sein müsse, wie die Hausgeister eingreifen in die Maschine des Hauswesens; ja mehr noch, wir finden es erklärlich, daß jede Hausfrau gerne geschulte, ordentliche, oder wenigstens schulungsfähige Mädchen um sich habe — nur will es uns nicht sonderlich anmuthen, wenn die Damen über die Mängel und Mistères ihres Hauses auch außerhalb desselben in größerem Kreise, lang und breit conferieren und debatieren; erstens weil wir bezweifeln, daß sie dadurch Uebelstände beheben, Gutes fördern, und zweitens, weil wir dieses Thema für kein geistig anregendes halten, sobald es sich, wie dies zumeist der Fall, nur auf dem Gebiete der Klage hin und her bewegt.

Die Damen wissen gewöhnlich nur von den Schandthaten ihrer Lisis, Tinis, Pepis, Mimis und wie die verschiedenen J's und Nicht-J's alle heißen, zu berichten; so daß man sich versucht fühlt in denselben, thatsächlich die bösen Geister der Unterwelt zu schauen. Daß die Dienstbotenfrage vorzüglich in einer großen Stadt zu den dunklen Punkten gehört, welche der Abhilfe bedürfen, läßt sich nicht leugnen; Wiener Vereine, wie z. B. der Hausfrauen-Verein, die Wiener Kochschule, bis zu einer gewissen Grenze auch das Marienstift, thuen in der That ihr Möglichstes, um die verschiedenen Mängel derselben zu beheben. So lange aber nicht einerseits jede Frau Alles daransetzt, um sich und ihre Leute auf den richtigen Standpunkt zu stellen, andererseits in der Volkserziehung auch auf die Erziehung braver Dienstleute hingewirkt wird, so lange werden die Dienstboten immer die nothwendigen Uebel der meisten Haushaltungen bleiben.

Die Schuld, daß in dieser Hinsicht Alles noch ziemlich weit entfernt ist von dem idealen Standpunkte, welcher uns doch wohl über ein jedes Ding vor Augen schwebt, ist — wenn man die Situation unparteiisch ins Auge faßt — zu ziemlich gleichen Theilen bei der dienenden, wie bei der gebietenden Klasse zu suchen. Erstere ist auf das gründlichste angesteckt von der Sucht, mehr sein, eleganter einhergehen zu wollen, besser leben zu wollen, als ihr den Verhältnissen entsprechend in denen sie von Geburt an aufgewachsen, naturgemäß zukommt. Die Mädchen von heutzutage sind thöricht und verbildet genug, entweder im Dienen eine positive Schande zu sehen, oder sich doch dem Wahne hinzugeben, die Dienstbarkeit sei ein schweres Unglück, zu welchem die socialen Verhältnisse sie verdammen. Ja Manche gehen in ihrem Wahne so weit, es als eine Art

der Herablassung anzusehen, wenn sie die Gnade haben, ihre Dienstgeber zu bedienen.

Aus dieser irrigen Anschauung, zu der sich noch die Sucht nach Freiheit gesellt, entsteht namenloses Unglück; aus dieser irrigen Anschauung geht auch hervor, daß heutzutage eine Unzahl junger Mädchen es vorzieh, als Fabriksarbeiterin ein mühseliges Dasein zu fristen, schlecht genährt zu sein und in unzähligen Fällen physisch und moralisch zu verkommen, anstatt in dem Schutze einer Häuslichkeit wohlbehütet zu existieren. Die oberwähnte Verbildung der dienenden Classe zieht, wie gesagt, Unzufriedene groß, fördert die Prostitution, fördert folgerichtig Elend und Verkommenheit im physischer, wie in moralischer Beziehung. Aus ihr gehen, abstrahiert von dieser ihrer düsteren Seite, auch tausend Lächerlichkeiten hervor, wie z. B. die krankhafte Sucht, welche sich heutzutage bei jeder Bauerndirne findet, sich „Fräulein“ nennen zu lassen; sobald sie nur erst vierzehn Tage Stadtluft athmet und Federhut wie Sammetkleid, nicht etwa selbst trägt, sondern dieselben in den Auslagen der Confectionsgeschäfte ein paarmal staunend angeblickt.

Nirgends ist die Titelsucht so furchtbar lächerlich, als in der dienenden Classe; die Köchin Sr. Excellenz des Herrn Staatsrathes dünkt sich zum mindesten eine ebenso vornehme Dame, als ihr Gebieter ein vornehmer Herr ist und blickt mit hochmüthiger Geringschätzung auf die Professors-Köchin herab, welche Alles um fünf Kreuzer billiger einkauft wie sie, und nicht allein kocht, sondern auch dumm genug ist, sich so weit herabzulassen, daß sie auch ein Zimmer aufräumt. Sehr selten sind die Fälle, in denen ein Dienstmädchen so weit gebildet ist, zu begreifen, daß die Kleider nicht die Leute ausmachen, daß Federhut, Handschuhe und schön geschoppte Robe doch nicht die Zaubermacht besitzen, eine seelisch, wie in ihrem Wissen ungebildete Person zur vornehmen Dame zu machen; daß man fünfzigmal in einem Tage „Fräulein,“ meinetwegen auch „gnädiges Fräulein“ angesprochen werden kann und dabei doch immer nur eine mehr oder minder gut bestallte Küchenregentin, ein mehr oder minder gut dressiertes Kammerkätzchen bleibt. Sehr selten sind, wie gesagt, die Fälle, in denen Mädchen klug genug sind, zu begreifen, daß jedes ungebührliche Heraustreten aus ihrer Sphäre sie, ob sie es nun bemerken oder nicht, der Lächerlichkeit preisgibt, während man andererseits den Dienerinnen, welche Verstand genug haben, nicht mehr sein zu wollen, als sie sind, gerne gebührende Anerkennung zollt. Die Schuld an diesen mehr oder minder komischen, häufig weitgreifenden Uebeln, ist unstreitig in der Volkserziehung zu suchen und greift bis in die Kindheit der jetzt erwachsenen Generation zurück.

Nachdem wir offen zugestanden haben, daß an dem gegenwärtigen unerquicklichen Stand der Dienstbotenfrage die Repräsentanten dieser Classe selbst nicht einen unwesentlichen Theil der Schuld tragen, sei uns gestattet, darauf hinzuweisen, daß auch die Hausfrauen manches anders machen müssen, wenn sie beanspruchen Dienerinnen zu haben, die auch nur im Entferntesten jenen Prachtexemplaren der Anhänglichkeit gleichkommen, welche es in der guten alten Zeit gegeben und die heutzutage nur mehr sporadisch sich finden lassen. In vielen Häusern stellt man maßlose Anforderungen an die Mädchen, bezahlt sie dafür vielleicht entsprechend, bietet ihnen aber auch gar nichts, als eben nur die Bezahlung, während man muthmaßlich viel mehr bezwecken würde, wollte man sein Benehmen so einrichten, daß die Leute die Ueberzeugung gewinnen könnten, sie würden bei der Dame des Hauses auch Sinn und Verständnis, Theilnahme und Rath finden in ihren eigenen Freuden und Leiden. Eine Frau, die in ihren Dienstleuten nicht nur

bezahlte Arbeitsmaschinen, sondern auch Wesen aus Fleisch und Blut sieht, die ebenso menschlich empfinden können, wie ihre besser situierten Dienstgeber, dürfte nur da über Mangel an positiver Anhänglichkeit zu klagen haben, wo die Herzensroheit von Kindheit an gepflegt wurde und jedes bessere Empfinden erstickt hat. Die Hausfrau verlange von ihren Dienstleuten Alles was recht und billig; sie trachte den Begriff der Pflicht in ihnen zu erwecken und wach zu halten — einerseits allerdings der Pflicht, daß man für den entsprechenden Lohn auch das Entsprechende leisten müsse; andererseits aber auch jenen weit höheren Begriff von Pflicht, daß man es vom ethischen Standpunkte aus als ein Gebot der Moral anerkennen lerne, jenes Amt, welches die Verhältnisse uns zuweisen, ganz und voll auszufüllen; sei dies nun ein hohes oder ein niederes.

Wie in allen Fragen im Leben, so räume ich auch in dieser dem Herzen ein wesentliche Rolle ein und behaupte, daß jene Frauen viel besser bedient sind, welche ihren Dienstleuten Herz und Mitgefühl zeigen, als jene Anderen, welche nur die Knute schwingen und auf dem Standpunkte der Leibeigenschaft stehen.

Sie werden mir einwenden, daß man mit dem Herzenscultus oft übel ankomme bei der dienenden Classe; verstehen wir uns recht, ich meine, daß, wenn man auch zuweilen nicht entsprechend gewürdigt wird mit all seinen guten Intentionen, man doch zur Verbitterung nicht das Recht habe, weil man durch einzelne Fälle nicht auf die Allgemeinheit schließen kann. Andererseits halte ich dafür, daß man herzensrohe, gemeine, betrügerische Elemente, wie es deren allerdings nur zu viele gibt, lieber allsogleich entfernen solle, als daß man Gefahr laufe, dem eigenen Charakter durch die Verbitterung zu schaden, welcher krassen Undank nur allzuleicht hervorruft. Bei allem freundlichen Wohlwollen, welches wir unseren Dienstboten entgegen bringen, soll man übrigens, selbst wenn man bewährte Elemente um sich hat, eine gewisse Grenze nie unbeachtet lassen, deren Ueberschreitung sich früher oder später immer rächt und dann, wenn man zu spät deren Außerachtlassung einsieht, hysterische Empfindelei und Mangel an Aufmerksamkeit auf der einen Seite, ein zu plötzliches und zu schroffes Anziehen der Zügel auf der anderen Seite im Gefolge hat. Die Dienstleute sollen in der Hausfrau eine milde und gerechte Gebieterin sehen, auf deren Urtheil sie sich verlassen können, deren Anschauungen ihnen maßgebend sind, die nichts Unbilliges von ihnen fordert, ihnen wohl will und mit Rath und Hilfe nicht zurück hält; sie soll ihnen keine ungerechte Tyrannin sein, vor der sie zittern müssen, und die sie von dem System der Selbstwehr ausgehend, lieber betrügen, als daß sie betrogen werden. Sie soll aber in ihren Augen auch keine schwächliche Null sein, der man ein X für ein U machen kann und keine gute Freundin, mit der man sich Vertraulichkeiten erlauben darf, weil sie entweder Gründe hat, dieselben dulden zu müssen, oder zu schwach ist, um vertrauliche Unzukömmlichkeiten in die gebührenden Schranken zurückzuweisen.

Es ist die Dienstbotenfrage ein Thema, über welches sich so Manches sagen ließe, da aber der Raum, den man uns zuweist ein beschränkter ist, so müssen wir uns mit Dem genügen lassen, was wir heute gesagt und fassen es in ein altes Sprüchwort zusammen, welches da lautet:

„Wie man in den Wald schreit, so schreit's heraus."

Für Jene, welche eine deutlichere Nutzanwendung dieses alten Citates auf den gegebenen Fall nöthig erachten, setzen wir noch hinzu:

„Zeigt Eueren Dienstleuten Herz und Wohlwollen, so werdet Ihr Anhänglichkeit und Treue ernten."

Das Unterhosenfest zu Abelsberg.

Beim Dichter erscheinen zwei Herren in Frack und Glacéhandschuhen.

„Haben die Ehre uns vorzustellen, hier Herr von Taflinger, Gasthofbesitzer. Meine Wenigkeit: Mayer, Kleideretablissement.“

Dichter: Womit kann ich dienen?

Herr Mayer: Wir kommen mit einer sehr großen Bitte. Sind aber der Zuversicht, daß in Anbetracht des schönen und gemeinnützigen Zweckes —. Die Sache ist die: der verehrte Herr Doctor werden sich gewiß daran erinnern, daß in dem nächsten Herbste der fünfzigste Jahrestag seit der Einführung eines wichtigen, ja, ich sage, höchstwichtigen Momentes fällt. Eines Momentes, von dem ich nicht anstehe, zu behaupten, daß mit ihm eine neue Culturepoche begonnen hat.

Dichter: Ah, Sie meinen das Eisenbahnwesen.

Herr Mayer (etwas kleinlaut): Ne, das Eisenbahnwesen meine ich nicht. Etwas weit Allgemeineres, Einschneidenderes, für das Individuum Wichtigeres ist's, etwas, das sowohl in sanitärer Beziehung, als auch aus Schönheits- und Bequemlichkeits-Interessen, vornehmlich aber aus Wirtschafts- und Wohlanständigkeits-Gründen für Jedermann von größter Wesentlichkeit ist. — Der Herr Doctor haben es doch schon errathen? Nicht? Oh, Schäker! Der Herr Doctor tragen ja selber eine am Leibe — vermuthlich.

Dichter (kurz): Ich bitte zu sagen, was die Herren wünschen?

Herr Mayer: Nun denn. Im nächsten Herbst jährt es sich das fünfzigstemal, seit in hiesiger Gegend die Unterhose eingeführt worden ist. Die Herrenunterhose. Früher hat man nur die eine, äußere, getragen; mein Vater selig konnte sich noch recht gut erinnern, daß —

Dichter: Was geht das mich an?

Herr Mayer (etwas indigniert): Oh! das geht uns Alle an! Es ist Sache der Menschheit. Kleider machen Leute. Und doppelte Kleider — natürlich vervollkommnen den Menschen in doppeltem Grade. Gedenken Sie mit der einem Poeten von Gottes Gnaden zur Verfügung stehenden Phantasie gütigst der Zeitperioden, wo der Mensch noch kein Beinkleid besaß, und die Wichtigkeit des Gesagten wird klar vor Augen treten. Erinnern sich der Herr Doctor der Sanscülotten! der französischen Revolution, Gott behüte uns davor! Kurz, wir glauben nicht allein berechtigt, wir glauben es unserer Zeit, unserem Volke schuldig zu sein, dem Grundpfeiler aller Civilisation und Gesittung, der Hose ein großes Gedenkfest zu weihen. Es hat sich demnach ein Comité zusammengethan, um im nächsten Herbste auf unserer Stadtwiese —“

Herr Taflinger: An welche mein Gasthausgarten grenzt —

Herr Mayer: Ein großes Volksfest zu veranstalten. Die Vorarbeiten dazu sind natürlich jetzt schon im Zuge, und somit kommen wir im Namen des Comités vertrauensvoll an den Herrn Doctor heran, mit der recht inständigen Bitte, derselbe möchte uns in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit das Festgedicht verfassen.

Dichter: Zum Unterhosenfest?

Herr Taflinger: Ganz recht, nennen wir es so. Sehr gut. Das

wird ziehen. Ich verspreche mir einen großartigen Erfolg. Auch haben wir den Chef-Redacteur des „Abelsberger Wochenblattes“ in das Festcomité gewählt, damit wir Alle in der Zeitung genannt werden.

Herr Mayer: Ihr Festgedicht soll sehr günstig recensiert werden, ich garantiere Ihnen dafür.

Herr Taflinger: Auch ein großes Bankett gibt es, mit Toasten. Vielleicht wollten Herr Doctor so gefällig sein, den Toast auf das Comité zu übernehmen.

Herr Mayer: In diesem Falle würde ich mir gestatten, meinen Trinkspruch auf unseren gefeierten Dichter auszubringen.

Herr Taflinger: Es kommt Alles in die Zeitung. Selbst wenn wir uns, was Gott verhüte, blamieren sollten, in der Zeitung wird Ihnen das so glänzend herausgeputzt werden, daß den Abwesenden nur so die Zähne wässern sollen nach dem Deficit, das wir machen!

Herr Mayer: Spaß apart, es wird ein echtes Volksfest werden. Volksspiele natürlich: Stangenklettern, Kapselschießen, Ringstechen, Nationaltänze in Nationaltrachten und ein Festzug —

Herr Taflinger: Ein Festzug, wertester Doctor, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen soll! Die Feuerwehr, die Turner, die Radfahrer in ihrem schmucken Costüm; der Gesangverein mit einer eigens für das Fest componierten Weihehymne; der Volapük-Club mit allen Weltsprachen und hintenher der Stenographenverein, der mit dem Schreiben nachkommt.

Herr Mayer: Von dem Festzuge werden auch photographische Aufnahmen gemacht!

Herr Taflinger: Und Ihr Festgedicht soll auf Velinpapier gedruckt, unter dem Volke vertheilt werden.

Dichter: Meine Herren, wie stellen Sie sich so ein Festgedicht vor? Soll ich das zweifüßige Beinkleid in fünffüßigen Jamben besingen? Oder dünkt es Ihnen, besonders bei der im Waschen eingehenden Wolle der Jäger-Hosen vortheilhafter, den Streckvers anzuwenden?

Herr Mayer: Doctorchen, Sie haben uns nicht verstanden. Die Hose ist Nebensache, wir wollen einfach ein Volksfest haben, damit Fremde kommen, damit Geld unter die Leute kommt, damit wir uns wieder einmal unterhalten in dieser traurigen Zeit. Der Inhalt des Festgedichtes bleibt ganz Ihre Sache. Besingen Sie die Freude, die Lust, den Tanz, das Spiel —

Herr Taflinger: Das Essen und Trinken —

Herr Mayer (schalkhaft): Die hübschen Weiber —

Herr Taflinger: Besingen Sie alle sieben Todsünden in Verslein, ha ha — damit's Hetze gibt!

Dichter: Wohlan, meine Herren, ich besinge die sieben Todsünden in hübschen Verslein.

Herr Taflinger (sich die Hände reibend): Das wird reizend! Wir sind Ihnen sehr verbunden!

Dichter: Ich werde meine Arbeit rechtzeitig fertig haben. Leben Sie wohl.

— — — — — — — — — — —

Der Dichter nahm sich zusammen. Er wendete seine ganze Grazie auf, suchte seine glühendsten Farben zusammen, um das Laster in seinem vollen Reize zu besingen. Er besang im Trinken den Durst, die Glut des Weines und so weiter. Er besang im Spiele die Geldfreude, den Gewinn und so weiter. Er besang in der Liebe die Sehnsucht, die Gier, den Kuß und so weiter. Er besang das Fest, die Fahnen, Triumphbögen, Illumination, den Champagner, die Comités und so weiter. Es ward ein großes, in leidenschaftlicher Herzensglut geschmiedetes Zeitgedicht.

Dann schickte es der Dichter ans Festcomité. Schon am nächsten Tage

kam das Gedicht wieder zurück, begleitet von dem folgenden Schreiben:

„Euer Hochwohlgeboren!

Vor Allem unseren verbindlichen Dank für die so prompte Lieferung des Festgedichtes. Was nun aber dessen Inhalt betrifft, so ist zwar der erste Theil ganz reizend und vollkommen zweckentsprechend. In Bezug auf die Lösung des Poëms hat das Comité die Arbeit für nicht genügend befunden. Sie haben uns insoferne mißverstanden, als Sie die Freude und Lust zwar auf das Reizendste zur Darstellung bringen, allein leider auch die weniger erfreulichen Folgen schildern, welche durchaus nicht geeignet sind, die Feststimmung zu erhöhen. Sie beschreiben z. B. nicht bloß den Genuß des Weines, sondern auch den Katzenjammer, nicht bloß die Süßigkeiten der Liebe, sondern auch das im Leben allerdings nicht zu läugnende, daraus folgende Ungemach. — Sie beschrieben nicht bloß das Vergnügen des Gewinnes beim Spiele, sondern weit lebhafter noch die Verzweiflung des Verlierens, Sie beschreiben nicht allein das glänzende Fest, sondern auch das Deficit desselben, und weisen darauf hin, daß man in so ernster Zeit, als die unsere sei, inmitten des Elends der niedrigen Volksclassen bei dem drohenden allgemeinen Bankerotte, keine glänzenden Feste feiert. Sie nennen das einen Tanz ohne Takt. Sie sprechen von Leuten, die in der Verblendung ihrer grenzenlosen Eitelkeit keine Ahnung hätten von der Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit, die in solchem Treiben liege. Euer Hochwohlgeboren werden selbst einsehen, daß solches nicht die Sprache eines Volksfestes sein kann und daß wir gezwungen sind, für Ihre Bemühung dankend, Ihr sonderbares Festgedicht abzulehnen. Mit dem Ausdruck u. s. w.

Das Fest-Comité."

Der Dichter hatte bei Durchlesung dieses Schreibens ein wenig geschmunzelt. Da nun aber das Gedicht doch einmal da war, so wollte er es auch veröffentlicht wissen. Allein das „Abelsberger Wochenblatt" bringe principiell keine Gedichte, hieß es in der Ablehnung. Es hatte dafür auch keinen Raum. Denn die Beschreibung des Festes füllte die Seiten. Da waren aufgezählt alle Fahnen, die aus den Häusern gehangen, alle Namen Derer, die sie ausgesteckt, gefärbt, genäht in Handel gebracht hatten; der Weber, der sie gewebt, wurde vergessen, wogegen er schon am nächsten Tage bei der Redaction Beschwerde führte, bis auch sein Name nachgetragen war. Und es wurde Jeder und Jede in die Zeitung gedruckt, die gesungen, gepfiffen, gestrampft, gejodelt hatten, auch Jeder, der für den Freitisch eine Semmel oder für das Glücksspiel einen blechernen Taschenspiegel gespendet hatte, las sich fettgedruckt in der Zeitung, und als beim Festmahle Einer nieẞte und ein Anderer „Zur Genesung!" rief, verbuchte solches das „Abelsberger Wochenblatt" als eine großartige Parteidemonstration.

Damit war der Beweis hergestellt, daß das herrliche Fest in allen seinen Theilen auf das Beste gelungen ist und alle Theilnehmer desselben es zu den schönsten Erinnerungen zählen werden.

Der Dichter aber hatte sich von dieser Zeit an in Abelsberg unmöglich gemacht, doch gieng er nicht davon, gleich jenem Fest-Comité-Mitgliede, welches vor Entsetzen über das Deficit nach Amerika durchgebrannt war.

R.

Kleine Laube.



An die junge Dichterschule.

Ihr wollt mit der Muse, der hehren, vermählen
Unsaubre Cumpane, gemeine Gesellen,
Und an den Bastarden im Schall der Reclamen
Vererben der Nachwelt zum Spott Eure Namen!
O, seid Ihr auch klar Euch solch' thörichten Strebens?

Der Alltagsmenschen stumpfe und blöde
Begierden und Thaten sind lächerlich schnöde,
Man kann sie bewundern nicht, auch nicht sie hassen,
Man muß sie als Schelme ziehen lassen,
Und dürstet nach fruchtender Labung vergebens.

Nur dort, wo noch tapfere Herzen schlagen,
Voll glühenden Schwunges zu muthvollem Wagen,
In Wettern der Leidenschaft und Phantasie,
Nur dort sitzt die göttliche Frau Poesie
Credenzend am üppigen Mahle des Lebens.

P. K. Rosegger.

Ehret die Sitte — schont den Verstand!

Gedanken über eine neue Grußform.

Eine ganz merkwürdige Erklärung, wie das Grüßen durch Hutabnehmen aufgekommen ist, hat der Schneidermeister L. in Abelsberg abgegeben; dieser Mann sagte: Der erste Bettler, welcher den Hut zog, um ihn zum Empfang eines Almosens hinzuhalten, ist der Erfinder des Grußes durch Hutabziehen. — Ein Anderer meinte, das Hutabnehmen vor einer zweiten Person drücke Folgendes aus: Verehrter oder Verehrte! Alles was ich am Leibe trage, ist Dein Eigenthum. Ich entkleide mich Dir zu Ehren und beginne von oben!

Diese Aeußerungen zweier Naturphilosophen machten mich nachdenklich, ob unser Gruß durch Hutabziehen nicht am Ende doch ein sinnloser, lächerlicher Brauch oder wenigstens eine hochübertriebene Höflichkeitsbezeugung sei, mit der man aufräumen müsse. Aber mein Gott, wenn man mit Allem aufräumen wollte, was an unseren gesellschaftlichen Sitten und Gebräuchen sinnlos, lächerlich, dumm ist, da müßte man beinahe sehr viel anders machen. Allmählich werden wir's ja wirklich ändern, und beginnen muß man mit der H a u p t s a c h e.

In unserer Stadt habe ich schon mehrere Bewegungen erlebt gegen das Grüßen durch Hutabziehen; aber sie sind allemal wieder in Sand verlaufen. Nach meiner Meinung war es nicht klug, daß gerade dieselbe Partei, welche den Hutabziehungsgruß als sinnlos, gesundheitsschädlich und vollkommen überflüssig erklärte, den Gruß ohne Hutabziehen besteuerte, ja gewissermaßen mit einer Strafe belegte, indem man sich nach ihrer Einrichtung auskaufen, sich ein sichtbares Zeichen erwerben mußte, dessen Tragen uns entschuldigte, wenn wir beim Grüßen nicht den Hut zogen. Folgerichtig müßte man ja Diejenigen mit Steuern und Strafen belegen, welche sich den Luxus machen, vor jedem Bekannten den Hut abzunehmen, sich zu erkälten und den alten Zopf aufrecht zu halten. Das Zinn- oder Messingblättchen auf dem Hute, welches sagen soll: Ich bin außer Obligo, meine Herrschaften! Ich habe mir's gekauft, ich bin sehr katarrhalisch oder besitze eine ausgedehnte Glatze! gibt zudem allerhand Anlaß für schlechte Witze und Spötteleien, die stets der Tod solcher Reformbestrebungen werden. Endlich mahnt das Enthebungszeichen an meinem Hut Jeden, der an dem seinen ein solches nicht trägt, mit gezogenem Hut zu grüßen und verpflichtet mich auch selbst dazu, falls ich das Zeichen verliere oder aufzustecken vergesse. Ein solches Enthebungszeichen ist also nichts anderes, als ein principielles Anerkennen der Pflicht, beim Grüßen den Hut zu ziehen: nur wer sich davon loskauft, der ist frei. Aber damit ist uns nicht gedient.

Die neueste, sehr frische Bewegung gegen den Gruß durch Hutabnehmen muß also andere Wege einschlagen, sie muß die Gesellschaft also nicht beim Hut packen, sondern beim Kopfe des gesunden Menschenverstandes und auch beim Haupte der Gesellschaft, das heißt, bei ihren maßgebendsten und einflußreichsten Persönlichkeiten. Und das thut sie auch; sie veranlaßt die Hochstehenden und Hochmögenden, die Autoritäten und Spitzen der Behörden zur Erklärung, daß diese auf den Hutabziehungsgruß durchaus nicht erpicht sind, daß sie jeden anderen Ausdruck von Achtung ebenso gern anerkennen. Wackere Arbeitgeber schlagen es in ihren Werkstätten an: Hutabnehmen nicht nöthig! Mancher Vorgesetzte erklärt seinen Untergebenen auf dienstlichem Wege, auf den Gruß mit gezogenem Hute zu verzichten, mancher Hochstehende deutet dem Entgegenkommenden auf der Gasse schon von Ferne an: Nicht Hutabziehen!

Das Beispiel von oben, die Versicherung, daß Niemand verpflichtet sei, ob mit oder ohne Enthebungszeichen, beim Gruße das Haupt zu entblößen und die Beeinflussung der öffentlichen Meinung gegen das Hutabnehmen muß wirken, wenn überhaupt etwas wirken kann. Doch bin ich, offen gesagt, in dieser Sache ein bißchen zweiflerisch. So viel ich voraussehe: Unser hoher Flug scheitert an den Frauen! Obschon heute viele und die meisten der Frauen nothgedrungen oder aus wohlwollender Laune erklären, sie verlangten keinen gezogenen Hut, ihnen sei der militärische Gruß auch recht! so fürchte ich doch, daß die Frauen Ursache sein werden, wenn wir Männer uns wieder Blößen geben, sobald wir der Donna begegnen. An der Frau ist Alles zu wenden, nur nicht ihre Eitelkeit. Einzelne „Herren" wird es immer geben, welche bei den Frauen etwas Besonderes voraushaben wollen und also vor ihnen ehrerbietigst den Hut ziehen, und dann werden es die Damen nicht begreifen können, warum nicht auch die Uebrigen galant sein sollen! Und die Uebrigen, sie werden endlich auch wieder galant sein.

Daß den Damen der militärische Gruß recht gut gefällt, daß er ihnen sogar lieber ist als der civile, das wissen wir schon lange. Aber es fragt sich, ob der Kaufmann, oder der Lehrer, oder der Fabriksmensch auch schon Soldat ist, sobald er soldatisch grüßt? Nein der Civile **kann** gar nicht militärisch grüßen, er macht sich zumeist lächerlich, wenn er es versucht. Und wenn auch das nicht, im schwarzen Rock und mit der famosen

Angströhre auf dem Haupte nimmt sich der militärische Gruß lange nicht so fein aus, wie in der schmucken Officiersuniform. Die Damen werden die ersten sein, denen das auffällt.

Ich glaube also, daß der militärische Gruß nicht der richtige Ersatz sein wird fürs Hutabnehmen. Wenn man Sprachen, Sitten und Gebräuche u. s. w. machen könnte, so müßte ein großer Preis ausgeschrieben werden für eine Grußform, welche, ohne sinnlos und schädlich zu sein, die Eigenschaft hat, daß man mit derselben Freundschaft, Ergebenheit, Hochachtung, Ehrfurcht u. s. w. klar nuancieren könnte. Mit dem Erfinden und Vorschreiben gehts aber nicht. Wir sehen in Allem, daß das Neue sich nur auf Grund des Alten entwickeln kann, das heißt auf historischem Wege. Auch bei der Form des Grüßens wird's nicht anders sein können. Wenn Einer soldatisch grüßt, ohne Soldat zu sein, so ist das etwas Gemachtes, nicht Gewordenes, es wird deshalb rasch hinfällig werden. Eine neue Grußform kann sich nur aus der alten entwickeln. Die Bewegung des Hutabnehmens ist so sehr in unser Fleisch und Blut übergegangen, daß wir sie unwillkürlich machen und noch in unseren Nachkommen unwillkürlich machen werden. Warum wollen wir diese Bewegung nicht beibehalten? Wir werden beim Gruß das Hutabziehen nur vermeiden können, wenn wir uns den Anschein geben, als w o l l t e n wir ihn abziehen. Genau so muß die Bewegung unseres Armes, unseres Hauptes, unserer ganzen Miene sein, wir müssen in dem Gefühle der Achtung und Verehrung für den zu Grüßenden alle Vorbereitungen und Anstalten treffen, den Hut zu ziehen, und zwar sehr tief — nur wird im letzten Augenblicke der Hut nicht gezogen, der Arm sinkt ehrerbietig zurück und das Haupt hebt sich wieder in freundlicher Männlichkeit. Die P a n t o m i m e d e s H u t a b z i e h e n s, einen anderen Ersatz für das Hutabziehen kann ich mir nicht recht denken.

Also hat's wohl auch unser Altmeister in Leben und Sitte, der große Goethe gemeint. Diesem Manne kann man nicht nachsagen, daß er unhöflich gegen das männliche, oder ungalant gegen das weibliche Geschlecht gewesen wäre. Und sein Sprüchlein ist wie für unsere Bewegung gegen das Hutabnehmen gemacht:

Ehret die Frauen, begrüßt sie mit Neigen,
Begrüßt sie mit freundlichem, sittigem Beugen
Des b e d e c k t e n männlichen Haupts!
Glaubt's dem Erfahrenen: Jede erlaubts!
Wollt ihr trotz hyppokratischem Schelten
Denn mit Gewalt das Genie euch erkälten?
Lasset die Hüte, die stattlichen Mützen
Fest auf der Locke, der Glatze euch sitzen!
Grüßet mit Worten, grüßt mit der Hand,
Ehret die Sitte, schont den Verstand!

Aber eben auch das macht mich stutzig, daß selbst der Antihutabnehmer Goethe nichts ausgerichtet hat. Und gerade deshalb, weil seit Jahrhunderten „das Genie erkältet“ worden ist, haben wir heute so wenig Aussicht auf Erfolg. Wenn wir es nur erst wieder gesund und kräftig im Haupte hätten, wir würden in Zukunft schon besser darauf Acht geben.

Einstweilen muß ich für meine Person — da man mich ja nicht für einen hübschen Gardelieutenant halten würde, auch wenn ich militärisch grüßte — bitten, mich nicht für einen Flegel zu halten, wenn ich im Freien bei schlechtem Wetter meinen Kopf bedeckt lasse. Ich versichere die Mitmenschen meiner allergrößten Hochachtung; ich habe vor den Damen einen ungemein tiefen Respekt, aber — daß ich mich ihretwegen verschnupfen soll, das werden sie gewiß nicht verlangen. Ich verzichte aus diesem Grunde ja auch recht gerne darauf, daß die Damen mir zu Ehren ihren Chignon vom Kopfe reißen. **M.**

G r a z, im Februar 1890.

Ueber das Grazer Lugeck.

Eine Sprachbetrachtung von Th. Vernaleken.

Wer den Sprachgeist geschichtlich und örtlich verfolgt, wird finden, daß die Wortgebilde sich mit der Zeit und je

nach der Oertlichkeit vielfach umändern. Manches Wort wird verdunkelt oder geht ganz verloren, andere Wörter werden umgedeutet oder durch fremde ersetzt. Halb bekannte werden aber auch gedankenlos umgestaltet, und zu diesen gehört z. B. die Grazer Benennung „Luegg."

Wir wählen dieses naheliegende Beispiel, so unbedeutend es in den Augen Vieler sein mag. — Egg oder — eck kennt man, außer den vielen Geschlechtsnamen auf Egger, aus Zusammensetzungen wie Hollenegg und andern Ortsnamen. Besonders häufig sind die Geschlechtsnamen auf —egger in den österreichischen Alpenländern, und ich vermuthe, daß sie sich auf die Wohnstätte des Vorfahren beziehen, denn Eck oder Egg ist meistens Bergabhang, Bergvorsprung, wo auch das Roß und anderes Vieh weidete. Rosegger leitet (im „Heimgarten," Januar 1890) seinen Namen von einem Bauern ab, „der mit dem Roß egget." Wenn er statt ß ein s setzt, so stimmt das zu dem altdeutschen ros. Das —egger hängt wohl mit Egge zusammen, reicht aber nahe an Ecke. Wir sagen: Das Eck (z. B. in Dreieck) und die Ecke. Letzteres bedeutet nicht bloß Bergabhang, sondern auch Vorsprung, Spitze, Winkel, Seite oder Ort, und das Ende davon. Zwischen der Schreibung —eck und —egg ist kein Unterschied.

Was bedeutet nun aber das in Graz gebrauchte Lu— vor dem —egg? Würde man sich nur halb so viele Mühe geben, über unsere Muttersprache nachzudenken, wie man sich in und außer der Schule jahrelang anstrengt, fremde Sprachen zu erlernen und fremden Ausdrücken nachzujagen, um sich damit den Schein von Gelehrtheit oder (falscher) Vornehmheit zu geben, so hätten wir nicht eine solche Buntscheckigkeit in unserer überreichen Nationalsprache.

Ist unser lugen, oder wie das Volk sagt, luegen, nicht ein deutsches Wort? Das volksthümliche luegen ist eine Abschwächung des altdeutschen luogen, und da man im Mittelalter das o über das u setzte, so machen wir heute noch in der sogenannten deutschen Schrift ein halbrundes Zeichen über das u.

L u g e n bedeutet: schauen, neugierig und aufmerksam lauernd hinaussehen, besonders aus einem Verstecke. Heimisch ist es mehr in Süddeutschland, namentlich in den baierisch-österreichischen Alpenländern. Eckhäuser, die den Namen Lugeck tragen, sind: das in der Rotenthurmstraße in Wien und das am Eingange der Sporgasse in Graz, wo jetzt noch die schaulustige Jugend sich versammelt. Lug ins Land heißen ehemalige Wartthürme in Nürnberg und München. Der oder das Lueg ist ein Lauerplatz, aber einsilbig gesprochen, nicht etwa Luëg, dieses Lueg ist auch für Oertlichkeiten üblich, die höhlenartig sind, ebenso für Personen: die Lueg (die gerne lauert), der Lueger (noch in Wien als Eigenname) d. i. eine Person, die auf der Lauer ist. Eine dreisilbige Aussprache (Lu-é-ger) wäre unrichtig. Bemerkenswert ist noch Folgendes. Das Lug bezeichnet (nach Grimms Wörterbuch VI.) eine Späh- und Lauerhöhle, ein Versteck (mhd. luoc, luoges) und damit hängen die bei Bädeker und in anderen Reisehandbüchern genannten Lueg (einsilbig) zusammen. Das Lug oder Luck hat im Baierischen den Begriff des zu Schließenden, eines Engpasses (verwandt mit Loch). In Südtirol z. B. liegen die Trümmer der Raubburg Lueg, wo man aufgelauert hat. Im Salzburgischen ist eine zwei Stunden lange Schlucht, ein Engpaß namens Lueg. Dies ist eine befestigte Bergwand, die 1742 von Kroaten besetzt war (Kroatenloch), auch ein Hinterhalt in den Kämpfen von 1809.

Aus diesen Darlegungen folgt, daß das Grazer Eckhaus zu dem oben genannten Zeitworte lugen stimmt und richtig L u g e g g oder L u g e c k gesprochen und geschrieben werden sollte, nicht Lueg oder Luegg. Leider pflanzen sich — nicht bloß „Gesetz und Rechte" sondern auch mißverstandene Ausdrücke — „wie eine ewige Krankheit" fort, und „schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte" *). Hieher ge-

*) Faust, 1620. D. Verf.

hören auch die Umdeutungen vieler Wörter. Ich will hier nur eine kleine Anzahl nennen.

Die „Hühneraugen" sind bekanntlich eine große Plage. Was haben aber die Augen der Hühner damit zu thun? Dieses nach dem Aussehen so genannte Auge, auch Leichdorn benannt, hieß eigentlich hörnenes Auge (Hornhaut) und aus Hürninauge wurde dann ein Hühnerauge.

Die Hauptstadt Kärntens liegt an dem Flüßchen Glan. Warum hat man darüber zu klagen? Und doch machte man aus Glanfurt die Benennung Klagenfurt.

Ein Bedienter bei Pferden (Mähren), ein Aufseher über die Rosse hieß vor Alters Marschalk, auch das dem deutschen entlehnte französische maréchal bedeutet Hufschmied. Später faßte man es als eine Militär- und Hofwürde auf und schrieb: Marschall, vielleicht weil Schalk (= Knecht) auch in einem anderen Sinne (listig, schadenfroh) gebraucht wurde.

Die jetzige Kärntnerstraße in Wien führte zu dem Leichenhause und dem Kirchhof, der unweit des neuen Opernhauses lag. Alle Benennungen auf den ältesten Karten und in Urkunden leiten auf carnarium d. i. Beinhaus, in der alten Sprache Kärner oder Kerner. Die Straße hieß also Kärnerstraße, das Thor Kärnerthor. Der Name des früher mehr nach Norden sich ausdehnenden Landes Kärnten hat dann offenbar die Umwandlung in Kärntnerstraße veranlaßt.

Solcher Mißformen gibt es noch Dutzende. Wir sehen, daß auch die Sprache einem ewigen Wechsel unterworfen ist, allein das so Gewordene können wir nur dann als vollgültig anerkennen, wenn es in regelrechter, organischer Weise oder durch den Volksgeist richtig zu stande gekommen ist. Uns Sprachkundigen muß es erlaubt sein, auf Verirrungen in der Wortbildung wenigstens aufmerksam zu machen. Unsere deutschen Sprachvereine hätten hier eine schöne Aufgabe, nur müssen sie von den Tagesblättern und den Schriftstellern unterstützt werden.

Ein Freund Stelzhamers.

Erinnerung von Josef Allram.

Stelzhamer, der singlustige Franzl von Groß-Piesenham, wo er am 29. November 1802 geboren wurde, und der ewig heitere Volksbarde im Nibelungenkleide, machte als fahrender Sänger ob der Enns wiederholt von dem landesüblichen Gastrechte Gebrauch und pflegte nach einer solchen Einkehr im befreundeten Hause in gemüthsreicher Anwandlung nicht selten zu sagen: „Meine schenst'n Seel'nliachtl'n san meine Fraind — aber es valischt halt an's um's andere und nach und nach wird's finster in mir. Sollst löb'n, Schulkamerad!"

Und doch überlebte den sangesfrohen Oberennser, der als 72jähriger Greis in seiner Heimat starb, so mancher Freund, und in Fern und Nah weinten ihm treue Landsleute heiße Thränen des Leides nach — ein Beweis, welche Stücke Oberösterreich auf seinen größten Sohn hielt. Als einer seiner besten und anhänglichsten Freunde blieb aber zeitlebens sein kürzlich verstorbener Landsmann, Josef Fißlthaler, welchen das Schicksal zum Postmeister in Schrems machte, was ihn aber nicht hinderte, auch im Waldviertel ein echter Innviertler und vor Allem ein treuer Anhänger und Verehrer Stelzhamers zu bleiben. Es war dem alten Postmeister von Schrems eine Labe, vom Lande, wo die Mostschädel wachsen, zu reden, und viele hundertmal erzählte er wohl die Geschichte von Stelzhamer, wie dieser fortab auf Wanderfüßen in seinem lieben Landl herumzog und bald da, bald dort seine lustigen G'sangl ertönen ließ. So kam unser Franzl auch wieder einmal nach dem gastfreundlichen Kloster Reichersberg in Oberösterreich, dessen Chorherr Zöhrer die Lieder Stelzhamers in einfache Landesweisen setzte. Da es aber wieder ziemlich leer aussah in den Taschen Stelzhamers, zeichneten mehrere Herren des Stiftes rasch 24 Exemplare seiner in Druck befindlichen Gedichte, welche er zuerst seiner „gueten Mueda" und oft seinen „Schulkamarad'n

und iehnan Kinern" widmete, und erhielt auf solche Weise 24 Silbergulden. Prälat Staub, der dem originellen Kauz auch sehr gewogen war, ließ ihn hierauf im „Prälatwagen" nach Aurolsmünster fahren, wo er bei einem ehemaligen Kameraden, der dort Pfarrer war, vorsprach, welcher ihn aber sehr unfreundlich empfieng, was dem zartbesaiteten Stelzhamer so wehe that, daß er sofort den Pfarrhof verließ und in das nahe gelegene Wirtshaus gieng. Dort trank er zuerst einige Maß Most, dann begann er mit dem anwesenden Fleischhauer des Ortes zu kegeln, und schob, bis er seine ganze Baarschaft, zwanzigkreuzerweise, im Schnurscheiben auf alt und neu verspielt hatte. Und mit einem schönen Gruß an den Herrn Pfarrer machte er sich dann auf die Beine und gieng St. Martin zu, wo er bei Fißlthalers Vater, der dort Wirtschaftspfleger war, mit Freuden aufgenommen wurde. Nach kurzer Begrüßung declamierte Stelzhamer sein jüngstes G'sangl: „Der Spiellump," das er am Weg gemacht hatte, und welches zu seinen besten Gedichten gehört.

„Und weißt, wer dös is?"

„Nun?"

„Da Franz vo Piesenham." — — —

Als der alte Pfleger von St. Martin starb, nahm sich dessen Sohn seines Schützlings an und blieb in steter Verbindung mit dem unsteten Landsmann-Dichter, der sich auch des Hauses Fißlthaler in einer Epistel dankbar erinnerte, welche er an seinen lieben Freund und Postmeister zu Schrems in Unterösterreich richtete. Dieselbe ist auch vollinhaltlich in den von Rosegger bei Hartleben herausgegebenen gesammelten Dichtungen Stelzhamers enthalten und beginnt:

„Enker Vader, Gott tröst'n,
A kreuzrunda Herr,
Da Herr Pflöger z' Sanct Martin
Hat mi g'liebt rechtanehr.

„Tag und Nacht," hat er g'sagt,
„Steht dar offen Haus und Stall",
Na, und i han mars a z' Nutzen
G'macht ötliche Mal ......

Awer Olls af da Welt
Geht sein zeitlingn Weg,
Und Gott waiß 's, wer iezt haußt
In da herrschaftling Pfleg!

Awer siech, da bewohrt sö
Wieder's Sprüchwort, dos old,
Daß dar Apfel nöt weit
Vo san Stamm veggafollt.

Wie da Vader so giebi,
Ausgiebiger nu,
Dazeig, so nach lang
Und vo weither da Suh.

Wie lang er a weg is,
Sei Innviertler Bluet
Rollt in Adern neu um
Just so roath und so guet."

Und, nachdem Stelzhamer die Idee Fißlthalers, der sich darüber aufhält, daß der oberösterreichische Landtag mit der Dichterpension nicht herausrücken will, und durch eine öffentliche Sammlung im Lande für den Unterhalt des Dichters sorgen möchte, in vierzehn weiteren Strophen behandelt, schließt er:

„Schön'n Dank, lieber Landsmann!
Fürs G'schenk und fürs Wort,
Denn mi zimmt schier, i hör schon
Sein Klang da und dort.

Aber gschachs, so müets g'scheha,
Daß ma wohlthuet, net weh,
Denn so stolz, als wier ös
Bin i selm, das wißt's eh."

Als Stelzhamer im Jahre 1872 unter großen Ehren seinen siebzigsten Geburtstag feierte, hatte seine Noth schon ein Ende gefunden, da die Pension längst flüssig gemacht worden war, und er auch sonst einiges Geld mit seinen Büchern und Lesungen erzielte. Voll Freuden betrachtete er die zahlreichen Ehrengaben, von jener Mappe mit den vierzehnhundert Gulden in Obligationen seines Geburtslandes an bis zu dem einfachen recommandirten Brieflein seines fernen Freundes Fißlthaler, der diesmal „kurz" angebunden und frisch — „Stelzhamer-inviertlerisch" kam und folgenden Glückwunsch sendete:

O Sechz'ger, lieber Sechz'ger,
Sei gnädi mit mir,
Schau, was kann denn der Mensch
Um sein Taufschein dafür.

A so hast Du's g'sagt,
Hast iahm gueti Wort göb'n,
Und a guats Wort, so hoaßt's jo,
Geht niemals danöb'n.

Dos Sprichwort, dos hot si
Beim Sechz'ger bewahrt —
Er war gnädi und hat Di
Für die Siebz'ger aufg'spart.

Der Siebz'ger, der soll Di
Für'n Achz'ger aufhöb'n,
Und an Neunz'ger, mein Franz,
Den sollst a nu dalöb'n.

Oft am Einser, zwo Nullerl,
Dö Zahl war schön rund —
Hat schon meh're Leut göb'n,
Dö dalebt hab'n dö Stund.

Pfirt Di Gott, liaber Franz,
Mir geht's jetzt wia Dir,
Der Sechz'ger, der Sechz'ger
Steht drauß vor der Thür.

Und kimmt er gar eina
Und gibt er sein Kenn,
So mach ich's wie Du —
Und bitt'n gar schen:

O Sechz'ger, liaber Sechz'ger,
Sei gnädi mit mir,
Schau, was kann denn der Mensch
Um sein Taufschein dafür.

Als Stelzhamer starb, hinterließ er eine Witwe mit zwei Kindern ohne alle Mittel. Der oberösterreichische Landtag gewährte zwar einen jährlichen Erziehungsbeitrag von fünfhundert Gulden, welcher aber für die Bedürfnisse der drei Verlassenen nicht ausreichte, weshalb sich Frau Therese Stelzhamer an die Freunde ihres verstorbenen Mannes mit der Bitte wendete: „Es sollten einige von meines Mannes so warmen Freunden mir durch einen, wenn auch noch so kleinen monatlichen Beitrag beistehen, daß die Ausbildung der Kinder fortgesetzt und vollendet werden kann."

„Und wenn ich zu Einem Vertrauen habe," schreibt die Witwe Stelzhamers am 1. December 1885 an Herrn Josef Fißlthaler nach Schrems, „daß er meine inständige Bitte erhört, so sind es Euer Wohlgeboren, der um des verstorbenen Vaters willen seinen Kindern ein Wohlthäter werden wird und des Vaters Segen wird Sie geleiten."

Auf Fißlthalers Veranlassung konnte der Witwe auch eine monatliche Unterstützung gewährt werden und so bewährte sich dieser Mann, der am 10. November 1889 für immer seine edlen Augen schloß, bis zum letzten Athemzuge als ein wahrer Freund der Muse und treuer Landsmann seines Freundes.

Wer den braven Mann im Leben gekannt hatte, der weiß, daß er nicht anders handeln konnte. Aber nicht nur als Förderer des Schönen und Guten in der Kunst und im Leben, das er von der heiteren Seite liebte, sondern auch als Freund der Natur erwarb er sich einen weithin klingenden Namen, und in dieser Hinsicht wird ihm seine zweite Heimat, das Waldviertel, welches er gerne mit dem Innviertel verglich, indem er nicht ohne Grund meinte: „Man sagt zwar „Waldviertel" und „Innviertel," ein jedes ist aber ein „ganzes" Land, sonst hätten sie keinen Stelzhamer und keinen Hamerling hervorgebracht — stets dankbar sein, namentlich aber Schrems, wo er über 50 Jahre der Gemeinnützigkeit, Geselligkeit und Verschönerung des Ortes lebte. Dort half er die Feuerwehr mitbegründen, die Sparcasse, den Verschönerungsverein ꝛc. und schuf mit anderen opferwilligen Einwohnern aus dem nahen kahlen Berge einen Naturpark, der heute zu den schönsten Punkten des Waldviertels schon deshalb gehört, weil sich auf demselben das erste Denkmal Hamerlings erhebt. Dorthin wallte der alte Knab' vom Berge, so lang ihn seine Füße trugen, täglich früh und spat — und trällerte sein Liedchen — denn Gesang war seine Passion bis ins hohe Alter — das ihm vor einigen Jahren sein dankbarer Neffe zum Namenstag gemacht hatte und wovon eine Strophe lautet:

Den Wettermantel um den Rücken,
Wenn ringsumher es blitzt und kracht,
Und an ein Gewand aus leichten Stücken,
Wenn freundlich mir die Sonne lacht.
So zieh' ich auf gewohnten Wegen —
Mich hindert weder Sturm noch Regen —
Zum Hamerling, zu meinem Berge hin,
Weil ich der alte Fißlthaler bin.

Nun ruht er zu Füßen des Berges, wo sie ihn am Orte des Friedens begraben haben. Von weit und breit kamen die Trauergäste, die letzten Blumen und Grüße herbei — auch aus der Heimat Stelzhamers waren welche darunter — die Natur spendete ihren schönsten Herbsttag, die Herbstessonne ihre mildesten Strahlen, vom stillen Berge wehte die Trauerfahne herab und viele liebe Leute, Kinder, Enkel und Freunde des sanft Entschlafenen netzten sein Grab mit heißen Thränen und werden ihm ein treues Angedenken bewahren.

Der Poetenwinkel.

Das Wappen des Hirn.

Von Kaspar Speckbacher. Mitgetheilt von Adolf Pichler.

Die waren nicht galant und fein
Und zart gebaut — die Alten,
Dafür von Sehnen, Mark und Bein; —
Und Hünen an Gestalten.

Sie hatten auch die Reckenart
„Die Hirn“ im Oberlande,
Als „Holzer“, braun und wetterhart
Vom Frost und Sonnenbrande.

Sie kamen „aus der Leutasch“ her,
Der Heimat frischer Leute,
Man sucht sich dort nicht allzuschwer
Vom Walde manche Beute.

Doch Einer hatte nicht gesucht
Den Bären, der gekommen;
Er hat gebetet, auch geflucht,
Doch nicht Reißaus genommen.

Mit starken Tatzen packt der Bär
Den Holzer an der Kehle,
„Befiehl jetzt schnell, was willst Du mehr?
Dem Himmel Deine Seele!“

Er that es auch, doch zuckte ihm
Die Faust — er schlägt entgegen
Und siehe da, das Ungethüm
Erliegt des Holzers Schlägen.

Es ist vorbei, das Ringen aus,
Das Wild gebracht zur Strecke,
Vom Schädel spritzt das „Hirn“ heraus,
Zerschmettert ist die Decke.

Man weiß „da drin“ mit Schlag und Schuß
Besonders scharf zu zielen,
Mit diesem „Schlag von Menschen“ muß
Der Teufel es verspielen.

Im Klammerschloße zeigt ein Bild
Den Kämpfer mit dem Bären,
Im Dorf ein Haus das Wappenschild,
Dem Sprößling drin zu Ehren.

Und späte Enkel führen fort
Den Bärenkampf im Siegel —
Es liegt vor mir ein solches dort
Am Tischchen vor dem Spiegel.

Der Sonne zu, der Sonne zu!

Durch Blütenschnee ins Sterbezimmer
Haucht athemwarm der Abendschein;
Umzittert leis' von Lichtgeflimmer
Ruht still und bleich im ros'gen Schimmer
Das holde, todte Mägdelein.

Die hellen Sommerfäden spinnen
Ein Lichtgeweb' ins blonde Haar;
In Blumen sanft auf weißem Linnen,
Da träumt es, wie in tiefem Sinnen,
So sterbeschön und engelklar.

Umwölkt von gold'nem Abendhauche,
Erröthet warm der Himmelssaum;
Am Fruchtbaum und Syringenstrauche
Erglüht wie Schnee im Purpurhauche
Des Sonnenlichts der Blütenflaum.

Wie leuchtet abendrothversunken
Die blankgetäfelt-dunkle Wand!
Es badet sich in Sonnenfunken
Der blaue Falter, der wie trunken
Im gold'nen Duft die Flügel spannt.

Wie leuchtend-zart die Farben prangen!
Nun schwingt er sich von Strauch zu Strauch;
Ins Zimmer schaukelnd, traumbefangen,
Streift er des todten Mägdleins Wangen
Mit leisem, sanftem Flügelhauch.

Nun regt die seidenblauen Schwingen
Er wiegend in der Abendruh';
Dann gaukelt er mit leisem Klingen
Hin über Birnblüt' und Syringen
Der Sonne zu, der Sonne zu.

Maurice von Stern.

Mädchenlied.

In mein Kämmerlein strömt ein Duft herein,
Lindenduft so wunderbar;
Zieht hier lind und leis' seinen Zauberkreis
Füllt das Herz mir ganz und gar.

Und im holden Traum durch den Aether-
raum
Trägt er weit mich, weit hinaus;
Bis wo hell am Strand liegt ein weites
Land,
Steht ein einsamstilles Haus.

Dort im Stübchen schlicht bei der Lampe
Licht
Sitzt mein Liebster noch und schafft;
Auf der Stirne ruht hohen Geistes Glut,
In dem Auge Muth und Kraft!

Zu ihm schleiche ich ganz behutsam mich,
Küsse ihn viel tausendfach;
Und mit neuem Glück kehre ich zurück
Unter dieses stille Dach.

Ottilie Gibus.

An meinen todten Papagei.

Du starbst am ersten Tag im Monat Mai,
Mein guter, alter, grüner Papagei!

Ich kam just heim von einer Fahrt aufs
Land,
Und Maienblumen hielt ich in der Hand,

Da sah ich dich — du saßest stumm und
kraus
Vor deinem blanken Messing-Vogelhaus.

Ich fand dich krank, den trautesten Gespielen,
Die Maienblumen meiner Hand entfielen.

Vergessen hatt' ich dich, derweil du krank,
Dies war für deine Treu mein schnöder
Dank.

Derweil du littest einsam und allein,
Ergangen hatt' ich mich im lichten Sonnen-
schein.

Ich war bestürzt, ich wagt es nicht einmal
Dich anzurufen — sah zu meiner Qual,

Wie deine arme Brust sich mühsam hob,
Ein Krampf dein Hälslein hin und wieder
schob.

Da hast du klagend auf zu mir geschaut
Mit einem Blick, vor dem es mir gegraut.

Hab' solches Blicken ach! zu oft gesehen,
Wenn müde Herzen wollten stille stehen.

Du wanktest — wanktest, und ich sprang
herzu
Und sanft heruntergleitend sankest du.

Ich aber nahm dich auf mit meinen Händen
Und ließ an meiner Brust den Vielge-
treuen enden.

Mit nassen Augen starrt' ich zu dir nieder,
Und heiße Thränen netzten dein Gefieder.

Nicht doch, mein guter, alter, grüner Pa-
pagei!
Ich sprang dir ja im letzten Stündlein bei?

O dir allein nicht galt mein zagend Weinen,
Es galt noch Andern, galt den theuren
Meinen,

Die hingeschieden, grollend, unversöhnt,
Eh' mir die Liebesschuld zu tilgen war
vergönnt.

Nicht Einem, den im Leben ich verbunden,
Durft' ich beim Sterben letzten Dank be-
kunden.

Nun mahnt mich eines grünen Vogels Tod
An alte Schuld und meiner Seele Noth.

All', all die Lieben wurden mir entrafft.
Gerechtes Schicksal hat gerecht gestraft:

Er ließ zurück zum fürchterlichen Lohne
Die ewige Reue dem verlornen Sohne.

2. Mai 1889. Königsbrun-Schaup.

Unter der Linde.

In eines Schlößleins Hofe, da steht ein
Lindenbaum,
Der wölbet seinen Schatten breit durch des
Hofes Raum,
Ob seinen Wurzeln ruh' ich so gern im
Rasenpfühl,
Auch sprudelt ihm zur Seite ein Brunnen
klar und kühl.

Zum Brunnen Wasser holend kam jüngst
ein altes Weib,
Zerschliss'ne fahle Lappen bedeckten ihren
Leib;
Sie war vor Jahren, hört' ich, gar eine
schmucke Dirn
Mit ros'gen Aepfelwangen und blondum-
lockter Stirn.

Es kam ein prächt'ger Bursche, der sich ihr
Herz gewann,
Doch eine Andre, Reiche, nahm er zum
Weibe dann;
Da ließ sie sich verfallen, sie blieb die arme
Magd,
Die stumm den Dienst verrichtet, sich über
nichts beklagt.

Und weh! wie diese Alte komm' ich mir
selber vor,
Erwäg' ich, wie mein Hoffen sich All' in
Nichts verlor;

Es haben, die ich liebte, mich meist verschmäht, verkannt;
Der Ruhm blieb unerrungen, nach dem mein Herz entbrannt.

Und seit ich ganz begriffen, daß Glück ein Zufall nur,
Und schwer ein schlichtes Herze dahin entdeckt die Spur,
Da hielt ich im vergebnen angstvollen Jagen ein,
Verrichte still mein Tagwerk, lass' And're fröhlich sein,

Erquicke mich am Funkeln der Sterne in der Nacht,
Auf Bergen und in Thälern an sonn'ger Tage Pracht,
Der Wälder trauten Stille entnehm' ich süße Ruh
Und schaue sonder Grollen dem Weltgetriebe zu.

Franz Raab.

Rose.

Königin der Blumen,
Rose, bist du!
Blühest so zierlich,
Herrlich prangend am Stocke.

Wohlbehaglich athme
Ein ich den Duft,
Der dir entströmet,
Dem Gebet gleich zum Himmel.

Da ergreifet mich, ach!
Sehnen nach dir!
Will dich schon pflücken,
Doch — da sticht mich dein Stachel.

Ja! beim höchsten Glücke,
Reinsten Genuß,
Stehet das Unglück,
Steh'n die Leiden so nahe!

Richard C. v. Geldern.

Des Greises Wahrspruch.

Auf dem Hügel knapp am Walde
Ruht ein Greis und will sich laben;
Doch da sieht der gute Alte
Sich umschwärmt von einem Knaben.

„Folge," rief der Greis vergebens,
„Nicht den Tritten meiner Schuhe!
Denn Du suchst die Lust des Lebens,
Und ich suche stets nur Ruhe."

Doch mit freundlich stillem Gruße
Naht der Knabe halb beklommen.
„Nicht zu stören Deine Muse,"
Sprach er, „bin ich heut gekommen.

Schließend nach den weißen Haaren,
Die Dein Haupt so lieblich zieren,
Meint' ich, daß Du viel erfahren;
Kannst deshalb nicht leicht Dich irren.

Darum sage: Ist es Schande,
Oder soll als Lob es gelten,
Wenn oft Leute meine Tante
Eine alte Jungfer schelten?"

Und der Alte sprach zum Knaben:
„Laß es Kind; denn diese Thoren,
Die sie so gescholten, haben
Menschenachtung längst verloren.

Wissen nicht, wie solche Wesen,
Die sie alte Jungfern nennen,
Oft von uns die Bürde lesen,
Helfend, wo sie helfen können.

Sind oft Stütze einer Schwester,
Der sie treu zur Seite stehen,
Sind dem Bruder oft ein Tröster,
Wenn die Wogen höher gehen.

Wachen schützend bei dem Kinde,
Nicht soll es die Mutter wissen,
Die des Lebens rauhe Winde
Ihm so frühe schon entrissen.

Und die Thräne sei geduldet!
Wissen Spötter es zu sagen,
Wie viel Schmerz sie unverschuldet,
Wie viel Leid sie schon getragen?

Edelsteine," sprach der Alte,
„Sind es, die verborgen glühen,
Blumen, die im stillen Walde
Schön und ungepflückt verblühen."

Ferdinand Pfeiler.

Ins Stammbuch.

Woll' schweigend Dich ergeben
In demuthsvolle Ruh;
Harr' aus im edlen Streben:
Die Lieb' erfüll' Dein Leben,
Geschmähte Seele Du.

Und lohnt sogar mit Hasse
Dir nied'rer Unverstand,
Vom Guten nimmer lasse
Und gib auf offner Straße
Dem Feind Dein Herz zum Pfand.

Wilh. Kessel.

Ganz hoamli, daß' Neamd hacht.

Die Miazl is a liaber Schneck,
Der Hans a guader Bua;
Der is in d Miazl ganz verliabt,
Die Miazl lacht dazua.

Dös kränkt in Hansl gar so tiaf,
Die Miazl siacht, wia hart eahm gschiacht,
Sie druckt eahm d Händ, die guade Seel,
Ganz hoamli, daß' Neamd siacht.

Hiazt is das Erste, wann der Hans
In aller Fruah aufsteht,
Die Miaz, und s Letzte, was er denkt,
Wann spat er schlafen geht.
Wer dös net mitgmacht, der glaubt kam,
Wia guat in Hansl gschiacht,
Die Miazl hat eahm d Händ ja druckt,
Ganz hoamli, daß' Neamd siacht!

So lebt er glücklih manchen Tag,
Is reich im armen Gwand,
Denn d Miazl druckt, die guade Seel,
Eahm no gar oft die Hand.
Und endli — denkts Eng, liabe Leut —
Er moant, a Wunda gschiacht:
Die Miazl gibt a Busserl eahm
Ganz hoamli, daß' Neamd siacht!

Da kummt ins Dorf a fescher Bua
Im greanen Jagerhuat,
Der hat d Miazl a gar gern,
Und die Miaz — is eahm a guad.
Der Jagerbua, der redt goar schön,
Und — wias schon öfter gschiacht —
Die Miazl hört gern, was er sagt,
Ganz hoamli, daß' Neamd siacht.

Der schmacht't net lang, wia unser Hans,
Bis er a Busserl kriagt,
Die Miazl was scho wia dös schmeckt,
Und wia dös s Herz zsammziagt.
Sie laßt eahm d Busserln dutzetweis
— Wias mit der Zeit scho gschiacht —
Im Kammerl sitzens eng beinand,
Ganz hoamli, daß' Neamd siacht.

Der Hans wird krank, eahm geht was o
Der Bader waß net was;
Trüabseeli sitzt er in der Stubn,
Und d Augen san eahm naß.
Wer net scho so was mitgmacht hat
Waß net, wia hart eahm gschiacht;
Die Miazl busselt ihren Buam,
Ganz hoamli, daß' Neamd siacht.

Der Bader moant: „Mei liaber Hans,
Dir thuat die Luft net guat."
Der schnürt sei Ranzl gleih und greift
Zum Stecken und zum Huat.
Dann is er furt bei Nacht und Sturm,
Koan Steandl gibt eahm Liacht.
D Miaz herzt grod ihren Jagerbuam,
Ganz hoamli, daß' Neamd siacht.

Drei Monat drauf geht ohne Gruaß
Der Jagerbua von ihr;
Daß der die Diandln sitzen laßt,
Dös is scho sei Manier.
I kanns net sagn, ich kann's net schreibn,
Wia hart der Miazl gschiacht,
Sie woant sih schier die Augen aus,
Ganz hoamli, daß' Neamd siacht.

Alois Emilion.

Hiazt nimma.

Habts allweil gsagt, ih bi so kloan —
Mit dem derft's nimma kemma!
Mei Liab zan Diandal muaß, ih moan,
An hübschn Ploatz einnehma.

Habts gsagt, ih bi a schwacha Bua,
Hiazt trauts Enk nua und sagts es,
Mei Liab zan Diandal is stark gnua,
Gehts hin za ihr und fragts es.

Ih bin so still und stad, habts gsagt,
Dös derfts ma nimma bringa,
Seitdem mei Herz fürs Diandal schlagt,
Kann Koaner lustiga singa.

J. Hartmann.

In Esel sein Ehrntrunk.

An olts Gschichtl in da steirischn Gmoansproch.

A meinascha Bekonta, der gern in oltn Gschriftn umkrombb, weil er moant, ah in den Sochn warn an olta Naturwein liaba wir a neuga Kunstpontsch, nau, der Bekonti hot richti danahst amol an olts Gschichtl firazart, däs go nit schlecht is.

Zuatrogn sul sa sih in da Bruggastodt hobn vor a dreihundert Johrn und ongspielt hot s a Baur und a Boder und a Richter und an Esel. Va de vier da Gscheidast is da Letzti gwen und daweil die Ondern hobn gstritn, is s dem nit schlecht ausgonga. Ih ziach nit long um und heb on zan dazähln.

Kimbb amol in an glüathoaßn Sumertog a Baur mit ar an Esel in die Bruggastodt. Wia s ban Müllner eahnare Kornbinggl ohglegg hobn ghob und nochha drauf ollzwen übern Morkplotz spoziern, sogg da Baur: „Du vadonkt! De Hitz, de ih leid!"

„Ih ah!" moant der Esel.

„Den Durst, den ih hon!" sogg da Baur.

„Ih ah!" moant der Esel.

Aftn keman s zan Wirtshaus.

Wia s zan Wirtshaus keman, henkt da Baur sein Kamerodn mit ar an Strickl za da Plonkn zuwi, de in Schotn steht und rennt eini in d Stubn af a frischas Krüagl. Loßt eahm an schmeckn, in Wein. Schön küahl is er, schön süaß is er, und dabei hasn schneidi, daß er in da Zung bremselt. — „Wos is s dan für oana?“ frogg da Baur.

„A Luatnberger!“ sogg da Wirt.

„Schau Du! An Luatnberger hoſt? Douh wuhl ah a grechter?“

Da Wirt schaut schelch drein: „Wos glaubst dan Du va mir? Daß ih an ungrechtn Wein hät? Mei Liaba! Kan grechtern Luatnberger hoſt wul Dei Leppa noh nia trunkn wia den do!“

„Hon übahaupp nia koan Luatnberger trunkn,“ moant da Baur. „Hon nar ollaweil ghört, daß er guat war.“

„Uh Holbnor, der an guatn Wein nur ban Ohrwaschln einiloßt! In die Guagl ghört er owi. Därf ih noh amol nochschenkn?“ A so da Wirt.

„A holt jo! Oans trogg s nouh,“ sogg da Baur und liapad seins gedonkst an grechtn Luatnberger.

Und sei Seel hät er drauf kina vaschwürn, da Wirt. In sein Haus, hintn in Hof, loschiert da Boder und zohlt koan Zins, weil er eh Leut ins Haus bringg: Kronknboutn, d Leut für die Todtnzihrung und a sou. Nau, und da Boda der schreibb sih Franz Luatnberger und der mocht in Wein. — Wosser und Wurzelwerch, Zuger und Feign, Zimat und onders Gwürz, a wenk an Brontwein dazua, wos woaß ih! Er sogg s ja Neambb, wir er mischt, da Boder, und in seina loteinaschn Kuchl wern noh gonz ondri Gsüffer auskocht! Nau, und daß ih sog, in Houf steht a Troug, der is heint vuler „Luatnberger,“ frisch zsomkocht, brenhoaß — grod in jesn; daß ma bold wieder oans z trinkn kriagn, a grechts Tröpfel!

Hiaz in Esel daußt ba da Plonkn, weil da Baur ollaweil noh nit firkimbb, sa wird n die Zeit lonk. An Koupfbeidla mocht er, reißt dabei s Strickl oh — und hiaz kunt er hingehn, wou er wult. Jo, wan er hingehn kon, wou er will, do geht er in Houf eini und suacht an Bruntrog, daß er sein Durst kunt löschn. — Nau, denkt eahm der Esel, wir er aus n Troug aussa trinkt, wos is dan dos heint für a Wosser? Ih ken mih nit aus, is dos a schlechts Wosser oder a guata Wein! Oba schmeckn thuat s nit schlecht! So nit schlecht schmeckt s! Do hör ih af zan trinkn und heb on zan saufn.

Wia noch a Zeit da Boda kimbb nochschaun in sein hülzernan Weingortn, wia sih sei Wein auszeitigg in da Sun, do findt er an larn Troug und an vuln Esel. Nit bol a zeitigi Weinbiir wird sa schön bauchad sein wir unser Grawer hiaz is, dabei wogelt er mit n Kopf, wachelt mit n Ohrwaschln, pfnaust mit da Schnauzn, hebb schön on zan singen: Ih ah! gottika: Ih ah bring dos zwegn, daß ih viehdum wir, wan ih an Rausch hon!

Da Boda lafft in d Wirtsstubn: „Wen ghört der Esel do daußt?“

Da Baur duselt a weil, noch und noch schaut er auf und lollascht: Von an Esel is d Red? Do muaß ih mih drum onnehma. Der Esel ghört mei.“

„Recht is s,“ sogg da Boda. „Baur, nochha mochst ma mein Schodn guat! Mein Troug vuln Wein hot er mar ausgsouffn. Die gonz Fezung is hin.“

„Hon ih eahm s gschofft, daß er Dein Pontsch sul aussauffn?“ frogg da Baur.

„Du hoſt Dei Viech onzhenkn, daß s nit loskon und neambb koan Schodn mocht. Und won Dein Esel an Schodn mocht, sa wirst Du dafür hergnoma. Mein Troug vuln Wein moch ma guat! Vastehst?!“

Af dos wird da Baur niacht. Stad aufbambb er sih, ba da Nasn pfnaust er ausser und sogg: „Boder, häst Dein Wein ghobb wo er hinghört, in Keller, und mei Grawer kimbb dazua, nochha konst aufbegehrn. Wan da Baur in Wirtshaus sitzt und der Esel daweil in Houf geht, sa hot er recht. Wan der Esel Durst hot und zan Brun geht, sa hot er ah recht. Wan ober in Bruntroug s Wossa vadorbn is und s Viech trinkt

und wird kronk — wer is dron schuldi? Der s Wossa vadorbn hot. Und won s Viech af a so a Gsüff vareckt, wer steht ma guat? Der s Tronk vadorbn hot. Ees stehts ma guat, Boder, und von Enk valong ih an gsundn Esel, wan da bsouffni krepiert."

Wia da Boder ine wird, doß da Baur in Spiaß umdraht, wird er höllasch wild, geht zan Gricht und vaklogg in Esel mitsombb n Baurn.

Da Richta ruaft s vor. Da Boder is Gott Loub und Donk gsund, der is do; in Baurn is heint a sou gwiß! er woaß selber nit wia! oba do is er ah. Der Esel — der hot damasch Kopfweh und kon nit kema. —

Hiaz sein mar oba wisseri, wia dås Ding wird ausgehn.

„Is a horti Soch," moant da Richta. „Für so wos hobn ma ka Gsetz. Der Esel hot Neamb umbrocht, hot nix gstuhln, hot nix Ehr ohgschnitn, nix Wort brochn, nix vazaubert und nix vahext — nit bold a so a brava Mensch is mar intakema wia der Esel is und den sult ih schuldi sprechn? — Ih muaß rein noch n „Zechrecht" vorgehn. Und do hobn ma zwen Fäll: Da zohlandi Gost und da freii Gost. Soggs mar amol, mei liaba Herr Boda, hot der Esel in Wein olßa sitzenda trunkn, oder olßa stehenda?"

„Bonk hon ih koani hingstellt zan Troug," gibb da Boder Ontwort. „Und wia kunt dan a so a Robnviech olßa sitzenda trinkn? A so a vierschinkads Ungethüm trinkt olßa stehenda."

„Won er olßa stehenda hot trunkn," sogg af dos da Richta, so is s a Stehwein gwen, an Ehrntrunk — und an selchtn red't ma Neambb noch. Der Esel is nix schuldi."

— Wos is s? Sid der Gschicht hoaßt z Brugg a bauntschta Wein — in Esel sein Ehrntrunk.

Erklärungen: meinascha: meiniger, einer der meinen; umkrombb: umherkramt; firazart: hervorgezerrt; grecht: echt; schelch: schief, schielend; liapad seins gedonkst: süffelt seiner Meinung nach; jesn: gähren; anszeitigg: ausreist; Grawer: Grauer; gottika: gleichsam; lollascht: lallt; wisseri: neugierig.

Bücher.

Auf heimatlichem Boden. Erzählungen von Hans Grasberger. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Diese Sammlung enthält sieben Geschichten und Novellen verschiedenen Gehaltes und Bodens. Nur „Der Schloßgärtner von Schönbrunn", und vielleicht beziehungsweise auch „Die Verlobungsabende" sind Stadtgeschichten, und man merkt es ihnen an, daß sie nicht so ganz auf dem heimatlichen Boden des Verfassers gewachsen. Die übrigen Stücke stehen fest und echt auf ländlicher Scholle. „'s Hoamat" und „Die Dorfsibylle" sind wahrhaft blutwarme Dorfgeschichten; in ersterer kommt ein wesentliches ethnographisches Moment zu Worte; letztere wird das Entzücken der weiblichen Leser sein. Wir plaudern aber nicht. In „Meister Zechner" sehen wir ein Dorfschulmeisterleben aus alter und eines aus neuer Zeit. Diese Geschichte ist besonders rührend. Wirkliche Kunstwerke aber, wie ein Paul Heyse oder ein Theodor Storm sie uns nicht besser liefern können, gleich bedeutend an Form wie an Inhalt, sind die Novellen: „Der Schuldirector" und „Die Antoni-Kapelle." In letzterer Geschichte scheint mir auf die sorgfältige Charakterisierung der Personen und ihrer Geschicke nur der Schluß ein bißchen zu skizzenhaft zu sein. Sonst ist Alles so urgesund und die heißen, tapferen Herzen werden uns bald so heimlich, daß wir mit ihnen leben, sie liebgewinnen, ja, in ihnen unseren eigenen Herzschlag spüren. Die Liebe natürlich ist's, um die sich Alles dreht, und zwar die, jener tieferen Gattung, wie vielleicht nur der Deutsche sie kennt: die Liebe, gewaltig und opferfreudig, sittig und keusch, deshalb auch noch im schlimmsten Falle versöhnend und erlösend. Freilich kann solches, falls wir es nicht persönlich erfahren, nur ein Seherherz uns offenbaren. – Hans Grasberger, der als Kunstpoet und Volksdichter uns schon manches goldene Lied gesungen hat, kennt wohl den Deutschen, aber auch den Romanen, den Stadtmenschen, aber auch den Landmann — und zwar gründlich, verläßlich. Besonders seine Dorfnovellen und Sänge habe ich genau durchspäht und bin ihnen auf keine Unwahrheit gekommen. Ich glaube zu erkennen, daß gerade auf diesem heimatlichen Boden des Dichters Eigenart, Kraft und künstlerisches Können am vollendetsten zum Ausdrucke kommt. „Der Schuldirector" und „Die Antoni-Kapelle" werden es erheischen, daß man Hans Grasberger neben den ersten deutschen Novellisten der Gegenwart zu nennen hat. R.

Der Band „Steiermark“ des Werkes: „**Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.**“ (Wien. Alfred Hölder) ist nun vollständig erschienen. Die landschaftlichen Schilderungen der Steiermark stammen von Georg Geyer, Philipp Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, P. K. Rosegger und Franz Ilwof. Das Geschichtliche besorgten Graf Gundaker-Wurmbrand, Fritz Pichler, Martin Mayer und Hans v. Zwiedineck-Südenhorst; die Volkskunde: Johann Kainz, Anton Schlossar, Hans Grasberger, Franz Hubad, Josef Šuman, Emil Zuckerkandl und Josef von Zahn. Literatur, Architektur und Kunst beschrieben: Ferdinand Bischof, Anton Schlossar, Hans Petschnig, Josef Wastler und Karl Lacher. Das volkswirtschaftliche Leben endlich schilderten: Karl Menger, Albert Domes, Franz Kupelwieser, Friedrich Müller, Valentin Pogatschnigg und Friedrich Zechner. Die zahlreichen Illustrationen wurden von ebenso verschiedenen Künstlern ausgeführt. Ueber den Wert und die Brauchbarkeit des Werkes äußern wir uns einstweilen nicht; jedenfalls gehört es trotz mannigfacher Fehler und Unvollständigkeiten zu den besten, verläßlichsten und schönsten Büchern, die über unser Vaterland je geschrieben wurden.
M.

Erinnerungen eines Trommlers der Welsberger Landesschützen 1848, von Rudolf Arming. (Leipzig. August Schulze. 1890.)

Als im Jahre 1848 die Welt rebellisch wurde, drang der Unfrieden natürlich auch in die stillen Alpenthäler Tirols. Aber die Tiroler wollten die neue Zeit nicht in ihr Land lassen und die wälschen Insurgenten noch weniger, welche über alle Pässe Italiens ihre braunen Hälse herüberstreckten. Also haben auch die Pusterthaler sich zusammengethan, um die Thore ihrer Heimat zu vertheidigen. Mehrere Wochen im Frühjahre 1848 führten die Tiroler Bauern unter den von ihnen selbstgewählten Führern ein thatsächliches Lagerleben im Ampezzothale, auf dem Kreuzberg und anderen Pässen Wie das zu Stande kam, wie es dabei zugieng, es gab mehrere Gefechte und mancherlei Abenteuer, das erzählt der Trommler von Welsberg in seiner Schrift, die in der That einen historischen Wert hat. Der Heldengeist aus dem Jahre 1809 hat auch 1848 die Tiroler beseelt und ein glühender patriotischer Hauch durchweht das anspruchslose Büchlein, wie er Jene durchweht hat, die es uns in treuen Umrissen vorführt und mit frohem Stolze verherrlicht. Im Ganzen ist das Werkchen gut geschrieben, stellenweise sogar mit dichterischer Anschaulichkeit. Bisweilen aber läßt der Verfasser sich zu sehr gehen. Ausdrücke, wie ein gewisser, in der Anmerkung auf Seite 132, sind wohl ganz überflüssig; doch schmälern solche kleine Fehler den Wert des Buches nicht wesentlich.
R.

Die Wanderungen meiner Tochter Sylvia. Ein einfaches Lebensbild von August Kruhl. (Hirschberg, Schlesien. Selbstverlag 1890.)

Ein rührendes Schriftchen. Ein einfacher armer Mann aus dem Volke, ein Idealist, der sich selbst außerhalb unserer bestehenden Satzungen und Sitten gestellt hat, erzählt die Geschichte seines Lebens und die des Lebens seines Kindes. Vom Gärbergesellen bis zum Schriftsteller, immer unstet, immer heimatlos, verhöhnt, verfolgt, und hart gebüßt auch, mit allen Fasern des blutenden Herzens an seinem Kinde hängend, bis er dieses zu Grabe geleiten muß. Es ist ein kleines, aber durch ein langes Menschenleben sich ziehendes Märtyrerthum, ein Märtyrerthum der naturgemäßen Lebensweise. Etwas zu lyrisch gibt sich die Schrift, sie könnte mehr Erdgeruch haben, sie könnte uns klarer über die Ursachen unterrichten, deren Wirkungen in dem Büchlein flüchtig dargestellt sind. Denn im Grunde sind es ja tragische Geschicke, die hier spielen, und real dargestellt müßten sie den Leser bis ins Innerste erschüttern. Die eingestreuten Gedichte zeigen von einem echt poetischen Gemüthe. Es ist ein Mensch mit starren, absonderlichen Grundsätzen und weichem Herzen, der uns hier grüßt. Ja freilich, solche Naturen müssen mehr leiden, als Alltagsmenschen, und doch sind sie unendlichmal glücklicher als diese.
R.

Geschichten aus den Bergen, von A. Achleitner. (Ph. Reclam jun., Leipzig.)

Achleitner ist ein vorzüglicher Kenner des bairischen Gebirgsvolkes; wer in der Lage ist, seine eigenen Erinnerungen aus der Wunderwelt der baierischen Alpen vergleichen zu können mit den prächtigen Schilderungen Achleitners von Land und Leuten, der wird rückhaltlos eingestehen, daß der junge Dichter mit großer Wahrheit und Treue in plastischer Anschaulichkeit diese derben und doch gemüthstiefen Gestalten eines unverfälschten Naturvolkes zur Darstellung gebracht hat. Fast durch die meisten der kleinen Erzählungen geht ein tragischer Zug, der oft in engstem Zusammenhang steht mit der großartigen, aber unheimlichen Natur der Umgebung, von der die Geschicke der Menschen, die in hartem Kampfe die Bedingungen ihres Daseins ihr abringen müssen, abhängig erscheinen. Aber auch der Humor fehlt in den Geschichten aus den Bergen nicht, in außerordentlich ergötzlicher Weise schildert der Dichter ein-

mal die Vorstellung einer Ritterkomödie in einem Bauerntheater (Siehe „Heimgarten" XIII, Seite 625), die, von einheimischen Künstlern ausgeführt, bei den naiven Zuschauern ungeheuren Beifall findet. V.

Von Heimat zu Heimat. Ein Lebensbuch in Liedern von Gustav Weck. (Leipzig. Th. Knaur. 1890)

Wer in unserer neuesten Zeit sich noch den Sinn bewahrt hat für das Einfache, Schlichte, Zarte und Idealistische, der wird diese Gedichte mit Genuß lesen. M.

Kaiser Joseph II. Sein Wirken als Mensch. Von Dr. Adolph Kohut. Mit einem Bilde Josephs II. (Dresden, 1890. Hönsch & Tiesler.)

Zu dem auf den 20. Februar 1890 fallenden 100jährigen Todestage Kaiser Josephs II. erschien soeben unter obigem Titel ein mit einem Bilde Josephs geziertes Buch, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, den hochherzigen Monarchen in seinem Wirken als Mensch den Augen der Nachwelt vorzuführen. V.

Unsere Kaiserin. Herausgegeben von Eugen Baron v. Albon. (Wien, Georg Szelinski. 1890.)

Jeder Oesterreicher und Baier wird dieses Büchlein mit vielem Interesse lesen. Es enthält den bisherigen Lebenslauf der Kaiserin, sowie Beispiele ihres persönlichen Charakters. Auch Eltern und Kinder der hohen Frau werden uns vorgeführt, und Alles mit einer wohlthuenden Herzenswärme, die sich sofort auch auf den Leser überträgt. M.

Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit, von Georg Ebers. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Ein großartiger Abschnitt der biblischen Geschichte, der Auszug der Juden aus Aegypten, bildet den historischen Hintergrund dieser Erzählung, und wenn Einer, so war Georg Ebers, der Forscher Reisende und Dichter berufen, den Leser zum lebendigen Theilnehmer an diesem gewaltigen Ereignis zu machen. — „Josua" wird von Vielen als die am mächtigsten wirkende Schöpfung Georg Ebers' anerkannt werden. V.

Herbstfäden. Gedichte von E. F. Kastner. (Reichenberg. 1889. Selbstverlag. Commission bei F. Jamand.)

Wir finden, wo wir dasselbe aufschlagen, wahre, tiefempfundene, oft in flammender Begeisterung und lohendem Zorne niedergeschriebene Ergüsse über Natur, Liebe und Heimat in formvollendeter Darstellung. Der Dichter leiht sich nur die gewähltesten Ausdrücke und zeigt eine gewandte Behandlung der mannigfaltigsten Vers- und Strophearten. Gegen die früher erschienenen „Alten Weisen" bekunden die „Herbstfäden" einen so bedeutenden Fortschritt. V.

Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Von Karl Pröll. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

Sturmvögel. Sechzig deutsch-nationale Klage- und Zornlieder. Von Karl Pröll. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

Die „Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz" treten in 3. Auflage hervor, deren Umfang sich beinahe verdoppelt hat. Der von streng nationalen Gesichtspunkten entworfene „Geschichtliche Rückblick" reicht bis zu den Tagen der Ausgleichsverhandlungen, d. i. bis Neujahr 1890. Das Urtheil ist entschieden, die Darstellung markig. Der völlig neue Nachtrag: „Auf Vorposten" enthält eine Reihe von Einzelbetrachtungen über die unerläßliche Solidarität aller Deutschen. Es sind eigenartige und kräftige Gedanken, die hier entwickelt werden. — In zweiter Auflage liegen vor die „Sturmvögel." Sechzig deutsch-nationale Klage- und Zornlieder, voll Schwung und Leidenschaft. Im Anhange werden die Verdienste Robert Hamerlings als deutsch-nationaler Dichter gewürdigt und einige symbolische Märchendichtungen angeschlossen, deren national-sittlicher Kern leicht zu ersehen ist. V.

J. L. Runebergs **König Fjalar.** Deutsch von Gottfried v. Leinburg. (Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft in Hamburg.)

Die Dichtung ist eine ins Epische übertragene „Braut von Messina." Auch hier wird einem Fürsten verkündet, daß ihm die geborene Tochter den eigenen Bruder heiraten und jenes Geschlecht verderben wird. Auch hier soll die Tochter getödtet werden, wird aber wunderbar gerettet und von einem anderen nordischen Fürsten an Kindesstatt angenommen. Der Bruder, der von ihrer Schönheit hört, erkämpft sie sich und heiratet sie. Nachdem er entdeckt hat, daß sie seine Schwester ist, tödtet er sie, dann sich vor den Augen des Vaters, der sich nun auch seinerseits den Tod gibt, aus Verzweiflung darüber, daß er den Göttern getrotzt und gemeint hat, ihre Weissagung Lügen strafen zu können. Die Uebertragung darf vorzüglich genannt werden. V.

Bibliothek des Humors. Herausgegeben von E. O. Hopp. Erster Band: Medicinischer Humor.

Der erste Band, medicinischer Humor, wird für Jeden eine willkommene und erheiternde Lectüre bilden, der mit der Medicin und ihren Vertretern in Berührung gekommen ist, der je von Quacksalbern zu leiden hatte, der überhaupt dazu genöthigt war, um seine Gesundheit zu sorgen. Der Herausgeber hat es mit sicherem Takt verstanden, alles zu Derbe und Anstößige auszusondern und von dem Guten das Beste zu wählen. m.

Otto Spamers Illustriertes Conversations-Lexikon. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, in größtem Lexikon-Octav-Format. Mit etwa 8000 Text-Abbildungen, zahlreichen Tonbildern, Karten 2c. Beziehbar in 200 Lieferungen oder in 8 Bänden. (Otto Spamer. Leipzig.)

Von diesem auf acht Bände vorgesehenen hervorragenden Werke ist nunmehr Band V (Lieferung 100—127) zur Ausgabe gelangt. Dieser Band umfaßt die Buchstaben J, K, L und M und schließt sich den vorhergegangenen Bänden in jeder Hinsicht ebenbürtig an. Als Sonderbeigaben enthält er eine Karte (Italien) und sieben Tonbilder. (Japan in zehn Ansichten, Dom zu Köln, Kometen in zwölf Ansichten, Serailspitze und Goldenes Horn von Galata aus gesehen mit Plan von Konstantinopel, Korallen, Leipzig, London). Dazu kommen aber nicht weniger als 690 Text-Abbildungen, so daß die nunmehr vorliegenden fünf Bände des Werkes mit bereits 30 Karten, 51 Tonbildern und 4716 Text-Abbildungen ausgestattet sind. Dies und der Umstand, daß Band V die stattliche Zahl von circa 17,800 Stichworten behandelt, liefert abermals den Beweis, daß das Spamer'sche Conversations-Lexikon eines der vielseitigsten und reichhaltigsten aller ähnlichen Werke ist, welches seine Belehrung überall bis auf die Gegenwart erstreckt und aus allen Gebieten des Wissens, der Kunst und der Gewerbsthätigkeit stets das Neueste bringt. V.

Der Stein der Weisen beginnt mit seinem soeben erschienenen ersten Hefte den zweiten Jahrgang. Was diese inhaltreiche und vorzüglich illustrierte Halbmonatschrift (A. Hartlebens Verlag. Wien) anstrebt, wissen unsere Leser aus den vielen Anempfehlungen, welche wir diesem unterrichtenden Familienblatte im abgelaufenen Jahre angedeihen ließen.

Schule und Haus. Herausgegeben von J. Eichler und E. Jordan. (Wien.)

Soeben geht uns das erste Heft des siebenten Jahrganges dieser allbekannten, gediegenen Elternzeitung zu, und wir machen unsere geehrten Leser auf diese für jede mit Kindern gesegnete Familie unentbehrliche Schrift aufmerksam. V.

---

25 **Kärntnerlieder** für zweistimmigen Gesang mit Zitherbegleitung, arrangiert von Hans Bellina.

Sämmtliche Lieder sind leicht spielbar abgefaßt und so geordnet, daß sie sowohl ohne Gesang gespielt, als auch ein- oder zweistimmig gesungen und nach Belieben von ein oder zwei Instrumenten begleitet werden können. Sämmtliche Lieder eignen sich auch für den volksthümlichen Quartettgesang. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Hamerling, König von Sion. Illustrierte Pracht-Ausgabe, Lieferung 3. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Ein Cäsar. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von E. Salburg. (Graz, Franz Pechel. 1889.)

Der Gutsverkauf. Ein Schauspiel aus der Gegenwart in fünf Acten von Karl Domanig. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1890.)

Geschichtsdramen von Peter Lehmann. Dritte Auflage. Ausgabe in Einem Bande. (Leipzig. J. J. Weber. 1890.)

Tausendlust. Erzählungen v. Königsbrun-Schaup. (Dresden. E. Pierson.)

Robert Elsmere. Roman von Mrs. Humphry Ward. Deutsch von Therese Leo. Zwei Bände.

Episches und Lyrisches von Ludw. Aug. Frankl. Neue Sammlung. (Stuttgart. Ad. Bonz & Comp. 1890.)

Im Lodenrock. Allerlei in Mundart und Schriftsprache v. Leopold Hörmann. (Wien. G. Szelinski. 1890.)

Un de Fierabendstied. En Plattdütsch Geschichtenbock von Friedrich Freudenthal. (Oldenburg. Gerhard Stalling. 1890.)

Aus der Salzbüchse. Drei Schock und drei Spruchverse u. Verssprüche von Agnes von der Decken. (Hirschberg. Pr. Schlesien. Volksarztverlag. 1890.)

Brennesseln. Epigrammatisches Unkraut. Von Moritz Goldschmidt. (Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer.)

Vergessene deutsche Brüder. Wanderungen im Böhmerwalde, im „Sachsenlande" Siebenbürgens von Karl Pröll. Zweite Auflage. (Leipzig. Ph. Reclams Universalbibliothek.)

Wiener Bühnen-Unwesen. Von F. Scenicus. Offener Brief an den Vereins-

ausschuß des „Deutschen Volkstheaters“. (Wien. Franz Deuticke. 1890.)

Das moderne Volksschulwesen in Frankreich. Vortrag gehalten von L. Fleischer. (Wien. Sallmayers Verlag. 1890.)

Zeitschrift des allgem. deutschen Sprachvereines. Herausgegeben von Hermann Riegel. 2. Band. 1888, 1889. (Braunschweig. J. H. Meyer.)

Das Buch von Staat und Gesellschaft. Eine allgem. Darstellung des gesammten sozialen Lebens der Gegenwart von Wilh. Röhrich. (Leipzig. F. W. v. Biedermann.)

Wir brauchen Mütter. Gedanken über Mädchenerziehung. Von Christine von Düring. (Bremen. M. Heinsius' Nachfolger. 1890.)

Die Bedeutung des Vegetarianismus für die Erhaltung der Volkskraft und seine wissenschaftliche Begründung. Vortrag v. E. Hering. 3. Aufl. (Leipzig. Lothar Volkmar.)

Das Vogelhaus und seine Bewohner, oder die heutigen Aufgaben in der Pflege und Züchtung gefangener, wie der des Schutzes bedürftigen freien Vögel. Von Philipp Leopold Martin. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. (Weimar. Friedr. Voigt.)

Schützet unsere Vogelwelt. Eine erschöpfende Darstellung aller Ursachen zum Niedergange der heimatlichen Vogelwelt u. Mittel und Wege zu deren Vermehrung von Karl Neumann. (Leipzig. Aug. Schröter. 1890.)

Eisenbahn- und Post-Communications-Karte von Oesterreich-Ungarn. (Wien Artaria & Co.)

Hölzels Eisenbahnkarte von Oesterreich-Ungarn für 1890.

Postkarten des Heimgarten.

J. C., Linz: Müssen immer wiederholen, daß der „Heimgarten“ keine Jugendschrift ist. Reife und ernste Leser werden in den von Ihnen angeführten Erzählungen wohl eher die starke sittliche Tendenz herausfinden, als das Gegentheil. Der Moralist als Erzähler hat zwei Aufgaben, einerseits zu zeigen, daß Bravheit und gute Thaten zum Guten führen, andererseits zu zeigen, daß Schlechtigkeit und Verirrungen unglücklich machen. Zu diesem Zwecke, darf er aber die Schlechtigkeit nicht schonen, sondern muß sie aufzeigen und charakterisieren. In der That verwerflich ist jene literarische Richtung, welche den Guten elend untergehen und den Schurken triumphieren läßt. Im Leben kommt freilich auch das vor, allein Kunst und Dichtung haben die Aufgabe, zu erheben, zu erschüttern, zu leiten, die Menschen aufmerksam zu machen auf den lenkenden Geist Gottes, der im Allgemeinen überall zu verspüren ist. Daß die Dichtung, welche eine solche Aufgabe sich stellt, dem Leben mit seinen Gefahren, sündigen Erscheinungen und Neigungen nicht aus dem Wege gehen darf, versteht sich von selbst. An den Fallstricken und Abgründen mit geschlossenen Augen vorüber huschen zu wollen, ist sehr gefährlich! Man ist noch lange nicht frivol, wenn man die Frivolität schildert; wir wissen es recht gut, daß die zwei Pole Frivolität nnd Prüderie zu vermeiden sind. Aber zwischen diesen beiden Polen ist eine ganze Welt voll Lust, Leidenschaft, Verkommenheit, Elend, Schuld, Sühne und Versöhnung. Bitte, lassen Sie uns diese Welt!

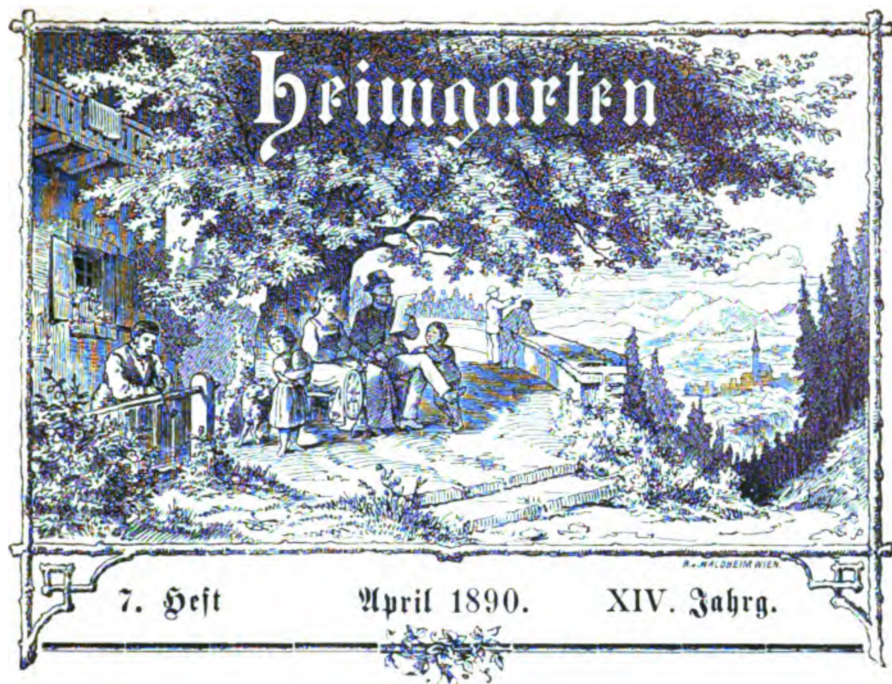
× **Es wird dringend ersucht, Manuscripte welcher Art immer, ohne vorhergehende Anfrage nicht einzuschicken, wir könnten nicht dafür bürgen. Auch hat der Verlag dafür kein Honorar ausgesetzt.**

Dr. S. B., Prag: Sind geradezu verblüfft ob der Zumuthung, ein Wort für 15jährige Schulfuchserei und antike Sprachen einzulegen. Unsere Meinung ist die: Jeder junge Mensch, er wähle nachher welchen Beruf immer, möge anstatt der todten Sprachen irgend ein Handwerk lernen, welches es immer sei, damit gewinnt er einen praktischen Einblick in die menschliche Arbeit und Achtung vor der Hände Kunst und Fleiß; derlei wird ihm in jeder Lage des Lebens, auch wenn er das Unglück haben sollte, Millionär oder Minister zu werden, von großem Vortheile sein.

M. L., Graz: Jene Zeilen in den Hamerling-Erinnerungen (Seite 367) sind nicht etwa so zu verstehen, als hätte der Dichter durch Zeichen aufrichtiger Verehrung und Begeisterung für ihn sich belästigt gefühlt. Die in dem Aufsatze gemeinten Zuschriften und Sendungen waren anderer Art und beziehen sich größtentheils auf frühere Zeiten. Hamerling freute sich stets seiner Beziehungen zu edlen Frauen und er selbst hat dieselben aufrecht erhalten.

* Das Anzengruber-Curatorium in Wien hat mir Ludwig Anzengrubers Spazierstock sowie dessen Tintenzeug und Schreibfeder als Andenken an den verewigten Freund zuerkannt und übermacht. Für diese Symbole von des Dichters Erdenpilgerschaft und seines geistigen Schaffens sage ich gerührten Herzens meinen Dank. P. K. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



A Käuscherl.

Ländliches Gemälde in einem Aufzuge von **Karl Morre.***)

Personen:

Der alt' Urberlmüller.
Die alt' Urberlmüllerin.
Der jung' Urberlmüller, deren Sohn.
Brigitta, dessen Weib.
Everl, Ahndlkind von die alt' Urberlleut.
Der Lenzbauer.
Der Dorfkramer.
Gidy, Knecht beim Urberlmüller.
Hans, Knecht beim Lenzbauer.
Knechte und Mägde des Urberlmüller und Lenzbauer.

Ort der Handlung: Ein Bauernhof im obersteirischen Gebirge.

Ländliche Gegend. Links ein Bauernhaus mit einer Thüre ohne Treppenaufsatz. Rechts eine Scheune. Beiläufig in der Mitte der Bühne ein Zaun und vor demselben rechts ein Brunnen. Links hinter dem Hause ein Kreuz mit einem Betschemel. Vorne vor der Scheune ein Baum und unter demselben eine Bank. Die Rückwand zeigt ein Hochgebirge.

I. Scene.

(Everl. Gidy.)

(Everl nimmt aus einem Korbe Blumen, mit welchen sie das Kreuz verziert.)

Gidy (ist im Vordergrunde beschäftigt, auf eine Kiste ein Deckbrett anzupassen. Spricht für sich): 's Holz — s Holz is wohl a nothwendigs Sachn. — I moan, ohne Holz kunnt der Mensch nit lebn und nit sterbn. No ja — es is so! — Kummst af d Welt, muaßt a Wiagn hobn, und wannst a koa Wiagn hast — und liegst in der Kuahkrippn, bleibt sich gleich — Holz is Holz. Daweil ma lebt, braucht der Mensch do oan Tisch und a Bank, daß ma nit grad wia der Hund af n Bodn frißt. Kummts zur Wanderschaft, muaßt do dei Truhen habn, daß du nit wie a armsaliger Handwerksbursch dahin zotelst. (Das Brett zur Kiste haltend.) Paßt schon — wird passn! (Fortfahrend) No — und wann ma stirbt: (seufzt) Du liaber Gott! A paar Schiefer Holz kriagt a

*) Dieses Stück wurde als Scheidegruß zum Ehrenabende der hochverdienten Schauspielerin Frau Emilie Müller verfaßt und am 31. Jänner 1890 im Landes-Theater zu Graz bei ihrer Abschiedsvorstellung nach 60jährigem Wirken zum erstenmal aufgeführt.
Der Verf.

jeder Bettlmonn mit. — Drum sag i — s Holz — s Holz war nit zum grathn — unmögli. (Steht auf, stellt die Kiste bei Seite.) So! dö Wandertruhen is fertig — nur zum herbrauchn. (Sieht zurück nach dem Walde.) Ja, meine guatn Bam, i sog Enks, schaunts nur brav zum wachsen — aufbraucht werds Alle — der Oan und der Andre — übrig bleibt Koana (Lacht.) Ha ha ha!

Everl (das Kreuz betrachtend, fast ärgerlich): 's nutzt nix — 's nutzt nix, i gfolg rein nit aus.

Gidy: Wos brummelst denn Du da bei Dein Kreuz?

Everl: Ah du mein — den Herrgott möcht i a weng aufputzn, daß d alt Ahndl a Freud hat, wann s heunt zum letztnmal do ihr Andacht verricht't; aber d Büschn werdn mir z weng — d Büschn. (Sucht im Korbe.) Jetz im Herbst is halt rein nix Gampers mehr z findn. Was da war, is abblüht, und Neugs will nix rechts nachikumma.

Gidy: I wüßt' der Everl wohl no a weng oani Büschn. A ja.

Everl (neugierig): Wo denn? Sag mirs Gidy.

Gidy (verschmitzt): Im Dorfkramer sein Garten — da warn schöne Rothbliüah drüben.

Everl (ärgerlich): No, die kannst Du Dir selber holen. I brauch s nit. (Hebt den Korb auf.)

Gidy: Mir gibt er s nit. Geh übri — red ihn an — Du kriagst s leicht.

Everl: Bist a boshofter Mensch. (Ins Haus ab.)

Gidy (lacht): Ha ha ha ha! Vom Dorfkramer — von dem will s nix hörn, du mein — wird ihr nix nutzn — sie wird halt do müassn Dorfkramerin werdn.

II. Scene.

(Lenzbauer. Gidy.)

Lenzbauer (der während des letzten Gespräches durch die Zaunthüre hereingekommen, legt leicht die Hand auf Gidys Achsel und sagt lächelnd): Moanst? I moan s nit!

Gidy: Ah, der Lenzbauer. Guatn Tog — A schau. Seid Ös mit Enkern Summertrad heut schon beinand?

Lenzbauer: A ja. Grad habn meine Leut die letzte Fuhr aufglegt.

Gidy (mit dem Ausdrucke der Bewunderung): Sakra! Du Dunner! Ihr seid a Bauer! A tüchtener! Enk dagfolgt Koaner!

Lenzbauer (die Kiste betrachtend): No und was machst denn Du da? Bist 'leicht a Zimmermann wordn?

Gidy: Ah beileib! — Dö Truchen hab i zsamgricht für d alt Urberlmüllerin. Sie kummt heunt zum wandern. Ja.

Lenzbauer: Ah — glaub s nit, dös hat s schon oft gsagt.

Gidy (betheuernd): Na, na — dösmol is 's gwiß — dösmol geht sie; auf Ehr und meiner Seel!

Lenzbauer (erstaunt): Wos tausend! Und heunt no? Jo warum denn?

Gidy: Warum? Du mein — auf das Warum gab s so viel Darum, doß man dö Truchen damit augupfn kunnt. Alt sein s Boade — alt — no — und d altn Leut stehn den Jungen halt bald wo im Weg. (Nimmt die Truhe) Zwoa Hahn than nit guat af oan Sprießl, und zwoa Bäurinen nit guat af oan Hof! Dös is halt der Haupt-Darum.

Lenzbauer (nachdenkend für sich): So so, heunt will s gehn. — Guat, daß ichs no inne wordn bin.

III. Scene.

(Alt Uberlmüller. Vorige.)

Alt Urberl (kommt aus dem Hause. Alter Mann mit weißem Haar, gebeugt und schwächlich): Bist noch nit fertig mit der Truchen?

Gidy: A jo. Bin schon — bin schon. (Mit der Truhe ab ins Haus.)

Lenzbauer (freundlich): Grüaß Gott, Urberl. No, wie ich siach, wird s bei Enk wirklich ernst mit n wandern.

Alt Urberl (unfreundlich): Jo, jo — wird ernst — wird ernst. (Kurz und barsch): Bhüat Gott. (Will ab.)

Lenzbauer (lachend): Oho — was hats denn, daß' mein freundlichen Gruaß mit n Ellbogn bedankts?

Alt Urberl (ärgerlich auf die Zaunthüre weisend): Wann der Lenzbauer die Gatterthür dort hinter sein Buckel zuamachen thät, aft häts nix — Jo, aft nöt. Bhüat Gott!

Lenzbauer (lachend): So — das war so viel wia: Pack dich aussi, Bauer! (Recht herzlich seine Hand fassend) Aber Urberl-Voter! Was hab ich Enk denn than, daß' mich so grob fortschaffn wollt?

Alt Urberl (sehr traurig): Genug than — Nur zviel than! Der Lenzbauer is schuld, daß ich heunt von mein Voternhaus fort in die Grabnkeuschn wandern muaß.

Lenzbauer (ernst und zornig): Was? I wär schuld? Himmel sakra! Wer sogt das? Her mit Dem! Der soll mir das ins Gsicht sagn.

Alt Urberl (erschrickt, spricht ängstlich, ihn besänftigend:) Pst! Pst! Nit so laut, Lenzbauer — wann Enk mei Alte hört — gfehlt war s.

Lenzbauer (erregt): Is mir Alles oans — i will wissen, zwegen wö i schuld sein soll?

Alt Urberl (zieht ihn zu sich): I bitt, Nachbar, i bitt! Mir zliab — gscheid sein. — Gsagt hat s ja eigentlich Neamd — aber es is so. Ihr wißt s ja eh selber, daß seit dem Prozeß, wo der olt Lenzbauer, Enker Voter, uns die große Grenzwiesen abgspielt hat, ka Freundschaft mehr is zwischen die Urberl-Leut und Lenzbauer.

Lenzbauer (zornig): Kann i dafür? Wann sich mei Voter frisch a andere Wiesn kauft hätt, wär s ihm frei billiger kumma — wia dö da — zgwinnen.

Alt Urberl (besänftigend): I woaß — i woaß! A fünf Jahr guat, habn af dera Streitwiesen eh bloß den Advocatn eanere Küah s Gras gfressn, aber dös nutzt nix. — Der Haß — die Feindschaft sein bliebn, und seit mei Weib inne wordn is, daß unser Ahndlkind den Lenzbauern gern siacht — jetz is frei ganz aus.

Lenzbauer (vergnügt lächelnd und gutmüthig): Hat die Everl der olt Ahndl a schon eingstandn, daß s mir guat is?

Alt Urberl (fast ärgerlich): Eingstandn — Eingstandn, do brauchts no an Eingstehn, wann s dem Dirndl jeder af der Nasen ansieht.

Lenzbauer (vergnügt und selig): Mei Everl gfreut mi narrisch!

Alt Urberl: Aber kriagn wirst sie nia.

Lenzbauer (selbstbewußt): Mei liaber Urberl — da müaßt i nit Lenzbaurn-Suhn sein. Kriag i si nit — so schnipf i sie. Die Everl is mein und wann i unsern Dorfkirchthurm nehmen müaßt (lebhaft und mit Geberden begleitend:) und umdrahn, und mit n Spitz einitauchn af n Kirchplatz, daß er steckt wie a Kleehüfler — mei muaß sie sein — i gib nit nach.

Alt Urberl: Du häst mir am letzten Kirchweih Sunntig halt koan Rausch anzechn sulln.

Lenzbauer (lächelnd und an ihn anstoßend): A was — a weng a Räuscherl schad't ja nix.

Alt Urberl: Ja, schad't nix. Hat wohl gschad't — viel gschad't. (Traurig:) Siterdem is ganz gfehlt, und der Rausch is a der Grund, daß wir heut zum wandern kummen.

Lenzbauer (neugierig zuhorchend): Ah! wird do nit sein.

Alt Urberl: Is aber do so. Jo, jo, is wohl. Wia s mih z Montags Fruah da drin in der Tenn, wo Du mich af s Stroh glegt host, gfundn habn — do war s aus.

Lenzbauer: Ah was? Nit mögli. (Lächelt.)

Alt Urberl: Mei Weib hat gsagt — es war a pure Bosheit von Dir, und aft hat gar mei Schwiegertochter zum kneifn und treffeln angfangt, und wia — und wia!

Lenzbaur: Was Du sagst!

Alt Urberl: A alter Mann — eh nix verdienen und zu nichts mehr

wert und jetzt no im Wirtshaus das, Geld verthun.

Lenzbauer (zornig): Zum Sakra! Den Wein hab jo i zahlt, was geht denn das dö versuachten Weibsleut an. (Horcht dem Alten aufmerksam zu.)

Alt Urberl (besänftigend): Ja, ja, freili hast Du zahlt, ih hons eh gsagt, aber d jung Bäurin hat so lang gekneſſt, bis' mein Weib z viel wordn is, denn woaßt, Lenzbauer, woaßt, so viel mei Alte mit mir sumpert und greint — wer Andrer derf do ka Wort über mich sagn, no und so sein s halt überanand kuma — die jungen Leut habn uns dös und das vorghalten, daß wir zu nix mehr sein und zu nix mehr taugen, ja — und, und es war eh ka Ruah, bis heut gwandert wird (traurig) in die verlassne Grabenkeuschn aufi! (Wendet sich um, zeigt mit beiden Händen nach dem Gebirge, spricht sehr traurig) — In die Ausnahm. (Seufzt.)

Lenzbauer (der andächtig zuhorchte): Schau — schau! Hätts nit glaubt von Enkre Kinder.

Alt Urberl (seufzt): A ja — a ja. (Seufzt:) I hon gmoant, i werd von da weggetragn werdn in' Kirchhof — und muaß jetzt no so oan weitn Umweg machn in d Einöd — i bin recht traurig.

Lenzbauer (gutmüthig tröstend): Nix traurig sein, Urberl — habts nur Muath, Voter —nix wird gwandert. — I heirath die Everl und Ös Alle kummts zu mir.

Alt Urberl (fast zornig): Du heirat'st d Everl! Narr, dummer! wanns D sie nit kriagst — selbn a?

Lenzbauer: Nit kriagst — red nit so buglad. (Selbstbewußt) I hab sie schon. (Lacht vergnügt.)

Alt Urberl (zornig und spottend): Er hat sie schon! Er hat sie schon! — So a dalkats Gschwader!

Lenzbauer: A Dirndl, was mi liabt, is mein. — (Selbstbewußt) Und d Everl liabt mi!

Alt Urberl: No ja — aber d Everl wird um nix gfragt, und mei Weib sagt: sie müaßt nur von Sinnen sein oder a Räuscherl habn, daß sie s Dirndl Dir zuasagt. Nüachtana nit, nüachtana nit. —

Lenzbauer: A Räuscherl? (Lacht vergnügt) A Räuscherl! — No — dös wird a no zwegn z bringen sein. (Lacht.)

Alt Urberl (ärgerlich): Ja ja ja ja — lach nur. Lachst umsonst. Mei Weib sagt: ehwenter sie s Dirndl Dir gibt — gibt sie s jedem Andern, und liaber dem alten Dorfkramer — wie Dir. —

Lenzbauer: Dem Dorfkramer? Dem alten Kater? (Lacht auf.)

Alt Urberl: Er bittelt um d Eva schon a halbs Jahr —

Lenzbauer (zornig und drohend): Dös soll er bleibn lassn, sunst schlag i ihm d Everl aus der Hand, daß er sei Lebtag ka Dirndl mehr anrührt, was dem Lenzbauer ghört.

Alt Urberl: Du überschätzt Di, Lenzbauer. Wart ab! — Die Zeit wird Dir sagen, was Du vermagst. Schau nur mi an. — I war a amol a fester Bauer — die Wänd, han i glaubt, kann i biagn, und jetzt — wie arm bin i dron.

Lenzbauer (sehr herzlich): Muth, Vater, nur Muth! I laß Enk nit in die Grabenkeuschn — Ihr müaßt zu mir — i gib nit eh noch. Enkere Alte muaß heunt no woach werdn wia a Butterstrizl und in vier Wochen is Hochzeit. — Ös kummts zu mir, kriagts a schöns Platzerl in meiner Huabn. A Tröpferl Wein — a Pfeiferl Tabak wird nia fehln. Machen könnts was mögts, und wann Enk sunst nix gfreut, vorm Haus steht a schattige Linden — da kann sich der alt Urberl und sei Weib auspfnechn — nach Gnüagen. (Lacht.)

Alt Urberl (der seelenvergnügt zuhorcht): Ja schön — schön war so was wohl.

Lenzbauer: Und wird a so sein — und muaß so werdn. — (Einschmeichelnd) Bei der Hochzeit gehn wir

Zwa in die kloane Stubn, dort setzn wir uns zsam und simulirn und trinkn a guats Glasel Wein, und aft nachher, wann uns d Lustbarkeit recht in Kopf kimmt, aft fang ma zum wispeln und zan singen an, wie am letzt Kirchweih-Sunnti. (Lacht.)

Alt Urberl (seelenvergnügt, faltet die Hände): O du mein! Das war a schöner Sunnti — kummt koana mehr nach.

Lenzbauer: Da häufti werdn kumma — no schönere!

Alt Urberl: Du kannst Alles so gschmach bschreiben, daß man d Freuden grad vor sich in der Schüssel schwimmen sieht.

Lenzbauer: Wißt Ihr no, wie mir damals gsungn habn?

Alt Urberl: A ja! — schön — schön habn ma gsungn.

Lenzbauer (sich an ihn anschmiegend, singt pianissimo):

Stad — stad, daß uns nit draht!

(Alt Urberl selig horchend, stimmt mit ein, Beide singen:)

Stad — stad, daß uns nit draht,
Hat uns erst gestern draht,
Draht uns heut a.
Stad — stad, daß uns nit draht.

(Beide lachen innig vergnügt sich gegenseitig ansehend.)

IV. Scene.

(Altmüllerin. Vorige.)

Alt Urberlmüllerin (die nach dem Gesange aus dem Hause getreten, schlägt die Hände zusammen, steht vor Staunen wie gelähmt. — Pause): Du heiliger Leonardi! — Am letzten Tag vor'n Fortgehn — kann der Alte no singen — und mit mein Todfeind. (Geht vor, spricht sehr zornig zu Alt-Urberl) Ums Hackl hab i Di gschickt! Ums Hackel!

Alt Urberl (erschrickt sehr): Ja ja, ums Hackl — i brings schon. (Ab in die Tenne.)

Lenzbauer (gutmüthig): No no no Urberl Müllerin! — nur nit so kritisch.

Altmüllerin (zornig beiseite sehend): Den Lenzbauer siech i nit — i will ihn nit sehen, denn wann i Enk sehen müaßt — aft müaßt Ös mi hörn! Gnua hörn!

Lenzbauer: Nu mei — nur zugred't, i hör schon — zu was hätt denn der Mensch die Ohrwaschel.

Altmüllerin: So — so — höhnen wollt Ihr mi a no — aushöhnen.

Lenzbauer: Ah beileib.

Altmüllerin: O ja — i kenn Enk. — Wann i no was z schaffen hätt, da in dem Hof — i ließ die Knecht rufen.

Lenzbauer (lachend): Und mi außiburen.

Altmüllerin (bissig): Kannst schier recht haben.

Lenzbauer (gutmüthig und lachend, ihr auf die Schulter klopfend): Urberl-Muatter! So viel Knecht, daß mir Herr werdn — habt Ihr nit, und die paar, die da sein — die möcht i im Hof umfliegn machn wie die Garben beim Trad ablegen.

Altmüllerin: Woaß eh, daß D a Raufbold bist.

Lenzbauer: Vertheidigen hoaßt nit raufn.

(Alt Urberl kommt mit einer Hacke aus der Tenne. Lenzbauer nähert sich ihm, will sprechen. Altmüllerin bemerkt es, droht dem Alt Urberl. Alt Urberl geht ängstlich ab ins Haus. Lenzbauer lacht.)

V. Scene.

(Der Dorfkramer. Vorige.)

Dorfkramer (komischer Alter, hält unter einem Arm ein weißes, unter dem andern Arm ein blaues wie ein Zuckerhut geformtes Papierpaket. Er ist altmodisch mit langem Rock gekleidet, trägt eine altmodische hohe Kappe mit breitem steifen Schild, kommt schleifend durch die Zaunthüre): Guat Morgen! Guat Morgen! Alt Urberl-Müller-Muatter! Nix für unguat — Guat Morgen! (Macht einen Knix.)

Altmüllerin (ärgerlich, ohne ihn anzusehen):) Guat Morgen!

Dorfkramer: I hab ghört, daß d Urberl-Müller-Muatter heut zum wandern kummt, und da han i mir denkt, i muaß mi beeilen mit mein Gebitt! (stockend) Gebitt — und da bring i halt vier alte Pfund Zucker, an extrafein, und zwei alte Pfund Kaffee, von fein 'klaubten, für d Wanderschaft, und ich thät halt unter-

thänig anfragen und bittn. (Spitzt den Mund, spricht süßlich) Ob s möglich war??

Lenzbauer (scherzhaft): No Urberl-Muatter! Schauts ihn an! Wia gfallt Enk der Bittlmann?

Altmüllerin (zornig): Besser wie Du.

Lenzbauer (lacht und zeigt höhnisch nach dem Dorfkramer): Der da — Der da!

Dorfkramer (die Augen nach ihm verdrehend, wehmüthig): Gehts Di was an — wann i heiraten will?

Lenzbauer (lacht): Mi? A beileib — aber mit so oan Ausgschau bitteln z gehn — that i mi do a weng schoma. (Ihn betrachtend) Wia der Kramer dasteht! (Lacht) Wia der Tadtermann auf mein Krautacker. (Lacht.)

Dorfkramer (in höchster Wuth, fast weinend): Gehts Dich was an? Gehts Dich was an?

Lenzbauer: Wann i so oan wichtigen Gang vor hab — da borg i mir schon von oan ordntlichen Menschen das Gstell und s Gsicht aus — daß i nit gar so znicht ausschau. (Lacht und geht nach rückwärts zum Zaun.)

Dorfkramer (vor Aerger fast weinend): Der Lenzbauer is a Satan, a Satan. (Zur Urberlmüllerin artig) Frau Muatter, Frau Urberlmüller-Muatter, dürft i bittn um Bscheid, (sehnsuchtsvoll die Augen verdrehend) obs mögli war?

Altmüllerin (zum Kramer): I kann no nix Gwisses sagn, i muaß erst mit mein Mann redn.

Dorfkramer: I that recht schön bitten. Unterthänig bitten. Mi glust s so viel um die Everl.

Altmüllerin: No ja, wird eh nix anders übrig bleibn. Mitnehmen in die Grabnkeuschen kann i s Dirndl nit, weils nöt zum Dahüatn wär, und Der da (auf Lenzbauer zeigend) der unguat Mensch! — der soll s just nit kriagn. Just nit! Kumm der Kramer in oaner Stund. (Ins Haus ab.)

Dorfkramer (selig): I bitt, i bitt tausendmal. (Blickt selig mit verdrehten Augen zum Himmel, spricht für sich) Es wird mögli werdn! (Wendet sich um, geht langsam zur Zaunthüre.)

Lenzbauer (der dort gestanden, fährt plötzlich mit der Hand nach ihm, als ob er ihn fangen wollte und macht): Psch — Psch — Psch — (Dorfkramer erschrickt heftig und läuft ängstlich ab.)

VI. Scene.

(Hans. Vorige.)

Lenzbauer (der in die Scene rechts rückwärts gesehen hat, ruft): He! Bua Hans! Los auf!

Hans (außer der Scene): Wer ruaft?

Lenzbauer: Da kumm her!

Hans (erscheint rückwärts, rechts hinter dem Zaun): Ah der Lenzbauer Vater. (Artig) Was schafft der Lenzbauer?

Lenzbauer: Lauf lustig hoam und putz den neugen Wagen auf mit Bänder und Grasich.

Hans: A tausend!

Lenzbauer: Und Sitz dran wie zur Hochzeitsfuhr.

Hans: A tausend!

Lenzbauer: Die Roß schön gamper aufmascheln bei die Köpf — verstehst mi — und dann fahrst her damit in Urberlhof.

Hans: A tausend! A Hochzeitsfuhr. Juchhe! Juchhe! (Rückwärts links ab.)

Lenzbauer (geht langsam vor): Warum sich d Everl heut nit sehen laßt, dös begreif i nit. Will s mir 'leicht ausweichen? Dann müaßt i mir s grad holn. Ah, da kommt sie. (Freundlich) Grüaß Gott, Eva!

VII. Scene.

(Eva. Lenzbauer.)

Eva (kommt aus dem Hause, spricht kalt): Grüaß Gott a. (Geht über die Bühne zur Scheuer.)

Lenzbauer: Halt aus, Dirndl, i hab was z redn mit Dir.

Eva: Hab nit daweil. (In die Scheuer ab.)

Lenzbauer (sehr erstaunt): Was wär denn das? So kurz angebunden. Hat mir s Dirndl epper wer abgspenstig gmacht? Dös muaß i inne

werdn. (Will ab in die Scheuer. Eva kommt mit einem großen Bund Stroh aus der Scheuer. Lenzbauer verstellt ihr den Weg.) Du hast nit daweil für mi? Halt, Dirndl! (Nimmt ihr das Stroh weg.) Zur Antwort af dö Frag, di i Dir stell — wirst Dir schon Zeit nehmen müaßn.

Eva (langt nach dem Strohbündel): Laß mi der Lenzbauer sein. Die Ahndl braucht s Stroh zum einpacken.

Lenzbauer: Erst muaß zwischen uns Zwa auspackt werdn, aft künnts meinetwegen drin einpacken. (Wirft das Stroh zur Seite. Ergreift die Hand der Eva. Herzlich) Dirndl! Schau mir in d Augen! Magst mei Weib werden? (Pause. Eva blickt verlegen zu Boden. Lenzbauer herzlich) Gibst ka Antwort? Schaust mi nit an?

Eva (verlegen zu Boden blickend, im ernsten Tone): Die Ahndl is Enk feind.

Lenzbauer (lacht): Die Ahndl heirat i ja nöt. Di frag i: Magst mei Weib werdn?

Eva (wie früher): I bin a arms Woasnkind. Mei Wort hat koan Wert.

Lenzbauer: Woaßt ka bessere Antwort?

Eva: Wird nit so ernst sein mit der Frag, denn wanns Enk ernst gwesen wär um mi, dann hätt der Lenzbauer es wohl bleibn 'lassen — die alte Feindschaft durch a neuge Grobheit frisch aufzuriegeln.

Lenzbauer (erstaunt): Grobheit?

Eva (vorwurfsvoll und ernst): Schamen soll si der Lenzbauer: oan alten Mann, wie unser Aehndl, so anzutrinken, daß wir ihn in der Fruah af n Stroh habn gfunden als wie todt.

Lenzbauer (laut auflachend): Jetz fangt Dö a mit dem Rausch an. (Zu Eva) Aber Dirndl, sei gscheid! Du warst ja an dem Räuscherl schuld. Du!

Eva (erstaunt): I? I war schuld? Bist wohl narrisch?

Lenzbauer (lachend): Dös Räuscherl war ja blos a Bot — den i ausgschickt hab, anzfragen, ob Du mi liabst oder nit. Kumm — kumm, Dirndl — hör mi an — i verzähl Dirs. (Zieht Eva nach sich. Beide setzen sich.)

Eva (widerstrebend): I — hab nit daweil.

Lenzbauer (sehr herzlich): Muaßt Dir halt da weil nehma (drängt sie auf die Bank zum Sitzen). Schau Dirndl, daß i Di liab, dös brauch i nit zum sagn, denn das verkünden laut und deutli meine Felder und meine Wiesen. Auf dem Grund, wo der Bauer fleißig nachschaut, steht die Frucht am schönsten, und recht fleißig hab ich herobn bei mein Roanfeldern nachgschaut. — Jeden Tag schier hats mi hergezogen bei Enkerer Huabn vorbei — denn mei liebe Everl hab i nit oft gnua sehn küna. Ob aber Du mi magst, das kunnt i nia recht inne werden. Es ist wahr, so oft i Dir Sunntags begegnet bin, hat sich von Dein rothen Tüachl d Farb ins Gsicht gschlagen.

Eva: Das bild'st Dir wohl ein.

Lenzbauer: Na weiter — i habs z deutli gsehen, aber Du warst immer wie a Reh, husch vor mir vorbei, nit zum Wort z bringa. Teuxel, denk i mir — i muaß Gwißheit habn — i brauch a Bäuerin.

Eva (die an ihrem Fürtuch glättet): Es gibt ja Bauerntöchter gnua — nur zum auswählen.

Lenzbauer (steht auf, erregt und ernst): A Anzigi gibts für mi, und jetz fall mir d Eva nit immer in d Red. (Setzt sich, spricht wieder gutmüthig) Gwißheit habn muaß i, ja — aber wia? No am vorletztn Kirchweih Sunntag, wia i aus n Segen kumm, lahnt Dei alter Aehndl an der Kirchhofmauer. Sakra — denk i mir — Der kummt mir heut grad recht — Dem geh i zua. — Er schlagt grad mit sein alten Stoanzeug Feuer an und steckt schon zum sechstenmal den Zünderschwamm in d Pfeifen, aber s will nit glosen, weil ka Tabak drin war. (Lacht.) No sag i, was hats denn, Urberl-Vater — Ihr kummt heut nit zum rauchen. Der Tabak is gar wordn, moant er. I halt ihm mei Rauchzeug hin. — Bitt gar schön, sagt er — nimmt den Tabak und stopft vergnüagt sei Pfeiferl so fest an,

als ob er oan Sprengschuß laden wollt. Urberl-Vater, sag i — gehn wir a weng zum Dorfwirt — (den Alten nachahmend) Dank schön — kann nit, hon ka Kloangeld mitgnummen. — No, mitgnummen hätt er s schon, wann ihm sei Weib oans 'lassn hätt, denk i mir, und sag freundli: a derawegn hats nix — wir gfolgen schon aus. No, und der Aehndl laßt sich richtig mitflößln.

Eva: Aha! — wer war denn d schlecht Ursach?

Lenzbauer: Mach mi nit irr und los zua. I schaff a Halbe Wein an — von guaten — wir trinken — aber der Aehndl is dagsessn — still und trocken wia a alte Bretterwand. So kummst mir nit fort, denk i mir — schaff a ganze Moß an und trink dem Urberl-Aehndl fleißig zua. Redn muaß er, ehwenter laß i ihn heut nöt aus.

Eva: Der Lenzbauer is recht a hinterlistiger Mensch.

Lenzbauer: Is dös a Hinterlist, wann i wissen will, ob Du mi gern hast? I moans nöt. — I frag also den alt Aehndl, ob er mir nit a Bäuerin wüßt, dö mir taugt und der i a nit zwider war. Er schmunzelt und ziacht aus seiner Pfeifn, wia a Roß durch n Grabnweg — red't aber ka Wort. I trink ihm wieder zua. — Er thuat Bscheid — ruckt hin und her. — I frag a zweitsmal. Endlich wird er gsprachig! — A ja, sagt er — i — i wußt schon Oani — a rechte — aber Geld hat s wenig. — Darnach frag i nit, sag i, wann s nur brav is. A brav is s wuhl, sagt er. Und kenn i sie? — Kennen thust sie wuhl — guat a no. — Mei Herz hat mir klopft vor Freud! I laß den Aehndl leben! — Seine Augen fangen z glanzen an wia Sunnwendkäferl — i — i — frag ihn — und moanst, hat s mi gern? — A gern, sagt er — gern hat s Di wuhl, und tüchtig a no. Mir hats an Stich gebn durch und durch, i hon eh gwußt, wen er moant, aber i frag no extra: Wia hoaßt denn das Dirndl? Er nimmt oan Schluck — setzt ab — lacht mi an und sagt: Lapp, dummer! Kennst sie ja eh — Everl hoaßt s! Unser Everl!

Eva (springt auf): Was woaß denn der alt Aehndl mit sein Rausch.

Lenzbauer: Möchst ihn z Lugen strafn, no wart, i werd Dir den Beweis bringen, daß er was woaß. (Drängt Eva, sich zu setzen.)

Eva (setzt sich und zupft verlegen an ihrem Fürtuch. Verlegen): Laß mi einigehn.

Lenzbauer (ernst): Dableib und hör zu. — I laß no a Maß herschupfn, schenk ein und frag weiter, ob Dus ihm eingstanden hast — daß D mir guat bist — oder wia oder was. (Setzt sich.) Der Aehndl nimmt sei Glasl, drahts in die Händ umanand, aft fangt er an. Woaßt, sagt er: Heuer im Fruahjahr, wie wir grad d Waldwiesen säubern, fangt af amal der Kukuk z rufen an. I zähl bis auf zwanzge, dreißge — bis achtunddreißge, da wird der Kukuk stad und d Everl sagt nebn mir: achtunddreißigmal hab i zählt. Ja, sag i, hast richtig mitgezählt; wann er no zwamol schreit, dürft sich s Jüngste unter uns was wünschen.

Eva (wird sehr verlegen): Laß mi einigehn.

Lenzbauer: Dableib und los zua. I hon no nit ausgred't, sagt der Aehndl, da gehts kuku — kuku — in neununddreißig und vierzig und drüber. Wie wir durch n Hohlweg hoamgehn, frag i d Everl: No, Everl, was hast Dir denn gwünscht vom Kuku? Du warst die Jüngste. Sie gibt ka Antwort. I nimms bei der Hand, sagt der Aehndl. (Nimmt Eva, die fort will, an der Hand) frags noch amal — sie schaut zum Boden und sagt ganz leise: (innig und herzlich) Lenzbäuerin möcht i werdn. (Eva sieht verschämt zu Boden. Lenzbauer voll Herz und Feuer) Everl! Jetzt war der Kirchthurm nit so groß wia i und mei Glück. Leicht und gern hab

i den alt Aehndl auf mein Buckl hoamgschleppt über d Berg für dö Nachricht. (Herzlich) Lenzbäuerin willst werdn und i — i wünsch mir ka andre — Dirndl, Du bist mein. Umarmt und küßt Eva stürmisch. kurze Pause.)

VIII. Scene.

(Altmüllerin. Vorige.)

Altmüllerin (kommt aus dem Hause, bleibt erschreckt stehen, schlägt die Hände zusammen): Heiliger Erhardi! Mit n Altn hat er gsunga und s jung Dirndl bußt er ab. (Zornig) No wart, Du beangata Bauer! I goaßl Di außi! (Ab ins Haus.)

Eva (erschrickt, windet sich los): Die Ahndl, auweh — jetzt kimmt a Dunnerwetter. (Nimmt das Stroh, läuft ab ins Haus.)

Lenzbauer (ihr nachrufend): Fürcht Di nit — s gschieht Dir nix. (Für sich) Mit der Jungen war i im Reinen. Jetz muß i nur no der Alten ihren Kopf waschen.

IX. Scene.

(Altmüllerin. Lenzbauer.)

Altmüllerin (kommt mit einem alten Stallbesen. Drohend und mit dem Besen nach der Zaunthüre weisend): Dort schaut hin! Dort hat der Zimmerman s Loch gemacht.

Lenzbauer (sehr ruhig und gelassen): Der Zimmermann hat s Thor gmacht, s Loch war eh scho fertig. (Belehrend) Nur nit so dolkat redn.

Altmüllerin (stutzig und etwas confus): Ja — ja — ja. (Zornig) Mögst 'leicht mir no a Rapartama gebn? — Du! — Du — Du schamloser Mensch.

Lenzbauer (den Besen betrachtend, ruhig): Und mit so oan altn, zodaten Besen möcht mi d Urberlin verjogn. Ja, bin i wohl so a znichter Mensch, daß i nit mehr Ehr verdean?

Altmüllerin (den Besen betrachtend): Wer hat Dir verlaubt, hereinzgehn. Du hast nix z schaffen im Hof. — Pack Di furt.

Lenzbauer (etwas ernsthaft): Muatter! Urberl-Muatter! Hiazt wirds mir z viel. I hab nix z schaffen? Ja, is denn d Muatter blind? Schaut sich d Urberlin gar nix um? So a Red! I bin heut der nothwendigste Mensch im Haus und mi wollt Ihr fortschaffen? Schamt Euch! (Nimmt ihr ruhig den Besen aus der Hand und lehnt ihn ans Haus.)

Altmüllerin (läßt ruhig den Besen nehmen): I soll mi schama? Vor wem denn?

Lenzbauer (sehr ruhig): Vor mir. Kumm die Muatter nur mit, i wills ihr beweisen. (Zeigt nach der Scheuer) Da schaut hin! Der Knecht richt' schon die Ochsen her. Mit oan zwarädrigen Karren wollens Euer Hab und Guat fortzarren und Ihr und Euer alter Mann könnt hint' nach treten, wia der Küahtreiber hintern Vieh. (Etwas wärmer): Is das a Auszug in d Ausnam für zwa so ehrbare, brave und tüchtige Bauersleut?

Altmüllerin (ärgerlich): Kümmerts Dich?

Lenzbauer: Ja wohl — das kümmert mi und stark. A unverdiante Kränkung fallt auf Dö zruck — Dös anthun lassen, und unverdient is es, wenn für Müh und Plag das Alter koan andern Lohn find't als den Betelstab. Ja, mei liabe Urberl-Muatter! Schauts Euch nur die ganze Gegend an! (Mit steigender Wärme:) Die Fruchtbäume, dö ringsum stehn, habt Ihr gepflanzt und gepflegt! — Aus der Wildnis sein Feld und Wiesen wordn, durch Euern Fleiß! Beig'sprungen seit Ihr jedem Nachbar in jeder Noth, und mit großen Ehren nennt die ganze Gemeind den Namen Urberlmüller! Und drum laß i mir als nächster Nachbar nit nachsagen, daß i ruasam zugschaut hab, wie Ihr hinter oan Ochsenkarren Euern eignen Hof verlassen und als Betteleut aus dem Haus hätt wandern solln, wo Ihr durch sechzig Jahr herrisch ward. I hätt Euch gern gladen: Kummt zu mir — dös paßt Euch nit — i mag koan

Zwang, aber so laß i Euch nit fort. I hab Auftrag gebn: Mit Tannenzweig und Bändern muaß mei neuger Wagen aufputzt werdn, die ganze Gmeind muaß zsamm und Jeder muaß die Hand Euch geben zum Bhüat Gott! (Mit steigender Wärme) Wann Euer Suhn den Muth nit hat — dös so einzurichten — i hab den Muth. (Herzlich und warm) In Ehren habt Ihr g'werkt und g'haust da auf den Hof, a Ehrentag muaß sein, a schöner Ehrentag! an dem Ihr fortzieht müahsalig und alt in die oansam Abwartkeuschen. (Altmüllerin wischt sich mit dem Fürtuch eine Thräne aus dem Auge. Lenzbauer nimmt langsam den Besen, gibt ihn der Urberlin. Ernst und ruhig) Da, nehmt den Besen und hoazt s ihn auf und geduld'ts auf mi, i bin glei wieder da. (Altmüllerin nimmt ruhig den Besen. Lenzbauer sehr warm, fast streng:) Das aber, Alturberl-Müllerin, das muaß i mir mit Ernst verbieten, daß Ihr mi fragt, was i in dem Hof heut zu suchen hab, denn i denk: — Ihr könnt den Menschen wohl a a weng in Ehren halten, der Euch so groß, wie i — in Ehren hat. (Gibt ihr die Hand; kleine Pause.) Und jetzt — bhüat Gott. (Langsam ab durch den Zaun.)

Altmüllerin (ganz kleinlaut, zu Boden sehend): Bhüat Gott! (Bleibt nachsinnend stehend, spricht langsam) Ja — wie war denn das jetz? Der Lenzbauer macht mi ganz irr. Mir ziemt — er hat ja gar mi ausgscholten, statt i ihm? (Geht zornig nach rückwärts.) Du vermaredeiter Mensch. — (Droht mit dem Besen, ihm nachfolgend) Hiazt schau, daß D fortkummst und laß Di nit mehr blicken in den Hof, Du Piswurm! (Für sich) Er schaut sich gar nit um, als obs ihm nit angieng, der vermaredeite Bauernschlanggel. (Kommt langsam vor) Grob war er mit mir — und wia (nachsinnend) aber, wenn ichs recht betracht, hat er mir eigentli lauter schöne und guate Grobheiten gsagt. In Ehren will er mi fortbegleiten — die ganze Gmoan soll Zeugnis sein. — Brav und fleißi hab i ghaust, sagt er. (Nimmt das Fürtuch, wischt sich eine Thräne aus dem Auge.)

X. Scene.

(Jungurberl, Brigitta. Vorige.)

(Jungurberl und Brigitta kommen aus dem Hause, erblicken die Altmüllerin, welche sich die Thränen aus den Augen wischt, und ziehen sich, die Alte mit den Blicken verfolgend, etwas zurück, bleiben am Hausende stehen.)

Altmüllerin: 's Furtgehn! — 's Furtgehn! 's selbe hat mi nit woana gmacht — in das hab i mi einigfunden, aber d Freud, daß s no Menschen gibt, die af mi denken, die mein Abschied ehren — d Freud macht mih woana. (Verhüllt ihr Gesicht mit dem Fürtuch, geht mit dem Besen ab ins Haus.)

Jungurberl: Hast gesehen, wie d alt Muatter woant.

Brigitta (ärgerlich): Kann i dafür?

Jungurberl: Mir thuats ins Herz weh.

Brigitta: No wann Du s gar nit überkumma magst, dann muaß mans halt anders machn. Soll Dei Muatta bleibn und geh i.

Jungurberl (herzlich und innig): Aber Brigitta! Warum muaß denn Oans gehn? — Wir habn ja Alle Platz.

Brigitta: Es thuat ka guat. D alt Muatter is wunderlich.

Jungurberl: Moanst, wir werden nia alt? und nia wunderlich? (Herzlich:) Du liaber Gott, wann heut oder morgen amol mir oder Dir von unsern eignen Kindern das gschehen möcht — was wir jetz mein Eltern anthun, wia bitter wärs.

Brigitta: Müaßtn wirs a leidn.

Jungurberl (schmerzlich bewegt): Leiden! Leiden! Mei liabs Weib — red nit — was Du nit verstehst. A verschuldets Leid — liegt mit gspitztn Nägeln auf. Das tragt man nit so leicht als wia Du moanst. — I habs Bluat von solch gspitzten Nägeln gesehen, a ja! Nur einmal gsehn — vergessen aber werd ichs nia — mei Lebtag nöt. Z Weihnachten wars, vor fünf Jahren. Der Vater hat mi mit Ochsen über d Alm nach der Stadt gschickt. Am Ruckweg — es war grad am heiligen Christabend — i woaß s

wie heut — und a Kältn, daß die Schuahsohln pfiffn habn — geh i bei der Almkeuschen vorbei und hör a gwaltigs Gschroa. Was hats denn da — denk i mir und geh a weng der Keuschn zua — da sieh i, wie a starker junger Mann — oan alten, grabköpfigen Hascher bei der Thür naussstößt in d Kälten! (Erregt:) Teuxel, denk i mir, dös laß i nit zua, i leg mi drein. Wie i hinspring, halt mi der Alte auf und sagt: Laß guat sein! Mir gschieht recht! Heut is grad vierzig Jahr, daß i mein alten Vater bei derer Thür nausgstößn hab in d frostig Winternacht (Pause). Der Herrgott is nit vergeßlich — er halt' Tag und Stund ein und zahlt pünktlich. (Pause.) Mir sein zwa Zacher an meiner Wang angfrorn — i bin meiner Weg ganga.

Brigitta (zu Boden blickend, traurig): Dö Gschicht hast mir no nia verzählt.

Jungurberl (herzlich ihre Hand erfassend): Brigitta, wann wir uns amol so oan Vorwurf machen müaßten.

Brigitta (herzlich): Ja, Philipp, Du hast recht. Die alten Leut solln bleibn. I find mi drein.

Jungurberl (innig): Weib! Oan schön Edelstan hast in unser Eh hineinglegt! I dank Dir!

XI. Scene.

(Altmüllerin, Alt Urberl, Everl, Gidy, Sandl, Knechte, Mägde, Vorige.)

Altmüllerin (im Sonntagskleide, ein Gebetbuch und einen Rosenkranz in der einen Hand, in der andern Hand ein kleines Bündel tragend, kommt aus dem Hause): So, jeß sein mir mit n einpackn fertig, d Sachen sein alle beinand, jeß kummts nur füra damit.

Jungurberl: Muatter! Mir habns uns s überlegt — wir lassen Enk zwa nöt furt.

Altmüllerin: A na — dösmal hab i gsagt auf Ehr und meiner Seel, dös Wort nimm i nit zruck; wir gehn.

Brigitta (bittend): I bitt, Muatter, i bitt, bleibts!

Alt Urberl (im langen Sonntagsrock, trägt eine Pfeife, einen Tabakbeutel, Stock, und in einer Hand ein Bündel, kommt aus dem Hause): Wann Du moanst, Alte — i hab nix dagegen — i bleib.

Altmüllerin: A na, hiazt hon i mi schon eini gwöhnt, ins Wandern, jeßt bleibts beim Bhüat Gott.

Jungurberl (herzlich): No, Muatter, wanns gar nit wollt, so seis in Gottesnam — i woaß, was mei Schuldigkeit is, wir werdn Enk oben nix abgehn lassen.

Alt Urberl (zu Jungurberl): I bitt Di, mei liaber Suhn!

(Während des früheren und des folgenden Gespräches kommen aus dem Hause: Gidy, die Kiste tragend, die er zu Anfang der Scene ausgebessert hat. Sandel, ein Spinnrad tragend. Everl trägt in jedem Arm einen Blumentopf; sie ist gleichfalls sonntäglich gekleidet. Ein Knecht, einen alten Lehnstuhl tragend. Eine Magd trägt altes Küchengeschirr. Ein Knecht trägt Kotzen und Decken. Eine Magd trägt zwei Wasserschäffer. Eva sowie die Knechte und Mägde gehen über die Bühne hinter die Scheuer, stellen die Sachen dort ab, kommen wieder vor und machen eine Gruppe, so daß man die beiden Alten beim Kreuze knien sieht.)

Altmüllerin (sich umsehend): Also bhüat Gott All mitnand. Bhüat Gott! — In jedem Winkerl bin i gwesen, von jedem Fleckerl hab i mi beurlaubt. (Zum Baum hinsehend) Nur auf dich, mei liaber Bam — hätt i bald vergessen. Bhüat di Gott, i dank dir für den Schatten, den du uns gespend't hast, und für jedes Apferl — dank i dir. (Sich umsehend) Hab viel Freud ghabt in dem Haus — viel Freud und viel Ehr — i dank für Alles. Bhüat Gott! (Nach dem Kreuze zeigend) Und jeß no amol zu ihm, (innig) zu dem i mi gflücht hab in jeder Noth, und dem i dankt hab für jede glückliche Stund. (Geht zum Kreuze, kniet sich auf den Betschemel. Alt Urberl folgt ihr zum Kreuze mit gefalteten Händen, kniet neben ihr auf den Betschemel. Gruppe der Knechte und Mägde. Die Knechte nehmen die Kopfbedeckung ab. Altmüllerin langsam, laut und innig:) Vergib, o Herr! was i gfehlt hab. — Schenk uns Deinen Schutz bis zur letzten Stund. — Laß mir koan Feind nachreden, so wie i koan Menschen Feind bin auf der Welt. (Macht ein Kreuzzeichen, steht auf.)

Alt Urberl (spricht mit zitternder Stimme): Amen! Amen! (Steht auf.)

XII. Scene.

(Lenzbauer. Vorige.)

Lenzbauer (der zu Ende der früheren Scene gekommen und hinter dem Zaune stehen geblieben, tritt durch das Zaunthor ein. Er ist gleichfalls sonntäglich gekleidet und trägt in einer Hand einen vollen Krug. Freundlich zur Altmüllerin): Ja Muatter! Auf dö Weis sein wir Zwa hiazt a guat Freund!

Altmüllerin: Zum Dunner! Is der Unguat schon wieder da.

Lenzbauer (lächelnd): No, is die Alt Urberlin mir vielleicht no bös?

Altmüllerin: Guat schon nöt.

Lenzbauer: Ja, dös wär schön! Du Sakra! Da hätt d alt Muatter unsern Herrgott hiazt ins Gsicht glogen.

Alt Urberl: Ja, Alte, hörst! Da hat er recht.

Lenzbauer: Also guat sein — die Hand her. (Hält seine Hand hin)

Altmüllerin: Dir muaß ma rein thuan, was Du willst. (Gibt ihm die Hand.)

Lenzbauer: Auf guat Freundschaft immer (schüttelt ihre Hand), und weil a trockenes Jahr im Gebirg nie fruchtet, hab i oan Abschiedstrunk mitgebracht. (Ruft) Weibsleut! Krüg und Gläser! (Mägde laufen rasch ins Haus, kommen mit kleinen Krügen zurück, die sie mit Wein füllen lassen.)

Jungurberl: I laß mi a nit spottn, i hol a oan Wein. (Geht ab ins Haus und kommt bald mit einem vollen Krug zurück.)

Lenzbauer: A trockner Abschied is sei Lebtag nit viel wert. (Nimmt ein Krügel und schenkt ein, gibt dann den großen Krug der Everl) Dirndl! Schenk ein. (Eva schenkt Wein in die kleinen Krüge. Lenzbauer, sein Krügel hochhaltend:) Wer s Alter nit ehrt, is das Alt-werden nit wert! Den ersten Trunk, i bring ihm den braven alten Urberl-Leuten! Gsundheit! (Trinkt.)

Alle: Hoch!

Lenzbauer (gibt der Altmüllerin das Krügel): Urberl-Muatter, thuts mir Bescheid.

Altmüllerin: I dank für d Ehr. (Trinkt ein wenig, setzt dann aus.)

Lenzbauer: Urberl-Vater, Ihr a. (Gibt ihm ein Krügel.)

Alt Urberl: Auf Aller Wohl. (Trinkt.)

Lenzbauer (freundlich zur Altmüllerin): Nix da — austrinken! Austrinken!

Altmüllerin (freundlich lächelnd): Du Sakra! (Trinkt.)

Lenzbauer (gibt Everl ein Krügel): Und Du magst nit trinken auf unser Glück?

Eva (nimmt das Krügel): I bring Dirs! (Stoßt mit Lenzbauer an und trinkt.)

Lenzbauer (stößt an, herzlich): Auf Liab und Treu! (Trinkt.)

(Jungurberl und Brigitta stoßen mit den alten Leuten an.)

Jungurberl: Vater! Muatter! Gsundheit!

Alt Urberl (stößt an): Glück und Segen in Haus und Stall! (Trinkt.)

Altmüllerin (stößt mit dem jungen Ehepaare an, trinkt, erhebt dann ihr Krügel): Und allen braven Deanstleuten, die mit uns fleißig gwerkt habn — i — i — bring Enks — und Knecht — und Dirn (stockt) und — Alle mitnand (stottert) Gsund — Gsund — Gsundheit. (Trinkt.)

Alle rufen: Hoch! Hoch!

Altmüllerin (setzt ab, trippelt etwas wankend zu Alt Urberl, hält sich an ihn an): Ui je — Ui je — Du Maraunkerl! I bin ganz dummli — (Lacht.)

Alt Urberl (freundlich lachend): Hast a Räuscherl? A kloans Räuscherl?

Altmüllerin: I moan an Freudenrausch, oan Freudenrausch über d viele Ehr.

Lenzbauer: A Räuscherl hat d Muatter? So — so? Schau Sakra! Dös freut mi — dann kann i keck um d Everl anhalten.

Altmüllerin: Du bist a abdrahter Mensch. (Lacht verschämt.)

Lenzbauer: Aber dös sog i glei, i nimm d Everl, i nimms nur unter oaner Bedingung.

Altmüllerin: So, dös a no!

Lenzbauer: 's Dirndl is jung. Sie muaß a Lehrmasterin haben, und wer war a tüchtigere Bäurin wie die Urberl-Muatter, drum sog i: Die Alturberl-Leut müassn mit auf mein Hof. I thu s nit anders.

Alt Urberl: Alte, nimm dös Anbot an, es wird uns guat gehn.

Lenzbauer: Also, Muatter, ja oder na?

Altmüllerin (freundlich): Bist a vasuachta Mensch! Was Du willst, muaß gschehen. No ja, i geh!

Lenzbauer: So is s recht. Mei Wagen fahrt schon aufer über d Höh. Nix Grabenkeuschen, zu mir auf mein Hof, in vierzehn Tagen is Hochzeit. (Ab hinter die Tenne. Alt Urberl, Everl und Altmüllerin ab hinter die Tenne.)

XIII. Scene.

(Dorfkramer. Vorige.)

Dorfkramer (mit beiden Päcken wie früher, kommt aus dem Hause, sieht um sich): Die Stund is aus. — I suach — i suach — es is Neamd im Haus.

Gidy (kommt vor): Was will denn der Dorfkramer?

Dorfkramer: I — i hab fragen wolln, obs mögli war?

Gidy: A! mit der Everl!

Dorfkramer: Ja, mit der Everl. Mit meiner Everl!

Gidy (lächelnd): Mei liaber Dorfkramer — mit der Everl wirds neama mögli sein —

Dorfkramer (ganz verzagt): Ja wie denn nit — ja warum denn nöt? Bin i vielleicht z spat kumma?

Gidy: Ja, ja! Just um a Viertlstund z spat. Grad is sie dem Lenzbauer zugsprochen wordn.

Dorfkramer: Dem Lenzbauer! Auweh! — Auweh! — (Fast weinend) Der Lenzbauer is a Satan, a Satan!

Letzte Scene.

(Ein mit zwei Pferden bespannter, mit Tannenreis und Bändern gezierter Leiterwagen fährt vor. Lenzbauer sitzt auf dem Sattelpferd, Eva auf dem vorderen Sitz. Altmüllerin und Alt Urberl auf dem zweiten Sitz.)

Altmüllerin (freundlich winkend): Bhüat Gott! Bhüat Gott!

(Alle winken, der Wagen fährt langsam ab. — Die Musik im Orchester spielt steirische Weisen.)

(Vorhang fällt.)

Ein Landpfarrer.

Erzählung von K. G. Herloß.

(Schluß.)

Nachdem die Mahlzeit beendigt und im Garten der Kaffee getrunken war, lud mich der Pfarrer zur Wiederholung des gestrigen Spazierganges ein.

„Es ist mein liebster Weg, die Wasserfälle hinauf, in dem grünen Schatten," sagte er, „und zweimal darf ich meine Fischlein nicht vernachlässigen." —

„Es hat sich ein anderer Samaritaner, oder vielmehr eine Samaritanerin gefunden," bemerkte ich, „die im Unterlassungsfalle für Sie eintritt." — Ich schilderte ihm mein Zusammentreffen mit dem interessanten Mädchen am Teiche, schilderte ihre Erscheinung und fragte nach ihren Verhältnissen.

„Das ist ohne Zweifel Helene," entgegnete er, „es freut mich, daß sie an meiner Liebhaberei Geschmack gefunden hat, oder vielmehr, daß es sie von selbst zu den schönen sanften

Thieren getrieben." — Er gieng in die Speisekammer, ließ sich die Taschen mit Brodstücken füllen und wir brachen auf.

Als wir den Garten verlassen und ein darangrenzendes Stück Wiese überschritten hatten und eben in das Dunkel einer Birkengruppe traten, die den Fuß des Hügels umgränzte, kam uns von oben, den engen Fußpfad herab, mein interessantes Räthsel, Helene, entgegen.

„Gelobt sei Jesus Christus," sagte sie mit leiser Stimme und wollte dem Pfarrer die Hand küssen.

Er aber entzog ihr dieselbe und legte sie sanft auf ihre Schulter, indem er sagte: „Amen, meine liebe Helene! Wie geht es Ihnen? — Hier," auf mich deutend, „ein lieber Freund, Freund meines Huber, den ja auch Sie verehren. Er hat mir schon von Ihnen erzählt; Sie wollen mir ja die Liebe mein er Fischlein abspenstig machen; darüber könnte ich wohl eifersüchtig werden."

„Euer Hochwürden nennen mich wieder »Sie«," sprach sie und schlug den schönen Blick zu ihm empor, — matter Purpur überflog ihre Wangen.

„Ja, Helenchen!" versetzte der Pfarrer, „mit dem »Du« will es nun einmal nicht mehr gehen; bedenken Sie die lange Zeit, welche Sie in der Stadt waren, — und als Sie wieder kamen, sind Sie meinem Herzen nicht, aber meinen Augen fast fremd geworden. Sie sind mir aber gleich werth geblieben, wie damals als Kind. — — Helene," sagte er nach einer kurzen Pause, indem er ihre Hand faßte, „mein frommes Beichtkind, — Sie brauchen sich vor meinem Freunde nicht zu scheuen —: wie steht es sonst? Der Vater hat mit mir wieder gesprochen, hat mir wieder seine Sorge geklagt. Wie ist es, haben Sie sich noch nicht entschieden?"

Sie senkte Haupt und Blick und seufzte, fast unerhörbar: „Nein!" —

„Und warum abermals?" fragte der Pfarrer, „ich habe schon so oft nach dem Warum gefragt, ohne den Grund erfahren zu können. Und der Vater sagt, der Letzte, den er Ihnen zum Gatten vorgeschlagen, der junge Kaufmann, sei ein achtungswerter Mann, von angenehmem Aeußeren und liebenswürdigem Betragen. — Sie haben auch diesen Bewerber zurückgewiesen. Ihr Bedenken, sich vom Vater trennen zu müssen, fällt weg, da der Vater, wie er sagt, mit Ihnen ziehen will."

„Ich kann nicht," sagte sie und ihr Busen hob sich angstvoll.

„Sie lieben den Mann auch nicht, wollen Sie sagen, aber Sie haben sich ja weder Zeit genommen, ihn kennen, noch ihn lieben zu lernen. Ja, ohne ihn gesehen zu haben, meinte der Vater, waren Sie schon gegen diese Verbindung eingenommen. — Ich kann es nicht denken, daß ein so schönes, junges, frommes und gebildetes Mädchen wünschen sollte, ehelos zu bleiben, daß der Stand einer alten Jungfrau — der übrigens in seiner bitteren Enttäuschung und Entsagung etwas ganz Rührendes und Ehrwürdiges aufweist — schon jetzt für Sie Reiz haben sollte."

Sie schwieg — ihr Athem flog, Thränen quollen aus den festgeschlossenen Wimpern. — Ich trat bescheiden zur Seite.

„Es wäre grausam," fuhr der Pfarrer milde fort, „ein so schönes Herz, wie das Ihrige, zwingen zu wollen, zumal zu der Liebe, die ungerufen aus der Seele quellen muß. Doch könnte Ihr weicher, frommer Sinn wohl auch etwas für den Vater thun, der sein einziges, geliebtes Kind vermählt wissen möchte."

Helene athmete jetzt tief auf, sie sprach mit festem Tone: „Werde ich denn den Vater mehr lieben können, wenn noch ein anderes Wesen sich in diese Liebe theilt, wenn es ein Recht auf dieselbe hat und sie beansprucht?"

„Gewiß nicht," warf der Geistliche

ein, „diese Liebe zum Vater ist äußerst rührend, ist verehrungswürdig. Sollte sie denn die Liebe eines Gatten, die Liebe zum Gatten beeinträchtigen können? Und Ihr Vater wird der Zukunft beruhigter entgegensehen, weiß er Sie, wenn er dereinst nicht mehr ist, im Schutze eines redlichen, treuen und sorgsamen Gatten."

„Aber was fehlt mir denn, Hochwürdiger?" sagte sie ablenkend und einen Moment die Augen wieder aufschlagend, „jetzt, wie ich so bin, freu' ich mich nicht des Daseins, liebe ich nicht die Welt und ihren Schöpfer, besitze ich nicht die Zuneigung meines Vaters und anderer guter Menschen? Ich übe meine kleinen Pflichten getreulich, ich würde schwere eben so tragen, hätte sie mir das Geschick auferlegt. Mein Inneres zerreißen keine Wünsche der Ehrsucht, des Mißmuthes, der ungebändigten Leidenschaft. In der Natur finde ich mein Glück, meine Freude, meinen Frieden. Soll ich mich aus all diesen Zuständen herausreißen, um in eine fremde Zukunftswelt zu treten, ohne daß mich das Innere dazu treibt? — Das Alles habe ich dem Vater gesagt, er begreift es, er erkennt es auch an, doch läßt ihn seine übertriebene Sorgfalt für das, was er meine Versorgung nennt, immer wieder auf die alten Pläne zurückkommen. — O, lassen Sie mich, Hochwürdiger! noch jetzt ohne Zukunft sein, wie die Blume dort, die ja auch nicht weiß, daß sie dort verwelken muß." Dies Alles sprach das Mädchen mit tiefer Innigkeit, mit gewähltem Ausdruck, doch ohne alle Affectation, als spräche etwa aus ihr der Widerhall einer höheren Bildung oder ausgewählten Lectüre.

„Ich weiß es, Helene," entgegnete lächelnd der Pfarrer, „Sie sind ein mehr philosophischer Kopf, als ich, und streite ich mich mit Ihnen, bleiben Sie stets Siegerin. — Freilich, so schnell wie jene Blume sollten Sie nicht verblühen wollen; doch was Sie im Innern tragen, wird nie verwelken. — Daß Sie der Vater nicht zwingt, gestehen Sie selbst und daß Sie — bis jetzt noch nicht, noch einmal gesagt: bis jetzt noch nicht! seinen Lieblingswunsch zu erfüllen vermögen, darüber müssen wir ihn zu beruhigen trachten. Er hegte im Stillen die Besorgniß, Sie sehnten sich wieder in die Stadt, oder nach etwas Besonderem in der Stadt, und wollten, aus Schonung gegen ihn, Ihren Wunsch nicht laut werden lassen."

„Um keinen Preis," rief sie, „möchte ich wieder in die Stadt! Hier bin ich ja so glücklich, wie ich nur glücklich sein kann. Und in dem kleinen Wirkungskreise hier nütze ich auch mehr, als ich es in der Residenz vermöchte. Habe ich mich denn nicht so oft hierher gesehnt und den Vater bestürmt, mich zurückzurufen?"

„So wollen wir denn, Helene," sagte der Pfarrer, „die Zukunft Gott anheim stellen, er bringt ja unsere Wünsche und Entschließungen zum Gedeihen, wenn es sein soll. — Doch, ich habe Ihnen noch etwas Anderes zu sagen. Die Obermüllerin wird Sie zur Pathe ihres kleinen Mädchens wählen, — ich soll im Voraus ihr Fürsprecher sein. Und denken Sie, wen sie zum Gevattersmann gewählt hat? Mich! — Sie werden doch nichts dagegen haben, zumal ich weiß, daß ich Niemandem, den Sie wünschen könnten, in den Weg trete. Ich bestand auch darauf, daß das kleine Mädchen wie Sie, Helene heißen soll; das wird ihm eine gute Vorbedeutung sein. Der Kaplan aus Jenkenwald wird das Kind nächsten Sonntag taufen: halten Sie sich bereit; ich will schon galant sein und für den schönsten Blumenstrauß sorgen."

„Viel Ehre, Hochwürdiger," stotterte das Mädchen von Neuem erröthend und verneigte sich, Abschied nehmend.

„Grüßen Sie den Vater," rief der Pfarrer, ihr die Hand reichend,

„ich werde ihn in diesen Tagen besuchen. Leben Sie wohl, Helene."

Sie verbeugte sich leicht, jedoch ohne aufzusehen, in der Richtung nach mir und entfernte sich eiligen Schrittes.

Wir setzten unsern Weg fort. „Ein vortreffliches Mädchen," sprach der Pfarrer, als sie aus unserer Nähe verschwunden war, „gleich schön wie tugendhaft und eben so sinnig als sittsam; die Perle dieses Thales! — Ihre Beobachtung, mein Freund, scheint mir richtig, ich habe sie bereits selbst gemacht. Es liegt irgend ein Weh in diesem scheinbar so sonnenhellen Gemüthe, es ist eine Falte in diesem keuschen Herzen, die ich nicht zu ergründen vermag. — Ob es eine frühe Täuschung, eine unglückliche Leidenschaft? wer weiß es. Wenn ich, wie Sie denken können, den Beichtstuhl nicht mißbrauche, um Herzensgeheimnisse auszuforschen, so hat sie mir doch ohne Veranlassung stets ihr Inneres klar und offen dargelegt, nicht wie dem Priester allein, wie der Freundin, dem Vater. Und was hätte sonst diese reine Seele zu beichten, wessen sich anzuklagen!? Trotz Allem aber deutete nichts im Entferntesten auf eine Neigung, auf ein verlorenes Glück hin. — Daß sie die Hauptstadt, wohin sie der Vater ihrer Ausbildung wegen auf mehrere Jahre versetzt, gerne verlassen, ist wahr. Sie begrüßte mit unverkennbarer Freude ihren Heimatsort wieder, sie war der Frohsinn, die Heiterkeit selbst; erst später entwickelte sich dieser räthselhafte Zug in ihrem Wesen, den wir nicht zu ergründen vermögen, den wir einen sanft auflösenden Gram nennen möchten und der sich verbirgt, weil er entweder an aller Heilung verzweifelt, oder weil er einen wollüstigen Schmerz und in diesem sanfte Auflösung gewährt. — Als ich hieher kam," sagte er nach einer Weile, während wir die erste steile Anhöhe erstiegen hatten, „war sie etwa zehn oder elf Jahre alt und schon damals machte sich etwas Ernstes, ich möchte sagen Schwärmerisches in ihrem Wesen bemerkbar. Sie mied die kindischen Spiele der anderen Mädchen, lernte äußerst leicht und emsig und verkehrte gern in der Einsamkeit und mit Blumen. Damals sagten die Nachbarn schon: »Das wird eine Nonne!« zum größten Verdruß des Vaters, der einen solchen Beruf seines einzigen Kindes nicht im Entferntesten zu begünstigen geneigt wäre; deshalb auch brachte er sie in die Stadt und in das Bereich weltlicher Zerstreuungen. Aber auch später hat sich niemals bei Helene eine Neigung zum klösterlichen Leben kund gegeben, trotz ihrer unverkennbaren innigen Frömmigkeit, die neben dem Himmlischen auch das wahre Irdische hegt, denn sie ist unermüdlich in Wohlthun, wozu ihr die Mittel ihres reichen Vaters hinreichend Gelegenheit geben. Wachter ist nämlich unser größter Grundbesitzer und tauscht nicht mit dem Eigenthümer irgend einer kleinen Herrschaft weit und breit. — Eine körperliche Indisposition kann auch nicht der Grund dieses besonderen Zustandes sein; denn Helene ist gesund, sie war als Kind nie kränklich, auch weiß man aus jener Zeit keines störenden Seeleneinflusses auf das zarte Wesen sich zu erinnern. Die Mutter starb sehr früh, das Mädchen war noch zu jung, um den herben Verlust empfinden und so lange nachfühlen zu können. Ihr bisheriges Dasein hat sich ungetrübt, wie ein Maienmond, abgesponnen, große Leidenschaften haben sie nie erreicht und Bilder des Jammers und Entsetzens waren ihr stets fern geblieben. Diese Brust sollte ein klarer Spiegel sein, von keinem Wolkenschatten getrübt, von keiner Welle stürmisch aufgeregt."

Wir gelangten an den Teich, wo alsbald die Fische, ihren Wohlthäter kennend, hervorgeschwommen kamen. „Die Zeit," sagte ich, „wird wohl allein dies Räthsel lösen, oder dies geheime Weh heilen."

„Die Zeit," wiederholte der Pfarrer,

„der Uranus — Uranus — —. Man sagt: die Zeit heilt alle Wunden. — Man sollte sagen: das Vergessen. Denn es gibt keinen Tod, nur Uebergang. Es müßte die Aufgabe aller Kunst sein, den Tod freundlich zu malen, nicht um die Zaghaften und Verzweifelten zum Selbstaufgeben, zum Selbstmord zu reizen, sondern um den Fröhlichen das Dasein, die Erde nicht zu verbittern. Wer kann da freudig genießen, wenn er jeden Morgen gewärtig sein muß, zu einem düsteren Geschäft abgerufen zu werden? Das Abschiednehmen verbittert das Scheiden und raubt auch dem Wiedersehen seinen Reiz."

Wir fütterten gemeinsam die Fische, — denn der gute Priester theilte seinen Vorrath mit mir, um mich auch theilnehmen zu lassen an seinem kindlichen Werke der Barmherzigkeit —, er sprach währenddem mit ihnen, wie ein Vater mit seinen lieben, doch ungehorsamen Kindern, wie ein gutherziger Lehrer mit seinen Schülern. In seine Rolle versenkte er sich unwillkürlich so, daß er zu glauben schien, die Thiere verstünden ihn auch, horchten auf seine Lehren und Befehle.

„Die gute Helene," sagte er, als wir auf einem Umwege zurückkehrten, „sie hat mir vielleicht meine Passion abgelauscht und es hat sie getrieben, ihr Wohlthun an den Menschen auch auf die Fische auszudehnen. — Sehen Sie — wie wenig die Residenzerziehung ihr ursprüngliches Wesen angegriffen hat; sie horcht auf die Stimme der Natur, sie folgt diesen einfachen und doch so mächtigen und ewig jungen Eindrücken."

Es dunkelte schon unter den Bäumen, als wir in die Pfarrwohnung zurückkehrten, wo Babett uns am gedeckten Tische erwartete.

— — Der Pfarrer hielt schon am folgenden Tage sein Wort, das er dem „gemischten" Braut- oder vielmehr Liebespaar gegeben. Er fuhr nach Tische nach N . . . ., wo die Mutter des jungen Mannes wohnte, und kam erst am späten Abend zurück. „Ich habe," sagte er, als er in die Stube trat, zu mir, „einen ziemlich glücklichen Erfolg errungen. Mit meinem Herrn Amtsbruder wurde mir die Transaction — so möchte ich einmal diplomatisch diese Verhandlung nennen — ziemlich leicht: er ist tolerant, gutherzig und vorurtheilsfrei. Ich habe wenigstens gewonnen, daß er nicht gegen den Frieden wirken und die alte Frau in ihrer Aufsässigkeit nicht bestärken wird. — Mit dieser selbst wurde mir das Geschäft freilich schwerer; aber je zäher in dieser Beziehung die Natur, um desto ausdauernder werde ich. — Wer nicht zum Versöhnen geneigt ist, dem setze ich am meisten zu, bis ich seinen Widerstand gebrochen. — Nach einem Gespräch, das über drei Stunden dauerte, meinte denn die alte Frau in Beziehung auf das Liebespaar: »Nach meinem Tode mögen sie thun, was sie wollen; dann habe ich oben nichts zu verantworten. Aber so lange ich lebe — keine lutherische Trauung. — Lieber mögen sie so leben und Gott mag es ihnen verzeihen. — Ich werde ihnen darüber keine Vorwürfe machen, der Sohn soll kein böses Wort von mir hören und seine — Braut keinen unfreundlichen Blick von mir bekommen, nur dürfen sie davon nicht reden, — und dann ziehen sie ja fort von mir, und es gibt hier im Orte kein Aergernis. Mag es ihnen Gott vergeben.« — — „Was die Menschen selbst nicht vergeben wollen," fügte der Pfarrer lächelnd diesem Berichte bei, „das, sagen Sie, soll Gott verzeihen, als wenn der Herrgott nur immer zum Vergeben da wäre. Doch verließ ich die alte Frau, die übrigens große Stücke auf mich zu halten scheint, sehr beruhigt und versöhnlich; sie wird ihr Wort halten und nächstens auch zur Octave unseres Schutzheiligen herüberkommen und beichten und von

mir das Sacrament empfangen. Das hat sie sich besonders ausgebeten."

Schon zwei Tage darnach schien die Vermittlung des frommen Hirten Früchte getragen zu haben, denn wieder erschien das junge Paar, dankte ihm innigst für sein segensreiches Einschreiten und brachte Gaben für die Hauswirtschaft, die der Pfarrer, ohne sie zu kränken, nicht ablehnen durfte, nachdem er wiederholt das Geldgeschenk zurückgewiesen.

* * *

Am Sonntage fand die Taufe des Müllerkindes statt. Wir begaben uns in das Oberdorf in die wohlbehäbig eingerichtete und festlich geschmückte Mühlwohnung. Die Wöchnerin war ein junges, derbes, frisches und heiteres Weib, der Müller selbst erschien mir ein gutmüthiger, etwas unbeholfener Bursche, der ohne herbe Resignation der Frau das Hausregiment überlassen hatte. Er bediente uns und die Gäste, wie sie, mit gleicher Aufmerksamkeit und Unterwürfigkeit. Dieser „abgemachte Zustand" schien beiden Theilen: Mann und Frau, zu behagen und so herrschte Frieden und wechselseitiges Einverständnis.

Schon am frühen Morgen hatte der Pfarrer seiner Gevatterin den versprochenen Blumenstrauß, mit dem sie sich schmücken sollte, zugesendet. Er hatte die Blumen in seinem Garten selbst gewählt und gepflückt. Der Kaplan, der heute das Kind taufte, las diesmal auch für ihn die Messe. Es war auch ein junger hübscher Förster aus der Nachbarschaft zur Kindtaufe eingeladen. Helene schien demselben vor Allen die meiste Aufmerksamkeit zu schenken. Sie lachte mehrmals mit ihm, sie horchte seinen Scherzreden, gieng auf seine Neckereien ein und schien durch seine lebensfrische Heiterkeit angenehm angeregt. Ein paarmal überraschte ich sie, wie sie verstohlen, fast ängstlich den Pfarrer anblickte; dann durchzuckte es sie, eine Wolke flog über den Spiegel ihrer Stirn. Sein Anblick mochte ein geliebtes Bild schmerzhafter Erinnerung in ihr wieder auffrischen. Indessen besaß sie Selbstbeherrschung genug, um sich einem minder aufmerksamen Beobachter zu verrathen. — Es ist bekannt, daß die Honoratioren unter den Landbewohnern in katholischen Gegenden mit ihrem Seelsorger in der Regel auf freundschaftlichem Fuße stehen und sich in geselligen Kreisen wechselseitig manchen gutgemeinten Scherz erlauben. Deshalb wird es nicht auffallen, wenn wir erwähnen, daß der Jäger auf dem Gipfel seiner Heiterkeit den hochwürdigen Herrn fragte, ob er seiner Mitgevatterin schon den üblichen Gevatterkuß gegeben; dieser alte Gebrauch müsse in Ehren gehalten werden. — Das Mädchen erröthete bei dieser Frage zu Purpur, sie warf dem Jäger einen seltsamen Blick zu. Ich weiß nicht, war dieser Blick um Schonung flehend, oder vorwurfsvoll; mir schien er ein gewisses Verständnis vorauszusetzen. Der Pfarrer, der an der Seite der Müllerin, Helenen gegenüber saß, erhob sich und küßte das glühende Mädchen auf die Stirn. Sie zitterte. Mochte sie noch nicht, oder niemals noch vor Zeugen geküßt worden sein? Der Förster wollte diesen Stirnkuß des Hochwürdigen nicht ausreichend finden, aber Helene entzog sich bald dem frohen Gelächter und lauten Bravo. Sie verschwand vom Tische. Bald darnach wurde die Tafel aufgehoben und wir sollten in einem kühlen hellen Vorgemache, das zur eigentlichen Mühle führte, den Kaffee einnehmen.

Ich suchte Helene auf, ich wollte sie auf irgend eine Art zum Reden bringen. Endlich fand ich sie im Garten, in einer Laube, am brausenden Mühlbach. Ungehört nahte ich ihr vom Rücken durch das hohe Gras. Ich fand sie leise weinend. — Ebenso leise und unbemerkt kehrte ich wieder zur Gesellschaft zurück. — Das seltsame Mädchen! Was konnte sie heute inmitten

dieser allgemeinen Fröhlichkeit verletzt haben? Der Scherz des Försters? Auf dessen Neckereien war sie doch eingegangen. — Der Kuß des Pfarrers? Wir wußten ja, daß sie den würdigen Mann verehrte wie Jedermann ihn ehrte. Nun verzweifelte ich, hinter das Geheimnis, hinter den räthselhaften Schleier dieses Mädchencharakters zu kommen.

Des Abends nach dem Segen erschien die Musik. — Helene, obgleich mehrfach aufgefordert, tanzte nicht. Selbst der Förster erhielt eine Ablehnung. Sie sagte, schon in der Stadt habe ihr der Arzt den Tanz als für ihre Gesundheit höchst gefährlich untersagt. Während die Gäste sich beim Klange der gellenden Instrumente und dem obligaten Mühlgeklapper lustig drehten, auch ich der Aufforderung der Müllerin und dann noch einiger jungen hübschen Mädchen gehorchen mußte, war Helene bald hier, bald dort beschäftigt. Sie sprach kurze Zeit leise mit dem Pfarrer, lächelte mit dem Jägersmann, sie richtete auch einige Fragen an mich, nach dem Ziel und Zweck meiner Reise, sie beschäftigte sich auch mit den anderen Mädchen oder mit den größeren Kindern der Müllerin; überall gab sich ihr sanftes, elegisches, bescheidenes und herzgewinnendes Wesen kund. Nichts an ihr, wie gesagt, verrieth Unlust, Theilnahmslosigkeit oder ein tiefes, ausgeprägtes Seelenleiden. — Vielleicht war ihr Schmerz nur wie ein sanfter Tropfen, der nach und nach das junge Herz aushöhlte, bis es leise zusammenbrach.

Und der Pfarrer!? Der blieb sich in seiner Gemüthlichkeit, seiner priesterlichen Würde, seiner edlen Herzensruhe ganz gleich: liebevoll gegen Alle und besonders zärtlich gegen die Kinder, die mit einer unendlichen Vertraulichkeit und frommen Scheu an ihm hingen.

Spät des Abends brachen wir auf. Erst wurde der Gevatterin das Geleit gegeben — Musik voran — unter Zulauf und Zujauchzen sämmtlicher Dorfjugend. An ihrem Hause verließen wir sie; sie reichte uns Allen die Hand, dankte mit sanfter Stimme für die bewiesene Ehre und sagte uns gute Nacht. — Hierauf erhielt der Pfarrer seine Serenade bis an seine Wohnung — wo auch der Förster, der noch auf sein eine Stunde weit im Gebirge liegendes Forsthaus reiten mußte, uns verließ.

* * *

Die Nacht war lau, ich öffnete das Fenster, um Kühlung hereinströmen zu lassen, der Mond versank eben hinter der Fichtenwand des jenseitigen Berges. Ich hatte das Licht ausgelöscht, mein Lager gesucht, und war im Begriff zu entschlummern — da hörte ich von außen am Hause Geräusch, unterdrücktes Geflüster, es war, als rüttelte man an den Spalieren und versuchte daran empor zu klimmen. Unter mir im Hause selbst Alles todtenstill, der Pfarrer längst zu Bette, auch die Dienerschaft hatte ohne Zweifel die Ruhe gesucht und lag im festen Schlafe. — Anfangs glaubte ich zu träumen; — ich horchte aufmerksamer, ich vernahm das Rieseln des Springbrunnens, das Brausen des fernen Wasserfalles, das Getöse der untern Mühle; aber deutlich jenes Gespräch in nächster Nähe, jenes Stimmgeflüster, das auf ein Einverständnis und ein Unternehmen hinzuzielen schien. Sollten Diebe es versuchen einzusteigen, hier rauben wollen, — beim braven Pfarrer rauben? Das wäre ja abscheulich!

Ich sprang mit gleichen Füßen aus dem Bette, ergriff im Finstern mein geladenes Pistol, das auf dem Waschtisch lag, und war mit einem Satze am offenen Fenster. „Wer ist da!?“ rief ich mit einer Stimme, die gewiß geeignet war, Furcht einzuflößen. — „Um Gotteswillen!“ sprach es gedämpft und gleichzeitig von mehreren

Personen zu mir herauf, „verrathen Sie uns nicht. Wir sind keine Diebe, wir sind ja gute Freunde aus dem Orte. — Wir wollen dem Herrn Pfarrer sein ganzes Haus mit Blumenkränzen heimlich behängen, um ihm eine Freude zu machen, und weil halt morgen sein Namenstag ist."

Und wirklich sah ich nun trotz der Dunkelheit, die Haufen von Guirlanden, welche auf der Erde lagen und eine Gruppe von etwa zehn bis zwölf Burschen und Mädchen dabei, von welchen ein Paar Leitern angelegt hatten. „Der Herr darf ja," sagte ein Mann, der bereits auf den Sprossen dicht zu mir gelangt war, „nichts davon erfahren, sonst wär' ihm ja die Freud' verdorben und dann halt auch uns." — „Kann ich Euch helfen?" erwiderte ich leise und entfernte die drohende Waffe, „für Euern guten Pfarrer thu' ich Alles." — „Wenn Sie die Gnad' haben wollten und bleiben da stehen und binden die Stricke hier ans Fensterkreuz, daß wir die Kränz' hinaufwinden können."

Ich stand ihnen willfährig bei und nachdem sie ihr Geschäft auf meiner Seite des Hauses beendigt und zu den übrigen ans Werk schritten, wo ich ihnen weiter nicht behilflich sein konnte, wünschte ich ihnen eine gute Nacht und suchte das verlassene Lager wieder. Aber bis zum lichten Morgen hörte ich die leisen Regungen ihres Bienenfleißes.

Wie es sich unten im Hause zu regen anfieng, war auch ich in den Kleidern, denn ich wollte einer der Ersten mit sein, meinem edlen Gastfreunde zu gratulieren, und seine Freude und Ueberraschung zu theilen.

Schon im Hause beglückwünschten ihn Babett und die Mägde. Als er, seiner Gewohnheit nach, leise ein Gebet murmelnd in den Garten trat, erwartete ich ihn und er unterbrach meine wenigen ehrerbietigen Worte, indem er mich liebevoll in seine Arme schloß. — Doch wie groß war seine Ueberraschung, als er sich gegen das Haus kehrte und dasselbe buchstäblich bis an die Schornsteine in Guirlanden und bunte Kränze eingehüllt erblickte! Es war das erstemal, daß man ihm diese poetische Huldigung in einem so großen Maßstabe dargebracht hatte. „J, wer hat mir denn das gethan!" rief der Erstaunte mit feuchten Augen und gefalteten Händen.

„Wer anders," entgegnete ich, „als Ihre lieben Kirchkinder, ich war Zeuge, wie sie heute Nacht hindurch bis zum Sonnenaufgang an dieser Ueberraschung arbeiteten. Es ist doch herrlich, so geliebt zu werden." —

„Ja, Freund," sagte er, meine Hand pressend, „es sind halt herrliche gute Leute, die man lieb haben muß, und das Leben selbst im beschränktesten Kreise ist an einzelnen Momenten so freudenreich, daß man Gott nicht genug für sein Dasein danken kann und die Erde lieb haben muß und das Leben."

Es währte nicht lange, und zur Gartenthür herein wogte ein Festeszug, von Musik geleitet; die Schulkinder, alle sauber herausgeputzt, den Lehrer an der Spitze voran, Jedes einen Blumenstrauß in der Hand, dann die Gemeindevertreter, welchen der greise Richter folgte. Diesen Allen schloß sich ein unabsehbarer bunter Haufen der Dorfbewohner an, dessen Menge mich glauben machte, es sei heute keine Seele zu Hause geblieben, ausgenommen die Kranken und Siechen; aber selbst die Spittelweiber und versorgten Alten aus dem Armenhause hatten sich angeschlossen. Zwischen den Beeten und Bäumen, auf dem Vorplatz des Hauses und an den beiden Seitengängen drängte sich Kopf an Kopf.

Ich stand hinter dem Pfarrer in der Thüre, wo er auf der obersten Stufe Platz genommen. — Der alte Schulze trat nun mit einem riesigen Blumenstrauße vor und sprach schlichte, herzliche Worte zum Gefeierten, während

dem alten Manne die Thränen der Rührung über die gefurchten Wangen rollten. Er schloß mit dem Wunsche, der gute Pfarrer möge diesen Tag noch lange, recht lange, ja noch hundertmal erleben. — „Ja, noch hundert Jahre!“ stimmte Alles im Chorus ein und die Musik ließ einen gewaltigen Tusch ertönen.

Der Pfarrer war fast keines Wortes mächtig. Tief bewegt brachte er nur die Worte hervor: „Ihr guten herrlichen Leut', das verdien' ich ja Alles nicht; aber wenn Ihr's wünscht und wenn der liebe Gott es zuläßt, so bleib' ich meinetwegen bei Euch bis ans Ende der Welt!“

Jetzt mußten die Alten ins Haus treten, die Kinder sich im Grase lagern, und Babett und die Mägde auftragen, was Speisekammer und Keller zu liefern vermochten. — Und als der Pfarrers später zur Messe in die Kirche gieng, folgte ihm der ganze Zug dahin. — Daselbst fand er nun den Hauptaltar festlich geschmückt, Schullehrer und Organist hatten mit den Kindern theils, theils mit Erwachsenen aus dem Dorfe eine Missa eingeübt, die sich unter den gegebenen Umständen wohl anhören ließ. Der Gefeierte selbst sang heute gewiß aus tiefster Seele: Te Deum laudamus.

In der dichtgedrängten Kirche bemerkte ich wohl auch Helenen, aber des Morgens im Festzuge hatte ich sie trotz des eifrigsten Umherspähens nicht aufzufinden vermocht. Wie ich später erfuhr, war die so poetische und verschwenderische Ausschmückung des Pfarrhauses von ihr ausgegangen, der Pfarrer selbst erfuhr es wahrscheinlich niemals, denn Niemand verrieth das sinnige Mädchen, welches die jungen Leute für seine schöne Idee gewonnen hatte.

Nach beendigtem Gottesdienste unternahm der Pfarrer heute keine Besuche, sondern nur in meiner und der Gemeindevorsteher Begleitung einen kurzen Spaziergang, denn er wußte, daß ihn zu Hause eine neue Schaar Gratulanten erwarte. In der That hatten wir kaum das Pfarrhaus wieder erreicht, so erschienen die hübschesten und wohlhabendsten jungen Mädchen des Orts, wenn ich mich so ausdrücken darf: die Töchter der Honoratioren, sämmtlich weiß gekleidet, Rosensträußen an der Brust, Kränze im Haar und an ihrer Spitze Helene, die im Namen Aller einige herzliche Worte an ihn richtete und ihm eine schön in Gold gestickte Stola überreichte. Dieser fügte nun jedes der Mädchen ein Geschenk hinzu, das Erzeugnis ihrer Hände, wie es eben für seinen kirchlichen und Hausgebrauch passend erschien. — Es war reizend anzusehen, wie dieser junge blühende Kreis, und es gab schöne Gesichter, herrliche Gestalten, die keine plumpe Bauerntracht entstellte, darunter, — den freudestrahlenden Mann umstand und wie jedes Auge an dem seinen, jedes Ohr an seinen Lippen hieng. — O ich war an diesem Tage stolz auf diesen Mann und seine Freundschaft, ich beneidete ihn um diesen Reichthum von Liebe.

Nachdem sich auch die Mädchen entfernt, erschienen zur Mittagszeit sämmtliche „Veite“ des Orts: Kleine und Große, Junge und Alte, Gering und Vornehm, selbst Kinder nicht ausgenommen. Sie Alle waren an diesem Tage des Pfarrers Gäste. Es waren derselben an dreißig an der Zahl, ihr Betragen gleichmäßig gesittet und gegen den Pfarrer respectvoll, er gegen Alle gleich liebreich. Wegen der großen Anzahl dieser „Veite“ mußte das Essen im Garten an einer langen Tafel stattfinden; das Mahl war so von Herzlichkeit und Biedersinn gewürzt, daß ich mich, mit Babett wahrscheinlich zugleich, ordentlich ärgerte, nicht auch ein „Veit“ zu sein, um gleiche Freude empfinden und geben zu können.

In der heitersten Stimmung wurde der Rest des Tages zugebracht, nur mich beschlich zuweilen eine Wehmuth,

die des Scheidens; denn der folgende Morgen mahnte zum Aufbruch.

Und dieser Morgen kam. Ich schied mit tiefer Bewegung von meinem edlen Gastfreunde, denn ich mußte mir gestehen, daß in so kurzer Zeit noch kein Mensch solch tiefen Eindruck auf mich gemacht und mein innerstes Wesen so bleibend an seine Person gefesselt habe. Es ward noch am Abend ausgemacht und fest beschlossen, daß ich ihn im Herbst auf der Rückreise wieder besuchen und dann länger bei ihm verweilen sollte. — Auch von Babett nahm ich herzlichen Abschied.

Am frühen Morgen geleitete mich der Pfarrer selbst zu Fuße an jene Stelle, wo ich so seltsam seine Bekanntschaft gemacht und bis wohin der Wagen vorausgefahren war, der mich aufwärts nach B*** bringen sollte, wo ich das Dampfschiff abwarten mußte. — Ich warf noch der herrlichen Natur ringsum einige Scheideblicke zu, bestellte einen Gruß an das seltene Mädchen, und als an der Straße der Wagen hielt, vor uns die gewaltige Donau die blauen Fluten wälzte, wir uns zum letztenmal im Arme lagen, rief ich begeistert:

„Auf Wiedersehen! Beim Flußgott hier sei es geschworen!“

„Ja,“ wiederholte der Pfarrer, „beim Geiste dieses so gewaltigen und wohlthätigen Stromes, wir sehen uns wieder!“

Ich riß mich los, eilte in den Wagen, schwenkte den Hut und flog die Straße hinauf. Ich wußte damals nicht, warum mir die Thränen noch lange aus den Augen quollen.

* * *

Ich durchpilgerte einen Theil Deutschlands und der Schweiz, zog eine Strecke den Rhein hinab, — darüber kam der Herbst und mahnte an die Heimkehr und an den versprochenen Besuch bei dem edlen Pfarrer Sander.

Diesmal gieng es die Donau abwärts. Im wundersamen bunten Farbenschmucke prangte rings die Natur, in diesen hellen und silbernebligen Lichtern und Tinten, mit diesem mattblauen Himmel, kurzen Abenden und hellen Sternennächten, dieser kühlen und weitdurchsichtigen Luft. Die Rückkehr der schaffenden Natur zur äußeren Ruhe stimmte mich diesmal ernster als sonst, fast möchte ich sagen wehmuthsvoll und mißmuthig. Als ich aber die bekannten Berge wieder sah, die Schlösser und Burgen im hellen Sonnenlicht, die Flecken und Dörfer zwischen dem reifenden Rebgelände und vor Allem den herrlichen Thaleinschnitt, wo ich so glückliche Tage erlebt, da hob sich meine Brust wieder im freudigen Vorgefühl des Wiedersehens.

Für meine Hast zu langsam trug mich das brausende Fahrzeug, mir war, als müßte ich schneller, früher anlagen, um noch etwas zu erleben oder gar zu verhindern. — Endlich landete ich, ein Träger folgte mir mit meinem gesammten Reisegepäck, denn es war diesmal auf ein längeres Verweilen in dem theuern Orte abgesehen. Ich rannte eilig voraus, daß mir der Belastete trotz seiner herkulischen Gestalt kaum zu folgen vermochte. — Auf dem bekannten Kieswege, der aber seitdem glatt getreten und glatt gefahren war, begegnete mir ein winzigkleiner Dorfjunge. „Was macht der Pfarrer?“ fragte ich ihn.

Das Kind glotzte mich eine Weile an, dann füllten sich seine Augen mit Thränen und es sagte: „Der ist weg!“ — „Hierauf verschwand er schnell in der Kirschanlage.

Ich glaubte, der Knabe habe mich nicht recht verstanden; denn was konnte den Pfarrer zu irgend einer Versetzung bewogen und gezwungen haben; dennoch aber legte sich eine schwere Beklommenheit über meine Brust und ich beflügelte meine Schritte. Ich flog durch den Pfarrgarten, trat

ins Haus. Nach einer Weile kam mir Babett aus dem Hintergrund entgegen — im Traueranzug. „Um des barmherzigen Himmels willen!“ rief ich, „Babett, was ist geschehen?“ — Wie sie mich erkannte, sank sie lautschreiend und weinend in meine Arme, ich brachte sie aufs Sopha, sie schluchzte, war keines Wortes mächtig. Auch die ältere Dienstmagd trat jetzt herein und verbarg ihre weinenden Augen mit der Schürze. — Wie oft mußte ich meine unglückselige Frage wiederholen!

Endlich erfuhr ich aus den abgerissenen Erzählungen Beider folgende Trauerbotschaft. Vor fünf Tagen, schon in später Nachtzeit, wo ein heftiger Sturm wehte, erscholl von der Donau vielstimmiger, entsetzlicher Hilferuf, der bis ins Dorf drang. Der Pfarrer ließ sofort, wie das für solche Fälle üblich war, das Nothglöcklein läuten, junge Bursche und kräftige Männer versahen sich mit Stangen, Ankerhaken und Tauen und flogen, den Priester an der Spitze, an den Ort der Gefahr. — Es war eine finstere, grauenvolle Nacht, die nur undeutlich das Schreckbild erkennen ließ. Der Sturm hatte ein schweres Holzschiff vom Anker losgerissen und dasselbe gegen zwei der riesigen Holzflöße getrieben, diese zertrümmert und sich selbst beschädigt. Alle drei Kolosse rangen gegen Wind und Wellen, vierzig Menschenleben mit dem Tode, mehrere hatte der Strom verschlungen. Der Hilferuf, durchmischt von Windesbrausen, Wassertosen und dem Gekrach der zersplitterten Stämme, war herzzerschneidend. — Die Retter zündeten ihre Fackeln an, ketteten die Kähne los, warfen sich hinein und steuerten dem Orte des Schreckens zu, in die empörte Flut, der Pfarrer voran, eine lange Rettungsleine in der Hand, mit dem Ausruf: „Kinder, immer voran! das sind unsre Brüder, die befiehlt uns Gott zu retten!“ Schnell gerieth man mitten in den Graus von Wogen, Holztrümmern, Menschen, die sich an Brettern und Balken anklammerten. Das Schiff, worauf der Pfarrer, wagte sich am weitesten hinaus, es galt einer Gruppe von Männern beizuspringen, die auf einigen Stämmen sich hielten, welche mit ihnen im Sinken waren. Die Fackel erlosch, aber der Pfarrer commandierte vorwärts. Er warf seine Leine, die Unglücklichen erhaschten sie, sprangen ins Wasser und wurden fünf an der Zahl an Bord gebracht. Hinter ihnen lösten sich die Baumstämme, vom Schiff erfaßt, in Trümmer. — Das Schifflein wurde durch die Geretteten überfüllt, der Pfarrer rückte mehr an den Rand, er befahl dem Ruderer, rechts beizulegen, denn trotz der Dunkelheit wollte er erkennen, daß weiter unten zwei Menschen mit den Fluten rangen. Der Ruderer gehorsamte dem Befehl; wie er aber weit und tief ausholte, drückte er das Ruder an die Seite des Pfarrers, das Schiff war an dieser Seite tief hinabgepreßt von der Strömung und der eigenen Last — der Pfarrer ward über Bord geworfen. Man sah ihn stürzen, versinken im Strudel — man warf Seile und Stangen nach ihm; er tauchte noch einmal auf, er rief: „Meine Kinder, helft's auch Eurem Pfarrer! Miserere mei, Domine!“ Da begrub ihn eine Welle und über diese Welle schoß der riesige Theil eines Flosses mit donnernder Vernichtung. — Ein allgemeiner Weheruf erscholl und lockte sofort auch die übrigen Rettungskähne herbei, die bereits glücklich den übrigen Theil der Schiffbrüchigen geborgen hatten. „Der Pfarrer! Der Pfarrer!“ ertönte es von jedem Munde und trotz Todesgraus und Verderben wagten sich die kühnen Schiffsleute in den Strudel, zwischen die Trümmer, dehnten sich auf ihren Fahrzeugen stromabwärts in einem Halbkreise aus, sondierten überall, erklommen selbst schwimmendes Holzwerk. Mit der aufopferndsten Anstrengung, mit der Kraft

der Verzweiflung arbeiteten die Männer bis zum einbrechenden Morgen. Alles vergebens! Der lichte Tag beschien den ruhig gewordenen Strom, auf dem sich bis weit hinab keine Trümmer, kein Leichnam zeigte. Die Schiffbrüchigen alle waren gerettet, der einzige Pfarrer, ihr Retter, untergegangen. — Erschöpft und das Entsetzen im Herzen, landeten die wackeren Leute mit den dem Wasser glücklich Entrungenen. Der alte Schulze kniete am Strande nieder — rings um ihn die Uebrigen — er sagte mit Thränen: „Kinder! es ist umsonst; jetzt kann ihn nur noch ein Wunder errettet haben, oder der Herrgott hat ihn zu sich genommen. — So ein Mann kommt nicht wieder! — Beten wir ein Vater unser.“ — Und stumm beteten Alle das Gebet des Herrn — dazwischen vernahm man nur Seufzer, Schluchzen und sanftes Weinen. — Mit der Trauerbotschaft kehrten sie ins Dorf zurück, — ein Theil fuhr das Ufer entlang, um wenigstens die geliebte Leiche zu bergen. — Eine halbe Stunde unterhalb hatten sie die Wellen ans Ufer gespült, sie war unbeschädigt; die Miene sanft, Gott vertrauend, milde lächelnd, wie im Leben. Das ganze Dorf zog der Bahre entgegen, auf der er heimgebracht wurde. — Den unermeßlichen Schmerz der Gemeinde vermag ich nicht zu schildern. Gestern ward er begraben. So allgemein, so tief und gerecht sind nur Wenige der Erde betrauert worden.

Während ich, das Entsetzen in der Brust, dieser Erzählung mit stockendem Athem gelauscht, gedachte ich der Worte des Edlen bei unserem Scheiden. Er sagte: „Beim Geiste dieses so gewaltigen und wohlthätigen Stromes! Wir sehen uns wieder!“ — Du, Donaugeist, hast nicht Wort gehalten!

Ich fragte Babett, ob sie bereits an Huber geschrieben. — „Erst heut’“ sagte sie, „war es möglich — o, ich bin ja noch ganz zerschmettert, ich unglückselige, undankbare Person!“ — Ich versprach ihr sofort selbst zu Huber zu reisen und diesen, wenn ihn das tröste, an den Ort der Trauer zu bringen.

Vor Allem aber drängte es mich den Grabhügel des theueren Geschiedenen zu besuchen, dort zu weinen, zu beten. Anderes vermögen wir Menschenkinder doch nicht in unserer Ohnmacht rathlosem Schmerz. Der Trost ist ein Thau des Himmels, oder eine Rinde, die die Zeit webt. Ja, ich weinte mich aus auf seinem Grabe, das ein Hügel von Blumen schien, und rief ihm die unvergessenen Worte hinab: „Ueber Alles geht die Liebe. Sie ist ewig ein Aether, der aus allen gebrochenen und freudigen Herzen aufsteigt und über dem Staube noch ein neues Dasein befruchtet zur Liebe, und es verklärt.“

Als ich gebeugt und gebrochen den Kirchhof verließ, begegnete mir in Trauergewändern Helene. Sie erkannte mich und blieb stehen. — „Helene!“ rief ich, „was haben wir verloren! was hat die Erde hier, die so gütige Erde grausam verschlungen!“ — Sie reichte mir die Hand und brach in Thränen aus. — „Helene, Sie haben ihn geliebt!“

„Ja — jetzt darf ich es gestehen,“ sagte sie mit bebender Stimme, „ich habe ihn geliebt, — und jetzt ist die ganze Welt todt für mich.“

„Aber Helene, die Welt ist noch so schön, Sie sind noch so jung, noch gibt es viele edle Wesen auf Erden, daß es doch lohnt, um ihretwegen zu leben.“

„Es hat jedes seinen Abgott im Leben, seinen Stern; wenn dieser verlischt, ist Alles dahin. Er war der meinige.“

„Deshalb verschmähten Sie jede andere Hand?“

„Ja.“

„Und hat er Ihre Neigung gekannt?“

„Wie sollt’ er geahnt haben, was ich kaum mir selbst gestand. Nur ich

trug den Schmerz und die Wonne dieses Gefühls und Beide waren mir so kurz zugemessen. — Ich kämpfte einen schweren Kampf, mich nicht zu verrathen. Den Edlen würde es ja tief betrübt haben, meine Liebe nicht erwidern zu dürfen, vielleicht auch nicht zu — können."

„Ja Helene! er hat Sie geliebt, so weit er lieben durfte, — die Begeisterung, mit der er von Ihnen sprach, war mir Bürge davon; aber wie Alles an ihm den Stempel des Edlen trug, so auch diese Neigung."

„Schon als Kind zog es mich zu ihm, ohne daß ich es wußte, und in der Stadt litt es mich nicht, bis ich wieder in seiner Nähe war. Diese war mir, was der Blume das Sonnenlicht. Nun ist Alles dahin —: ich kann sterben wie sie."

„Hoffen Sie von der Zeit, daß sie diesen Schmerz in süße Wehmuth auflösen wird."

„Was kann ich hoffen? Mein Hoffen und Wünschen ist dort unter jenem Hügel — und — Oben. Welche Welt des Edlen und Schönen schließt dieser Fleck Erde ein. Ich träumte so süß, ihn, den Greis, noch als Matrone lieben zu dürfen bis an den natürlichen Grabesrand."

„Und doch," rief ich, „ist er schön gestorben, wie selten Einer, in der Blüte der Zeit, im Wohlthun, in Ausübung der edelsten Menschenpflicht. Es liegt etwas gewaltig Versöhnendes, etwas mächtig Erhebendes in einem solchen Menschenleben und seinem schönen, frühen Untergange! — — Leben Sie wohl Helene! Ich muß fort, zu seinem Freunde Huber, vielleicht bedarf dieser meines Trostes, oder wenigstens Eines, der mit ihm weint. — An jenem Hügel aber werden sich unsere Gedanken auch aus der Ferne begegnen, so lange wir athmen!" — Ich hielt sie nicht länger, ich drückte ihre Hand und versuchte kein Wort des Trostes weiter, ich wußte, daß, wenn einer, er für sie nur an jenem Grabe zu finden sei. Wir schieden nicht auf Wiedersehen; war doch mein letztes Scheiden von ihm kein Wiedersehen.

Noch denselben Nachmittag verließ ich das Dorf und flog nach L**, wo Huber wohnte. — Mit welchem Grauen setzte ich diesmal über den Donaustrom, der solch ein edles Dasein verschlungen, und wie kalt und farblos lag jetzt vor mir die reizgeschmückte Landschaft im Abendgolde! Es giebt Schmerzen, für welche selbst die Natur weder Trost noch Erhebung gewährt; wir sehen dann nur ihr Zerstören, nicht ihr geheimes jugendliches Schaffen.

* * *

Ich fand Huber zusammengebrochen noch unter der Last des ersten Eindruckes. Nur der Soldat in ihm hielt den Menschen aufrecht. Weinend stürzte er mir in die Arme und errieth sofort den Zweck meines Kommens, und war sogleich bereit, mir an die geweihte Ruhestätte des Freundes zu folgen. Auch ihm war, wie Helenen, Alles geraubt. — — Er hatte beschlossen, seine Liegenschaften in der Stadt zu verkaufen und nach Sanders Wohnsitz zu übersiedeln, um den Lebensabend an der Seite des geliebten Freundes zuzubringen. Darum hatte der Pfarrer so oft gebeten, und mit der Gewährung dieses Wunsches wollte ihn Huber bei dem diesjährigen Herbstbesuche überraschen.

Ich fragte nach Josephinen.

„Deren Los ist von nun an meine Sorge," entgegnete er, „seit dem Tode meiner Haushälterin führt sie meine Wirtschaft. Sie weiß, daß er todt, doch war ihr Schmerz natürlicherweise minder groß, da Sander doch nur eine flüchtige Jugendneigung ihres Herzens gewesen und die Zeit ihn seit lange aus ihrem Gesichtskreise entrückt. Was er ganz war, kannte sie nicht, konnte sie kaum ahnen. Als Wohlthäter wird er ihr stets unvergeßlich

sein. — Sie mag uns mit ihrem Kinde begleiten — dort an seinem Hügel mag sie bereuen, beten und danken."

Ich mußte Huber auf das Gefährliche dieses Schrittes aufmerksam machen, um Helenens willen, und deshalb erzählte ich ihm die so edle, stumme, schwärmerische Liebe des seltenen Mädchens. — Er hörte meiner Schilderung mit der innigsten Theilnahme zu. Nachdem ich geendet, sagte er tief bewegt:

„Es mußte so kommen, eine edle gleichgestimmte Frauenseele mußte ihn ja erfassen, ganz erfassen; und so haben wir ein drittes Wesen mehr im Bunde unserer heiligsten Erinnerung. — Besorgen Sie übrigens nichts. — Josephine soll für nichts mehr, als für meine Haushälterin gelten, der er, wie ja so Vielen, in früherer Zeit auch wohlgethan. Ich werde sie instruieren."

Ich sah jetzt auch Josephinen zum erstenmal. Es war eine blasse, noch immer interessante Gestalt, demüthigen Wesens, der man es ansah, daß ihre Blüte frühzeitig gebrochen worden, und deren Sommer Kummer und Reue verdüstert und abgewelkt.

Schon am nächsten Morgen brachen wir auf. Ich mußte Huber, angesichts der Donau, so gut ich konnte, jene schreckliche Nachtscene und alle Nebenumstände des Todes unseres Freundes wiederholen. Bei der Landung am jenseitigen Ufer besuchten wir die Stelle, wo die grausamen Wellen seine Leiche an den Strand gelegt; sie war für uns ein geheiligter Fleck.

Im Dorfe angekommen, schlugen wir sofort den Weg nach dem Gottesacker ein. Es war Mittagszeit, der Kirchhof leer. — Wir schritten unter den Bäumen dahin, an den Hügel, welchen auch heute ein reicher Flor der schönsten Herbstblumen überdeckte.

Dort angelangt, stand Huber anfangs sprachlos, vorgebeugt die hohe Gestalt, wankend, reiche Thränen rollten seine Wangen herab. Dann warf er sich nieder, drückte sein Gesicht in die Blumen und sagte mit gebrochener Stimme: „O Du mein lieber, mein einziger Bruder! Das hättest Du mir nicht anthun sollen, daß Du früher da hinuntergestiegen bist, als ich — das nicht, mein herzlieber Bruder!"

Die Stimme versagte ihm und ward zum Schluchzen. — Es ist etwas gewaltig Erschütterndes, Herzzerreißendes, einen Mann weinen zu sehen, zumal einen Mann von Hubers festem Charakter, um ein geschiedenes Menschenleben.

Josephine und ihr Knabe knieten zur Seite, die Hände gefaltet, sie vergoß reiche Thränen, der Knabe betete fast theilnahmslos; hatte er den Todten doch gar nicht gekannt, ahnte er ja nicht, welche Bedeutung er für seine Mutter und auch für ihn habe.

Als ich umblickte, gewahrte ich unter den gelblichen Kastanien Helenen. Sie hatte uns belauscht, doch war sie aus heiliger Scheu vor Hubers Schmerz fern geblieben und verschwand, da wir uns erhoben und Huber, das Tuch vor sein Gesicht gepreßt, an meinem Arm nach der Pfarre schwankte.

Es wiederholte sich zwischen Babett und Huber meine Trauerscene vom vorigen Tage. Ich benutzte die Zeit, wo sie ihre Empfindungen austauschten, um zu Helenen zu gehen. Sie war nicht mehr auf dem Kirchhofe. Ich suchte sie in ihrer Wohnung, fand sie jedoch auch hier nicht und eilte daher hinan zum Teiche am Wasserfall. Meine Vermuthung wurde nicht getäuscht. Hier saß sie auf einem Felsblocke und blickte in das brausende Wasser, geisterbleich, aber mit einer himmlischen Ergebung in den Zügen. Der Schmerz hatte nicht wie der fallende Tropfen ihr Herz leise ausgehöhlt, er hatte es zerissen und jetzt verblutete es langsam. — Wir begrüßten uns stumm. „Ich habe Sie," sagte ich nach einer Pause, „auf dem

Kirchhofe und in Ihrer Wohnung gesucht, ich wußte es wohl, daß ich Sie hier finden würde." — Sie schwieg. — „Wollen Sie Huber," fuhr ich fort, „den auch Sie kennen, vielleicht sprechen? Wir bleiben noch heut'" —

„Vielleicht später," entgegnete sie leise — dann wie sinnend und tief athmend setzte sie hinzu: „Wer war die Frau mit dem Knaben, die auch am Grabe trauerte?"

„Hubers Haushälterin," konnte ich mit gutem Gewissen antworten, doch fügte ich aus eigener Erfindung hinzu, „eine Witwe, die unseren Freund gekannt, und der er in früherer Zeit wohlgethan." — Dies edle Herz durfte ja nicht ahnen, daß Sander je für ein weibliches Wesen empfunden! Warum ihr den poetischen Himmel nicht ganz ungetrübt lassen! So besaß sie ihn ja in der Erinnerung einzig, ungetheilt. — Ihre Liebe konnte ja eifersüchtig werden, selbst auf den Schmerz in einer anderen weiblichen Brust. Sie war von meiner Antwort befriedigt und erhob sich von ihrem Sitze. — Wie war das Landschaftsbild aber auch hier verändert, seit wir uns zum erstenmale an dieser Stelle begegnet! Die Baumkronen gelb und roth gefärbt, der Himmel über ihnen herbstlich blaß; der Bach trug welke Blätter, unser Fuß rauschte im vermodernden Laube und oben vom Berge aus dem Walddunkel der Tannen tönten nur die schrillen Stimmen seiner Bewohner, die sich zur Herbstwanderung rüsteten. — Schweigend giengen wir den Berg hinab. Am südlichen Himmel leuchteten matt flimmernd die Sterne hervor aus dem Silbernebel.

„Wenn die Sterne aufgehen," sagte sie, das Haupt emporgerichtet, „dann ist meine Seele bei ihm, oder die seinige ist mir näher!" — Dann versank sie wieder in ihr sinnendes Schweigen. — Unten, unter den Birkenzweigen, ergriff sie meine Hand, drückte sie, und sagte mit seltsamer Betonung: „Gute Nacht! Leben Sie wohl! Leben Sie wohl" und verschwand schattengleich hinter den Häusern. — So schied sie von mir für immer, ohne Abschied; wir hatten einander ja nichts mehr zu sagen, von Wiederfinden, Angedenken, Schreiben 2c. Ihr Lebenspfad endet hier, der meine lief noch weiter in die Welt hinein.

Ich gieng ins Pfarrhaus. Da es schon zu spät zur Rückreise war, beschlossen wir, daselbst zu übernachten. Waren es doch geheiligte Räume für uns, „die Stätte, die ein edler Mensch bewohnt," trotz unsers Schmerzes so süß in der Erinnerung.

Am folgenden Morgen fuhren wir nach L** zurück, nachdem Huber noch einmal allein den geliebten Grabhügel besucht. Er versprach mir, als Inschrift jene Worte des Pfarrers darauf setzen zu lassen, die ich mir aufgezeichnet: „Die Liebe ist ewig, sie ist ein Aether, der aus allen gebrochenen und freudigen Herzen aufsteigt und über dem Staube noch ein neues Dasein befruchtet zur Liebe, und es verklärt."

In L** trennte ich mich nach einigen Tagen von Huber, bis auf dahin, wo mich mein Lebensweg wieder in seine Nähe führen würde, aber wir versprachen fest, einander zu schreiben, jedoch nur dann, wenn uns das Innere unabweislich zur Mittheilung unserer Gefühle, oder ein bedeutsames Lebensereignis dazu drängen würde. — Huber war es, der zuerst im Mai dieses Jahres an mich schrieb. Auch ohne das schwarze Siegel hätte ich den Inhalt des Briefes errathen, der nicht mehr aus L**, sondern aus unserm bekannten Dorfe datiert war, wo sich Huber für den „Lebensrest niedergelassen, um wenigstens der Asche des heißgeliebten Freundes nahe zu sein." — Der wesentliche Inhalt seines Schreibens lautete: „Als der letzte Schnee schmolz, und die ersten Knospen sich öffneten, da begruben

wir Helenen, wie sie es gewünscht, an der Seite des gemeinschaftlichen Freundes. Sie starb ohne alle Krankheit, schmerzlos, ein seliges Lächeln auf den Lippen. Vor ihrem Scheiden noch mag ihr die geliebte Gestalt im Traume erschienen sein. Niemand, selbst der Vater nicht, ahnte hier die Ursache dieses so frühen Unterganges einer solch' schönen Menschenblume. Die Prosa nannte es »Schwindsucht,« Einige »unheilbare Melancholie«, die manchen Leuten angeboren sei. — Ich bestärkte natürlich diese Ansicht. Helene hat ihr bedeutendes mütterliches Erbe den Instituten vermacht, die der Selige gegründet. An seinem Grabe, der mein liebster Aufenthalt, trafen wir uns oft. Wir sprachen von dem Geschiedenen, doch ehrte ich ihr Geheimnis. Da so Viele, ja fast Alle im Orte noch aufrichtig um den „besten Pfarrer" trauern, da er ihnen unvergeßlich ist und ihnen die Thränen in die Augen treten, wenn man an ihn erinnert, so fiel es Niemandem auf, daß das seltsam geartete, schwermüthige Mädchen so oft sein Grab besuchte und es selbst in den rauhesten Wintertagen mit seltenen Blumen geschmückt hatte. Keine rohe Neugier oder Theilnahme drängte sich in ihr Geheimnis. Babett ist wohl, der neue Pfarrer hat sie in ihrer Stellung beibehalten. Er ist ein recht guter Herr, meint sie, aber so einer, wie der Selige, kommt nicht wieder. Sie sehnt sich, auch recht bald bei ihm draußen zu ruhen, und peinigt sich oft mit Vorwürfen, daß sie ihn manchmal über seine verschwenderische Wohlthätigkeit ausgescholten. Josephine lebt ruhig fort und ihr Knabe gedeiht, er wird ein einfacher, brauchbarer Mensch werden. — — —"

Philippus der Hasser.

Eine Erzählung von Hans Malser.

Das war ein Unhold, dieser Philipp in der Lacken, Gott, das war ein Unhold!

Ein Bruder meines Vaters hatte noch einen seiner Nachkommen persönlich gekannt, einen Enkel glaube ich vom Philippus, und der hat einen Bericht überliefert, der sehr schlimm lautet, weshalb man ihn für wahr halten muß, denn ein Enkel pflegt von seinem Großvater kaum so Arges zu erzählen, wenn er nicht durch einen innern Grund dazu gezwungen wird. Es mochte aber nur eine Vererbung gewesen sein, der Enkel haßte den Großvater, wie auch dieser ein wilder, ein schrecklicher Hasser gewesen war, und indem er die Leidenschaft des Alten roh verwarf, begieng er eigentlich dieselbe Missethat, die er an dem Ahnen richtete. Ich übergebe den Bericht ohne viel Zuthat und Ausschmückung dem Urtheile der Gegenwart, begierig zu erfahren, was sie dazu sagen wird.

Der Philipp in der Lacken soll kohlschwarzes Haar und feuerrothen Bart gehabt haben und dieses ungewöhnlichen Aussehens wegen allein schon gefürchtet worden sein. Sein Geschlecht war in dem Thale der Friesen, das breit und fruchtbar ist, uralt

angesessen. Der Name „in der Lacken“ den es trug, stammte von seinem Hofe her, der wie eine kleine Ritterburg auf der Insel eines großen Teiches stand, damit er geschützt sei gegen die Feinde, von welchen besonders der Philippus rings umgeben war. Die Leute nannten den Teich in verachtender Weise die Lacken und der Philipp mit seinem Anwesen war ihnen wie die Kröte drin, aber das sagten sie nicht laut, denn der Mann war seines Reichthums und seiner zahlreichen Untergebenen wegen sehr mächtig und sehr böse.

So wie der Philippus das Haar eines Romanen und den Bart eines Germanen trug, so ähnlich mochte auch sein Blut mit den Eigenschaften der beiden Völker gemischt sein. Manchmal, wenn die guten Seiten mehrerer Völker zusammenkommen, gibt es herrliche Menschen; wenn gemischte Eigenschaften sich wieder mischen, entstehen unberechenbare Charaktere; und wenn die schlimmen Neigungen verschiedener Rassen sich vereinen, dann werden Ungeheuer geboren, wie sie aus ungemischtem Blute kaum hervorgehen können.

In Philippus hatte sich vereinigt die religiöse Entartung der Romanen und der Germanen: die Schwärmerei des Katholicismus und die Grausamkeit des Heidenthums. Er war, so bildete er sich selbst ein, strenger Christ, er betete, er fastete, er hüllte sich an Sonn- und Feiertagen in einen grauen Büßermantel, in welchem er sich auf dem Kahne über den Teich rudern ließ und in welchem er in der Kirche nächst dem Hochaltare auf dem Betstuhle kniete. Er übte die strengste Enthaltsamkeit und verlangte solches auch von seinen Untergebenen. Nur Eins vergaß der fromme Philippus, er vergaß die Liebe. Weil er aber doch ein heißes Herz in der Brust hatte, das im Stande war, gewaltig zu pochen, so hegte und pflegte er statt der Liebe den Haß. Bei einem harten Oheim soll er erzogen worden sein und nie einen Hauch der Liebe erfahren haben. Also stand er einsam wie ein starrer Halm auf herbstlicher Heide. Wo es nicht sein Vortheil heischte, mit Menschen zu verkehren, da floh er sie. Lebenslustige Männer verabscheute er, liebebedürftige Weiber verachtete er und Kinder waren ihm eine werthlose Sache, über die er auf der Gasse hinwegschritt wie über junge Hunde und Kaninchen, die man nur nicht zu Tode tritt, weil die Eigenthümer darob Lärm schlagen würden. Philippus war natürlich Hagestolz geblieben, im Ganzen aber hatte er sich doch so gehalten, daß männiglich sagen mußte: Er ist ein Ehrenmann! Gegen seine Blutsverwandten, gegen Jedermann, der ihm nichts Uebles that, war er kalt wie ein Stein in der Bergschlucht; wenn ihm aber Böses geschah oder wo er es sich nur einbildete, daß Jemand ihm Böses wolle, da begann es zu glühen und zu kochen in seinem Gemüthe, sein Blut schoß zurück in die Brust, daß sein Antlitz blaß ward wie Lehm und seine Fingerspitzen kalt wie Eiszapfen. Aber aus seinen kleinen Augen zuckte es in grünlichen Strahlen. Und da fiel er vor einem steinernen Christusbilde, das unter der Eiche seines Hofes stand, auf die Knie, klammerte die Finger aneinander zu einer Doppelfaust und mit aller Inbrunst des Glaubens flehte er um Rache. In dem schönen Thale der Friesen gab es Leute, die harmlos sich des Lebens freuten in Spiel und Tanz — er haßte sie. In einem Nachbarsdorfe lebte ein alter Mann, von dem die Sage gieng, daß er der lutherischen Lehre anhänge. Diesen Mann kannte Philippus gar nicht persönlich, aber er haßte ihn sosehr, daß er nächtelang schlaflos war und darüber nachsann, was er dem Abtrünnigen Schlimmes zufügen könnte. Am meisten aber haßte er einen Karrner. Dieser Karrner war in einem kleinen Eisenwerke desselben Thales

angestellt, um mit einem Schubkarren Holzkohlen von dem Schoppen in die Schmiede zu befördern, wofür er einen Taglohn erhielt, von welchem er mit seiner großen Familie sehr kümmerlich lebte. Diesen Menschen haßte der Philippus über alle Maßen. Warum? Hätte er sich gefragt, er würde nicht Antwort haben geben können, denn der Karrner war ein harmloser, sanftmüthiger Mensch, der Niemandem ein Leides that. Aber Philippus hatte den Drang, seinen allgemeinen Menschengroll auf eine Person niederzulegen. Der Karrner war ein armer Mann, noch dazu ein Fremder, vielleicht sogar ein Andersgläubiger, der so leicht nicht einen Anwalt fand. Das fügte sich. Der Karrner Josue war vor Jahren als Fremdling in das Thal gezogen und hatte sich dort eingeheimt. Aber man wußte nicht, woher er kam, und weß Abstammung er sei. Der Philippus war eines Tages zum Richter und zum Prälaten gegangen und hatte die Ausweisung des Karrners begehrt.

„Hat Euch der Mann Unrechts zugefügt?“ fragte der Richter.

„Nicht mir allein,“ rief der Philippus, „uns Allen fügt er himmelschreiendes Unrecht zu, denn er ist da, er zehrt von unserem Korn, er trinkt von unserem Wasser. Warum soll den Erwerb, Kohlen zu führen, nicht einer der Einheimischen haben? Warum ein Fremdling?“

„Was geht das Euch an, Philipp?“ fragte der Richter, „wollt Ihr Euch um die Karrnerstelle bewerben?“

„Es gibt keine Gerechtigkeit mehr,“ knirschte der Philippus, verließ mit knarrenden Schritten das Richteramt und begab sich zum Prälaten.

Vor diesem ließ er im Beutel Geld klingen und stellte ihm vor, daß der Josue das Verderben der Leute sein würde, wenn man ihn nicht fortweise, denn er sei kein Christ. Solcher Mensch gebe ein arges Beispiel, wie man auch als Unchrist leben könne, ohne von einem Blitze erschlagen zu werden, und er gebe das noch weit schlimmere Beispiel, daß der Mensch sozusagen seine Pflichten erfüllen könne, ohne Christ zu sein. Wäre der Josue ein schlechter Hund, ein Räuber und Mörder, so könne man ihn ganz gut in der Gegend belassen als Exempel, was ein Unchrist sei. Weil er aber zu den sogenannten braven Leuten gehöre, eben darum müsse er fort. „Es darf Keiner brav sein, der Unchrist ist!“ schrie Philippus.

Der Prälat lächelte ein wenig. Dann sagte er: „Lieber Philippus! Euer Eifer um die Ehre der christlichen Kirche ist ganz löblich, vorerst aber wird es nöthig sein, daß Ihr selber Christ werdet. Prallet nicht auf, mein Freund! Ihr seid vom höllischen Haßteufel besessen und Christus, unser Herr, hat gesagt, liebet euch unter einander, liebet auch eure Feinde! Darin unterscheidet sich ja eben unsere Religion von den Religionen der Heiden und Juden, daß sie Liebe ist, lautere Liebe. Darum eben ist die christliche Religion göttlich, darum verwandelt sie in ihrer Hand den Stein zu Brod und das Brot in den Leib des Herrn, weil sie lautere Liebe ist. Darum verwandelt sie den thierischen Menschen zum sittlichen, zum hochgesinnten, uneigennützigen, opferfreudigen Kinde Gottes, weil sie lautere Liebe ist und Liebe verlangt überall. Viele tausende von Jahren bestand das Menschengeschlecht vor Christus schon; zahllose Religionen lebten auf, giengen nieder, in den Menschen war das Gesetz des Eigennutzes, des Hasses, der Rache oder des stumpfen Hinsiechens an Herz und Geist. Da kam unser himmlischer Christ mit der Liebe. Und keine Religion hat die Menschen so hoch gehoben, als die christliche; die Milde, das Wohlwollen, der Friede, die Weltfreude auch, und das irdische Glück in seiner reinen Form, die ganze menschliche Gesittung, die in den Besten der Gegenwart Ausdruck findet,

all das ist ein Werk des Christenthumes. Der Christ haßt das Laster, die Verworfenheit als den bösen Feind, aber den Menschen als solchen, sei er wer immer, den haßt er nie. — Nein, lieber Philippus, der Josue ist ein fleißiger Arbeiter, ein braver Mensch, so viel ich weiß, der Niemandem etwas Böses thut, den wollen wir nicht verjagen. Wollt Ihr ihm schon zeigen, daß der Christ höher stehen kann, als etwa der Heide, so geht hin und schenkt ihm Euren Beutel mit Geld für seine armen Kinder."

Sehr erbost verließ der Mann den Priester, die Treppe herab noch wiederholt das Wort „Pfaffe!" murmelnd. Wußte er doch, daß in den alten Schriften, die er besaß, ganz Anderes zu lesen stand. Die Zauberer, die Hussiten, die Juden, die Lutherischen verbrannt auf dem Scheiterhaufen! Das waren noch schöne, gottwohlgefällige Zeiten.

Unterwegs mußte Philippus an dem Eisenwerke vorbei; auf der Brücke des Hammerbaches begegnete er den Karrner Josue mit der Kohlenladung. Mit heftigem Stoße prallte er an ihn, so daß der Karrner über die geländerlose Brücke in den Bach stürzte. Dann eilte er leicht wie auf Flügeln davon und rieb sich die Hände und ein Wohlgefühl war in ihm, wie er es noch selten genossen hatte.

Aber am dritten Tage, als er das Begräbnis des ertrunkenen Josue erwartete, ward Philippus zum Richter gerufen und dort stand der Karrner lebendig und ganz wieder trocken. Der Josue klagte ihn an. Natürlich war es nicht absichtlich, sondern ganz zufällig geschehen, daß er auf der Brücke an den Karrner gestrichen, der mit seiner ungebührlich breiten Fuhr die ganze Brücke eingenommen; der Karrner sei aber ein so maßlos boshafter Mensch, daß er absichtlich in das seichte Wasser gesprungen sein müsse, um nachträglich zu behaupten, er wäre hinabgestoßen worden. Nicht allein, daß er, Philippus, vollkommen frei von Schuld sei, verlange er auch eine Züchtigung dieser niederträchtigen Creatur.

Der Richter war aber von der eigentlichen Gesinnung Philipps so überzeugt, daß er ihn auf drei Wochen in den Kerker führen ließ wegen muthwilliger Gefährdung des Lebens eines Anderen.

Das ist dem Philippus, genannt Philipp in der Lacken, passiert. Nun kann man sich denken, daß sein Haß und seine Rachgier im kühlen, feuchten Aufbewahrungsorte nicht verkümmerten, und in der That, als er wieder an das Sonnenlicht kam, war er abgemagert bis zum Gerippe und sein langes schwarzes Haar und sein langer rother Bart war wirr und wüst und stellenweise schimmelig. Das Fasten und das harte Lager konnten ihn nicht so heruntergebracht haben, denn derlei Bußübungen waren ihm nicht fremd, aber der Haß! Der Haß, dieses Ungethüm, hatte, als es an fremden Körpern nichts zu beißen fand, sich gegen den eigenen gekehrt und in demselben unbarmherzig genagt und gewüthet. Philippus zog sich zurück auf seinen Hof in der Lacken und ließ sich lange nicht mehr sehen. Er las in seinen alten Schriften und weil das „Vaterunser" und „Ave-maria" ihm viel zu matt und weich schienen, so erfand er sich für seine Person eigene Gebete, die er an jedem Morgen und an jedem Abende mit größter Inbrunst sprach. Das Gebet war voller Kraft und Glut, es lautete:

„Herrgott, Allmächtiger im Himmel! Strafe die Unchristen und die Fremdlinge und die Kinder der Welt und alle meine Widersacher. Strafe meine Feinde. Zermalme sie mit deiner Faust, zertritt sie mit deinem Fuß, daß das Eingeweide fahr' aus ihrem verfluchten Leibe. Ich bete dich an, o heiliger Gott! Rächer! Ich stifte der Messen sieben auf ewige Zeiten

und Lichter aus reinem Wachse sollen brennen vor deinem Tabernakel! Laß dein rosenfarbiges Blut nicht umsonst geflossen sein für mich, tödte meine Feinde! Gib daß sie erblinden im Walde und in den Abgrund stürzen! Sende deinen Blitz an die Thore ihrer Häuser, daß sie den Ausweg nicht finden und im Feuer umkommen! In ihr Trinkwasser gieße die Pest! Rufe die Kriegsheere der Erde, daß sie metzelnd dein Reich befreien von dem Unzücht! Herrgott, mich deinen treuen Diener, lasse nicht zu Schanden werden, Amen.“

Also war die Andacht Philipps, aber es war ihm leichter, nur so lange er betete; denn es geschah nichts von Allem, was er erflehte und er fühlte sich tief bekümmert, seine Wuth war nichts als die Waffe des Ohnmächtigen.

Seine Verwandten, sein Gesinde sah, wie Philippus immer finsterer ward, aber sie wagten nichts, um ihn fröhlicher zu machen. Im Hofe auf dem Teich hörte man kein Jauchzen und keinen Gesang und kein frohes Lachen. Nahe dem Lackenhofe, am Ufer der Insel stand ein alter Eichbaum, der weitum den Platz und das Wasser überschattete und eine Dämmerung legte auf den Rasen. In dieser Dämmerung stand ein altes Kreuz mit einem steinernen Christus. Dieses Kreuz hatte neun Querbalken, wovon der vorletzte nach oben als der längste die Arme des Heilandes trug. Das Kreuz ragte hoch zum Geäste auf und die Gestalt war lebensgroß. Es war vor Zeiten draußen in dem großen Walde gestanden, welcher unter dem Namen der Kürlingerwald im ganzen Lande berüchtigt ist. Es hatte nämlich in demselben vor Jahren eine große Räuberbande ihr Unwesen getrieben, Reisende ermordet und war oft hervorgebrochen, um Meierhöfe und ganze Schlösser auszuplündern. Eines Tages wurde in dem Kürlingerwalde ein durchfahrender Hochzeitszug bestehend aus neun Personen ermordet. Der Räuberhauptmann wollte die schöne Braut entführen, der Bräutigam schoß ihn nieder, worauf sich ein Gemetzel entspann, dem der ganze Festzug unterlegen war. Zum Gedächtnisse hatte man das neunbalkige Kreuz aufgestellt. Später, als der größte Theil des Waldes der Axt zum Opfer gefallen war und das hohe Kreuz herren- und schattenlos auf dem Riede stand, nahm der Philippus davon Besitz, führte es in seinen Hof, stellte es dort auf unter dem Eichbaum und verehrte es hoch. Man sagte aber dem Manne nach, daß er dieses Kreuz weniger des Heilandes wegen verehre, als vielmehr ob der blutigen That, deren Erinnerung daran geknüpft war.

Unweit des Teiches standen mehrere Meierhöfe, die dem Philippus zu eigen waren, und zu denen sein Gesinde täglich auf großen flachen Kähnen über das Wasser fuhr. Auch Getreide, Heu, Holz und andere Dinge wurden mittelst solcher Kähne über den Teich in den Wohnsitz geschafft. Der Teich lag da wie ein See und hatte dort, wo die Schleuße das Wasser hereinließ, eine lange Zunge in das Gelände hin. Als Philippus eines Tages unter dem Eichbaum vor dem Kreuze kniete, fiel sein Blick auf diesen Canal hinaus und sah, wie dort zwischen Erlen und Silberweiden zwei Knaben standen und mit kurzen Stäben Fische angelten. Dem frommen Manne blieb das Gebet im Munde stecken, er erhob sich langsam und strengte seine Augen an, daß er die Fischdiebe erkenne. Er erkannte sie, es waren die Söhne des Karrners Josue, die er beim Vorübergehen an ihrer Hütte schon oft mit den Augen gespießt hatte. Ein heißes Lustgefühl stieg in ihm auf, eilig holte er vom Hause einen Feuerhacken und einen Strick, damit gieng er zum Landungsplatz und ruderte auf einem Kahne hinaus. Aber die entgegengesetzte Richtung, er wollte dann hinter den

Uferbüschen die Knaben anschleichen, sie an sich reißen, binden und in den Hof schleppen, um sie zu strafen, das heißt, den Haß zu befriedigen, der in ihm gegen den Karrner mit gesteigerter Heftigkeit brannte. Als er jedoch an die Stelle kam, waren die Kinder nicht mehr dort. Tiefen Mißmuthes voll kehrte er zurück auf den Hof und gab seinen Knechten den Auftrag, wenn ihnen von den diebischen Karrnerleuten eins unter die Hände käme, dasselbe ihm zu überliefern, ob lebendig oder todt, der Lohn sei zwölf Silberthaler und ein mit Silber beschlagenes Gebetbuch.

Da war es eines Abends im Erntemonat. Den ganzen Tag über hatten die Kähne verkehrt zwischen den Meierhöfen und dem Wohnsitze im Teiche. Es gab schwere Garbentrachten und Philippus freute sich. Es war ein Hagelwetter niedergegangen in der Gegend, er freute sich, daß der Himmel seine Felder verschont hatte, aber nochmehr freute er sich, daß er die seiner Nachbarn verheert hatte. Und diesem Freudentag folgte ein würdiger Abend. Mit der letzten Garbenfuhr brachten drei Knechte einen Mann mit, der auf den Garben ausgestreckt lag und um Erbarmen wimmerte. Er war mit Strohwinden an Händen und Füßen gebunden, es war der Karrner Josue.

Als Philippus gehört hatte, welch ein werter Gast angefahren gekommen wäre, stellte er sich, die Hände in den Taschen des Beinkleides und mit ausgestemmten Füßen ans Ufer und sah mit großem Behagen zu, wie die Knechte den Gefangenen zu Häupten und zu Füßen packten, um ihn abzuladen. Mit einer Schwenkung des Kopfes deutete er gegen den Eichbaum hin, sie thaten nach Befehl und vor dem Kreuze warfen sie den Karrner zu Boden.

„Herr und Vater!“ so begann nun einer der Knechte zu berichten. „Wir haben ihn ertappt. Des Meierhofes Haushahn hatte er gestohlen und getödtet und verzehrt. Wir haben den armen, lieben, schönen Vogel seit dem Morgen nicht mehr gesehen. Aber am Nachmittage haben wir Federn gefunden hinten im Schachen, und nicht weit davon den Karrner, der eine solche Feder auf dem Hute getragen. Er wollte vorüberhuschen, aber wir haben ihn abgefangen, er hat geläugnet, aber wir haben ihm nicht geglaubt. Wir haben den Dieb und Mörder des unschuldigen Thieres zu Dir gebracht.“

„Einer bekommt nur vier, weil euch drei sind,“ sagte Philippus zu den Knechten, „das Gebetbuch sollt ihr abwechselnd benützen. Bleibt nur da. Wir haben heute einen heiligen Feierabend. Nachher werden wir Wein trinken. Zuerst müssen wir eine Abendandacht halten und dem Herrgott ein Opfer darbringen vor dem Kreuze.“

Diese Worte waren in einer so seltsamen Art und Weise gesprochen, daß die Leute einander mit Befremdung ins Gesicht schauten. Philippus, ohne den Gefesselten, der auf dem Rasen sich wand, zu beachten, kniete hin vor das Kreuz, streckte die beiden Arme gegen Himmel und hub an, so zu beten: „Gerechter Gott, ich danke dir, du hast mich erhört. Du hast meinen Feind gelegt in die Gewalt meiner Hände. Dein ist die Rache, und nach deinem heiligen Willen will ich meine Feinde lieben. Ich thue ihm kein Leid aus Haß, ich tödte ihn nicht aus Rache. Ich liebe meinen Feind und werde ihn küssen, ehe er geopfert wird dem himmlischen Vater. Herrgott! du bist nicht der Judengott, der das Opfer Abrahams verschmäht hat, du bist der Christengott, der das blutige Opfer seines eingeborenen Sohnes angenommen hat zur Versöhnung. Mein himmlischer Vater! Ich bin nicht der hoffärtige Pharisäer, der an deinem Altar steht, ich bin der demüthige Zöllner, der sein An-

gesicht verhüllt und betet: Herr, ich habe gesündigt. Nimm für alle meine Sünden dieses Opfer und verzeihe mir und gib mir ein langes Leben und eine glückselige Sterbestunde und die ewige Seligkeit, Amen."

Mittlerweile war es dämmernd geworden. Am Himmel lag eine rauchbraune Wolkenschichte, nur am Gesichtskreise gegen Sonnenuntergang war ein glühendrother Streifen schnurrgerade hingezogen, wie ein Spalt zwischen Wolken und Erde, durch die das Abendroth hereinleuchtete. Vom Hause hatte sich bald alles Gesinde versammelt um den Eichbaum und Manchem begann unheimlich zu werden.

„Mein lieber Mitbruder im Herrn," so redete Philippus nun den Karrner an. „Heute finden wir uns vor einem andern Richterstuhle, als dazumal. Ich hege keinen Groll gegen Dich, ich wünsche, daß Du die ewige Seligkeit erlangest und fordere Dich auf, Deine Sünden zu bereuen."

„Herr Philippus, ich weiß nichts von dem Hahn!" entgegnete der Karrner, seine Stimme war heiser, „ich habe ihn nicht gestohlen. Ich bin auf einem Botengange zum Schmied in Siebenbrücken nur vorbeigegangen an dem Meierhofe. Sie haben mir die Federn vom Hahn gezeigt, ich sagte aber, das sind keine Hahnenfedern, das sind Geierfedern, wovon ich eine auf den Hut gesteckt, und ich weiß nichts vom Hahn!"

Philippus streichelte mit seinen knochigen Händen sich den langen rothen Bart. Dann sagte er zum Gefangenen: „Du zwingst mich auch noch, daß ich Dich als Lügner strafe. Du weiß es wohl noch nicht, wie meine ehrwürdigen Vorfahren den Lügner gerichtet haben, Du sollst es aber sogleich erfahren. — Junge!" so wandte er sich an einen halberwachsenen Burschen, „gehe in meine Stube und hole die schwarze Tasche heraus."

Die Verblüffung der Anwesenden wuchs. In früheren Jahren war Philippus ein beliebter Metzger gewesen. Hatte es in der Nachbarschaft und selbst weiter um im Thal, etwas zu schlachten gegeben, so wurde Philippus dazu gebeten; dieser Mann warf mit einigen Schlägen jeden Ochsen hin, und das Schwein war auf seinen wohlgezielten Stoß augenblicklich todt. Als aber Philippus später bei zunehmendem Alter und bei gesteigertem Grolle gegen Alles anfieng, sich an den Qualen der Thiere zu ergötzen, machte er die Sache umständlicher und richtete es manchmal so ein, daß das Opfer noch zuckte, wenn er ihm die Eingeweide herausriß. Da meinten die Leute, er solle daheim bleiben auf seinem Lakenhof, sie wollten ihre Metzgerei schon selbst besorgen. Also mußte er sich begnügen mit den Freuden, die das Metzgern in seinem eigenen Hause bot. In der schwarzen Ledertasche, um welche der Junge nun geschickt worden war, befanden sich die Schlachtwerkzeuge.

Weil es nun dunkel geworden war, ließ Philippus zwei Fackeln anzünden, deren Träger zur rechten und zur linken Seite des Kreuzes stehen mußten. Der schwarze Pechrauch qualmte empor zum steinernen Bilde des Gekreuzigten, das Antlitz manchmal verhüllend vor dem rothen Scheine. Philippus öffnete die Tasche, er that es langsam, mit feierlicher Geberde, doch das leise Zittern seiner Hand verrieth eine innere Leidenschaft. Das erste, was er hervorzog, war ein schweres Beil; dann kam ein wuchtiger Eisenring mit scharfen Kanten, hernach ein langes scharfes Messer. Der Gefesselte begann beim Anblick dieser Dinge zu beben am ganzen Körper, die Zuschauer wurden blaß vor Entsetzen. In den Mienen des Philippus war ein unheimliches Zucken, in seinen grünlichen Aeuglein ein grauenhaftes Leuchten. Der Oberknecht flüsterte zu seinem Kameraden: „Er ist wahnsinnig geworden!" Zögernd trat der Knecht zu Philippus vor, berührte ihn ein

wenig am Arm und sagte leise: „Herr und Vater! Wäre das so gemeint? Peitschen, wenn Ihr wollt, aber so nicht. So nicht. Es ist ja nur ein Hahn gewesen, ein altes wertloses Thier. Wir führen ihn zum Gericht, wenn Ihr wollt, heute noch. Dort sollen sieden Dieb bestrafen. Lieber er zum Gericht, als ihr . . .“

Philippus bäumte sich langsam empor. „Was geht das Dich an!“ sagte er dumpf und rauh. „Ich werde vor dem irdischen Richter stehen, ich weiß es, sie werden mich verurtheilen. Jedoch mein himmlischer Richter, wird mir um dieses Opfers willen gnädig sein. Richtet ihn auf!“

Nach diesen Worten ergriff er mit beiden Händen das Beil. In demselben Augenblicke krähte ein Hahn.

„Das ist er! Er ist es!“ Rief Alles untereinander und deutete auf einen Söller hin, wo das Thier nun saß. „Er ist nicht getödtet worden, er kräht! Er ist auch nicht gestohlen worden, da oben sitzt er!“

„Es muß ein anderer sein!“ sagte Philippus.

„Nein, nein, es ist der vom Meierhof. Mit einer Garbenfuhr muß er herübergekommen sein auf die Insel. Es ist unser Hahn, wir kennen seine Stimme und der Karrner ist unschuldig!“

„Und sterben muß er doch!“ sprach Philippus, mit gehobenem Beile dem Hingestreckten nahend. Jene drei Knechte, die den Karrner gebracht hatten, rissen den Wüthenden nach rückwärts. Er fluchte daß die Blätter zitterten auf dem Eichbaum, er fluchte daß das Kreuz erbebte in seiner Grundfeste; wüthend, rasend wehrte er sich vor seinen eigenen Knechten. Es half nichts, sie warfen ihn zu Boden und entwanden ihm die schreckliche Waffe. Der Jungknecht erfaßte das Schlachtmesser, schnitt an dem Josue die Strohwinden entzwei, führte den also Befreiten eilig zum Ufer hinab, machte den zur Stelle stehenden Kahn frei und nun glitt der Karrner hinaus — gerettet.

„Gerettet!“ schnaufte Philippus, sich mit gewaltigem Grimme von den Armen seiner Knechte losreißend, das Messer erfassend und hinabstürmend zum Ufer. „Gerettet? Davor behüte mich der allmächtige Gott! Sterben muß er!“

Aufrecht wie er war, lief er ins Wasser hinein, der schwarzen Masse des Fahrzeuges nach, welches eben vom Ufer abgestoßen hatte. Der Karrner sah noch die Gestalt des Verfolgers und in dessen Hand das Blinken des Messers, er sah wie die Gestalt mit jedem Schritte, den sie nach vorwärts that, tiefer ins Wasser sank, bis endlich nur mehr das dunkelbemähnte Haupt über demselben war. Aber dieses Haupt glitt heran und rasch heran, sosehr der des Ruderns unkundige Karrner auch die Schaufel einsetzte und vorwärts strebte. Er hörte das schnaufende, gräßlich wüste Fluchen des Verfolgers, er sah, wie manchmal neben dem Haupt aus dem Wasser ein Arm sich hob mit dem Messer. Der Mann schwamm nicht, das war zu merken, er hatte noch Grund unter den Füßen. Also floh das Fahrzeug vor der schwarzen Kugel, die auf der Oberfläche des Wassers nachzurollen schien. Der Karrner dachte an sein armes Weib, an seine Kinder, er rief die Mutter Gottes an um Hilfe in solcher Noth, mit aller Macht die Fluten schlagend. Und siehe, der dunkle Punkt des Hauptes tauchte tiefer und tiefer hinab — noch ein Sprudeln und Gurgeln des Wassers, dann war der Verfolger verschwunden.

Der Karrner erreichte das andere Ufer, sprang aus und lief davon wie neu geboren, neu dem Leben wieder geschenkt.

Die Nacht währte lange. Im Lakenhof war keine Ruhe. Als es Morgen ward und der Hahn krähte, suchten sie nach dem Hausherrn. Man fand ihn nicht auf der Insel und

nicht drüben im Meierhofe. Die Sonne stand schon hoch, als er unten, wo der Teich in ein Bächlein abfloß, ausgestoßen wurde. Das lange schwarze Haar voller Schlamm, der lange rothe Bart voller Schlamm und Schaum, im verglasten Auge keine Glut mehr — der Haß war erloschen mit dem Leben.

Das ist die Geschichte von Philippus dem Hasser. Warum sie erzählt worden ist? Aus Vorwitz nicht, aus Lust zum Fabulieren nicht. Auf ihrer Stirn deutlich zu lesen steht der Grund. Sie ist erzählt worden dem häßlichen Hasse zu Trotz und der lieben Liebe zu Liebe.

Das Erbe.

Eine einfache Geschichte von Josef P. Schneider.

„Beinahe hunderttausend Gulden, mein lieber Sohn," sagte der reiche Banquier Elmer, behaglich in einer Causeuse ruhend, „hunderttausend Gulden, das ist in unseren Tagen keine Kleinigkeit. Man muß den Kreuzer zu Rathe halten, wenn man etwas vor sich bringen will und einer solchen Summe entsagen! — Wir seien ohnedies reich, meinst Du. — Nun ja wohl, das Glück war uns günstig und Du bist mein einziges Kind, mein Erbe dereinst, Du bedarfst dieser Summe nicht, denn Du bist niemals ein Verschwender gewesen. Wie oft mußte ich Dich schon auffordern, etwas mehr aufgehen zu lassen. Es würde mich recht sehr freuen, wenn Du daran nicht vergessen wolltest, es ist ja Pflicht unseres Standes, nicht allzu sparsam aufzutreten, noblesse oblige — Du kennst meine Lebensansichten. Du folgst allzu sehr dem Beispiele Deiner seligen Mutter — meiner unvergeßlichen Emilie — die aber bei aller Sparsamkeit was ihre Person betraf höchst liberal war, wenn es sich darum handelte, Armen beizustehen. Freilich, lieber Otto, wenn ich meine Augen schließe, wirst Du Deine Einkünfte kaum zur Hälfte verzehren, Du magst also in Hinsicht auf das Erbe, das Dir Dein verstorbener Onkel zugedacht, in Gottes Namen Deinem Willen folgen, nur bitte ich Dich, daß Du über eine solche — selbst für unsere Verhältnisse bedeutende Summe — weniger schnell verfügst, wenn Du mir doch meinen Lieblingswunsch erfüllst und Deinen Sinn noch änderst."

Fragend blickte der junge blonde Mann, der dem Vater gegenüber auf einem Fauteuil Platz genommen hatte, auf den Sprechenden.

„Ich meine," fuhr dieser fort, „wenn Du mir die Freude machst und Dich vermählst. Aber es scheint, meinem Wunsche gegenüber, Dein vor Langem gefaßter Entschluß festzustehen."

„O, mein Entschluß, lieber Vater, ich habe ja in dieser Beziehung nie einen solchen gefaßt, wenn ich auch," schloß Otto lächelnd, „Dir das Gegentheil nicht beweisen konnte."

„Konnte, Freund, und warum?" sprach ernst der Vater. „Ein junges hübsches, dabei aber kokettes und berechnendes Mädchen nahm Dir Herz und Sinn gefangen, sie ließ Dich in ihren Netzen zappeln, weil es ihr Vergnügen

machte, den gegen Frauenschönheit früher unzugänglich Scheinenden zu ihren Füßen zu sehen, weil es —" sarkastisch lächelnd blickte der Vater auf den Sohn — „den Erben des Millionärs vielleicht als Reserve betrachtete, wenn sich nicht ein anderer, ihr mehr zusagender Freier finden sollte, nun und — der andere hat sich, sicherlich zu Deinem Glücke, Lieber, gefunden. Sollte Dir diese, freilich für Dich weichherzigen Gefühlsmenschen bittere Episode, so den Gedanken an die Ehe verleidet haben, daß Du heute, nach mehr als fünf Jahren, noch Widerwillen gegen dieselbe hegst? Dein dreißigstes Jahr naht und ich fürchte fast doch nein, ich bin der festen Zuversicht, daß Du wählen wirst und mit Bezug auf die Erbschaft bleibt es bei Deinem Willen. Du kannst, wenn Du nach Berlin reisest, um die Hinterlassenschaft meines guten Schwagers zu ordnen, gleich auch die Dir neue Hauptstadt besehen und einige Zeit dort verweilen. Dabei lernst Du unsere armen Verwandten ein wenig kennen und vermagst zu beurtheilen, ob sie das Opfer, das Du ihnen mit dem Verzicht auf das Erbe bringst, auch wirklich verdienen."

Dazu war der junge Elmer nun fest entschlossen, wenn er die Verwandten auch nur dürftig fände.

Der verstorbene Erblasser, der die mit ihm in einer Stadt lebenden Verwandten kaum dem Namen nach gekannt, war eine Sonderlingsnatur gewesen. Einsam und abgeschlossen von der Welt hatte er gelebt, seine Zeit nur seinen Büchern und Karten widmend, denn er war ein hervorragender Historiker. Diejenigen, die ihm durch Verwandtschaftsverhältnisse nahegestanden, hatten sich nie an ihn herangedrängt. Mit dem alten Elmer stand er während beider Jugendzeit, als dieser seine einzige Schwester heiratete in Verbindung, und den Sohn, der dieser Ehe entsprossen, hatte er zum Universalerben seines Vermögens gemacht, dem gewöhnlichen Wunsche der Reichen folgend, ihr Vermögen beim Tode nicht durch Theilung zu zersplittern, sondern in Hände zu legen, in denen es hübsch beisammen bleibe und sich vermehre.

Als der hypochondrische Alte nun die Augen geschlossen, da meldeten sich die Angehörigen in Berlin in dem sicheren Glauben, daß ihnen die Erbschaft zufallen würde; denn wer dachte an die Verwandten in Wien. Der Inhalt des Testamentes jedoch zerstörte alle ihre Hoffnungen und sie ergiengen sich in bitteren Klagen über unverschuldete, ungerechte Zurücksetzung u. s. w. Die Nachricht von ihren Umständen und Vorstellungen erhielt der Erbe gleichzeitig mit der Bekanntmachung der testamentarischen Verfügungen des Onkels. Alsbald äußerte der Wackere dem Vater gegenüber den Wunsch, auf das Vermögen, das nur Thränen, vielleicht Verwünschungen über ihn bringe, zu Gunsten der Dürftigen zu verzichten. Der Vater aber — ein Geldmann vom Scheitel bis zur Sohle — war nicht derselben Ansicht und es bedurfte wochenlanger Ueberredung ehe er sich bereit finden ließ, auf den Wunsch seines Sohnes einzugehen und seine Zustimmung zu der Verzichtleistung zu geben.

Wenige Tage nach der geschilderten Unterredung trat der junge Elmer seine Reise nach der Hauptstadt Deutschlands an. Seine Gedanken waren weit davon entfernt, sich mit der Erbschaft zu beschäftigen, er dachte während der Fahrt vielmehr daran, wie er seine Zeit am besten benützen und alle die Schönheiten genießen könne, welche die ihm noch unbekannte Metropole an der Spree bot. In Berlin angekommen, fand er zwei Schulkameraden, die beide brave Männer geworden und die ferne der Heimat sich ein behagliches Nestchen geschaffen. Hier lebten sie seit Jahren mit ihren Familien in den glücklichsten Verhältnissen.

Mit diesen Beiden entwarf Elmer das Programm für die Zeit seines

Aufenthaltes. Mit den Freunden besuchte er die Theater, an denen die Weltstadt so reich, an ihrer Seite durchwanderte er die Gallerien, in welchen manch neuen und alten Meisters Werk ihm Aug und Herz entzückte.

Der Genuß des geselligen Umganges, die ihm herzlich entgegenkommende Gastfreundschaft, das gemüthliche Zusammenleben in den beiden Familien hatte bald einen eigenen Zauber um ihn gewoben.

In der Hauptstadt des ernsten, frostigen Nordens, lernte er wieder warm und herzlich empfinden, so wie er es einst gekonnt, ehe die Treulose, die er nimmer vergessen konnte, auf seine Bahn getreten.

Eine gewisse Unempfänglichkeit hatte sich seiner in der Heimat mehr und mehr bemächtigt gehabt, er war fast menschenscheu geworden und niemals war er zu bewegen, in einer Gesellschaft allzulange zu weilen, in der sich junge Mädchen bewegten. Immer und immer wieder hatte sich ihm die Erinnerung an seine erste Jugendliebe aufgedrängt und er hielt um der Einen willen, alle die jungen Damen für gedanken- und herzlose Wesen, die, nur der Laune des Augenblicks folgend, selbst fähig seien, frivoles Spiel mit dem Heiligsten, dem Menschenherzen zu treiben.

Umso tieferen Eindruck machte auf ihn ein Vorfall, der auf sein Leben entscheidend einwirken sollte.

Als er eines sommerschönen Nachmittags mit einem seiner beiden Freunde auf dem belebten Wilhelmsplatze vor einem pompösen Schaufenster im Gespräche stehen geblieben war, fiel ihm ein einfach aber höchst nett gekleidetes Mädchen in die Augen und ihr Anblick beunruhigte ihn immer mehr, je näher sie ihnen kam. Ohne sich selbst dessen recht bewußt zu sein, folgte der holden Gestalt sein inniger Blick, bis sie an der Ecke entschwunden war. Elmer konnte vor dem Freunde, dem sein Benehmen und die momentane Zerstreutheit der Antworten auffiel, seine Erregung kaum verbergen und er wandte sich wie im Scherze an diesen mit der Frage, wer wohl die eben vorübergegangene junge Dame gewesen, die sicherlich das schönste Mädchen in Berlin sei.

„Das schönste Mädchen in Berlin, das will viel sagen," erwiderte ihm der Angesprochene lächelnd, „die Dame überdies, die Du meinst, scheint mir eine Fremde zu sein, wenigstens in diesem Stadttheil; denn trotzdem mich mein Beruf als Arzt sehr häufig auf die Straße ruft, habe ich ihr noch nicht begegnet."

Elmer wurde seit dieser Zeit von seinen Intimen oft im Familienkreise mit dem „schönsten Mädchen in Berlin" geneckt und damit an sie erinnert.

Es ist ein eigen Ding um menschliche Empfindungen. Im Kreise von guten, fröhlichen Menschen, da schwindet alles Weh und Herzeleid, an dem der Einzelne so schwer oft trägt. Die eigenen Gefühle gehen auf in der Lust der Anderen und all die Sorgen, das Weh und die Schmerzen unserer Brust weichen dem Frohgefühl, das sich unser bemächtigt.

Mit herzlichster Fröhlichkeit konnte Elmer bei den Scherzen über die unbekannte Schöne in die Lustigkeit der Anderen einstimmen und der blühend jungen Mädchenknospe gedenken, wie man sich eines freundlichen Lebensmomentes oft in freudiger Stunde erinnert. Anders aber überkam es ihn, wenn er einsam auf seinem Zimmer weilte. Mit einer gewissen Aengstlichkeit fast hieng er den Gedanken nach, die ihn immer wieder zurückführten zu seinem Ideale. Mit seltsamer Unruhe harrte er oft lange am Fenster, als müßte die Erwartete endlich doch einmal vorüberkommen. Aber das Schicksal schien es anders zu wollen, das was er ersehnte und von Tag zu Tag erhoffte trat nicht

ein. Er irrte in den Straßen in der Hoffnung, die Schöne zu finden, es blieb umsonst. Die Gesuchte schien auf immer für ihn entschwunden. Der Gedanke, ich sehe das reizende Mädchen nimmermehr, faßte ihn mächtig und dann überkam ihn tiefste Niedergeschlagenheit.

Die Erbschaft, die der Hauptzweck seines Hierseins, wurde ihm zur Nebensache. Am Ende der zweiten Woche war Alles geordnet und er freute sich fast darüber, des Geldes ledig zu sein. Die Erkundigungen, die er über die ihm entfernt verwandten Familien eingezogen, lauteten sehr zu deren Gunsten. Es waren arme, aber arbeitsame redliche Leute, welche das Geschenk Elmers fast in einen gewissen Wohlstand versetzt. Der eine, ein kleiner Kaufmann, konnte sein Geschäft vergrößern und ertragsfähiger machen. Die andere, die Witwe eines kleinen Beamten, durfte das Taschengeld ihres in Jena studierenden Sohnes erhöhen und brauchte mit ihrer Tochter nicht mehr den Pfennig vom Munde absparen für den fleißigen Studenten; der Dritte endlich, Lehrer in einem Dorfe in der Nähe der Hauptstadt, war in seiner Ehe mit so reichem Gottessegen bedacht, daß sein Gehalt nicht ausreichte für die Erziehung seiner Sprößlinge, für die er jetzt mehr aufzuwenden in der Lage war.

Bei der ersten Einladung waren die Drei bei Elmer erschienen. Sie hatten ihm über seine Bitte ihre Verhältnisse geschildert und als er ihnen die rechtskräftige Mittheilung seines Entschlusses gemacht, da konnte er sich ihrer Freudenausbrüche kaum erwehren.

Mit Dankesthränen im Auge wollte die Witwe seine Hände küssen und stammelnd rief sie auf das Haupt des Edlen den reichsten Segen Desjenigen herab, der die Witwen schirmt und die Waisen. Der Kaufmann preßte Elmer an seine Brust, daß ihm schier der Athem vergieng und freudestrahlend machte, mehr zu sich selbst als zu den Andern sprechend, der Schulmeister Pläne, was er aus seinem Jungen nun machen könne.

Ein kleines Büchlein nur, das Tagebuch des Heimgegangenen, nahm Otto als Erbschaft in Anspruch; alles Uebrige überließ er den ihn segnenden Verwandten zur feierlichen Theilung.

Elmer war in diesen Tagen ernst, aber innerlich höchst glücklich und er dachte mit tiefem Befriedigtsein, wie sie jede gute That im Gefolge hat, der Erbschaft. Immer und immer trat aber wieder jene holde Erscheinung vom Wilhelmsplatze vor sein geistiges Auge und das Bild verließ ihn nicht auch im Cirkel seiner Freunde. Mit freundlichem Ernste erwiderte er auf ihre neckenden Fragen, daß auch er nach dem Blick in so manches strahlende Auge, das ihn verheißungsvoll angeblickt, immer noch nicht des schönsten Mädchens in Berlin vergessen habe.

In den Häusern der durch Elmer Beglückten ertönte unaufhörlich sein Name. Die guten Leute sprachen von ihm wie von einem Schutzengel, sie überhäuften den Gütigen mit Freundlichkeiten. Vetter Kaufmann ließ es sich nicht nehmen, Elmer in sein bescheidenes Heim zu bitten und nichts wurde gespart, um den Gast zu ehren. Auch die Witwe und der Lehrer waren gekommen. Anfangs war der Verkehr dem Gaste gegenüber mit Scheu gemischt, gleich als würde man nicht glauben, daß die Gespräche über kleinbürgerliche Angelegenheiten Denjenigen interessieren könnten, der sich über Vergnügen und Freude an irdischen Dingen so erhaben gezeigt, daß er ruhig ein Vermögen hingegeben. Allein bald sahen sie den Irrthum ein. Seine Anspruchslosigkeit, sein warmes Mitgefühl für Alles, was sie angieng, machte sie zutraulich und bald war das Zusammensein ein herzliches. Elmer spielte mit den Kindern des Kaufmannes so lustig, daß der Schulmeister bedauerte, nicht auch seine

Kleinen mitgebracht zu haben. Dieses Versäumnis aber wollte er dadurch wett machen, daß Elmer ihm versprechen mußte, in den nächsten Tagen bei ihm vorzusprechen, dann wollte er ihn mit seinen zahlreichen Familiengliedern bekannt machen.

Während noch davon die Rede war, trat die Tochter der Witwe rasch in das Zimmer. Während sie die Uebrigen nur flüchtig begrüßte, eilte sie auf Elmer zu und unter warmen Worten ergriff sie seine Hände. Aber sie konnte nicht viel sprechen. Thränen des Dankes hemmten ihre Worte, welche sich in überströmender Bewegung in leises Schluchzen auflösten.

Wer aber beschreibt Elmers Erstaunen, als er in der vor ihm Stehenden das „schönste Mädchen von Berlin“ wieder erkannte, die er bis heute stets vergeblich wiederzusehen gesucht. Seine Verwirrung war unbeschreiblich und es dauerte einige Zeit, ehe er sich wieder fassen konnte.

Den Anwesenden entgieng die Bewegung nicht, die sich Elmers bemächtigt. Dieser hatte jetzt nur noch einen Gedanken, eine Empfindung — Elsa.

Niemand achtete bei dem nun folgenden Geplauder des Fluges der Zeit, und es war Mitternacht. als die kleine Gesellschaft sich trennte.

Elsa war voll süßer Unruhe, die sie den größten Theil der Nacht nicht schlafen ließ. Mit Bangen und heimlichem Zagen sah sie dem nächsten Zusammentreffen mit Demjenigen entgegen, auf den sie, wie sie mit dem Scharfblick des Weibes bemerkt hatte, tiefen Eindruck gemacht. — —

Wer wollte das Beginnen und Wachsen, die Hoffnungen und Sorgen der jungen innigen Liebe beschreiben. Elmers und Elsas Neigung zueinander wuchs, sie bemerkten es nicht, sie hatten sich gegeneinander erklärt, und wenn man sie gefragt hätte, wann und wo es geschehen — sie hätten Beide es nicht zu sagen gewußt.

Die beiden Freunde Elmers stimmten ihm mit Freuden bei, als er ihnen seinen Entschluß mittheilte, um die Hand Elisens bei ihrer Mutter zu werben. Noch war kein ganzer Monat seit der Abreise von Wien vergangen, als der alte Elmer von Berlin einen langen Brief erhielt, in dem sein Sohn ihm die glückliche Wendung in seinem Leben mittheilte, ihm Else beschrieb und zum Schlusse in seinem und seiner Braut Namen um den väterlichen Segen bat.

Der Vater aber fand, trotzdem er die Verehelichung seines Sohnes sehnlichst wünschte, doch gegen diese Ehe Manches einzuwenden. Mehrere Briefe liefen zwischen den beiden Hauptstädten hin und her, und es bedurfte des Zeugnisses der beiden Freunde, die der Vater sehr schätzte, bis er endlich seine Einwilligung gab.

Die für den Aufenthalt in Berlin bestimmte Zeit war noch lange nicht vorüber, als der junge Elmer mit seiner Braut und deren Mutter ins Elternhaus zurückkehrte. Der Alte reiste den Kindern bis an die Grenze entgegen. Elsas Anblick schlug alle seine Bedenklichkeiten nieder und nach kurzem Umgange mit Mutter und Tochter sagte er zu seinem Sohne: „Du hast, mein lieber Freund, durch den Verlust der Erbschaft einen großen Schatz gewonnen.“

Und der Schatz, er hat sich als echt bewährt. Wohl wird sein Glanz ermatten unter dem Hauche der Zeit, aber der innere Wert, er wird bleiben. Der Vater selbst, er verjüngt sich neu in dem Glücke seines Sohnes. Stolz geht er an der Seite seiner jungen Schwiegertochter auf der Promenade und sein Blick scheint zu fragen: „Seht Ihr, wie schön sie ist!“ — Und doch, diese Schönheit ist ihr geringster Vorzug; könntet Ihr sie nur sehen, wie thätig und umsichtig sie waltet im Hause; wie fest, wie treu und brav sie steht an der Seite meines Sohnes — Ihr würdet meinen Jungen glücklich preisen.

Der Fall Hedrich-Meißner.

Von Emil Soffé.

Selten hat ein literarischer Streit ein größeres und allgemeineres Interesse erregt als der Fall Hedrich-Meißner. Auf alle Jene, welche die Auseinandersetzungen Hedrichs kritiklos hinnahmen, mußte die Wirkung seiner Brochüre eine überzeugende und für Meißner höchst nachtheilige sein. Hedrich nimmt als „alleiniger Erfinder und ausschließlicher Autor" eine Reihe von Romanen und Novellen, die wir bisher als Meißner'sche Schöpfungen anzusehen gewohnt waren, für sich in Anspruch. Er hatte nicht geirrt, wenn er vermuthete, daß seine Enthüllungen das größte Aufsehen erregen werden, aber er mußte, meiner Meinung nach, das Gewicht seines Beweismateriales doch zu groß und die Urtheilskraft jener, die um die Meißner'sche Production etwas genauer wußten, zu gering angeschlagen haben, wenn er annahm, man werde sofort seine Beschuldigungen ohne Prüfung im vollen Umfange gläubig hinnehmen.

Die Angaben Hedrichs sind keineswegs unanfechtbar; es finden sich da mancherlei Widersprüche. Einmal nimmt er sammt und sonders alle Rechte für sich in Anspruch, dann wieder hat er „Meißner mit Rath und That nicht selten so tief eingreifend geholfen, daß die von ihm gebrachten Aenderungen einem vollständigen Neubaue gleich waren." Hie und da gibt er auch eine geringe Mithilfe Meißners zu, dann erzählt er uns wieder, wie er einen Romanplan, den Meißner vorschlug, als „allzugewöhnlich" verwarf; für die Autorschaft dieser und jener Arbeit fehlen ihm zwar die Beweise, doch hofft er, daß man ihm auch ohne solche glauben werde. Dabei spricht er von Meißner's schriftstellerischer Begabung stets mit ziemlicher Geringschätzung, weiß uns aber andererseits von seinem eigenen Talente, seiner Fruchtbarkeit und Gewandtheit recht viel zu erzählen.

Der Fall muß sicherlich Staunen erregen. Mehr als 30 Jahre bleibt der wirkliche Autor einer großen Anzahl viel gelesener Romane im Verborgenen und läßt einen Andern die Früchte seiner Anstrengung genießen. Wer ist jener Andere, der durch so lange Zeit gleichsam als Strohmann auf dem Titelblatte stand? Da liegt eben das Sonderbare, das Räthselhafte der Sache. Dieser Strohmann hat — wenn wir ihm auch alle von Hedrich angefochtenen Romane und Novellen absprechen — Werke von hohem, hervorragendem Werte geschaffen; vor Allem die „lyrischen Gedichte," die Epen „Ziska," „Werinher," „König Sadal," das Drama „Das Weib des Urias" und so manches Vortreffliche in Prosa. Wie kam dieser Autor dazu, bei einem andern, unbekannten Schriftsteller Anleihen in so ungeheurer Höhe zu machen?

Den schärfsten Eindruck haben selbstverständlich die von Hedrich veröffentlichten Briefe Meißners gemacht, die der Herausgeber noch obendrein mit näheren Erläuterungen versehen hat. Man wird gestehen müssen, daß er sich seiner Aufgabe mit großem Geschick entledigt hat. Freilich, wer mit Meißner in einem intimeren Briefwechsel stand, auf den werden diese, dem Anscheine nach gewiß verfänglichen Briefe nicht die erhoffte Wirkung

ausüben. Meißner liebte den enthusiastischen Briefstil, und ich könnte aus meinem Briefverkehre mit dem Dichter leicht zwei Dutzend Briefe beibringen, die an Ueberschwänglichkeit den von Hedrich publicierten nicht nachstehen. Nach Allem, was über den seltsamen Fall bekannt wurde, steht die Mitarbeiterschaft Hedrichs an einer Anzahl der Romane Meißners gewiß außer aller Frage, aber ebenso sicher ist es, daß die gewährte Hilfe eine bedeutend geringere war, als uns Hedrich glauben machen will und trotz seiner „Nachweise" glauben machen kann.

Meißner wurde früh mit dem wenige Jahre jüngeren Hedrich bekannt, es bildete sich bald eine Freundschaft, die für Meißner verderblich geworden ist. Meißners Wesen war weich, nachgiebig, mittheilsam; vor dem scharfkantigen, schroffen, kalten Hedrich fühlte der Dichter des „Ziska" eine ehrfurchtsvolle Scheu und doch zog es ihn zu diesem Manne.

Meißner sagte noch auf dem Todtenbette: „Mir war Hedrich, in dessen Wesen glühende Phantasie und eiskalter verschlagener Verstand beisammen waren, Autorität. Ich änderte nach seinem Rathe, gestaltete nach demselben um."

Bei der Beurtheilung dieses Streitfalles übersieht man, glaube ich, zumeist etwas sehr Wichtiges: die Persönlichkeit und die Schöpfungen Hedrichs. Man fragt nicht, ob eine Hilfe Hedrichs in der angedeuteten Höhe überhaupt möglich war. Nur den Wenigsten, die in diesem literarischen Zweikampfe ihr Urtheil abgeben, ist Hedrich, sind seine Arbeiten bekannt. Professor Josef Bayer hat sich daher gewiß den allgemeinen Dank verdient, indem er uns anläßlich der Besprechung des Streitfalles mit der Person seines Mitschülers Hedrich vertraut machte. Er erzählt uns von dem poetischen Talente mit selbständigem, intensivem Drange, der sich frühzeitig in Hedrich regte; er betont aber auch das Imponierende, keinen Widerspruch Vertragende, das sich schon bei dem Jünglinge kundgab. „Er duldete bei seinen Commilitonen keine andere Beziehung, als die der Unterordnung." Die Idee, in Hedrich einen genialen Dichter ersten Ranges zu sehen, galt wohl bei den Prager Freunden, nicht bloß bei dem jungen Meißner, als ausgemacht; wird doch in einer Besprechung*) Alfred Meißners aus dem Jahre 1855 von Franz Hedrich, „diesem riesigen Talente, das sich in ganzer mächtiger Fülle noch nicht zu entfalten vermochte," gesprochen. Das war die Ansicht der Jugendfreunde; wir werden sehen, ob sich dieselbe erfüllte.

Hedrich beginnt seine Anklageschrift damit, daß er sich auch den „Prätendenten von York" zuschreibt. Alfred Meißner hatte ihm das Manuscript im März 1854 zur Durchsicht und — wie Hedrich sagt — zur Feilung zugeschickt. Hedrich stützt sein Autorrecht auf den überschwänglich dankenden Brief Meißners vom 8. Mai 1854. Meines Erachtens beweist dieser Brief eben nichts weiter, als daß Meißner die Vorschläge des Freundes in Betracht ziehen will, wie er sie ein anderesmal, z. B. bei den „Feindlichen Polen" rundweg abwies. Hier muß man unwillkürlich fragen, wie kommt der Dramatiker Hedrich dazu, den Dramatiker Meißner zu verbessern? Worauf stützt sich denn eigentlich die überwiegende Meisterschaft, die er sich zuschreibt? Auf diese Fragen läßt sich eine Antwort finden. Dieses überwiegende Gewicht entsprang der hohen Meinung, die Hedrichs Freunde von seinem Talente hatten, einer Meinung, die im Grunde durch nichts gerechtfertigt war. — Hedrich hat sich zu wiederholtenmalen als Dramatiker versucht, ohne auch nur die geringste Wirkung zu erzielen. Seine Stücke sind verschollen, es kostet Mühe, eines aufzutreiben. Wer sich aber endlich in

*) Libussa. Jahrbuch für 1855.

den Besitz dieser theatralischen Versuche gesetzt hat, sieht sich einem Dramatiker gegenüber, der im Trauerspiele monoton und wüst und im Lustspiele steif und hölzern ist. In der Technik, im Aufbau des Dramas konnte Hedrich gewiß keinen Rath ertheilen, und was die Diction betrifft...! Man vergleiche nur eines seiner Stücke mit einem Meißner'schen, und man wird sehen, in welcher Verblendung sich Meißner über das Talent des Freundes befand! Sicher ist es jedoch, daß Beide dies oder jenes Manuscript miteinander durchgesprochen haben; hat doch auch Hedrich von dem Freunde den Stoff zu seinem Trauerspiele „Mokagama" und zu dem Lustspiele „Clairon in Bayreuth" (hier sogar die Vorarbeiten) empfangen. Ich möchte hier aber noch etwas Anderes bemerken. Hedrich sucht seinen Anspruch auf den „Prätendenten von York" durch den bereits erwähnten Brief Meißners, in welchem besonders die Gestalt Cliffords (auf welche sich Hedrich viel zugute zu thun scheint) rühmend erwähnt wird, zu begründen. Wäre die Sache nicht allzu ernst, ich müßte sie wirklich komisch finden. Ich hatte bisher immer geglaubt, Meißner habe für diese Gestalt wie überhaupt für das ganze Drama, den älteren englischen Dramatiker John Ford (1586—1639) als Vorbild oder, wenn man so will, als Mitarbeiter gehabt, wie z. B. Shakespeare an dem Franzosen Belleforest, an dem Italiener Giraldo Cinthio und an vielen älteren englischen Dramatikern Mitarbeiter hatte. Die Figur Cliffords fand nun Meißner, der bekanntlich von Jugend auf die englische Sprache und Literatur kannte, in großen Zügen bei Ford vorgezeichnet; aber auch gewisse Details, sogar manche Wendungen der Diction hat er herübergenommen. Wo da die Hilfe Hedrichs steckt, ist mir unerklärlich. —

Doch — sehen wir weiter! Hedrich behauptet, daß er es war, der zum Roman drängte, zum Aufgeben des Dramas; aber am 10. Jänner 1866, als bereits mehrere bändereiche Romane unter Meißners Namen erschienen sind, schreibt er über sein Stück „Klara": „Jetzt bei der Klara drängt es sich mir mit Macht auf. Was soll ich noch thun, um die Bahn zu brechen? Die Feder fällt mir beinahe aus der Hand. Oft sitze ich wie ein Tiefsinniger und brüte über die Zukunft" .... „Klara war mein Trost, meine Hoffnung. Es wird nichts, Laube refusiert."

Dieser Brief scheint mir von der größten Wichtigkeit. Hier ist einer der schlagenden Beweise — um in der Sprache Hedrichs zu reden — für das Ausmaß seiner Mitarbeiterschaft an den Romanen. Ein Mann, der in diesem gedrückten Tone schreibt, hat schwerlich Romane geschaffen, welche eingeschlagen haben und zu den gelesensten in Deutschland gehören. Ihm hätte um die Zukunft nicht bange zu sein brauchen, der Mißerfolg im Drama wäre ja durch den Erfolg im Romane aufgehoben gewesen.

Doch das nur nebenbei. Wichtiger scheint mir der Umstand, daß Hedrich den so wichtigen Punkt, was ihn eigentlich zum Romane geführt hat, ruhig übergeht. Alfred Meißner seinerseits hat uns genau gesagt, wie er zum Romane kam; die Ungunst der Bühnenverhältnisse hatte ihn vom Drama zum Romane geführt. „Ich hatte die Wirklichkeit des Lebens," berichtet Meißner (Geschichte meines Lebens II. 327) „in den verschiedensten Formen kennen gelernt. Es drängte mich, diese im großen Spiegel des Romanes zu fassen. Dasselbe sollte, aus dem Privatleben und der Familie herausgehend, Stände, Staat, Volkssitten, Politik schildern. — Mir erschien der Roman als ein erweitertes, ausgeführteres Drama, in welchem Bedeutsamkeit des Stoffes, Composition, natürliche Gruppierung, psychologische Charakterzeichnung und Handlung,

durch Verwickelungen aller Art geführt, zusammenzuwirken hatten." Hier ist ein Programm entwickelt, ein Programm, das in allen Meißner'schen Romanen — mag man ihrer Tendenz zustimmen oder nicht — eingehalten ist. Romane in diesem Rahmen verlangen außer Phantasie großes Wissen, große Belesenheit und einen scharfen, durchdringenden Verstand; dies Alles besaß Meißner nach der Erklärung Hedrichs (S. 53) in umfassender Weise.

Wie weit hat sich nun Hedrichs Mitarbeiterschaft erstreckt? An eine große, weitgehende glaube ich trotz der Briefe Meißners (weil ich eben seinen hyperbolischen Stil kenne) ebensowenig, wie an die Bedingung, Hedrichs Autorschaft oder Mitautorschaft an einem, von diesem zu bestimmenden Zeitpunkte bekanntzugeben. Dieses Uebereinkommen soll nach Hedrichs Mittheilung bei dem ersten Romane, der aus dieser Allianz hervorgieng, bei „Zwischen Fürst und Volk" festgesetzt worden sein. Verhält sich die Sache wirklich so, was hätte Meißner, dessen Name damals schon den besten Klang hatte, dabei gewonnen? Wäre nach einer solchen Erklärung nicht ein für immer absprechendes Urtheil über ihn gefällt worden? Wäre nicht Meißners literarische Laufbahn dadurch für immer gestört, vernichtet worden? Wir müssen gestehen, daß uns die Geschichte etwas unverständlich klingt und mit dem von Hedrich (S. 53) gerühmten scharfen, durchdringenden Verstande Meißners schlecht harmoniert. Andererseits stimmen auch die Briefe Hedrichs nicht zu einem solchen Verhältnisse; manche derselben, z. B. der vom 22. April 1868, führen eine sehr dankbare, sogar zerknirschte Sprache, was doch von einem Manne, dem Meißner zu Danke verpflichtet ist und der eigentlich — wie er jetzt sagt — die Finanzen schaffte, sehr unlogisch wäre. Im Besitze eines so furchtbaren Geheimnisses hätte Hedrich, wenn wir die ätzende Schärfe bedenken, mit der er den todten Meißner behandelt, wohl anders, wohl energischer zu dem lebenden Meißner gesprochen.

Meißner hat uns vor seinem Tode über diese Mitarbeiterschaft genaue Erklärungen gegeben; wir haben keinen Grund, an den Worten eines Sterbenden zu zweifeln. „Ich entwerfe schnell," heißt es in seinen letzten Aufzeichnungen, „aber arbeite langsam. Zuerst schaffe ich einen Entwurf, in welchem ich dann modelliere wie der Bildhauer in frischem Thone, endlich stelle ich aus diesem das Buch, wie es ist, her. In diesem Mediumsstadium lernte Hedrich meine Manuscripte kennen, ich nahm seinen Rath entgegen. Er machte auch rasche Hinwerfungen, von denen ich Manches aufnahm, Vieles verwarf."

„Von denen ich Manches aufnahm, Vieles verwarf." So weit scheint mir die Mitarbeiterschaft Hedrichs zu gehen, nicht weiter. Zu diesem Schlusse bringen mich die Novellen und Dorfgeschichten Hedrichs. Wenn man „die Nachtstücke aus dem Hochgebirge," die Novelle „Balbina" (Gartenlaube 1865) mit den Arbeiten Meißners vergleicht, muß Einem sofort ein ganz bedeutender Unterschied im Entwurf und in der Ausführung auffallen.

„Jede Zeile in seinen Arbeiten sieht anders aus, als eine Zeile bei mir," lauten die Worte des sterbenden Meißner. Gewiß mit Recht! Es läßt sich nicht leicht ein schärferer Gegensatz denken. Hedrich, wie er sich in seinen Novellen zeigt, ist ein schriftstellerisches Talent, das hie und da durch seine Energie zu packen weiß, das jedoch noch sehr der Schulung bedarf; neben Stellen von poetischer Glut findet sich das Trivialste, Prosaischeste. Kurz gesagt, dieses zerfahrene Talent ist einer größeren Arbeit, einem figurenreichen Roman nicht gewachsen Colorit, Abtonnung ist in seinen Erzählungen nicht zu finden, da ist Alles

dunkel und abstoßend; dieser Autor hängt mit Vorliebe an der Nachtseite des Lebens, er malt die Schatten desselben noch dunkler als nothwendig.

In diesem finsteren Trotze, in diesen Härten und Ecken lag die magische Kraft, welche die Jugendfreunde, welche Meißner in Bann schlug. Sie glaubten hinter dieser rauhen Schale einen herrlichen Kern verborgen, und Hedrichs selbstbewußtes Auftreten bestärkte sie nur noch mehr darin. Der junge Meißner glaubte an den Genius des Freundes; er meinte, sich vor einer größeren Kraft, als die seinige wäre, beugen zu müssen; Hedrichs Urtheil galt ihm über Alles. So wurde er wider Willen und ohne Noth abhängig. Wohl wich später die Befangenheit, allein eine vollständige Lösung konnte nicht mehr erfolgen.

Hedrichs Arbeiten lassen, soweit ich sie übersehen kann, keinen Fortschritt erkennen. Schon in der früher erwähnten Besprechung Meißners wird bedauert, daß die allzu schroff ausgeprägte Eigenthümlichkeit Hedrichs die Vermittelung mit der Lesewelt von vornherein erschwere. Dieser Mangel an schöner literarischer Fassung haftet auch den späteren Arbeiten Hedrichs an. Wir können der Versicherung Meißners, daß er alle Beiträge Hedrichs prüfen, umschreiben und ändern mußte, daß er sie so, wie sie eingesendet wurden, nicht benützen konnte, vollständig Glauben schenken.

Da nun Hedrich unter seinem Namen Erzählungen erscheinen ließ, so muß es doch verwundern, daß er es gestattete, daß andere Romane und Novellen, die, wie er sagt, von ihm herrührten, unter Meißners Namen erschienen. Und gerade nur diese letzteren Romane und Novellen hatten einen großen Erfolg. Das ist ein sonderbares Ergebnis, an das man schwer glauben kann. Zeigt sich die poetische Kraft in einem Falle, so wird sie doch in dem zweiten nicht ganz und gar ausbleiben.

Glücklicherweise für Meißner finden sich noch unter den Lebenden Zeugen, die ihn an der Arbeit seiner Romane und Novellen sahen. So erzählt uns Professor Josef Bayer: „Jener Abschnitt in dem Roman »Schwarzgelb«, in welchem der Chevalier Negroni auftritt, wurde geradezu in meiner Gegenwart geschrieben, sowie schon früher die anmuthige Pisanerin Marietta Buonara aus der »Sansara« vor mir auf- und abtänzelte und Isaak Altschul die Vorbereitungen zum Laubhüttenfeste traf. Den Roman »Zur Ehre Gottes« sah ich capitelweise entstehen, ganz ebenso die Judengeschichte »Lemberger und Sohn«. Von der Novelle »Moses Amsterdam«, einer geistreichen Groteskstudie, welche Hedrich im Winter 1859 zu München geschrieben haben will, kann ich ferner mit größter Bestimmtheit versichern, daß sie vor meinen Augen an jenem Prager Schreibtisch fertig wurde, um mir dann frischweg vorgelesen und gleich darauf an eine Zeitung geschickt zu werden. Und so finden sich bei genauer Durchforschung meines Gedächtnisses der Erweise noch mehr, daß Hedrich vielfach mit Vorbedacht die Unwahrheit behauptet habe.“

Ein anderer Zeuge, Karl Frenzel, berichtet uns: „Die glückliche Wendung, welche die »Sansara« am Schlusse nimmt, während zuerst Hostiwin ein tragisches Ende zugedacht ward, führte Meißner auf eine Anregung der Fürstin Wittgenstein zurück. Ganze Capitel des Romans sind in der Altenburg bei Weimar von ihm geschrieben worden. Als wir ihn über die schwesterliche Aehnlichkeit zwischen seiner Mariette und Goethes Philine neckten, improvisierte er die Verse: »Die Ihr auf den großen Goethe Alles gern zurückgeführt, meinet wohl, daß ich Mariette der Philine nachskizziert — ach! in Wahrheit schön vorhanden lebte das Original, und ich fühlt' in ihren Banden süßes Glück und süße Qual.«“ — Ein Freund

Meißners, welcher in den Fünfziger Jahren in Prag eine Zeitung redigierte und ebenfalls mit Hedrich bekannt war, theilt mir mit, wie Meißner zu wiederholtenmalen mit ihm die Charakterisierung der einzelnen Romanfiguren durchsprach. Manche Personen sollen mit ungemeiner Porträttreue getroffen sein: der Baron Walmerode, der Marquis von Valmadonna, Marietta Bonara sind Gestalten aus dem Prager und Karlsbader Bekanntenkreise Meißners, das ist sichergestellt; ebenso sichergestellt ist, daß diese Kreise Hedrich verschlossen waren. Dasselbe gilt auch für den Roman „Neuer Adel," in welchem Prager Zustände, Prager Persönlichkeiten bis zur Greifbarkeit geschildert sind, so daß man nach dem Erscheinen des Romans mit Fingern auf sie hinwies. Das ist deshalb sehr wichtig, weil Hedrich damals schon zwölf Jahre von Prag entfernt lebte. Karl Frenzel bemerkt hiezu: „Noch 1865 konnte man mir in Prag die Hauptfiguren des Romans »Neuer Adel« in ihren Urbildern bezeichnen." Ferner erzählt er uns in Bezug auf „Die Kinder Roms," daß ihm Meißner im August 1867 im Baumgarten hinter dem alten Königsbau auf dem Hradschin die Ideen und die Umrißlinien zu diesem Romane mitgetheilt habe.

Es ist nach Allem zweifellos, daß Hedrich an einigen Romanen Meißners mitgearbeitet hat, daß er ihn bei seiner Arbeit berieth, ihm die und jene Wendung vorschlug, Einwände erhob, auch einzelne Partien ausarbeitete. Eine solche Art der Mitarbeiterschaft ist nichts Ungewöhnliches, und das edelste Beispiel solcher freundschaftlichen Berathung gibt uns der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Die kühnen Behauptungen Hedrichs sind jedoch entschieden zurückzuweisen. „In allen diesen Romanen," sagt Karl Frenzel, „steckt so viel Wissen und Belesenheit, die Herr Hedrich nicht besaß, so viel Selbsterfahrenes und Selbstempfundenes, daß Keiner, der genauer um diese Dinge weiß, auch nur einen Augenblick daran zweifeln kann, von wem die Anregung und der Anstoß zu Allem ausgieng."

Uebrigens dürfte Hedrich seine Sache am besten dadurch führen, daß er seine, von ihm so hoch gepriesenen „Schätze von Sennwald" und den „Kleinen Barabas" veröffentlicht; er hat ja diese Werke schon seit Jahren vollendet. Die Kritik wird dann urtheilen, und sein Recht wird ihm werden, sonst — nicht Jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler, sagt Lessing.

Wien.

Bekenntnisse aus meinem Weltleben von P. K. Rosegger.

Wien! Das war das Ideal meiner Jugend. Wie dieses Ideal den Knaben von der Schafweide fortgerissen und durch Abenteuer und Gefahren in die ferne Kaiserstadt gelockt hat, das ist schon von mir erzählt und von Anderen bis zum äußerst Erlaubten nacherzählt worden. Die hier aufgeschriebenen Erinnerungen behandeln mein nachheriges Verhältnis zu Wien; vielleicht sind sie nicht ganz interesselos, die freimüthigen Bekennt-

nisse eines Menschen, der die große Stadt nicht mit den Allerweltsaugen, sondern mit seinen eigenen geschaut hat.

Von meinem dreiundzwanzigsten bis zum sechsundvierzigsten Lebensjahre habe ich jährlich mehrere Wochen in der Kaiserstadt verlebt, wenn auch stets mit Unterbrechungen; es dürfte stimmen, wenn ich von meiner Jugend, und gerade von dem empfänglichsten und unternehmendsten Theil derselben, drei volle Jahre dem Babel an der Donau zuschreibe.

In der ersteren Zeit hatte ich in Wien natürlich noch keine Bekannten. Ich kam als Student auf den Ferien hin, nie in Gesellschaft, immer allein, und trieb mich dort pfeifend und mit dem Stocke fuchtelnd in den Straßen umher. Ich fühlte mich damals in Wien nichts weniger denn fremd; der Oesterreicher in mir war besonders durch Lectüre so vertraut geworden mit der Kaiserstadt, daß es mir manchmal vorkam, als hätte ich den Stefansthurm und die Hofburg schon in frühester Kindheit gesehen. Eine gewisse kecke Abenteuerlust fühlte ich in mir, wenn ich die belebten Gassen und Plätze durchschlenderte, so sorglos und leichtlebig, als wären die Häuser lauter Felswände, die Straßenlaternen lauter Bäume, die Menschen lauter wogendes Buschwerk, welche mich weiter nicht kümmerten. Es war zu jener Zeit, daß ich des Abends manchmal nicht ganz unabsichtlich über den Graben, die Tuchlauben, den Kohlmarkt gieng, Gegenden, die mir schon früher von meinen Studiengenossen aus Wien mit besonderer Wärme ethnographisch geschildert worden waren; allein mir mangelte alle Erfahrung, ja sogar jener Instinkt junger Leute, der aus dem weltfremden Menschentrosse sich die gewünschte Gesellschaft herauszufinden weiß. Es war schon recht viel Entgegenkommen nöthig, so wie damals, als eine bildschöne Dame vor meinen Augen den gelbseidenen Sonnenschirm zu Boden fallen, sich ihn von mir reichen ließ und sich für den kleinen Ritterdienst mit einem Blicke bedankte, der mich weiterer Ceremonien enthob. Ich begleitete sie ein Weilchen, da fiel es mir noch rechtzeitig ein, daß ich mich „im Hotel Wandl zur Stunde mit einem Bekannten zusammenbestellt hätte.“ Ich verbrachte den Abend allein und mißmuthig; am nächsten Morgen, als die herzerfrischende Sonne Gottes niederschien auf die funkelnden Thurmknaufe, war ich dem „Bekannten“ sehr dankbar, daß er — obzwar gar nicht existierend — mir so bereitwillig als Ausflucht gedient hatte. — Wie froh ist man allemal, wenn es gelungen, auf betretenem Irrpfade rechtzeitig umzukehren! Wie stärkt ein solcher Sieg!

Mein Hauptinteresse gieng nach Literarischem und da fand ich den ersten meiner Wiener Freunde an dem Dichter August Silberstein. Als wilder Fremdling war ich eines Tages in seine Wohnung in der Novaragasse getreten, um ihm ins Gesicht zu schauen und ihm zu sagen, wie sehr mir seine Dorfgeschichten in dem Oesterreichischen Volkskalender gefielen. Ich dachte, damit würde es abgethan sein und wollte wieder meiner Wege gehen. Da kam mir aber der Dichter mit einem so herzlichen Wohlwollen entgegen, daß ich blieb, mit ihm aß und trank, über meine und seine literarischen Angelegenheiten plauderte und ihn sehr lieb gewann. Beim Abschiede drückte er mir eine Gabe in die Hand, die ich bei der Heimreise mit dem besten Willen nicht aufzubrauchen vermochte. Wir pflegten von dieser Zeit an einen Briefwechsel, er nahm ein paar meiner mundartlichen Gedichtchen in den von ihm redigierten Oesterreichischen Volkskalender auf, schrieb dazu einige einleitende Worte, machte mir seine Werke zum Geschenk, in welchen ich hernach zu Hause schwelgte, besonders zu gedenken seines humoristischen Romans „Herkules Schwach,“ seiner Erzählungen „Die Alpenrose von Ischl,“ „Der Zier-

thaler Hof," „Der Urlauber," „Der Hallodi," denen ich manche Anregung verdanke. In den Ferien lag ich auf dem Heuboden meines Vaterhauses und las diese Schriften. Mein Dankgefühl gegen den Autor wußte ich nicht anders auszudrücken, als daß ich in den Wald gieng, einen Korb voll Preißelbeeren pflückte und ihm dieselben nach Wien sandte.

In den folgenden Sommern besuchte ich Silberstein auf seinen Sommerfrischen in Naßwald und in Salzburg und unser freundschaftliches Verhältnis besteht bis heute. Wenn der Erste, der in Wien mir als Freund und Förderer entgegentrat, ein Jude war, so muß ich gleich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich im Laufe der Zeit in Wien noch manchen Juden kennen lernte, an dem jene bösen Eigenschaften nicht zu entdecken waren, die man in unseren kopflos-verzagten Tagen dieser Rasse zuzuschreiben pflegt. In Manchem fand ich mehr Sinn für Literatur und mehr uneigennütziges Interesse für den jungen, armen, aufstrebenden Schriftsteller, als im großen Philisterium, das nur in den Wirts- und Kaffeehäusern, beim Sport und bei der Hetz sein Heil ergattert. Es kam freilich nun die Zeit, daß auch bei den Nichtjuden noch mehr liebe, unvergeßliche Freunde für mich aufstanden, und es kam die Zeit, daß das Normal-Wiener-Judenthum, soweit vorübergehend mit ihm verkehrt werden mußte, mir in weniger günstigem Lichte erschien. Davon soll später noch die Rede sein.

In einen größeren Kreis des geistigen Lebens Wiens wurde ich anfangs der Siebziger Jahre durch Ludwig Anzengruber eingeführt. Ich hatte diese bedeutende Charaktergestalt kurz vorher gelegentlich der zwanzigsten Aufführung seines „Pfarrer von Kirchfeld" in Graz kennen gelernt. Wir hatten uns bald warm aneinander geschlossen, meine Verehrung für diesen Mann gieng ins Enthusiastische; auch persönlich verstanden wir uns, und so steckten wir stets zusammen, so oft ich nach Wien kam. Mein Verhältnis zu Ludwig Anzengruber ist in dem Aufsatze über ihn („Heimgarten," XIV., Seite 346) angedeutet. Nähere Aufschlüsse über diese geniale Natur werden die Briefe des Dichters geben, welche der „Heimgarten" demnächst zu veröffentlichen in der Lage sein wird.

Eines Abends brachte Anzengruber mich in eine Tischgesellschaft des Weinhauses „zum Zett" am Hof. Unterwegs dahin bereitete er mich vor, daß in der Gesellschaft ein finsterblickender, mürrisch brummender Mann sein werde, der zur Zeit gerade gegen mich schief gewickelt sei, weil ihm ein wenige Tage früher in einem Wiener Blatte gedrucktes Feuilleton von mir: „Die Hebmutter" wegen der darin herrschenden allzugroßen Freizügigkeit mißfallen habe. Ich möchte mich aber vor dem Manne nicht fürchten, das sei der beste Kamerad, trage ein Goldherz in sich, und kenne mich schon aus meinen Schriften. Er sei auch Schriftsteller, der das Wiener Leben meisterhaft beschreibe, sein Name sei Friedrich Schlögl.

Die Tischgesellschaft bestand größtentheils aus behäbigen Wiener Bürgern und Geschäftsleuten, welche mir weniger Literatur- als Weinkenner zu sein schienen. Einige saßen in Hemdärmeln da, sie rauchten aus Pfeifen und tranken Alle aus einer Flasche, die Einer von ihnen, ein Bäckermeister der inneren Stadt, immer von Neuem füllen ließ. Unter diesen Leuten saß ein stattlicher, etwa fünfzigjähriger Mann mit etwas vorgeneigtem Kopfe und ausdrucksvollem Gesichte. Als wir eintraten, stand er sofort auf, begrüßte Anzengruber mit gemüthlicher Ehrerbietigkeit, wenn man so sagen dürfte, warf dann einen starren Blick auf mich und sprach mit wehmütigem Tone: „Noch so jung und schon so verdor-

ben!“ Dabei gieng ein schalkhaftes Zucken über sein Antlitz, so daß ich alsbald wußte, wie man mit diesem Manne dran war. Er reichte mir die Hand und sagte mit Herzlichkeit: „Es freut mich. Ich habe Sie lieb.“ Das war Schlögl.

Dann setzten wir uns zusammen, und wie wir diese Nacht bis gegen zwei Uhr vertranken und verplauderten, so vertranken und verplauderten wir in der Folge viele Nächte. Anzengruber, Schlögl und ich waren völlig unzertrennlich, und ich belehrte und ergötzte mich an ihrem Gehaben, an ihren Gesprächen, in welchen mir wahres Wienerthum offenbar wurde. Besonderen Gefallen fand ich damals an Anekdoten und Localwitzen, deren sie stets eine unglaubliche Anzahl wußten; es war leichtes und sehr zweifarbiges Tuch, aber die Art in welcher die Sachen vorgebracht wurden gewährte dem Burschen vom Lande nicht bloß einen eigenthümlich lehrsamen, sondern auch einen künstlerischen Genuß. Also lebte ich mich bald in den Geist und die Sitten der Großstadt ein, es giengen mir allerlei Lichter auf, die Menschenkenntnis erweiterte sich zusehends, umsomehr, als meine beiden Genossen selbst hoch über dem standen, was zu colportieren ihnen manchmal Spaß machte, und sie das Philisterthum oft mit den grellsten Blitzen der Satire zu beleuchten pflegten.

Es verstrich jahrelang kein Wintermonat, in welchem ich nicht nach Wien gieng und mehrere Abende in der Gesellschaft Anzengrubers und Schlögls zubrachte. Mehrmals hatten wir unser Zechlocal gewechselt, wir waren beim Zett am Hof, beim Weingarten an der Magdalenenstraße, bei der Kohlkränzen, bei der Birn in der Mariahilferstraße, beim schwarzen Gadern in der Laimgrubengasse u. s. w. und in unzähligen Kaffeehäusern gesessen. Mit den Localen und mit der Zeit hatte auch unsere Tischgesellschaft gewechselt und war literarischer geworden. So waren wir oft beisammen mit Rudolf Falb, mit dem andern Expriester Pederzani, mit Emil Bacano, Wimmer, Gründorf, Feldmann, Bettelheim, Lecher, Grasberger, Keim, Chiavacci, und anderen Literaten und Journalisten; auch Maler, Bildhauer und Schauspieler kamen gerne zu uns, also Obermüller, Johann Georg Mayer, Hans Brandstetter, Martinelli, Krastel und Andere. Ich habe anderswo nie und nirgends wieder eine Gesellschaft gefunden, die so geistvoll, ungezwungen, pudelnärrisch und tief gediegen zu gleicher Zeit gewesen wäre, als die Tischgesellschaften in Wien, deren Mittelpunkte Anzengruber und Schlögl gewesen sind. Allmählich aber schmuggelten sich, Anfangs von manchem unserer Freunde selbst zu wohlwollend gefördert, fremde Elemente ein, bisweilen recht mattherzige, langweilige Gesellen, welche die Ungeniertheit störten und die Unterhaltung verwässerten. Von den Alten blieb einer und der andere aus und ich selbst suchte die Zusammenkünfte nicht mehr so gerne auf, als in früheren Jahren. Daß der geistige Verkehr mit den alten Freunden deswegen nicht gelockert wurde, versteht sich. So blieb ich mit Anzengruber in angenehmster Verbindung, obwohl sich allmählich ein gewisser Gegensatz zwischen uns ausgebildet hatte. Es zeigte sich eine kleine Verschiedenheit unserer Weltanschauung, unserer literarischen Grundsätze, welche jedoch auf die Neigung, die wir uns persönlich bewahrten, keinen Einfluß gewann. Dieser geniale Dichter, dieser kernhafte Charakter, dieser treue Mensch ohne Arg und Falsch war aller Verehrung und Liebe wert, die seine Freunde stets für ihn empfunden.

In lebhaftem, besonders brieflichem Verkehr blieb ich auch mit Schlögl, mit dem ich zur Sommerszeit in Steiermark manche Bergpartie gemacht hatte, so lange wir Beide noch klettern

konnten. Auch erwies er mir mehrmals die Freude, mich in meinem Sommerhause zu Krieglach zu besuchen, wo wir angenehme Stunden miteinander zugebracht haben. Zu bewundern ist das Interesse, mit welchem dieser Mann, der doch bessere Literaturepochen gesehen, der ein geistiger Zeitgenosse Stifters, Lenaus, Grillparzers, Raimunds gewesen, sich den jüngeren Dichtern zuwendete, mit jugendlicher Begeisterung sie las und ihre persönlichen wie literarischen Schicksale wohlgesinnten Herzens verfolgte. Er gehört zu den wenigen meiner Freunde, die fast Alles von mir lasen und auch mit ihrem entschiedenen Urtheile nicht zurückhielten, wenn sie etwas anzuerkennen oder zu tadeln fanden. Das steigerte für ihn meine Sympathie. Meine besondere Verehrung hat Schlögl freilich durch seine unübertrefflichen Wiener Schilderungen und Satiren auf die Wiener gewonnen, die ich immer mehr verstand, je genauer ich in das Wienerleben eindrang.

Eine der lichtvollsten Gestalten aus meinen Wiener Kreisen ist Hans Grasberger, der herzenswarme Mensch, der liebenswürdige Dichter, der klassisch gebildete, gesuchte und gefürchtete Kritiker. Zwischen ihm und mir hat ein inniges Verständnis sich entwickelt in Dingen der Lebensanschauung und der Menschenbeurtheilung, und unser persönliches Zusammensein läßt mich immer wieder fühlen, daß wir Ein Herz und Eine Seele sind.

Auch der Verkehr mit dem Novellisten Emil Vacano, so lange derselbe noch in Wien lebte, war für mich in mancher Beziehung ein anregender.

Wir hatten zur Zeit denselben Verleger Gustav Heckenast in Pest, ein Umstand, der uns zusammengeführt. Vacano war Denen, die er gerne hatte, mit einer fast leidenschaftlichen Wärme zugethan, er überhäufte sie mit den kindlichsten Liebesbezeigungen; er konnte zu den übermüthigsten Streichen aufgelegt sein wie der keckste Bursche, er konnte bei dem Freundschaftskusse erröthen wie ein Mädchen. Ein Gemisch von asketischer Neigung und bacchanalischer Genußlust war in ihm, man konnte in seinen Händen, wenn sie sich ausstreckten nach dem Becher des Dionysos, die Wundmale Christi sehen. Zu jener Zeit schrieb er zwei wunderliche Werke: „Die Gottesmörder“ und „Die Heiligen,“ in welchen sein schwärmerisch religiöses Gemüth mit dem Skepticismus seines Geistes sich oft schlimm in den Haaren lagen. Natürlich gab derlei zwischen uns oft lebhaften Meinungsaustausch, der dann manchmal auch mit bummelwitzigen Beispielen erhärtet wurde. Vacano weihte mich ein in das nächtliche Treiben der Großstadt. Er führte mich in das Orpheum, oder wie die große Unterhaltungsanstalt hieß, wo man Bänkelsänger, Komödianten, Akrobaten, Zauberer, Tanzmeister und Tänzerinnen sehen konnte, welch letztere meine Vorstellung von Frauenwürde um ein sehr Erkleckliches modificiert haben. Vacano suchte mich bald zurückzuhalten, doch mich interessierte das Unwesen. Im Nu waren ein paar Bekanntschaften gemacht, deren mir unerhört scheinender Beginn auf die allernatürlichste Weise sich entwickelte. Bei der jugendlichen Schwärmerei für Alles, dem ich mich damals hingegeben, wundere ich mich heute selbst darüber, daß ich heil davongekommen war. Viele Wienerkinder sah ich um mich, die eine bessere Erziehung als ich genossen hatten, und die doch vor meinen Augen in Tiefen gesunken waren, vor deren Grauen ich mich warnen ließ. Ich streckte manchmal meine Hände aus, um zu beobachten, ob vom Himmel nicht schon Schwefel und Pech zu rieseln beginne. Draußen auf dem Lande wird das sechste Gebot bisweilen in thierischer Brutalität mit Füßen getreten, aber hier im städtischen Dunstbrodem künstlich entfachter Sinne, im Dämmerlichte halb abgedrehter Gas-

flammen sah ich Dinge, die ich einfach nicht begriff, deren Annehmlichkeiten mir nicht einleuchteten und die doch mit rasender Leidenschaft oder mit lüsterner Berechnung vollführt wurden. Das Alles muß ich andeuten, weil kurze Zeit für mich die Gefahr bestand, daran unterzugehen. Freund Bacano hatte sich warnend zurückgezogen, auch die Anderen mied ich bereits, nur einzig noch der neuen Perspective nachspähend, die sich mir aufgethan. Einen Landsmann hatte ich gefunden, der, wenige Jahre älter als ich, sich erwerbslos in Wien umhertrieb, doch Geld im Sack hatte. Er war ein hübscher, aber etwas blasser, aufgeweckter Bursche, aufgeweckt besonders des Abends, wenn die Lichter angezündet wurden; er grüßte sehr viele schöne Frauen auf der Gasse, zwinkerte auch manchmal einer problematischen Gestalt männlichen Geschlechtes zu, wußte alle Schlupfwinkel der Vergnügungen, führte mich, den leicht Leitbaren, dahin und gab mir in Manchem förmlich Unterricht, bis es mir allmählich nicht mehr ganz so unerhört erschien, als anfangs. Es war schon der richtige Weg hinab. Ein Taschendieb rettete mich. Bei einem Gedränge auf dem Stefansplatze (ich weiß nicht mehr aus welchem Anlasse, ich weiß nur, daß Hunderte zur Thurmspitze emporstarrten) wurde mir das Geldtäschchen aus dem Sacke gezogen. Da hieß es, bei einem Bekannten, Herrn Rister (Inspicienten des Burgtheaters), eine kleine Anleihe zu machen, um nach Graz fahren zu können. In Graz erwarteten mich ernstere Studien und Arbeiten und die Wiener Elysiumsfreuden schwanden mir schnell aus dem Sinne.

Meine Erfahrungen aus dem Leben der Großstadt waren damit aber noch lange nicht abgeschlossen. So oft ich Zeit und Geld hatte, fuhr ich über den Semmering, aber ich stellte mich wieder zu meinen alten Freunden. Und ich wanderte oft stundenlang durch die Stadt, um die Gebäude und das Straßenleben zu betrachten. Ich hatte an der Nordseite der Stadt die Basteien noch gesehen, dann sah ich die Entwicklung der herrlichen Ringstraße, das Aufstehen des Cursalons, der Votivkirche, der Universität, des Reichsrathsgebäudes, des Rathhauses, der Museen, des Burgtheaters und anderer stolzen Bauten, die der alten Kaiserstadt einen fast beispiellosen Glanz verleihen. Auf den Stefansthurm stieg ich jährlich mehrmals; etliche Wiener verlachten und verspotteten mich darob und Einer brachte über mich den Namen „Thurm-Peter“ auf. Das Schönste, was sie haben, das Bild ihrer Stadt, das Silberband ihrer Donau, den Eichenkranz ihres Wienerwaldes, das Felsdiadem des Schneeberges — Manche sahen es nicht, ja verschlossen wie absichtlich ihre Augen davor, um sich nur ganz dem Grobsinnlichen hingeben zu können. Das Essen und Trinken ist freilich ganz ausgezeichnet in den Wirthshäusern, und selbst zu Hause ist die böhmische Köchin unübertrefflich; auch die weichen Donaubäder und die Straußischen Walzer, und ein Spritzfahrtel manchmal, und ein Spielchen, ein Vormittagsgläschen und ein Nachmittagsschläfchen — es sind gute Sachen, wahrlich ja! Aber so Einer vom Waldlande herein ist anspruchsvoller, er will Natur in ihrer Größe, Kunst in ihrer Reinheit, Seele und Geist in ihrem vollen göttlichen Adel. Solches suchte ich an der größten Culturstätte des Reiches und fand es nicht immer. Auch dort wie überall gibt es nur wenige Auserwählte, die mit dem Poeten gleichen Sinnes sind und gleiche Ansprüche machen an die Lebensgenüsse eines civilisirten Volkes.

Während meines Aufenthaltes in Wien wohnte ich fast allemal in dem Hause des Generaldirectors Müller, dessen Gattin eine Landsmännin von mir war. In dieser Familie habe ich mich immer wohl gefühlt. Müller selbst

war ein ernstruhiger Mann schwäbischer Abkunft, ein Schwager des berühmten Philologen Franz Pfeiffer. Er war im Denken ebenso ideal, als im Leben praktisch. Er starb als Mann in den besten Jahren. Mit seiner geistesfrischen Frau, einer gebornen Wampel von Sommerstorff in Krieglach und ihrer Schwester, der mir seit Kindestagen sehr lieben Freundin Julie, die das Unglück hatte, ohne Augenlicht durch diese licht- und farbenvolle Welt zu gehen, pflegte ich abendelang Krieglacher-Erinnerungen und inmitten der großen Stadt nahm sich die also vor die Seele gezauberte Dorfidylle des Mürzthales doppelt reizend aus. Den heiteren, genial bummelwitzigen Geist des Hauses besorgten die beiden Söhne Hermann und Otto, die damals Studenten waren, und zwar noch Studenten jener herrlichen Sorte, die da in reinster idealistischer Begeisterung singen konnte: Vom hohen Olymp herab kam uns die Jugend! In Hermann stak, was Leichtlebigkeit und Humor anbelangt, eine starke Dosis Wienerthum, seine heitere Schlagfertigkeit, seine unerschöpflichen Schwänke, sein stets munteres Gemüth, seine stete Bereitwilligkeit, auf alle Scherze einzugehen, machten ihn zum Liebling der Gesellschaften. Ich achtete an ihm noch besonders sein reges Interesse für jede Art geistigen Lebens und Strebens. Zudem besaß Hermann ein großes Zeichentalent, das er besonders für humoristische Darstellungen auszunützen pflegte. — Ein wenig ernster und in sich geschlossener angelegt war sein Bruder Otto. Otto's humoristische Ader schwoll seltener, wenn aber doch, dann noch fast unwiderstehlicher als die Hermann's. Er trieb fleißig Studien über Kunst, Theater und Literatur und schrieb selbst manch merkwürdiges Gedicht harmlos humoristischen oder scharf sarkastischen Inhaltes. In diesem jungen Manne hatte sich der naive Idealismus seltsamerweise vereint mit der modernen Ironie und der Neigung zur Parodie. Gedichte und Scherze, die man nachmalig von ihm in den „Fliegenden Blättern“ fand, geben davon beredtes Zeugnis. Zudem war in ihm ein unentwegtes Streben nach der dramatischen Kunst, eine strenge Gewissenhaftigkeit in Allem, eine Männlichkeit des Charakters, wie man sie bei jungen Männern selten findet, besonders wenn sie von Lockungen der großen Stadt so umspielt werden, wie die bildhübschen, liebenswürdigen und wohlhabenden jungen Müller es waren.

Mit Hermann machte ich manchen Ausflug, einmal auch eine Reise um die Stadt Wien, die, ohne daß wir uns unterwegs, außer beim Mittagsessen in Währing, viel aufhielten, neun Stunden in Anspruch nahm. In den Sommerferien waren wir viel in Krieglach beisammen, wo wir uns gerne mit theatralischen Darstellungen ergötzten, Otto besorgte stets die Helden, ich die volksthümlichen Charaktergestalten. Einmal führten wir im Walde den „Pfarrer von Kirchfeld“ auf, wobei Hermann als der Bärndorfer Michel, Otto als der Pfarrer Hell, ich als der Wurzelsepp, Frau Müller als die Brigitta, höchst Anständiges leisteten. Landausflüge nach dem Feistritzthale, nach dem Gesäuse, auf den Teufelsstein, nach Mariazell, die ich mit der Familie Müller, oder einzelnen ihrer Mitglieder machte, zählen zu den mir liebwertesten Erinnerungen.

Die beiden jungen Männer haben guten Weg gemacht. Hermann ist heute Architekt im Cottesch-Verein zu Wien, Otto ist Schauspieler im deutschen Theater zu Berlin, sein rühmlich bekannter Name lautet Otto Sommerstorff.

Bei dieser Familie nun hatte ich in Wien zur Winterszeit meine Heimstätte, mit ihr jubelte ich bei den patriotischen Glanzfesten und Schaustellungen, an denen Wien so reich war, mit ihr weinte ich nach dem Brande des Ringtheaters, einem Ereig-

nisse, welches mir wohl für immer einen Schatten geworfen hat über das heitere Wien.

Anfangs der Achtziger-Jahre wurde das gastfreundliche Haus Müller in Beherbergung des vagabundierenden Steirers abgelöst von dem Hause meines Schwiegervaters Knaur auf der Wieden, in welchem ich für die Tage meines Wiener Aufenthaltes warme und ständige Niederlassung gefunden.

Schon in den Siebziger-Jahren hatte sich mein Bekanntenkreis in Wien immermehr erweitert. Da gedenke ich noch besonders eines kleinen Beamten der Nationalbank (ich glaube er war Amtsdiener). Ein altes, ruhiges, wohlbeherztes und lebensheiteres Männlein, Names Christian Schum. Welcher echte Wiener kannte den alten Schum nicht!

Er war ein Schwabe, hatte in seiner Jugend Wilhelm Hauff und Ferdinand Raimund auf den Bergen herumgeführt und wußte von vielen Bekanntschaften mit berühmten Persönlichkeiten zu erzählen, ohne aber, daß er damit sich je vorgedrängt hätte.

Sein treuherziges Wesen verschaffte ihm Zutritt in die vornehmsten Geisteskreise. Seine kurzen Bemerkungen waren stets schlagend, seine Anekdoten immer von einer echten Lachsalve der Anwesenden begleitet, seine Begeisterung für die Natur war geradezu rührend. An jedem freien Tage war er, wenn nicht weiter, so wenigstens draußen im Wienerwalde, öfter als fünfzigmal soll er sein Lebtag auf dem Schneeberg gewesen sein und in den steirischen, kärntnischen und tirolischen Alpen war er nicht minder daheim, als auf den Bergen Niederösterreichs. Das war ein Tourist nach dem Herzen Gottes, der nicht allein dort umherkletterte, wo die Berge wild und beschwerlich sind, sondern auch dorthin gieng, wo sie ihre, das Menschenherz ewig erfreuende, liebliche, lebendige Schönheit ausbreiten. Ich kann nicht ohne Rührung denken an den alten Schum, an dieses für Gottes Weltherrlichkeit bis zur Inbrunst dankbare Herz. Mich überhäufte er mit liebevoller Aufmerksamkeit, die ich kaum zu erwidern im Stande war, geschweige verdiente. So oft ihm zu Ohren kam — Schlögl theilte es ihm stets mit — daß ich in Wien sei und bei der bekannten Tischgesellschaft mich einfinden würde, machte der alte Mann den weiten Weg von seiner Alservorstadt bis Mariahilf oder auf die Wieden und hielt bis zum Letzten von uns Stand. Mehrmals besuchte er mich mit seinem runden Frauchen in Krieglach und brachte allemal Geschenke mit, sei es das Bildchen irgend eines gemeinsamen Wiener Freundes, sei es ein Zigarrenpfeifchen, sei es ein Spazierstock oder dergleichen. Schum war vor fünfzig Jahren aus Württemberg eingewandert und starb 1886 zu Mödling, auf dessen Friedhofe am Saum des von ihm so sehr geliebten Wienerwaldes er ruht.

Ein wunderlicher Gegensatz zu Schum war ein anderer unserer Tischgesellschaft, Graf Anton Lazanski. Bevor ich ihn noch persönlich kennen gelernt hatte, lud er mich bei sich zu einem Souper. Mit dem Abendeilzug in Wien eingetroffen kam ich etwas spät, die Gesellschaft, darunter Anzengruber und Schlögl, war bereits bei Tische. Auf mein Klopfen an der Thür öffnete mir ein noch junger Mensch mit schwarzem Schnurrbärtchen, wies mich zur Tafel und bediente mich wie die Uebrigen mit den Schüsseln, die er um den Tisch herumtrug. Der Gräfin, einer jungen, sich einfach und schlicht bürgerlich gehabenden Dame, war ich bald vorgestellt; als ich aber meinen Tischnachbar nach dem Grafen fragte, belehrte er mich, daß es eben der sei, welcher mich zur Thür hereingelassen habe und die Schüsseln um den Tisch trage. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, die „Ritter vom Geiste

wie ein Lakai persönlich zu bedienen. Nach dem glänzenden Souper ergötzte uns Graf Lazanski mit musikalischen Vorträgen, er spielte mehrere Blas- und Saiteninstrumente, worunter die Zither, mit Fertigkeit. Seine Wohnung war ein Arsenal von Jagd- und Fischerei-Geräthen, Touristensachen, Reiterzeug und anderen Sportgegenständen. Ein Sport von ihm schien mir auch sein Verhältnis zu uns Literaten zu sein, in welchem er sich bald unterthänig, bald brüderlich, bald wieder vornehm aristokratisch zu uns stellte. Uebrigens wird er thatsächlich Interesse für uns gehabt haben, er nahm an unserer Tischgesellschaft regelmäßig theil, ohne sich vorzudrängen und war höchst zufrieden, wenn er manchmal ein Jagdgeschichtchen oder ein Anekdotlein aus der Künstlerwelt anbringen konnte. Sein ganz gemüthlich und munter dreinschauendes Gesicht hatte einen schiefen Backen, den ihm ein Zahnreißer ausgerenckt hatte. Immer hatte er etwas Besonderes an sich, war es ein Paar plumper Bauernstiefel, das er sich bei irgend einem Dorfschuster bestellt hatte, war es eine wulstige Bergjoppe aus Schweizerloden, war es eine unförmige Tabakspfeife, aus der er mit Hindernissen ungebrochenen Muthes rauchte. Seine Gesellschaft war keine unangenehme, ein wenig schief gieng es nur, wenn er sich in philosophische Gespräche einließ, da schlug ihm der Aristokrat, der manchmal nur für körperliche Uebungen eingerichtet ist, schon höllisch in den Nacken. Uebrigens war er sehr harmlos, wohlwollend und stets bestrebt, seinen Freunden Freude zu bereiten. Mich hat Graf Lazanski wiederholt in Krieglach besucht; einmal, an einem sehr heißen Sommertage, kam er mit seiner Frau Gemalin zu Fuß von Wien über Mariazell, die Reiseausrüstung auf dem eigenen Rücken schleppend. Dann ließ er sich im Gasthause etwas schmecken und lud eine ganze Tischgesellschaft zum Mahle ein. Glücklich war er, wenn er mit selbstgefangenen Forellen bewirten konnte. Meine Kinder überlud er mit fürstlichen Geschenken; da kam zum Beispiel zu Weihnachten ein vollständiges, stark vergoldetes Altargeräthe zum Messelesen, Kelch, Monstranz, Rauchgefäß u. s. w. in gewöhnlicher Größe, um die manche Dorfkirche meinen spielenden Knaben beneidet hätte; oder es kam für denselben etwa fünfjährigen Knaben ein ganzer Steireranzug mit kurzer Lederhose, grünen Strümpfen und befedertem Alpenhut; oder es kam ein Werkel mit einem halb Dutzend lustiger Wiener Stücklein, zu welchen extra noch ein componiertes Liedchen aus meinem „Zither und Hackbrett" hineingesetzt war. Das Werkel stand auf einem zierlichen Wäglein, mit welchem die Kinder dann durch das Dorf fuhren, das Eine mit dem Strohhütchen absammelnd, während das Andere den Hebel drehte. — Durch solch großartige Geschenke wurden meine Kinder nachgerade verwöhnt, aber merken werden sie sichs doch auf lebelang, daß sie die größten Spielzeugfreuden dem „Onkel Anton" verdanken, wie Graf Lazanski sich nennen ließ. Er hatte selbst keine Kinder, sein Leben war ein unstetes und — da er doch einen Einblick in tieferen Gehalt des Menschenlebens zu haben schien — ein unbefriedigtes. Er starb frühzeitig während eines Aufenthaltes in Italien.

(Schluß folg.)

Das Hausbuch der Frau Stampferin.

(Fortsetzung.)

Den 1. Februarŋ 1681. Jahr bin ich zum erstenmall hinauf ins Holzmästerheisl gangen/ weils auch droben 2 mall die lättige Sicht (Epidemie) eingerisen hatt/ aber zum erstenmall ain Weib mit zweŋ Khindter gestorben seint/ vnd ist nacher woll 18 Wochen stil gewöst/ vnd khein Mensch gestorben. Nacher ist(s) halt vmb vnd vmb gewöst. So hats ein Weib gehabt vnd die rechten Zächen/ hat nit gewist/ wo sies bekhumben hat/ so hab ich ihr von allerleŋ Sachen vnd guette Arzeneŋmidl geschickht/ vnd ist/ Gott Lob/ dervon khumben vnd gesundt wortten/ vnd khein Mensch nacher mehr khranckh wortten. So hab ichs aber mit Ernest gefragt/ waß ihr doch geholfen hat vnder disen Midl(n)/ die ich ihr geschickht het/ so hat sie mier gesagt/ wie es angrifen het/ so het ihr der Khopf gar weŋ dahn/ vnd Hent vnd Fieß zitert/ auch der Magen het ihr gar weŋ gedahn/ sie het wohl allerleŋ Sachen braucht/ aber eß (het) nit woln pöser wern/ aber wie sie mein Burgier/ die Flores/ het eingenumben/ so hets beŋ den Zöchen schröckhlich vmbgearbeit vnd auch ihm ganzen Leib/ vnd het ihr vill Fierdl Gall vnd Schleimb vndter sich vnd vber sich von ihr gebracht. Nacher wers gleich den andtern Dag derauf guett wortten/ vnd wer witer vmbgangen. Eß hat mich woll von Herzen gefreit/ daß dißes ein so guets Midl ist gewösen/ ich hab schwar mein Leit woll die mästen Alle mit der Burgier vor burgiert/ die Khindter vnd Gesindl/ der Herr Vatter vnd Alle/ vnd auch Andtern göben/ wan sies geschwint haben braucht/ eh sies haben lasen vbergen/ so sein sie wohl dersan khumben. Ich danckh meinen Gott vmb sein Arzeneŋmidl/ die er mier noch göben hat/ bit vmb seinen Sögen auch derzue.

Den 1. Märzŋ 1681. Jahr ist der Herr Khörnner vnd sein Annalisl hereinkhumben/ vnd haben vnß sein erstes Dechterl/ Maria Elisabeth/ mein erstes Ingerl/ hereinbracht/ ist 3 Jahr ihres Alters vnd ist gar ein gescheits Diendl. Hab ihr ganz ein neŋs Gewändl göben vnd (sie) aufbauzt/ hat vberaus ein Freit dermit gehabt/ vnd habens so aufbuz(t)er ihrer Frau Brändl/ Frau Khielbrein/ auf Lueben/ gefiert/ wölliche auch ein grose Freit mit ihr hat gehabt. Gott göb ihr seinen göttlichen Sögen/ vnd daß sie zu Gottes Ehr auferzogen wiertt.

Anno 1681. Jahr hat mein liebster Ehwiert den Fiersten auf Bamberg zweŋ Rekhumbendäzionschreüben geschriben/ vnd 3 Prief nacheinandter von Ihr hochfierstlichen Gnatten bekhumben/ vnd dem Herrn Vatter so freindtlich geandtwortt vnd guetten Beschätth göben/ wölliches vnß von Herzen gefreit hat vrn einem sollichen hochen Fiersten so genettige Andwortt zu haben. Seint nur frembte Sachen gewösen/ aber gleichwol guette Beschätt bekhumben. Haben also guette Hoffnung/ wan heindt otter morgen vnßere Khindter waß verlangen/ otter zu ihm in Dienst begerertten/ solles gwiß auch erhalten wurtten. Freit vnß ein sollicher hocher Pätteran.

Anno 1679. Jahr hatt mier mein liebster Hanß Adtam von dem walcherischen Golt 2 gultene Khötten machen lasen/ die greßer wiegt 42 Dugatten vnd die khlienere 20 Dugatten. Die

khlinere hat der Herr Vatter der Eva Maria Diewaltin göben.

Anno 1681. Jahr/ den 12. Febr. ist der Herr Diewalt mit der Everl zu vnß khumben vnd haben vnß hämbgesuecht/ seint gar woll auf gewöst vnd hat noch ein guetts Außsehen gehabt. Seint gleich fier Drofeyach gefarn/ wie ich bin draust gewöst vnd hab lasen die heillige Dreyfaltigkheitsäll hab auffsözen lasen/ vnd seint förtig gewöst/ vnd nacher mit einandter hämb herein. Ich hab vermänth/ ich mießet vor Schmerzen vergen/ Alles auf der rechten Seiten/ daß halbe Gesicht vnd in Ohr/ Dag vnd Nacht hab ich kein Rueh gehabt/ inn Halß ich hab nit schlinten khinen/ waß fier Schmerzen ist nit zu sagen. Hab gleich meine Midl braucht/ den Khopf alleweil abwerts gestrichen/ den Bugl vnd Halß mit warmben Diechern/ meine guetten Kopfpalsamb vbers Gesicht vnd Khopf geschmiert/ Khöpfl gelasen (Schröpfköpfe setzen lassen)/ burgiertt/ mit Zuger vnd Leinsatthöll geraucht/ auf dem Khopf balt mit Arstainöll (Bernsteinöl) angeschmiert/ Moran aufgelögt/ Brott aufgelögt vnd Nierwerger Pflaster zwisen 2 Diechl über daß halbe Geschickht (!) gelögt. Ihmer ein Weil hab ichs wöckh gedan/ nit alleweill ligen lasen/ in warmben Diechern eingewickhlet mein Khopf vnd Halß/ Dowäckh geschnopft/ mit Zuger geraucht/ ein Putter in Moranwasser wol außgewaschen vnd wäckhen lasen vnd in die Nasen gedan/ auch hollerne Schwämb in ein Waser gewäckht vnd den Halß außgurgelt/ mit Gollaun auch/ nacher Zugergandl gesteßen/ vnd sies Mandlöll hab ich alleweil nemben mießen vor den Halßweh/ hab allso etlich Wochen zu dähn gehabt/ aber/ Gott Lob vnd Danckh/ witter pöser wortten. Habs in Form so geriglett (geschüttelt) vnd den Khopf alle beitlet/ so ist mier nacher so gemächlich brochen/ wans mier gächling brochen wer/ so hets mich derfen erstöckhen/ khan allso meinen Gott nit danckhen genueg/ daß er mier so genettigkhlich geholfen hatt.

Anno 1681. Jahr

den 4. Ottober ist so ein groses Waßer gewösst vnd hatt gar auf villen Artthen großen Schatten gedan/ hatt vnß zu Weißkhierchen vnßern neyen Khollborn (Kohlbarren) mitsambt dem Kholl ganz wöckh gedragen/ vnd ist vnß vmb 500 fl. Schatten geschehen. Gott hats göben/ hatts genumben/ khan witter göben/ der Namben döß Herrn sey gewenedeith. Aber vmb vnßere Diewaldtischen ist vnß gar läth gewöst/ hat das grose Waser auch ihnen beinn Hamber vnd Millen gar grosen Schatten gedan/ hat geschriben vmb 400 fl./ wollens woll lieber selber geliten haben/ seint junge Haußwiert/ habens halt schon grosen Schatten/ hoffe aber/ Gott der Allmechtige wiert ihnes witer ersözen vnd seinen reichen Sögen mitdällen/ wölliches ich ihnen von Herzen winsche/ amben.

Anno 1681. Jahr

im Merz ist vnßer Hanß Joßef in die Wallchen hinauf geräst vnd mueß Alles oben recht lernen/ schmölzen vnd bey dem Berg vnd alle Sachen recht erfarn. Gott göb ihm sein Gnatt derzue.

Den 12. November 1681. Jahr bin ich mit dem Herrn Vadter in die Wallchen geräst/ haben gar einen schenen Augenschein eingenumben/ vnd Gott sey Lob vnd Danckh/ schenes gelbes Ärzt gefundten/ bin auch selbsten in neyen Stoln eingefarn vnd lautter schenes gelbes Ärz gefundten/ hab mich gar hoch erfreit deriber vnd Gott daußentmallen Danckh gesagt. Vnßer Herrgott wolle noch ferner seinen heilligen Sögen derzue göben/ daß miers noch khindeten genießen auch.

Den 24. November 1681 ist Herr Johannes Springensölß zum Joßef in die Wallche(n) geräst/ vnd wiert etwan 4 Wochen bey ihm bleiben.

Anno 1682. Jahr

den 9. Jenuary bin ich vnd die Miedl/ auch Jossef/ zu der Khörnerin hinauß

geräst/ so ist sie gleich zu ihrn 4ten Khindt herfür gangen/ ist mer ein Dechterl vnd haist mit Namben Maria Barbara. Hab mich gar nit lang darauſt aufgehalten/ wie ich aber bin hämbkhumben/ hab ich meine Khindter khranckh gefundten/ den Ferttinandl vnd die Lißerl/ der Nandl hatt die hizige Khranckheit gehabt/ vnd andter Zueständt mer/ vnd also ein gefärliche Khranckheit außgestandten. Seint/ Gott Lob/ witterumb gesundt wortten.

Ann 1682. Jahr den 24. Jenuary ist eine solliche große vnd grausambe Schnelän gewösen/ dößgleichen niemall in Votternberg gesehen ist wortten/ hat döß Herrn Springenfölß sein Khreitterhaus sambt dem Stall vnd Wagenhitten Alles verschitt vnd zerbrochen/ vnd hatt ein großschwangeres Weib erschlagen vnd erdruckt/ die Andtern sein noch erhalten wortten vnd (haben) bei einen Fenster noch ausschliefen khinen/ vnd dem Khirschner hats sein Heisel noch erhalten/ wiewoll die Schnelän vmber gelögen ist/ vnd er vnd sein Weib/ wölliche Khindlbötterin ist gewößen/ noch haben khinen beim Fenster ausschliefen. Bey dem Leubner-Schmitischen Heisl oben hatt die Länn nur gleich ein khlänswenig an das Eg angangen/ vnd döß Khämberl/ wo sie seint derein gelögen/ ist der Votten eingefallen/ vnd den Schmitt Redl vnd sein Weib an der Stöll gleich erschlagen.

Herundter nacher ist daß Khiesoller Heisl gestandten/ dößselbige hatts ganz zusambengeworfen/ vnd hatt auch ein Bar Man vnd Weib erschlagen/ auch ein Däll gedruckht vnd noch dervon khumben sein vnd noch beim Fenster außgeschlosen. Wölliche geschlafen haben/ die hats erdruckht/ wölliche noch auf seint gewöst vnd in Stibnen (Stuben)/ die seint noch derson khumben. Ist gleich vmb 8 Vr zu der Nacht gewöst.

Eß hat die ganze Nacht khracht vnd gearbeit. Mier haben vnß gefiercht vnd haben vermänth/ mier mießen Alle augenblickhlich auch begraben wertten. So khumbt der Herr Springenfölß vmb 11 Vr in der Nacht fiers Fenster vnd rieft vndß mier sollen vnß auß dem Hauß begöben/ er rettet vnß dan/ eß hett bey ihm oben ibel gehaust/ mier wärn gleichwoll in der Gefar. Ich steh geschwindt auf vnd wöckh die Leit auf alle/ vnd schickh zum Herrn von Luezendorf vnd laß bitten/ er solt vnß hiniber erlauben/ vnd schickh Böttgewandt hiniber vnd laß die Khindter hiniber dragen alser khranckher. Der Ferdinandl hat sich schier zu khranckh geschrien/ hat alleweil wollen hämbgen/ seint khämb 5 Vattervnßer lang enten gewößt/ so ist gleich ober deß Herrn von Luezendorf ein große Länn abgangen vnd in Bach/ daß also der föllige Bach ist auß auf die Strasen khumben vnd ist zu vnßern Hauß gerunen/ daß man vber die Khnie hat mießen in Waßer gen. Eß hat schier ein Außsehen gehabt/ alß wolt der ingeste Dag wern/ eß hat schröckhlich einandter gerögnett/ eß ist großer Schne gewöst/ eß ist der Wint gangen vnd in Wentten hatts alleweil khracht/ bald ist gar auf die Strasen khumben/ ja/ eß ist woll von Herzen ein Forcht gewöst.

Sundtag derauf haben wier solln in die Khirchen gen/ hat ein Geistlicher sein erste Möß gelösen/ ist beimb Herrn Reichenauer Prezöbter gewöst/ hat Stöfane gehäsen. So haben wier in lauder Waßer mießen hinaufgen. Unßer lieber Herrgott wolle vnß genettigkhlich vor sollichen Vnglickh behietten vnd bewarn.

Den 2. Februar 1683. Jahr hab ich mein lieben Kharl Sigmunt auf Lueben mit mier gefiertt/ hatt sich ja sogar erfreit/ daß er ist hinauß khumben vnd in Hauß herumbgesprungen. So hatt die Zimbermanin gesagt zu vnß/ Ich habs woll gewist/ daß die Frau Muetter wiertt die Khindter herauß fiern/ eß ist nattdierlich. Vor zwen Dagen (seint die Khindter) oben in der Stuben so ge-

prungen/ alß wies die Khindter jezt machen/ bin aufe gangen vnd hab bey der Schliesllnekhen hineingeschaut/ hab aber Niembans gesehen. Mier seint an heilligen Liechtmößdag witter hämb herein gefarn/ vnd seint/ Gott Lob/ Alle woll auf hämb khemben. Zu der Nacht hat sich mein lieber Kharl khlagt/ eß detten ihm die Fieß weh/ vnd hatt ein Hiz bekhumben vnd Khopfweh/ nach deriber die Vrschlechten (Blattern=krankheit)/ ja/ so dikh vnd so voll/ auch groß sein sie worn/ daß also daß armbe Khint in die fiertte Wochen großen Schmerzen hatt gelitten/ vnd auch alleweil den Khopf klagt. Nacher seint sie abgehält vnd hab große Hoff=nung gehabt/ er hetts vberkhemben/ so khumbt ihm ein Huesten vnd hatt alleweib Blueth außgespieben (ausge=speit)/ vnd hat die linge Seiten khlagt/ auch den Khopf/ vnd die Axl auch auf der lingen Seiten. Wie die Huesten hatt nachgelaßen/ wölliche 6 Stundt aufeinandter gewerthet hat/ so hat er starkh angehöbt zu rodlen. Ich hab ja von allen Sachen braucht/ burgiert und khristdiert/ hat sich der Harmb (Harn) auch verlögt/ hab halt nichts khinen von ihm bringen/ biß ihn erstöckht hatt/ vnd ist also in Namben Gottes gestorben. Hat ein Abostemb gehabt in Khopff vnd in der Seiten/ ist ihm der Dotter bey der Naßen vnd Maul hergerunen. Wie verständtig er gestorben/ ist gar nit zu schreiben/ hatt Gott alleweil an=gerieft/ hatt auch bettet/ weil er hatt rötten khinen/ hatt auch ein Döstement gemacht/ hat ihn khein Mensch nit gemandt/ sundtern hat selber sein Schazdriechl (Sparbüchse) begert vnd seiner allten Maria einen Dugatten herauß geben/ in die Khierchen auch ein Dugatten/ vnd zu der heilligen Dreyfaltigkheit auch ein Dugatten/ dem Herrn Vattern einen Daller vnd mir auch einen Daller. Die Herrn haben sich verwundtert vber ihm/ dan sie seint/ dagewöst vnd habens Alles gehertt/ vnd gesagt/ von einem solli=chen Biebl/ der erst in daß 6te Jahr gett/ hetten sie wol niemals solliches erhertt. Habens wol Alle beweint. Ach/ mein Gott/ waß haben mier fier ein Herzenläth gehabt. Erstlichen hat er vnß erbarmbet/ vnd nacher sein groser Verstandt ist vnß so zu Herzen gangen/ vnd sein Anriefung zu Gott vnd seine andechtigen Rötten. Er wär ja so gern gesundt wortten/ wie er aber den Ernest gesehen/ hatt er sich willig derein begöben. Vnßer grester Drost ist dieses gewöst/ daß er so anne Sorg fier daß Angesicht Gottes khum=ben ist/ vnd ein reiner Engel wortten/ der fier vnß bitten wiertt/ amben.

Den 20. Febr. 1682. Jahr ist mein lieber Ferttinandt Fi(n)zenß khranckh wortten. Haben vermänth/ eß wern die Vrschlechten schult/ ist ihm aber auch Alles in Khöpfl ge=wöst/ hat gleich angehöbt zu fandte=siern/ vnd dieses hatt gewertt 13 Dag/ hat auch nie khein bißl gößen/ alß waß man ihm mit Gewalt ihmer ein Milch hat eingoßen. Seint nacher die Vrschlechten khumben/ daß mier allso gar woll haben khent/ daß Alles in Khopf ist gewöst/ vnd auch mit der Seitten alleweil geschrieen hat. Ach/ mein Gott/ waß haben mier fier Herzenläth gehabt/ so zwen liebe Sün auf einmall zu verliern. Ist erst 3 Jahr alt gewöst vnd hatt auch einen grosen Verstand sehen lasen/ auch Gott offt vmb Hilf angerufft in seinen grosen Schmerzen. Hab ja alle Midl braucht/ hab ja vermändt/ mier wiert=ten noch Ainen derfon bringen/ ist aber Gottes Willen gewöst/ vnd ihn den 4 Märzy auch von diser Welt genumben. So sey Gott daußent Mall gewenedeit vnd gedanckht/ daß er meine lieben Khindter zu dem Himbl aus=erkhorn hatt/ ist mein ainiges Win=schen vnd Begern/ meine Khindter zu der Selligkheit geboren zu haben/ wölliches ich von Herzen winsche/ amben.

Den 15. Julius 1682. Jahr hab ich mein 15ziehets Khindt ge=

born/ hab aber gar ein schwäre Ritterkhunfft gehabt/ daß ich gar balt mein Löben hett einbiest. Bin vorhin alleweil khranckh gewöst vnd mier streng derzu gangen/ ist daß Khindt nit recht ankhumben/ nur gleich mit einen Fießl/ hab mier schier zu Doth helfen miesen/ vnd daß Khindt/ wölliches auch ein Viebl ist gewöst/ ist ihm auch nichts abgangen/ gleich so in der hartten Geburtt sein Löben (hat) miesen aufgöben. Seint also in 20 Wochen 3 Viebl gestorben/ Alles nach Gottes Willen.

Dises 1682. Jahr ist vnß woll ein rechts schwärs vnd vnglickhselliges Jahr. Alleweil Aines vmb das Andtere haben wier gehabt/ hab auch nach der Geburtt die hizige Khranckheit bekhumben vnd auch witter gar kranckh gewöst. Alles opfere ichs mein Gott zu seiner Ehr auf/ vnd bitt/ er wolle vnß doch dises Jahr glickhlicher entten lasen/ Alles aber nach seinen göttlichen Willen. Wollt woll von Grundt meines Herzen fro sein/ wan mier Gott einmall ein ruebigers Löben vnd den lieben Gesundt dett göben/ sunsten/ so mier daß Löben zuwitter ist/ ich auch wenig Freit hab gehabt auf dißer Welt/ alß alein mein liebster Ehwiertt/ der ist mein Freit/ vnd weil mier schon alt wern/ witter ein . . .*) Jezt zum Allerheilig haben mier wolln vnßern Hanß Joßef auf Gräz zu einem Dochhter schickhen/ so ist mer einmall ein Geschräy von wögen döß Dierckhen außkhumben vnd von wögen der Rewellen/ haben auch schon die Jessuwitter auß Vngern außdriben/ seint allso vill auf Lueben khumben. Jezundt auch haben die Jeßuwitter mit den Luebnern Händl von wögen der Mill/ daß die Jeßuwitter nit wölln daß Waßer herlaßen durch den Grieß/ vnd haben alles hindan verbauth/ daß allso den Luebnern großer Schatten ist geschehen bei der Mill vnd Winckhlfelt (Winkelfeld, Gegend ö. nächst Leoben). Seint also die Burger khumben vnd haben zusamben gehalten vnd mit Hackhen hinauß vnd die Schlacht abgehackht. Die Jeßuwitter habens hoch empfundten/ aber eß ist ihnen recht geschehen. Ich bin selber alß ein ainfaltiges Weib gangen schauen/ vnd hab ja woll gesehen/ daß die Luebner höchsts Recht haben, dan die Jeßuwitter habens nur von den Luebnern bekhumben. Daß aber das Wasser so großen Schatten hatt gedan/ daß sies also hochbedierfftig sein/ also seint die Jeßuwitter vor Gott vnd der Welt schultig ihnen dießes witter zu göben/ dan die Jeßuwitter khinen nichts davon genießen/ sundtern wendten ihren Spaziergang ein. Mein Gott/ solt ein ganze Gemän wögen eines Spaziergang leiten? Ist hechsts vnbilich.

*) Hier ist ein Blatt ausgerissen.

Den 4. Octtober 1682. Jahr hat die Euerl Diewaltin ihr anderts Khindt geborn/ wölliches gene(n)t ist worden Franz Vallendin/ alß wie sein Gött. Gott wolle ihm langes Löben vnd den lieben Gesund verleihen.

Den 20. Jenuary 1683. Jahr seint mier/ ich vnd der Herr Vatter/ der Fridl vnd Fränzl/ auch die Stänzl vnd der alte Herr Riedlmähr zu der Diewaltin hinauf in Schlitten gefarn/ haben gar guet Löben gehabt/ vnd ihr Fränzerl gar woll aufer gesundten vnd schon großer. Ist gar ein fösstes Khindt/ vnd hatt ihn mit 16 Wochen abgespendt (ein Kind von der Brust abgewöhnt)/ ist also gar ein frumbs Khindt. Haben ihnen auch ihrn neyen Hamber gesehen/ wöllichen sie erst von Herrn Größing khäfft haben.

Den 28. Jenuary 1682. Jahr hatts mer bei vnß ein großmechtigen Schne gehabt/ hatt 6 Wochen einandter geschniben vnd gewätt/ vnd hatt großmechtige Schnegewätten (Schneewehen) gemacht/ daß man sein Löbelang khein Mensch sollichen Schne gedenckht in Votternberg/ vnd haben vnß vor der Schnelän so hartt gefiercht/ auch die Herrn vnß selbsten alleweil geratten

haben/ mier solln vnß auß dem Hauß göben, möcht gächling ein Rögen derein khumben/ so würden mier in der gröſten Löbensgefar sein. Seint also den 28. dito mier alle hinauß auf Lueben ins Hauß/ in vnßers/ vnd seint 9 Wochen derauſt gewöſt/ iſt aber/ Gott Lob/ khein Län abgangen/ die hett Schatten gedan. Die Leit/ die in Hauß seint bliben/ haben sich woll mechtig gefiercht gehabt/ sein in der vndtern Stuben alleweil gebliben. Bey Herr Khiellenprein oben iſt der Schne so hoch gewöſt/ wo die Schrenckhen iſt/ wan man iſt vber gangen/ daß man mit der Axel hatt an daß Dach an geſteßen/ vnd dieselbige Khierchgaſſen iſt ganz voll gewöſt mit Schne vber die Blanckhen auß vnd hinauf/ vberall hatt man mießen in die Heißer zu 5 Stäſl (Stufen) vnd zu 8 Stäſl mieſen hinabgen. Vnſer Holzmäſterheisl hat man gar nichts gesehen/ alß den Gang obeniber ein wenig/ vnd haben nur gleich ein Loch gehab(t)/ daß sie haben khinen ins Heisl schliefen. Vnſer Herrgott wolle vnß genetigkhlich vor ſollichen Schne behieten. Wan geschwint ein Rögen wer khumben/ so hetts grosen Schatten gedan. Zu Lueben hats vnß schon gar woll gefallen/ nur ainig vnd allein der Khirchgang. Jn Faschingdög hats bei Herrn Jeßuwitter alle Dag 2 Pröttig vnd 3 Khierchgang gehabt/ vnd in allen Khierchen ein Gottsdienſts iber den andtern/ daß man also woll Gelögenheit hat/ Gott zu dienen. Seint auch die Herren Jeßuwitter vnß alle Wochen 3 Mall otter gar 4 Mall khemben hämbsuchen. Die Luebner haben vnß auch Alle gar gern drauſten gehabt/ vnd gewinscht haben/ daß mier gar drauſten zu bleiben hetten. Hatt mich also gefreit/ daß mier noch vberall guette Freint hetten/ hab aber auch Allen Ehr bewisen/ so eß nach meinen Vermögen hatt sein khinen/ Armben vnd Reichen.

Den 22. Märzy 1683 Jahr denselbigen Abent/ daß mier nacher seint hämb khumben/ so haben mier daß große Herzenläth vnd Elent erfarn/ daß die Pruger Statt iſt abprunen. Den 22. dito seint mier vmb 9 Vr in der Nacht zu dem Eg/ wo der Franz Geiger wondt/ gangen/ vnd haben die Retten vnd daß Gewilkh von Feyer gar herauf auf Lueben gesehen vnd großes Mittleiden gehabt. Die Prunſt iſt vmb 2 Vr Nachmitdag außkhumben bei einen Wiertt/ der hatt einen Spökh in die Sellch gehenckht vnd iſt Niembs derbey gewöſt/ so hat er angehöbt zu prinen. Muß gleich aber döß Feyer seint gewöſt/ daß allso khein Mensch nit mer hatt erlöschen khinen/ vnd iſt daß föllige Arth/ wo die Heiser seint in einandter gewöſt/ ganz abgebrunen/ vnd der Goltschmit zu Brug/ der vnß vmb etlich hundert Gulten Wert gearbeit hatt/ der iſt auch ganz abbrunen. Der hatt auch dazumall von vnß in der Arbeit vber hundtert Gulden gehabt/ ein silberne Khandl/ ein ganz gultenes Khruzefix mit Diemandt vnd Rowin versözt/ silberne Natl vnd noch Golt/ aber hat vnßes/ da mier geschickht haben/ Alleß gar fleißig zugeſtölt/ wölliches er noch geflehent (geflüchtet) hatt/ vnd haben vnß fiergenumben/ fier sein Drey ein Haußſtucher (Hauseinrichtung) zu göben. Seint auch gar vill Leith verbrunen. Vnßers Herrn Markhtschreiber Matthieß Pengg sein Dochter/ die pey der Ändterl Fleischhakherin iſt Khellnerin gewößen/ iſt in Kheller gleich erſtickht vnd dotter gefundten wortten. Vnßer lieber Herrgott wolle vnß genettig vor ſollichen Vngliekh behietten vnd bewarn. Jſt ein iberauß winttige Zeit/ fiercht mich schier zu khrankh auch vor dem Feyer/ eß iſt Alls ein hilzeß Wößen/ vnd die Stöll gar bei dem Hauß/ wan ein Vngliekh solt außkhemben/ eß khinets khein Mensch erwörn/ verlaß mich also allein auf Gott/ der wäß ihm schon zu dähn nach seinen göttlichen Willen/ amben.

(Fortsetzung folgt.)

Wer will wissen, was sich ziemt.

Ein Büchlein, das Manchem wohlbekommen wird, ist der „Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte“ von Constanze von Franken. Es bringt allerlei freundliche Unterweisungen über persönliches Verhalten zu Hause, in der Gesellschaft, im Geschäfte und bei besonderen Gelegenheiten; es enthält Winke und Rathschläge z. B. über das Essen, die Kleidung, das Rauchen, das Sprechen, das Grüßen, über Spaziergänge, Kirchen-, Theaterbesuche u. s. w. Wer wissen will, was sich ziemt, der frage sich bei edlen Frauen an. Wir wollen hier einige Rathschläge herausgreifen und sehen, wie sie uns gefallen.

Wie soll ich sprechen?

Sprich mit wohlklingender, angenehmer Stimme, und hat Dir die Natur diese Gabe versagt, so suche sie zu erwerben.

Durch Uebung und fortgesetzte Achtsamkeit kannst Du dies wohl erreichen, ohne gerade Kieselsteine in den Mund zu nehmen und gegen das brausende Meer anzusprechen, wie Demosthenes es that.

Dir das undeutliche Sprechen, das Lispeln und Anstoßen mit der Zunge, das Ueberstürzen und Verschlucken der Worte abzugewöhnen, steht ganz in Deiner Macht.

Du sollst gleichmäßig und ruhig sprechen, lieber etwas zu langsam als zu schnell, doch darf das langsame Sprechen nicht in eine schleppende Sprechweise übergehen, wenn Du nicht der Schrecken jeder Gesellschaft werden willst.

Sprich deutlich, aber nicht allzu laut, schreie und kreische nicht.

Sprich natürlich und kunstlos, meide alles Theatralische, Geschraubte und Gewundene.

Sprich ohne heftiges Geberden- und Mienenspiel und sieh Dem, mit dem Du sprichst, frei aber bescheiden ins Gesicht.

Schließe nicht jeden Satz mit: Nicht wahr? und gebrauche keine Flickwörter wie Also — Wissen Sie — sage ich — verstehen Sie? —

Vermeide stereotyp wiederkehrende Worte oder Redewendungen. Wenn Du im Kreise Deiner Bekannten Umschau hältst, findest Du gewiß einen darunter, der eine solche Gewohnheit zur Zielscheibe des Witzes macht.

„Kain und Abel waren gewissermaßen Brüder,“ sagte unser Geschichtslehrer, der keinen Satz ohne „gewissermaßen“ zustande bringen konnte.

Vermeide alle Dialektausdrücke und sei vorsichtig in der Anwendung von Fremdwörtern. Das beste ist ein reines schönes Deutsch.

Sprich richtig. Laß Dir keine Nachlässigkeiten beim Sprechen hingehen, keine halbvollendeten Sätze, keine falschen Casusendungen, keine schlecht angewandten Präpositionen.

Heißt es: „Schreibe wie Du sprichst,“ so muß es mit demselben Rechte heißen: „Sprich, wie Du schreibst.“

Als junger Mann mische keine Kraftausdrücke in Deine Rede, pyramidal, kolossal, sündhaft, sind Ausdrücke, die gegen den guten Ton sind.

Als junges Mädchen achte darauf, Deine Sprache von unfeinen und übertriebenen Ausdrücken rein zu halten. Die berühmte Schriftstellerin Fanny Lewald ließ es nie ungerügt, wenn ein junges Mädchen in ihrer Gegenwart erwähnte, daß sie sich „schrecklich“

freue, oder „gräßlich“ ärgere, „entsetzlich“ langweile u. s. w.

Soll ich einen Trinkspruch ausbringen?

Wenn Du leicht, witzig und dabei frei aus dem Gedächtnis zu sprechen vermagst, gewiß. Gute Trinksprüche sind die Würze jeder Tafel und tragen wesentlich zur erhöhten Stimmung bei. Bist Du aber Deiner Redekunst oder Deines Gedächtnisses nicht ganz sicher, so laß es lieber. Besser ein ungesprochener als ein mißglückter Toast.

Während eines Toastes nach dem Concept in der flach vorgehaltenen linken Hand zu schielen, ist immer mißlich, auch wenn Du Deine Rede nicht gerade mit den Worten „Unvorbereitet, wie ich bin“ begonnen hast.

Bringst Du, wirklich unvorbereitet, Deinen Trinkspruch mit Humor, vielleicht noch dazu in Versen aus, so wird man Dir gern Vieles beifällig hingehen lassen, was sonst in gebundener Rede nicht zulässig ist.

Ehrt man Dich durch das Ausbringen eines Toastes, so bist Du auch als ungeübter Redner genöthigt, darauf zu antworten, doch genügen in solchem Falle ein paar schlichte, herzliche Worte.

Als Dame brauchst Du für einen Dir ausgebrachten Toast nur durch eine Verneigung zu danken, die Erwiderung durch einen Trinkspruch überläßt Du einem Deiner Verwandten oder Bekannten.

Wenn Du einen Toast ausbringen willst, so schlägst Du mit dem Messer an Dein Glas, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf Dich zu lenken.

Während ein Toast gesprochen wird, hat jede andere Unterhaltung zu schweigen.

Laß die Trinksprüche nicht zu rasch auf einander folgen.

Die Toaste gelten gewöhnlich in erster Reihe der angesehensten Person der Gesellschaft, oder der Person, der zu Ehren das Fest stattfindet, dann dem Wirt, der Wirtin, den Gästen, den Damen der Gesellschaft, den Damen überhaupt u. s. w.

Bei dem letzteren Toast kannst Du immer einer beifälligen Aufnahme sicher sein.

Wie benehme ich mich gegen meine Mutter?

Du bist ihr doppelte Ehrerbietung schuldig. Zu der Rücksicht, die Du ihr als Mutter schuldest, kommt die Rücksicht, auf die sie durch ihr Geschlecht Anspruch hat.

Begrüße sie auf der Straße, in Gegenwart Anderer nicht weniger aufmerksam als eine fremde Dame und begegne ihr, auch wenn Du allein mit ihr bist, voll zarter Rücksicht.

Fordere nichts von ihr, sondern bitte darum, achte auf ihre Wünsche, erfreue sie durch kleine Aufmerksamkeiten.

Lege die Zigarre weg, wenn Du mit ihr sprichst, ist ihr das Rauchen unangenehm oder nachtheilig, so rauche überhaupt nicht in ihrer Gegenwart.

Oeffne ihr die Thür, wenn Sie fortgeht, laß sie die Treppe vor Dir hinaufsteigen. Ueberlaß ihr auf dem Trottoir die Häuserseite, auf der Treppe das Geländer. Hilf ihr in den Wagen hinein und hinaus, gehe ihr entgegen, reiche ihr den Arm, begleite sie mit dem Regenschirm.

Ehre sie in Allem wie die feinste Dame, auch wenn sie einfach in Kleidung und Sitte ist.

Kränke sie nie durch ein rücksichtsloses Wort, und bedenke stets, „wie klein sie Dich gesehen hat.“

Wie nähere ich mich dem Mädchen, mit dem ich mich verloben möchte?

Hast Du als junger Mann eine junge Dame kennen gelernt — sei es in einer bekannten Familie, als Freun-

din Deiner Schwester, auf dem Lande, in einer Gesellschaft, auf dem Ball — Die Dir ein besonderes Interesse einflößt, und den Wunsch rege macht, sie einst als Gattin zu besitzen, so wirst Du Deine Blicke von nun an ihr vor allen andern zuwenden und ihr all die kleinen Aufmerksamkeiten erweisen, die der gute Ton einem Herrn der Dame gegenüber erlaubt.

Du hast dies aber so fein und unauffällig zu thun, daß es von Anderen unbemerkt bleibt. Die junge Dame selbst wird die Beachtung, die Du ihr schenkst, sicher herausfühlen.

Nimmt sie Deine Aufmerksamkeit freundlich auf, so thust Du gut, ehe Du deutlicher mit Deinen Absichten hervortrittst, Dich über ihre Familien- und vielleicht auch über ihre Vermögensverhältnisse zu unterrichten, um zu erfahren, ob dieselben Deinen Wünschen entsprechen oder nicht.

In diesem Stadium kannst Du, falls Deine Erkundigungen Dich nicht befriedigen, Dich noch ohne Kränkung für das junge Mädchen zurückziehen, jedenfalls ist es klug gethan, die äußeren Verhältnisse selbst bei einer Herzensneigung nicht ganz unbeachtet zu lassen.

Hast Du Dich aber fest entschlossen, Dich um das Mädchen zu bemühen, so kannst Du mit Deiner Absicht deutlicher hervortreten. Du wirst die junge Dame so oft als möglich zu treffen suchen, in Gesellschaft Dich vorzugsweise mit ihr unterhalten, auf dem Balle mit ihr tanzen, besonders den Cotillon, auf dem Eise mit ihr fahren, Deinem Gruß einen wärmeren Ausdruck geben u. s. w.

Als junges Mädchen hast Du, wenn Du die Aufmerksamkeit eines Herrn in dieser Weise auf Dich gerichtet siehst, Dir klar darüber zu werden, ob Du seine Wünsche erhören willst oder nicht. Wolltest Du einen jungen Mann in seinen Bemühungen um Dich ermuthigen, nur aus Eitelkeit und Vergnügen an Deinem Triumphe, so wäre das nicht allein sehr unrecht und gefühllos gehandelt, es würde sich auch in einer oder der andern Weise sicher empfindlich an Dir rächen.

Kannst Du seine Gefühle nicht erwidern, oder doch nicht in dem Maße, als er es wünscht, so wird es Dir nicht schwer fallen, ihm dies durch Dein Benehmen auszudrücken, auch ohne abstoßend und beleidigend zu sein. Da das Zurückweisen eines Antrages für beide Theile gleich peinlich und unangenehm in seinen Folgen zu sein pflegt, so läßt Du es am besten gar nicht zu einem förmlichen Antrage kommen.

Kannst Du der Erklärung aber nicht aus dem Wege gehen, so sei bei aller Freundlichkeit entschieden in Deiner Zurückweisung. Eine Unentschiedenheit, welche die Hoffnung fortbestehen läßt, während Du weißt, daß Du sie nie erhören kannst, ist eine sehr schlecht angebrachte Rücksichtnahme.

Die einzig richtige Freundlichkeit in diesem Falle besteht darin, die Abweisung entschieden auszusprechen, den Antrag selbst vor allen Andern, den Eltern ausgenommen, geheim zu halten.

Nichts würde ein schlechteres Zeugnis von Deinem Herzen ablegen, als wenn Du Dich eines Antrages, den Du zurückgewiesen, rühmen wolltest.

Wie erkläre ich mich?

Glaubst Du als junger Mann keine Abweisung fürchten zu müssen, so wirst Du den ersten ungestörten Augenblick benützen, um Dich zu erklären.

Welcher Worte Du Dich hiebei bedienen sollst, das überläßt der gute Ton ganz Dir. Meist wird das, was Du sagst, sehr verschieden von dem ausfallen, was Du sagen wolltest, doch pflegen sich zum Glück Liebende bei dieser Gelegenheit erstaunlich leicht zu verstehen.

Auch bei der Antwort, die Du als junges Mädchen ertheilst, wirst Du Dich am besten von Deinem Gefühl

bestimmen lassen. Oft ist es gar nicht nöthig, Deine Antwort in Worte zu kleiden, es wird dem Geliebten genug sein, sie in Deinem feuchten Auge zu lesen.

Willst Du Deinen Antrag nicht mündlich stellen, oder fehlt Dir die Gelegenheit dazu, so kannst Du es auch schriftlich thun.

Eine schriftliche Erklärung bietet den Vorteil, daß Du, ohne von Deinem überwallenden Gefühle gestört zu werden, Alles sagen kannst, was Du zu Gunsten Deiner Liebe vorbringen möchtest. Du kannst dabei zugleich auch Deine äußeren Verhältnisse klarlegen, was mündlich sich nicht immer leicht macht.

Erhältst Du auf Deinen schriftlichen Antrag eine einwilligende Antwort, so läßt Du dann die mündliche Erklärung der schriftlichen folgen.

Bist Du Deiner Sache nicht recht sicher, so versuchst Du die Gefühle der jungen Dame wohl erst durch eine dritte Person zu erkundigen, oder wendest Dich an ihre Eltern und durch diese an die Tochter.

Wie finde ich mich mit einem Korbe ab?

Hast Du als junger Mann gegen Deine Erwartung eine Abweisung erhalten, so hast Du sie ruhig und höflich hinzunehmen. Der gute Ton erfordert in diesem Falle, daß Du Deine Gefühle so viel als möglich in Dir verschließest und der Dame nach wie vor mit tadelloser Höflichkeit begegnest.

Für einen jungen Mann liegt bei unseren Verhältnissen jederzeit eine empfindliche Demüthigung in dem Erhalten eines Korbes, widerfährt ihm diese zu wiederholten malen, so wirft dies einen Schein der Lächerlichkeit auf ihn, der ihm nicht selten bei späteren Werbungen hinderlich ist.

Thust Du als junger Mann gut, Deinen Antrag nicht voreilig zu machen, so hast Du als junges Mädchen doppelt vorsichtig mit Deiner Antwort zu sein.

Ein öfteres Austheilen von Körben würde Deinem Rufe sehr nachtheilig sein, da man immer annehmen wird, daß der Antrag nicht an Dich gestellt worden wäre, hättest Du keine Ermuthigung dazu gegeben.

Die Herren, die keine Lust haben, sich einem ähnlichen Lose auszusetzen, ziehen sich zurück und nicht selten kommt es vor, daß ein junges Mädchen, welches anfänglich zu freigebig mit dem Austheilen von Körben war, schließlich ganz sitzen bleibt.

Wie breche ich ein Verlöbnis ab?

Nur sehr ernste Gründe können das Abbrechen eines Verlöbnisses entschuldigen.

Es muß dies von beiden Theilen mit größter Rücksichtnahme geschehen.

Am besten ist es, allgemeine Gründe anzugeben, wie Mangel an Uebereinstimmung, Verschiedenheit des Temperaments u. s. w.

Am unauffälligsten geht der Bruch von der Braut aus. Selbst dann, wenn es der Bräutigam ist, der das Verhältnis löst, läßt er die Braut vor der Welt die Zurücktretende sein.

Geht der Bruch von Dir aus, so hast Du alle, auch die kleinsten Geschenke der Brautzeit zurückzusenden. Meist wird auch der andere Theil die Geschenke zurücksenden, doch ist er nicht verpflichtet hierzu. Der gute Ton verbietet es nicht, daß Er die Geschenke zurückbehält.

Nach aufgelöstem Verlöbnis ziehe Dich, womöglich für eine Zeit, aus dem gesellschaftlichen Verkehr zurück, um dem Gerede und Ausfragen aus dem Wege zu gehen. In keinem Falle darfst Du Deiner oder Deinem ehemaligen Verlobten etwas Uebles nachsagen.

Wenn irgendwo, so ist hier Schweigen Gold.

Wie lese ich Bücher?

Lies einen Dichter, statt über ihn zu lesen.

Lies nur gute Bücher. „Machen Bücher auch nicht gut oder schlecht, besser oder schlechter machen sie doch."

Lies als Mädchen, was Andere Dir erlauben, als Frau, was Du Dir selbst erlaubst. Schädigt ein unsittliches Buch den Kern Deines Wesens nicht, so streift seine Berührung doch den Blütenstaub von Deiner Seele.

Hast Du ein Buch geliehen, so gib es zurück, und zwar bald und unbeschädigt.

Einen Schriftsteller ehrst Du, indem Du seine Bücher kaufst, nicht indem Du sie von ihm zu leihen suchst.

Schäme Dich als feine Dame den abgerissenen, unsauberen Band einer Leihbibliothek in die Hand zu nehmen.

Wie gebe ich Wohlthaten?

Prahle nie mit Deiner Wohlthätigkeit. Gieb Deine Wohlthaten so, daß die Linke nicht weiß, was die Rechte thut.

Auf öffentliche Sammelbogen darfst Du Deinen Namen nebst Deiner Gabe setzen, auch in Zeitungen darüber quittieren lassen.

Betheilige Dich gern an Wohlthätigkeits-Vorstellungen, -Bällen, -Concerten, erwarte aber keine besondere Belohnung dafür, daß Du Dich für die Armen amüsierteſt.

Wie die römischen Patrizier ihre Clienten, so sollte jeder angesehene Haushalt seinen bestimmten Hausarmen haben.

Lindere erst die Not in Deiner Nähe, ehe Du Deine Gabe nach China oder Neu-Guinea schickst.

's redendi Pöchel.

Wos a steirischa Guatsbesitzer von sein Vettern dazählt.

Is noh go nit long aus, kimbb amol an olta meinischa Vawondter, da Blodermarz-Hiasl von Oberlond, za mir. Grod af da Roas in die Grazerstodt is er, wo sei Suhn als Konzleischreiber sitzt. Nau und do schaut er interwegn holt awenk einer in mei Haus, daß er an Eichtl ohrostad und onfrogad, wia s uns gang ollnmitanond. Mit n Gehwerch is er scha völli banond, da Hiasl, die weiti Roas von Gebirg oba hot n hisch grob hergnomen und hiaz hät er noh a guati Stund eini in d Stodt.

An Aufgschnidns und an Trunk loß ih n fürstelln, do loßt er sih ah nit long hoaßn und gfreut mih, daß s schmeckt.

„Woaßt wos, Blodermarz," sog ih zan eahm, „heint loßt as guat sei mit n Marschiern, heint bleibst do ba mir, schaust Da mei Wirtschoft on und loß Da s guat gschechn."

„Ah na," moant da Hiasl, „eini muaß ih wul heint noh, in d Stodt. Mei Bua woaß s scha, daß ih heint kim."

„Bleib na do," sog ih, „ bist eh scha long neamer aussa kema va Dein Woldnest. In d Stodt is morgn ah noh Zeit. Dein Suhn wern ma schon aussakriagn, heint noh."

„Kunt ma n leicht Poß schickn?"

frogg mih der Olt, „host an Holta-buabn oder wen? Wa ma gleih recht. A bo Kreuzer gabad ih n.“

„Mir wern an gleih hobn, Dein Buabn,“ sog ih und geh zan Telefonwerkl, däs ih in Zimer hon, moch mein Klinsler und frog on ba da Zentral, wo ih woaß, daß in Hiasl sei Suhn sid kurza Zeit Schreiber is, ob er kema kunt.

„Wos is dan dos für a Loch, in dos D ollaweil a so einischreist?“ frogg hiaz da Hiasl.

„Pscht! still sei!“ sog ih, „mit Dein Buabn will ih redn und hon an grod gruafn.“

„Jo narrasch!“ moant da Hiasl, „mei Bua, war er dan do in da Nebnkomer entn?“

„In der Stodt is er,“ sog ih.

„Oba de is jo a gonzi Stund weit weck, wia konst dan hiaz redn mit eahm?“

Nau, af dos geh ih her und deutsch eahms aus, in Oltn, wia däs hergeht, und daß ma durch an lonkn Droht in Ton und d Stim fuatloatn kunt, wir af aner Eisnbohn in Dompfwogn, oba viel gschwinder, dazähl eahms ah, wia ih va mein Zimer aus olli Tog a pormol mit mein guatn Freundn in da Stodt plaudern that und wir ih ma va mein Töchterl, de in da Stodtschul is, imeramol va den Loch ausser ollahond schöni Sochn vorsinga liaßad.

„Plauscher!“ sogg da Hiasl, ober wir er siacht, daß ih nit gspoasl, daß ih hiaz af ar an Klinsler mein Ohrwaschl zuwiholt zan Loch und nochher drauf sog: „Jo, Hiasl, Dei Suhn is grod ba da Jausn, se wern eahms scha z wissn thoan, in an ondertholb Stund kon er do sei!“ Jo, do wird in Hiasl sei Gsicht ollaweil länker und kasweiß af d Leßt. „Kints Ees dan in Teufel brauchn?“ frogg er.

„In Teufel?“ sog ih, „moanast, Hiasl, daß unser Herrgott so wos nit zwegnbracht?“

„Der thuat s nit!“ gibb da Baur zrugg, „die Schworzkünstn, de loßt er in Teufel über.“

„Is dan dos, daß ma durch an lonkn Droht, der hergricht't is dazua, in d Stodt einiredn kon, is dan dos a größeri Kunst,“ so will ih n hiaz belehrn, „as wia wan in Fruajohr af da Wiesn die Bleamerler aufbleam? As wia wan übern Himel da Bliz zuckt und da Duner krocht und von Lüftn in hoaßn Sumertog Eis owafollt?“

„Oba däs is jo notürla!“ schreit da Hiasl drein, „däs is ollaweil a so gwen. Wa nit schlecht, wan in Fruajohr ka Bleamel wochsad!“

„Und host nia nochdenkt drüber, Hiasl, daß olli Tog d Sun aufgeht, und zwor af a Seitn, wo s nit owigongen is? Und is s Da nia aufgfolln, daß da Mond olli Manat amol sa dick und rund wir a Loab Baurnbrot is, und schon in an etla Togn drauf spielt er sih af a feiners Gebacht aussi? Host Dih nia drüber gewundert, daß aus ar an eiskoltn Mühlstoan s Feur aussaspringg, wanst mit ar an Homer draufschlogst? Host Dih nia gfrogg, wegn wos s Wosser in der Källtn stoanhirt wird, und in da Hiz brodlts über oder zsprenggs in Topf? Bist nia drüber z roatn kema, wegn wos a Schneebolln, den st in d Luft aussi wirfst, nit in da Luft henkn bleibb, daß er zan Bodn follt? Is s Da nia merkwürdi fürkema, daß D imer in an Tog va Honsdorf her die Kirchngloggan klinga hörst, und imer in an Tog nit?“

„Oba Vetter!“ schreit er mih wieder on, „däs is jo Olls gonz notürla!“

„Worum is s notürla?“ frog ih. Do schaut er mih groß on. Freilih, so a dumi Frog wird er noh sei leppa nia ghört hobn.

„Notürler is s, weil s nit ondersta sei kon,“ gibb er endler Ontwort.

„Guat,“ sog ih, „host recht. Und däs Zeug, wos Du do siachst, is gonz gnau a so hergricht, daß s spieln

muaß, wia s spielt. Won st do eini redst af n Droht und in da Stodt holt't Oana zan ondern End sein Ohrwaschl zuwi, sa muaß er hörn, wos Du do in meiner Stubn sogst, wan er nit terisch is, s Zeug muaß a so spieln und kon go nit ondersta, weil s notürler is."

„Ei da Teuxl!" schreit der unglaubi Vetter, der ollamol na s Unglaublichsti glaubb und s Onderi nit.

„Geh geh, ban Enk is Olls da Teuxl!" sog ih, hon mih schon a wenk gharbb. „Ban Leutn is da Teuxl und nit ba der Erfindung. Wos sog ih dan: Ban Enk is s da Teuxl gwen, wia s Schiaßpulver is aufkemen, ober wia s nochher selber ban Baurnkriag mit n Pulver die oltn Gschlösser hobss gsprengg, Däs wa nit da Teuxl gwen? Ban Enk is s da Teuxl gwen, wia die Zündhölzler sein dafundn worn; ober wia s af n Scheiterhaufn die olten Weiber und ah jungi bravi Leut ols Hexn hobn vabrent, däs wa nit da Teuxl gwen? Ban Enk is s da Teuxl gwen, wia s die erst Sockuhr hobn aufbrocht; ober wir Ees Enk hiaz ban Uhrhondln oanonder hell schondmassi onschmierts, däs is notürla nit da Teuxl? Ban Enk is s da Teuxl gwen, wias s erstimol mit n Dompfwogn sein gfohrn, ober wans Ees darauf recht lusti schworz fohrn kints, däs wa neama da Teuxl?"

Mit boad Händ holt't er seini Ohrwaschl zua, da Blodermarz-Hiasl und locht überlaut: „Wias Du mih do zsompuzzst! Däs is schon ah da Teuxl!"

„Holt amol do Dein Ohrwaschl zuwi," hon ih gsogg und af s Zeugl gwiesn, „leicht hörst do wos Bessers. Ih muaß an Augnblick aussi in Hof." Und loß n a Randl alloan.

Hon ma s eh gleih denkt, daß er hiaz nochsiniern wird über mei Redn. Und richti, wir der Hiasl a so alloan is in Zimer und noh in an Brotrinderl nogg und an Schluck Wein dazua nimbb, do sogg er zan eahm selba: 's Maul kon er brauchn, däs kon er. A kloans Gfahlt häts ghobb und er hät mih onplauscht. Kunts oba doh heili nit glabn, daß dos notürla hergeht, ba den redandn Löchel! Hot jo nit gor a so gschrian, da Vetter, hasn mit da gwohntn Stim hot er eini gredt — und däs sultn s in da Stodt dina ghört und vastondn hobn? Is wul zan lochn, a so wos. Und wons wohr is, nau, so is da Teuxl dabei. — Ober wort, Schworzer! Mir wirst nit z gscheit, mir! Ih will da noh a Stückl spieln, daß da die Grausbirn auffsteign! Paß auf! Wern ma s gleih sechn, ob ih noh awenk teufelaustreibn kon, wia vor a por Johrn ba da Kua, de z viel Klee hot gfressn. — Da Blodermarz-Hiasl schleicht schön stad zan Telefonzeugl und ma kent eahms schon on, daß er wos in Sin hot. Richti, wir er ban Loch is, mocht er, wia er s ehanter va mir gsechn hot, an Drucker, daß s klinselt. Aft spont er sein lonkn Hols on, mocht an Heschazer und schreit eini ins Loch: „Gelobb sei Jesus Christus!" — Aft nochher paßt er auf, wos hiaz gschechn wird. A wenk zruck holt't er sih von Loch, weil er moant, hiaz und hiaz wird da Teuxl ausfohrn mit an höllaschn Gschrei und Gstonk. Weils daweil olls ban Oltn bleibb, sa wird er hiaz troz, holt't sein Ohrwaschl zan Loch und loust eini. Hiaz hört er ober Oan schrein: „Wos is dan dos für an Ochs, der do Gspöttlerei treibb mit heilign Wortn? Für sölchti dumi Witz sein ma nit do, hobn S ghört, Se?! Wir sein daweil noch Christn, Gott sei Donk und wan S Eahna lusti machn wölln über unsern christlichn Gruaß, sa gehn S za die Türkn eini, oda za die Hottentoten, oder hin, wo da Pfeffer wochst, vastondn? Schluß!"

Nau, denkt eahm da Hiasl, dos war deutlih gmua. Und de Stim! De Stim! Wan dos nit mei Bua is gwen! —

Ober recht gschiacht ma. Wegn wos bin ih ſa fürwitzi. Da chriſtlichi Gruaß wird erſt douh a wenk z guat dazua ſei, daß mar a neugi Erfindung damit probiert, ob s wuhl a koſcher is. Däs Zeugl do, däs ih in Badocht hon ghobb, s kunt von Teuxl wos dabei ſei, däs ſchilt mih hiaz damaſch aus, daß ih a ſchlechta Chriſt wa. Dos wir ih ma mirkn. — Sa weit da Blodermarz-Hiaſl, do kim ih wieder ins Zimmer. Schön ſtad geht er af mih zua und ſchön zach ſogg er: „Du Vetter! Vor Dein redendn Löchel do hon ih Reſpekt. Daweilſt daußt biſt gwen, hon ih a wenk plaudert mit mein Suhn. Guat wirds n gehn, gſund wird er ſei, da Stim noch. — Schön is s wuhl erſt, daß d Leut ſo wos dafindn.“

„Gelt, Hiaſl!“ ſog ih, „und wan ma s Fliagn ah ſcha weck hätn, ſa kuntn ma hiaz s Fenſter aufmochn, wurd gleih einafledrazn, Dei Suhn.“ 's Fliagn daweil noh nit, ober s Fohrn af vier Radeln, und ſa ſtehts ah nit long on, geht da Herr Suhn ba da Thür einer, ſiacht ſein Bodern, daſchreckt und frogg kloanlaut: „Seids epper Ees s gwen, der mih a ſo grüaßt hot?“

„Jo freili, Hanſel!“

„Nochher is s koa Gſpött gwen, nochher nimm ih mei ſchorfi Red wieder zrugg und ſog: In Ewigkeit, Amen.“ —

Schauts, und a ſo hots da Blodermarz-Hiaſl dafohrn, daß die neugn Erfindungen in oltn Glaubn koan Schodn thoan.

Erklärung: Mit n Gehwerch is er ſcha völli banond: Mit den Füßen iſt er ſchon faſt fertig; Poß: Poſt; klinſeln: klingeln; ſchworz fohrn: ohne Fahrkarte fahren; a kloans Gfahlt hots ghobb: viel hat nicht gefehlt; wird trotz: wird muthig.

Oſtermorgen.



Die Glocken haben ſterbend ausgeklungen,
Bei deren Klang mir faſt das Herz zerſprungen.
Ich träumte mich in jene Zeit zurück,
Wo mich umglänzte froher Kindheit Glück,
Wo mich ſo viele warme Lieb' umfieng,
Wo ich an ihrem Arme jubelnd hieng,
Wo ich im Grün der friſch erwachten Auen
Ihr durft' ins liebefeuchte Auge ſchauen,
Und wenn auch Armuth gieng an unſ'rer Seite,
Gieng Liebe mit, die mir den Weg beſtreute
Mit jenen unverwelklich hellen Blüten,
Die mir kein Kröſus dieſer Welt kann bieten.

Ich bin allein im hochgeleg'nen Zimmer,
Die Sonne wirft den warmen Frühlingsſchimmer
Durch meine blankgeputzten Fenſterſcheiben,
Als wollte ſie hinaus ins Freie treiben.
Und auch der letzte Hauch der Oſterglocken
Will mich hinaus zur Frühlingsgrüne locken.

Was ſoll ich draußen, wo ſich Alles freut?
Mein Schmerz um ſie wird ſtärker nur erneut.

Den Glückbegabten ſchlägt nun jene Stunde,
In der ſich aus des Felſengrabes Schlunde
Erhob, das gottbeſeelte reine Weſen,
Die Welt aus Nacht und Finſternis zu löſen.
Doch wem gebettet in dem dunklen Schrein
Sein Liebſtes, was auf Erden er beſeſſen,
Der kann, ſtrahlt' noch ſo heller Oſterſchein,
Das Grab mit ſeinem Schauder nicht vergeſſen. —

Guſtav Starcke.

Kleine Laube.

Der Auerhahn.

Von Adolf Pichler.

Allmählich weicht die Dämmerung,
Der letzte Stern im Ost erblaßt,
Den Falz beginnt der Auerhahn
Stolz droben auf dem Zirbelast.

Doch ach! der Jäger hat's gehört
Und Schritt auf Schritt schleicht er herbei,
Den Sänger wirft aus seiner Luft
Im schweren Fall das falsche Blei.

Die arme Witwe hilft sich leicht,
Hoch ist der Berg und tief der Wald;
Sie gackert schon, den zweiten Mann
Lockt sie herbei zum Neste bald.

Ihr Junggesellen, hört den Rath:
Falzt niemals, wenn Ihr Liebe fühlt,
Fehlt auch das Blei, doch lauert schon,
Wer heimlich euch das Schätzchen stiehlt.

Macht es sodann der Henne nach:
Ein neues Mädchen sucht geschwind,
Hat eine andre Mutter doch, —
Ihr wißt es! — auch ein schönes Kind.

Nach der Kegel-Partie.

Von Karl Pröll.*)

Mit lautem Rollen hatte die Kugel das Ende der Kegelbahn erreicht und schleuderte die letzten Kegel zu Boden, welche noch aufrecht trotzten. Der Mann in Hemdärmeln, welchem der gute Wurf gelungen, reckte sich wieder aus der gebückten Haltung empor und warf etwas den Kopf zurück, um die Beifallsrufe seiner „Kriegspartie-Freunde" mit stolzer Genugthuung zu empfangen. Dann tauchte er die linke Hand in eine Waschschale, um dieselbe zu reinigen.

Er war Linkshänder, trotzdem aber im edlen Kegelspiele den Anderen überlegen. Manche der Mitspielenden hegten den Aberglauben, daß er gerade dieser ausnahmsweisen Einübung vernachlässigter Gliedmaßen seine Erfolge verdanke.

Es gibt auch geistige Linkshänder. Sie erfassen die Dinge mit der anderen Seite unseres Wesens, was die regelmäßig geschulten Menschen nicht gewohnt sind. Werfen Erstere die alten Gedanken-Weiser nieder, so sind die Zuschauer, welche man „Kritiker" nennt, einen Moment erstaunt. Doch rufen diese keineswegs „Bravo," sondern streiten darüber, ob der Sonderling auch wirklich getroffen habe. Dies ist ein Streit, den

*) Aus „Vogelbeeren," Kleine Geschichten und Plaudereien von Karl Pröll. (Erscheint Anfangs April bei Kästenöder, Berlin.)

nur die gesunde Vernunft oder das unbestochene Gefühl entscheiden können, welche höchstens als „Kegeljungen“ angestellt sind und den Mund halten müssen. Wenn Kegel umgeworfen werden, sieht das Jeder. Ob jedoch die Gedankenachse, die wir bisher den Dingen einbildeten, aus der Lage gerückt wurde, dafür gibt es keinen augenscheinlichen, handgreiflichen Beweis. Das legt Jeder nach seiner Manier oder Unmanier, nach seinem Urtheil und Vorurtheil aus. Vor Allem gesteht man nicht gern zu, daß der ererbte Denk- und Kunstbrauch verlassen werde. Es erscheint deshalb höchst unzweckmäßig, einen linkshändigen Geist zu haben. Das bringt viele Unannehmlichkeiten.

Valentin Funder war ein Mann, der, trotz der philologischen Jugend-Dressur, sein eigenes Denktemperament sich erhalten und das damit verknüpfte Mißgeschick gelassen erduldete. Er zeigte sich aufgeweckt und verfügte über nicht geringe Kenntnisse. Selbst den vielgerühmten praktischen Blick konnte man ihm nicht abstreiten. Das heißt, um keinen Irrthum zu veranlassen, er verstand der Menschen Schaffen, nicht der Menschen Art. Die Verlegenheit der Schwäche und die Schwäche der Verlegenheit, welche von der ungleichmäßigen Ausbildung unserer seelischen Organe herstammen, waren ihm fremd und daher unverständlich.

Eine langjährige Erfahrung half ihm nicht hinweg über diese Verkümmerung der Organe des Geschäftssinnes und der Lebensklugheit. Sein Erinnern blieb leider stets ein Ich-Innern und sein Vorwärtsstreben ein All-Streben.

Da Funder sich auch um Literatur bekümmerte, sprachen wir nach Abschluß der Kegelpartie über die neuere realistische Stimmung in der Schriftwelt. Er legte bedächtig die kraftvolle Linkshand auf den Eichentisch, blickte in das halbleere Glas hinein und gab, anfänglich etwas zögernd, dann in rascherem Zuge folgende Ansichten zum Besten:

Wer eine Hausbibliothek, eine Studien-Bücherei, eine litearische Hilfsquellen-Sammlung besitzt, welche er wegen der Raumverhältnisse nicht einen bestimmten Umfang überschreiten lassen will, ist genöthigt, von Zeit zu Zeit eine Ausmusterung vorzunehmen. Bemerkenswert bleibt es, daß dieses Wegschaffen des minder wichtigen Lese- und Nachschlags-Materiales in verschiedenen Zeitpunkten nach völlig geänderten Gesichtspunkten erfolgt. Wer hierin ein gutes Gedächtnis hat, wird bei einem Rückblick auf diese auslesende Thätigkeit erstaunen, welchen Wandel seine Anschauungen über den inneren Wert und die äußere Nützlichkeit seiner Leibbücher vollzogen. Ob er dabei ahnt, daß der Zeitgeist selbst hinter ihm gestanden und leise in das Ohr geflüstert hat, als er einstige Lieblings-Schriftsteller mit kühler Grausamkeit in den Maculaturkorb hinabwarf?“

„Sie haben recht,“ fiel ich ein. „Wir glauben, nach Laune zu handeln und folgen dabei vielleicht einem höheren Gesetze.“

„Was der Bücherfreund erfährt,“ setzte Funder seine Rede fort, „das vollzieht sich auch im Verhältnis der Nation zu ihrer Gesammt-Literatur. Dieselbe mag in großen, öffentlichen Leih-Bibliotheken sorgsam aufgestapelt werden — lebendig im Bewußtsein der gebildeten Zeitgenossen bleibt stets nur ein Theil der geistigen Schöpfungen unserer Literatur-Epochen. Und zwar ein viel kleinerer Theil, wie der nachpflügende Gelehrte denkt, welcher wähnt, die Gegenstände seiner Eigenforschung seien für den Cultur-Haushalt des Volkes unentbehrlich. So paradox sie erscheint, ich wage die Behauptung, die Sinnesart einer Generation trete am deutlichsten hervor in dem, was diese nicht liest, jedenfalls viel klarer, als in dem, was die Zeitgenossen lesen. Wie Wenige kennen heute noch Hegels panlogistische, Schellings natur-philosophische Luft-Paläste, die künstlichen Urwälder der romantischen Schule, Wielands griechische Schwabenstreiche und den bilderreichen, gestaltenkrausen, herzenstiefen Humor Jean Pauls?

„Ich verstehe unter »Kennen« ein

Vertrautsein mit den Hauptwerken dieser Denker, Dichter und Fabulierer infolge eigener Durchsicht, nicht das Nachplappern der Urtheile landläufiger Literatur-Geschichten. Und doch verfügten die erwähnten Schriftdenker und Schriftbildner über hervorragende Geisteskräfte und beeinflußten damit die Gedanken- und Gefühls-Stimmungen der Gebildeten während eines Menschenalters, ja oft noch länger. Andere Bahnbrecher des Denkens, Wollens und der künstlichen Gestaltung, welche von den Nachfahren vernachlässigt wurden, zeigen sich heute wieder im unverhüllten Glanze; die sie verschleiernden Nebel, welche aus den Niederungen der Literatur emporstiegen, sind vor einem frischen Tageshauch zerstreut worden. So ist es mit unserem Lessing der Fall, so ergieng es einem Shakespeare. Ja, Schopenhauer mußte bis zum Abend seines Lebens den von ihm gehaßten Katheder-Philosophen das Feld überlassen. Die Neigung für Hell-Licht und die Neigung für Schatten-Spiele und Dämmerungs-Reflexe wechseln nicht nur in der Malerei, sondern auch in der Literatur miteinander ab. Die Romantik wird in einer andereen Form wieder einmal erstehen und auch himmelsstürmende Aufklärungs-Perioden werden nochmals kommen."

„Wer wird schließlich aber den Platz behaupten?" fragte ich, „die Verschleierer oder die Enthüller?"

„Der Realismus," erwiderte Funder, „war immer, und auch der Idealismus ist nie völlig abhanden gekommen. Man muß nur die Begriffe richtig zu unterscheiden verstehen und die jeweilige Summe der Erkenntnis mit in Betracht ziehen. Ersteres ist nicht so leicht, weil die Worte an absichtlicher oder absichtsloser Unbestimmtheit leiden. Soll man den Idealismus sich im Gewande der Muttersprache verdeutlichen, so könnte man demselben einmal einen Höhersinn, ein anderesmal einen Entäußerungsdrang, ein welt- und zeitflüchtiges Gelüsten zuschreiben."

„Der gedankenklare Idealismus eines Goethe," fuhr Funder fort, „der weite, doch eigentlich immer irdische Fernsichten eröffnete, ist ganz etwas Anderes, als der Idealismus der Romantiker, welche nur ein Fernträumen ersehnten und in mystischer Dunkelheit schwelgten. Im Gegensatz hiezu darf man den Realismus bald als Nahesinn, als Trieb, zu den Wurzeln des Ichs und der Gesellschaft vorzudringen, bald als den platten Geschmack an dem rein Aeußerlichen erklären.

Der Gedankenfinder und der Gedankenverlierer sind ebenso verschiedene Naturen, wie der Erscheinungsprüfer und der Erscheinungssimpler. Ersterer sucht heute die Fühlung mit den Naturwissenschaften, der modernen Art des Erkennens, Letzterer sammelt wahllos die Abfälle, welche bei dem großen Entwicklungs-Processe der Menschheit angehäuft werden. Ein Realist bei aller Märchenfreudigkeit ist schon Herodot gewesen, und ein Küchen-Realist trotz aller frivolen Sentimentalität blieb auch der selige Hofrath Clauren, das Entzücken unsrer Großmütter, bis ihn der romantisch-burschikose Hauff zum »Mann im Monde« erhob."

„Ja, was ist aber der Prüfstein für den echten Idealismus und Realismus?" warf ich dazwischen.

„Es kommt auf Lebens- und Kunst-Ernst an," betonte Funder, „ob man ein schlichter Idealist, ein gerader Realist wird, oder ein Zerrbild dieser großen, nie aussterbenden Geistesrichtungen. Ein Idealist mit wächsernen Flügeln und geblendeten Augen ist nicht mehr wert, als ein Realist mit falschen Zähnen und ausgestopften Waden. Der herzkräftige Idealist und der gesunde Realist stehen sich ja immer nahe in ihrem Streben, trotz der verschiedenen Art ihres Wirkens. Denn sie haben beide dasselbe schöpferische Gewissen. Man soll sich durch die gegensätzlichen Schlagworte der literarischen und künstlerischen Parteien und Parteigänger nicht irre machen lassen. Ibsen, dieser gedankenherbe Vorläufer und Vorgrübler eines künftigen Shakespeare, welcher die Geheimnisse der Menschencharaktere gerne auf physiologischem Wege zu erschließen sucht, behält dabei doch stets den Blick auf den »Adels-Menschen,« auf den Ge-

danken- und That-Freien hingerichtet. Er verfährt zwar in seiner Dichtweise inductiv, das ist: die Einzelheiten erspähend, nach dem Ursprung der Erscheinungen spürend. Allein er erreichte damit ein ganz festes Lebens-Ideal, gewinnt einen kernigen Leitgedanken zur Beurtheilung der Menschen und ihres Zusammenseins. Er fahndet nach dem Menschen, wie er sein soll und prüft die Naturbedingungen und die vorhandenen socialen Zustände, unter denen wir uns entwickeln und entarten.

Der Idealist faßt dieses Zukunfts- oder Vergangenheits-Bild in eine einzige Anschauung zusammen, muß es jedoch dann hinnehmen, wenn die Thatsachen der Gegenwart ihn stets berichtigen. Er erhebt uns für Momente, während der Realist erziehlich zu wirken sucht, indem er den Weg ausforscht, auf dem wir vielleicht die Höhe erreichen und dort Fuß fassen können."

„Und wie verhalten Sie sich gegenüber unseren heutigen Literaturkämpfen?" fragte ich gespannt.

„Der Streit der Schulen ist unnütz," erwiderte Funder, „er läuft hinaus auf eine Wort-Verschwendung, ein leeres Gepränge oder ein überflüssiges Gezänke. Nur die willensstarke Denk- und Phantasie-Arbeit, welche unablässig sich des inneren und äußeren Menschen zu bemächtigen trachtet, schafft Werke, welche wir ruhig in unserer Bibliothek stehen lassen dürfen. Nur in unserer Bibliothek? Nein! Einzug sollen sie halten in Kopf und Herz, in Anschauung und Thatleben, um sie alle zu läutern und zu befruchten."

Lautes Gelächter der Tafelgenossen unterbrach uns, die wir in der Ecke dieses Gespräch führten. Ein Mitspieler, ein naiver Naturalist, hatte soeben eine saftige Zote zum Besten gegeben, die wir überhört hatten. War dabei etwas verloren? Gutmüthig stießen wir mit dem beifallgesegneten Anekdoten-Erzähler an. Er kümmert sich zum Glück nicht um Literatur.

Eine Parabel.

Von der Priesterherrschaft im Mittelalter werdet Ihr gehört haben. Ritter und Fürsten hatten dagegen gestritten, aber zumeist nicht viel ausgerichtet. Die Priesterherrschaft hätte die Welt erobert, wenn Eines nicht gewesen wäre. Aber Eines war gewesen, jenes Eine, das zu allen Zeiten zerstörend in der menschlichen Gesellschaft gewirkt hat. Die Uneinigkeit, die Mißgunst. Die Weltpriester unter sich, das that's zur Noth, die Klostergeistlichkeit unter sich harmonierte auch nicht übel, allein die beiden Arten gegenseitig neckten sich, fochten sich an, bekämpften sich gegenseitig unter Dach und auf öffentlichem Platze. Daß sie sich gegenseitig die Seelen wegfischten, war schon bedenklich, aber daß sie sich auch die Leiber der Schafe streitig machten, war noch schlimmer. Denn die Welt, sowie die Ordensgeistlichkeit trachtete die Laien auf ihre Seite zu bekommen und wollte ihr Bestes.

Und gerade dieses Beste machten sie sich einander manchmal scharf streitig. Also beklagte sich zu Nürnberg einst ein Klosterkoch, daß die Weltpriester zuviele Hühner verzehrten. „So viele Hühner!" rief er aus, „daß die Eier, die wir brauchen, von Woche zu Woche theurer werden!"

Eine ähnliche Klage führte zur selben Zeit die Haushälterin eines Weltpriesters zu Nürnberg: „Diese Klosterkappen vertilgen so viele Eier, daß die Hühner im Preis steigen von Tag zu Tag!"

„Gut," sagte hierauf der kluge Weltpriester zur Haushälterin, „trotzdem sie theuer sind, die Hühner, kaufe sie doch auf, kaufe sie alle auf, die auf dem Platze sind. Auch meinen lieben Amtsbrüdern will ich sagen, daß sie alles Hühnervolk der Stadt und Umgegend aufgreifen lassen, damit die Klöster kein einziges Ei mehr kriegen."

Also sollte es geschehen.

Aber die Klosterbrüder waren noch klüger als die Weltpriester. „Um diesen Dorfkutten," sagten sie, „das Hühnernaschen zu verlegen, haben wir guten

Rath. Gehet alle hinaus, ehrwürdige Brüder, auf Gassen und Straßen, in Häuser und Burgen und bittet um Eier. Und solche, die Ihr bittweise nicht bekommt, nehmet für Geld, sammelt alle Eier im ganzen Lande, damit Jene keine Küchlein mehr finden und keine Hühner mehr verzehren können."

Auch das sollte so geschehen.

Da stand ein Pater auf, der stand mit einem Fuße in der Volkskirche und mit dem andern im Kloster, und er predigte so nach links hin: „Weltpriester! Wenn Ihr alle Hühner aufkauft, damit die Klösterlichen kein Ei haben sollen, dann müsset Ihr die Hühner fressen, ansonst fressen sie Euch. Und weil der Appetit mit dem Essen wächst, so werdet Ihr sie alle verzehren, also daß auf Erden keine Henne mehr sein wird und kein Ei." Und nach rechts predigte er: „Ihr aber, Ordensbrüder! Wenn Ihr alle Eier versammeln wollet in Eueren Mauern, so müsset Ihr alle verzehren, sonst werden sie übelriechend. Und dann wird auf Erden kein Ei mehr sein und natürlich auch keine Henne entstehen können. Also hauet Ihr hüben wie drüben den Ast ab, auf dem Ihr sitzet. Besser ist es wenn der Dorfpfarrer eine große Hühnerzucht hegt und das Kloster einen guten Absatz besorgt. So werdet Ihr hüben wie drüben wohl genährt sein."

Das beherzigten sie zu beiden Seiten und befanden sich lange Zeit wohl dabei. Leben und leben lassen, anders ist kein Heil. M.

Im Lodenrock.

Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Leopold Hörmann.*)

Unverhofft kimmt oft.

Sechs Dirndln ham s ban Hofmoar schan,
Den Vadern san s schan gnua,
Drum war's eahm hiatztn wirkli recht,
Es kam a Bua.

Er wart't danöbn ön Zimmer bang
Auf d Höfang [1] mit da Post.
Dö rennt hiatzt außa in oan Saus,
Ihr G'sicht, dös glost.

Da beutlt s wieda mit'n Kopf,
Der Hofmoar kimmt ön Zarn: [2]
Mi macht dö Dirndlbringarei
Nu zan an Narrn!!

Und hat uns do so sicher zimmt [3] —
Mein Gott, dös G'schroa!
„Na ja," sagt d Höfang, „denkts Enk nur,
Dösmal san s zwoa!" [4]

[1] Hebamme, [2] Zorn, [3] geschienen, [4] zwei.

Dö gscheidtn Bürndorfer.

Den Plützerl-Wirth va Bürndorf,
A Mann, a wuzerlfoasta,
Den hätten seine Nachbarn gern
Zan neuchn Burgermoasta.

Der aber ziagt si' ernstli z'Rath,
Dös kann vaschwiegn nöt bleibn:
„Nachbarsleut, dö Ehr! do denkt's —
I kann nöt schreib'n!"

Dö aber sag'n eahm blitzschnell drauf,
Als warn s schan zsammgrödt gwösn:
„Plützerl-Wirth, hab' drum koa Sorg,
Mia kinnan ja a nöt lösn." —

Ban Ofn.

I sitz oft ban Ofn,
Nöt, daß's mi so friert,
Na, weil mi halt s Foir [1]
So viel intaressirt.

A sieb'n an acht Scheitln
Lögst d überanand,
A kloans Stückerl Kean [2]:
Und in d Heh geht da Brand.

Zerst zinglts und prasslts
Voll Löb'n und voll Muat,
Aft wirds a weng stader —
Hoaß gnua is nu d Gluat.

Schen langsam, frei trauri,
Siagst d Köhlerln draf zfalln —
Und a kloans Häuferl Asch'n
Bleibt über va Alln! — —

[1] Feuer, [2] Kienspan.

---

*) Aus dessen bei G. Epelinski in Wien erschienenen Werkchen: „Im Lodenrock. Allerlei in Mundart und Schriftsprache." Vorstehende Proben mögen ein Beweis sein von der Frische und prächtigen Laune der Hörmann'schen Dialectgedichte. Das Uebrige, was das Büchlein enthält, als eine Geschichte aus dem Leben Franz Stelzhamers, ein par Wiener Skizzen und eine Reihe hochdeutscher Gedichte, hat auch vieles Gute; ein hervorragendes Talent aber offenbart sich nur in den mundartlichen Gedichten. Die Red.

Da Bauer und da Stadtherr.

Da Bauer, wia ma n heunt so kennt,
Hat sei guat' und schlechte Seiten,
Und ma betracht n, wia mi zimmt,
Viel z oft va dera zweiten.

's is wahr, er schlagt in Wind viel z oft
Sein saurverdienten Gulden
Und, bsoffen, haut a s Weib dahoam
Und macht auf s Neuche Schulden.

's is wahr, er is so gwiß vadraht
Und duckt si' weibisch nieder,
Und wann n wo da Nachbar druckt,
So druckt a n doppelt wieder.

Denn bei eahm gilt: Bist du mei Freund,
So bin i wieder deiner. —
Mei', da Stadtherr machts ja grad a so,
Nur a ganz kloans bisserl feiner. — —

Lustige Zeitung.

Bei einer Eisenbahnkatastrophe verloren fünf Menschen das Leben, darunter der Diener eines Engländers. Mylord saß in der ersten Wagenclasse, steckte ruhig den Kopf zum Fenster hinaus und da er fand, daß sein Wagen nicht gelitten, drückte er sich ruhig wieder in seine Ecke. Ein Schaffner stürzt bleich zu ihm hin, steigt auf die Rampe und redet ihn durchs Wagenfenster an: „Mein Herr, ein großes Unglück ist geschehen!" — „Indeed? Oh!" — „Drei Wagen sind zertrümmert!" — „Indeed? Oh!" — „Fünf Menschen sind getödtet!" — „Indeed? Oh!" — „Darunter Ihr Diener, er ist in sechs Stücke zerrissen!" — In six pieces? Oh!" — „Was sollen wir mit ihm thun, Sir?" — „Bringen Sie mir das Stück von ihm, an was sich befinden die Schlüssel zu mein Koffer!"

Sächsische Gemüthlichkeit. Wirt (zum letzten Gast): „Mei kutestes Herrche, wollen Se sich gefälligst Ihren Baletot anziehen, ich will Se nämlich nu 'rauswerfen."

Der kleine Musikfreund. Lehrer: „Hänschen, wenn Du drei von zehn wegnimmst, wie viel bleiben dann?" — Hänschen schweigt. — „Wieviel Finger hast Du an beiden Händen zusammen?" — „Zehn!" — Richtig! Und wenn drei davon fehlen, was hast Du dann?" — Hänschen (freudig lächelnd): „Keine Clavierstunde!"

Sub rosa. „Wissen Sie, Baron, daß meine Leidenschaft das Malen ist?" — „Das ist für mich als Physiognomiker keine Ueberraschung, meine Gnädigste. Ich habe es längst auf Ihrem Gesichte gelesen."

Zu dem in den Vierziger Jahren verstorbenen, durch seine Halligen und andere Romane bekannten Pastor Biernatzki in Friedrichstadt kam einst ein sichtlich angetrunkener Mensch, welcher Aufnahme in den — Mäßigkeitsverein begehrte. „Mein lieber Mann," meinte Biernatzki, „es ist doch wohl besser, Sie kommen morgen wieder, wenn Sie nüchtern sind!" — „Nix, Herr Paster," rief der Candidat der Mäßigkeit, „ick will gliek upnahme warden; denn wenn ick nöchtern bin, denn stühr ick up so wat nich to!"

Beim Rapport. „Melde gehorsamst, daß gestern der Rekrut Janowsky gestorben ist." — Hauptmann: „Verdammte Schlamperei, der Kerl war ja noch nicht ausgebildet!"

Eine bisher noch nicht veröffentlichte überlieferungswürdige Anekdote von Alexander Dumas' Vater. Es war am Tage der Erst-Aufführung der „Cameliendame." Im zweiten Zwischenact, nachdem der laute Beifall dem dramatischen „Debut" des jüngeren Dumas ein glänzendes Schicksal gesichert hatte, spazierte Dumas' Vater, der seinen Sohn abgöttisch liebte, strahlenden Angesichts in den Wandelgängen des Theaters umher. Ein Schmeichler glaubte ihm einen besonderen Gefallen zu erweisen, indem er ihn fragte: „Sie sind doch — an dem Werk wesentlich betheiligt?" — „Und ob!" rief der alte Dumas: „von mir ist ja der Verfasser!"

Das Nöthige. Sohn (an seinen Vater): „Lieber Vater, ich habe mich in ein hübsches, aber armes Mädchen verliebt. Ich bitte Dich, mich mit dem Nöthigen auszustatten, um sie heiraten zu können." — Vater (an seinen Sohn): „Inliegend sende ich Dir das zu Deiner Heirat Nöthige: Meinen Segen und Deinen Geburtsschein."

Wurst wider Wurst. An dem Gespräch einiger alter Bierphilister wagte es ein junger Mann sich zu betheiligen. „Sie schweigen!" fuhr ihn plötzlich grob einer der Alten an. „Was wolle Sie wisse! In Ihrem Alter war ich selber auch noch ein Esel!" — „Da haben Sie sich aber merkwürdig gut conserviert!"

Ein Triumph der Erziehung. Karlchen sitzt in einem überfüllten Pferdebahnwagen auf den Knien seines Vaters. Als eine junge Dame einsteigt, springt der Kleine hinab, greift höflich an seinen Hut und sagt: „Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten?"

Ein mildernder Umstand. Präsident: „Sie geben also zu, den Beamten einen bestechlichen Lumpen genannt zu haben; können Sie dazu noch etwas bemerken, was die schwere Beleidigung in milderndem Lichte erscheinen zu lassen geeignet wäre?" — Angeklagter: „Er hat's selber nicht geglaubt."

Antiquitätenhändler (zu seinem Geschäftsgenossen): „Der Graf bietet 800 Mark für den Schrank, der zu 1000 Mark angesetzt ist. Der könne gar nicht aus dem 17. Jahrhundert stammen, dafür säh' er viel zu neu aus." — „Gut! ruinieren wir noch für 200 Mark!"

In einem ostpreußischen Provinzialblättchen stand folgende Todesanzeige zu lesen: „Es hat dem lieben Gott im jugendlichen Alter von sieben Jahren gefallen, unser einziges Söhnchen zu sich zu nehmen. Wegen Gehirnerschütterung wird um stilles Beileid gebeten."

Schusterjunge (zum andern): „Du Auje, jetzt weeß ick ooch, wat for 'n Unterschied zwischen 'n Meester und 'n Gesellen is." — „Na wat denn for eenen?" — „Wenn 'n Geselle krank is, denn heeßt et, er war betrunken, un wenn der Meester betrunken is, denn heißt et: er is krank."

Kinder zahlen doppelt. In einem Schweizer Hotel liest man folgende Aufschrift im Speisesaale: „Bei der Table d'hôte zahlen die Kinder doppelt." — „Warum denn das?" fragte ein Reisender. „Weil sie die Großen verscheuchen."

Beruhigt. „Fürchten Sie nicht, einmal lebendig begraben zu werden? Unsere medicinische Facultät tappt hier doch eigentlich im Finstern." — „Offen gestanden, nein! Ich habe einen Arzt, auf den ich mich verlassen kann. Wenn dessen Patienten sterben, so sind sie wirklich todt."

Städterinnen auf dem Lande. „Sage mal, Gaisbub', was kriegst denn Du Lohn?" — „Ich krieg 'n Tag 'n Thaler." — „Das ist ja unglaublich!" — „Ja, die andern Tage dien' ich umsonst."

Bücher.

Dorfgeschichten.

Viele heutigen Dorfgeschichtenschreiber begnügen sich nicht mehr mit dem bescheidenen Ruhme eines Immermann oder Auerbach. Sie bringen die Gestalten aus dem Dorfe unserem Verständnisse nicht nur nahe, sondern versetzen uns selbst mitten in das Dorf; je täuschender die Scenerie ist, für desto gelungener halten sie die Geschichte. Da darf kein Düngerhaufen fehlen, und wie der Bauer sein Pfeifchen schmaucht, wie er gähnt und wie er hustet, und was er sich denkt oder was er sich nicht denkt, wenn er seinen Krautacker anschaut, wird dem Leser getreulich zu Gemüthe geführt. Einmal die Unnatur des gekünstelten Stadtmenschen, jetzt die Natur des Landmannes — das ist der Unterschied und darin liegen für den Dichter die Grenzen seiner Kunst. Die Bauern reden also auch in ihrer Mund-

art zu uns und wir müssen dem Dichter glauben, daß sie gerade so reden und nicht anders. Wenn wir sie nicht verstehen, so müssen wir ihre Mundart eben lernen, und nicht nur diese, sondern auch andere, ja alle Mundarten, so deren im ehemals römisch-deutschen Reiche und noch darüber hinaus geredet werden. Bei den engen Grenzen, die der Dorfgeschichte gezogen sind, liegt für einen Erzähler die Gefahr nahe, daß er wiederholt. Dieser Gefahr und einer oft augenblicklichen Verlegenheit nach allen für seinen Zweck nothwendigen Gestalten und Situationen auszuweichen, stellt er ganz einfach Charaktere in die Dorfgeschichte, die in dieselbe gar nicht gehören und verquickt die Dorfgeschichte mit fremden Elementen, die den ländlichen Horizont weit überragen — auf Unkosten der einheitlichen Composition, des künstlerischen Wertes.

E. Mentzel führt uns in ihren hessischen Erzählungen „**Feldspath**“ (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890) einige gut gezeichnete ländliche Gestalten vor — aber fast dünkt uns, sie habe darin ihren Vorrath an derartigen Charakteren erschöpft. Wenigstens die größere, an dramatischen Momenten reiche Erzählung „**Lore**“ machte uns diesen Eindruck; zudem verräth die Zeichnung der Charaktere keine in der Charakteristik sehr sichere und gewandte Feder. Eine vortreffliche Figur ist der „Insitzfrieder“, die allein dem Buche einen über das Mittelmaß reichenden Wert verleiht. Die letzte Erzählung „**Moos**,“ in der sich die Liebesleute erst nach 52 Jahren, kurz vor ihrem Tode, wiederfinden, ist doch sammt ihren Zuthaten des Arme-Leut-Hauses allzu trostlos. Der kurze Schimmer des Glückes, der auf die Armen fällt, macht mehr den Eindruck des letzten Aufflackerns eines Oellämpchens, als eines lichten, warmen Sonnenstrahles.

Unerschöpflich ist Maximilian Schmidt in seinen Bauerngestalten, seinen guten und schlimmen Landleuten. Er verfügt über das richtige Zeug eines Dorfgeschichtenschreibers: Die genaue Kenntnis des bayrischen Gebirgsvolkes, dessen Pulsschlag er deutlich fühlt, und einen hellen Blick für die Großartigkeit der Natur seiner Berge. Daraus entspringt der frische Ton seiner Erzählungen und der feine Zug, die Umgebung und die Natur in Einklang mit den Situationen, Stimmungen und Charakteren zu bringen. Er findet immer den richtigen Ausdruck für den schalkhaften Humor und für den sittlichen Ernst, für Glück und Unglück, für Warmherzigkeit und Härte, Tugend und Laster. Eine seiner besten Erzählungen bringt der IX. Band seiner im verdienstvollen Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig erscheinenden gesammelten Werke, den „**Leonhardsritt**.“ (Lebensbild aus dem bayrischen Hochlande zur Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870/71). Dieser Band ist eine Fundgrube prächtiger Einzelheiten. Hier mag man den Dialect nicht missen, er verleiht der Erzählung erst den frischen Hauch der Natur. Wer Stieler und Kobell schätzt, wird auch seine Freude an dieser Geschichte haben, und wenn auch ein streng einheitlicher Grundgedanke fehlt, so entschädigt doch der großartige historische Hintergrund — ohne daß dadurch das Erzählte aus den Rahmen der Dorfgeschichte tritt. Auch das Eingreifen des preußischen Rittmeisters wirkt weniger störend, da dessen Handlungsweise hier nicht über die Gestalten des Dorfes und deren Verständnis hinausreicht.

Desselben Verfassers „**Primiziant**“ reicht bei weitem nicht an die vorige Erzählung hinan, obwohl er auch reich an trefflichen Schilderungen ist. Der Charakter des Helden ist etwas krankhaft veranlagt, er scheint an einem innerlichen Zwiespalt zu leiden, oder sich einer Selbsttäuschung hinzugeben, wenn er ein irdisches Liebesglück erhofft. Am Ende, als er sein ganzes Erdenglück eingesargt hat, bringt wieder mächtig die Liebe zum kirchlichen Berufe durch. Dadurch erhebt sich die Erzählung vom wirklichen Boden und wird unsicher und schwankend. Der Charakter hätte allerdings an sittlichem Wert verloren, aber an Wahrscheinlichkeit gewonnen, wenn erst Resignation und Verleidung eines anderen bürgerlichen Berufes diesen Entschluß in ihm zur Reife gebracht hätten — er zehrt aber schon von allem Anbeginne an diesem heiligen Beruf. In der Gegenwart sind die Fälle gewiß zahlreicher, daß die himmlische mit der irdischen Braut vertauscht wird, als umgekehrt. Nun, wir gönnen dem Helden gerne seine Heiden, obwohl wir uns nicht recht vorstellen können, was den bayrischen Hochgebirgssohn die Bekehrung der Heiden angeht und wie er zu einem modernen Martyrium kommt. — Das Herz unseres Dichters läßt es nicht zu, daß schlechte Menschen mit ihrem Sündenpack zur Hölle fahren; oft ein Ungefähr, ein Zufall muß den Schelm bekehren — so in dieser Erzählung den mordgierigen Gidi der liebevolle Blick des Priesters. Wenn dem in Wirklichkeit nur auch so wäre! Dem „Primizianten“ sind zwei kleine Erzählungen beigegeben, von denen die „Pfingstel-Braut“ die bessere ist.

Wem nach gesunder, frischer Kost der Sinn steht, der greife wohlgemuth nach Maxim. Schmidts bayrischen Hochlandsgeschichten. —tt—

Die Verlassenen. Roman von Richard Graf Sermage. (Leipzig. B. Elischer Nachfolger. 1889.)

Dieses bemerkenswerte Buch hat ein Mann geschrieben, welcher trotz seiner Stellung als Aristokrat ein warmes Herz und ein tapferes Wort für die Existenz des geringen Volkes hat. Der Roman kümmert sich weniger um Aesthetik, als um Politik und Socialismus. Die Verlassenen, das sind die armen Bauern da unten in Croatien. Wie diese leben, leiden und erdrückt von mächtigen Feinden im eigenen Vaterlande zu Grunde gehen, das ist der Vorwurf der Geschichte. Die Zustände, welche in dem Buche geschildert werden, könnte man unerhört nennen, wenn sie nicht im Gegentheile dort zu Lande ganz alltäglich und gewöhnlich wären. Die „Herren" des Landes werden sich von diesem Gemälde nicht geschmeichelt fühlen. Es ist zu wünschen, daß das Buch in weite Kreise dringe und womöglich hinauf in die höchsten, denn wir setzen doch voraus, daß noch genug Gerechtigkeitssinn lebt unter den Menschen, um für die Verlassenen einzutreten. Vor wenigen Jahren ist ein steirischer Roman, genannt: „Jakob der Letzte" geschrieben worden; sowenig diese Erzählung der Unterhaltung wegen entstanden ist, sondern ernsteren Zwecken dient, sowenig darf Sermages Werk „Die Verlassenen" als das Product eines müßigen Geistes betrachtet werden. Es bedeutet mehr. — Auch meisterhaft geschrieben und stellenweise hübsch romantisch ausgestattet ist das Buch, so daß selbst der gewöhnliche Romanleser seine Rechnung darin finden wird. Ich verweise sehr angelegentlich auf dieses Grafen ritterlichen Waffengang für das verlassene Volk.

R.

Tausendlust. Novellen von Königsbrunn-Schaup. (Dresden. E. Pierson.)

Wir sind dem Verfasser schon früher auf einem anderen Felde begegnet, es war dies ein wildromantisches Gedicht in gebundener Sprache, im Versmaß des „Cid" geschrieben: „Der Mond." Wer dieses Gedicht gelesen hat, gleichviel ob er sich von der mystisch angehauchten dämonischen Wildheit der sich darin abspielenden Scenen angezogen oder abgestoßen fühlt, wird eine nicht gewöhnliche Formvollendung, Kraft und leuchtende Schönheit der Sprache anerkennen müssen. Hat doch ein jüngst verstorbener, großer Dichter dieses Gedicht seines vollen Lobes gewürdigt und den Verfasser desselben und dieses jüngsten Novellenbandes ermuntert, auf der in diesem Gedichte eingeschlagenen Bahn fortzufahren, indem seine ausgesprochene Begabung für die gebundene, bilderreiche Sprache ihn direct dazu befähige, auf dieses Gebiet hinweise und die meiste Aussicht auf Erfolg gewähre.

Umsomehr muß es befremden, nach einem Zeitraum von mehreren Jahren den Verfasser auf einem ganz neuen Gebiete anzutreffen, befremden, weil er einen Boden, auf dem er sich sicher fühlte und Aussicht auf Erfolg hatte, verließ, um auf einem anderen, gänzlich verschiedenen Gebiete, von Neuem zu beginnen; denn „der Mond," so schön und interessant er auch geschrieben sein mag, ist ein viel zu kleines Werk, um für sich eine Epoche im Schaffen eines Dichters einnehmen zu können. Solche Gedichte — Romanzen oder „heroische Couplets" wie sie Byron nennt — sind als allein dastehendes Werk nicht genügend und müssen mehrere sein, um die Aufmerksamkeit der Literatur- und Lesewelt auf sie zu ziehen. Genügt doch, wenn es vereinzelt dasteht, kaum ein Drama, um seinem Schöpfer einen bleibenden Namen zu sichern.

Das Talent des Erzählers bekundet die leichtfließende, angenehm verständliche Sprache; sympathisch berührt die kurze und frische Entwicklung der Handlung, welche keinen Moment die Empfindung der langen Weile aufkommen läßt. Das Bändchen ist mit einem Gedichtchen eingeleitet, worin der Verfasser kurz erzählt, warum er dasselbe „Tausendlust" betitelt hat.

Aus der „aldobrandinischen Venus," der ersten und umfangreichsten Novelle, können wir uns bereits ein Bild der Charakteristik seiner Schreibweise machen. Die Novelle führt uns nach Rom, hat jedoch in und mit Rom wenig zu thun und gipfelt in einer reizenden Liebesidylle, die nahezu die ganze Erzählung ausfüllt. Vorzug und Fehler treffen hier in einem Punkte zusammen; der Vorzug besteht im Reichthum seiner Scenen und insbesondere anmuthiger und üppiger Bilder. Daraus resultiert jedoch zugleich der Hauptfehler, nämlich der geringen, ja nahezu nebensächlichen Handlung. Seine Freude und Vorliebe für das Colorit führt ihn so weit, daß ihm die Handlung nur zur Vermittlung desselben dient. Aber nur dem kritischen Auge wird dieser Mangel fühlbar; denn die Scenen sind so reich an üppiger Farbenbracht, poetischer Anmuth, der zarte sinnliche Hauch verleiht dem Ganzen einen so warmen Ton, daß Jeder während des Lesens seine volle Freude daran haben muß und erst wenn er vollendet, den Mangel an Handlung bedauern und, zwar vorzüglich deshalb bedauern, weil der Dichter so anmuthig schreibt, daß ihm der liebe Leser noch gerne lange gefolgt wäre. Man möchte dem Verfasser einen Hedrich wünschen, der in die Handlung ein kräftig pulsierendes Leben bringt; dann würde unser Dichter mit seiner leicht dahinfließenden Sprache, seiner aneregnden, recht zum wahren Genusse geeigneten Form uns ein schönes geschlossenes Ganzes bieten können.

Indem wir wegen Raummangel „Die Legende von der Nachtigall,“ der ein reizender Gedanke zu Grunde liegt, sowie die Humoreske „Der Erbe des Paracelsus,“ welch letzterer durch ihren Jean Paul'schen Humor und durch ihre altpatriarchalisch geschraubte Sprache wesentlich Gegenstand der Geschmacksache ist, übergehen, gelangen wir zur besten, sowohl durch feine, Psychologie wie durch Witz und Satire ausgezeichneten, ergötzlichsten Novelle des ganzen Buches: „Enfin seul.“

Trotzdem die Art des darin geschilderten Seelenvorganges an die Schule Turgenjews erinnert, stoßen wir hier doch auf eine ausgesprochene Originalität und eine durch Satirik verschärfte, amüsante Beobachtungsgabe. Wer für diese Richtung unserer modernen Literatur Sinn und Verständnis hat, wird dieser kleinen, geistreichen Episode seine Anerkennung nicht verweigern können und, indem er herzlich lacht, die mit großer Geschicklichkeit herbeigeführte psychologische Katastrophe vollauf würdigen. Auch die Pointe, die auf dem Titel der Novelle basiert, sich wie ein rother Faden durch dieselbe durchzieht und endlich beschließt, ist eine geschickt entwickelte und wirkungsvolle. In der letzten Erzählung „Ein Weihnachtsmärchen,“ welches mehr durch seine an Andersen gemahnende Schreibweise, als durch den Inhalt als solchen ein Märchen genannt werden kann, schlägt der Dichter so warme Gefühlstöne an und führt uns, durch die Schlichtheit seiner Beschreibung doppelt wirkend, so erschütternde tragische Scenen vor Augen, daß uns hier ein starkes poetisches Talent entgegenleuchtet. Zum Schlusse möchten wir unserem Dichter noch eine Mahnung auf den Weg seines weiteren Schaffens mitgeben. Man kann nicht sagen, er bedürfe der Klärung, man findet nichts sozusagen Unreifes unter seinen bisherigen Schriften, aber er möge strenger mit sich zu Gerichte gehen, seiner Eigenthümlichkeit mehr Rechnung tragen und sich auf jenes Gebiet, auf welches sein Talent vor Allem hinweist, und im „Mond,“ in den anmuthigen und bilderreichen Scenen der „aldobrandinischen Venus“ und „Enfin seul“ seinen Ausdruck findet, beschränken, consolidieren und daraus zielbewußt ein in sich selbst abgeschlossenes Ganzes bilden; und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

H. v. R.

Die Malerin Angelica Kauffmann. Ein Lebensbild. Nach den Quellen bearbeitet und durch 15 Briefe von und an Angelica beleuchtet von Dr. Wilhelm Schram. (Brünn. Rohrer. 1890.)

Der eifrigen kunsthistorischen Studien obliegende Verfasser der vorliegenden fleißigen Arbeit hat im mährischen Gewerbe-Museum zu Brünn im Vorjahre einen Vortrag über Angelica Kauffmann gehalten, welcher sich allseitig freundlichster Aufnahme erfreute, und aus letzterem Grunde hat Dr. Schram das Resultat seiner Untersuchungen über die berühmte Malerin in ausführlicherer Weise hier niedergelegt. Da die Künstlerin, obwohl in der Schweiz (zu Chur 1741) geboren, doch einer Vorarlberger Familie entstammt und somit eigentlich dem Kreise österreichischer Kunstgrößen beizuzählen ist, bietet diese Schrift einen interessanten Beitrag zur österreichischen Kunstgeschichte. Die Beziehungen Angelicas zu gefeierten deutschen Dichtern der klassischen Literaturperiode, insbesonders auch zu Goethe sind bisher noch wenig hervorgehoben worden, und gerade diese Beziehungen zeigen auch die Persönlichkeit der Künstlerin in besonderem Lichte. Das vom Verfasser entworfene Lebensbild macht uns mit den persönlichen Verhältnissen, ebenso wie mit der Stellung, welche Angelica als Malerin einnahm, genau bekannt und bietet zahlreiche Einzelheiten aus ihrem bewegten Leben sowohl über den Aufenthalt in Italien, welcher ihrer künstlerischen Ausbildung so sehr zu statten kam, als auch über die Lebensperiode, welche die junge Künstlerin in London zubrachte, wo ihr schon so viel des Ruhmes und hoher Auszeichnung zu theil wurde, insbesondere nachdem sie das berühmte Bild der Herzogin von Braunschweig vor die Oeffentlichkeit brachte. Wurde sie, die Frau, doch sogar unter die Zahl der Professoren der königlichen Malerakademie aufgenommen. Von bedeutenden Persönlichkeiten auf literarischem Gebiete, mit denen Angelika Kauffmann im Verkehre stand, sind insbesondere zu nennen: Salomon Geßner, Klopstock und Goethe, welcher die Malerin, als sie später wieder in Italien weilte, im Jahre 1787 kennen lernte. Sie hatte es damals auch unternommen Goethes „Iphigenia“ zu malen, ein Bild, das der große Dichter selbst mit großem Lobe erwähnt. Auch Goethes Porträt malte Angelica, war aber selbst nicht mit dem Bilde zufrieden und dasselbe wurde nicht ganz vollendet. Im Uebrigen verkehrte der Poet viel mit der Künstlerin und schrieb selbst über dieselbe: „Man muß ihr Freund sein; man kann viel von ihr lernen, besonders arbeiten.“ Auch mit Herder wurde Angelica in Rom bekannt und befreundet, er nannte sie „eine Dichterin mit dem Pinsel.“ Noch viele andere hervorragende Persönlichkeiten waren es, die zu der berühmten Malerin in Beziehung treten und sich ebenso bewundernd über ihre Kunst als auch über ihre edlen Herzenseigenschaften aussprachen. Der Verfasser gibt hierüber ausführlich Bericht und führt auch die hervorragendsten

Gemälde Angelicas an. Die berühmte Frau starb am 5. November 1807 zu Rom. Der Schluß des in kunstgeschichtlicher Beziehung wertvollen Lebensbildes enthält eine Charakteristik der Art und Weise von Angelicas Kunstrichtung und der Anhang eine Reihe von Briefen von und an Angelica, einer dieser Briefe an die Herzogin Anna Amalia von Weimar stammt aus Goethes Autographensammlung im Goethe-Schiller Archiv.
A. Schlossar.

Scheffel-Gedenkbuch. Aus Anlaß der Gründung des Scheffel-Bundes herausgegeben vom Scheffel-Bund. Geleitet von A. Breitner. (Wien. A. Hartleben. 1890.)

Dieses der Frau Erzherzogin Marie Valerie gewidmete reizend ausgestattete Werkchen enthält Beiträge von den meisten deutschen und österreichischen Poeten der Gegenwart; darunter befinden sich, was bei solchen Gelegenheitsbüchern sonst selten ist, sogar wertvolle Gedichte, viele in handschriftlicher Vervielfältigung. Auch Scheffels Handschrift ist da. Ziemlich obenan dürfte ein Spruch von Hamerling stehen. Eröffnet wird das Werkchen mit einem schönen Gedichte: „Dank an Scheffel" von der Erzherzogin Marie Valerie. Porträt von Scheffel, sowie Bilder seiner Besitzungen am Bodensee und endlich ein interessantes Bild: Scheffel mit seinem Knaben, zieren das Buch. Das letztere Bildchen trägt Scheffels Spruch: „Jung fleißig sein und viel erlernen müssen ist kleinere Pein, als nichts im Alter wissen." Scheffels Verehrern wird dieses Gedenkbuch aufs Höchste willkommen sein. M.

Kaiser Josef II. als Reformator des österreichischen Volksschulwesens. Von Franz Böhm. (Verlag Fournier und Haberler in Znaim.)

Daß Kaiser Josef es war, der aus eigenem Antriebe die von Maria Theresia begründete österreichische Volksschule zur Pflichtschule machte und auch für die kleinsten Dörfer einführte, daß er selbst die Verbesserung der Unterrichtsmethode anregte und den Lehrerstand durch systematische Vorbildung hob, auch ihn materiell besser stellte, das ist fast vergessen worden. Hier wirds in Erinnerung gebracht. V.

Von **Friedrich Gerstäckers „Ausgewählten Werken,"** neu durchgesehen von Dietrich Theden, sind zwei weitere Bände (7 und 8; Jena, Hermann Costenoble) erschienen. Der siebente Band enthält den berühmten Roman aus der Südsee „Tahiti," der achte Band den brasilianischen Roman „Die Colonie."
V.

Das Paradies der Kindheit. Eine ausführliche Anleitung für Mütter und Erzieherinnen zur Kindespflege und Erziehung in den ersten sechs Jahren, sowie zur praktischen Anwendung von Friedrich Fröbels Spiel-Beschäftigungen in Haus und Kindergarten. Von Lina Morgenstern. Mit Holzschnitten. Fünfte umgearbeitete und erweiterte Auflage. Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.

Compositionen von Josef Roscher. (Wien. F. Rorich.)

Die neueste Nummer des talentvollen Liedercomponisten ist eine Polka-Mazurka für Clavier und unterlegtem Texte; sie betitelt sich: „Mutter Donau" und ist Freunden frischer fröhlicher Musik bestens zu empfehlen. M.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Hamerling, König von Sion. Illustrierte Pracht-Ausgabe. Lieferung 4/5. Hamburg. (Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Erzählungen von Franz Frisch: **Im Glück und Leid.** Erzählung. **Neue Geschichten. Allerhand Freunde.** Drei Erzählungen. (Wien. A. Pichlers Witwe und Söhne.)

Lebenswege. Drei Erzählungen für erwachsene Töchter von Louise Liebreich. (Herm. J. Meidinger. Frankfurt a. M.)

Von der deutschösterreichischen Bibliothek, herausgegeben von Dr. Hermann Weichelt, sind neuerdings erschienen: **Ausgewählte Gedichte** von Ludwig Foglar. **Don Juan.** Dramatisches Gedicht von Nikolaus Lenau. **Ausgewählte Gedichte** von Friedrich Halm. **Pfaff vom Kahlenberg.** Ländliches Gedicht von Anastasius Grün.

Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Band IV. **Lyriker und Volksgesang.** Deutsch von Paul Heyse. Zweite Auflage. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1889.)

Der französische Einfluß in Deutschland unter Ludwig XIV. Historisch-politische Studie nach J. Dieffenbach, bearbeitet von Dr. Adolf Kohut. (Dresden. J. Oehlmann.)

Heinrich Heines Verhältnis zur Religion. Von Dr. Alfred Cristlieb Kalischer. (Dresden. J. Oehlmann. 1890.)

Ein überflüssiger Mensch. Ein Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1890.)

Was die Spatzen vom Schuldache pfeifen. Lustige Geschichten für alle Welt von Alwin Römer. (Wiesbaden. H. Sadowsky. 1890.)

Zeitschrift für das österreichische Volksschulwesen. I. Jahrgang. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner von Karl Rieger. (F. Tempsky. Prag.)

Die Verleumdungs-Seuche. Kritische Plaudereien über eine sociale Krankheit von Karl Böttcher. (Berlin. Brachvogel und Ranft.)

Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereines. IX. Jahrgang 1889. (Hermannstadt.)

Postkarten des Heimgarten.

Sch A., Graz: Ja gewiß, gegen jene Art von Dichtern, welche — sei es lyrisch, episch oder dramatisch — die Bauernsprache nur dazu benützt, um das Bauernthum lächerlich oder verächtlich zu machen, müssen wir Stellung nehmen. Das Bauernthum ist nicht dazu vorhanden, um darüber für die Faulenzer Witze zu reißen oder an ihm die Laster der Städter zu zeigen. Schmach diesen sogenannten „Naturalisten," die nur in Schlamm und Schlechtigkeit wühlen, die Sünde verherrlichen und die Bedrängten, Belasteten verhöhnen! Achtung für die Menschheit! Das müssen wir in erster Linie von dem Poeten verlangen. Und besonders Achtung für die arbeitende Menschheit, wenn wir bitten dürfen! — Karl Morre hat ein tapferes Wort gesprochen, als er sagte: Für Possen nehme ich mir städtische Elemente, für ernste Stücke ist mir das Bauernthum gut.

W. H. Schäßburg: Besten Dank. Aber das Publicum liebt derlei nicht und müssen wir fast alle lyrischen Ergüsse schöner Seelen dankbarst ablehnen.

L., Swendsen, St.: Die von Ihnen tabellenmäßig constatierte Thatsache, daß sämmtliche jetzt regierenden Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen Europas vom Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg abstammen, ist höchst interessant.

M. R., Krems: Brandstetters Modell für das Hamerlingdenkmal im Waldviertel hat ja allerseits gefallen. Besonders das Haupt und der Gesichtsausdruck des Dichters ist unübertrefflich. Wer könnte auch berufener sein, das Denkmal zu schaffen, als unser Künstler, der bei einer langjährigen Freundschaft mit Hamerling diesen bei Lebzeiten so modellierte, daß der Dichter bewundernd erklärte, ein besseres Bild von ihm, als die Brandstetterbüste, sei kaum denkbar.

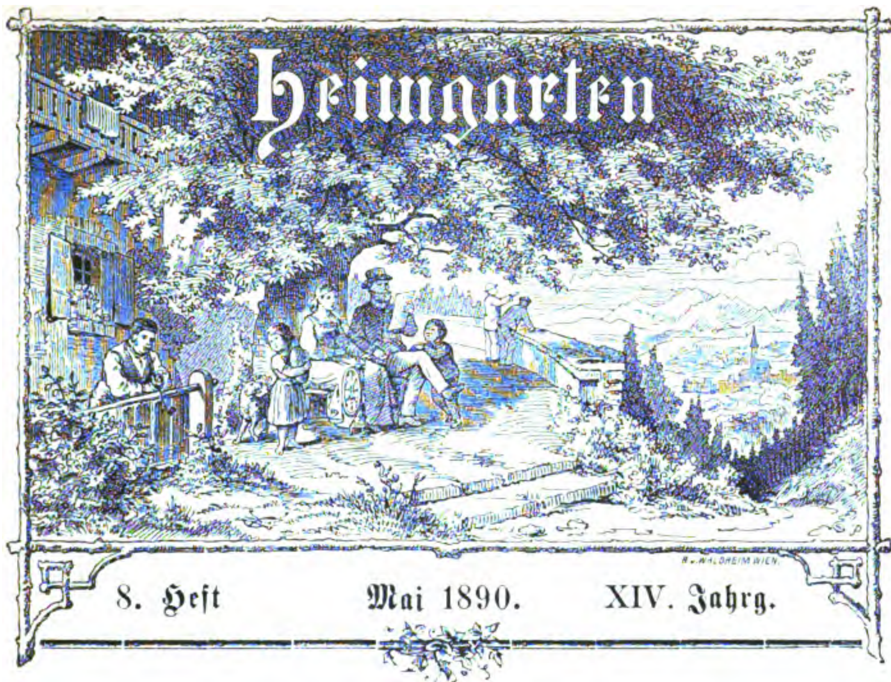
An das Setzerteufelchen: Nein, Junge, nicht in Karls des Großen Reich gieng die Sonne nicht unter, wie du im Heimgarten auf Seite 401 behauptest, sondern in Karls des V. Reich. Karl der V. regierte Spanien, Neapel, Oesterreich, Mexiko und Peru. Wenn du in solchen Dingen schon dreinreden willst, so solltest du doch ein wenig Geschichte studieren.

Eine Verehrerin, Graz: Nicht in der Absicht, sich zu rechtfertigen, entstehen die angedeuteten Aufsätze, sondern als Theile einer Autobiographie. Ein Mensch unter Menschen soll weder stolz noch demüthig sein. Es gibt Leute, die zu stolz sind, um im gewöhnlichen Sinne stolz sein zu wollen.

R. H., Hohenberg: Ueber das „Jackelland" finden Sie die beste und gründlichste Unterweisung in dem Werke: „Die nordöstliche Steiermark," eine Wanderung durch vergessene Lande von Ferdinand Krauß. (Graz. Leykam. 1888.)

* Trotzdem in jedem Heimgarten-Hefte zu lesen steht, daß unverlangt keine Beiträge eingeschickt werden möchten, da wir dafür nicht bürgen können, hat sich doch bei uns der Vorrath von eingesandten Manuscripten aller Art so ins Ungeheuerliche gehäuft, daß wir uns nicht mehr anders zu helfen wissen, als die Sachen zu vernichten oder auf kurzem Wege zurückgehen zu lassen. Jahr für Jahr, ununterbrochen Tag und Nacht müßte Einer lesen, um die einlaufenden Schriften zu prüfen, und dann wäre erst noch nichts gethan und nichts genützt, denn es fehlt der Bedarf. Daher besten Dank für Alles, was uns nicht geschickt wird.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Spätes Glück.

Von Robert Hamerling.

Es bestürmt – o Ironie des Geschicks! –
Mit sehnsüchtsvollem Gestöhne
Den Poeten in seiner Matratzengruft
Brieflich eine reizende Schöne.

Sie flötet wie eine Nachtigall,
Sie trillert wie eine Lerche;
Sie lockt mich zum Leben, lockt mich zur Lust
Aus dem dumpfen, dem düsteren Pferche.

O warte, Kind, jetzt bin ich zu krank,
Jetzt kann ich Dir leider nicht helfen!
Warte, bis ich gestorben bin,
Und das Grab mir schmücken die Elfen,

Und ich auferstehe zur Geisterstund',
Und mitten im nächtlichen Schweigen
Im Gehege des ewigen Friedens walzt
Der bekannte knöcherne Reigen.

Dann komm zu mir, Du schönes Kind,
Mit Kränzen und duftigen Salben!
Dann mach' ich, heissa, ein Tänzchen mit Dir
Im Mondesglanze, dem falben:

Und es soll werden ein Rasetanz,
Daß fliegend die Pulse Dir klopfen
Und Dir vom perlenden Schweiße steh'n
Auf der blühenden Stirne die Tropfen;

Bis daß ich außer Athem getanzt
Das holde, das wonnige Leben,
Das, so früh mit offnen Sinnen ersehnt,
Sich so spät mir zu eigen gegeben. —

Das sich mir versagte so launisch kalt,
Das mit grinsendem Hohn mir entschwebte,
So lang' ich eifrig haschte nach ihm,
So lang' ich liebte und lebte. —

Und das mir erst nah'te, als es zu spät,
Im Lebensherbste, dem falben! —
O warte, bis ich gestorben, Kind!
Dann komm' mit Kränzen und Salben!

Am 2. April 1889.

Der Dämon Buchstabe.

Geschichte eines berühmten Mannes von P. K. Rosegger.

In jener Gegend, in welcher Felix geboren wurde, hat man einen heillosen Respect vor dem Buchstaben. Die meisten Leute kennen ihn zwar nur vom Hörensagen oder vom Sehen aus; nur Wenige stehen mit ihm in näheren Beziehungen. Eine unbekannte Größe ist eine unmeßbare, unabsehbare Größe, daher die hohe Achtung vor ihr. Der Buchstabe ist den Leuten jener Gegend die erste Autorität. Das Evangelium ist Buchstabe, der Katechismus, das Gebetbuch, das Meßbuch ist Buchstabe, das Steuerbüchel ist Buchstabe, der Executionsschein ist Buchstabe. Und neben dem Abc steht der Schulmeister mit dem Haselstäbchen! Welche Gottheit wird so feierlich bekannt, so schlagend bewiesen als der Buchstabe!

In einer Kohlenbrennerei lebt der kahlköpfige Oswald. Auch dem glauben die Leute viel, erstens weil er kahlköpfig ist und daher mancherlei erlebt haben wird, zweitens weil er Kohlen brennt und daher Zeit und Gelegenheit hat, über die vier schwarzen Dinge nachzudenken: die Kohle, den Teufel, den Frater und den Buchstaben. Der kahlköpfige Oswald nun hat einmal den Ausspruch gethan: „Der erste Buchstabe ist die Ruthe des Erzengels Gabriel gewesen, mit der er die ersten Menschen aus dem Paradiese getrieben, und das erste Blatt der Rücken des Adam, auf das der Engel geschrieben: Merkt euch's!“ Hinter diesem ersten Satze wären nach Oswald die übrigen Offenbarungen gekommen bis herab zum Traumbüchel. Da der Mann in seinem Walde lauter Bücher aus früheren Jahrhunderten gesehen hatte und auch solche, auf denen es seit Urzeiten stand: „gedruckt in diesem Jahre,“ so war er auf die Vermuthung gerathen, daß den Menschen die von Gott gelehrte Buchstabenkunst wieder abhanden gekommen sei. Dagegen aber belehrte ihn ein Waldbruder, daß auch in neuer Zeit noch Bücher gemacht würden, aber daß man sich nicht mehr recht auf sie verlassen könne. Es sei schon vorgekommen, daß man schwarz auf weiß Dinge gelesen, die am Ende erstunken und erlogen gewesen wären. Wie man höre, dürfe heutzutage alles Mögliche und Unmögliche gedruckt werden, auch die unerhörtesten Lügen, wenn man nur die Druckkosten bezahle. — Dazu schüttelte allerdings der Oswald sein Haupt. Er glaubte wohl, daß verzauberte Kapaune Milch geben und verhexte Ochsen Eier legen können; aber daß wahrhaftige Lügen gedruckt und gelesen werden wollen und dürfen wie ein Evangeliumbuch, das gieng ihm über den Köhlerglauben.

Wenn der Mann erst gewußt hätte, daß man nicht einmal die Druckkosten zu zahlen brauche, um Dinge drucken zu lassen, die in seinen und in den Augen der meisten Menschen Unwahrheiten sind, daß sie ganz umsonst gedruckt werden, ja noch mehr: daß Einer für das Druckenlassen von solchen „Lügen“ sogar Geld bekommen könne! daß viele Leute von diesem Geschäfte lebten, daß das Geschäft ein sehr geachtetes, ja sogar hochgeehrtes sei! — wenn das der Kohlenbrenner Oswald gewußt hätte!

Felix, der Weberbursche, hatte in

seiner Kindheit den stillen Zuhörer abgegeben, wenn von solchen Sachen gesprochen wurde, dachte sich aber dabei seinen Theil. Er dachte sich so viel, daß er es endlich nicht mehr bei sich behalten konnte. Doch sagte er es nicht mit der Zunge, denn diese war ungelenk und ihr Laut genoß keine Achtung, weil er sich von dem anderer Alltagszungen nicht unterschied. Der Junge sagte seine Gedanken mit der Feder, schrieb sie mit den vierundzwanzig Buchstaben in unzähligen wunderlichen Zusammenstellungen aufs Papier. Manches, was er da schrieb, war so glatt und vernünftig, daß die Leute es lobten aber nicht lesen wollten. Manches hingegen war so fürwitzig und pudelnärrisch, daß die Leute sich darum rissen, um dann auszurufen: „Gott, ist das dumm!" Felix hatte seine Schriften in Hefte eingetheilt und wer ein solches Heft lesen wollte, der wußte: es stand ein Kreuzer Lesegeld darauf. Ein einziger Schusterjunge verstand unrecht. Der rauchte schon Tabak, konnte ihn aber noch nicht kaufen. Daher begehrte er einen großen Pack Hefte vom Felix zu lesen; als er sie nach Kurzem zurückbrachte, hielt Felix die hohle Hand hin, aber auch der Schusterjunge hielt die hohle Hand hin, denn dieser war der Meinung gewesen, er bekäme die Kreuzer für das Lesen!

Diese negative Auffassung des Wertes seiner Schriften theilte übrigens Felix selbst. Er war ein Dorfkind und wußte wohl, daß das Brot im Schweiße des Angesichtes verdient sein wollte. Und eines Sonntags gieng er hinaus in die Kreisstadt, wo eine Buchdruckerei war für ein kleines Wochenblatt und für Steuerbögen, Taufzettel und Todtenscheine, auf welchen die selbstverständlichen Wörter gedruckt sein, die übrigen mit der Feder ausgefüllt werden mußten. In dieser Druckerei fragte Felix an, was es koste, wenn er ein Büchel drucken lassen wolle. Während der Geschäftsinhaber in seinen Rechnungen nachschlug, hatte jung Felix Gelegenheit, die bleiernen Buchstaben zu sehen und wie man sie zusammensetzt, daß sie nachher mit der schwarzen Farbe ein leserliches Wort aufs Papier drucken. Das Zeug war aber ganz verkehrt, was rechts sein sollte, war links, was oben sein mußte, war unten; ja wenn das so ist mit den Buchstaben, dann glaubt man's freilich gerne, daß sie Alles auf der Welt durcheinandergewirbelt und die festständigsten Sachen von oben zu unterst gekehrt haben. Uebrigens war dieses Zusammensetzen der Bleibuchstaben ein mühseliges Geschäft, zehnmal umständlicher als das Schreiben mit der Feder; wenn sie aber einmal beisammenstanden in der Platte und unter der Maschine lagen, dann gieng's vorwärts, das Rad drehte sich schneller wie ein Mühlrad, und so oft es sich umdrehte, war ein gedruckter Bogen da! Diese Buchstabenmühle machte dem Dorfjungen sehr viel Spaß. — Endlich kam der Geschäftsinhaber und gab den Bescheid, daß hundert Stück des angeführten Buches auf zweihundertfünfundzwanzig Gulden zu stehen kämen.

„Gut," antwortete Felix mit erleichtertem Herzen, „so kostet ein Stück zwei Gulden fünfundzwanzig Kreuzer," denn im Rechnen war er fix! Und die zwei Gulden fünfundzwanzig Kreuzer konnte er sich gerade kosten lassen, um seine Schriften hübsch in einem Bande gedruckt zu haben, wie Schillers Gedichte oder die Historie von den sieben Schwaben. Aber diese Hochstimmung wurde schnöde zerstört, als der Buchdrucker geduldig aber unwiderleglich darthat, daß das erste Stück zweihundert Gulden koste, die übrigen neunundneunzig den Rest.

„So werde ich eins von den neunundneunzig nehmen," sagte Felix, da meinte der Buchdruckerei-Inhaber, er habe nicht Zeit für solche Albernheiten, was der junge Bursche so auffaßte, als sei er verabschiedet.

Dieser Mißerfolg in der Literatur hinderte aber unsern Felix nicht, in freien Stunden tapfer weiter zu schreiben. Weil er dachte, gedruckt werde es ohnehin nicht, so schrieb er Alles frischweg auf, was ihm durch den Kopf schoß, und das war oft das allertollste Zeug, so toll, daß die Leute anhuben, ihn für einen Narren zu halten, ja sogar für einen Wahnsinnigen, dem Sachen einfallen und der Dinge zusammenphantasiert, an die ein vernünftiger Mensch sein Lebtag nicht denkt. Der Verruf, in welchem der kleine Dorfbursche bereits stand, drang weiter und weiter und endlich sogar in die Kreisstadt. Auch etliche Narrheiten vom Felix, welche die Leute sich wundershalber abgeschrieben hatten, kamen in die Kreisstadt, wo mehrere Wirtshaustischgesellschaften sich köstlich damit unterhielten. Und eines Tages erhielt Felix ein Schreiben von dem Buchdrucker, in welchem dieser sich erbot, die Schriften des Felix zu drucken und ein schönes Buch daraus zu machen, ganz kostenfrei, ja er, der Verfasser, bekäme noch zehn Stück davon umsonst.

Jetzt dachte sich Felix: Wenn es wahr ist, daß die Sachen so dumm und närrisch sind, da werden sie nicht in ein Buch gedruckt. Lachen wollen sie, aber ich will mich nicht auslachen lassen. — Denn er war nicht bloß phantastischer, sondern auch allmählich klüger geworden. Und doch schrieb er in seinen freien Stunden frisch drauf los, weil er schreiben mußte. Andere müssen athmen und rauchen oder athmen und trinken oder athmen und Weiber herzen oder athmen und Leut' ausrichten, Felix mußte athmen und dichten. Die Leute lachten zu seinen Schriften und verspotteten ihn. Einige weinten auch dabei und meinten: schön sei es schon, aber ein Taugenichts sei er doch. Denn als Webergeselle war er nicht viel nutz. Er verwirrte das Garn, und die Fäden brachte er nicht so zurecht wie die Gedanken. Ihm schoß das Schifflein aus den Fäden, dieweil seine Gedanken auf stolzen Dampfern über den Weltozean zogen. Allmählich kam es zum Hungerleiden, weil er sich nicht genug verdiente, insgeheim aber war er der glücklichste der Menschen, er dichtete, schrieb und las es. Er las es und bildete sich ein, es bisher nicht gekannt zu haben, und war überrascht und war gerührt und mußte herzlich lachen. Doch hatte er dabei nicht das Gefühl, als ob er sich selber auslachte, im Gegentheil, es that ihm wohl, dieses Lachen, und wenn ihm einmal die Augen naß wurden, so that ihm sogar dieses Weinen wohl, und er freute sich lachend und weinend, daß er auf der Welt war. Daß er in Luftschlössern wohnte, die er sich selbst gebaut, sowie, daß er diese Wohnsitze ganz nach eigenem Geschmacke eingerichtet und mit unterschiedlichen irdischen Freuden ausgestattet hatte, versteht sich von selbst. Die mit Brettern verschlagene Bodenkammer, in welcher sein Leib am Tischchen saß oder auf dem Stroh lag, bedeutete nicht viel, war so gut als nicht da oder nur als nüchternes Schattenbild; er, er selbst lebte draußen in Glück und Herrlichkeit, unter allerlei Gestalten verkleidet, wie ein Harun Al Raschid. Weil Felix jetzt ein Mensch von etwa dreiundzwanzig Jahren war, so versteht sich die schönste Geliebte von selbst. Daß die übrigen Güter keine greifbaren Eigenschaften hatten, verdarb nichts, wenn aber die Geliebte von Fleisch und Blut gewesen wäre, das hätte nicht geschadet. Allerdings, sie war von Fleisch und Blut, aber unter dieser Zusammensetzung nicht zu haben. Sie war die Tochter des Bürgermeisters, war neunzehn Jahre alt, sehr reich, umschwärmt vom Kaufmannssohn und vom jungen Notar und von einem Oberlieutenant auf Urlaub, all das, und dazu trug

sie den Namen Euphrosine! Ein lumpiger Weber kann da nicht dran. Und doch hatte er sie. Er begleitete sie auf ihrem Wege zur Kirche, er saß neben ihr, wenn sie, eine altdeutsche Maid, den Rocken drehte, er scherzte mit ihr, er führte sie zum Tanze, er vertraute ihr in heimlicher Stunde seine innersten Regungen an und in stillen Nächten schlich er an ihr Fenster und koste und herzte sie, daß sie fast ersticken wollte an seinem Munde. Freilich ereignete sich all das nur in seiner Einbildung, denn in Wirklichkeit hatte er kaum noch zehn Worte mit ihr gesprochen. Wenn sie aber des Sonntags in ihrem Kirchenstuhle saß, züchtig und stolz, in holder Magdlichkeit ihr schönes dunkles Auge gesenkt hielt auf das Gesangbuch, lugte Felix sie von der Seite her an und dachte: O schöne stolze Euphrosine! Wenn Du wissen thätest, wie zahm Du bist und wie ich dich allnächtig küsse und herze! —

Da es mit der Weberei auf die Länge platterdings nicht gehen wollte, so bewarb Felix sich bei der Ortsbehörde um eine Schreiberstelle. Da er keine üble Schrift hatte und auch keine schlechte Form für Kundmachungen, Aufrufe, Einmahnungen u. s. w., so erhielt er sie. Nun war er dem Buchstaben schon wieder um Einiges näher, und mancherlei, was er schrieb, wurde sogar — doch zwar nur als Fremdes, denn der Name des Bürgermeisters stand darunter — gedruckt, auf die Kirchhofsmauer geklebt und gelesen. Aber die Leute lachten gar nicht dabei. Mittlerweile suchte Felix durch vieles Lesen seinen Gesichtskreis zu erweitern, und dieser wurde in der That allmählich so weit, daß er kühnlicher ausblickte nach dem Fräulein Euphrosine. Ob er ihr schreiben solle? Vielleicht, daß doch auch unter diese Schrift der Herr Bürgermeister seinen Namen setzte, das heißt, miteinverstanden wäre. Oder ob er sie mündlich angehen solle? Letzteres giengе vielleicht rascher, zwischen zwei Liebesleuten ist ein Dritter immer überflüssig und selbst wenn's der Buchstabe wäre. — Auch nicht übel, Felix, daß Du schon auf den Buchstaben eifersüchtig bist; hast aber nicht unrecht! Am Besten — denkt er endlich — wird es sein, Buchstaben und Zunge zusammen.

Und wie demnächst Kirchweih ist, da wagt er's. Ein großes Lebkuchenherz kauft er, auf welchem mit weißen Zuckerstriemen geschrieben steht: „Ich liebe Dich!" Eine einfachere und sinnigere Liebeserklärung kann es ja nicht geben. Und wie Euphrosine in den Garten hinaus geht, läuft er ihr nach und steckt in die Falten ihres Busentuches das Herz hinein.

Sie bleibt etwas betroffen stehen, zieht die Spende wieder hervor, betrachtet sie, betrachtet den Spender und wieder das Herz und sagt: „So? das soll mir gehören?"

„Freilich!" sagt Felix und zwinkert mit den Augen.

Sie schweigt jetzt und er auch. Endlich meint sie lispelnd:

„Hätte mir's nicht gedacht, daß ich heute einen so schönen Kirchmarkt sollt' kriegen! Aber wissen Sie, Herr Felix, so Süßigkeiten mag ich nicht. Wenn ich so Süßigkeiten esse, da wird mir übel."

„Aufheben! Zum Andenken aufheben!" stammelte der Jüngling.

„Da will ich dieses Herz, dieses wunderschöne Herz —" entgegnete sie wie sinnend und schaute nach einem armgekleideten, barfüßigen Dirndl aus, welches mit einem Handkorbe des Weges kam. „Du Dirndl, was trägst denn im Korb!"

„Erdäpfel!" antwortete das Mädchen.

„Du thust gewiß gern Lebkuchen naschen!" fragte das Fräulein. „Da hast ein schönes Herz. Schau, steht auch etwas geschrieben drauf. Nimm's!"

Das Dirndl faßte es an, sagte: „Dank schön!" biß tapfer drein und

verzehrte Herz und Liebeserklärung, ohne auch nur eine Miene dabei zu verziehen.

„Jetzt danke auch ich für den guten Willen!“ flüsterte das Fräulein gegen Felix und machte einen Knix.

Der junge Mann wußte, wie er dran war. Er gieng in den Wald hinaus und wartete auf Wehmuth und Verzweiflung, die jetzt kommen müßten. Aber sie kamen nicht, es wurde ihm im Gegentheile schier frei und lustig zu Muthe, er schrieb ein ernstheiteres Gedicht über das kleine Erlebnis: „Das Lebkuchenherz.“ War dann ordentlich froh, daß diese Sache auch vorüber. In der nächstfolgenden Nacht hatte er vortrefflich geschlafen.

Das „Lebkuchenherz“ kam in Umlauf, die Leute schrieben es ab, Einer vom Andern; die Männer lachten darüber und die Weiber weinten und darüber war Alles einig: dieser Felix ist ein prächtiger Kerl! Dem Fräulein Euphrosine war ums Lachen und ums Weinen zugleich, aber sie schwieg fein und that, als ob sie das Ding nichts angienge. Ein paar Wochen vergiengen, da stand das „Lebkuchenherz“ plötzlich gedruckt im Wochenblatte. Felix erröthete und erblaßte, wußte selbst nicht, wieso das gekommen. Eine unbeschreibliche Freude fühlte er, als er das erstemal sich so gedruckt sah mit schönen Buchstaben und sein ganzer Name darunter. Doch der Freude folgte Zweifel und Angst, ob das Gedicht wohl auch recht verstanden würde überall? Ob die kleine Herzensgeschichte nicht etwa Spott und Hohn finden werde? Und jetzt sah er auch, wie er in Form und Ausdruck Vieles hätte besser machen können. Aber es war zu spät, der Buchstabe beharrte auf seinem Rechte: unauslöschlich dazustehen. Dieses Recht aber ward an einer einzigen Stelle zum himmelschreienden Unrecht, denn anstatt „e i n s t hab' ich dich gekost im Traume“ hieß es unerhörterweise: „n i c h t hab' ich dich“ u. s. w. Dieser Druckfehler, so meinte Felix, richte das ganze Gedicht zu Grunde, in der That hatte ihn aber kein Mensch außer ihm bemerkt.

Nicht lange nach diesem Ereignisse erschien in der Gegend ein fremder Herr mit hoher Stirn, silberbeschlagenen Augengläsern und einem hellblonden, halb kurz zugestutzten Bart. Dieser Fremde fragte dem Felix nach, und was wollte er? Er sprach mit dem jungen Manne über dessen Schriften, machte sich erbötig, einen Band davon zu drucken und eine Ehrengabe von hundert Thalern dafür zu entrichten.

„Wer soll denn diese Ehrengabe bekommen?“ fragte der einfältige Dichter.

Es war gerade nicht unangenehm, ihn darüber aufzuklären.

Und ein halbes Jahr später war das Buch da, ein stattlicher, hübsch ausgestatteter Band mit dem Titel: „Am Webstuhl der Zeit. Ein Singen und Sagen von Felix.“

Dem Verfasser zitterte die Hand, als sie das erste Mal blätterte in diesem Buche. Gedruckt! Tausendfach verbreitet in der Welt! Aber — diese Frage fiel ihm fast hart aufs Herz — kann ich Alles verantworten, was da geschrieben steht? Den kleinsten Vertrag, einen unbedeutenden Schein muß man zweimal lesen und prüfen, ehe man ihn einmal unterschreibt. Und hier stehen mehr als dreihundert Druckseiten, verfaßt in den verschiedensten Lebenslagen, Aufregungen und Stimmungen. Ueberall die bestimmtesten Aussprüche, Behauptungen, Darstellungen — und besiegelt mit meinem ehrlichen Namen. Kann ich Alles aufrecht halten? Wenn es falsch wäre! Irrthümer, Albernheiten! Und es ist schwarz auf weiß, es ist untilgbar mit meinem Namen verknüpft. O Buchstabe, du bist fürchterlich!

Ein guter Bekannter, der Natar Eckel, tröstete ihn. „Wenn Du einen

Vertrag schreibst," sagte dieser, „oder auch nur einen einfachen Leutbrief, da heißt's fix sein! Jedes Wort wägen, für jedes mußt Du mit Deinem ganzen Namen und Menschen einstehen. Bei einem Druckwerke, wenn es ein Dichter schreibt, ist es anders, das nimmt man nicht ernst im kleinen bürgerlichen Sinne, sondern ernst im großen menschlichen. Da darfst Du heute verneinen, was Du gestern bejaht hast, und morgen einen Spaß machen aus dem, was Dir heute ernst war. Denn Du sprichst nicht als die Person Felix, Du sprichst als Mensch überhaupt, im Sinne und im Namen irgend eines oder vieler Menschen. Du bist der öffentliche Ausdruck dessen, was Tausende wandelbar empfinden und meinen; Du magst drucken lassen was Du willst, so toll, so verschroben es sei, ein Theil der Menschen wird Dir immer recht geben: und Du magst das Größte, Schönste, Wahrste sagen, ein Theil wird Dir immer widersprechen. Darum nicht nach rechts und nicht nach links geschaut, nicht nach vorwärts und nicht nach rückwärts — was Dir heute ist, was Du heute fühlst, sinnst, erlebst, das schreibe, und der Mensch in Dir und die Menschen für Dich werden es verantworten."

Einen Juhschrei that Felix. Das ist doch gar zu leicht. Ich darf meiner Natur, meiner Neigung frei die Zügel schießen lassen, schreiben nach Belieben und Laune und ich bekomme noch Ehrengeschenke dafür! Gibt es ein schöneres Leben auf der Welt als das meine?

„Ich glaube nicht, daß es ein schöneres Leben gibt als ein Dichterleben," antwortete der Notar. „Aber ein echter Dichter muß es sein, der nicht aus Buchstaben wieder Buchstaben schreibt, sondern aus dem vollen Leben schöpft. Ein Dichter, dessen Herz voll ist von allen Freuden und Leiden der Welt und in welchem Glück und Weh der ganzen Menschheit sich vereint wie in einem Brennpunkte. Ein Dichter, der für all Das die richtige Form findet, die einfache, klare, schöne, verständliche, lebendige Ausdrucksweise. Ein Dichter, der dichten müßte, auch wenn es dafür keine Ehrengaben gäbe, sondern vielmehr Kerker und Scheiterhaufen — ein solcher echte Dichter — man nennt ihn mit Recht gottbegnadet — führt gewiß das schönste Leben auf der Welt, solange bis er verbrannt wird oder verhungert."

Felix blickte dem Notar ins Gesicht und sagte: „Freund, Du sprichst, als ob Du selber einer wärest."

„Sei versichert, ich bin keiner," versetzte der Notar und legte dem jungen Manne die Hand auf die Schulter. „Doch ich wollte einmal einer sein. Wer es nicht hat, der weiß, was ihm fehlt; wer es von Natur aus hat, der weiß nicht, was ihm fehlen könnte. — Weil ich als Gymnasiast in der Schule Verse machen lernen mußte und ihrer auch recht glatte machen konnte, so kam ich in den Wahn, ein Dichter zu sein. Ein Dichter, wie herrlich! Ohne etwas gelernt zu haben, ohne viel Körperkraft und Werkzeuge so drauf losschreiben, Ehre! Ruhm! Geld! Nur Gescheitheit gehört dazu, und gescheit natürlich ist Jeder. Ich weiß Viele, die von sich selbst sagen, daß sie klein, schwach, krank, ungeschult sind, aber Keinen, der zugibt, daß er dumm ist. Und am wenigsten giebt das Der zu, der es ist. Daher die unzähligen Genies. Ich suchte Gedanken, jagte nach Gedanken und stahl Gedanken, alte Gedanken, banale Gedanken, hundertfach schon ausgepreßte Gedanken, um sie in Verse zu setzen; und konnte ich Gedanken nicht aufbringen, so begnügte ich mich mit leerem Wortgeklingel, welches ich nach akademischem Recepte zu erzeugen wußte. Ein paar solcher Dinger wurden richtig auch gedruckt, und das war mein Unglück. Nun war ich

der unerschütterlichsten Ueberzeugung, daß in mir ein großer Retter der Poesie, ein Classiker der Zukunft geboren worden sei, und ich machte täglich mein Gewisses an Gedichten, Epen, Dramen, Novellen, Romanen. Ich zählte nicht allein im Metrischen die Silben, sondern auch in anderen Dichtungsarten die Zeilen — wegen des Honorars. Denn von meinem Handwerke wollte ich auch leben können. Hörte ich doch von so Manchem, der — weil für alles Andere untauglich — zu den Schriftstellern gegangen sei. Meine Studien hatte ich Anfangs vernachlässigt, nach dem Durchfall bei einer Prüfung aufgegeben. Nun gieng aber sachte mein Mißgeschick an. Bald stellte es sich heraus, daß ich ein zu großer Dichter war; ich wurde nicht aufgefaßt, nicht verstanden, konnte von der kurzsichtigen Gegenwart noch nicht gewürdigt werden, wie das ja allen Genies so ergeht. Meine Schöpfungen wurden nirgends angenommen, meine Manuscripte bildeten ganze Mauern um mich, ich saß wie in einer sicheren Burg und schrieb und schrieb — und hungerte, wie es ja allen Genies so ergeht. Es traf Alles zu!"

„Nun?" fragte Felix, „und weiter!"

„Zur Zeit machte ich die Bekanntschaft mit einem Leidensgenossen, der ebenso schuf wie ich und ebenso hungerte. Zwei Geistesheroen, die einst so nebeneinander auf dem Sockel stehen werden, wie heute Goethe und Schiller zu Weimar! Eines Tages begann mein Genosse, der ebenso unerschütterlich an sich glaubte, als ich an mich, mir seine Dichtungen vorzulesen. Da begriff ich sein Schicksal freilich, denn diese herrlichen Schöpfungen waren schnödester Schund. Das machte mich nachdenklich, denn im Einzelnen ähnelten sie meinen Erzeugnissen, und allmählich kam ich, durch sehr frugale Lebensweise ernüchtert, auf den Gedanken — bei Gott, es war der beste meiner ganzen literarischen Laufbahn! — meine eigenen Werke möglichst ebenso gegenständlich und kühl zu prüfen, wie ich die des Kameraden geprüft hatte und —. Entweder ich war zur Erkenntnis gekommen oder des Hungerns satt, an einem der nächsten Tage schrieb ich meinem Vater, er möchte mir doch seine Hilfe wieder gewähren, ich wolle meine Studien beenden und ein praktischer Mensch werden. — Und das, lieber Freund, ist die tausendfach sich wiederholende Geschichte des Genies, das kein Talent hat. — Felix, Du bist glücklich. Dir hat es die Natur gegeben."

Also sprach der Notar und Felix gewann eine gewisse Hochachtung vor sich selbst. Er schritt von nun an strammer über die Gasse als sonst, er blickte kecker aus und der Kreis seiner Freunde erweiterte sich von Tag zu Tag. Es standen bald nur noch wenige Häuser im Orte, in welchen das Buch: „Am Webstuhl der Zeit" nicht zu finden war. Ein rechter Stolz für die Leute, daß der Verfasser dieses Buches einer der Ihren! Den Pfarrer wollte es schier verdrießen, daß man das neue Werk im Kasten neben die Bibel legte, aber öfter darin las als in dieser; er wäre gerne ganz allein der Hüter und Ausleger des Buchstaben gewesen im Orte. Insgeheim ergötzte er sich aber doch an dem „Weberbüchel"; solange Felix sich nur in Religion nicht hineinmischt! meinte der würdige Herr. Sein Amtsbruder in der Nachbarspfarre bedauerte gerade im Gegentheile, daß die Dichtungen so gar nichts Religiöses an sich hätten, so weltlich wären. Auch anderes Für und Wider gab es, die Zeitungen schrieben Artikel über den „Webstuhl der Zeit" und in den Wirtshäusern wurden laute Gespräche geführt über das Werk und den jungen Dichter, als ob er Napoleon wäre oder der Graf von Luxemburg oder so Einer! Die Berühmtheit war fertig.

Um solche Zeit war es, daß Felix dem Fräulein Euphrosine einmal auf der Treppe begegnete. Er rückte grüßend seinen Hut und wollte ihr höflich ausweichen, sie aber blieb mitten auf der Stiege stehen und fragte: „Wohin gehen Sie denn, Herr Felix?“

„Ich? Nur so ein bissel umher,“ war seine Antwort.

„Man sieht Sie ja gar nicht mehr,“ sagte sie mit einer Miene, die fast vorwurfsvoll that.

„Das wundert mich,“ antwortete er, „ich bin nicht kleiner geworden und stehe ganz nahe vor Ihren Augen, Fräulein Euphrosine.“

Das Fräulein ließ sich aber nicht irre machen. „Sie sollen doch einmal mit uns den Kaffee trinken und uns ein paar Ihrer Gedichte vorlesen.“

„Ja gern,“ sagte Felix, „vielleicht das »Lebkuchenherz«, wenn Sie wollen.“

„Das mag ich nicht,“ versetzte sie mit schalkhaftem Unwillen.

„Dann will ich wieder zum Floßwarter Dirndel hinübergehen, die das Lebkuchenherz mit sammt der Liebe verschluckt hat. Ich wünsch' guten Abend.“

Hierauf schritt er treppnieder. Das Fräulein stieg die letzten Stufen hinan und was sie in jenem Augenblicke bei sich empfunden, das hat sie Jedem verläugnet, also dürfen auch wir es nicht wissen.

Felix gieng richtig hinaus vor das Dorf, wo am Fichtenschachen das Floßwarter-Häusel stand. Dort guckte sie schon zum Fensterchen heraus, mit den hellen Aeuglein winkend: Komm nur, mein herziger Bub'! — Seit jenem Tage, als sie das Lebkuchenherz verzehrt, welches ihr die Bürgermeisterstochter hergeschenkt, hatte sich das Dirndl merkwürdig verändert. Damals noch ein halbes Kind, jetzt rundlich auswachsend, keckschelmische Augen, ein rosiges Mündchen, volle Wänglein, und das mehr als ein Paar. Es ist erstaunlich, was so ein Lebkuchenherz kann, wenn man es ißt mitsammt den Zuckerbuchstaben: „Ich liebe Dich!“

Sofort holte das Dirndel den „Webstuhl der Zeit“ hervor, als der Bursche eintrat, allein Felix sagte: „Agathel, heute wird nicht gewebert mit dem Büchel. Ich komme, Dir zu sagen, daß ich endlich Ernst machen will. Hier ist meines Bleibens ja doch nicht. Ich bin noch nicht ganz, will es aber werden. Ich brauche Ausbildung, Anregung, ich muß Erfahrungen sammeln, streben, hoch hinauf! — ich will fort in die Welt.“

Das Dirndel zupfte ein Weilchen am Schürzenzipf, dann sagte es leise, ohne aufzublicken: „Ich habe mir's gedacht. Mir hat ja geträumt davon: ein weißer Buchstabe hat Dich zu mir gebracht und ein schwarzer nimmt Dich wieder weg. — Es wär' auch zu fein gewesen. Ich bin ein armes Wesen, so gut darf's mir nicht gehen auf der Welt, daß ich bei Dir kunnt sein. Du wirst eine schöne, vornehme Frau finden. Mir ist's schon recht, Felix, nur ein einziges mal möcht' ich sie sehen und ihr zu Füßen fallen und sie bitten: Mach' ihn recht glücklich . . .“

Eine Flut von Schmerz wogte durch ihr Wesen, sie biß tapfer die Zähne zusammen und verwand.

„Ich habe Dir nur ruhig zugehört, Agathel,“ sagte jetzt Felix, „weil ich mein Lebtag noch keine so närrische und so herzliebe Red' gehört hab'. — Wie willst denn das anstellen, möcht' ich wissen, daß Du der schönen Frau zu Füßen fallen kannst? Das Geschäft, vor Dir selber zu Füßen zu fallen, wirst schon mir überlassen müssen. — Schau, da liegt er schon. Agatha, mein Herzlieb, bleibe mir gut, bis ich wieder heimkomme und nachher — nachher erst recht!“

Einige Tage später, als die zwei jungen Leute auseinander giengen,

schluchzte das Dirndel: „Ich hab' glückselige Stunden mit Dir gelebt."

„Es wird schon noch besser kommen," sagte er. „Halt' Dich nur tapfer."

Dann blies auch schon das Horn des Postillons.

Zwischen den Liebenden lagen Berg und Thal und ganze Länder. Agathe fühlte, dachte nur Liebe und nichts als Liebe. Felix fühlte und dachte auch noch Ruhm.

Daheim, Kindheit, Jugend, erste Liebe! hinter ihm, hinter ihm. — Seine weiteren Straßen der Welt, nur flüchtig können wir sie andeuten, und kühl wird uns und kalt bis ins Herz hinein.

Der Buchstabe! Mit diesem Stabe war er bisher einen seltsamen Weg gewandert, der Buchstabe lockte, leitete ihn, trieb ihn, hetzte ihn. Die Stadt, die Studiensäle, die Büchereien, die schöngeistigen Anstalten, die Zeitungen, in Alles, was aus Buchstaben gebaut war, flocht sich sein Leben, sein Herz wie in ein Rad. Alles, was er sann und dichtete, setzte sich in Buchstaben um. Immer mehr dürstete ihn nach den schwarzen Tinten und Typen, die sein Lob sangen, seinen Ruhm verkündeten. Geringer wurde sein Mitleben mit anderen Menschen und Dingen, geringer sein Streben nach Freude der Jugend, nach Freundschaft, nach häuslichem Glücke, nach anderen Vortheilen der Welt. Die Begierde nach Ruhm erfüllte sein Herz und der Ausrufer seines Ruhmes, der schwarze Buchstabe war fast sein einziger Genosse und Freund.

Und dieser ließ es wahrlich nicht fehlen. Felix' Name wuchs Jahr für Jahr, sein Ruf verbreitete sich in viele Lande, in fremden Sprachen selbst ward er geehrt und erhoben. Die Werke, welche Felix schuf, steigerten sich mit jedem neuen an Reife, Bedeutung, Vollendung. Und der Buchstabe des Literaturrichters nahm endlich nicht Anstand, Felix als den größten Dichter seiner Zeit zu bezeichnen.

In seiner glanzvollen gesellschaftlichen Stellung, umkreist von Bewunderern, umgeben von Pracht, umworben von schönen Frauen, gefeiert wie ein Gott, fand Felix nicht allzu oft Zeit und Stimmung, zurückzublicken auf den Weg, den er gekommen, nach vorwärts richtete sich sein Blick, seine Sehnsucht. Am Himmel stand mit leuchtenden Buchstaben geschrieben: Unsterblichkeit! Wohl that es ihm aber doch, wenn einmal sein heimatliches Dorf, sein klappernder Webstuhl und die alten Bekannten auftauchten in seiner Erinnerung — der Abstand, der ungeheure Abstand von damals und jetzt erfüllte ihn mit Befriedigung. Man ist sehr kindisch gewesen auf dem Dorfe . . . Euphrosine! Agathe! Gute Kinder! — Die Eine ist glücklich vermählt, wie man hört . . . .

Künstler und Dichter sollen nicht heiraten. Wenn der Dichter für Alle ist, so müssen wohl Alle für ihn sein. Wozu sich da kümmern um Weib und Kind und Broderwerb! Das sollen die Philister thun; der Dichter hat eine andere Welt zu besorgen, die er den Leuten erschafft wie ein Gott und in der sie sich nach Belieben ergehen und erheitern können. Einer für den Andern. Und daß ein Schöpfer der Welt um Haus und Magd und Wurm sich nicht härme, das versteht sich doch von selbst. Die Liebe muß er beschreiben und besingen, also sie auch kennen lernen in allen ihren Arten; wieso das, wenn er an einem Weibe kleben bleiben wollte? Die Menschen, das Leben muß er erfassen, wieso das, wenn er in einem engen Neste hocken bleiben müßte? Die Dichtung gehört zu den sieben freien Künsten, der Dichter also zu den sieben freien Männern.

Der Buchstabe war's, welcher ihm Solches zuflüsterte, und wieder dem

Buchstaben kam es zugute, wenn diese Einflüsterungen Gehör fanden. Ins Weite geht des Dichters Weg, in der Zukunft liegt sein Ziel; für die Gegenwart ersetzt ihm der Buchstabe Alles, dieser ist ein Zauberstab, der Geist und Herz in den Bann legt.

Allmählich begann Felix' Wange blasser zu werden, sein Haar vom Blonden ins Graue zu schillern. Sein Auge aber blieb jung, wurde immer noch lebhafter, sein Auge wurde zum Brennpunkte, in welchem alle Lust und aller Schmerz der Menschen gewaltig sich zu vereinigen schien.

Die begeisterte Bewunderung, welche ihm gezollt wurde, erweckte naturgemäß eine Gegenströmung, welche wiederum die Folge hatte, daß seine Anhänger noch strammer zu ihm hielten und anhuben, den Dichter nachgerade zu vergöttern. An einem lauschigen Plätzchen des Stadtwaldes ward ein künstlerisch ausgeführter Brunnen errichtet, dessen weiße Marmorfiguren Hauptgestalten aus Felix' Dichtungen versinnlichten. Und auf dem Mittelbaue des Brunnens stand mit goldenen Buchstaben weithinleuchtend der Name des Dichters. Wenn Felix durch den Stadtwald lustwandelte, so war es kein Wunder, daß er gerne den Weg einschlug zu dem Brunnen hin, an welchem sein Ehrgeiz so reiche Nahrung fand. Es that ihm nur leid, daß das Werk nicht mitten auf dem Marktplatze stand, von allem Volke gesehen und umwogt, und wie trefflich würde es sein, wenn dann der Marktplatz den Namen Felixplatz erhielte!

Allein auch der ein wenig abgelegene lauschige Platz im Walde hatte viel für sich. Mehrmals schon hatte Felix auf der steinernen Bank, welche vor dem Brunnen in einer Halbrunde sich hinzog, eine blasse schwarzgekleidete Dame sitzen und aus einem Buche lesen gesehen. Blasse schwarzgekleidete Damen, die einsam im Stadtwalde umhersitzen, sind immer interessant, besonders für einen Dichter. Felix konnte es also nicht unterlassen, eines Tages ganz nahe an der Gestalt hinzustreichen, sie stumm zu grüßen und dabei einen Blick auf das Buch zu werfen, welches sie in der Hand hielt. Es war richtig sein neuestes Werk. Am nächsten Tage war sie wieder hier und der Dichter begann mit ihr eine Unterhaltung. Das gieng ja sehr leicht, sie behauptete, ihn schon lange persönlich zu kennen, und zwar bis in den innersten Winkel seines Herzens, da es wohl keine Zeile von ihm gedruckt gäbe, die sie nicht gelesen. Felix fand, daß die Dame sehr anmuthig und sehr geistreich sei. Sie fanden sich also fast täglich am Brunnen und endlich lud die Frau den Dichter ein, an einem Abende bei ihr den Thee zu nehmen. — Das kann eine Lebenswende bedeuten, dachte Felix, denn endlich würde es doch an der Zeit sein, auch an das häusliche Glück zu denken. Und eine schöne anregende Frau ist ein Ding, welches der Poet auf die Länge nicht entbehren kann.

Wie war aber Felix erstaunt, als er anstatt einer gemüthlichen Bürgerswohnung, die er zu finden hoffte, in glänzend ausgestattete Salons trat, an den Eingängen von Lakaien umkrochen, in eine zahlreiche vornehme Gesellschaft von Herren, welche den Zwicker auf der Nase oder ein Glas ins Auge geklemmt, ein wenig näselnden und lallenden Tones ihm die schmeichelhaftesten Worte sagten. Dabei blickten sie ein bißchen von oben herab auf den Dichter; auch solche, welche kleiner waren als er, verstanden das zu machen. Felix hatte aber nur Augen und Ohren für die Hausfrau, die heute in ihrem Rosakleide mit halb entblößtem Busen unbeschreiblich reizend war und den neuen Gast besonders auszeichnete. Einen nächsten Besuch machte Felix bei der Gräfin Andrea zu solcher Zeit, in welcher er eine weniger große Gesellschaft bei ihr zu finden fürchten mußte. Es waren außer

der Gesellschafterin richtig nur drei oder vier Herren da. Einer davon, ein blondes Barönlein in Husarenuniform und mit magyarisch aufgespitztem Schnurrbarte trieb allerhand Späße und machte sich dabei so bedientenhaft um die Hausfrau zu schaffen, daß Felix unsicher war, ob er ihn zu den Herren oder zu den Lakaien zählen solle, oder ob es am Ende so eine Art von übriggebliebenen Hofnarren wäre. Die besonderen Bevorzugungen, deren der Poet von der Gräfin sich zu erfreuen hatte, ließen es ihm eines Tages versuchen, bei der Dame einzutreten zu einer Stunde, in welcher sie keine Besuche zu empfangen pflegte. Aber er hielt sich sehr kurz auf, er hatte gestört. Der Husar war bei ihr. — Ja, mein lieber Felix! So wie man in vornehmen Häusern gerne exotische Pflanzen, präparierte Tigerfelle, lebendige Papageien und derlei hat, um Wohnung und Gesellschaft zu zieren und zu erheitern, so sieht man in solchen Kreisen zeitweilig auch gerne das Wunderthier Poet genannt. Bist Du geheilt?

Felix gieng hinaus und mußte weinen. Das erstemal empfand er, wie kalt es war in der Welt. Ruhm! Ist das nicht wie ein sonniger Wintertag! Ueberall glitzert's und leuchtet's, tausend Funken und Flämmlein sprühen in Eis und Schnee — und doch Alles kalt! Glückselig der, welcher von den winterlichen Fluren aus Frost und Nebel des Abends heimkehren kann zum trauten häuslichen Herde . . . .

Felix begann zu altern. Das Dichten und Schaffen gieng nicht mehr so leicht von selbst, wie einst, er mußte sich manchmal dazu anstrengen. Doch arbeitete und schrieb er jetzt eher mehr als weniger, weil er halb unbewußt die Nothwendigkeit fühlte, den Ruhm mit immer neuen Erscheinungen aus seiner Feder frisch zu erhalten. Denn es waren jüngere Kräfte aufgestanden, Talente, die es ihrer neuen Zeit besser zu Dank machten, als der Dichter aus älterer Epoche, an dem man sich zu sättigen begann. Der Neid war ein Laster, welches Felix stets am heftigsten verabscheut hatte; das mußte er sich jedoch jetzt gestehen: angenehm war es nicht, zu lesen, wenn die Zeitungen eine junge Dichtergeneration erhoben und es dabei nicht lassen konnten, manchen Seitenhieb auf die sich überlebten Verseschmiede und Romanweber zu führen. Er selbst las überhaupt fast nichts mehr, stöberte nur Tag für Tag mit Hast und Gier alle Zeitungen durch nach Notizen über sich oder seine Schöpfungen. Längst, oh längst hatte er die Bedeutungslosigkeit solcher Schreibereien eingesehen, selbst oft öffentlich seine Mißachtung vor Journalrecensionen und Notizen ausgesprochen, ja pathetisch sogar die Nichtigkeit des Schriftthums überhaupt betont, und doch war er glücklich, so oft er in irgend einem Blatte oder Blättchen eine seine Person erhebende, seinen Genius rühmende Bemerkung fand; und wie tief kränkte es ihn, wenn er hämisch oder wegwerfend erwähnt wurde. Also war es, daß dieser Mann einzig nur mehr nach Ehre und Ruhm lechzte, daß er nur mehr den Blättern nachjagte um zu sehen, ob sie ihn lobten oder vernachlässigten oder mißachteten. Und er, der zum Beginne seiner Laufbahn fast beklommen erröthete vor öffentlichem Lobe, der in der Zeit seines begeisterten Schaffens stolz war, fast ablehnend gegen die Journalistik und nur seine Werke sprechen lassen wollte, er legte es jetzt seinen Freunden nahe, über ihn zu schreiben, er ward überaus zuthunlich gegen Zeitungsschreiber und endlich gieng er in die Redactionsstuben und bat geradezu um öffentliche Anerkennung. O Dämon Buchstabe! So kannst du den, der dir sich ergeben hat, hetzen, ruhelos machen, thöricht machen, erniedrigen.

Seine Existenz hatte bisher nach außen hin den Schein des Wohlstandes getragen, im Innern jedoch begann es sich jetzt fühlbar zu machen, daß

Felix die Güter der Erde schnöde verachtet hatte. So leicht, als Gold und Silber hereingekommen, so leicht war es hinausgestreut worden. Sein Wohlthun war nicht so sehr ein Bedürfnis des Herzens gewesen, er wollte damit vor Allem als Philosoph seine Großmuth, seine Verachtung irdischer Güter beweisen, und daß er Höherem zustrebe, als dem Mammon. Nun aber mußte er erfahren, daß das Höhere, dem er zugestrebt, nämlich Ehre und Ruhm, nicht weniger eitel war, als Mammon. Ja, er hätte mit diesen geistigen Gütern nicht einmal Hungernde speisen, Nackende bekleiden können. Mit seinem Ruhme hatte er Niemanden erfreut, und die Freude, die er selbst daran gehabt, war nie voll gewesen und sie versauerte jetzt in Verbitterung, nachdem sein unstillbarer Ehrgeiz nicht mehr genügend genährt ward.

Also herabgekommen schritt Felix eines Tages durch die Stadt. An den Auslagkästen der Buchhandlungen hatte er sich sonst gerne ergötzt, heute nicht mehr, denn dort prangten lauter Werke der Jungen und Neumodischen. Wollte er Bücher von sich sehen, so mußte er bei den Antiquaren anklopfen.

Da war es, daß Felix eines Tages durch dunkle Vorstadtgassen schritt und in eine Handlung von alten Büchern eintrat. Da drinnen war es fast dunkel, denn das einzige Fenster des Ladens war die halboffene Thür. Zwischen Bücherstößen und Bündeln von alten Zeitschriften hockte ein altes Männlein, zusammengekauert wie Herr Knickebein. Es hatte ein kleines fast fleischloses und fahles Gesicht, eine scharf hervorspringende, etwas kurz gewachsene Nase, ein zartes graues Schnurrbärtchen und einen fast weißen Spitzbart. Aber zwei Aeuglein waren in diesem abgelebten Haupte, welche ein warmes grünliches Feuer sprühten, jetzt als der Mann eintrat und in den alten Büchern zu kramen begann.

„Etwas Poetisches suche ich," sagte Felix.

„Etwas Poetisches!" sprach es der Alte mit dünnem Stimmlein nach. „Die Menge vorhanden. Hier!" Dabei wies er auf einen Bücherstoß, aus welchem eine Staubwolke aufstieg, als Felix ein paar Bände davon in die Hand nahm.

„Von Friedrich Gotthold Müller!" rief Felix aus. „Wer fragt noch nach diesem alten Schmarn! Zur Zeit als ich ein Knabe war, las man Gedichte von Friedrich Gotthold Müller!"

„Jawohl!" seufzte der Buchkrämer. „Damals las man sie, wie man heute die Werke von Felix liest und nach dreißig Jahren die Poesien von so und so lesen wird."

„Wie?" fragte Felix mißgestimmt, „Sie geben dem berühmten Dichter nur etwa dreißig Jahre Unsterblichkeit!"

„Unsterblichkeit so lang Sie wollen, Herr Doctor, beim Antiquar. Man glaubt nicht, wie haltbar echtes Hadernpapier ist!"

„Sie kennen mich?"

„Gott, wer soll den berühmten Dichter Felix nicht kennen! Das gehört zur Bildung, so wie einst ein Mensch, der den Friedrich Gotthold Müller nicht gekannt, aus jedem Salon hinausgewiesen worden wäre. Aber ihr Modernen vergesset aufs Beten. Jawohl, beten muß man. Wenn man anfängt berühmt zu werden, muß man allsogleich auch anfangen zu beten um die Kraft, das Unglück zu ertragen, wenn man seinen Ruhm überleben muß. Man kann seine Freunde, sein Weib, man kann alle seine Kinder überleben, man erträgt dies, aber seinen Ruhm zu überleben, lebendig an seinem eigenen Grab zu stehen, die Mißachtung mitanzusehen, die man seinem Staube zollt, das, Herr Doctor, erträgt sich verdammt schwer. So habe ich an jedem Morgen und jedem Abend gebetet: Vor Pest und Hunger und Ehrgeiz bewahre mich, o Herr! — Große Geister, die vor mir waren, die eine Welt erfüllten mit ihrem Ruhm, ich sah sie verwesen. Im prangenden

Kranze des Lorbeers sah ich, daß auch meine Verwesung kommen mußte. Sie kam und ich habe sie ertragen."

„Das eingebüßte Renommé eines Geschäftsmannes —" sagte Felix mit wegwerfender Geberde.

„Doch nicht, Herr Doctor, auch ich war einmal Dichter. Sehen Sie dieses Porträt an. Ein wahrer Tassokopf, nicht wahr!"

„Ach ja, das ist ja der alte Friedrich Gotthold," rief Felix aus, als er den vergilbten Stahlstich betrachtete. „Kann mich noch erinnern an dieses Bild in seinen Gedichten."

„Die Aehnlichkeit mit dem Original soll nicht mehr sehr frappant sein," bemerkte das alte Männlein. „Vergleichen Sie doch ein wenig." Damit streckte er sein Häuptlein vor. „Etwas schäbig ist er geworden, nicht wahr?"

„Werden doch Sie nicht —!" rief Felix aus.

Antwortete hierauf der Alte mit komischer Würde: „Ich bin der große Dichter Friedrich Gotthold Müller."

Felix behauptete, um sein Erstaunen zu verbergen, dreist, es wäre nicht möglich, in seinem Innern aber rief es: Wahrhaftig, er ist's!

„Als die Großbuchhändler meine Bücher nicht mehr nehmen wollten, bot ich sie den Sortimentern an," erzählte der Alte mit einer lustigen Behaglichkeit, „als diese mich auch fortgehen ließen — aber höflich waren sie zum Entzücken! — da begab ich mich zu den Antiquaren. Endlich wollten auch die Antiquare nichts mehr von mir haben, da mietete ich mir diese Etablissements und verkaufte meine Werke selbst. Und als ich nichts mehr verkaufen konnte, verlegte ich mich sogar einmal auf das Hausieren und hub an, die Werke zu verschenken. Suchen Sie sich immerhin etwas aus, Doctorchen! Haben Sie kein verliebtes Stubenmädchen zu Hause? Ach Gott, was die Liebe den Dichtern für Dienste leistet! Nicht mehr? die uns nicht mehr? Ja, daß die Dichter endlich alt und lahm werden, das versteht man, aber daß auch die Gedichte —! Ei, ei!" So plauderte das hagere Männlein weiter. Unseren Felix war nicht wohl zu Muthe, der große Dichter Friedrich Gotthold Müller aber legte seine Bücher wieder sorgfältig auf den verstaubten Stoß und hub an zu pfeifen. —

Felix hatte bei diesem Manne etwas gelernt. Ein paar Jahre später gieng im Lande ein vollbärtiger, langhaariger Mann um und trug auf dem Rücken in braunem Tuch ein vieleckiges Bündel. Er gieng hausieren mit den Werken von Felix. Doch das Geschäft wollte nicht recht blühen. Die Einen, bei denen er anklopfte, sagten, sie hätten das Zeug schon gelesen, die Anderen bekannten in guter deutscher Freimüthigkeit: sie kauften keine Bücher. Noch Andere versicherten den schlanken Hausierer: diesen Felix, den möchten sie nicht. Ein einziges Dorfschulmeisterlein kaufte alle die Werke des Dichters und während die Dorfgenossen ihr Abendbrot verzehrten, saß er in seiner Kammer und las in den Büchern. Ja, schön zu lesen, das waren sie schon, aber der Appetit, den man dabei bekommt! Der Hausierer hörte von diesem Appetit und gab dem Schulmeisterlein das Geld zurück, daß dieser sich wieder sein Abendbrod kaufen konnte.

Als Haar und Bart des Hausierers schon sehr lang und wüst und sein Gesicht sehr braun, und sein Rock sehr fadenscheinig geworden waren, wagte er sich mit seinem Bündel in die Gegend, in welcher vor vielen Jahren der berühmte Dichter Felix geboren worden. Der alten Hütte gieng er zu, wo er einst das Licht der Welt erblickt, er wollte sehen, ob die steinerne Tafel noch da wäre, die man einst an der Geburtsstätte des großen Mannes angebracht. An der Wand, wo der Stein gestanden, hieng ein üppiges Spinnengewebe. Weberbursche von ehemals, was sagst Du zu diesem Ge-

spinnst? — Rasch gieng er weiter. Am Waldrande stand ein kleines Bauernhaus, dort sprach er zu, um anzufragen, ob man nicht etwa geneigt sei, ein Tauschgeschäft mit ihm einzugehen — für ein schönes gehaltvolles Buch einen Löffel Suppe . . .

Die Thür stand offen, auf dem Herde brannte ein lustiges Feuer, da war Niemand. Der Hausierer wirft sein Bündel auf die Bank, daß er rasten kann, blickt umher; Alles arm, aber niedlich und ordentlich. An der Wand ein Glasschrank mit Büchern. Schau! — Und wie er näher hinguckt, sind es alle Werke von Felix, nett gebunden und genau nach der Reihenfolge des Erscheinens geordnet, vom „Webstuhl der Zeit" an, bis zu der großen Dichtung: „Die Ewigkeit," welche ihrem Titel so wenig Ehre gemacht. — Der Tausend, jetzt glühte sein Selbstbewußtsein auf wie schon lange nicht mehr! Bevor er aber noch darüber nachdenken konnte, welchen großen Verehrer er denn hier besitzen könne, trat ein altes Weib zur Thür herein. Es kam vom Ziegenstall mit einem Milchzuber. „Guten Morgen!" und „Was wollt Ihr denn?" Also gab ein Wort das andere.

Wem diese Bücher gehörten?

„Uh mein Gott! Die haben wir vor vierzehn Tagen auf den Kirchhof getragen. Die alte Jungfrau Agathel! Ein guter armer Narr. Die hat ihren letzten Kreuzer verthan für das Büchelwerk da, hat Tag und Nacht gelesen und noch nicht genug gehabt. Hätt' scheint mir, auch Den noch mögen haben, der sie geschrieben hat. Was weiß ich!" Der Mann wußte die alte Frau zu weiterem Gespräche zu veranlassen, und während der Arbeit mit den Milchgefäßen fuhr sie fort: „Die Agatha hat gemeint, er wird kommen und hat gewartet. Hätt' heiraten können, oh wie oft! Ist Jungheit nicht übel gewest. Jesus Maria, bis sie eisgrau ist worden vor lauter Warten. Er kommt, hat sie gesagt, er kommt gewiß, er hat's versprochen! Und noch auf dem Todtenbett hat sie's gesagt. Was weiß ich, endlich hat sie das Warten verdrossen und ist gestorben. — Wenn der Christenmensch nur wüßt, wo Eins dieses Büchelwerk soll hinschmeißen, da in der Stuben ist kein Platz für so nutzlos Zeug."

— — Das Tauschgeschäft, für ein schönes gehaltvolles Buch einen Löffel Suppe! ist jetzt nicht mehr angestrebt worden. Der schlanke alte Hausierer vergaß, daß Essenszeit war, vergaß auch das Bündel aufzuheben, gieng hinaus, gieng über die Felder hin dem Kirchhofe zu.

Gleich links am Zaun stand das neue braunangestrichene Holzkreuz und darauf in schwarzen Buchstaben der Bericht: „Hier ruht in Gott die tugendsame Jungfrau Barbara Floßwarter. Gestorben im neunundfünfzigsten Lebensjahre. Gott gebe ihr die ewige Ruhe."

Felix stand am frischen Hügel — starr wie das Kreuz. Man weiß nicht, ob er in dieser Stunde seines irdischen Irrweges sich bewußt geworden, nur der eine Gedanke zuckte durch sein Gehirn, was wohl beständiger sein, länger vorhalten möchte auf Erden: der Buchstabe im Buch, oder der auf dem Grabkreuze.

Das beste Recept.

Eine Erzählung aus dem Leben des großen Volkskaisers.

Volle hundert Jahre sind vorüber, seit Josef II. gestorben. Die Dankbarkeit des Volkes aber ist nicht gestorben, sie hat Josef, den Geliebten, zu einer mythischen Gestalt gemacht und damit ihm jenes Denkmal gesetzt, welches länger währt als Stein und Erz, ein Denkmal, das unzerstörbar ist.

Wir wollen das Gedächtnis seines hundertsten Todestages, welcher am 20. Februar 1890 vom österreichischen Volke weihevoll begangen worden, mit einer kleinen Geschichte schmücken, wie sie einst Friedrich Steinebach erzählt hat. Sie handelt von einer kranken Frau und von einem Wunderdoctor, der recht wohl wußte, was bei armen Leuten so oft die Ursache von Krankheit ist und der dafür ein ganz ausgezeichnetes Recept verstand.

Nach einem trüben, naßkalten Decembertage war eine stürmische Nacht, die Christnacht des Jahres 1783, angebrochen, reich an Ungemach durch Schnee, Wind und trostlose Dunkelheit, denn die spärlichen Straßenlichter vermochten sich in den schlecht verschlossenen Laternen kaum matt flackernd aufrecht zu erhalten, die heftigen Windstöße trieben mit ihnen ein störendes Spiel. Es war daher nicht zu verwundern, wenn es die Wiener vorzogen, den Unbilden der Witterung auszuweichen und sich in ihren wohlverwahrten Stuben zu verschließen. Nur wer von Noth oder dem eisernen Joche der Pflicht gezwungen wurde, war auf der Gasse sichtbar, wo die Wasserpfützen die Füße nicht weniger durchnäßten als es die Schneeflocken thaten, welche der Sturm dem Wanderer derb ins Gesicht schlug, während aller Orten durch die Fensterscheiben der Schimmer zahlreicher Lichter verkündete, wie froh bewegt Alt und Jung den Christbaum umstand und sich seiner Gaben freute. Dennoch sehen wir zwischen den kräftigen Männergestalten, welche, dem Unwetter trotzend, durch das alte Kärnthnerthor der Wieden zueilten, auch eine Frau mühsam dahinschreiten, welche ein abgetragenes, verflicktes Kattunkleid trug und das Wollentuch über den Kopf geschlagen hatte. Sie war von schwachem Körperbau und ihre Haare dünn und gebleicht, so daß sie am Glacis wiederholt sich genöthigt sah, den Schutz eines Baumes oder eines Schrankens zu suchen, sonst hätte der Wind sie zur Erde geworfen. Sie kam von einem Herrschaftshause in der Stadt, in welchem sie zeitweilig Dienste bei großen Festlichkeiten zu leisten hatte, und von ihrem ermüdeten Arm gehalten, trug sie den Rest ihrer ersparten Speisen nach Hause, denn daselbst erwartete sie ihr hungernder Knabe, ihr einziges Kind. So weh daher auch dieses Abmühen gegen den Sturm ihrer schwachen Körperkraft that, und wie heftigen Husten es ihrer Brust entlockte, die Mutterliebe gönnte ihr dennoch keine Rast; konnte sie auch nicht die winterliche Idylle eines grünen Tannenbaumes ihrem theuren Knaben bringen, der mit harzigen Duft so wohlthuend die Stuben erfüllt und alle Herzen zu erschließen pflegt, als brächte sein Grün einen lieblichen Gruß vom Lenz und Sonnenschein in die geheizten Zimmer, so wollte sie mindestens seinen Hunger stillen, was ihr

nicht immer möglich wurde. — Es war schon spät geworden, die Uhr an der Paulanerkirche verkündete schon die neunte Stunde, als sie dort vorüberkam, um dann an der Ecke der Waggasse in die schmale, von ebenerdigen Häusern und halbverfallenen Hof- und Gartenmauern begrenzte Hechtengasse einzubiegen. Erst gegen die Mitte derselben fiel ihr Auge auf das Ziel ihrer beschwerlichen Wanderung, ein einstöckiges, gegen die Umgebung vortheilhaft abstechendes Haus, welches die Nummer 281 trug. Ein Freudenstrahl leuchtete aus ihrem Auge, sie eilte durch das Hausthor dem hinteren Theile dieses Gebäudes zu, welcher nur von einem ebenerdigen, ziemlich armseligen Anbau gebildet ward. Kaum war die alte Frau in den Hof getreten, so öffnete sich schon die Thüre gegenüber und ein acht- bis neunjähriger Knabe lief ihr freudig entgegen. Rasch war ein Licht angezündet und stand neben den Geschirren mit Speisen am Tisch, wo sich der arme, hungernde Kleine so emsig labte, daß er Alles um sich zu vergessen schien. Es war auch das Beste, was man in diesen trostlosen Räumen thun konnte, wo Alles von Mangel und Entbehrung ein düsteres Zeugnis gab. Eine einzige kleine, mit verflickten Fenstern versehene Stube, in welche man vom Hofe aus noch dazu eine Stufe abwärts zu steigen hatte, bildete die bescheidene Wohnung für Mutter und Kind. Die Wände schienen feucht, die Luft nicht die gesündeste, zwei Betten, ein Tisch und ein Paar Stühle von weichem Holz bildeten mit einem Kasten und einem Wandgestelle, auf welchen wenige Teller, Schüsseln und ein Schreibzeug lagen, die ganze Ausschmückung der Stube. Ein Marienbild, wohl nicht von Correggios Hand gemalt, unter welchem ein Lämpchen in röthlichem Glase brannte, war daselbst der fromme Luxus der traurigen Behausung und dieser Schimmer, das Licht des Glaubens, war der einzige Strahl, welcher in diese Nacht der Armuth fiel, während aller Orten tausend Lichter heute der vergänglichen Freude des Augenblicks entzündet wurden. Während nun der kleine Peter sich mit den Resten der vornehmen Tafel ergötzte, war Anna, die ermüdete Mutter, auf einen Stuhl nächst dem Strohlager gesunken; ihr Kopf war schwer auf die Polster niedergefallen, Ermüdung und Schmerz lagen wie Blei auf ihren alternden Gliedern. So sehr sie sich selbst anstrengte, um beim schwachen Oellicht ihre Näharbeit noch vorzunehmen, denn der Verdienst war ein unabweisliches Bedürfnis, so wollte es heute doch durchaus nicht mehr vorwärts gehen. Es flirrte wirr durcheinander vor ihren Augen, wogegen selbst die Brille nichts half, ihre Hände glühten wie heißes Eisen und im Kopf und an den Schläfen empfand sie einen dumpfen, stechenden Schmerz. Müde fielen die Hände in den Schoß, und während das Kind schweigsam seinem Lager zuschlich, um daselbst vom Christbaum, Kuchen und Spielwerk zu träumen, fiel ihr Kopf an die Lehne des Stuhles zurück. Viel, unendlich viel des Wehmuthsvollen schien an ihrer Seele vorüber zu ziehen, von den ersten Kindestagen an bis zum Traualtar, bis zur Geburt ihres Peter mochten selige Momente, wie unnahbar ferne und doch so lieblich flimmernde Sterne, vor ihrer Erinnerung emportauchen und ein verklärendes Lächeln spielte um ihre Lippen, bis mit Eins ein heftiger Husten ihre Sinne zum Leben aufrüttelte, um sie unerbittlich an die Wirklichkeit zu mahnen, die sie erstaunt um sich sehend mit Schaudern erkannte. „Ach, es war ein Traum!“ flüsterte bitter ihr Mund und, indem sie sich mit den abgemagerten Händen über die Stirne und Augen fuhr, fiel eine heiße Thräne über ihre bleichen Wangen herab, indes ein vielsagender Blick empor zum Bild der Muttergottes sah. — Wenige Minuten darnach verlosch die

Arbeitslampe der Armen, sie lag im Bett, doch fand sie keine Ruhe, ihr Athem gieng schwer und ihre Pulse tobten. Sie sehnte sich nach Wasser, nach Hilfe, nach Rath und mußte doch allein die Nacht durchwachen, ihre Mutterliebe vermied es, den kleinen Peter zu wecken, dessen Jugend, trotz seiner Entbehrungen friedlich still, als läge er auf Federn, die ganze Nacht durchträumte. So rasch aber der Knabe sich am Morgen erhob, um zur Schule zu eilen, wo er einer der Besten war, sah derselbe doch zu seiner Verwunderung, daß die Mutter nicht das Gleiche that und stieg besorgt auf den Stuhl, ihren Namen rufend. Da lag nun die alte Frau mit glühend rothen Wangen, das Auge wie verglast und die Lippen bleich und vertrocknet, nur ein schwerer Athem zeigte, daß sie am Leben war. So klein Peter war, erschreckte ihn doch der Anblick, der anders war als gewöhnlich, und weinend lief er nach Hilfe im Hause herum. Aber in der Hechtengasse wohnten keine wohlhabenden Privatleute, welche sich erst dann erheben, wenn der Sonnenstrahl den Weg durch die Gardinen zu ihrem Lager fand, sondern redlicher Erwerb ernährte die arbeitsamen Familien und so war Jung und Alt schon auf dem Markte, in den Gewölbern oder Aemtern thätig und Peter irrte vor geschlossenen Thüren herum. Endlich fand er ein Weib, welches im Hause einen Kramladen hielt, zu Hause, und nach vielen Bitten sah sie nach, woran es der Mutter des Kleinen fehlen mochte, doch brummte sie unwillig dabei vor sich hin, denn sie war genöthigt, ihren Laden allein zu lassen und zu sperren, bis sie zurückkehren konnte. Sie erkannte nur zu schnell, daß die arme Anna im heftigen Fieber lag, denn — ohnehin schon durch mehrere Tage leidend, hatte sie sich dem Unwetter ausgesetzt, um für ihr Kind wenigstens ein Essen zum Christabend zu verdienen. Die Krämerin bereitete Thee und Umschläge, pflegte einige Zeit die Kranke, und als sie in ihren Laden eilen mußte, gab sie dem kleinen Peter Aufträge, wie oft er der Leidenden, welche sich etwas erleichtert fühlte, den von ihr zurecht gemachten Abguß zu reichen habe. Da saß denn der Knabe am Lager seiner Mutter den ganzen Tag über und meinte es so gut mit ihr, mochte seine Pflege gleich Mangel an aller Erfahrung verrathen. Gegen Abend aber steigerte sich die Krankheit Annas und selbst die Krämersfrau war rathlos geworden, ja sie meinte, Peter zwinkend: „Sieh' Kleiner! daß Du einen Doctor zu Hilfe rufst, meine Wissenschaft ist zu Ende.“ Darnach eilte sie wieder in ihren Laden, Peter aber tröstete die Mutter mit der zu hoffenden Hilfe, drückte seine Mütze in die Stirne und lief davon, obwohl Sturm und Schnee ihr Spiel, wie am letzten Abend, zu erneuern begannen. Bald stand er auf der Schwelle bei einem Doctor und meldete dem Diener seine Bitte, aber dieser betheuerte, daß sein Herr nicht zu Hause sei, während Gläsergeklirre und Lachen aus dem Nebenzimmer diese Worte Lügen straften. Peter war dagegen nicht so rasch abgefertigt, bat und weinte so eindringlich laut, daß der Doctor, die Zähne stochernd, herauskam, die Ursache des Lärmens zu erfahren. Kaum hatte er das Begehren des Kleinen vernommen, so maß er ihn unwillig mit den Augen und fragte: „Wer hat Dich hierher geschickt, warum kommst Du gerade zu mir?“

„Ach! lieber Herr,“ sagte Peter, die Hände faltend, „Ihre Wohnung ist die nächste, und meine Mutter leidet so sehr; wir sind so arm und verlassen, haben Sie Erbarmen und kommen Sie nur eilig hinüber in die Hechtengasse, Herr Doctor!“

„Hechtengasse?“ brummte der Doctor, da er in dieser Gegend nur Arme wußte.

„Ja, Nr. 281, im Hofe rechts, zu ebener Erde.“

„Hm! ebener Erde, seine Mutter, das wird eine saubere Kundschaft sein!“ brummte der Doctor leise und frug dann den Knaben: „Du hast doch wenigstens den Gulden bei Dir, welchen mein Besuch alle Zeit kostet?“

„Ach, nein! gnädiger Herr! Aber sobald meine Mutter gesund ist, wird sie etwas verdienen und Ihres Beistandes gewiß nicht vergessen. Kommen Sie nur schnell, Herr Doctor, meine Mutter leidet so sehr!“ wiederholte die Hände faltend der Knabe und sah flehend empor. Der Doctor aber zog sich zurück und meinte, es thue ihm leid, aber er habe selbst gefährliche Kranke im Hause und könne heute dasselbe nicht mehr verlassen. Peters Bitten half nichts, der Doctor verschwand durch die Saalthüre und der Knabe war vom Diener auf die Stiege hinausbefördert, ehe er recht wußte, wie ihm geschah. —

Reiche Thränen flossen über seine Wangen, als er eilig den Weg einschlug, bei einem anderen Doctor sein Glück zu versuchen. Er fand denselben im wärmenden Schlafrock auf dem Sopha ruhend, während außen Schnee und Sturm ans Fenster pochten. Unwillig hörte er Peters Nachricht und meinte, sich behaglich dehnend: „Nun, wenn's nicht anders ist, so gib einen Gulden her, und ich will es wagen, obwohl mir selber übel geworden.“

Abermals mußte der Knabe kleinlaut seine Armuth gestehen und in diesem Augenblicke schien sich das Leiden des Doctors zu verschlimmern, denn er warf sich aufs Sopha zurück und ein kräftiger Husten begann, indem er sagte: „Geh' Deine Wege, Kleiner! Du wirst andere Doctoren finden — ich kann heute wahrhaftig nicht ausgehen, ich fühle mich elend, Du hast es gesehen!“

Als Peter noch zögerte und bat, wurde er ebenso rauh verabschiedet, wie beim ersten Doctor und bald stand er trostlos weinend auf der Gasse. Er versuchte das Letzte und bat die Vorübergehenden um eine Unterstützung, aber Drohungen mit Fäusten und die Schimpfworte: „Bettelvolk, Tagedieb und Gesindel!“ waren das einzige, was er erreichte. Da setzte er sich denn überlegend auf einen Eckstein und weinte, nicht achtend Schnee und Wind, die ihn durchkälten mußten. Plötzlich sah er von der Stadt her einen einzelnen Mann kommen, in langem, bis oben geschlossenen Winterrock, einen breitgeränderten Hut tief in die Augen gedrückt, den Stock in der Rechten, so gieng er nachdenkend einher. Die Züge des Mannes waren edel und schön, von Milde und Freundlichkeit übergossen, sein Auge blickte so sanft und tief, wie es keine Worte sagen, und den vollkommenen und geschmeidigen Körperbau konnte selbst der weite Winterrock nicht verbergen. Alsbald erhob sich Peter, zog seine Mütze, die Hände faltend und sprach so innig, wie es nur Kinderstimmen vermögen:

„Lieber Herr! haben Sie Erbarmen und schenken Sie mir einen Gulden!“

„Schämst Du Dich nicht zu betteln?“ sagte stehenbleibend der Fremde. „Du bist gesund und jung, gehörst in die Schule oder an die Arbeit, nicht aber an die Straßenecke dahier!“

„Ach! gnädiger Herr! ich gehe ja täglich zur Schule, und will immer recht fleißig lernen — geben Sie mir nur einen Gulden!“

„Die Schule besuchen und betteln geh'n? wie reimt sich dies zusammen?“

„Ach! guter Herr! Es ist heute zum erstenmale und ich werde es nicht mehr thun — aber ich brauche einen Gulden so nothwendig.“

„Einen ganzen Gulden? Weißt Du, daß dies viel Geld ist?“

„Freilich ist es viel — aber ich muß es haben, und wenn es noch mehr wäre — es gilt ja meine arme, verlassene Mutter zu retten!“

„Kleiner, Du sagst nicht die Wahrheit. Keine Mutter ist so schlecht,

bei diesem Wetter ihr Kind an die Straßenecke zu stellen."

„Ach, meine Mutter weiß nichts davon, sie ist krank und schickte mich fort, um einen Doctor zu holen; ich bin schon bei zweien gewesen, aber keiner will unter einem Gulden kommen und doch ist meine Mutter zum Sterben krank. Ach, lieber, guter Herr! nur einen einzigen Gulden und ich will mein Lebtag nicht mehr betteln."

Der Fremde griff in die Tasche, um die Bitte des Kindes zu erfüllen, zögerte aber plötzlich, von einem Zweifel erfaßt, indem er sagte: „Wo wohnt Deine Mutter?"

„Ganz in der Nähe, lieber Herr! in der Hechtengasse 281, im Hofe rückwärts zu ebener Erde. Sie können glauben, daß sie recht leidend und krank ist."

„Nun, da hast Du, eile und hole den Doctor!" sagte der Fremde, indem er dem Knaben Geld in die Hand drückte. Jubelnd küßte Peter seine Hand und lief eilig davon, wie es ihm nur möglich war. Unterwegs sah er aber, daß ihm der Fremde zwei Gulden gegeben hatte und sprang vor Freude, indem er dachte: desto besser, die Mutter ist schwer krank, da können mehrere Doctoren nicht schaden; ich hole beide — je mehr desto besser! und er eilte, seinen Vorsatz rasch auszuführen.

Der Fremde dagegen hatte einige Zeit dem Knaben nachgesehen und ein neuer Zweifel schien in ihm aufzusteigen. Er änderte die Richtung seines Spazierganges, gieng der Waggasse zu, und fand mit leichter Mühe das bezeichnete Haus in der Hechtengasse, wo Anna wohnte. Auf sein Klopfen an der Hausthüre rief eine matte Stimme „Herein," und der Unbekannte trat in die Stube der Kranken.

„Gott sei Lob und Dank, daß Sie endlich kommen, Herr Doctor!" rief ihm das Weib entgegen, ehe er sprechen konnte. „Der Himmel weiß es, wo mein Peter herumlaufen mußte, ehe er Sie gefunden hat!"

„Bleiben Sie nur ruhig, liebe Frau!" sagte der Fremde, an das Bett tretend. „Hoffen Sie, Entmuthigung schadet am meisten."

„Ach! Fühlen Sie den Puls, Herr Doctor! Sehen Sie meine Zunge an, die vertrocknet am Gaumen klebt — fühlen Sie hierher — da schmerzt's mich in der Brust so sehr!"

Der Unbekannte that, wie man ihn ersucht hatte, obwohl ein Kunstverständiger gar bald gemerkt hätte, er sei nicht ganz sicher in seinem Fache. Dabei machte er eine erzwungen wichtige Miene, wie er es an studierten Leuten oft in derlei Fällen gesehen haben mochte; als er aber die besorgten Blicke gewahrte, mit denen die Kranke zu ihm auffah, erheiterte sich sein Gesicht und er sagte voll Güte und Mitgefühl:

„Seien Sie außer Sorgen, liebes Frauchen, Ihr Puls ist wenig alteriert, und das Stechen in der Brust berührt keinen edlen Theil."

„Aber Sie werden mir doch etwas verschreiben? Schmerzstillendes, nicht war, lieber Doctor?"

„Verschreiben? Ich?" sagte der Fremde und ein leises Lächeln spielte um seine Züge.

„Ach, ja gewiß! Ich setzte so viele Hoffnung darein. Sehen Sie, wenn es noch so stark, noch so unangenehm zum Einnehmen ist, wenn es nur hilft! Bedenken Sie meine Noth, ich muß bald gesund werden, ich habe als Mutter für mein Kind zu sorgen, das hungern muß bis dahin."

Wie die arme Frau trotz ihres Leidens so rührend sprach, vom Anhauch der Mutterliebe verklärt, da lagerte sich tiefe Rührung auf den Zügen des Hörers und sein Blick glitt über die Zeugen der Dürftigkeit ringsum.

„Ja, liebe Frau," sagte er dann, „ich muß Ihnen etwas verschreiben — wo ist Papier, Tinte und Feder?"

„Seien Sie so gütig und nehmen

Sie dort vom Wandgestelle das Schreibzeug meines Knaben herab und Sie werden Alles finden."

Der Fremde nahm es, schrieb und befahl das Recept an die bezeichnete Apotheke zu schicken, und indem er seinen Hut ergriff, sagte er, nochmals an das Bett tretend:

„Nur Muth, gute Frau, wenn Sie meinen Anordnungen folgen, wird das beste Mittel gefunden sein, Sie zu heilen."

„Tausend Dank!" sagte die Alte, die Hand des Mannes dankbar fassend. „Und nicht wahr, Sie kommen wieder? Wenn ich auch nicht gleich zahlen kann: so wahr Gott lebt, ich thue es, sobald ich wieder etwas verdiene. Haben Sie inzwischen Geduld, aber wir sind so arm, so unglücklich ohne unsere Schuld!"

„So lebten Sie immer allein, von Ihrer Hände Arbeit?"

„Ach, nein! lieber Herr! Obwohl ich die Tochter unbemittelter Leute zu Chioggia bei Venedig war, fand ich doch einen braven Mann in der Person eines Gränzers von Carlopago. Er hatte viel gelernt und brachte uns rechtschaffen fort. Aber Ein Tag sollte all unser Glück verschlingen! Ich wurde an das Sterbelager meiner Mutter berufen, schiffte mich zu Lussin piccolo ein und sah meinen Mann nicht mehr. Ein Seesturm zertrümmerte unser Schiff, schwimmend auf ein paar Balken fiel ich in die Hände von Piraten, betrat nach endlosen Leiden und nachdem Jahre verflossen waren, mit meinem inzwischen zur Welt gekommenen Knaben die Heimat und fand keine Spur meines Peters wieder. Es hieß daheim: er sei ins Feld gezogen, und da er nicht wiederkehrte, mochte er einen ehrenvollen Tod gefunden haben. Wechselnde Schicksale brachten mich nach Wien, wo ich zur Noth mit meinem Knaben das Leben fristete, bis ich jetzt leider erkrankte."

Ueber diese Erzählung war der Fremde nachdenkend geworden und sagte dann: „Ich kann mich nicht genau entsinnen, und doch ist mir — als sollte mich Ihre Erzählung an einen mir schon bekannten Lebenslauf eins Menschen erinnern?! Wo, wann ich davon hörte, ich weiß es nicht gleich, aber, wie ist der Name Ihres Mannes?"

„Peter Ogulin, gnädiger Herr!"

„Ogulin! Ogulin!" sagte der Fremde, froh bewegt, „ach, den Namen kenne ich schon, er hat einmal dem Vaterlande schöne Dienste geleistet, ich kenne ihn." Damit wollte er sich entfernen, aber die Kranke hielt seine Hand und sagte bittend: „Ach lieber Doctor! verlassen Sie mich nicht, ehe Peter zurückkommt. Werden Sie nicht böse, aber Ihre Nähe flößt mir so viel Beruhigung ein, Sie sind so mild, so gut mit mir, wie's Niemand war bisher! Sie wissen nicht, wie dies wohlthut in so tiefem Elend, wie das meine ist."

„Nun, wenn Ihr Unglück unverschuldet ist," sagte der Fremde, seine Hand in der ihrigen ruhen lassend, „warum wenden Sie sich nicht an den Kaiser?"

„Ach, wie sollte ein so großer Herr eines Weibes, wie ich bin, gedenken!"

„Sie scheinen also zu Ihrem Kaiser kein Vertrauen zu haben?"

„Ich sah ihn nie, ich kenne ihn nicht, aber — was man so spricht, ist nicht darnach, um Hoffnungen zu erregen."

„Nicht?" sagte der Fremde ernst und zog unwillkürlich seine Hand zurück. „Er soll ja im Controlorgang für Jedermann zu sprechen sein, und seine Thüre, wie sein Herz dem geringsten seiner Unterthanen geöffnet haben? Warum gehen Sie nicht hin?"

„Wozu sprechen? Es soll nichts nützen, heißt es! Wer den Hofleuten nicht ansteht, den schicken sie fort, ehe er den Kaiser sah, oder lassen ihn den Tag über in einem Winkel fruchtlos warten. Gelingt es auch, mit dem

Kaiser zu sprechen, sagt man doch, es bringe wenig Nutzen. Eine Nachbarsfrau war auch vor einem Jahre dort, aber erreicht hat sie nichts, und nun können Sie es von ihr hören, wie sie lästert und schimpft."

„Liebe Frau!" sagte heftig bewegt der Fremde. „Es mag sein, daß ihr nicht geholfen wurde, während es Hunderten geschah; aber Sie wissen es nicht, welch ungerechte, empörende Gesuche oft an ihn gerichtet werden. Nur gerechten Bitten, unterdrückter Unschuld zu helfen, steht in seiner Macht, er ist Mensch, wie wir alle sind. Jeder Noth zu steuern, jeden Wunsch der ganzen Menschheit befriedigen, ist ihm unmöglich, so gern er es wollte, — das kann Einer allein, der größer ist, als Erdencreaturen sind. Aber — hat denn der Kaiser nicht beim Antritte seiner Regierung schon bewiesen, wie sehr er die Welt liebt? Er ließ ja, wie ich hörte, siebzig Millionen Staatspapiere durch seine Bevollmächtigten am Kohlmarkt öffentlich verbrennen, und schenkte sie dadurch seiner Nation. Haben Sie nichts davon gehört?"

„Ja wohl! Aber man sagte, es seien nur alte Acten aus einer Registratur gewesen, die man verbrannte, nicht aber Staatspapiere, wie ausgesprengt worden war durch bezahlte Leute."

So sagt man?!" — flüsterte der Fremde und seine Züge wurden düster, sein schönes Auge, das erst so mild geblickt hatte, flammte hell auf. „Und als die Noth in Böhmen auf das Höchste stieg, soll der Kaiser selbst dahin geeilt sein, alle Hütten besucht, sein eigenes Essen vertheilt und durch Zufuhr wohlfeilen Getreides rasch abgeholfen haben, — ließ ich mir sagen, — war das nicht wahrhaft menschenfreundlich gehandelt? — Was hörten Sie denn darüber sagen?"

„Mein Gott, ich bin ein armes Weib, verstehe nichts davon und bete für meinen Kaiser täglich, wie es den Unterthanen geziemt, aber die Leute meinen, das Alles sei nicht aus seinem Herzen gekommen, sondern er sei dazu durch seine Räthe angetrieben worden, um einen Aufstand, der dort aus der Hungersnoth zu fürchten war, zu beschwichtigen. Zudem habe er durch das wohlfeile Getreide nur ein paar ihm persönlich verhaßte Gutsbesitzer drücken und Rache an ihnen üben wollen, weil sie viel Getreide aufgehäuft hatten. Kaum sei ihm dies gelungen gewesen, wäre die alte Noth, wie die alten Preise wiedergekommen. — Mehr konnte die Kranke nicht sprechen, denn im selben Augenblicke wurde die Thür rasch geöffnet und ein Herr trat ein, der Hut und Mantel auf den nächsten Stuhl warf, indem er für sich sprach: „Nun, am besten riecht es hier nicht, da scheint ein rechtschaffenes Elend zu herrschen; ich werde sehen, bald wieder los zu kommen."

Eben wollte er auf das Bett zugehen, so wurde die Hausthüre abermals heftig geöffnet und ein zweiter Herr folgte dem ersten, nach welchem Peter in die Stube schlüpfte. Kaum waren sich die beiden Herren ansichtig geworden, so schossen sie wüthende Blicke aufeinander und der Eine rief:

„Was suchen Sie hier, Herr Collega?"

„Dasselbe frage ich Sie, mein Bester!"

„Mit welchem Rechte?"

„Mit dem eines Doctors, der allen unerlaubten Eingriffen in seine Praxis zu begegnen weiß."

„Eingriffe? Ich bin hieher gerufen!"

„Ich nicht minder, mein Herr! Sonach entfernen Sie sich gefälligst!"

„Dies ist an Ihnen; ich war der Erste, welcher zu Hilfe kam."

„Gern würde ich Ihren Wunsch erfüllen, aber ich darf es nicht; ich bin bereits bezahlt."

„Wirklich? Auch ich erhielt das Honorar! Wer wagte solchen Scherz zu treiben?"

Peter, der ganz verduzt über diesen Dialog, sich in seinen Winkel zurückgezogen hatte und meinte, er habe Alles vortrefflich angefangen, fand es an der Zeit, sich zu melden und sagte schüchtern: „Ach, meine Herren Doctoren! es ist ja kein Scherz, dort liegt ja meine kranke Mutter. Ihr ist recht übel, ich erhielt zwei Gulden, statt Einem, zum Geschenke und meinte: „je mehr Leute meiner Mutter helfen wollten, desto besser müsse es sein; so holte ich Sie Beide hieher."

Unwillkürlich mußten die Doctoren über die Naivetät des Knaben lächeln und reichten sich versöhnt die Hände, um an das Bett der Kranken zu treten. Diese aber sah verwundert auf sie und meinte: „Wozu haben Sie sich hierher bemüht? — Was hast Du denn für Confusionen gemacht, guter Peter? Ich bedarf ja keines Doctors mehr, mein Arzt ist ja schon hier, dieser Herr hat die Güte gehabt, vor Ihnen zu kommen." Dabei wies sie auf den Fremden, der sich in den Schatten zurückgezogen und fruchtlos versucht hatte, inzwischen die Thüre unbemerkt zu gewinnen. Kaum wurden die Herren Doctoren den Fremden gewahr, so schien sich ihr vereinter Unwille über ihn ergießen zu wollen, indem sie, ihn betrachtend, riefen:

„Sind Sie auch hieher geholt worden?"

„Was veranlaßt Sie, uns zu stören?"

„Nein, meine Herren!" entgegnete mit feinem Lächeln der Fremde: „Man hat mich nicht geholt, ich pflege überhaupt nur meiner eigenen Stimme zu folgen, wenn ich Leidende besuche."

„Sonderbare Ansichten!"

„Ich kenne alle Doctoren Wiens, Sie aber, mein Herr, sind mir unbekannt."

„Darin haben Sie recht," erwiderte mit imponierender Ruhe der Gefragte. „Ich bin ein simpler Arzt. Ich bin kein gelernter Doctor medicinae, ich besitze kein Diplom. Dafür warte ich nicht die Vorausbezahlung meiner Besuche ab, wenn man mich ruft und lasse mich weder durch einen Diener noch durch einen leichten Husten davon abhalten, wenn es gilt, dem Unglück unter die Arme zu greifen."

Beide Doctoren fühlten sich getroffen von dieser Ironie und sagten aufgebracht: „Spotten Sie nicht! Nennen Sie Ihren Namen. Im Interesse der Kranken gilt es, jeden unberufenen Pfuscher von dieser Stätte fern zu halten."

„Allerdings, und wir sind verpflichtet, wegen unerlaubter Praxis zu klagen."

Der Fremde vermochte es nicht mehr, sein Lachen zurückzuhalten und er sagte daher voll Heiterkeit zu den Doctoren:

„Seien Sie ruhig, meine Herren! die Sie mit Eins so gewissenhaft geworden sind, während Sie eben erst die vorzüglichste Pflicht Ihres schönen Berufes verleugnet haben: ohne Rücksicht der leidenden Menschheit ein tröstender Rathgeber zu sein. Seien Sie beruhigt, was ich verschreibe, ist erlaubt, ich bediene mich keiner Geheimmittel. Kopf und Herz allein helfen mir bei meinen Recepten."

„Sie dürften darnach ausfallen!"

„Man kennt derlei profane Hausmittel zur Genüge."

„Sie haben recht, man kennt meine Mittel, denn sie sind einfach und klar, während dies nicht bei allen gelehrten Herren der Fall sein soll. Dafür ist meine Apotheke sehr klein und mit wenig Gattungen von Arzeneien versehen. — Dennoch versichere ich Sie, hat mein Recept schon manches Leiden gründlich gehoben, während kein Fall vorhanden ist, daß es meinen Patienten ins ewige Leben befördert hat. Möge dies jeder Doctor von sich zu sagen vermögen."

„Mein Herr! Sie werden beleidigend!" sagte der Eine.

„Sie haben schon ordiniert?" fragte der Andere.

„Allerdings! Drum ist meine

Kunst hier zu Ende, möge sich die Ihrige eben so glänzend bewähren. Dort, mein Herr! auf dem Tische liegt das Recept!"

Damit grüßte er flüchtig und war durch die Thüre verschwunden, ehe man ihn hindern konnte, wobei der kleine Peter ihm eilig beide Hände küßte. —

Da das Abenddunkel schon so weit vorgeschritten war, daß man ohne Licht nichts mehr zu lesen vermochte, so wurde eilig ein Licht angezündet und beide Doctoren stürzten sich förmlich auf das Recept des Arztes. Zuerst nahm es der Eine und las mit aller Hast, aber es währte nur wenige Minuten und es entfiel das Blatt seinen Händen, er wurde bleich und sank auf einen Stuhl nieder, indem er stöhnte: „Allmächtiger Gott! Wir sind verloren!"

Erschrocken hob das Papier der Zweite auf und kaum hatte er es vor die Augen gebracht, so sank auch er zitternd nieder, wobei seine bleichen Lippen flüsterten:

„Himmel! wir haben um unsern Kopf gesprochen!"

In einer angstvoll erwartenden Gruppe sahen Mutter und Kind auf die beiden Doctoren, bis der Eine sagte, den Angstschweiß von der Stirne wischend:

„Liebe Frau! der Arzt kann besser schreiben, als wir beide Doctoren!"

„Das Recept ist nichts weiter als eine Anweisung an den Kameral-Zahlmeister auf 50 Dukaten."

„Fünfzig Dukaten?" rief die Kranke.

„Ach, der gute, liebe Herr!" jubelte Peter.

„Ja, wer war denn der Fremde?"

„Joseph — da steht der Name!"

„Joseph?"

„Joseph der Zweite!"

„Der Kaiser war es selbst!"

„Der Kaiser?" schrie die Mutter. „Allmächtiger, und wie habe ich mit ihm gesprochen! Der Himmel sei mir gnädig!"

Die beiden Doctoren stimmten mit der Kranken in das Bedauern über ihr Benehmen ein, nur der kleine Peter jubelte, warf seine Mütze singend in die Luft und rief: „Vivat! Vivat! Es lebe der gute, gute Kaiser! Ach, ich bin glücklich, ich habe mit meinem Kaiser gesprochen."

Bald litt es ihn in der Stube nicht mehr, er eilte im Hause herum; bald war dieses Ereignis das Gespräch des Tages, bald wußten es alle Nachbarn, die ganze Stadt, die Welt, und sie hat es bis heute nicht und wird es nie vergessen. —

Die beiden Doctoren aber waren nun darauf bedacht, Begangenes gut zu machen. Sie behandelten die Arme, als wäre sie eine Fürstin, sie wetteiferten darin, sie mit allem Nothwendigen zu versehen, und als sie schieden, sagte Einer nach dem Andern voll Menschenliebe:

„Beste Frau! ich habe mich von Ihrer wahren Noth überzeugt, ich will kein Honorar, da ist der Gulden zurück."

„Nehmen Sie ihn desgleichen von mir! Nur die Meinung, man wolle mich täuschen, wie es uns so oft geschieht, veranlaßte mich, vorhinein eine Bezahlung zu fordern."

„Da Ihr Leiden bedeutend ist, werde ich Sie täglich besuchen; sagen Sie mir aber ja nichts mehr von einer Bezahlung."

„Einverstanden, Collega! Ihre Ansicht ist die meine und werden Sie, liebe Frau, darnach gefragt, so sagen Sie aller Welt, daß wir Sie gerne um der Menschenliebe willen behandeln."

Damit entfernten sich die Ehrenmänner, im Innern nicht ganz beruhigt, und bald war die Arme mit Arzeneien, mit einer Wärterin und allen Hilfsmitteln versehen, auch die beiden Doctoren kamen täglich in edlem Wetteifer zu ihrem Liebesdienst. Doch konnten sie sich nicht enthalten, oft zu fragen, ob über dieselben keinerlei Nachforschungen vorgekommen seien,

was übrigens entschieden verneint werden mußte. Indes blieb die beste Pflege an Anna lange fruchtlos; ihr Schreck, der plötzliche Wechsel ihrer Lage, steigerten ihr Leiden und erst gegen Ende des Monates März war sie im Stande, geführt von ihrem lieben Peter, das Zimmer zu verlassen. Ihr erster Gang galt der Kirche bei den Paulanern, für ihren Kaiser zu beten, ihre erste Handlung war: das Bild Josephs II. in schlichtem Rahmen unter dem Marienbilde in ihrer Stube aufzustellen und so oft sie auf diese Züge blickte, traten Thränen des Dankes, Thränen der Liebe in ihre Augen, denn ihm dankte sie allein — ihr Glück, ihr Leben.

Die Stadt im Walde.

Eine Erinnerung von P. K. Rosegger.

Zu keiner Zeit bin ich so früh und so unsanft geweckt worden, als in jenen Jahren, da der Mensch am süßesten schläft. Ein acht- bis zehnjähriger Bauernjunge soll zweien Herren dienen: dem Bauern, und dazu muß er wachen, der Frau Natur, nach deren Anordnung er zu wachsen und zu gedeihen hat, und dazu soll er recht viel schlafen.

Wenn man im Strohbett auf dem Dachboden liegt und so recht mitten drin ist im Schlafen und Wachsen, und plötzlich pocht unterhalb ein Holzscheit, daß der Staub aufwirbelt, den der Holzwurm losgebissen hat in den Dielen, da geht's wie ein heißer Riß durch alle Nerven. Schlaftrunken taumelt man empor und stößt sein Haupt an die Dachbretter, denn es ist rabenfinster; fiebernd und huschend fährt man ins Beinkleid, denn es ist kalte Winterszeit. Unten in der Stube brennt der Leuchtspan, auf dem Tische steht eine warme Milchbrühe und ein wohlgeschmorter Brennsterz, allein der taumelnde Junge ist zum Essen noch nicht aufgelegt. Er nimmt aber doch den Beinlöffel und schaufelt, denn er weiß, es wird Tag werden und es wird wieder Abend werden, bevor er das Mittagsmahl bekommt.

Dann mit dem Knecht hinaus in den Stall, zwei Paar Ochsen einweden (einjochen), sie auf holperigem Schneepfad hinabführen in den Graben, sie dort an Kohlenfuhren spannen, die Abends vorher durch ein anderes Fuhrwerk aus der „Stadt" gekommen sind, und diese Kohlenfuhren den drei Stunden langen Weg, der unter den schwerfälligen Ochsenfüßen ein vierstündiger wird, hinausschleppen in das Mürzthal zum Eisenhammer: das hat zu geschehen und es geschieht. Voran der Knecht mit seiner Krippenfuhr, hinten drein der Knabe mit seiner Krippenfuhr. Das Gesicht ist mit einem Tuchlappen verbunden, daß nur die rothe Nasenspitze ein bißchen hervorguckt, die Hände stecken in einem Paar Wollenfäustlingen, das Lodenjäckel ist mit einem Strick enge um den Leib gebunden — das geht, allein die Füße sind nicht so glücklich; die müssen in ihrem verwaschenen Schuhwerk auf Schnee und Eis dahertrotten, langsam wie die Ochsen an ihren schweren Schlittenfuhren, und um sich doch durch Bewegung möglichst vor

Kälte und Frost zu schützen, schlägt der Knabe fortwährend mit den Schuhen aneinander, daß es ordentlich klingt im gefrorenen Leder. Und dazwischen das langweilige „Hi, Hott!“ und das Fächeln mit der Peitsche und das Aechzen der Fuhre — und in der Krippe knistern manchmal die Kohlen, als ob noch Feuer in ihnen wäre — so kriecht's mühsam voran.

Endlich wird es Tag, endlich geht die Sonne auf, da kommen unsichtbare Messer, die an Wangen und Nase noch schärfer schneiden als die Nachtluft und der Schnee winselt unter den Schlittenkufen. Da die Straße sich mälig gegen das Mürzthal senkt, so kommt man aus der kalten Sonne, die nur auf den Höhen scheint, in den Nebel; die Wälder sind silberweiß von Eisnadeln und das Wasser in den Gründen quillt hier und da sulzig aus seiner Eisdecke hervor und der Athemhauch aus dem Munde der Fuhrleute, aus den Mäulern der Rinder wird eine Dampfwolke, deren Bläschen als Schneestaub zu Boden fallen. In solchen Tagen kann man sich's gar nicht vorstellen, daß es noch einmal Sommer werden soll auf Erden.

Schon lange hat man das Pochen des Eisenhammers gehört, denn der kalte Winter ist ein guter Schallleiter; endlich treten aus dem Nebel die dunklen Massen der Schlackenhaufen und der rostbraunen Essen hervor. Der „Fachter“ kommt, ein Beamter, welcher sich von dem richtigen Maße der Kohlenfuhr überzeugt. Der Knecht hat ein schmales Holzbrettchen mit kleinen Einschnitten bei sich, den „Rosch,“ in welchen der Fachter den Empfang der zwei Kohlenfuhren mit zwei neuen Einschnitten bestätigt. Dann werden die Kohlenkrippen vom Schlitten gestürzt und die Fuhrwerke heben ihre Rückfahrt an. Aufwärts mit leeren Krippen geht's nicht besser, wie abwärts mit vollen. Im Graben, wo sie des Morgens die schweren Fuhren vorgefunden, lassen sie jetzt die leeren Krippenschlitten stehen und kehren am dunklen Abend ausgefröstelt und hungerig heim, um am nächsten Tage mit neuen Fuhren, die mittlerweile Andere aus der „Stadt“ bringen, denselben Weg wieder zu machen. Der Bauer verdiente sich damals mit vier Ochsen, zwei Krippen, einem Knecht und einem nichtigen Jungen täglich zwei bis drei Gulden. Um das kann man sich schon ein paar verfrorene Finger und Zehen und Nasen gefallen lassen, besonders wenn sie nicht am eigenen Leib hängen, sondern dem Knecht und dem Stalljungen gehören.

Auch ich hab's einmal einen Winter lang mitgemacht als Kohlenführerjunge. Wir schleiften die Fuhren vom Alpel den Alpsteig herab ins Mürzthal zum Eisenhammer, der neben dem Schlosse Feistritz steht. Damals in der kümmerlichen Kleidung und in der Noth des Frostes habe ich nicht ahnen können, daß einmal Frühling kommen, und daß ich in demselben Schlosse Feistritz einmal ein Schloßfräulein zur Braut holen würde, wie es thatsächlich zwanzig Jahre später geschehen ist.

Damals als Knabe hatte mich an der ganzen Kohlenwirtschaft vor Allem die „Stadt“ interessiert, von welcher die Fuhren kamen, die wir dann von unserem Graben aus weiterzuschleppen hatten. Und da sagte mir mein Vater einmal: „Wenn Du jetzt fleißig Kohlen führst, Peterl, so will ich Dich im Sommer, wenn's grün ist, einmal in die Stadt führen.“

Es gieng langwierig, der März trieb's krauser als der December, vergrub den Kohlenweg im Schnee, so daß unterwegs etliche Fuhren stecken blieben, die schwarze Krippe als weißes Hügelchen ragte auf weitem Schneeplane. Aber endlich wurde es grün. Ganz sachte zuerst, denn der Rasen, auf dem der Schnee geschmolzen, war fahl wie eine Bettlerjoppe. Aber diese Joppe begann sich nun zu schmücken wie ein Bräutigamsrock: zuerst mit ganz kleinen Maßliebchen, dann mit gelbleuchtenden

Löwenzähnen, mit Schlüsselblumen, mit Vergißmeinnicht, mit Kleeblüten, mit Rosen — und Pfingsten war da! O Wunder Gottes, daß alljährlich die Welt so von den Todten aufersteht! Daß wenige Monate nach kalter Starrnis ein Lodern und Leuchten kann sein allerwärts, und ein Singen und Klingen in allen Wipfeln. Wir ahnen es nach unserem eigenen lebensfreudigen Wesen, daß jeglicher Creatur wohl sein muß um diese Zeit; was aber das Glänzen und Klingen und andere Schönheit betrifft, die haben wir unseren Augen und Ohren, unseren Sinnen zu verdanken, welche die Schönheit nicht etwa vermitteln, denn außerhalb des Menschen ist sie gar nicht, sondern sie in ihm als solche erst wecken. Unser Organismus ist eine so herrliche Anstalt zum Genusse der Welt, daß wir — meine ich — dem Schöpfer dafür nicht genug danken können. Er hätte uns ja in ewigen Winter begraben können, wie den Eisbären, oder in ewige Nacht, wie den Maulwurf, oder in ewige Stumpfheit, wie die Auster. Er wäre uns keine Verantwortung schuldig gewesen. Aber er gab uns ein Auge mit einem Meer von Licht und Farbe, ein Ohr mit einer Welt von Klängen, ein Herz mit einem Himmel voll Freude, die durch äußere Erscheinungen nur angeregt werden dürfen.

Ich glaube, da schwärmt Jemand! Verzeiht, es ist ja Frühling. Und Frühling war's an jenem sonnigen Pfingstsonntag, als ich an der Seite meines Vaters eine Waldschlucht entlang gieng — gegen die Stadt. Es war jene tiefe Engschlucht, welche zwischen den Bergzügen des Hochbirstling und des Teufelsstein sich in langen Windungen hinanzieht.

Ein luftklares Wasser rauschte uns entgegen; an den dunkelgrün bemoosten Steinblöcken gischtete es weiß wie Schneeflaum, in den stillen Tümpeln glitten, jetzt langsam sich wiegend, plötzlich blitzschnell hinschießend, die Forellen. Wir schritten dahin unter dem Schatten langästiger Fichtenbäume, an deren Zweigen die jungen, zarten, lichtgrünen Triebe prangten. Die Schlucht wurde immer enger, das Wasser immer wilder, der Wald immer finsterer; „und der Stadt," sagte mein Vater, „kommen wir immer näher."

Kein Mensch begegnete uns auf dem schmalen, hohl ausgefahrenen Wege, der schwarz vor Kohlenstaub war. Ein scharfer Rauchgeruch prickelte in die Nase. Plötzlich weitete sich die Schlucht und das Auge konnte frei hinfliegen auf die Berghänge, an welchen weithin gefälltes und entschältes Holz lag. Zwischen herab zogen die langen Riesen, die aus glatten Baumstämmen gezogenen Rinnen, an welchen die Holzblöcke herabgerutscht kommen in das Thal. Das Engthal selbst hat sich zu einem Kessel geweitet, in welchen von den Waldhöhen herab mehrere Gräben und Wässer ausmünden. Und hier auf ebenem Wiesengrunde stehen zwanzig bis dreißig Hütten, in welchen die Holzer und Kohlenbrenner wohnen, dazwischen rauchende Meiler und mit schwarzglänzenden Kohlen gefüllte Bretterbarren.

Das war die „Stadt." So wurde in der ganzen Gegend die Kohlstätte genannt.

Des Festtages wegen ruhte alle Arbeit und waren nur einige Kohlenbrenner anwesend, um die glosenden Meiler zu bewachen. Am Kopfe eines Brunnentroges, aus dessen Ständer der mächtige Quell sprudelte, saß ein Weib. Es hatte ein kleines Kind auf dem Schoß und drei andere gausterten herum und plätscherten mit Händen und Füßen im Wasser. Das Weib hatte ein Gebetbuch in der Hand und las darin, soweit die Kinder daran nicht hinderten und so gut sie es eben gelernt hatte, ihre Pfingstandacht. Sie kannte meinen Vater sogleich, war er doch ein weitläufiger Vetter zu ihr, und sie fragte, wieso das käme, daß wir heute daherstiegen?

„Wir wollen zu den Feiertagen doch in die Stadt gehen!" sagte mein Vater schalkhaft.

„Ihr geht herein und Unsereins möcht' hinaus," versetzte die Kohlenbrennerin, die ein rundes Gesichtel und braunes, glatt gekämmtes Haar hatte. „Ueber ein Jahr ist's gewiß schon, daß ich in keiner Kirche mehr gewesen bin."

„Bist 'leicht eine Heidin worden?" neckte mein Vater.

„Vor lauter kleinen Kindern alleweil!" seufzte sie. „Er ist die längst' Zeit nicht daheim und ich bin angehängt wie ein Kettenhund. Ist das Eine aus den Windeln, so kraucht das Andere hinein. Es ist ein helles Kreuz; In diesen Stucken ist halt der Herrgott allzu freigebig."

„Du wirst es sein," sagte mein Vater, und wir trotteten langsam weiter zwischen den geschwärzten Hütten, kümmerlichen Salatgärtlein und träge rauchenden Meilern hin.

Dort und da stand ein rußiger Geselle, riß mit einem Eisenkrampen dem Meiler die glühende Brust auf und kraute Kohlen hervor. Auf diese Kohlen goß er Wasser, bis alle Glut gedämpft war, aber sie knisterten noch lange. Mein Vater hob ein Stück Kohle auf und schaute es prüfend an. Er verstand etwas davon. Wir hatten auch in unserem Walde eine Kohlenstatt gehabt, auf der er zur Winterszeit selbst der Köhler gewesen; ich half ihm dabei, und zwar so, daß er die Kohlen brannte, das Feuer störte und dämpfte, ich aber die Milchsuppe aß, die uns die Mutter in den Wald geschickt hatte. — Unter einen Hollunderstrauch setzten wir uns nun nieder und aßen Brod und Salz, das der Vater mitgenommen hatte. Nachdem ich mehrmals scharf in mein Stück gebissen hatte, that ich die Frage: „Vater, woher kommen denn die kleinen Kinder?"

Er schaute ernsthaft auf mich her und sagte: „Was geht denn das Dich an? Du hast heut schon wieder Dein Haar nicht gekämmt!"

Ich strählte es mit den Fingern glatt und da fiel es mir ein, daß ich zum Brunnen laufen und mich auch waschen könnte.

Ich lief zum Brunnen, wusch mit den Händen mein Gesicht, die Kohlenbrennerin legte ihr Gebetbuch weg, nahm ihre blaue Schürze und trocknete mich damit ab. Als das geschehen war, schaute ich das kleine Ding an, welches sie auf dem Schoß hielt und welches sie jetzt, da es zu pipsen begann, an die Brust nahm, und ich fragte: „Woher kommen denn die kleinen Kinder?"

„Sie kommen von Vater und Mutter," antwortete das Köhlerweib ganz ruhig.

„Wie ist denn das?" fragte ich wieder.

„Ja," sagte sie, „wenn sich Vater und Mutter halt rechtschaffen gern haben, da legt der liebe Gott zum Lohn zwischen sie ein kleines Kindlein hinein. Das gehört ihnen."

„So!" sagte ich, kümmerte mich nicht weiter drum, lief dem Bache zu, um mit der Hand Forellen zu fangen.

Mittlerweile hatte, wie ich später erfahren, mein Vater mit dem Weibe geplaudert.

Er war hinter dem Brunnen gestanden, trat dann hervor und sagte:

„Nau, ihr zwei, Du und mein Bub, führt schöne Gespräche miteinander!"

„'s ist aus der Weis, wie man die Kinder anlügt!" rief sie.

„So?" sagte mein Vater. „Wenn die Wahrheit kitzlich wäre, so hätt' sie geschrien, so nahe bist ihr kommen."

„Wenn sich Vater und Mutter recht lieb haben!" sprach das Weib und verdeckte mit der Schürze ihr Gesicht. „Von Liebe weiß ich nichts, und Junge wie die Kaninchen. Er geht aus und geht heim, trinkt, spielt, rauft, schaut mich nicht an, sagt nie

ein gutes Wort zu mir, auch geschlagen hat er mich — und doch!"

„Das ist ja ein Rabenband!" rief mein Vater.

„Ich müßt' ins Wasser gehen," sagte das Weib, „wenn ich nicht doch wüßt', daß er besser ist, als er sich stellt. Freilich schaut er auch die Kinder nicht an, aber er schämt sich nur und will sein Herz nicht zeigen."

„Laßt euch aber nothleiden daheim, während er die Sach verpraßt!"

„Das kann man nicht sagen," sprach sie lebhaft. „Er verdient's hart und muß auch seine Zerstreuung haben."

„Den Kindern fehlt das nahrhafte Essen, das Gewand . . ."

„Mein Gott, es ist ja gut, wenn sie abgehärtet werden. Mein Mann hat's als Kind auch nicht besser gehabt."

„Und Dich noch mißhandeln!"

„Geh' weg, ein alter Holzknecht ist das Zuschlagen gewohnt. 's kommt ihm manchmal halt nur die Hand aus. Ist nicht schlecht gemeint."

Jetzt sagte mein Vater nichts mehr, dachte sich aber sein Theil, daß ihr der Schmerzensschrei nur plötzlich so über die Lippen gesprungen sei, daß sie doch in Lieb an ihrem Mann hieng. — Daß sie erst in einsamem Weinen und Beten ihren Trost wieder gefunden, davon wußte man nichts.

So viel der Erinnerung an jenen Pfingstgang in die „Stadt". Ich könnte weiter plaudern und einen netten Schluß dichten, wie sich's für eine Maienunterhaltung wohl gehört, allein wir wollen diesmal bei der nackten Wahrheit bleiben, sie ist im Ganzen ja so unerfreulich nicht, da mitten in aller Noth treue Herzen stehen.

Zehn Jahre später bin ich wieder einmal in die „Stadt" gekommen. Jenes Weib war noch immer da, ihr Haar war noch immer braun, aber ihr Gesicht war nicht mehr rund, und sie hatte fünfzehn Kinder, wovon das älteste siebzehn Jahre und das jüngste sechs Monate alt war. Ich wunderte mich schier darüber, daß die kleinen Kinder eines alten Ehepaares gerade so jung sein können, als die zwanzigjähriger Leute. Das älteste Mädel — Anna Liese ward es gerufen — kniete gerade im Gärtlein und band Nelken an den Stab. Mit mir war ein frischer Kamerad gekommen, der gieng das frische Mädel um ein Blümel an. Sie steckte es ihm an den Hut. Er gieng sie um ein Küssel an. Sie sagte, das müsse nicht sein. Er sprach, es müsse sein! Darauf preßte sie die Lippen fest zusammen und hielt sie ihm hin. Als er sie rasch geküßt hatte, that sie den Mund wieder auf und sprach: „Hast jetzt mehr?" „Noch nicht," sprach er. Und sie drauf: „Geh' mir weiter, ich hab' für so Dummheiten keine Zeit."

„Mit Der ist nichts zu machen," sagte mein Kamerad mißmuthig. „Das wird Eine zum Heiraten, aber nicht zum Gernhaben."

. . . Der Schelm machte einen Unterschied.

Heute schlafen die Menschen jener „Stadt" zum Theil auf dem Friedhofe zu Krieglach, zum andern Theil sind sie zerstreut in der weiten Welt. Von der „Stadt" selbst liegt kein Balken mehr auf dem anderen; wo die Meiler gestanden, wächst grünes Gras, wo die Hütten gestanden, wachsen junge Lärchen und Fichten, und Wildnis, Wildnis wuchert auf dem Grunde, der mit dem Schweiße und mit den Zähren der Menschen so reichlich gedüngt worden ist. Selten schwankt aus den Gebirgsgräben noch eine Kohlenfuhr hervor, denn auch im weiten Thale sind die vielen kleinen Eisenhämmer, welche sonst der pochende Puls der Gegend gewesen, stille geworden.

Jetzt kommt Einer nachgetorkelt und fragt der Anna Liese nach. Die ist nicht mehr zu haben. Jener frische Kamerad hat sich endlich doch noch besonnen, daß Gernhaben und Heiraten sich nicht ausschließen, sondern ganz hübsch zusammenpassen. Und gut geht's.

Spottgedichte.

Von G. G. Belli. Deutsch von Paul Heyse.

Der beherzte Bürgerwehrmann.

(1837.)

ir sind hier wie im Buschwald, Frau; man kennt
Die Stadt nicht mehr, wie Alle sich betragen.
Auf meinem Posten heute, laß Dir sagen,
Fiel man mich an. Ist's nicht impertinent?

Mich fürchten? ich? wovor? Potz Sapperment!
Ein Mann allein soll mich ins Bockshorn jagen?
Da müßt' ich erst die Uniform nicht tragen;
Und dann nicht Einer bloß — ein Regiment!

Der Schurke! Wie er mich so angefallen,
Ward ich vor Wuth Dir roth wie eine Kohle;
Doch sage selbst, wie konnt' ich wohl mich wehren?

Mit Flinte, Säbel, Bajonnett und allen
Den Siebensachen, die der Henker hole,
Was sollt' ich thun, als mich zum Kuckuck scheren?

Der Bescheid des Prozeßrichters.

(1835.)

Zehnmal hab' ich vergebens laufen müssen,
Und erst beim elften ward ich vorgelassen.
Ich wußte vor Respect mich kaum zu fassen,
Ich thät am liebsten ihm die Füße küssen.

Dann sagt' ich: Gnaden Excellenz, Sie wissen
Aus jenem Memorial — pflichtschuld'germaßen —
Sie können sich auf jedes Wort verlassen —
Gibt's noch Justiz, muß er unschuldig büßen.

(Er immer stumm.) Ich: Wo ist das Verbrechen?
Was that mein Sohn? Es läßt mir keine Ruhe,
Ich will Beweise! — (Er stumm wie das Grab.)

Doch wie wir grade so im besten Sprechen,
Bringt ihm der Schuster ein Paar neue Schuhe,
Und ich zog wie ein Esel wieder ab.

Die Lügenprobe.

(1835.)

Wenn so die Reden hin und wieder fliegen,
So kommt's wohl vor, daß Du einmal nicht weißt,
Ob Einer, der die schönsten Schnurren reißt,
Auch etwa das Talent besitzt, zu lügen.

Willst Du den Fuchs dann aus dem Loche kriegen,
Gib selbst 'ne recht massive Lüge dreist
Zum Besten. Wenn er auf den Köder beißt,
So lügt er fort, daß sich die Balken biegen.

'ne lust'ge Probe stellt' ich selbst einmal
Mit unserm Schuster an, der, Gott verzeih's
Dem Schuft! auftischt' die fabelhaft'sten Sachen.

Ich sagte: Denkt, der Fürst von Prinzenthal
Ist in der Stadt. Und er: Das ist nichts Neu's;
Ich soll ihm zwölf Paar gelbe Hausschuh' machen.

Pädagogik bei Tische.

(1835.)

Das Kinn vom Teller! Nein, mit diesem Kinde!
Madonna! wie mir's in den Händen zuckt!
Schlingteufel! nicht die Krusten ausgespuckt,
Und von dem Käse schabt man erst die Rinde!

Was schielst Du nach dem Wein? Du liebe Sünde!
Betrinken will er sich! Das gluckt und gluckt,
Zwei volle Flaschen hat er schon geschluckt,
Und schaut nun, wo sich noch ein Tropfen finde.

Wer jetzt noch durstig ist — da steht der Krug.
Weg mit dem Glas! Erst ruhig aufgegessen!
Man trinkt nicht so mit vollem Mund, Rosette.

Kannst Du nicht kauen? Kriegst Du nie genug?
Wer stopft und schlingt denn, wie die Thiere fressen?
Und die Serviette, Schwein? und die Serviette?

Wien.

Bekenntnisse aus meinem Weltleben von P. K. Rosegger.

(Schluß.)



Schon seit Beginn der Siebziger Jahre waren Geschichten und Schilderungen von mir im Feuilleton der Wiener Tagesblätter gedruckt worden. Das „Neue Wiener Tagblatt" und die „Neue Freie Presse" brachten den Wienern das erste allerdings etwas kümmerliche Lebenszeichen von mir. Schuselkas „Reform," sowie Hügel's „Vorstadt-Zeitung" haben schon meinen Erstlingswerken eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt. Noch wärmer und beständiger meiner angenommen hatte sich der „Wanderer." Als dieser mir eine Bahn gebrochen, kamen auch Andere mit ihren Einladungen, ihnen etwas aus meiner Feder zukommen zu lassen. Für Zeitungen habe ich nie geschrieben in dem Sinne, als

ich mich etwa mit dem Stoff oder in der Tendenz ihnen angepaßt oder irgend auf Bestellung etwas Bestimmtes verfaßt hätte. Das meines Erinnerns nicht ein einzigesmal. Was und wie es mir eben aus der Feder geflossen, das schickte ich ein, zuerst unaufgefordert, später auf Verlangen. Es war zumeist recht. Obwohl die ersten Sachen nur durch Vermittlung von Dr. Svoboda und Hamerling zwar recht dürftig bezahlt wurden, so bekam ich doch bald ungeahnt hohe Honorare, also daß ich fast auf den Gedanken gerieth, von der Schriftstellerei leben zu können. Ich schrieb wacker drauf los, denn Kopf und Herz waren immer voll, und nebst dem „Wanderer" beeilten sich die „Wiener Zeitung," das „Wiener Salonblatt," Jäger's „Jurist," die „Neue illustrierte Zeitung," das „Wiener Blatt," das „Fremdenblatt," die „Vorstadt-Zeitung," die „Wiener Allgemeine Zeitung" und andere, meine Sachen abzudrucken. In näheres literarisches Verhältnis trat ich später zur „Presse" und zur „Deutschen Zeitung." Ich ließ nicht sosehr des Lebensunterhaltes wegen drucken, als vielmehr, weil die Sachen eben einmal geschrieben waren.

Und bei den oft unerhörten Richtungen in geistiger und sittlicher Beziehung, die in der Presse bemerkbar wurden, hielt ich es für recht angezeigt, manchmal Gedanken drucken zu lassen, die der modernen Strömung entgegenstanden.

Um dieselbe Zeit besuchte ich auch einigemale diesen oder jenen Bekannten in den Zeitungsredactionen, mit welchem ich der Beiträge wegen sonst brieflich verkehrt hatte. Die Zeitungsschreiber, stets in Cigarrendunst gehüllt, zeigten freundliches Interesse für den jugendlichen Provinzler, behandelten ihn aber gerne ein wenig von oben herab. Ich that, als merkte ich das nicht, hatte aber ein angenehmes Gefühl in dem Bewußtsein, daß ich, wenn es just darauf ankäme, mich mit manchem dort sitzenden Jünglinge noch gerade messen könnte. Wohl erschauerte ich vor der Fülle von Geist und Witz, so da aus eines Jeden Mund formgewandt, laut sprudelnd hervorquoll, während ich kaum das allerledernste Zeug richtig zu stottern wußte. Ja, da gieng es anders her, wie in den feierlich stillen Zeitungsstuben der Provinz, wo der Eine im Schweiße seines Angesichtes den Leitartikel schrieb, der Andere die Tagesgeschichte mit der Schere zurechtstutzte für die gläubige Gemeinde. Diese nahmen es schrecklich ernst mit ihrem Schreiben und Schneiden, während in dem Zeitungspalaste der Großstadt ein burschikoser, fast frivolungezügelter Geist herrschte, der die Journalistik beinahe wie ein Glücksspiel betrieb, und stets leidenschaftlich und schlagfertig, aber im Grunde selbst nicht glaubt an die Lehre, die er durch die Lettern dem Volke verkündet. Ich begann zu ahnen, daß es Dinge gibt, bei welchen sich das äußere Wichtigthun und die innere Nichtigkeit recht gut vereinigt. Und das Publicum kam mir der Presse gegenüber wie jene Leute vor, die Gott fürchten, auf Gott hoffen und nicht an ihn glauben. Ich sah bei dem Zeitungshandwerke, daß dort von einer Beseligung, Begeisterung für eine Sache keine Rede ist, daß es nur auf die richtige Mache ankommt und auf den Augenblick, in dem dies oder jenes in die Oeffentlichkeit geschleudert wird. Etwas heute in einem Blatte heilig Behauptetes kann morgen in demselben Blatte ignoriert, widersprochen werden, das macht nichts, es hat nur unter passender Form zu geschehen, und das Publicum nimmt Alles hin. Und wie viel Persönliches spielt da mit hinein, wie viel Eigennütziges! „Man muß nicht vergessen," sagte mir einmal der Chefredacteur eines großen Blattes, „daß eine Zeitung keine Person ist, also auch keine persönlichen Tugenden, keinen Charakter zu haben braucht. Eine Zeitung ist der Spiegel des

Lebens, der Spiegel ist nicht schuld, wenn er eine Fraze zurückwirft!" — Eine hübsche Sophistik! — Dem Publicum ist es ja recht und viel Schreiber leben davon — nun also. Am wenigsten verwüstet kam mir noch das Feld unter dem Striche vor, wo ich manchmal mein Kraut anbaute. Da ließ ich mir nicht viel dreinreden. Ein einzigesmal war es, daß der Redacteur mir von meinem Feuilletonaufsatze Kopf und Fuß wegstrich, weil ihm der Kopf zu eigensinnig war und der Fuß zu weit gieng. Doch vermeinte er mich damit zu trösten, daß kein Honorarabbruch zu befürchten sei. Natürlich waren wir von dem Augenblicke an geschiedene Leute.

In solcher Allgemeinheit gab es aber manche erfreuliche Ausnahmen. Ich lernte unter den Journalisten auch wirkliche Männer kennen, Männer, denen es mit ihrem Beruf Ernst war, die darin etwas bleibend Gutes wirken wollten und auch wirkten, die ihre Mission, die öffentliche Meinung zu leiten, zu veredeln, nicht mißbrauchten. Solche wurden zwar kaum reich, genossen aber Achtung und Befriedigung. Zu den angenehmen Bekanntschaften, die ich in der Wiener Zeitungswelt machte, zähle ich namentlich M. Feyerer, Z. K. Lecher, Ferdinand Groß, A. Bettelheim, Johannes Meißner, Eduard Hügel, Müller-Guttenbrunn.

Einmal ließ ich mich auch in den Concordia-Club führen, da drin bin ich aber nicht lange geblieben. Die Luft war mir zu elektrisch, jede Minute ein Witzblitz, ein Schlager, es war fast unheimlich, wie gescheit die Leute hier sprachen. Aber ich fand bei ihnen zu wenig Achtung vor dem, was ich gewohnt war als geistige Autorität zu ehren, ich fand zu viel Skepticismus gegen Manches, was mich sonst erfreut und erhoben hatte, ich fand zu viel Pessimismus gegenüber dem Bestehenden und eine allzu große Fertigkeit in Aburtheilung über Dinge, an deren Lösung die ernstesten und gediegensten Männer eine Lebenszeit verwendet hatten. Am wenigsten aber gefiel mir, daß die Herren zwar scheinbar zusammenhielten, hinterrücks aber nichts weniger als mit Wohlgesinnung von einander sprachen. Kurz, es war ein sprühender, aber ein zersetzender Geist, der in diesen Kreisen waltete, und ich zog mich bald wieder aus ihnen zurück.

Eine neue Rangordnung hatte sich mir allmählich erschlossen. Schon früher wurde ich eingeführt bei den Germanisten Emil Kuh und J. K. Schröer; nun kam ich theils durch diese Herren, theils aus eigenem Antriebe, theils aus Zufall und theils durch besondere Einladungen in die Gesellschaft von Josef Weilen, Gustav Laube, Ada Christen, Ferdinand Kürnberger, Eduard Bauernfeld und Alfred Meißner. Je höher hinauf die geistige Rangstufe, desto geklärter und milder wurden die Geister, desto freundlicher und mir trauter wurde ihr Idealismus. Bei Weilen und bei Laube war ich mehrmals zu Tische. Laubes Bekanntschaft hatte ich eines Sommertages auf der Straße bei Wildalpen gemacht. Begegnete mir dort ein ruppiger Mann mit einem Hunde, man hätte ihn für den Förster halten können; ich brachte aber diese Züge alsbald mit dem mir wohlbekannten Bilde des Burgtheater-Intendanten in Einklang; in einer mir noch heute unerklärlichen Kühnheit trat ich ihn an und fragte mit abgezogenem Hute, ob ich die Ehre hätte, mit Laube zu sprechen. „Laube ist's, aber sprechen will er jetzt nicht," war seine kurze Antwort. Ich schrak zurück. „Auf staubiger Straße spricht kein kluger Mensch." Später im Gasthause kam er selbst zu meinem Tische und wir traten uns zur Noth so nahe, daß wir uns vor einander

nicht mehr fürchteten. Im nächsten Winter führte mich mein Landsmann, der Schauspieler Tyrolt, in Laubes Haus, wo ich einen ganzen Sternenhimmel berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen fand, aus denen sich das Leben mir wieder in einem ganz eigenthümlichen Lichte spiegelte. Nach einer Seite hin weniger, nach anderer hin mehr Vorurtheile. Vor Allem fiel mir bei Einigen ein brüskes Auflehnen gegen sie betreffende kritische Bemerkungen auf und anderseits wieder eine kindliche Dankbarkeit für jegliche Anerkennung, sei sie mündlich gemacht worden, sei sie mit auch nur wenigen Worten in einer Zeitung gestanden. Ich sah, wie diese Naturen alle, die großen Dramatiker, wie die kleinen Episodisten, von Beifall lebten, wie der Fisch vom Wasser. Naive Menschen, die den Beifall für etwas ganz Unbedeutendes achten, wenn er Andere angeht, und für das Höchste, für die Krone des Lebens, wenn er ihnen selbst gezollt wird. Aber mir waren solche immer glühenden, im hohen Pathos sprudelnden, sich in närrischen Burlesken gefallenden Herzen sympathisch wie schöne Arabesken um das gewaltige Drama des Lebens.

Bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß ich in Wien unter den Schauspielern nicht bloß Künstler, sondern auch Charaktere kennen zu lernen Gelegenheit hatte, an denen sich das Herz erfreut. Da waren die Hofschauspieler Baumeister und Gabillon, die Charakterdarsteller Martinelli und Tyrolt und der Wiener Liebling Girardi, mit denen ich in Wien wie in Steiermark köstliche Stunden verlebt habe.

Weniger erquickend als bei Laube fand ich's bei Kürnberger. Den Besuch bei ihm habe ich im „Heimgarten,“ XIII. Jahrgang, Seite 70, erzählt, kann also hier füglich darüber hinweggehen.

Josef Weilen hat seine Wohlgesinnung für mich nie verläugnet. „Ich muß Ihnen ja,“ sagte er eines Tages, „den guten Witz verzeihen, den Sie über mich im »Heimgarten« gehabt haben!“ Als ich mich darauf nicht sofort erinnern konnte, sprach er mit seiner sonoren Stimme folgendes Verslein:

„Einst sah ein Freund der Mimik fort und fort
Hier Langers Possen, Weilens Dramen dort,
Da mußt' ihn ja sein Schicksal denn ereilen,
Der Aermste starb an Langerweilen.“

„Aber, Herr Professor, das ist ja nicht von mir!“ rief ich, „das ist von Oskar Blumenthal.“

„Das macht nichts,“ sagte Weilen, mir auf die Achsel klopfend, „Sie haben es doch im »Heimgarten« gehabt, und das will ich Ihnen verzeihen.“

Einen ganz kleinen Ruck erlitt Weilens Jovialität, da er Hofrath und Redacteur des Werkes: „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“ geworden war, und endlich gar als Freund des Kronprinzen Rudolf galt. Da war etwas weihevoll Prophetisches, etwas Ueberlegenes, die Dichter Oesterreichs diplomatisch Dirigirendes in ihn gekommen, eine Schwäche, die man ihm gerne verzieh, da er ja doch noch der edel angelegte, wohlwollende Mann geblieben war.

Freundlich wurde ich bei Bauernfeld aufgenommen, doch fanden wir das erstemal nicht leicht Schwerpunkte für unser Gespräch. Er war zu alt, ich war zu jung. Ich war mit seinem Wien, mit seinem Burgtheater, mit dem Theater überhaupt zu wenig vertraut; ihm gieng es nicht viel besser mit meinen steirischen Bergen und Dörfern. Also plauderten wir im Gottesnamen von seinem Alter und von meiner Jugend, woraus aber bald eine von seiner Seite höchst interessante Plauderei entstand. Es stellte sich nämlich das überraschende Facit heraus, daß in der Weltanschauung ich in einigen Punkten alt geworden,

er in einigen Punkten jung geblieben war.

Mit Alfred Meißner, der in Bregenz lebte und sich nur zeitweilig in Wien aufhielt, wurde ich durch Prof. Emil Soffé bekannt. Es war in einem Kaffeehause in der Wollzeile, und da saßen wir gleich das erstemal ein paar Stunden beisammen und plauderten, als ob wir zusammen in die Schule gegangen wären. Es war bald nach dem Tode meines Weibes (1875). Meißner nahm den wärmsten Antheil an meinem Verluste, wohl nicht ahnend, daß ihm ein ähnlicher nahe bevorstand. Er hatte eine schöne junge Frau, die er abgöttisch liebte. Als sie ihm gestorben war, schrieb er mir Briefe voll der rührendsten Innigkeit. Ich konnte freilich seinen Schmerz bloß verstehen, aber das war ihm genug. Er war mir ordentlich dankbar dafür, daß ich ihn nicht zu trösten suchte mit schönen Worten, daß ich sein großes Unglück erkannt und dessen herbe Würde weder mit philosophischer noch mit poetischer Ausschmückung beeinträchtigt hatte. So lange er lebte, blieben wir in brieflichem Verkehre, aber die geträumte Idylle, die wir zusammen einmal am Bodensee verleben wollten in Gesellschaft Scheffels und Auerbachs, ist nicht in Erfüllung gegangen. Sie alle Drei sind heimgegangen. Meißners letzter Brief hat für mich mehrfaches Interesse, und zwar einer kleinen Episode wegen, die ich hier mittheilen will. Im „Heimgarten" IX. veröffentlichte ich einen Aufsatz: „Großstadt et cetera" über den Wiener Centralfriedhof. Darüber erhielt ich aus Wien ein langes Schreiben, in welchem auch folgende Stellen vorkommen: „Sie pfuschen doch in Alles hinein. Bleiben Sie bei Ihren einfältigen Dorfspäßen, wenn Ihnen schon die Schneiderei nicht mehr von der Hand geht, aber schreiben Sie nicht über Dinge, die Sie so wenig etwas angehen, wie einen Wallfisch das Violinspielen. Dieses Geschmiere, welches »Großstadt et cetera« überschrieben ist, ist doch schon das Blödeste, was ich seit langer Zeit gelesen. Kein Mensch zwingt Sie, sich auf dem (Wiener) Centralfriedhofe begraben zu lassen, nun also geht Ihnen die ganze Geschichte rein gar nichts an. Sind Sie doch so gut und halten Sie ein anderesmal den Mund" u. s. w. Der Brief war mit einem Namen unterzeichnet, dessen Träger damals im Wiener Gemeinderathe saß.

Wenige Wochen später erhielt ich aus Bregenz ein Schreiben von Alfred Meißner, welches zufällig denselben Gegenstand behandelte. Da heißt es unter Anderem: „Neulich las ich Ihr »gefährliches Maidele« und den »Windwachelbuben«, ein paar Tage später »Großstadt et cetera.« Wäre meine Verehrung für Sie der Steigerung fähig, sie würde noch wachsen. Diese ersten beiden Novelletten — welches Leben drin, welche Heiterkeit! Inhalt in jedem Satze, eine Anschaulichkeit, Farbe von einer Wahrheit und Kraft, daß man völlig vor Entzücken außer sich kommt. Und der lustige Geselle, der das geschrieben, schreibt ein paar Tage drauf die »Großstadt et cetera«, ein Bild von so erhabenem Ernste, wie ich kaum ein ähnliches zu nennen weiß. Wie weit reicht Ihr Können, wie unendlich weit! Seit Dickens, das weiß ich, war Keiner da, wie Sie. Stäke die Welt nicht voll überbrachter Begriffe, alter Vorurtheile, klammerte sie sich nicht an Namen und dumme Traditionen, es müßte dies für Alle, welche lesen und fühlen, feststehen. Sie haben vielleicht hunderttausend Verehrer, Sie sollten deren einige Millionen haben."

Ich habe damals beide Briefe still in meine Lade geschlossen, aber bei dieser Gelegenheit kann ich mir den Spaß nicht versagen, die zwei etwas von einander abweichenden Meinungen neben einanderzustellen.

Um die Mitte der Siebziger Jahre hatte ich in Wien bereits mehr Bekannte, wußte im öffentlichen Leben der Hauptstadt bereits besser Bescheid, als in Graz. Hier in Graz hatte ich mein Heim, meine Familie, alles Andere war — mit Ausnahme weniger Freunde und des Theaters — für mich kaum vorhanden. In Wien besuchte ich die Gasthäuser, Kaffeehäuser, die Schauspiele und Opern, die Museen, besuchte Soireen und Hausbälle und die Clubs von Schriftstellern, in welchen mein Blick für Welt und Leben sich allmählich weitete, während mein Herz freilich so einfältig blieb, als es je gewesen.

Nach dem Tode meines Weibes hatte ich mich ganz in das Grazer Heim zurückgezogen, um bei meinen Kindern zu sein. Allein, es währte kaum ein Jahr, so regte sich das Verlangen, manchmal ein paar Tage in der bunten Kaiserstadt zu verleben. Auch mein Gemüthszustand ließ eine solche Zerstreuung für nothwendig erscheinen. Auf einem solchen kurzen Wiener Aufenthalte war es, daß ich ein Briefchen erhielt folgenden Inhaltes:

„Mein Herr!

Wenn Sie, wie gewöhnlich, morgen Nachmittags 6 Uhr das Café Grinsteidl besuchen, so werden Sie im zweiten Zimmer rechts eine schwarzgekleidete Dame sehen, die am Halse ein ovales Medaillon trägt. Nähern Sie sich ihr und haben Sie Vertrauen, es wird zum Guten führen.“

Das Fehlen einer Namensunterschrift machte die Sache nur noch pikanter. Ich suchte niemals Abenteuer, aber diesmal war es so hübsch bei der Hand, in meinem Kaffeehause zu meiner Stunde, an meinem Platze im zweiten Zimmer rechts. Dazu war immer ein unbestimmtes Ahnen in mir um diese Zeit, als müße mir irgend wann und irgend wo neues Glück lachen.

Natürlich habe ich mich pünktlich eingefunden. Das bezeichnete Local war zur Stunde fast leer, nur ein paar alte Herren saßen bei ihrem Schwarzen, in die Abendblätter vertieft. Im Nebenzimmer klapperten die Billardkugeln. Ehrlich erschrak ich, als an dem Ecktischchen richtig die schwarze Dame saß. Es war eine zarte, jugendliche Gestalt mit blassem länglichem Gesichtchen und großen, wie mir schien, sehr ernsthaften und doch milden Augen. Daß es die Richtige war, bezeugte das ovale Medaillon an ihrem Halse, in welchem ich auf den ersten Blick — die Photographie meines zweijährigen Söhnchens sah. Bevor ich mich von meiner Ueberraschung noch zu fassen wußte, reichte sie mir zögernd die Hand und flüsterte: „Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse! Ich wußte keinen anderen Weg, um Sie zu sprechen. Sie kennen mich freilich nicht, aber ich kenne Sie, seit das „Zither und Hackbrett“ gedruckt ist. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich Ihretwegen gelitten habe. Ihre liebe selige Frau habe ich gekannt. Als sie gestorben, habe ich Tag und Nacht weinen müssen über die armen mutterlosen Kinder. Ich bitte Sie,“ fuhr die Dame mit gefalteten Händen leise fort, „lassen Sie es mich versuchen, die Verstorbene zu ersetzen, so gut es möglich ist, ich will Ihrer lieben Kinder Mutter sein.“

Auf diese so freimüthige Antwort war ich ganz ruhig geworden und also meine Antwort: „Ich bedarf allerdings einer Pflegerin meiner Kinder, aber ich weiß nicht, ob Sie es bedacht haben, mein Fräulein, daß die Aufgabe keine leichte ist. Wüßte auch nicht, ob die einfachen Verhältnisse meines Hauses Ihren bisher gewohnten entsprechen würden.“

„Ueberzeugen Sie sich,“ versetzte sie schnell, „daß auch ich einfache Verhältnisse gewohnt bin. Setzen Sie sich über die herkömmlichen Gepflogenheiten hinweg, begleiten Sie mich in meine

Wohnung und Sie werden sehen, wie natürlich und wohlgemeint meine Absichten sind. Ich bin unabhängig, habe über mich selbst zu verfügen und würde mir es zum höchsten Glücke schätzen, dem Dichter des „Waldschulmeisters“ und seinen Kindern Gutes thun zu können. Kommen Sie nur mit, denn jetzt sitze ich hier auf Nadeln und den Kaffee können Sie auch bei mir trinken.“

Was konnte denn Anderes geschehen, als daß ich mit ihr gieng! Der Weg war ziemlich lang, sie wohnte auf der Landstraße, vier Treppen hoch, hoffeitig. Das Gemach, in welchem es schon dunkelte, daher die Lampe angezündet werden mußte, war ganz hübsch und gemüthlich eingerichtet. Die Dame befahl einem Mädchen, Kaffee zu kochen und einstweilen Niemanden ins Zimmer zu lassen. Dann setzte sie sich mir gegenüber auf das Sofa, ergriff fast heftig meine Rechte und flüsterte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir Vertrauen schenken. Wenn Sie auch erst dreiunddreißig Jahre alt sind und ich noch um sieben Jahre jünger, so wird sich doch ein halbwegs vernünftiges Wort sprechen lassen, nicht wahr?“

Obzwar mir die Nothwendigkeit der Altersangaben nicht recht einleuchten wollte, so gab ich doch bei, daß ich stets bemüht wäre, vernünftig zu sein, und daß ich es in unserem Falle für das Vernünftigste hielte —“

Bevor ich den Satz noch entwickeln konnte, stürmten zur Thür zwei struppige Jungen von etwa fünf und sechs Jahren herein und schrien: „Mama, Mama, Kaffee!“

„Sie haben Kinder?“ fragte ich etwas verblüfft.

„Ach mein Gott, ja, diese Rangen! Nicht zehn Minuten hat man Ruh'. Hinaus!“ Sie fuhr so heftig auf die Kinder los, daß diese kreischend über die Schwelle purzelten. Sie schlug hinter ihnen die Thür zu und drehte den Schlüssel um.

Ich war aufgestanden und sagte nun: „Wenn Sie selbst Kinder haben, wie kommt nun mein Ihnen fremder Knabe in Ihr Medaillon?“

„Weil ich ihn gekauft und hineingethan habe,“ antwortete sie mit noch vor Zorn geröthetem Gesichte. „Diese Bälge mag ich nicht, ihren Vater habe ich nie geliebt!“

Das war mir nun gerade genug. Ich nahm meinen Hut, schlug an der Thür den Schlüssel um, daß es klirrte, und eilte davon. Leicht begreiflich, daß mir plötzlich das Heimweh kam; mit dem nächsten Zuge fuhr ich nach Graz. Aus dieser Erfahrung habe ich Einiges gelernt, doch bin ich es nie inne geworden, welchen Grund und Zweck der plumpe Vogelfang eigentlich gehabt haben mochte. —

Indes, Wien hatte mir's einmal angethan. Die literarischen Verbindungen waren zweifacher Art geworden, seit ich den „Heimgarten“ herausgab. Also wie ich sonst der Umworbene war um literarische Beiträge, so warb nun ich selbst und hatte die Freude, die bedeutendsten Geister Wiens in meiner Monatsschrift als Gäste zu sehen. Natürlich knüpften sich daneben auch persönliche Sympathien.

Viel und besonders gern verkehrte ich mit dem Hause J. K. Lechers, des Redacteurs der „Presse.“ Seine Frau, Luise Lecher, war einer der geistvollsten und geschätztesten Mitarbeiter meines Blattes; mit Lecher selbst, der aus Vorarlbergs Bauernschaft abstammte, fand ich viele geistige Berührungspunkte, er war Einer der Wenigen unter den Wiener Literaten, die da wohl einmal von Natur wegen mitreden dürfen, wenn es sich um eine Dorfgeschichte, um den Bauernroman handelt. Die höchst entschiedene Art seiner Ausdrucksweise, seiner Urtheile imponierte mir schon zu einer

Zeit, da ich die Richtigkeit seiner Anschauungen nicht immer in allen Theilen ermessen konnte. In seinen Ausdrücken lag, gegenüber manch hohlen Phrasenschwalles Anderer, Kern und realer Grund, er war ein durchaus praktischer Literat und literarischer Praktiker. In Lechers Hause fand ich ferner heranwachsende Jugend echten Wiener Schlages voll Leben, Munterkeit und geistiger Frische. Da gab's manche Abendunterhaltung, bei welcher zwischen Alt und Jung die Fragen der Politik, der Kunst und Literatur und alles Mögliche in lebhaftestem, fast leidenschaftlichem Schwunge besprochen wurden. Ich fühlte mich in diesem Kreise stets angeregt, ich hatte in Wien kein Haus kennen gelernt, in welchem der moderne Geist mit dem älteren, idealen so fröhliche Schlachten schlug, als hier. Zudem fehlte auch das stets lieblich versöhnende Element nicht, dasselbe fand sich in den heranblühenden Töchtern des Hauses.

Häufig wurde ich auch in Studentenkreise gezogen, wo mir manche Ehrung ward und wo ich manchen brüderlich herzhaften Schluck that. Mehrmals wurden Anzengruber, Schlögl, Keim und mir zu Ehren große Commerse abgehalten.

Sehr heitere Abende habe ich in einer Vereinigung junger Künstler aus Steiermark zugebracht, die sich allwöchentlich einmal in einem Extrazimmer des Gasthauses „zur Dreifaltigkeit" auf der Landstraße zusammenfanden. Sie nannte sich nach dem steirischen dreistimmigen Jodler „Die Dreispannigen," eine gute Anspielung auf die Harmonie, die in dieser flotten Gesellschaft stets herrschte. Gründer derselben war Freund Hermann Müller, dem die steirischen Künstler Brandstätter, Schmidhammer, Schweighofer, Peters, Beyer u. s. w. sehr gerne Heeresfolge leisteten, wenn es galt, heimisch Wort und Lied zu pflegen und in harmlosen Bummelwitzigkeiten Burschenübermuth mit edlerer Kunstbegeisterung zu gesellen. Von dieser Vereinigung besitze ich ein wertvolles mir gewidmetes Andenken, eine Bildermappe, „Grüß Gott" benannt, in welchem alle Mitglieder des „Dreispannigen" mit einer flotten Handzeichnung oder einer genialen Farbenskizze vertreten sind. Aus diesem Häuflein heimatsfreudiger Herzen hat sich später der große Verein der deutschen Steirer in Wien entwickelt, welcher sich nicht allein mit geselliger Unterhaltung genügt, sondern der auch, und zwar in großem Stile, wohlthätig wirkt.

Manchmal hatte es sich da auch zugetragen, daß wir nach Mitternacht vom „Dreispannigen" nach Hause gehend, die steirischen Jodler auf die Gasse verpflanzten, wo sie aber in den Herzen der Polizeiorgane nicht ganz jenen erfreulichen Widerhall gaben, wie in den Wänden des Hochschwab oder in den Wäldern des Mürzthales.

Also kostete ich die Großstadt, wenn auch nicht nach allen, so doch nach vielen Seiten tapfer aus, ich fand Gefallen an der Heiterkeit der Wiener, die mit der Schönheit ihrer Stadt so prächtig harmonierte. Es gab Zeiten, wo ich mich allen Ernstes als Wiener fühlte und sogar die Absicht hegte, ganz nach Wien zu übersiedeln. Damals hielt ich buntes, geräuschvolles Leben und geistsprühende Gesellschaft für dichterische Arbeiten ersprießlich, obzwar mir nicht ein einziges Beispiel die Richtigkeit dieser Annahme bewies. Mir fiel es damals auch noch nicht auf, daß viele ernster strebende Männer sich von Wien abwendeten, um in ruhiger Zurückgezogenheit kleinerer Städte ihren Geistesarbeiten zu obliegen.

In ein neues Verhältnis zu Wien trat ich anfangs der Achtziger Jahre. Schon mehrere Jahre früher hatte mich der Verein der Literaturfreunde eingeladen und aufgemuntert, bei ihm

eine Vorlesung aus meinen Dichtungen in steirischer Mundart zu halten. Ich las auch richtig, es war im Saale des Hotels „zum römischen Kaiser“ auf der Freiung. Zu meiner Ueberraschung fanden die Leute daran Gefallen, Zeitungen brachten freundliche Berichte darüber, ich hatte aber doch nicht den Muth, auf dieser Bahn weiter zu schreiten, sondern verkroch mich wieder in mein Graz.

Da war es Freund Lecher, der mich ermuthigte, die Einladungen anzunehmen, in Wien zu lesen, und der mir hierin mit seinen praktischen Rathschlägen und seinem Einflusse lebhaft an die Hand gieng. Ich werde im Ganzen an fünfzig öffentliche Vorlesungen in Wien gehalten haben; da ich über meine Vorlesereisen schon oft gesprochen, so kann ich hier rasch darüber hinweggehen. Bemerke nur, daß meine Vorlesungen mich dem Wienerpublicum rasch sehr nahe gebracht haben, daß sie mir zu einer Popularität verhalfen, die mir anfangs schmeichelte, allmählich aber fast unheimlich wurde, denn die Wiener und besonders die Wienerinnen sahen und hörten in mir und meinen humoristischen Vorlesungen schier nur mehr den Lustigmacher, der Vorleser wirkte nicht sosehr durch die ernsteren gehaltvolleren Stücke, nicht so sehr durch die tiefere Idee, die ich in meine Sachen zu legen getrachtet hatte, sondern vielmehr durch das Anekdotenhafte, Drollige daran; sie bejubelten die spaßhafte Form und überhörten den ernsten Gedanken. Manche aber, denen dieser nicht entgieng, sahen in demselben sogar einen Fehler, der die lustige Wirkung beeinträchtige und die Zuhörer verstimme. Selbst als mein „Gottsucher“ und die „Bergpredigten“ erschienen waren, mochten sie es noch nicht verstehen, wo hinaus ich wollte und bedauerten, daß der sonst so gemüthliche Rosegger auf Abwege gerathe. Trotzdem wurde ich immer und immer wieder angegangen, in Wien für gemeinnützige Zwecke Vorlesungen zu halten, wozu ich mich stets auch gerne finden ließ: und die Locale — so der Bösendorfersaal, der Sophiensaal, der Musikvereinssaal, der Gewerbevereinssaal, der Saal des akademischen Gymnasiums, die Säle zum Hotel Lamm, Hotel Zillinger u. s. w. — waren stets überfüllt.

Von den Einladungen in Häuser und Familien konnte ich nur die wenigsten annehmen, da ich meine alten Freundeskreise nicht vernachlässigen wollte. Es waren natürlich immer noch die alten Freunde Anzengruber, Schlögl, Grasberger, Lecher, Bettelheim, zu denn auch ein paar junge talentvolle Männer, als Brandstetter, Lemmermayer u. s. w. kamen, in deren Gesellschaft ich mich wohl fühlte.

Bei Lebzeiten meines Pester Verlegers und Freundes Heckenast hatte ich gerne seine zeitweilige Anwesenheit in Wien benützt, um auf seine Einladung auch dahinzukommen und mit ihm zusammen zu sein. An seiner Seite saß ich auf den besten Plätzen des Burgtheaters, des Opernhauses, und bei classischen Concerten im Musikvereinssaale. Unter seiner Munificenz genoß ich viele jene Herrlichkeiten von Wien, die sonst für den Poetensäckel nur schwer zu erreichen sind. Nach Heckenasts Tod trat das Wiener Haus Hartleben in die Rechte über meine Werke und an dem Leiter der Firma, Herrn Eugen Marx, fand ich wieder einen thatkräftigen, verläßlichen und zugleich gemüthswarmen persönlichen Freund. — Geistige Anregung und Genüsse in Kunst und Literatur, harmlosen Frohsinn und ein paar treue Freunde, mehr habe ich in der Großstadt nie gesucht. Und fand ich mehr, so ist es weder mein Verdienst noch meine Schuld.

Es ist mir einmal eine Art von Vorwurf darüber gemacht worden, daß ich in Wien meine Popularität nicht auszunützen verstanden, daß ich mich

fern gehalten von einflußreichen Persönlichkeiten, die mir und meiner Familie von manchem Vortheil hätten sein können. Ich habe thatsächlich weder bei der Presse, noch bei hohen Beamten, noch bei Aristokraten aus eigennützigen Gründen die Visitkarte abgegeben, das wird mir gewiß Niemand lieber verzeihen, als die Herrschaften selbst. Und man wird verstehen, daß es für den Mann immer noch die beste Genugthuung ist, wenn er sich zur Noth allein fortbringen kann. Das Eine darf ich aber nicht verschweigen, daß ich seit Stremayr her mich der wohlwollenden Gesinnung des Cultusministeriums erfreue, welche für meine moralische Selbständigkeit als Schriftsteller von Wert geworden ist. Außerdem drängt es mich zu sagen, daß die Generosität der Südbahn mir nicht bloß die Studienreisen in den von ihr durchzogenen Alpengebieten, sondern auch meinen persönlichen Verkehr mit Wien erleichterte. Und das geschah stets in der vornehmen Form der Anerkennung, die nach beiden Seiten ehrt.

Im Herbst 1881 fand in Wien der internationale literarische Congreß statt, bei welchem die alte Kaiserstadt den Gästen glänzende Feste gab. (Siehe Heimgarten. VI. Jahrgang, Seite 129.) In jenen Tagen sah ich die Geister Wiens in ihrem liebenswürdigsten, fröhlichsten Sprühen. Fürstliche Gastfreundschaft wurde dem verwöhnten französchen Literaten zu theil, aber auch dem armen deutschen Dichter, der aus seinem Dachstübchen herbeigekommen war. Mancher Fremde war nachgerade verblüfft über den Glanz, mit dem Oesterreichs Hauptstadt die Ritter des Geistes zu ehren wußte. Als die Feste, sie dauerten fast eine Woche lang, verrauscht waren, fretteten sich die einheimischen Poeten freilich wieder just so armselig fort von Tag zu Tag, wie vor und eh.

Mit dem verständnisvolleren Eindringen in das Wienerthum begann mir allmählich Einiges bedenklich zu werden. Man sprach immer vom Niedergange der Stadt und man sah, daß nirgends so flott und lustig gelebt wurde, als in Wien. Meine Reisen durch Deutschland hatten mir Gelegenheit zu Vergleichen gegeben, welche für die lieben Wiener nicht immer sehr schmeichelhaft ausfielen. Ich begann zu ahnen, daß eine gewisse nüchterne Hausbackenheit, wie man sie in deutschen Städten und auch in österreichischen Provinzstädten findet, besser ist, als der schwungvolle, fidele Lebensgenuß, bei dem man zu Grunde geht. Schon früher war mir in Wien, besonders in Gasthöfen und beim Droschkenwesen, ein gewisser Hang, Fremde zu übervortheilen, nicht entgangen, war mir eine Art von Galgenhumor aufgefallen, ein gewisses Mißachten und Erniedrigen der Heimat, ein gedankenloses Fortwursteln nach Straußischen Walzern. Ich ließ mir über solche Erscheinungen das Herz oft schwerer werden, als es für Einen, der doch nichts ändern kann, gut ist. Ich sprach öffentlich manch hartes bitteres Wort aus gegen den Leichtsinn, der in unserer alten geliebten Donaustadt verderblich grassierte; die Wiener wurden darüber nicht einmal ungehalten, und das war mir lieb, denn sie nahmen es nicht ernst, und das war mir unlieb. Es steht leider ernst . . . .

Der allgemeine Mißmuth, welcher jetzt sachte aufstand, spähte endlich nach der Ursache des Mißbehagens und Mißgeschicks, suchte einen Prügeljungen, auf den man lieber losschlägt mit der Faust, als auf die eigene Brust. Ich hatte schon früher mir manchmal gedacht, daß bei unseren Eigenschaften der Jude in vieler Hinsicht kein volkserziehliches und dem Volkswohlstande fördersames Element sei. Aber wenn man jetzt den Juden schlug, so schlug man wohl einzelne große Mißstände der Volkswirtschaft, der Presse, aber man schlug nicht jene

Cardinalfehler der Wiener, in denen sie unterzugehen drohen. Der Haß gegen jüdische Laster und verderbliche Eigenschaften wäre ja erklärlich, aber in Wien hat sich der Haß ausgedehnt auf den Juden überhaupt. Und noch weiter geht's. Die Sünde des Juden und der sittliche Freisinn des christlichen Menschenfreundes haben in den Augen der Hetzer den gleichen Wert oder Unwert.

Unter der wohlbekannten Fahne stehen allzuviele unlautere Elemente, und manchmal scheint es, als ob aller bisher versteckte Haß gegen Gesittung und Freiheit, gegen Gesetz und Ordnung im Antisemitismus seine Rechtsform gefunden zu haben glaubte. Auf den Juden schlägt man und die Civilisation meint man. — Hie Jud! hie Antisemit! Es war kein Vergnügen mehr. Ich begann mir meine Erholung und Erheiterung anderswo zu suchen als in Wien. Mit den Freunden dort, die ich für immer in mein Herz geschlossen, führte ich einen Briefwechsel, oder auch nicht, persönlich zu sehen bekam ich sie selten. Hatte ich schon in Wien zu thun, so hielt ich mich allemal nur wenige Stunden in der Kaiserstadt auf. Blieb mir bis zu Abgang des nächsten Zuges manchmal ein Stündchen frei, so machte ich eine Fahrt, oder einen Gang durch die Stadt, über den Ring, in die Straßen der Vorstädte, um die herrlichen Gebäude zu sehen, die immer neu erstanden, eine Augenweide, wie man sie sobald nicht wieder findet.

Ja, herrlich bist du, ruhmreiche Kaiserstadt an der Donau, von jeher das heißersehnte Ziel froher Herzen. Ich ergötze mich stolz an deinem Glanze und lebe in der Hoffnung, daß der Inhalt wieder in richtigen Einklang kommen wird mit der prachtvollen Schale. Denn du bist Wien, das schöne, immerdar hochzeitlich geschmückte Weib! Du warst die Liebe meiner Jugend, du sollst nicht der Kummer meines Alters werden.

Briefe von Karl v. Holtei

aus der Revolutionszeit 1847—1848.

In den Dreißigerjahren kam der Dichter Karl von Holtei als Gesellschafter des Grafen Herberstein nach Graz. Hier lernte sein Töchterlein Marie den Doctor Josef Popetschnigg kennen (den nachmaligen Canzlei-Director der steiermärkischen Sparcasse), mit dem sie sich 1842 vermählte. Holtei blieb nicht in Graz, sondern gieng wieder nach dem deutschen Norden, wo er als Schauspieler, Theaterdichter und Director, als Vorleser, Bibliothekar u. s. w. ein unstetes Leben führte.

In dem langen Zeitraum von 1839—1877 schrieb Karl von Holtei eine große Anzahl von Briefen nach Graz an seine ihm ans Herz gewachsene Tochter Marie und ihren Mann, den er ebenfalls sehr liebte und achtete. Obzwar die meisten dieser Briefe selbstverständlich mit Familienangelegenheiten persönlicher Natur sich befassen, so lesen sie sich doch auch für den Fernestehenden und selbst heute noch höchst gefällig und anziehend. Diese Correspondenzen sind uns von der verehrten Familie Popetschnigg in freund=

lichster Weise zur Verfügung gestellt worden und wir haben die Vollmacht, einen Theil derselben zu veröffentlichen. Einstweilen seien jene aus der Revolutionsepoche gewählt, da gerade dieselben sich mehr mit den öffentlichen Vorgängen der bedeutsamen Zeit beschäftigen; sie geben ein Bild von dem Wanderleben des berühmten Vorlesers; und sie lassen uns interessante Blicke thun in die große Bewegung der Völker und des Dichterherzens.

Hannover (British Hotel),
30. Januar 1847.

Meine theuren Kinder!

Ich bin von Braunschweig nach Göttingen gegangen, nachdem ich vorher noch in Wolfenbüttel einmal gelesen. Dies Wolfenbüttel, eigentlich ein kleines Nest, wird bedeutend, weil es der Sitz aller Braunschweigischen Landes-Collegien und zugleich der Ort ist, wo der große Lessing als Bibliothekar lebte, wo er „Nathan" schrieb, wo er die Pfaffen bekämpfte, und mit dem Tod im Herzen für die Wahrheit stritt. Zwar liegt er in dem nur eine Meile entfernten Braunschweig begraben, denn er starb, zufällig zum Besuche anwesend, dort. Aber Wolfenbüttel ist denn doch als seine Grabesstätte zu betrachten. Ich las den Othello vor einem auserwählten Hörerkreise, gerade an seinem Geburtstage, am 22. Januar und leitete das Werk, dem er zuerst in seiner Dramaturgie für Deutschland eine Bahn gebrochen, durch einige ernste Worte ein.

In Göttingen brachte ich den 24., als den Tag, wo ich mein fünfzigstes Jahr zurücklegte, still und einsam auf meinem Zimmer zu. Ich hatte mir's absichtlich so eingerichtet. Sie waren in Braunschweig willens, diesen Tag zu feiern, um dies zu vermeiden, brach ich von dort früher auf, als ich sonst gethan haben würde. Meine Absicht war, in Göttingen einigemale zu lesen, was auch gewiß guten Erfolg gehabt haben würde. Die Professoren, deren ich einige kenne, zeigten sich sehr erregt für mein Unternehmen. Leider aber fand sich der Polizeidirector, der eben jetzt mit der Universität in offner Fehde steht, veranlaßt, mir die Bewilligung rund und grob abzuschlagen. Ein Ereignis, welches großes Aufsehen machte. Es erhoben sich allsogleich viele Stimmen, die gegen dieses ganz unerwartete Verbot protestieren wollten. Da ich nun voraussah, daß dies zu mißlichen Conflicten Veranlassung geben könnte und durchaus vermeiden wollte, in Mitte dieser Kämpfe zu stehen, so zog ich vor — denn Göttingen läuft mir doch nicht fort — mich rasch davon zu machen. Auf diese Weise bin ich früher in Hannover angelangt, als ursprünglich meine Absicht war. Es ist gegenwärtig hier Mancherlei im Gange, was mich rasch zu beginnen hindert. Um so besser, kann ich mich doch ein wenig ausruhen. Das thut mir noth. Und beschäftigen kann ich mich auch ungestört, weil ich ein hübsches ruhiges Stübchen habe. Ich bin über einem siebenten Bande der „Vierzig Jahre" her und mache auch alleweil ein neues Quodlibet in Art der „Taube" oder des „Buchs Papier," eine Geschichte meiner Seele, wie sie, bevor sie in mich zog, allerlei andere Wohnungen inne hatte.

In Schlesien ist die Bombe nun endlich geplatzt. Am vierzehnten hat der Fürst*) seine Verlobung mit Marie öffentlich bekannt gemacht und steht jetzt in Präliminar-Unterhandlung mit dem Fürstbischofe. Sie haben mir das in einem liebenswürdigen Schreiben kund gethan und der Fürst hat mir zugleich die Bestallung als Majoratsschloß-Bibliothekar, mit vollkommen freier Station, Gehalt von 800 Thaler

*) Fürst Hatzfeld, der nach der Scheidung mit seiner Gemahlin sich mit einer gebornen Marie von Nimptsch vermählte. Die Red.

und lebenslänglicher Versorgung übermacht. Wie wichtig das ist, könnt Ihr wohl ermessen. Ich erwartete nichts Anders, von diesem edelsten aller Freunde; aber die Art, wie er es gethan, hat mich doch so freudig überrascht, daß ich mich tief erschüttert fühlte. Gott gebe nur, daß die Stürme, die ihm noch drohen, zum Schweigen gebracht werden, und daß man in Rom vernünftig sey. Ich muß jetzt noch lavieren, um in Dresden (im Hauptquartier der geschiedenen Fürstin) nicht neuen Argwohn zu erregen. Denn sie kann nach unseren dummen Gesetzen, noch manchen Querstrich machen, und doch am allerwenigsten ahnen, daß ich eingeweiht war.

Es schweben mir jetzt so viele Bilder der Zukunft vor, in die sich mehr oder weniger auch die Eurige verflicht, daß ich sie kaum zu ordnen vermag.

Hier bleib' ich mindestens vierzehn Tage. Mit treuer Liebe

Euer Fünfziger.

Hannover, 21. Februar 1847.

Meine theuren Kinder!

Die Nachricht von dem Tode des Grafen (Herberstein) hat mich, Euren letzten und vorletzten Andeutungen gemäß, wohl nicht überrascht; aber es ist mir jetzt, wenn ich manchmal an ihn denke, als ob es nicht möglich wäre. Seit meinem 19. Jahre bin ich gewöhnt, diesen wunderlichen Heiligen im Leben und auf Erden zu wissen; nun scheint mir's unbegreiflich, daß er nicht mehr schreien soll.

Die Trachenberger Angelegenheiten stehen schlimm. Das heißt insofern stehen sie gut, als der Fürst am Osterdienstage sich mit seiner Vielgeliebten trauen lassen wird; — aber fürs Erste nur lutherisch, der katholische Clerus, der Fürstbischof an der Spitze, raset. Mir hat mein edler Freund geschrieben, das Herz blute ihm, mich bitten zu müssen, ich möge nicht zur Hochzeit kommen, weil das im neuen Hauptquartiere zu Dresden wieder den alten Argwohn rege machen würde und weil man die Fürstin schonen will, um Trachenberg zu conservieren.

Ich wäre auch ohne dies Aviso nicht gegangen; denn erstens muß sich das Geklatsche pro und contra gelegt haben, und zweitens will ich mir auch noch ein paar Kreutzer verdienen, da ich doch nun schon auf der sogenannten Kunstreise bin.

Hier hat das Ding eine wunderliche Wendung genommen. Es schien sich Alles gegen mich verschworen zu haben. Die Theaterintendanz gestattet mir nicht an Spieltagen Abends zu lesen; an den zwei freien Tagen konnte ich keine Säle finden, weil da ohnedies Bälle, Concerte und alle Teufeleien los sind — es blieb mir nichts übrig, als die Stunden von 5—7 zu wählen. Alle Welt aber speiset hier um 5, oder doch um 4. Man prophezeite mir den schlechtesten Erfolg. Doch nachdem ich mit einer Vorlesung für die Stadtarmen begonnen, dort Beifall gefunden und namentlich den Kronprinzen (Georg von Hannover) für mich interessiert hatte, was er durch eine lange Conversation in der Pause documentierte, so schien man sich zu beeifern, mich in Gang zu bringen. Mein Saal war nun bereits 3mal, trotz der ungünstigen Stunden überfüllt, die vornehme Welt in Maßen, der Kronprinz immer da. Bei letzterem hab' ich schon vor höchstem Hofzirkel „die Wiener in Paris“ (auf sein Verlangen) und „33 Minuten in Grüneberg“ (ein Theaterstück von Holtei) in funfunddreißig Minuten gelesen und dabei Sr. Majestät dem Könige dermaßen in seine tauben Ohren geschrien, daß er beinah etwas verstanden hätte. Der Kronprinz ist so verliebt in mich, daß er, was bei der hiesigen Hofetikette viel sagt und die ganze Residenz alarmiert, seine Eßstunden vorgerückt hat, um nur Punkt fünf in meinem Saale

seyn zu können. Er ist ein feiner, liebenswürdiger, unterrichteter Mann. Seine Blindheit macht ihn noch interessanter. Natürlich knüpft bereits das Gerücht allerlei Vermuthungen an die außerodentliche Theilnahme, die Er mir und meinen Vorträgen gönnt. Und — eben seine Blindheit erwägend, — kann ich nicht leugnen, daß immer wenn Er sich mit mir unterhält, was nun schon in jeder Vorlesung während der Pause Angesichts des Publicums geschieht, — mir der Gedanke kommt, Er wünsche, daß ich bei ihm bliebe. Lange kann es kaum mehr dauern, bis Er König wird. Und für einen blinden König, der literarisch gebildet und poetisch angeregt ist, scheint allerdings ein guter Vorleser ein wichtiges Meuble zu seyn. Ich würde, wenn mir ein solcher Antrag geschähe, in große Verlegenheit gerathen. Nicht des pecuniären Vortheils wegen und weil ich mich nach einer Hofstelle sehnte, — denn das letztere thu' ich nicht, und den ersteren brauch' ich nicht; — sondern nur, weil ich mich zum Kronprinzen hingezogen fühle und weil ich doch nicht im Stande wäre, meinen Fürsten zu abandonieren. Ich will hoffen, daß ich genöthigt seyn werde, solch' huldreiches Anerbieten auszuschlagen, indem es mir nicht gemacht werden wird.

Wie lange ich noch hier verweile? Ebenso wohin ich von hier gehe? Das weiß ich beides noch nicht gewiß. Es ist möglich, daß ich mit Ende dieser Woche von hier nach Celle mache und dann noch einmal nach Hannover zurückkehre?

Es ist aber auch möglich, daß ich direct nach Bremen reise, von wo man mir erst heute wieder sehr dringend geschrieben hat? Die Entscheidung hängt davon ab, ob nächsten Mittwoch, wo ich wieder beim Kronprinzen, (aber sans König und in ganz kleinem Kreise) lesen soll, davon die Rede seyn wird, daß ich noch öfter befohlen werde? Dann freilich darf ich nicht abreisen.

Ich finde hier viel Anerkennung, mehr als irgendwo. Es ist seltsam, daß so oft die Sachen sich gerade dort am Günstigsten gestalten, wo sie anfänglich am Uebelsten zu stehen schienen.

Meinem geliebten Pepi (dem Schwiegersohn) den herzlichsten Dank für seine göttlichen Aktenauszüge, mit denen ich furore mache.

Es wäre wohl passend auf dem Kaiserl. Postamt zu Grätz ein kleines Donnerwetter spielen zu lassen. Zwei Briefe, der eine aus Königsberg, der andere aus Prag, beide im October vergangenen Jahres nach Breslau adressiert, sind von dort nach Grätz gesendet worden. Beide hat man nicht bei Euch abgegeben, sondern sie liegen lassen, gelegentlich weiter speditiert und so sind sie wohlbehalten, jetzt, Ende Februar, in meine Hände gelangt.

Uebrigens schaudre ich, wenn ich bedenke, was für Auslagen ihr armen Kinder schon durch mich und für mich gehabt!

Gott gebe, daß der Tag der Ausgleichung nicht allzu fern sey!

Gott behüte Euch; küßt die Kinder. Wollt Ihr mir schreiben, ohne eine nächste Zuschrift von mir abzuwarten, so richtet Euren Briefe hieher, British Hotel. Sollte ich nicht mehr da seyn, wird mir doch von hier Alles richtig nachgesendet.

Euer Alter.

Hamburg, 1. Juni 1847.

Herzenskinder!

Schon seitdem das Frühjahr gekommen und mir mit seiner Wärme die Ueberzeugung ins Herz gedrungen ist, daß jetzt nirgend eine Möglichkeit vorhanden ist, auch nur ein kleines Publikum in den Raum eines engen Saales zu locken, gieng ich mit dem Gedanken um, es sey eigentlich Unsinn, sich nutz- und zwecklos abzuquälen und es wäre klüger, an einem Orte sitzen zu bleiben und meine mancherlei

begonnen Arbeiten zu vollenden, wozu der Verleger mahnte und wozu es, bei dem hin- und herziehen nicht recht kommen will.

Natürlich stand unter den Orten, wo ich weilen könnte, Grätz immer obenan; aber es war, wie der verstorbene Graf zu sagen pflegte, ein Nisi dabei. Einige Tage über habe ich, auf Kiels schönen Spaciergängen am Strande der blauen See einher stolpernd, mit mir gekämpft, ob ich Euch die Sache kund geben soll, wie sie ist, rücksichtslos und offen? Immer fehlte mir die nöthige Courage. Da kam Euer letzter Brief und dieser, verbunden mit mancherlei ernsten Gedanken über Leben und Tod, wie man sie der großartigen Natur gegenüber gern und oft hegt, ließ mich einen Entschluß fassen. Warum soll ich aus falscher Scheu, aus alberner Befürchtung Euch zu kränken, unser Wiedersehen verschieben? Also zur Sache: Ich will bald nach Grätz kommen! Ja, ich bin schon auf dem Wege dahin. Aber ich will nicht bei Euch wohnen.

Seht, gute Kinder, mich geniert das. Erlaßt mir eine lange und langweilige Auseinandersetzung, die zuletzt doch nicht deutlich genug werden würde, um meinen Zustand auszudrücken. Je älter ich werde; je mehr ich mich in meinen kleinen hypochondrischen Gewohnheiten isoliere, desto lebhafter fühl' ich das Bedürfnis vollkommener Einsamkeit, wenigstens für $2/3$ des Tages. Ich bin, als ich das letztemal bei Euch war, nicht zur innern Ruhe gekommen (nennt mich einen Narren, vielleicht bin ich einer, aber ich b i n es dann doch einmal!) und diese mich quälende Unruhe thut mir weh', weil ich Euch so lieb habe und mich so gern des Umgangs mit Euch recht ehrlich gefreut hätte.

Wie theuer Du, liebe Marie, mir bist, das brauche ich wohl nicht zu erzählen. Wie ich Pepi achte und liebe; wie dankbar ich ihm für das auf Erden so seltene Eheglück bin, welches er meiner Tochter gewährte, das kann ich um so weniger schildern, je mehr ich fühle, daß ich meinen Frauen ein erbärmlicher Gatte war. Meine Lust Euch zu sehen, mit Euch zu leben, zu plaudern, meine Freude an den Kindern, Alles das wird um so größer seyn, wenn ich anderswo meinen kleinen Dachsbau habe und Euch heimsuche. Ich werde, mit seltenen Ausnahmen, bei Euch essen, werde oft die Abende bei Euch zubringen; wir werden uns täglich sehen; und daß ich dazu e i n e n W e g machen muß, wird mein Behagen erhöhen.

Alles Uebrige mündlich.

Vielleicht bin ich in vierzehn Tagen schon in Grätz! Vielleicht schon früher. Meine Briefe hab' ich bereits dorthin bestellt und Pepi wird wohl so gütig seyn, darnach zu fragen.

Ich steige im Gasthofe ab, suche mir mit Pepi ein paar kleine, abgelegene Zimmer — und Alles ist gesagt.

Natürlich schreib' ich vorher noch einmal.

Ich denke nicht, daß Ihr mir zürnen könnt? Ich hoffe vielmehr, Ihr werdet einen Beweis meiner aufrichtigen Herzlichkeit in diesem unbedingten Vertrauen erblicken und mich mit eben so viel Freude empfangen, als ich mitbringe, um Euch zu begrüßen.

Euer Alter.

Trachenberg, 7. October 1847.

Diesmal erhaltet Ihr Zuschrift von einem Wasserfrosch. Wir sitzen in der tiefsten Ueberschwemmung: der Garten ist ein See. Dabei regnet es fleißig fort und ein Ende ist gar nicht abzusehen. Man möchte verzwatzeln! Die letzten Bogen der Stimmen des Waldes sind vorgestern nach Breslau abgegangen und das Büchlein wird bald fertig seyn. Wenn es nicht confisciert wird — was man bei der jetzigen Verwirrung im Handhaben der polizeilichen Gewalt nie voraus-

bestimmen kann — so sollt Ihr das Ding bald vor Augen haben.

Mein Dasein ist sehr einfach geblieben, nur ist seit gestern eine ungeheure Veränderung der herkömmlichen Formen eingetreten: die Hauptfütterung an fürstlicher Tafel findet von nun an um 4 Uhr statt. Ich weiß nicht, wie lange Zeit mein Magen und sonstiges Unterleibszeug gebrauchen wird, um sich in dies neue regime zu finden?

Sonst sind Fürstin und Fürst wohlauf, freundlich, heiter, liebevoll. Beide erwiedern die ihnen bestellten Empfehlungen herzlich und sie hat an ihrer Namensschwester Kinds-Nöthen und Plackereien um so inniger theilgenommen, als sie schwanger ist und dieser Zustand gewiß vielerlei Sympathien rege macht.

Der Geburtstag des Fürsten — (dabei fällt mir ein, daß es Schuldigkeit ist, Marie zu dem ihrigen zu beglückwünschen!) — ist in Täschkowitz, bei den Eltern der Fürstin begangen worden, was den mir sehr erfreulichen Schrecken der Schmarotzer, die um ihr hiesiges Festessen geprellt wurden, herbeiführte.

In Wien scheint es ja wunderlich herzugehen? Die Finanz-Verwirrungen müssen arg seyn, daß sie Kübeck veranlassen, seinen Abschied zu fordern? Und in Ungarn? und die böhmischen Stände? Sogar von den steyrischen melden die Zeitungen einige Aeußerungen, die wie Opposition zu klingen scheinen? Aber dennoch bin ich fest überzeugt, es bleibt Alles beim Alten.

Hier ist jetzt die Politik gänzlich zurückgedrängt durch die Furcht vor der Cholera, die eiligst anrückt. Ich bekenne, daß es mir sehr unangenehm seyn würde, so elend zu sterben. Doch auch nur deshalb graut mir vor diesem ungebetenen Gaste. Sonst möcht' er kommen und thun wie er könnte. Eigentlich muß man diese Erde satt werden! Ich machte gestern so meine Betrachtungen, indem ich eine Nummer der deutschen Zeitung durchlas: Ueberall Noth, Jammer, Martern, Mißhandlungen, Zweifel, Zwietracht, Drohungen, Rache, Strafe, Dummheit, Stolz, Sklaverei, Folter, Empörung! — Das ist die Erde.

Und wozu? Wofür dies Alles? — „Aber ein Narr steht und wartet auf Antwort."

Jetzt, um von diesem gefährlichen Thema abzulenken, werd' ich an den VII. Band der Vierzig Jahre gehen, doch muß ich vorher ein Manuscript der Preßburger Therese in Ordnung bringen. Da nun für die Stimmen des Waldes ein II. Band vorbereitet wird, so fehlt es mir nicht an Beschäftigung. Und das ist mein Glück. Denn im Fleiße liegt noch der einzige Trost für das unerquickliche Dasein, wenn man über die 50 hinaus ist.

Grüßt und küßt die Kinder und behandelt mich gut bei ihnen, damit sie mich kennen, wenn ich wiederkomme.

Körperlich bin ich wohler als je und wäre das Wetter hier nicht so gottverboten und immer grauer Himmel, so wollt' ich ja, was meine armselige Person betrifft, vollkommen zufrieden seyn.

Euer Alter.

Trachenberg, 22. November 1847.

Gute Marie!

Du thust wohl und recht, wenn Du mir in bangen und schweren Stunden einmal Dein Herz ausschüttest, wie Du im letzten Briefe gethan. Denn abgesehen davon, daß ich Dein Vater bin, weiß Niemand solche Zustände besser zu würdigen, als ich, der ihnen so häufig unterworfen. Wie oft überkommt Einen nicht, ohne bestimmten Grund, die Empfindung, daß man Alles dumm, langweilig und beschwerlich findet! Aber worin ich Dir vollkommen Unrecht geben muß, das ist in der Aeußerung: nutzlos auf der Welt zu seyn, weil, was Du thust, eben so gut von

anderen Händen gethan werden könnte? Das ist ganz falsch. Eine Mutter thut als solche, was sie selbst mangelhaft thäte, immer besser als jede Andere: wenn nicht der Form, doch der Gesinnung nach, und wer seine Kinder liebt, wie Du die Deinen, und wer einen so braven, wohlgesinnten Mann hat, der ist nicht vergebens auf der Welt.

Wenn Du solche Klagen führst, wie Du es thust, bedenke, was Tausend Andere sagen sollen, die tausendmal schlimmer daran sind!? Du meinst, das wäre ein leidiger Trost! Gewissermaßen freilich. Aber es gibt keinen besseren. Ich hab' ihn stets bewährt gefunden. Besonders im Winter. Sobald ich anfangen wollte, zu murren, blickte ich immer nur auf mein Bett, gedachte der Armen, die da hungern und frieren, dann steckt' ich einige Stücke Holz in den Ofen und fragte mich nachher: wodurch hab' ich verdient, daß es mir so gut geht, daß ich weder hungern, noch frieren darf?

Trägst Du dies Hausmittel auf Deine Herren Söhne über und fragst Du Dich ehrlich: wie kommen die Jungen dazu, daß ich ihnen den Schnabel mit Fleisch und Kuchen und andern guten Sachen fülle, während Millionen Kinder im Elend verkommen —? Dann wirst Du beschämt seyn über Deine Klagen und wirst ausrufen: wenn es nur so bliebe, wie es ist, will ich schon zufrieden seyn!

Halte mich nicht für einen Moralprediger. Einen solchen vorzustellen, fühl' ich weder Trieb, noch Berechtigung in mir. Was ich da, vielleicht sehr unklar, andeutete, ist nackte, praktische Lebensklugheit, die einem weichen und mitleidigen Herzen auszuüben sehr leicht wird. Punktum!

Hier geht's seine alten Weg. Die Stimmen des Waldes, (die Ihr jetzt hoffentlich schon habt?) waren kaum fertig, als ich mich an die zerstreuten Blätter der Frau Therese (in Preßburg) machte, die ich geordnet und mit einer einleitenden Vorrede versehen habe. Gestern ist das Manuscript, von meiner Hand abgeschrieben, fix und fertig an den Buchhändler gegangen. Heute noch beginnt die Ausarbeitung des siebenten Bandes der Vierzig Jahre, zu welchem ein großer Pack Material bereit liegt.

So geh' ich denn wenigstens nicht müßig, wenn auch bei meinen Arbeiten nicht gar viel herauskommt.

Die Waldesstimmen waren gleich nach ihrem Erscheinen von der Polizei mit Beschlag belegt. Schulz hat das Buch hernach dennoch frei bekommen, ich weiß selbst nicht wie?

Man kann jetzt nicht mehr ermessen, was erlaubt und was verboten ist? Ich glaube, die Censoren wissen es selbst nicht.

Karl's haben mich zur Eröffnung des Leopoldstädter Theaters, die den 1. December stattfinden soll, dringend nach Wien geladen. Aber der Spaß wäre dann doch zu theuer geworden und ich habe entsagt, — was mir übrigens, wie Ihr wohl denken könnt, gar nicht schwer fiel.

Die Fürstin erwartet im Februar ihre Entbindung und kränkelt jetzt schon häufig. Wenn das nur gut abläuft! Es wäre doch schändlich, jetzt im Hafen, nach so viel Stürmen, unterzugehen.

Er ist wohl und guter Dinge. Von der Excommunication nimmt Niemand Notiz.

Was ist das für eine verrückte Welt! Ich küsse Euch und die Kinder!

Der Alte.

Trachenberg, 1. Januar.

Ihr fragt mich: wann ich aufhören werde, an mir selbst zu zweifeln und an die Anerkennung zu glauben, die mir beschieden sey? Darauf muß ich antworten: auf dieser Erde wohl niemals, und wenn ich von einem höheren Sterne aus mit

schärferen Augen blicken sollte, erst gar nicht. Die Sache ist diese: so-lang' ich erfinde und dichte, glaub' ich an mich und an meine Fähigkeit. Sobald das Gedachte und Gefühlte aus mir heraus in anderer Leute Händen ist, stell' ich mich unters Publikum und finde Alles schwach. Darin liegt die Auflösung des scheinbaren Widerspruches, daß Einer, der nicht aufhört zu zweifeln, doch auch nicht aufhören kann zu schreiben.

Ein Satan nach dem andern tritt mir ins Zimmer, um glückliches Neujahr zu wünschen. Ich muß aufhören, zu kritzeln. Gott mit Euch und küsset sämmtliche Maufnürfe vom

Alten.

„Die heute um 4½ Uhr Morgens erfolgte glückliche Entbindung meiner Gemahlin, der Frau Fürstin Marie von Hatzfeldt, gebornen von Nimptsch, von einem gesunden Knaben, beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.

Trachenberg, den 4. Februar 1848.

Herrmann Hatzfeld."

Ich hatte mir vorgenommen, theuerste Kinder, nicht eher an Euch zu schreiben, als bis ich Euch die obige Anzeige mittheilen könnte, und fürchtete schon, es würde diesmal noch lange mit meiner Antwort dauern? Da hat sich denn aber der junge Herr höchst vernünftiger Weise bereits heute früh auf die Beine gemacht; der Fürst hat sogleich nach der nächsten Stadt gesendet, um die Anzeigen drucken zu lassen, vor einer Stunde ist der Bote mit denselben zurückgekehrt und da ich den Auftrag empfieng, Euch ein Exemplar zu übersenden, so benütz ich es bald, um den leeren Raum mit meinen Krähenfüßen zu füllen, was Ihr hoffentlich nicht übelnehmen werdet.

Hier ist natürlich Alles in Freude und Jubel!

Was die Politika betrifft, so enthalte ich mich jeder weiteren Bemerkung, bin aber fest überzeugt, daß länger als 10 Jahre der alte Wust nicht mehr zusammenhält. Welches Ende dann die Sache nehmen wird, oder vielmehr welchen Anfang, das mögt Ihr erleben und abwarten — ich hoffe dann nicht mehr mitzuspielen. Gestern erzählten Breslauer, die hier waren, in Steiermark wären bedeutende Unruhen los. Doch die Zeitungen haben nichts davon berichtet. Uebrigens sind die Wiener Posten der Schneestürme wegen öfters ganz ausgeblieben. Auch die Dresden-Breslauer Eisenbahn war vier Tage lang gesperrt.

Ich lebe erst seit vorgestern, wo wir völligen Frühling haben, wieder etwas auf. In der Kälte war ich dümmer als ein Stück Holz.

Grüßt und küßt die Kinder und behaltet lieb den Alten.

23. März 1848.

Mein lieber Peppi!

Kaum vermag ich der heißen Thränen Herr zu werden, die Ihr letztes Schreiben mir aus dem bewegten Herzen heraufgeholt und deren ähnliche mir schon unzählige bei den Wiener Nachrichten entströmt sind. Ach, leider sind es nicht nur Freudenthränen; Zähren des zerreißendsten Grames mischen sich darein; des Grames um mein armes, unseliges Preußenland. Erst jetzt, wo ich anfange mich seiner zu schämen, empfind' ich im Innersten, wie sehr ich es liebe.

Dresden (durch die Schuld von Preußens hemmenden Einfluß), Breslau, Berlin steh'n in offener Empörung.

Das ganze Land gährt, überall fließt Blut.

Man behauptet, der deutsche Monarch: rufe die Russen zu seiner Hilfe.

Ein deutsches Herz mag den Jammer, die Schande nicht mit ansehen.

Der Fürst, den seine wichtigsten Interessen noch in Trachenberg festhalten und der den sichersten Schutz seiner Person in der Liebe der Bürger und Bauern, im Harnisch der fanatischen Excommunication findet, will Weib und Kind fortschicken, die ich geleiten soll.

Noch weiß ich nicht wie, aber ich bin entschlossen, uns nach Wien und später nach Grätz durchzuschlagen. Sobald wir aufgebrochen sind — es kann morgen, es kann in etlichen Tagen geschehen, das hängt von den nächsten Ereignissen ab — meld' ich Ihnen das Nähere.

Tausend Küsse Marien und den Kindern! Euer alter H.

O Gott, daß ein deutscher Schriftsteller aus Preußen nach Oesterreich flüchten muß, um die Freiheit zu suchen!

Wien, 30. März 1848
Dienstag.

Hier bin ich mit meiner theuren Last glücklich angelangt und habe Damen, Kinder und Gepäck trotz manchen Stürmen glücklich abgeliefert im „guldenen Lamm“. Wie lange ich hier werde verweilen müssen, hängt von den Nachrichten ab, die vom Fürsten eingehen. Sobald ich kann, hoffentlich schon binnen etlichen Tagen, treff' ich in Gratz ein. Diese Zeilen schreib' ich nur, um Euch zu sagen, daß ich lebe und wohlauf bin. Die Welt kehrt sich um; man muß die Ohren steif halten. Euer

alter H.

(Schluß folgt.)

Das Lachen.

Von Paul Förster.

Am Lachen erkennt man den Narren! In der That, ebenso gut erkennt man daran den Weisen. Es ist ein ebenso guter Maßstab für das Gefühl, den Verstand, den Geschmack, die Reife des Menschen, wie der Gesichtsausdruck und das Mienen- und Geberdenspiel. Und wie man diese in Systeme gebracht hat, so könnte und sollte man es mit dem Lachen thun.

Mannigfaltig ist sein Inhalt und Wert, wie die sprachlichen Ausdrücke dafür es sind: Lachen, lächeln, hohnlachen, schmunzeln (im älteren Deutsch „schmutzlachen“), grinsen, kichern u. s. w., und dann das Lachen der Freude und Wonne, der Thorheit und Beschränktheit, der Bosheit und Schadenfreude, der Verzweiflung, der Ironie, der Eitelkeit, das Lachen unter Thränen der Wehmuth u. s. w.

Die Einen lachen zu Allem, ohne darum Weltweise oder ein Demokrit zu sein. Andere sind des Lachens unfähig, ohne darum die Gedankentiefe eines Heraklit oder das Edelmetall der Seele eines Washington zu haben. Es ist ebenso verkehrt, das Lachen grundsätzlich abzuweisen und sich abzugewöhnen, wie es ein Zeichen von oberflächlicher Art und von Stumpf-

sinn ist, das Gesicht fort und fort und über Alles und Jedes in Lachfalten zu verziehen. Wohl dem, der an der rechten Stelle lachen kann! Wehe dem, der es an der unrechten anwendet, um sich damit ein beredteres Zeugnis auszustellen, als er selbst ahnt!

Alles lacht, von dem blauen Himmel an, der über Griechenland lacht, von der lachenden Au bis zu den unsterblichen Göttern, welche bei Homer ihr urkräftiges Lachen anstimmen, und von diesen wieder hinüber zu dem Hohnlachen der Teufel. Das Lachen ist eine Wohlthat, es ist eine Erlösung der Seele, und Niemand hat sich, wenn er es nur am rechten Orte gebraucht, seiner zu schämen. Selbst die Thiere haben eine Art von Lachen, das der naiven Aeußerung des Wohlbefindens. Wir schreiben den Lachtauben etwas derartiges zu, und der Hund zieht, wenn er uns seinen besten Willen zeigen möchte, die Lippen über die Zähne zurück: ein Ausdruck, den Darwin so deutet, als wolle das Thier uns zeigen, daß es zwar die Waffe zum Beißen habe, sie indessen gegen uns nicht brauchen wolle. Im Uebrigen drückt er seine Gefühle mit dem gewissermaßen lachenden Schwanze aus.

Je mehr, sagt Schopenhauer, ein Mensch des ganzen Ernstes fähig ist, desto herzlicher kann er lachen. Von Beethovens Gesicht sagt R. Wagner, die Spannung dieses Mundes habe nie zum Lächeln, nur zum ungeheuren Lachen sich lösen können. Goethe gab gern einer im Ernste geführten Unterhaltung eine unerwartete lustige Wendung. Und so andere große und kräftige Naturen. R. Wagner konnte, so ernst er seine Aufgabe auch nahm, doch keine Menschen leiden, die nicht lachen konnten. Er selbst lachte gern aus vollster Seelenheiterkeit heraus.

Daß ein voller ganzer Mensch Sinn für guten Witz, für geistreiche, das Lachen herausfordernde Unterhaltung habe, verlangen wir geradezu. Wir vergeben uns sogar eine kleine Beimischung von Schadenfreude, wenn wir bei anzüglichen Bemerkungen den Witz, das freie Spiel des Geistes, höher stellen, als die Rücksicht auf das Gefühl der Getroffenen. So handelte Friedrich der Große, nicht ohne sich als König mit dem empfindlich zu schaden, was er als Schöngeist verbrach. Auch das Lachen über die Thorheiten der Menschen, über komische Lagen, über gute Schriften verlangen wir von dem Vollmenschen.

Bekannt ist jene Anekdote von dem König Philipp II., dem Düsteren, welcher in einem benachbarten Garten einen Studenten unbändig lachen hörte und meinte, der Mensch sei entweder verrückt, oder er lese eben Don Quixote. Beim Nachfragen ergab sich das Letztere. In der That, einen Don Quixote ohne Lachen bis zum Thränenergusse zu lesen, wäre eine Versündigung an dem Andenken des unsterblichen Cervantes.

Selbst dem Sterbenden schreiben wir noch ein Lächeln zu, das Lächeln der Ueberwindung, wie es Sokrates gehabt haben mag, als er nach den Worten: „Wir schulden dem Asklepios einen Hahn“ sein edles Leben aushauchte.

Es gibt ein Lachen der Unschuld, der Engel, der reinen Natürlichkeit, welche sich des eigenen Lebens freut und allem fremden Leben mit Wohlwollen und Liebe naht; und es gibt ein Lachen der Teufel, das Kichern des Mephisto, der seine Freude „daran hat“, wenn die Unschuld zu Falle kommt. Es gibt ein Lachen des Weisen, welcher damit über die Thorheiten der ihn umschwirrenden Welt zur Tagesordnung übergeht; und es gibt das blöde Lachen dessen, dem die größten Gedanken als Wider- und Wahnsinn erscheinen, nur weil sie neu sind. Es gibt ein berechtigtes bitteres Lachen der Verachtung, die einfachste Abweisung und Verurtheilung der sich überhebenden Niedrigkeit im Fühlen, Denken und Handeln; und es gibt

ein Lachen eben dieser Gemeinheit selbst, welcher alles Hohe und Herrliche ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Des Kindes erstes Lachen ist das erste Zeichen von Erkenntnis. Und mit Recht ist die Freude groß, und mit Recht lacht Alles mit, wenn das Lächeln der Unschuld, der reinen Freude am Leben, von dem Gesichte, in dem noch kein Arg ist, ausstrahlt. Es ist das Lachen des blauen, über die Herrlichkeit der Natur gespannten Himmels, das Lachen der Frühlings-Natur, das Lachen der Blüten-Aue. Es offenbart das erste Begreifen, die ersten bleibenden Vorstellungen, die ersten Erinnerungen und den ersten Dank für die erwiesene Liebe. Es ist der Ausdruck des noch Sprachlosen: Ich bin glücklich.

Wohl dem, der auch später, wenn er „wissend" geworden, wenn ihm die Erkenntnis von Gut und Böse geworden ist, sich doch die Fähigkeit dieses Kindeslächelns und -Lachens, oder doch wenigstens die Freude daran bewahrt hat, wenn es ihm von dem Gesichte eines dieser Anfänger auf der irdischen Pilgerfahrt entgegenstrahlt. Lasset die Kindlein zu Euch kommen!

Aber freilich, nicht lange und wie sich im Anfange das Feste von dem Flüssigen schied, so scheidet sich in dem menschlichen Bewußtsein das Gute vom Bösen, die Wahrheit von der Lüge, das Schöne von dem Häßlichen und Gemeinen. Und für den persönlichen Standpunkt des zwischen diese Gegensätze gestellten Menschen ist nichts bezeichnender als sein Lachen, wenn es für ihn gilt, eine Entscheidung zu treffen.

Es gibt ein dreifaches Lachen, das rein verständnismäßige, das ästhetische und das moralische.

Es lacht der Thor über das nicht Begriffene, wie der Hund den Mond anbellt oder das Kunstwerk anwässert. Sein Lachen ist erträglich, wenn es naiv ist, wenn er über seinen engen Horizont nicht hinausschauen kann, wenn er, dank mangelhafter Erziehung, zum Gedankenkrüppel geworden ist. Unerträglich und widerlich wird es, wenn es als Waffe von Demjenigen gebraucht wird, welcher bessere Erkenntnis haben könnte, sie aber heuchlerisch und mit Absicht von sich hält und nun gegen besseres Wissen und Gewissen die Wahrheit verleugnet wie Judas den Herrn. Das Evangelium nennt eine derartige Unehrlichkeit eine Sünde gegen den heiligen Geist.

Dieses Lachen, mit dem man den Gegner ins Unrecht zu stellen trachtet, und dann am meisten, wenn jener mit seinen Gründen gefährlich zu werden droht, ist überaus verbreitet und ein Kennzeichen des verbildeten „Culturmenschen". Der Freche kann damit ziemlich weit kommen; der Eine schreit, der Andere lacht denjenigen nieder, welcher zu vornehm ist, um sich der gleichen Mittel zu bedienen, oder zu unerfahren, um den Gegner zu durchschauen, und nicht schlagfertig genug, um ihn aufzudecken und abzuführen.

Schopenhauer räth, mit solchen Leuten sich nicht einzulassen. Indessen, wer schlagfertig ist und derartige Finten kennt, der entlarve sie nur und werfe jenen ihre Krücken in Stücken zwischen die Beine.

Dem gegenüber gibt es das, sei es humoristische, sei es sarkastische Lächeln des überlegenen Geistes. Es richtet sich gegen die Enggeistigkeit, verbunden mit kindischer Ueberhebung, der geistig und sittlich mangelhaften Menschen. Dieses Lachen ist umso berechtigter, je mehr es sich mit Wohlwollen in anderen Dingen und mit völliger Ruhe verbindet; berechtigt auch, weil es die bei weitem einfachste und vernünftigste Erlösung von dem Gefühle des Ekels und der Verachtung ist.

Den gleichen Gegensatz finden wir in der ästhetischen Betrachtung der Dinge. Hier das alberne Grinsen des auf seinem Schein Stehenden, nämlich auf dem Schein der allgemeinen Gleichheit, wonach denn auch das Urtheil

des Einen so viel gelten soll als das des Anderen, was ja subjectiv richtig, objectiv ein Unsinn und das schlimmste Unrecht ist. Wir finden, beiläufig gesagt, die gleiche Anmaßung auch in dem Verhältnis dieser Jünger der allgemeinen Freiheit und Gleichheit zu der Sprache, welche ein jeder Federheld glaubt, nach seinem selbstherrlichen Gutdünken verhunzen zu dürfen, indem er sich darauf beruft, daß, wenn es ihm so beliebt, die edle, schöne Freundin Sprache zur Dirne herabzusinken und seinen unreinen Willen zu erfüllen habe. Auf der anderen Seite auch hier der Weltweise, welcher mit seinem Lächeln die Dutzendware der Tagesberühmtheiten vernichtet, zunächst vielleicht vereinzelt, aber doch ein Prophet des Urtheiles der Geschichte. Denn wenn uns etwas in der Hexenküche des um uns brodelnden Lebens trösten kann, so ist es der Gedanke, daß sich das Echte und Gute schließlich doch zum Siege durchkämpfen werde. In der Gedankenschlacht der Geschichte mäht ein einziger großer Held doch alle die Schwächlinge nieder, welche mit gleißender Rüstung und prahlendem Wesen eine Weile den Schein von Helden erwecken mögen.

Was ist indessen das blöde Lachen des Thoren, dem das Wahre und Schöne verschlossen ist, und der vielleicht glaubt, für seinen geistigen Besitz kämpfen zu müssen, wie wenig nun auch daran sei, was ist es im Vergleiche zu dem Lachen über das Edle, welches zu Falle gebracht wird, über die Edlen, welche zu Märtyrern werden, über das unverschuldete Leiden, welches, wenn würdig getragen, aus dem Geringsten einen Heiligen macht, über die Versuchung, in welcher das Böse und der Böse obsiegt? Hier wird das Lachen, das sonst verächtliche, zur grauenerregenden Selbstverurtheilung.

Am deutlichsten und schamlosesten zeigt sich diese Gesinnung in dem Verhältnisse zum Thiere. Man merke auf die rohen Witze, welche die geistreichen Leute von der Gasse an armen abgetriebenen Pferden, an verwahrlosten Hunden machen. Oder man achte auf die Bemerkungen und Mienen, wenn auf der Straße ein Schwarm von Gaffern um ein unglückliches, endlich im aufreibenden Dienste zusammenbrechendes Pferd steht. Leicht setzt sich die Phantasie seinen Lebenslauf zusammen, dessen Ende der schnödeste Undank ist; denn der Begriff „Gnadenbrot“ besteht heute kaum noch für die Herren der Erde. Das Entsetzlichste aber ist der kalte Hohn, das Witzeln ob des verscheidenden treuen Dieners. Wehe dem Menschen, wenn das Thier ihn versteht. Wehe ihm, wenn ein höherer, richtender Geist es bucht und bei dem Gerichte die Wagschale der Schuld damit zum Sinken bringt! Wehe ihm aber auf jeden Fall; denn es bedarf der Strafe nicht, er trägt die Hölle in sich und mit sich herum.

Oder man beobachte Alt und Jung, wie sie sich an den dem Thiere absichtlich zugefügten Schmerzen belustigen. Oder die Jäger, welche lachend das sich versteckende Thier hervorziehen oder lachenden Gesichts hinter dem gehetzten herjagen. „Sie lachen, meine Herren, aber das Thier lacht nicht,“ sagte einst ein normannischer Bischof zu den vornehmen Jägern, welche einen Hasen verfolgten, der sich unter die Füße seines Pferdes geflüchtet hatte. Ein Gleiches begegnete einst Luthern, wie er als Ritter Georg mit jagen gieng und ein Hase in dem weiten Aermel seines Rockes eine Zuflucht suchte.

Entsetzlich ist auch der Aufruhr und das Gelächter der tausendköpfigen Menge, wenn bei einem spanischen Stiergefechte der Stier von dem Kampfe nichts wissen will und nun die ganze Flut des Volkes sich hinab ergießt, um an ihm ihr Müthchen zu kühlen.

Solchen Leuten, welche mit dem Geschöpfe Gottes ihren Spaß treiben, gelten die Worte des edlen Plutarch:

„Wer sich belustigen will, muß sich Theilnehmer wählen, die an seinem Spiele Gefallen finden, nicht aber sich an den Martern und dem Tode der Thiere erfreuen oder deren Jammergeschrei über den Verlust ihrer Jungen zu seinem Vergnügen machen, wie die Knaben zum Scherze mit Steinen nach den Fröschen werfen, die Frösche aber nicht zum Scherze, sondern in vollem Ernste sterben."

Doch Alles, auch das Grausige, hat seine Steigerung. Wir sehen den Schlächter, diesen sittlichen Paria der Cultur-Menschheit, sein Opfer, welches vielleicht seinen Streichen nicht gleich erliegt, mit gleichgiltigem oder höhnischem Lachen gemächlich zu Tode bringen. Denn die Grausamkeit ist Wollust, ist ein besonders feiner Genuß. Ein deutsches „christliches" Familienblatt aber brachte zu dergl. die schönen heiteren Verse:

Wenn Schweinchen schreit, wenn man es sticht,
So wisse, es gefällt ihm nicht.

Weiter! Wir sehen den Vivisector mit dem halbwahnsinnigen Blicke seine Opfer belauschen, und er hat an den drolligen Bewegungen der verstümmelten Thiere sein Behagen, sie gewinnen ihm ein Lächeln ab.

Professor Goltz in Straßburg berichtet von den „lächerlichen Stellungen" der von ihm verstümmelten fünfzig Hunde, denen er mit siedendem Wasser aus der geöffneten Schädelhöhle große Gehirnmassen hinweggespült hatte: „Sie waren nicht mehr imstande, sich zu kratzen, und verdrehten sich in den lächerlichsten Stellungen."

Wir aber, die wir so etwas nicht lächerlich, sondern frevelhaft finden und darum mit aller Kraft dagegen ankämpfen, werden von dieser Spielart „Homo sapiens" des 19. Jahrhunderts, von den Vertretern einer zum Himmel riechenden Fäulnis-Cultur als „Humanaster" abgethan. Es gilt für eine Unehre, dem Namen „Mensch" Ehre machen zu wollen.

In Alfort bei Paris hatte eine Stute unter den Händen der Priester der Wissenschaft alle erdenklichen Qualen überstanden. Sie lebte noch, ohne jedoch mit einem Geschöpfe unserer Erde fast noch Aehnlichkeit zu haben. Da wurde sie, blind und ohne Hufe, unter dem Jubel der Vivisectoren, noch auf einen Augenblick vor ihrem Tode frei, auf ihre blutenden Füße gestellt, „um zu zeigen, was ein geschickter Operateur vor dem Eintritte des Todes alles zu leisten vermöge." Und Aehnliches geschieht tagtäglich in den „christlichen" Staaten Europas. Und die dagegen ankämpfen, erfahren ein Achselzucken oder ein halb ungläubiges, halb gleichgiltiges und abweisendes Lächeln.

Weiter! Diese vom Staate nicht nur geduldeten, nein, geförderten Frevel, welche in späteren Jahrhunderten wahrer Aufklärung, und nicht nur eines übelriechenden Aufklärichts, auf unser Zeitalter den gleichen unauslöschlichen Flecken werfen werden, wie die Verfolgungen und Verbrennungen der Ketzer und der Hexen durch die Gerichte in vergangenen Jahrhunderten, — diese Ausgeburten des Wahnwitzes und der Auflehnung des Lucifer gegen die sittliche Weltordnung werden in der Volksvertretung von einzelnen Vertretern des Volksgewissens zur Sprache gebracht. Und man antwortet ihnen, welche die Dinge beschreiben, wie sie sind, mit Lachen und geht damit über den Mahnruf der Menschlichkeit zur Tagesordnung über.

Ach, diese schöne Welt ist voll dieses entsetzlichen Lachens über fremdes Elend, über körperliche und seelische Pein, über den Untergang der Einzelnen und der Völker:

Die Saaten sind verdorret, die Völker schrei'n nach Brot.
Er wälzt sich auf Dukaten und spottet ihrer Noth.

Ob Euch das Herz im Leibe bricht, ob gar ein Volk vergeht,
Das schiert die Krämerseele nicht, die Actien ersteht.

Goethe hat dies Lachen des Mephisto dichterisch idealisiert, Wagner in der Kundry in grauenerregender Weise ins Metaphysische gesteigert und symbolisiert. Aber dieses Lachen wird endlich von der Thräne der Erlösten und Dienenden weggewaschen, ein Gedanke, großartiger und überzeugender ausgeführt, als die philosophisch-religiöse Dichtung sonst etwas hervorgebracht hat.

Solch dämonischem Lachen der Geister der Tiefe kann allerdings selbst die höchstgesteigerte und aus reinem Gefühle geborene Erkenntnis nicht mit dem Lächeln der Verurtheilung und Abwehr begegnen. Jenes Lachen und Lächeln übt den Eindruck des erstarrenden Medusenhauptes aus. Wir wenden uns entsetzt ab und haben nur noch das eine uns beherrschende Gefühl, nach dem Richtschwerte zu greifen und jene Elenden, die Menschen- und Thierquäler, die sittlichen Spottgebilde und Ausflüsse Ahrimans, zu vernichten, welche in den Krug des Elends und der Thränen fort und fort bis zum Ueberfließen dazuthun und die Welt durch das Uebermaß der Schuld einer neuen Götterdämmerung entgegenführen.

Doch ich breche diese Bemerkungen ab; eine erschöpfende Abhandlung über den Gegenstand würde ein Buch ergeben. Möchte es von einem geistreichen Kopfe, heraus aus warmem Herzen, einmal geschrieben werden!

Alles Gesagte finden wir vereinigt, wenn wir einen Blick in die Gesellschaft unserer Zeit werfen. Versetzen wir uns in einen Saal, in welchem die „gute Gesellschaft“ in Pracht und Herrlichkeit Feste feiert. Da haben wir alle Spielarten des Lachens beisammen: Hier das fade, nichtssagende, aber „verbindliche“ Lächeln des Hohlkopfes, der, äußerlich freilich prächtig aufgestutzt, einherstolziert. Dort das Lächeln der Schadenfreude und der üblen Nachrede auf den Gesichtern Derer, welche über wirkliche oder eingebildete Schwäche witzeln. Hier das Lachen des Galgenhumors, der den Wert solcher Vergnügungen und solcher Gesellschaft wohl durchschaut und welcher sich ob solcher Faxen und Fratzen in jedem noch nicht ganz verdorbenen Gliede dieses vielköpfigen Ungeheuers „Gesellschaft“ schließlich einstellen muß. Dort das Lachen der Lüsternheit und des rohen Sinnengenusses, wie es Grützner seinen Mönchen — sehr mit Unrecht gerade diesen in ewiger, handwerksmäßiger Wiederholung — aufzudrücken pflegt. Hier das seltene, aber doch manchmal angetroffene Lächeln der Unschuld, welche an dem bunten Schein noch ihre Freude und das Wurmstichige, was darunter verborgen liegt, noch nicht durchschaut hat. Und endlich, dem Allem entgegen stellt der Weise, wenn er sich dorthin verirrt hat, sein aus Sarkasmus und mitleidvollem Antheile gemischtes Lächeln; er weiß nicht, soll er mehr verurtheilen oder mit den Verirrten mitfühlen, soll der Humor oder der richtende Verstand die Oberhand behalten.

Jetzt wagt es Einer, in solche Gesellschaft eine Frage der Zukunfts-Gesittung hineinzuwerfen und einmal ehrlich zu reden. Er meint, man könne doch nicht immer weiter von neuen Moden, von Beförderungen, von Bekannt- und Verwandtschaften, von Ebers' neuesten Romanen, von den Dramen und Huldigungsgedichten eines modernen Horaz u. s. w. sprechen. Anstandshalber läßt man sich wohl auf die Ketzerei ein, und um urtheilsfrei zu erscheinen, macht man einige halbe Zugeständnisse. Besser wäre eine entschiedene Zurückweisung, als jene unehrliche Halbheit. Denn das Ende ist doch, wenn die Begriffe fehlen, irgend eine tönende Phrase oder der Rückzug auf Autoritäten und heilige

Schriften, in letzter Linie das bequeme Lachen, welches besagt: Laßt den Narren laufen, wir Weisen — denn die Mehrheit ist die Weisheit — gehen unseren gewohnten Weg weiter. Mit wenig Witz und viel Behagen, wissen- und gewissenlos!

Aber doch ein Hoch dem Lachen! Was wäre die Welt ohne es? Ein Himmel ohne Glanz, eine Erde ohne Farbe, eine Blume ohne Duft! Und die wahren Lebenskünstler wollen es am wenigsten missen.

„Veget. Kalender."

Das Hausbuch der Frau Stampferin.

(Fortsetzung.)

Den 28. Januarÿ 1683. Jahr hat mein Anna Elisabeth Khörnerin ihr 5[te] Khindt geborn/ ist ein Biebl/ häst mit Namben Sewahstian Joßef. Gott verleihe ihnen Gliekh vnd Sögen/ daß sie ihre Khindter khan zu Gottes Ehr auferziehen/ amben.

3 Wochen dernach ist die alte Frau Khielnprein gestorben/ ist Herr Khörner herein zu der Bestättung/ vnd ist beÿ vnß zu Lueben gewöst.

Selben ist gleich die Frau Laurigin/ die Wittib/ auch gestorben. Gott seÿ ihnen gnettig vnd barmherzig/ amben.

Den 1. Meÿ 1683. Jahr

ist die Frau von Leuzendorf/ mein Frau Gefätterin/ gestorben. Gott verleihe ihr ein frelliche Auferstehung.

Den 21. Meÿ 1683. Jahr

ist Herr Pfarer Michael Scherer gestorben/

vnd den 26. Meÿ 1683. Jahr

ist Herr Hanß Khristof Reichenauer gestorben. Gott göbe ihnen die ebige Freit vnd Selligkheit.

Vnß aber ist eß gar bedriebt vorkhumben/ daß so geschwint dreÿ Verschanen seint nach einandter fortgangen. Haben zwar schon ein Jettes alle Zueständt gehabt/ die nit zu khurieren seint gewöst.

Den 6. Junÿ 1683. Jahr

zum Pfingsten seint mier auf Zell geräst mit vnßeren Khreiz/ seint aber vmb ein Dag vorwög von Perg (Vordernberg)/ damit mier lenger haben khinen zu Zell bleiben. So seint mier an heilligen Pfinstmandtag in der Khierchen gewöst vmb 8 Vr/ vnd gleich (alß mier) von der Peicht gangen/ so ist ein großer Erdbiten gewöst vnd hat einen sollichen Khracher gedan/ daß ich hab vermändt/ eß wurtt die Khierchen einfallen. Haben in Anfang vermänth/ es wer die große Glogen herabgefallen. So seint aber die Leith von Marckht in die Khierchen gelaufen vnd haben gefragt/ waß eß wer. Eß hat im Marckht auch schröckhlich khracht vnd haben deraus recht verstandten/ daß ein Erdbitten ist gewöst. Weil jezt gleich der grose Diergenkhrieg ist/ haben mier geurdlet (geurtheilt)/ eß göb etwan ein Anzeigen/ daß Gott vnd Vnser Liebe Frau wolt hellfen/ vnd eine glickhliche Fickhdorÿ göben wertte.

Wie der Reichenauer gestorben ist/ so hatt khein Ambtmann/ noch Marckhtrichter otter Gögenschreiber spörn (die

Gütersperre anlegen) derfen/ wie auch nit infendtdiern/ sundter eß hats Alles der Dockhter Zöller zu Gräz heroben verricht vnd beschriben vnd der Frau iberandtwort. Wies aber noch wiertt hergen/ wäß man nit. Er hats bey dem Khaiser erhalten vnd so außbracht.

Den 30. Mey 1683. Jahr

hatt vnser Maria Wäberl ihr Versprochen gehabet mit Herrn Johanes Laurenzeus Lauriga von Lorberau (nächst Leoben)/ vnd seint alle Herren in Votternberg auf dem Versprochen gewössen/ auch von Lueben vnsere bösten Freindt. Ist Alles in Gottes Namben vnd in Friettеn abgangen.

Den 29. Juny 1683. Jahr

hatt vnsere Dochter Maria Wäberl an heilligen Petter vnd Paullydag ihr Hochzeit gehabt. Seint gar vill Herren vnd Frauen auf der Hochzeit gehabt (gewößt)/ habens in vnsren Hauß zu Leuben selber außgericht auf 6 Dafl/ 3 den ersten Dag/ vnd 2 den andter Dag. Haben auch einen Gögenritt (Reiterzug zu Empfang und Begleitung) gehabt/ vnd vill Herrn derbey wager geschoßen. Der Joſſef vnd junge Springenfölß seint Preitfierer gewöst/ vnd gleich in ainer Stundt seint die Hochzeitleit mit der Praut auß Votternberg/ Herr(n) Vatter vnd andtern Khindtern auf Lueben ankhumben/ vnd der Diewalt sambt seiner Euerl von Muehrau/ auch die Khörnerin von Mierzueschlag/ vnd ich bin schon 5 Dag vor zue Lueben gewöst. Hab allso in ein Stundt von 30 Mäll Wög meine 9 Khindter zusambenbracht/ wölliches mich vnd meinen liebsten Ehwiertt hocherfreidt hat/ vnd seindt auf der Hochzeit gar lustig gewöst. Gott sey in Ebigkheit Danckh gesagt.

Wie aber die Euerl ist hämbgeräst/ so hat sie ihr Bisl Sachen vndterwögen verlorn/ ain gultene Khötten/ ein berlefs Berdl (perlenbesetzte Borte)/ Gierdlringl. So haben mier witter eine große Drau(r)igkheit gehabt vnd Bedriebnuß/ habens auf allen Khanzl(n) verkhindten lassen/ so haben miers/ Gott Lob vnd Danckh/ witter gefunden/ hats ein Pauer bei St. Stöffan witerumb gefundten.

Den 4. July 1683. Jahr

ist Herr Wolf Riedlmähr/ vnser Gefatter/ gestorben/ wöllicher ein halbes Jahr ist khrankh gewöst/ haben vermän(n)dt/ er hat die Dör (Abzehrung) gehabt vnd die Löber wer zergangen/ hat ihm aber auch mit iber sich bröchen angehöbt/ hatt gar khein Arzeneymidl hellfen wollen. Gott verleihe ihm den lieben Hiembl vnd die ebige Freit vnd Selligkheit/ amben.

Den 6. July hats gar

schlechte Zeitung abgöben/ ist der Dierkh föllig auf/ vnd die Rewellen vnd Vngern haben schon die mästen gehultigt/ Fierstenfelt haben sie abbrennt vnd seint gögen Gräz herauf/ daß allso ein erschröckhliche Forcht ist/ vnd die mässten Gräzer geflochen sein herauf ins Obersteyer auf Khnidlfelt/ auf Judtenwurg/ auf Muehrau/ auf Rottenman vnd Sallzburg/ aber der Fierst will Niemandts mer einlasen zu Salzburg.

1683 Jahr/ den 21. July.

In Esterreich ist(s) gar schlecht hergangen/ da seint die Dörken vnd haben einen Räf (Ring) dan vmb Wienn herumb/ die Vorstatt abbrent vnd vill Leith gefanngen wöckhgefiert vnd vill verdriben/ auch gögen der Neystatt alle vmbligete Ertter Alles verdörbt/ auch gar gögen Steyer herein gesträfft vnd abbrent/ daß allso in Eisenörzt vnd Votternberg ein große Forcht ist/ auch die Bruger vnd Luebner vnd daß ganze Mörzdall in Forchten ist. Der Khäßer hatt wolln noch in die Jagt reitten/ so seint ihm die Leit begögnett/ die geflochen seint/ so hatt ers fragen laßen/ waß daß bedeit. Wie sie ihms sagen/ so ist er in die Statt witter

geritten / so hetten sie ihm in Walt erdabt / ist er nacher mit der Khäßerin vnd Brinzen bey der Nacht in aller Still fortt von Wien vnd auf Linz. So haben sie schon gar auf Linz auch gsträfft / die Rewellen vnd Tärttern / daß allso der Khäser witter weitter ist / vnd gar auf Passau. Daß Gott erbarmb / so getts auf diser betriebten Welt. Seint auch auf dreihundtert Berschon in Votternberg her geflochen / alle von Wien / seint auch ein Däll auf Linz, ein Däll gegen Salzburg geräst / haben vnß ja khlagt vnd gewänt / daß einen Stein hett erbarmben mögen / seint Alle von Zell herkhumben. Haben vns auch gefiercht / der Feindt mecht auch iber daß Gebirg zu vnß khumben.

Den 23. July

ist die Khörnerin von Mörzuschlag mit 5 Khindter herein geflochen / weil sie auch in der grosen Gefar döß Diergen seint gewösen. Der Sembringberg ist zwar woll vnd guett verhackht gewöst / aber wenig Leitt zu der Wacht / seint allso gar offt khumben vnd haben versucht / seint aber mit der Hilf Gottes abgedriben wortten. Wan sie aber halt einmall hetten iberhandt genumben / weer daß ganze Mörzdall vnd villeicht auch Steyr hingewößt. Seint auch Alle von Mörzuschlag geflochen vnd zu Lueben gewand.

Ach / mein Gott / waß seint noch fier Leit herein geflochen / hött nit 2 Dausent khlöckht (genügt) / hab mein Löbtdag nie gesehen so an ein Fliehen vnd Forn Dag vnd Nacht / eß ist an ein Wännen (Weinen) vnd Hällen (Heulen) gangen / daß einß daß Herz hett blietten mögen. Eß hatt woll schon daß Ansehen gehabt / als wans Alles wolt zugrundt gehn / ein schlechte Zeitung vber die ander ist khumben / vnd daß hatt 9 Wochen gewertt / vnd daß der Dierg ist von Wienn gelögen vnd hatt die Statt belögertt vnd beschoßen. Herr Graff von Starnwerg ist der Wiener ihr Glickh gewöst / der hatt sich wager gehalten / vnd den Leiten ein Herz eingesprochen / vnd wager sich gewörtt.

Wie oft ist ein Zeittung khumben / die Wiener wern schon hin / sie möchten sich nit mer erhalten otter erwörn / sie hetten nit Pulfer oter Profiandt / sie mießens aufgöben vnd mier wern auch Alle hin. Ach / waß haben mier fier Schrockhen außgestanden. Wie haben mier gescheiffts (geseufzt) vnd bettet zu Gott / haben mier doch ni(n)-terst wisen hin zu fliehen.

Hab(en) schon 3 mall wolln in die Wallchen Alle fliehen / so haben mier vnß gedacht / wan Votternberg hin solt sein / so wurtt mier oben woll auch nit sicher sein / vnd habens alleweil aufgeschoben.

Den 7. Augusty 1683

da hatt sich mer gar ein schenes Stickl zugedragen. Da haben die Ländtlerischen Holzkhnecht / die Eisenärzerischen Plähaußleit vnd Khnabten / auch vnßer Plähausleitt vnd Khnabten / aber von vnsern Allen schier nit hundtert / atter die mitgehalten haben / seint von den Eisenärzerischen so angeräzt wordten / vnd haben ein ganze Rewellion angehöbt / haben den Herrn Jesuwittern ihr Guett in der Drofeng (Ort oberhalb Eisenerz) in Eüzenärzt ganz blindtert / haben wolln Gelt haben / haben vermänt / sie hettens hin geflehent / wie sie aber khains haben bekhumben / so haben sie ja im Hauß erger gearbeit alß der Dierg selbst / die Diern eingesteßen / die Öffen vnd Fenster eingeschlagen / alle Sachen / wo ja ihmer mag in ein Winckhl mag waß gestöckht sein / so haben sie Alles zu sich genumben vnd haben gar wolln auf Lueben iber die Jeßuwitter vnd Khlosterfraun. Seint ihr auf 800 gewößt. Haben sich gar die Pauern hern lassen / sie wollten auch mithalten. Sein also wögen diser schlimben Leit iberauß in großen Forchten gewöst vnd hatt vnß so hoch verdroßen / daß mier vor vnßern aignen Leiten nit sicher

ist/ da mier doch vermändt hetten/ wan mier in einer Noth wern/ sie württen vnß helfen wörn witter den Feindt/ so haben miern selber bey vnß. Dannoch haben mier mießen guette Wortt außgöben/ daß mans gestilt hat/ dieweils gleich mit dem Diergen ist am ärgesten heergangen vnd man kheine Soldaten gehabt hatt/ die ihnen ein Ernest gezägt hetten. Ist allso zu Admondt auch ein Großes gewößen von wögen der Pauern/ vnd mier vnß von wögen der Wallchen auch gefiercht haben.

Den 29. Augusty

seint witter Zeittung eingangen/ daß der Dierg hett vnder der Wiennstatt 9 Minnen graben lassen/ daß allso vnmiglich wer/ won sie angiengen/ eß mießet Alles iber einandter fallen/ vnd daß der Dierg 50000 Khristen solt gefangen haben bey ihm in Lager vnd solt ihr schon Vill vmbracht haben/ ach/ daß Gott erbarmb/ vnd Vill schon in daß Diergay geschickht haben. Gott helfe ihnen. Mier erbarmen sie woll von Herzen/ die armben bedriebten Leit. Ist daß ein großmechtiges Elent.

Den 16. Sebtember

seint aber/ Gott Lob in Ebigkheit/ witter einmall guetter Zeitung khumben/ wie daß der Dierg sey abzogen vnd aufs Haubt geschlagen wortten.

Den 18. Sebtember

ist Herr Khörner von Mörzueschlag khumben/ sein Weib vnd Khindt abzuhollen/ vnd bringt die rechte frelliche Zeitung/ daß Gott Lob/ der Dierg föllig sey in die Flucht geschlagen wortten/ vnd der Khäßer ist von Linz mit Hilfföllckher ankhumben/ wie auch der Khinig in Boln mit seiner Arme/ vnd haben vmb 12 Ur in der Nacht angehöbt in 12. Sebtember/ vnd haben erstlich mit Feyerwerfen angehöbt/ da die Diergen in böstem Schlaf sein gewößt/ vnd seint außgefallen/ haben ihm auf 7 Ortten angrifen vnd allso Alle in Gottes Namben verjagt zum Deifl/ hatt iber hundtert Stuckh verlasen/ deß Wäsche sein Zelt/ in wöllichen sie 10 Millian Werts gefundten in Golt vnd Silber/ auch ain gultes Dischl mit Edlstain versözt/ vnd ihren mächenmettischen Fan/ den sie solten haben auf Ramb geschickht dem Pabsten vnd daß Dischl der Khäßerin in die Khindlbött. Ist allso eine grose Freit/ daß vnß der allmechtige Gott so genettigkhlich erhörtt hatt/ vnd woll ihm allein darumb zu danckhen.

Den 21. Sebtember

ist der Khörnner mit sein Weib vnd Khindt hämbgeräst. Die 4 Khindter hatt sie mitgenumben vnd daß Jergerl hab ich da khalten. Bin woll von Herzen fro gewößt/ daß Gott noch ihr Sachen erhalten/ vnd daß sie mit Gesundt vnd Freiten haben khinen hämbräßen.

Anno 1683. Jahr

an Elissabethdag hatt die Eva Maria Diewaltin ihr drites Khindt geborn/ ein Diendl/ häisst mit Namben Maria Adlgundt. Gott verleiche ihnen Glickh vnd Sögen.

Den 2. Mey (1684. Jahr)

hott die Maria Warbera Laurigin ihr erstes Khindt/ Khondstanzaia/ geborn. Gott göbe ihnen Allen den lieben Himbel.

1684. Jahr

den 28. Mey hab ich mein 16zechets Khindt geboren/ hab gar ein grose/ schwäre Nitterkhunfft khabt/ 29 Stundt bin ich in grosen Schmerzen gewößt. Man hatt mier nit daß Löben mer erdält/ hab beicht vnd chumieziert/ auch die lözte heillige Ölling empfangen/ vnd mich ganz zum Dath beräth. Bin nacher/ Gott Lob/ noch erlöttigt wortten. Gott der Allmechtige/ höbe nur ainmall dises große Khreiz von mier auf. In 47. Jahr hab ich noch meines Alters hab ich daß 16ete

Khindt geborn/ hab grose Sorg vnd Miehe vnd Arbeit auf Auferziehung meiner Khindter angewendt/ daß ich allso woll recht schwach vnd miedt bin worn/ vnd auch gern einmall ein ruebiges Löben fiern wolt. Gott verleihe mier sein göttliche Gnatt vnd Sögen derzue/ amben.

Anno 1684. Jahr den 4. Augusty hatt vnß Gott der Allmechtige die grose Gnatt erwißen vnd seinen reichlichen Sögen derzue göben/ daß mier haben khinen mit seiner Gnatt auf Indterese lögen Bargelt 21000 fl. auf 4 Verzendte Indteresse. Gott sey hundtertdaußen(t) mall Lob/ Ehr vnd Danckh gesagt/ vnd wölle vnß seinen heilligen Sögen noch ferner mitdällen/ auf daß mier ihn mögen loben vnd preißen/ vnd seine Gnatten vnd Gaben erkhenen/ vnd darumben danckhbar sein/ auch vnsere Khindter zu seiner Ehr vnd zu ihrer Selligkheit auferziehen vnd sellig sterben/ amben.

Den 12. Augusty 1684. Jahr.

Von meiner Heyrath hette ich woll sollen in Anfang schreiben/ hab solliches ibersehen. Hause allso mit mein liebsten Ehwiertt schon in das 29istge Jahr in Lieb/ Frit vnd Ainigkheit/ haben grose Vnglickh vnd Kranckheiten/ Bedriebnuß vnd Witterwertigkheit außgestandten/ hab(en) vnß in grosen Khreitz selber drestet vnd vnser Hoffnung auf Gott gehabt/ der hatt vnß nit verlaßen. Ich bin von Grätz ins Ambthauß in Votternperg khumben zumb Herrn Ambtman Denggen/ der mein Frau Muetter leiblicher Bruetter ist gewösen/ vnd alldortten meinen liebsten Hanß Adtam Stampfer geheyrath/ hatt nit nach Gelt vnd Gudt gefragt/ hatt mich so gern gehabt. Mein Erbschafft ist 800 fl. gewöst in Allen/ Gott hat vn(ß)es reichlich vermerth. Vnser Herrgott schenkhe mier vnd mein Khindtern noch vnßern lieben Vatter zu einer Gnatt/ dann daß Schätten (Scheiden) ist hartt.

Den 6 Februaribuß 1684. Jahr hatt der Herr Vatter döß alten Herrn Riedlmähr sein Hauß in Markht oben/ daß Fränckhische Hauß hatts vor gehäßen/ von dem jungen Riedlmähr khaufft vmb 450 fl./ ist ganz ein eingefallens/ schlechts Hauß gewöst/ ist von der Prunst das Gemeyr ganz schlecht gewöst/ daß allso der Herr Vatter schier Alles hatt mießen ab(b)röchen vnd ney mauern. Wans außbaut wiertt wertten/ so wiertts wohll schen wern/ heyer aber khans nit förttig wertten/ allß die herundter Stuben. Eillen mier/ wan etwan ein schwörer Windter solt wertten vnd sich man vor der Schneläu fierchten muß/ daß mier allso vnß khindten hinauf begöben.

Anno 1685. Jahr

hatt mer die Euerl Diewaltin ihr 4tes Khindt geborn mit Namben Khristian Fallendin.

Vnd in disen Jahr hatt auch die Ändl Khörnerin ihr 6tes Khindt geborn/ Anna Mattellena genandt. Gott sögne ihr Stieckhl Brott derzue.

Den 12. Augusty hatt Maria Warbara Laurigin ihr andters Khindt geborn/ Laurenzy Leboltuß genandt. So sögnt Gott meine Khindter weitter mit Khindter. Gott sey Lob vnd Ehr vmb Alles.

Den ersten Sebtember haben sie/ Gott sey Lob/ Ehr vnd Preiß/ vnß die frelliche Pohst bracht/ daß vnßere Völlckher haben witter Neyheisl bekhumben vnd die Dierkhen verjägt/ haben iberauß einen grosen Schaz bekhumben vnd auch gefang(n)e Khrissten erlöttiget. Da hatt sich der Pärfierst (der Kurfürst von Baiern) wager gehalten vnd daß Pösste derbey gedan/ hatt auch zu diser Zeit döß Khäser Dochter geheyrath/ ein iberauß schene Brinzsößin/ so noch von der spänischen Khäserin geborn ist wortten. Gott göbe dem Hauß von Essterreich Glickh vnd Sögen/ auch langes Löben/ den

Feindten zu einer Forcht vnd Schröckhen.

Anno 1684. Jahr hatt vnser lieber Herr Vatter dem Hanß Jossef ainhundtert Dugatten göben vnd hat ihn hindan gelasen/ daß er solt waß sehen. Ist allso von Salzburg außgeräist vnd hatt von der salzburgischen Handlung etlich Rekhumbentäzianschreiben gehabt iberallvmber/ vnd ist allso ganz allein in Namben Gottes außgeräßt/ ich wäß die Ertter nit alle zu nenen/ auf Insprug/ Minichen/ Niernberg/ Pamberg/ Khöln am Rhein/ in Saxen/ Wierzburg/ hat allso alle 7 Khurfiersten gesehen. Ist zum Osstern derfan vnd an heilligen Weihnachtabent witterkhumben/ Gott' Lob/ mit Gesundt vnd Freitten.

Anno 1686. Jahr hatt Herr Khröner einen Hamber khäfft/ so der Rottschetlische gehäßen hatt/ hatt vnser lieber Herr Vatter selber andriben/ auch mit Gelt derzue geholffen hatt/ haben gar viell Vngelögenheit dermit gehabt/ daß allso die Ändl schon sich ganz begöben hatt/ doch löztlich Alles erhalten vnd mit dem Pralatten zu Neyberg Alles verglichen: Ist auch vnser Herr Vatter selbsten zu Mörzueschlag gewöst vnd Alles in Einigkheit bracht.

Anno 1686. Jahr

ist die Diewaltin mit ihrn 2 Khindtern bey mir gewöst vnd hatt vnß hämbgesuecht/ ein Sohn/ der Fränzl genandt/ vnd ein Diendl/ hatt Adlgundtel genandt.

Anno 1686. Jahr

in Aberil hatt die Euerl Diewaltin ihr 5tes Khindt geborn/ ein Biebl/ genandt Nigellauß. Gott sögne nur ihr Stickhl Brott auch derzue.

Den 24. Juniuß 1686. Jahr am heilligen Sunewentdag hatt vnser lieber Herr Vatter Hanß Adtam Stampfer sein 63. Jahr gehab(t) vnd hindtergelögt. Gott der Allmechtige göbe ihm noch ein ettlich Järl sein Löben vnd den lieben Gesundt zu erhalten/ vnß zu einen Drost.

Den 18. July 1686. Jahr ist gleich 30 Jahre gewöst/ daß ich vnd mein liebster Ehwiertt haben Hochzeit gehabt. So haben mier Gott zu einer Dankhsagung einen schenen Khirchgan(g) gehalten/ auch die Herrn allhier zu Gasst gehalten vnd ihnen Sundags derauf ein Kheglscheiben den Frauen/ vnd den Herrn ein Schießen göben zu einer Gedechtnuß. Gott sey Lob/ Ehr vnd Preiß vmb seine heilligen Wolldatten/ amben.

Anno 1686. Jahr in Sebtember

ist vnß die erfreilliche Bost khumben/ daß die Vnßerigen haben mit Gottes Sögen die Statt Offen in Vngern mit gesturmbeter Handt eingennmben/ vnd auch großen Schaz mitpekhumben. Gott sey Dankh. Auch in Octtober ist die erfreylliche Zeitung mer khumben/ daß sie sollen 5 Khierchen (Fünfkirchen) haben/ auch ein Ortt/ soll Siget häßen/ haben auch dem Dierkhen grosen Abruch gedan/ vnd Gott ist den Vnßerigen dreylich beygestandten.

Anno 1686. Jahr in Augusty hatt mein Dochter/ Anne Elisabeth Khörnerin/ mer einen Sohn geborn/ Kharolluß Maximi(l)ian ist sein Namben genant wortten.

Den 8. Sebtember 1686. Jahr

ist Herr Franz Gottfrit Vorig von Hochhauß/ khaißerlicher Eißenobman zu Steyer/ herein khumben/ vnd ist dem Herrn die Maria Margereta versprochen worden. Den 21. Octtober darauf ist die Hochzeit gehalten wortten in vnsern neyen Hauß. Seint gar vill guette Freindt vnd Freindtinen darauf gewösen. Mittwochs darauf seint sie in Gottes Namben mit einandter dervon geräst vnd auf Steyer. Mein greste Freit ist gewöst/ daß der

Herr Vorig gar ein guetter/ frumber vnd gescheitter Herr ist/ der die Miedl iberauß liebt/ vnd sie ihn hinwittenrumb/ hoffe allso von Gott dem Allmechtigen/ er wertte sie miteinandter sögnen vnd bewenedeyen vnd ein glickliche Eh göben. Auch haben (mier) gar ein schenen Khierchgang gehalten/ die Frauen seint alle gefarn/ vnd die Herren gangen/ seint sehr vill gewöst.

Gleich 8 Dag dervor ist dem Diewalt sein Hamber abrunen/ ist allso die Euerl auf die Hochzeit herundter/ aber gar draurig gewöst. Gott wolle vnß Alle vor sollichen Vnglickh genettigkhlich behietten vnd bewarn.

Anno 1687/ zumb Liechtmößen/ seint ich vnd der Herr Vatter/ auch die Stä(n)zl in Schlitten auf Steyer zumb Herrn Eissenobman/ Herrn Vorig/ geräst vnd haben vnser Miedl hämbgesucht/ ist ihnen (dem) Herrn sambt seiner Liebsten gar woll ergangen/ vnd habens woll aufgefundten/ auch in einem schenen eingerichten Hauß/ so dem Herrn selbsten gehörig ist. Haben vnß zwey Dag aufgehalten/ haben auch woll ein schene Statt gesehen/ ich aber hab nach Hauß verlangt/ der Schne ist groß gewöst/ auch in Khassten (Dorf bei Weier in Oberösterreich) grose Länen göben/ wölliche mier grose Forcht gemacht hatt/ vnd Gott von Herzen Danckh gesagt hab/ daß er vnß mit Gesindt vnd Freindten witterumb hämbpracht hatt.

Anno 1686. Jahr

an heilligen Khatterinadag/ da seint mier im Namben der allerheilligesten Dreyfaltigkheitt/ döß heilligen sießen Namben Jeßu Namben vnd mit dem Gelätt der heilligen Engel in daß neye Hauß in Marckht heroben eingezogen/ bin zwar khrankh gewöst vnd hab vermänth/ ich wurtt nit herauf khumben khinen/ weil aber die mässte Sachen schon heroben ist gewöst/ vnd mier vnß schon haben fiergenumben heraufzuziehen/ so hab ich meinen liebsten Ehwiertt gebötten/ er soll miers erlauben vnd hab mich laßen also khrankher herauffiern/ bin nacher woll noch 14 Dag gar khranckh gewöst vnd (hab) die hizige Khranckheit gehabt/ Gott aber hatt mich/ Gott sey gedankht/ witterumb lasen zu dem lieben Gesundt khumben/ vnd befindten vnß woll gar guett heroben/ vnd dueth vnß woll von Herzen/ sonsst von wögen der Mill, daß eß jezt schen still vnd ruebig ist/ wölliche vnß woll vill hundtert Nächt den Schlaff benumben hatt/ auch von wögen des Roßstall/ wögen döß Liechts vnd stettigen Windt in groser Forcht haben miesen löben/ dößwögen vnß/ Gott Lob/ woll leichter geschicht/ aber die grosen Sorgen drumb nit außbleiben. Gott (sey) aber daussentmall vmb dise Gnatten Dankh gesagt.

Anno 1686/ im Augusty/ ist der Hanß Joßef mer auf Wien geräst vnd ist drausen verbliben zu Wien biß in 18. Aberil 1687. Jahr/ nacher ist er mermall in die feren Lendter geräst/ in Engellandt vnd Hollandt/ Nitterlandt/ weiß selbsten nit/ wo iberal hin. Mier haben ihn auf khein Weiß so weit räisen wolln laßen/ so hatt er ihms aber gar nit erwörn laßen. Begibt sich woll in geförliche Räsen/ weil aber ja so gar nichts hatt helfen wollen/ so haben mier vnß miesen begöben. Gott der Allmechtige verleihe ihm mer ein glickhsellige Räiß/ vnd göbe sein Gnatt/ daß er mit Gesundt vnd Freiden witterumb hämbkhumbt.

Anno 1687. Jahr haben wier den Hanß Friderich auf Wien geschikht/ hatt sein Khost bei dem Fillibt Hoffer/ mueß ihm die Wochen 4 fl. 4 ß. Khost göben/ hatt geschriben/ er wolt zu einen Dockhter vnd Jury lern. Solliches ist dem Herrn Vatter auch recht.

Den 25. Nouember 1687. Jahr

ist/ Gott Lob/ vnßer Hanß Jossef mit Gesund vnd Freiden von seiner Räiß

hämbkhumben/ ist weit vmbgeräst/ in Hollandt/ Ritterlant/ Engellant/ in den spanischen Profinzen vnd khan seine Sprachen Wöllisch/ Französchiß/ Spänisch/ Ladeinisch vnd seine dei(t)sche Sprach. Gott göbe ihm Glickh vnd Sögen/ amben.

Den 16. December 1687. Jahr ist vnßer liebe Miedl Vorigin niterkhumben vnd hatt ihrn erstgebornen Sohn Ferdinanduß Andonius genent. Gott göb die Gnatt/ daß er mit Gesund vnd Freiden groß auferzogen wiertt. Hatt woll ein schwäre Ritterkhunfft gehabt. Gott helf ihnen doch/ ich khan ainmall nit.

Wie die Frau Miezerl Vorigin hatt Hochzeit gehabt/ so ist ein junger Eißler (Eisenhändler)/ Hauer mit seinen Namben/ von Wien auf der Hochzeit gewösen/ hatt sich in die Stänzel verliebt vnd hatt ein ganzes Jahr angehalten vmb sie/ habs aber nit laßen angen/ dan daß sie auf Wien hett sollen/ da haben wier gar kheinen Lust gehabt. Hatt vnß woll recht blagt vnd gar nit wollen nachlasen.

In 1687. Jahr hatt vnser lieber Khässer Leobolt guett Glickh witter den Dierkhen gehabt/ hatt Offen bekhumben vnd 5 Khirchen vnd noch merer Erder/ die ich nit alle nenen khan/ ist auch in Nouefember auf Preßburg geräst mit seinem jungen Prinzen/ vnd ist aldort zu einen Khinig khrentt wortten der junge Prinz/ sagen nit Wunder/ waß daß fier ein stattlichs Herrl soll sein. Gott göbe ihnen Glikh vnd Sögen/ auch langes Löben/ vnd daß Khässer Leobolt sein Namben vnd Stamben allein erhalten wiertt vnd regiern/ daß göbe Gott/ amben.

Im October 1687. Jahr ist vnser Hanß Fridtrich auf Wien geräst vnd hatt Jury studiertt/ wiert nach disen auch in frembte Länder räßen vnd sehen wies gett. Gott göbe ihm Glikh vnd Sögen derzue.

Den 28. Juny 1688. Jahr ist vnser lieber Herr Vatter in die Wallchen geräst vnd hatt daß Fiederiellsietten (Vitriolsieden) angricht. Hatt ihm grose Mie vnd Arbeit gemacht vnd Dag vnd Nacht spegeliern machen/ hatt einen pleyen Khöstl mit 20 Cent. gemacht vnd hatt miesen geschlagen wern/ hatt ihr 3 derhämb khleine zur Brob gemacht. Gott göbe seinen göttlichen Sögen derzue.

(Schluß folgt.)

Die Speikwabi.

Ein Lebensbild aus dem Gebirge von Arthur Achleitner.

„A fesch's Menscherl",[1] sagten die Burschen im Dorf, wenn sie die Tochter der alten Waben[2] meinten, die in einer Keuschen[3] hoch droben am Waldessaum als Wurzelgraberin hauste. Ja, sauber ist die Wabi,[4] sakrisch sauber, aber dessentwegen kann sich doch kein Bursch rühmen, daß sich ihm das Fensterl aufgethan hätte. Waren genug droben gwesen und hatten 'bettelt und gwoiselt, aber das Fensterl blieb zu. Ja, wenn Einer gar zu arg balzte, wie noch 'mal ein Spielhahn, dem die Lieb die Augen verdreht, dann öffnete sich wohl ein Fensterl, aber der alten Wabn das ihrige und dem Woisler flogen ein paar Holzstückln an den Schädel. Der Reihe nach vom Feichtenbauernsohn abwärts bis zu den Knechten waren die Buam des Bergdorfes schon abgeblitzt, und so giftig alle darüber waren, so sagten sie von der Speikwabi[5] doch nicht, daß sie eine „Zwiderwurzn" sei. Die bildsaubere Wabi war im Gegentheil kreuzfidel trotz ihr schauerlichen Armuth. Auf die Nöthigkeit in der Keuschen hatte der junge Feichtenbauer schon speculiert mit einem Ringerl, das ihm einmal ein Hausierer um drei Kronthaler „anghängt" hatte, aber da ist er bei der Wabi schön ang'kommen, und mit brennrothem Kopf mußte der reiche Jungbauer die Leiten wieder herab. Mit der Zeit waren die Buben zur Einsicht gekommen, daß es mit dem feschen Menscherl nichts sei, und weil Keiner Gehör fand, gaben sich die Burschen zufrieden. Nur paßten sie wie die Haftelmacher auf, daß ja kein Fremder mehr Glück bei der Wabi habe, wie sie. So gern die Burschen die junge Wurzelgraberin hatten, so giftig waren die Dorfdirndln auf die Wabi zu sprechen, denn keine war so sauber, und der Neid wächst auch dort, wo der stark riechende Speik gedeiht. Da waren die langen Zöpfe der Wabi nicht recht, die strahlenden Augen sollten falsch sein wie Katzenaugen, und schlecht, gründlich schlecht muß doch das Dirndl sein, weil's nix Gescheit's zum Anziehen hat. Keine Silberketten um den Hals, kein seidenes Fürta,[1] bloß ein oft geflicktes Kattunröckerl um den schön gewachsenen Leib.

Wer nix hat, is a Lump, pflegte der Gmoavorstand zu sagen, und der muß es wissen, der ist ein gar gescheites Mannsbild, sonst möchte ihm nicht der Landrichter allemal die Hand geben, wenn er ins Dorf kommt und beim Vorsteher Hendeln[2] ißt.

Und net amal an Buam hat sie, zischelten die Dirndln. Freilich wär's auch nicht recht, wenn sie einen hätte. Und schlecht muß das Dirndl auch deswegen sein, weil es keine gescheite Arbeit thut, keine Bauernarbeit, sondern bloß Speiksuchen und mit der alten Wabn Schnaps brennen. Und gar scheinheilig muß sie sein, weil s' alle Sonntag in der Kirchen zu sehen ist, bei Amt und Predigt. Zu was

[1] ein fesches, sauberes Mädel, [2] des alten Weibes, [3] Hütte, [4] Babette, [5] Speik, eine Alpenpflanze, deren Wurzel einen eigenthümlichen, starken Duft ausströmt, weshalb sie vielfach in aufzubewahrende Kleider und Wäsche als Mittel gegen die Motten verwendet wird.

[1] Fürtuch, [2] Hühner.

braucht das Haderlumpendirndl in die Kirchen z gehen, wenn s nix zum Anziehen hat. Und ganz dumm ist es von denen Buam, daß sie grad der Wabi nachschauen, als wenn da was bsunders zum Sehen wär.

Bloß im Pfarrhof wird über die Speikwabi anders gedacht und gesprochen. Die Jungfer Marie, die Pfarrersköchin und der alte Herr Pfarrer, die halten große Stückln auf das kreuzbrave, fromme Dirndl und lassen nix drüber kommen.

Recht kümmerlich haben sich die alte Waben und ihr Dirndl fortgebracht den harten Winter über. Weil der Vogelbirene[1] der alten Waben nicht besonders gut gerathen sein soll im Herbst, wollte der Dorfwirt, dem seine Kronthaler in den Kopf gestiegen sind, keinen nehmen, wenigstens nicht um den früher bezahlten Preis, und mit dem Speikhandel war's diesmal auch nicht viel. Die Kräuterhändler im benachbarten Marktflecken sagten, der Speik wachse eh[2] umsonst und fürs Klauben[3] werden sie nicht mehr so damisch zahlen, daß der Geldbeutel ein Loch kriegt. Wenn der Herr Pfarrer sich nicht des alten Weibleins erbarmt und ihr ein größeres Quantum Vogelbirenen abgenommen hätte, wär's gar traurig 'worden in der Keuschen oben. Schier eingeschneit droben, strickten die zwei Weiberleut fleißig Spenser und verdienten sich auf diese Art das kärgliche Brod den bösen Winter über. Viel schaute mit dieser Arbeit auch nicht 'raus, denn der Kramer war ein „Ruach"[4] und einer alten Waben 'was abzdrucken, ist „keine Sünd nicht".

Wie Alles, geht auch der Winter vorüber und seine Noth, und im „Auswärts" schwellen die Bäche und die Menschenherzen. Allmählich schwindet der Schnee von den Halden, immer höher hinauf muß er zurückweichen,

[1] Vogelbeerbranntwein, [2] ohnehin, [3] Suchen, [4] Geizhals.

und wenn die Bergspitzen nur mehr eine weiße Zipfelmütze tragen, dann sprießen unten im Thale schon die Frühlingsblümlein und die Erl- und Birkenstauden stecken ihre grüne Spitzen aus. Blüht dann der Enzian, dann läßt auch der Speik nicht mehr lang auf sich warten.

Wabi hat, die Kräuterkraxen[1] auf dem Buckel, den ersten Aufstieg zur Speiksuche unternommen. Jetzt erhitzt vom Steigen, sehen die Wangen des Mädels blühend roth aus, aber daß sie eingefallen sind den Winter über, das sieht man auch. Und das Köpferl, so nett, grad zum Neinbeißen, trägt die Wabi gesenkt, gar nimmer das lustige Dirndl von früher. Aber tapfer schreitet es in seinen schweren, derbgenagelten Bergschuhen aufwärts, und es ist ein arg weiter Weg bis zur Region, wo der Speik gedeiht. Pfadlos muß das Mädel auf- und abwärts, den einen Bergrücken hinan und durch die Schluchten wieder hinab, quer durch Jungholz und durch bebartete Lärchenstände, wo die Finken jubilieren und die Meisen liebesselig piepsen. Immer aufwärts im bedächtigen Schritt. Wie die Wasser zu Thale rauschen! So tobend und wild, daß große Felsstücke wirbelnd mit den Wellen tanzen. Das kann böse werden, wenn der Müller draußen im Thale sich nicht vorgesehen.

Und so viel Holz schwimmt da unten nutzlos weiter. Wenn das 's Muatterl oben hätte, schön geschnitten und aufgschlichtet an der Keuschen, das wär eine Wohlthat zum nächsten Winter. Aber 's ist ärarisches Holz und ghört dem Forstner. Was nur heut so merkwürdig kracht in die Berg? Lahnen[2] können es nicht sein, sind ja fast alle schon abgegangen. Im Mai donnert 's doch noch nicht. Aber grad hat 's wieder gepumpert, ganz fürchterlich, daß die Wabi erschrocken stehen

[1] Korb auf dem Rücken zu tragen, [2] Lawinen.

bleibt und hinüber horcht auf den Felskegel zu, dem zu Füßen die Almhütten vom Feichtenbauern liegt. Was war das? Und wieder kracht's, als sollt' die Welt zugrunde gehen.

Rasch entschlossen ändert Wabi die Marschrichtung, zum Speikgrund müßt' sie links den Graben 'nauf zur Scharten, aber sie hastet jetzt, so schnell es geht, durch die Latschen hinüber. Ein Schafsteigl hart an den Felswänden führt rascher zur Alm. Wird aber noch vereist sein und 's „Abreiten" gar leicht, aber 'nüber muß das tapfere Dirndl. Jess' Maria und Josef! a Bergsturz! Dort sausen krachend Felsblöcke nieder, losgesprengt durch das sich dehnende Eis, in Trümmer zerschellend und verderbenbringend dem organischen Leben zu Thale. Angsterfüllt blickt das Mädel, an den Felsen geschmiegt, empor, ob jetzt auch herüben auf ihrem Stand, auf dem Steigl, der Steinregen niedergehen werde. Schon steinelt es, erst kleine Stückchen, die lustig abwärts springen, wie wenn sie sich der gewonnenen Freiheit freuten, dann hüpfen schon größere Steine nach, groß genug, um Einem den Schädel einzuschlagen. Auf dem schmalen Steigl an der Felswand ist ein Ausweichen nicht möglich, aber vielleicht hilft rasche Flucht. Die Kraxen hindert daran, das Mädl wirft sie aufs Kar und eilt, ein Stoßgebetlein auf den Lippen, weiter den Pfad, die Hände wie schützend über den Kopf haltend, indes der Steinregen herniederprasselt. Er schlägt dem Mädl die Hände blutig, aber die Flucht aus dem Bereich des Sturzes gelingt. Der flüchtenden Gemse gleich läuft das Dirndl auf schwindelndem Pfade die Wandung im Felsrondell aus, überquert die furchtbaren Kare, die Zeugnis geben von dem Kampf der Bergriesen mit den Elementen. Drüben ist's vorüber, Felstrümmer liegen herunten und Schutt bedeckt den Thalboden, wo sonst das Almvieh sein würziges Futter fand. Oben ragen die Zähne der Felsen in neuer Form in den Aether, aus Felsenkegeln sind jetzt schlanke Nadeln geworden, die Eis und Regen im nächsten Frühjahr wieder herunterjagen werden. Jetzt herrscht die Ruhe des Todes im Hochthal, die Sonne ist hinunter gesunken und die Schatten der Nacht ziehen herauf.

Wo ist die Feichtenalm? — Verschüttet — —

Ein großer Felsblock liegt mitten im Dach, er muß die Hütten entzweigedrückt und der Steinregen alle Fugen und Löcher ausgefüllt haben.

Ob wer drinnen war? Jess' Maria und Josef! In acht Tagen wollt' der Feichtenbauer aufzieh'n lassen auf die Hochalm und jetzt liegt sie verschüttet. 'leicht kunnt' wer heroben sein?

Das Mädel springt von Felsblock zu Felsblock und klimmt empor, um von oben aus in die zerschmetterte Hütten zu kommen. Ein schweres Stück Arbeit! Mit blutenden Fingern reißt sie die Schindeln auf, wirft mit beiden Händen den Felsschutt aus und gräbt sich auf diese Weise in das Innere. Plattgedrückt ist der Vorderraum, wo der Herd stand, wenn hier Jemand sich befand, der ist todt; aber hinten im Milchkammerl, das aufgemauert ist? Wabi tastet sich in der Finsternis an dem Felsblock rückwärts, immer Schutt auswerfend, mühsam jeden Schritt erkämpfend vom Geröll. Ob da wer drinnen ist? Wabi ruft, ein Wimmern antwortet. Ein Schaudern erfaßt das wackere Dirndl, das aber tapfer eindringt in den halbverschütteten Raum und mit Aufbietung aller Kräfte einen Menschenkörper aus der gräßlichen Zwangslage befreit. Der arme Mensch, reden kann er nimmer, bloß wimmern, und die Wabi kann ihm „gar nixen" helfen, weil's gar so finster ist. Aber heroben liegen darf der arme Mensch auch nicht in der Nacht. Was thun? Das Dirndl weiß, welche Riesenaufgabe es ist, einen halbtodten Menschen in stockfinsterer Nacht die vielen Stunden weit über die

Berg' 'nauszutragen bis ins Dorf zum Bader. Ein Kreuz schlägt sie auf der wogenden Brust und dann legt sie sich den Verwundeten der Länge nach über den Rücken, hält oben die Arme des Sterbenden, unten mit der linken Hand seine Beine, und bedächtig schleppt das brave Dirndl die Menschenlast tastend und schwerkeuchend zu Thale.

Das ganze Dorf, die Anrainer bis hinauf zu den Keuschlern und Einödbauern, Alles staunte und war des Lobes voll über diese Heldenthat des armen Mädels. Eine schwere Kraxen voll mit Käse und Butter hat manche Sennerin schon 'runtergetragen von der Feichtenalm, jedoch beim Tag, aber den schweren Feichtenbauernsohn noch Keine, und bei der Nacht erst recht nicht.

Je bedenklichere Gesichter der Dorf-Bader schnitt, um den reichen Bauernsohn länger in der Cur zu behalten, desto mehr besserte sich des Burschen Befinden.

Der alte Bauer war bei der alten Waben gewesen und wollte mit Kronthalern danken. Grad' am selben Tag hat die alte Wabn nicht einen einzigen Kreuzer ghabt und auch kein Mehl zu einem „Sterz," aber trotzdem warf sie dem Bauern die Thaler ins schlechtrasierte, runzlige Gesicht und jagte ihn über die Schwelle der Keuschen. Der Ferdl,[1] sein Sohn, faßte nach seiner Wiederherstellung — die allerdings lange genug dauerte — die Geschichte klüger an und wandte sich ans Dirndl mit seiner Danksagung. Nicht Geld oder Geldeswert, nein, bloß einige Bleameln brachte er der Wabi hinauf und sagte ihr mit Herzlichkeit Dank für soviel Schneid und Menschenlieb'. Den Dank nahm das Dirndl an, mehr nicht. Von da ab kam der Ferdl öfter 'nauf zur Keuschen, und da die Wabi ihn duldete, unterließ es die alte Wabn, ihm Holzstückln an den Schädel zu werfen. Mocht' wohl bei beiden Keuschlerinnen etwas wie Mitleid sein, weil der Ferdl gar so viel blaß war und keine „gscheite Farb'" mehr annehmen wollte. Und so zuthunlich war der Bursch, daß ihm das Vögelein doch ins Garn gieng. Mein Gott! Die Speikwabi hat ihm das Leben gerettet unter solchen Umständen, daß ihr's von hundert Deandl keine zwei nachmachen, sein Leben ghört jetzt ihr, na, und am End' könnt' halt doch noch eine Hochzeit draus werden. Mein Gott! dauerte auch nicht lang, dieser Liebestraum. Bauernstolz und Burschenlumperei wächst oft so nahe beieinander wie Hoffart und Stolz. Weil der alte Bauer kein Bettelpack, keine Speiksucher in seinen Hof nehmen will, glaubte der Ferdl die Wabi — aus „Dankbarkeit" — zu seinem „G'hoamdirndl" erkiesen zu sollen. Heimlich möcht' er sie doch gern haben, für die Strümpf' kommet er schon auf, von denen es im Schnadahüpfl heißt:

D Liabschaft im Haus
Is selten a Gwinn,
Was D an d Schuach ersparst,
Geht an die Strümpf dahin.

Na, die Wabi leuchtete dem frechen Burschen, dem scheinheiligen Loder nicht übel die Leiten hinab, wie er mit seinem Antrag auf solche Art 'rausrückte.

Menschendankbarkeit! 'raus mit der Lieb' aus m Herzen! Vergessen den Menschen, völlig vergessen! Und wenn n der Bergsturz nochmal 'neindruckt in die Almhütten, nachher holt ihn die Wabi ganz gwiß nimmer 'raus und 'runter. Nein, gwiß nicht — na, man soll nix verreden, am Ende, wenn's Unglück grad acc'rat so wieder käm, wär's ja bloß Menschenpflicht, einem Verunglückten zu helfen. Wabi gieng mit wundem Herzen wie früher Speiksuchen und half der alten Wabn Schnapsbrennen, bis der Tag für das Muatterl kam, an welchem auch der Enzian wirkungslos ist.

Wenn der Herr Pfarrer nicht auf Alles verzichtet hätt', so daß nur der hungrige Meßner zu zahlen wär fürs

[1] Ferdinand.

Läuten, die arme Wabi hätt' 's Muatterl gar nicht eingraben lassen können. Der Marterlmaler malte, dem Dirndl zulieb, so grell wie möglich ein durchstochenes Herz auf das rohgezimmerte Grabkreuz und ein Sprüchlein dazu, und Wabi pflanzte Vergißmeinnicht auf den Grabhügel.

Dann war sie halt ganz allein oben in der Keuschen und allein blieb sie viele Jahre lang. Ihren Hauptfeind, den alten Feichtenbauer, deckte schon lange der Rasen — war eine Staatsleich', wie s den ein'graben haben. — Der Ferdl war ein gar „hantiger" Bauer 'worden, aber ledig war er immer noch zur Verwunderung der Weiberwelt in der ganzen Umgebung. In die Vierzig war er schon und die Wabi auch schon in die Dreißig, da kam eines Tages die Sennerin von der Feichtenalm 'runter mit gerungenen Händen, der Blitz habe eingschlagen in ihre Hütten und gezündet, mehrere Kühe seien erschlagen, das andere Vieh völlig versprengt durch das fürchterliche Unwetter. Der Bauer das hören und sofort Allen voraus auf die Alm rennen, war Eins. Oben angelangt, gieng der Ferdl gleich an die Suche des versprengten Viehes. Bis die anderen Leute nachkamen, war zu dem einen Unglück schon ein anderes gekommen: der Bauer hatte sich in den Wänden verstiegen und war abgestürzt, zuerst über ein gaches Wandl[1], dann hat es ihn in weitem Bogen auf ein Kar geworfen, wo er ein Stück weit sammt dem Geröll absauste, dann aber wie todt liegen blieb. Todt war er nicht, nur betäubt, aber der Schädel arg beschädigt und ein Fuß gebrochen. Die Knechte brachten den Bauern mühsam herab ins Dorf.

[1] jähe abstürzende kleine Wand.

Langes Krankenlager macht den Menschen mürb, auch einen hartköpfigen Bauern; dem Feichtenbauern kam immer wieder, wie er so still im Bett liegen mußte, das brave Dirndl in den Sinn, das ihn damals mit eigener Lebensgefahr herab ins Dorf schleppte und das er eigentlich doch recht niederträchtig behandelte. Soll anders werden, wenn er wieder auf die Beine kann. Kam aber anders, denn der Herr Pfarrer mußte zum „Versehen"[1] geholt werden, weil der Bauer „schlechter" wurde. Der würdige alte Seelsorger redete dem Bauer zu Herzen, was er noch Alles gut machen müßte vor dem Hinübergang ins Jenseits. Das wirkte und die Wabi wurde geholt. Das brave Dirndl verzieh gerne mit thränenden Augen und legte die Hand in die des Bauern. Er soll nur wieder gesund werden.

Was der Bader nicht zuweg brachte, gelang dem Dirndl, die Speikwabi wich nicht mehr von dem Bett des Feichtenbauer, und wie der Ferl wirklich wieder aufkam, da gieng ein Paar in den Pfarrhof, um sich von der Kanzel aufbieten zu lassen. War eine stille Hochzeit, und weil's der Feichtenbauer so wollte, hieß sein Gehöft fortan der Speikhof.

[1] Sacrament spenden.

Kärntner Liader.

Zsammentragn von Franz Goldhann.

Das zufriedene Bäuerle.

Der Hohne kraht heint weiter nit schean,
Der Wind waht — muaß zum Ackerlan gean.
Der Hadn blüaht, a Wötterle kimmt,
Wer waß, ob mir der Schauer den Hadn nit nimmt.
Liabs Vaterle im Himmel, i bitt Di schean an:
Geh, laß mir n Hadn, weil i eh sunst nix han.
Gott Vater hat's ghört, der Wind hat sih draht;
Vergelt's Gott im Himmel — hiatz bin i schon stad.

Die lustige Zeit.

Wann's Vögle schean singt,
Daß im Waldlan drein klingt,
Der Kuckuck laut schreit
Is die lustigste Zeit!

Wann's Büchsle fest knallt,
Das Rehböckle fallt,
Der Jaga sih gfreut,
Is die lustigste Zeit!

Wann's Muaterle Krapfn bacht
Und's Vaterle zuaba lacht,
Und der Bua s Fleisch aufschneit,
Is die lustigste Zeit!

Wann's Diandle in Kranzlan steht,
Mit n Buam in die Kirchen geht,
Und der Pfarrer: Hoch 's Brautpaar! schreit —
Is die lustigste Zeit!

Das frische Diandle.

Bin a frisch Diandle,
Jeder Bua möcht bloß mi —
Schaungan mi so fintli an,
Doch traut sih kaner dran.

Wos sollt i mit so Buama than?
Seint ja lei so Löterlan,
Ham ka Reschn — ham ka Schneid,
Mit so Buama han i ka Freud.

Mizale — Moizale, sei nit so dumm,
Hiatz tanzn mar a Walzerle, do' dreh Di glei um!
Mizale — Moizale, hiatz kimmts mar für,
Es draht si die ganze Welt
Uma mit mir.
Mizale — Moizale, is nimmer schön,
Da hast a Bussale — i wer lei gehn!
Mizale — Moizale, Du ghörst lei mein,
Du wirst halt alleweil mei Walzale sein.

* * *

Beim Backofen draußn
Is Alls voller Ruaß
Und s Dirndl wird angstö,
Wann's beichtn gehn muaß.

* * *

Willst schiaßn a Gamsei,
Muaßt kraxln und steign,
Sunst schaut s auf Di aba
Und zoagt D'r die Feign.

* * *

Was gschiecht, wann zu Ostern
Der Wörther-See gfriert?
Da geht Niamand baden,
Weil's Eis ihn „scheniert".

Wann's mitn im Winter
Recht dunnert und blitzt?
Da waß i, daß Niamand
Am Großglockner sitzt!

* * *

A niade Kellnerin hat ihr Seitntaschn,
A niada Jaga hat a Bix,
A niada „Bauernlaggl", der hat gwiß a Madl,
Aber Unseraner, der hat nix.

A niada Bauernschwonz
Der hat an Rosnkronz
Lei mei Bua, der hat kan;
Wonn i wissn that, daß er betn that —
Nu, so kafat i ihm an'.

* * *

I konn ihm nit feind sein
Dem Diandla, dem klan,
Weil's allemal woant,
Won i sag, i geh ham.

* * *

Hab Di allweil so gern ghobt,
Hab Di allzeit treu gliebt;
Daß D' m'r wirst untreu wern,
Diandl — glabt hätt i's nit! —

Wann's Zwanz'ger that regnen
Und Goldstücklan schneibn,
That i unsern Herrgott wohl bittn,
's möcht's Wötta so bleibn.

* * *

Die Büablan die falschen — die, wern 's amol gspürn,
Die wern an abscheuliche Himmelfahrt kriagn.
Wenn s' in Himmel wern kemen,
Steht der Teuzel vor der Thür:
Seid's allweil falsch: Ob's hergehts zu mir!

* * *

Zum Lumpsein ka Geld,
Zum Bauersein ka Feld,
Zum Ansiedler wern
Hon i di Dirndlan z viel gern ....

Was ich wünschen mag.

Die ganze Welt ist voller Leiden,
O eitle List, sie zu vermeiden!
Ein starkes Herz, das sie ertrag'
Ist Alles, was ich wünschen mag.

R.

Kleine Laube.

Dichters Wunsch.

Ach, wie gerne möcht' ich wissen
Oft, zu wem mein Sprüchlein spricht!
Hunderttausend Leser hab' ich,
Aber einen hab' ich nicht.
Hunderttausend Leser heißen
Publicum, und ihre Zahl
Wird willkommen der Verleger
Heißen hunderttausendmal.
Einen möcht' ich, Einen haben,
Den ich kenn', von dem ich weiß,
Daß er jede meiner Zeilen
Liest mit Liebe und mit Fleiß.
Einen einzigen ganzen Menschen,
Einen ruft der Dichter an,
Dem er all sein Denken, Dichten,
Frohes Schaffen weihen kann.
Einmal hatt' ich einen Solchen,
Habe nur an ihn gedacht,
Habe nur für ihn gedichtet,
Und mein Herz ihm aufgemacht.
Also sprach der Mensch zum Menschen
Traut mit leiser, warmer Stimm',
Und die hunderttausend Leser
Fanden sich in mir und ihm.
Als ich redete für Einen,
Standen Alle rings herum,
Red' ich Allen, hab' ich keinen
Menschen — lauter Publicum.

P. K. Rosegger.

Wie in unserer Volksschule Religion gelehrt wird.

„Kinder, welche bei Zurücklegung des vierzehnten Lebensjahres nach dem Urtheile des Leiters der Schule (an mehrclassigen Schulen nach dem Urtheile der Lehrerconferenz) die durch das Reichsvolksschulgesetz vorgeschriebenen nothwendigsten Kenntnisse aus der Religion, dem Lesen, Schreiben und Rechnen besitzen, sind aus der Schule zu entlassen und erhalten das Entlassungszeugnis.“ So lautet die gesetzliche Bestimmung.

Der junge Staatsbürger muß demnach die nothwendigsten Kenntnisse aus der Religion nachweisen, wenn er aus dem Verbande der allgemeinen Volksschule entlassen werden will. Die Vermittlung dieser Kenntnisse soll nach dem Gesetze und nach den Forderungen einer gewissen Partei die Hauptaufgabe der Schule sein; man scheint also anzunehmen, daß von diesen Kenntnissen die Sittlichkeit des Volkes stark beeinflußt werde, wenn man nicht gar der Meinung zuneigt, daß diese Kenntnisse die einzige Grundlage der Religiosität des Volkes seien.

Man kann nun einen Menschen auf diese Kenntnisse prüfen, man kann ausforschen, ob er sie besitze oder nicht; hat er sie, dann hat er die „Religion,“ hat er diese Kenntnisse nicht, dann hat er keine „Religion,“ — das kann in jedem Schulzeugnisse gelesen werden. Ein Schüler kann fromm sein wie der hl. Aloisius, er kann gläubig sein wie Johannes und gottergeben wie der Erlöser selbst, — wenn er die „Kenntnisse“ nicht hat, so hat er keine Religion, das heißt, er bekommt in „Religion“ ungenügend und kann aus der Schule nicht entlassen werden. Die Hunderttausende von Menschen,

welche in unseren entlegenen Thalschluchten, Alpenwäldern und Gebirgseinöden leben, jene armen Erdenwesen, welche selten einen Schulmeister sehen, noch seltener einen Geistlichen, Menschen, die von dem ganzen großen Bau des Dogmengebäudes der Kirche keine blasse Idee haben, Wesen, die sich wenig um die bis ins Kleinlichste entwickelten Satzungen der religiösen Gemeinschaften kümmern, aber doch einen festen, unerschütterlichen Glauben an Gott, an den Erlöser der Menschen, im Herzen tragen, diese Menschen haben nach dem Buchstaben unseres Gesetzes keine Religion, sie sind nicht religiös, denn es fehlen ihnen die „Kenntnisse;" sie können den Inhalt des kleinen und großen Katechismus nicht hersagen, auch nicht die biblischen Geschichten, die sie nur aus dem Munde der Großmutter in sehr veränderter Gestalt kennen gelernt haben. Was nützt es diesen Menschen, daß sie jeden Morgen ihr Herz in inbrünstigem Gebete zu Gott erheben, daß sie an keine Arbeit gehen, ohne den Beistand des Schöpfers anzurufen, daß sie in jeder Noth und Gefahr vertrauensvoll zu dem aufblicken, in dessen Händen das Schicksal aller Menschen ruht? Sie haben die Kenntnisse nicht, daher keine Religion. Und wenn ein Anderer den Inhalt aller religiösen Bücher in sich aufnimmt, wenn er die Bibel, den Katechismus, die Kirchenväter, ja alle Kloster-Bibliotheken durchstudiert und Kenntnisse erwirbt, so reich und unerschöpflich wie das ewige Meer, — hat er dann Religion? Und wenn ein Studierender neben den katholischen Schriften auch evangelische liest, oder etwa gar den Inhalt des Koran, Talmud oder der Zendavesta sich zum geistigen Eigenthume macht, — ist er dann religiös? Ist er dann Katholik, Protestant, Türke, Jude oder Brahmane.

Wenn die Kenntnisse aus der Religion die Religion machen, dann wird die Beantwortung dieser Fragen sehr schwer werden; aber es dürfte wohl kein vernünftig Denkender behaupten, daß zur Religiosität Kenntnisse im gewöhnlichen Sinne des Wortes nothwendig seien, und daß solche Kenntnisse den Besitzer derselben religiös machen. Wäre dies der Fall, dann könnten sie frohlocken, sie, die seit bald zweitausend Jahren diese Kenntnisse mit allen Mitteln zu verbreiten bestrebt sind; denn wären Kenntnisse Religion, dann wäre die Welt zu allen Zeiten außerordentlich religiös gewesen.

Welcher Schüler einer Volksschule — der Vergangenheit oder Gegenwart — konnte und kann nicht seinen Katechismus „auswendig?" In der alten Schule lernte man überhaupt sonst nicht viel, in der Neuschule jedoch ist er nicht Nebensache geworden, wie man oft glauben machen möchte; diese kleinen Büchelchen mit dem Frage- und Antwortwechsel sind nach wie vor die bestgelernten, aber auch die bestgehaßten.

Ein Wunder ist letzteres nicht. Der moderne Schüler ist gewöhnt, daß er den Lehrstoff in faßlicher, verdaulicher Form überkomme; er ist nicht gewöhnt, Unverstandenes, Räthselhaftes, Unbegreifliches, Dunkles in sich aufzunehmen; er geht an den Wissensstoff mit prüfendem Verstande und empfindender Seele heran, das Wahre und das Schöne wirken mächtig auf ihn ein, aber er hat immer ein „Warum?" bereit, — freilich oft ein vergebliches „Warum?" Und daher kommt das Unbehagen, die Abneigung, der dauernde Verdruß, daher aber auch der höchst fragwürdige Erfolg unseres Religionsunterrichtes, der nur Kenntnisse vermittelt, aber keine religiösen Gefühle erweckt, fördert und stärkt. —

Also schreibt Emil Hartberg in der vortrefflichen Elternzeitung „Schule und Haus."*) Er läßt dann eine weitere beherzigenswerte Charakterisierung des gegenwärtigen Religionsunterrichtes folgen und schließt:

Die Lehrer sind keine Antichristen, keine Hetzer, keine Gegner der Kirche, keine Feinde der Religion; sie sind nur Feinde jener schlechtgewählten Mittel, mit deren Hilfe heutzutage Religiosität erzielt

*) Wien, Beatrixgasse 28.

werden soll, aber niemals erzielt werden kann. Verlasset daher die Bahn des tödtenden Buchstabens und schlagt den Weg des belebenden Geistes ein; nehmt das Herz der Jugend gefangen, statt deren Verstand in Fesseln zu legen; weckt Gefühle, Begeisterung, Liebe, statt „Kenntnisse" zu vermitteln; schöpft aus Eurem Herzen, was Ihr der Jugend ins Herz pflanzen wollt; erhebt, statt zu schrecken, erwärmt, statt zu erstarren, begeistert, statt zu ernüchtern, beschwingt, statt zu lähmen, flößt Liebe zum Wahren, Guten, Schönen in die Seelen Eurer Schüler, statt Furcht und Schrecken vor Hölle und Teufel großzuziehen; lehrt sie das Gute thun um des Guten willen, lehrt sie Christum als den Lehrer der Liebe kennen, lehrt sie aber auch diese Liebe überall und immerdar bethätigen! Dann werdet Ihr Menschen erziehen nach dem Ebenbilde Gottes, ihm zur Ehre und Freude, Menschen, die gewiß einstens die Freuden des Himmels genießen werden, welcher Art auch immer ihre „Kenntnisse aus der Religion" gewesen sein mögen. Nur die Werke begleiten uns an die Pforten der Ewigkeit, nicht die Worte, — das bedenket, darnach handelt, und Ihr werdet alle Weisen und Guten zu Mitarbeitern haben!

Der Hund als Feind der Menschen.

Professor Landois in Münster entwirft von den Gefahren, welche das Halten von Haushunden mit sich bringt, eine Schilderung, die wohl etwas stark aufgetragen erscheint, jedoch immerhin als eine zeitgemäße Warnung angesehen werden mag. Er schreibt:

Man ist so sehr daran gewöhnt, den Hund als den getreuesten Freund und gemüthlichsten Hausgenossen anzusehen, daß man ganz und gar vergißt, daß derselbe zu den gefährlichsten Feinden gehört, welche der Mensch überhaupt besitzt, und der umso gefährlicher wird, als er mit uns unter einem Dache lebt und mit uns leider häufig genug Tisch und Bett zu theilen pflegt.

Aeußerlich und innerlich ist der Hund eine sehr gefährliche Herberge von allerhand Parasiten, welche gelegentlich dieses Wirtshaus verlassen und auf den Menschen übersiedeln. Nur der Vollständigkeit wegen erwähnen wir hier des Hundeflohes, welcher oft in Menge auf der Haut des Hundes schmarotzt. Er bildet von den gegen 40 bekannten Floharten eine Species für sich, gekennzeichnet durch den Zackenkamm seiner Brustringel, der ihm auch den Namen Hundekammfloh gegeben hat. Der Hundefloh, welcher auch den Menschen arg belästigen kann, gehört zwar nicht zu den gefährlichsten Gästen des Hundewirtes, aber doch jedenfalls nicht zu den erwünschten. Wie ein Maulwurf gräbt sich die Krätzmilbe des Hundes Gänge unter die Haut des Wirtes und erzeugt hiedurch den Räudeausschlag. Auch diese Milbe kann auf den Menschen übergehen und einen ähnlichen Krätzeausschlag bewirken. Besonders sind Damen und Kinder mit ihrer zarteren Haut für diese Milben und den durch sie hervorgerufenen Krätzeausschlag empfänglich. In den Talgdrüsen lebt eine noch viel kleinere, langgestreckte Milbe, die Talgmilbe des Hundes. Sie verursacht am Kopf, Brust und am Kreuz des Hundes rothe Flecke, welche bald mit zahlreichen kleinen Geschwüren sich bedecken. Kratzen und Scheuern vergrößern den Ausschlag, der dann einen widerlich süßen Geruch verbreitet. Auch diese Milbe geht gern auf den Menschen über, und mancher Nimrod mit rother Kupfernase führt diese Gesichtszierde gewiß eher auf seine Schnapsflasche, als auf seinen lieben Jagdgenossen zurück. Der Kopfgrind der Kinder wird durch einen mikroskopisch kleinen Pilz, den Favuspilz, verursacht. Dicke, wachsgelbe Krusten und Borken, getrocknetem Brotteig nicht unähnlich, bedecken den Kopf und bereiten einen höchst widerlichen Geruch. Dieser Pilz lebt auf Hausmäusen, Hauskatzen und Haushunden

und siedelt gern auf Menschen über. Also Grund genug, um sich von diesen Wirten möglichst fern zu halten. Zunächst verwandt mit obigem Pilze ist die sog. Borkenflechte, auch ein Pilz, welcher seine Keimkörner in die Haare sendet. Er bewirkt das Ausfallen der Haare und erzeugt in der Umgebung einen räudeartigen Ausschlag; Haupt- und Barthaar fallen diesem wuchernden Pilze nicht selten zum Opfer.

Während die vorhin genannten Schmarotzer des Hundes nur höchst unangenehm für den Menschen werden, gibt es doch auch eine ganze Reihe anderer, welche geradezu das Leben des Menschen bedrohen. Zu diesen gehört zunächst ein außerordentlich kleines Bandwürmchen, höchstens 4 Millimeter lang und nur mit vier Gliedern, der Bandwurm. Von Zeit zu Zeit lösen sich die reifen Glieder desselben ab, und es werden die zahlreichen Eier zerstreut. Gelangen diese Eier in den Magen des Menschen, so entwickeln sich aus denselben mikroskopisch kleine Larven, welche sich bald durch die Darmwände bohren und in die Blutbahnen gelangen. Von diesen werden sie weiter fortgetrieben, bis sie sich an irgend einer Stelle festhocken. Nun entwickeln sie sich zu Blasen, welche die Größe eines Kegelballens und ein Gewicht bis zu 30 Pfund erreichen können. Nun stelle man sich vor, derartige Echinokokkusblasen entwickelten sich im Gehirn — im Herzen — in der Leber, in den Knochen! Verrücktheit, Herzstillstand, Knochenbrüchigkeit — der Tod ist die unausbleibliche Folge. Die auch hierzulande so abscheuliche Unsitte, die Teller von den Hunden ablecken oder sich gar selbst von ihnen belecken zu lassen, wird wohl durch obige Angaben die nöthige Warnungstafel erhalten haben. Ein zweiter Bandwurm lebt im Darme des Hundes, die Finne desselben in seinen eigenen Läusen. Wie leicht ist es möglich, daß, wenn Kinder die Hunde streicheln, diese Parasiten an ihren Händchen kleben bleiben und später in den Magen gelangen! Hier entwickeln sich die Finnen zu neuen Bandwürmern. Auch die echte Drehkrankheit der Schafe wird von den Finnen verursacht, welche sich aus dem Blasenwurm des Hundes entwickeln. So nutzbar für die Herde auch immer der Schäferhund sein mag, ärger wie der Wolf schadet er dem Schäfer durch diesen tödtlichen Wurm.

Die größte Gefahr bringt jedoch dem Menschen der Hund durch die Tollwuth. Wer will noch gegen den Maulkorbzwang ankämpfen, wenn er erfährt, daß in den Jahren 1810—1819 allein in Preußen 1666 Menschen an der entsetzlichen Krankheit gestorben sind! Ueberall, wo der Maulkorbzwang eingeführt ist, hat sich das Auftreten der Tollwuth bis auf ein Minimum verringert. Gegenmittel gegen die Tollwuth gibt es nicht. — In der freien Natur sorgen leider Fuchs, Dachs, Marder, Katze, und in entfernter belegenen Gegenden Wolf, Hyäne, Schakal für die Erhaltung der Tollwuth. Wenn wir den Hund die größte Parasitenherberge nennen, so können wir diese am Schlusse geradezu als eine Mörderhöhle ersten Ranges bezeichnen, durch welche mehr Menschen ihr Leben verloren haben und noch täglich verlieren, als in allen Räuberhöhlen der Welt zusammengenommen. Für uns entnehmen wir aus Obigem die heilsame Lehre, ohne zwingende Gründe keinen Hund zu halten und im Benöthigungsfalle vor dem zu intimen Umgange mit demselben uns zu bewahren.

Liebesstimmungen.

Von S. v. Khuenberg.

Die Liebe ist die einzige Gefahr, in die sich auch der Muthigste mit heißem Blute stürzt.

* * *

Die Liebe auf den ersten Blick wird vielfach angezweifelt und mit Recht. Dennoch gibt es zuweilen bei Mann und Weib eine erste, laute Empfindung, die, wenn man sie in Worte kleiden würde, hieße: „Dich könnte ich lieben!“

Die Liebe ist eine Krankheit, die man durch die gefahrvolle Operation der Ehe zu heilen sucht.

* * *

Wenn Menschen ohne Weltkenntnis, die nie aus ihrem Rockkragen herausgeblickt, plötzlich in das pulsierende Leben flotter Geister hineingezogen werden, so erscheint ihnen jedes Lächeln wie ein Treubruch und jedes fröhliche Scherzwort wie ein Staatsverbrechen.

* * *

Das Schweigen des Weibes sagt mehr als der Schwur des Mannes.

* * *

Die Eifersucht ist weiblichen Geschlechts. Eine Frau kann eifersüchtig sein, ohne zu lieben.

* * *

Jeder Mann hat drei Gesichter. Eins für seine Bekannten, eins für seine Frau und eins für Diejenige, der er eben den Hof macht.

* * *

Dem Journalisten ist die Muse nur — Schwiegermutter. Er besucht sie aus Anstand und trachtet aus Klugheit gut mit ihr auszukommen, aber es wird sich niemals eine vertrauliche Herzlichkeit zwischen ihnen heranbilden.

Wolfgang Goethe entlarvt!

Endlich habe ich an dieser eklen Goetheverhimmelung genug. Es ist an der Zeit, den Götzen zu stürzen. Ich erkläre, daß Goethe nicht der Verfasser seiner Werke ist. Er mag hie und da ein bißchen geholfen haben, Goethes Werke zu schreiben, die Hauptsache dabei haben Andere gethan. Goethes „Faust“ zum Beispiel habe i ch geschrieben. Von ihm ist nur der Titel „Goethes Faust,“ alles Andere ist von mir. Natürlich muß ich das beweisen, und an diesen Beweis habe ich schon damals gedacht, als ich das Drama dichtete. Der Beweis ist absolut unwiderleglich. Gleich bei dem großen Monolog der ersten Scene habe ich in den Text jene Buchstaben, die meine Zeugen sind, so geschickt verwebt, daß sie meinen Namen bilden und mich klar und deutlich als Autor nennen, ohne daß der gute Goethe, der das Manuskript sich angeeignet, es merkte. Ich führe jene bekannte Stelle hier an:

Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch **E**hr' und **H**errlichkeit der **W**elt;
Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geisteskraft und **M**und
Nicht manch Geheimnis würde kund,
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß,
Zu sagen brauch', was ich nicht weiß,
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

Bitte nur die fettgedruckten Buchstaben gütigst der Folge nach aneinander zu reihen und man wird sehen.

Ich glaube, dies genügt. Vom heutigen Tage an ist die Welt unumstößlich überzeugt, daß sie nur zwei große Dichter hat: Den Franz Hedrich und den hier unterfertigten Hans Malser.

Bissiges.

Froschkritik.

Der Frosch in seinem Sumpfe
Ist auch eine Art Genie,
In seinem Hüpfen und Quaken
Liegt Metrum und Poesie.

Er hüpft und quakt und bläht sich,
Uebt rationelle Kritik,
Die Froschperspektive gewähret
Stets einen sicheren Blick.

Wer nicht wie er im Sumpf lebt,
Dünkt ihm ein Thor und Gauch,
Und wer, wie er, im Sumpf lebt, —
Nun, den bequakt er auch.

Obscuranten.

O, das verfluchte Eulengezücht!
Weil sie den Tag nicht sehen,
Können sie nicht verstehen,
Daß Gott nicht solchen Anfang erdacht:
Es werde Nacht und bleibe Nacht.

Kleinigkeitskrämer.

Ein mene tekel an die Wand
Schrieb eine unsichtbare Hand
Mit Feuerschrift, zur Warnung
Vor höllischer Umgarnung.

Jetzt sinnen sie bedeutend viel
Des Schreibers Charakter aus dem Stil,
Aus Schnörkeln und Zuthaten
Hübsch graphologisch zu errathen.

Per aspera ad astra!

Wie wir zu Ruhm und Ehr' gelangten
Und an der Sterne Scheitel rührten,
Wenn zu den wolkenklaren Höhen
Lauter gepflasterte Straßen führten!

Dichterschulen.

Sie scharen sich um einen Stuhl,
Um eine Gänsefeder,
Um ein Programm, um ein Statut
Und dichten frisch vom Leder.

Beim Glase Bier mit viel Gesumm
Wird geistreich hier entwickelt,
Wie Presse jetzt und Publicum
Die Poesie zerstückelt.

Dann toasten sie auf den Apoll
Und schwanken heim, die Tröpfe,
Jetzt freilich gelten sie für voll,
Die sonst so leeren Köpfe.

M. Schwarz.

Lustige Zeitung.

Jemand hatte in ein Fremdenbuch geschrieben: „Ich liebe bei allen Dingen den Kern." — Ein Anderer schrieb darunter: „Mit Dir ist gut Kirschen essen!"

Die schöne Seite eines Gefängnisses. „Jede Sache in der Welt hat ihre schöne Seite," sagte ein Gefangenwärter zu einem armen Teufel, der schon lange im Gefängnis saß. — „Mag sein," erwiderte der Gefangene, „aber die schöne Seite eines Gefängnisses ist nie inwendig."

Physiognomisches. A.: „Ist Ihnen vielleicht jener Herr dort drüben bekannt?" — B.: „Welcher?" — A.: „Na, der mit den unregelmäßigen Zügen!" — B.: „Das wird wohl der Betriebsdirector unserer neuen Secundärbahn sein."

Vom Kasernenhof. Sergeant: „Millionensternkreuzdonnerwetter! Sie sind doch ein schrecklich dummer Kerl, haben Sie noch mehr Geschwister?" — Rekrut: „Zu Befehl, Herr Sergeant, ich habe noch einen Bruder." — „Ist der auch so dumm wie Sie?" — „Der ist noch viel dümmer." — „Was ist denn das Rindvieh?" — „Der ist Sergeant."

Ein Wunderkind. Ein Wiener fragte einen Bekannten auf der Straße, der ein Kind an der Hand führte: „Was haben S da für a Kleins?" — „Schaun S, dös is a Wunderkind," entgegnete geheimnisvoll der Andere. — „Wieso?" — „Dös Kind is drei Jahr alt und spielt noch nicht Clavier."

Widerspruch. Vater: „Ein Kind darf niemals sagen »ich will.«" Der kleine Otto: „Ja, Mama sagt aber, ein Kind soll nie sagen »ich will nicht.«"

Im Religionsunterricht. Lehrer (bei Erzählung biblischer Wunder): „Wie nennt man also eine Handlung, bei welcher Wasser in Wein verwandelt wird?" — Schüler: „Eine Weinhandlung."

Vater: „Was macht denn der Karl da?" — Mutter: „Er gießt die Medicin zum Fenster hinaus, die ihm der Doctor verschrieben hat." — Vater (nach einer Pause): „O Sohn, Du hast einen tiefen Blick in das Wesen der Medicin gethan."

Gutes Zeichen. „Was macht denn Dein krankes Brüderchen? Geht's ihm

nicht schon wieder besser?" — „Ja, es hat heut' schon wieder Schläge gekriegt."

Examinator zum Apothekerlehrling: „Wie wird Eieröl bereitet!" — „Wenn Eieröl ausgegangen ist, so hole ich von der Madame eine Mandel Eier, und die kochen wir recht hart." — Examinator: „Ganz recht, nur weiter!" — „Die Eier schälen wir, dann ißt unser Gehilfe, Herr Bösenhagen, das Gelbe, und das Weiße esse ich — und wenn Eieröl verlangt wird, geben wir Senföl."

Zweifelhaftes Frühstück. „Sagen Sie 'mal, Frau Wirtin, war das nun Kaffee oder Thee, was Sie mir heute Morgen gebracht haben?" — „Na nu? Det kann der Herr nich von enander unterscheiden?" — „Nun, ich will Ihnen was sagen: Wenn's Kaffee war, bringen Sie mir doch in Zukunft Thee; und wenn's Thee war, Kaffee!"

Die theure Gattin. Sie: „Du kannst von Glück sagen, daß ich Dir Deine alte Wäsche ausbessere! Was würdest Du wohl machen, wenn Du mich nicht hättest?" — Er: „Weißt Du, dann könnte ich mir neue Sachen kaufen."

Vertrauliches. Frau (zu ihrem Mann, der von ihrem Gelde mitlebt): „Die zwanzig Mark hast Du schon wieder durchgebracht — Du bist mein Ruin!" — „Sei friedlich, Alte, dafür bist Du meine Ruine!"

Selbsterkenntnis. „Du, Juste, warum hast Du denn Deine Herrschaft jekündigt?" — „Na, weeßt De, an so 'ne Herrschaft, die n Mädchen, wie mich, so lange behält, kann doch nischt dran sein."

Ein Frankfurter, ein Magdeburger und ein Meißner saßen zusammen zur Leipziger Messe in einer Schenkstube und kamen u. A. auch auf die Geschwindigkeit der Eisenbahnzüge zu sprechen. Jeder rühmte sich, daß von seiner Stadt aus die schnellsten Züge giengen. Der Frankfurter meinte, daß der Bebraer Schnellzug so geschwind fahre, daß die Dörfer, an denen er vorbeifliege, Einem vorkämen wie eine einzige Ortschaft, und der Magdeburger behauptete, daß von dem Magdeburg-Hamburger Schnellzuge aus die Telegraphenstangen so nahe aneinander gerückt erschienen, wie bei einem Lattenzaune. „Das is Sie noch gar nischt," sagte darauf der Meißner; „da wollte ich Sie jetzt emal von Koswig nach Dresden fahr'n, kam aber gerade off den Bahnhof an, wie der Zug äben abfahr'n wollte. Ich schbringe aber schnell noch off das Trittbrett; der Bahnhofsgehilfe will mich 'runterreißen; ich hielt mich aber mit der eenen Hand feste und hol' mit der anderen aus, um ihn eene Tichtige 'reinzuhauen; nu wie ich das gemacht hadde, wem denken Se, daß ich se gegäben habe? — dem Kofferträger in Kötzschenbrode, der gerade off'n Perrong stand!"

Ein Kaufmann in einer Provinzialstadt Norddeutschlands hinterließ 100,000 Thaler, für welche er folgende letztwillige Bestimmung getroffen hatte: „Da mein Sohn mir so oft das Leben verbitterte und ein Taugenichts ist, so vermache ich mein ganzes Vermögen dem Spital unter der Bedingung, daß dessen Behörden meinem Sohne so viel davon geben mögen, als sie wollen." Der Sohn, dem sie nach des Erblassers Tod 10,000 Thaler überlassen wollten, war damit unzufrieden und nahm einen Rechtsanwalt an. Dieser fand einen günstigen Ausweg für seinen Clienten und reichte folgende kniffige Vorstellung ein: „Der letzte Wille des Verstorbenen lautet: daß des Spitals Vorstände seinem Sohne so viel davon geben mögen, als sie wollen. Nun will aber das Spital 90,000 Thaler, also muß es dem Sohne diese Summe geben und selbst mit 10,000 Thalern zufrieden sein."

Talleyrand war bekanntlich ein abgesagter Feind alles Briefschreibens; konnte er dasselbe jedoch nicht umgehen, so schrieb er in dem gedrängtesten Tele-

grammstil. Er antwortete z. B. einmal einer Dame, welche ihm den Tod ihres Mannes angezeigt, nur die paar Worte: „Verehrte Frau! O weh! Ihr ergebener T." — Und als er nach einiger Zeit die Wiederverlobungsanzeige der Witwe erhielt, schrieb er zurück: „Verehrte Frau! Bravo! Ihr ergebener Talleyrand."

Studiosus Bummel hat seit länger als vier Wochen alle Briefe seiner Eltern unbeantwortet gelassen. Die zärtliche Mama ist deshalb höchlichst beunruhigt und beschwört Papa Bummel, schleunigst nach Heidelberg zu reisen, um sich durch den Augenschein von dem Befinden des hoffnungsvollen Sprossen zu überzeugen. „Laß mich nur machen," entgegnete der Gatte pfiffig lächelnd, „übermorgen haben wir ganz bestimmt einen Brief von dem Jungen!" Er setzt sich alsdann hin und schreibt Folgendes: „Lieber Sohn! Dein langes Schweigen beunruhigt uns ernstlich. Wir fürchten, daß Dir etwas Schlimmes zugestoßen sei. Schreib' uns doch umgehend, wie es Dir geht. Auf alle Fälle füge ich einen Zwanzig-Markschein bei, wofür Du Dir nöthigen Falls etwas Stärkendes kaufen magst. Dein besorgter Vater." Schmunzelnd sendet Herr Bummel diese Zeilen ab. Richtig trifft umgehend folgende Antwort aus Heidelberg ein: „Liebe Eltern! Eure Befürchtungen wegen meines Ergehens sind glücklicherweise ganz unbegründet. Ich erfreue mich der besten Gesundheit. Mein langes Schweigen war lediglich durch eifriges Studieren veranlaßt. Den in Deinem Schreiben erwähnten Zwanzig-Markschein, lieber Vater, habe ich nicht gefunden. Du wirst wohl vergessen haben, ihn beizulegen. Sende ihn doch nachträglich — ich werde mir dafür einige gute Bücher kaufen. Dein treuer Sohn." — „Nun, siehst Du, Alte," meint Papa Bummel lachend, „hat mein Mittel nicht schnell geholfen? Auf den Zwanzig-Markschein kann der schreibfaule Schlingel übrigens lange warten!"

Bücher.

Frauen-Literatur.

Schärfe der Charakterzeichnung gehört in der Regel nicht zu den hervorragenden Eigenschaften der schönen Frauenliteratur. Sogar dort, wo die Schriftstellerin dem Götzen Realismus opfert, durchdringt der beobachtende Blick kaum die Schale. Wollten wir unsere Behauptung weiter verfolgen, so kämen wir zu dem Schlusse, daß die Damen trotz ihrer einmal stärkeren, einmal schwächeren Neigung zur Modekrankheit unserer Literatur — im Bereiche ihrer Schreibstube Idealistinnen vom reinsten Wasser sind. Wir sagten: in der Regel und ließen uns, dank einem alten Sprichworte, das Hinterpförtchen der Ausnahme offen. Ob diejenigen Damen, die ihre zarte Muse mit der männlichen Toga umhüllen, recht haben, das wollen wir hier nicht untersuchen, es genüge für heute die Thatsache, daß zwei der ewigen Weiblichkeit satte, mit der spitzen Waffe der Feder bewährte Walküren siegesgewiß den Kampfplatz betreten und mit dem Lorbeer auf den feuchten Locken die Walstatt verlassen. Ja — wenn man göttlichen Ursprunges ist oder wenn die Wiege auf dem Berge Helikon stand!

Circe nennt Hans Werder (selbstverständlich Pseudonym) die Heldin seines im Verlage von Otto Janke in Berlin erschienenen Romans. Der Titel stimmt im Anfange etwas unbehaglich, nun können wir aber mit gutem Gewissen sagen, daß diese Circe großmüthiger und tugendhafter ist als ihr Urbild. Tugendhafter vielleicht deshalb, weil sie eheliche Treue gelobt hat — oder weil der göttliche Laërtiade noch nicht auf Aea gelandet ist, sich vielmehr noch bei den urgemüthlichen Lästrygonen aufs beste amüsiert; großmüthiger unter allen Umständen, weil sie weder den gefährlichen Bildhauer, den sie eine Zeit lang für den erfindungsvollen Odysseus hält, noch ihren tugendhaften Vetter Knut, noch ihren harmlosen Husarenrittmeister in Schweine oder Wölfe verwandelt. Sie begnügt sich einfach damit, allerdings nur sinnbildlich, selbst zu pentelischem Marmor zu erstarren. Circe, eigentlich Nore, ist mit einem alten, etwas unangenehmen Herrn vermählt, der in der Ausgrabung antiker Kunstschätze seine Lebensaufgabe erblickt, und hat insoferne Aehnlichkeit mit ihrem Urbilde, als sie wohl im Stande gewesen wäre, ihren Herrn Gemahl in einen Hirsch zu verwandeln, wenn der richtige Odysseus zur richtigen Stunde eingetroffen wäre. Nur einmal macht uns die Verfasserin moralisch gruseln, als es mit dem Bildhauer eine bedenkliche Wendung nimmt, aber zur guten Stunde langt

ein Schreibebrief aus dem Lande der Lästrygonen (richtiger aus China) ein, der das Lob des weißen, unbefleckten Schwanengefieders singt. Auch nicht übel, der Schwan muß weiß bleiben und mit dem Gruseln hat es ein Ende. Dem Laufe der Natur gemäß, wird endlich der alte Herr, dem die Ausgrabungen eine Lebensbedingung gewesen sind, selbst eingegraben und — Circe ist frei. Nun sticht auch Herr Odysseus-Knut in See und landet in Aea — aber nicht als Odysseus eines Jahres, sondern für das ganze Leben. Was wir im ersten Capitel voraussahen, das erfüllte sich im letzten Capitel zu unserem Vergnügen, es galt im Grunde doch nur über einige Hindernisse hinwegzukommen — und Hindernisse thürmt jeder rechtschaffene Romanschreiber zwischen dem ersten und letzten Capitel berghoch auf. — Das Buch ist gut geschrieben und als Unterhaltungslektüre immerhin empfehlenswert; es wird so manches treffliche Wort über Philosophie und Kunst darin gesprochen, und wenn wir auch die Heldin nicht immer ganz begreifen, wenn sie uns auch nicht immer vollkommen lebenswahr vorkommt, so vermag sie den Leser doch zu erwärmen, und das ist schon etwas. —

Tiefer in das realistische Fahrwasser steuert Hermann Gosseck mit seinem Romane aus der französischen Provinz: **Heißes Blut** (2 Theile. Zürich. Verlags-Magazin). „Wie er räuspert, und wie er spuckt, das habt Ihr ihm (dem Meister Zola) glücklich abgeguckt; aber sein Genie" — Branntweinpest, Säuferwahnsinn, Anarchismus, Todtschlag, Giftmord in den untersten Schichten — Lüsternheit in den bevorzugten Klassen! Um ein Beispiel anzuführen: „Allerdings barg die schlechte Hülle einen Kern, der ihn, den Kenner, entzückte; er grollte dem Anzug durchaus nicht ob seiner Spärlichkeit, denn was derselbe bloß ließ oder nur schwach bedeckte, die gebräunten Arme, den schön gebogenen Hals, die vor unmuthiger Erregung bebende jungfräuliche Brust, leistete für den durch das abgetragene Fähnchen schlecht verborgenen Rest genügende Gewähr — —" Ah, der Rest! — Den Inhalt bildet nach bewährtem Muster der natürliche Grafensohn, der seinen Vater findet und, nachdem der legitime Sprosse von verruchter Hand gemordet worden war, an dessen Stelle tritt. Jedoch trotz ihrer realistischen Schrullen gelingt der Verfasserin die Zeichnung der Charaktere am wenigsten — vergebens suchen wir im Buche nach einem männlichen Charakter. Der edelste Mann im Roman, ein Millionär und socialistischer Volksbeglücker, bietet Herz und Hand der von seinem Freunde verführten, der gefallenen Frau; zum Glücke nimmt die Frau dieses gutmüthig gebotene Opfer nicht an. Und die Frauencharaktere? Sie leiden größtentheils unter dem Einfluß allzu heißen Blutes. So Cesarine, die Mutter des Bastards, die ihr heißes Blut in den Fluten des Meeres kühlte — so das weibliche Scheusal Marie, das aus Liebe zur Mordstifterin wird — so endlich die edle Polin Alexandra, ein Ausbund von Tugend und edlen Grundsätzen. Was kann sie für ihr heißes Blut! Nur das heiße Blut ist schuld an der sinnlichen Glut ihrer Liebe zum Manne einer anderen Frau; dieser Mann war überdies nicht einmal ein Ehebrecher, er ließ sich ja von seiner Frau scheiden — kehrte auch wieder, als ihm die Mittel den Luxus einer Maitresse nicht mehr erlaubten, reumüthig zu seiner Frau zurück. Warum wir uns mit diesem Buche so lange beschäftigten? Weil es nicht ohne Geschick geschrieben ist und einer gewissen Wirkung sicher sein kann; wir hielten es für unsere Pflicht, den wahren Wert nachzuweisen. Es wäre zu wünschen, daß die Verfasserin ihr bedeutendes Talent einer schöneren poetischen Aufgabe dienstbar machte. —

Eine Novelle nennt E. von Breidenbach ihr in 2. Auflage bei Ulrich Kracht in Charlottenburg erschienenes Buch **Licht und Schatten** und erzählt die Reise-Erlebnisse einer jungen unverheirateten Dame. In diese Reise werden romanhafte Lebensschicksale verflochten, die schon an und für sich Novellen bilden. Darunter erinnert uns die Geschichte von der entführten Hester lebhaft an die Alexandra des soeben besprochenen Romanes. Ein Verfasser der dem Buche angehängten Reclame-Notizen ruft entzückt aus: „Hester handelt wie eine Heilige, nicht wie ein Mensch!" Sonderbare Heilige — die keine Menschen sind! Auch ein Mitglied der literarischen Prüfungscommission des deutschen Schriftstellerbundes (nicht zu verwechseln mit dem wirklich bestehenden „Verbande") rafft sich zu einem freudigen „Sapperment" auf. Das Mitglied raucht nämlich, wie es freimüthig gesteht, während der Lectüre eine „Havannah" und als Lectüre und Havannah zu Ende, stammelt es: „Ah, das war ein Buch!" — wahrscheinlich wollte es stammeln: „Ah, das war eine Cigarre!" Da wir jedoch keine „Havannah," sondern k. k. Monopol-Cigarren rauchen, ist unser Entzücken nicht so großartig. — Die reisende Dame findet endlich ihren ungetreuen Bräutigam als reumüthigen Witwer wieder, verzeiht und heiratet ihn und bekommt noch in aller Schnelligkeit auf den beiden letzten Seiten einen Knaben Carlo und ein Mädchen Sidonie. — Die Naturschilderungen sind gelungen; die Verfasserin besitzt feine Beobachtungsgabe und reiche Phantasie. Die Ausstattung des Buches läßt nichts

zu wünschen übrig. Ebenso hübsch ausgestattet ist derselben Verfasserin ebenfalls in 2. Auflage im gleichen Verlage erschienene Novelle Sibyllas Traum. Dieses Buch kann man mit Nutzen jungen Mädchen in die Hand geben. Es handelt von den Erlebnissen eines verwaisten Mädchens bei hartherzigen Verwandten, ist gut geschrieben und entbehrt nicht poetischer Ausschmückung. Dass am Lido in Venedig der Ocean rauscht, war uns bis heute neu. Gerne würden wir den zweiten Theil des Buches **Aus meiner Mappe** missen, er wäre besser in der „Mappe" geblieben. Die Verfasserin zieht den Schleier von der nächtlichen Verbrecherwelt Londons und macht uns mit den Bemühungen zur Rettung Einzelner bekannt.

Zum Schlusse wollen wir der hübschen **Märchen** von Anna Siedenburg (Bremen. W. B. Hollmann) gedenken, in der die Verfasserin recht glücklich den Märchenton trifft. Das Büchlein enthält im Ganzen zwölf Märchen, von welchen das sinnige Märchen „Kobold Tipp" besonders hervorzuheben wäre. —tt—

Aus der Heimat Hamerlings. Den Manen des Dichters gewidmete Bilder aus dem Waldviertel von Josef Allram. (Wien. A. Hartleben. 1890.)

Vorwort, Einleitung und Widmung versetzen den Leser in die richtige Andacht. Dann folgen interessante Theile: ein kurzer Lebensabschnitt des Dichters, eine farbenreiche Skizze von Land und Leuten des Waldviertels. Robert Hamerlings Verhältnis zu seiner Heimat, Stätten, die dem Andenken des Dichters geweiht sind, mit besonderer Berücksichtigung des eben zu errichtenden Hamerling-Denkmals, welches durch Hans Brandstetter ausgeführt und in wenigen Jahren enthüllt werden wird. Diesem Denkmale fließt auch der Ertrag des vorliegenden Büchleins zu, welches vier Abbildungen aus dem Waldviertel, darunter das neue Denkmal und eine Handschrift des Dichters enthält. Als der Platz für das Denkmal bestimmt wurde, hat sich zwischen den Orten Zwettl und Waidhofen ein hochgemuther Streit entsponnen. Jeder wollte den Dichter haben. Bei der Abstimmung zwischen den beiden Orten ergab sich Stimmengleichheit. Ein hierauf von der Straße hereingeholter Knabe zog das Los und das Denkmal fiel der Stadt Waidhofen zu. Also ehrt das Waldviertel seinen großen Sohn, und Allrams Büchlein gibt beredtes Zeugnis von der innigen Liebe, welche die Heimatsgenossen für den Dichter hegen. R.

Unser Kaiserpaar. Lebensbilder des deutschen Kaisers und der deutschen Kaiserin Wilhelm II. und Augusta Victoria. Dem deutschen Volke und der deutschen Jugend in Wort und Bild geschildert. Mit zahlreichen Abbildungen. (Otto Spamer in Leipzig.)

Dieses Werk ist durch seinen Titel charakterisiert; Es hat als Volksbuch für Jung und Alt des Deutschen Reiches besonderen Wert, ist aber auch für uns Oesterreicher von vielem Interesse. Treffliche, zum Theile überaus anmuthige Bilder zieren das Buch, welches uns über das junge deutsche Herrscherpaar in warmer Weise unterrichtet. Diese Beschreibung ist ein wohlgemuther Anfang einer Herrscherbiographie, welche Clios Griffel, hoffen wir, zu der Deutschen Ruhm, vollenden wird.

M.

Die Altvatersagen. In der Volkssage lernen wir unser deutsches Volk kennen, wie es lebt und liebt, wie es sinnt und trachtet, wie es nach dem Guten strebt und das Böse verachtet. Sie ist ein altes, ehrwürdiges Vermächtnis unserer Väter, welche in grauer Vorzeit unter harten Kämpfen und Mühen in der Urwildnis von Schlesien die ersten Heimstätten gründeten. In dem Berggeiste Altvater erkennen wir noch den alten germanischen Gott Wodan, welcher aus dem Heiden- ins Christenthum übergieng und als guter Geist, welcher das Gute belohnt und das Laster bestraft, unter den Gebirgsbewohnern fortlebte. — Die einen Beitrag zur Heimatkunde von Schlesien bildende Schrift von J. Lowag wird nun von J. C. Hoffmann in Zuckmantel herausgegeben. V.

Das Wiener Theaterleben. Von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. Otto Spamer. 1890.)

Das Buch legt die Schäden des Wiener Theaterlebens in rückhaltloser Weise dar und ist doch von großer Liebe für Wien und sein Kunstleben erfüllt, es geht strenge mit der Gegenwart ins Gericht und sucht doch alle Erscheinungen historisch zu begründen und zu entwickeln. So erhalten wir ein Bild des Wiener Theaterlebens von seinen ersten Anfängen bis in die allerjüngsten Tage der Burgtheaterkrisis und es wird wenige Bücher geben, in denen in so engem Rahmen eine solche Fülle von Material mit feuilletonistischer Leichtigkeit bewältigt worden ist. Das Buch zerfällt in sechs Abschnitte: „Die allgemeine Lage;" „Das alte Burgtheater;" „Das neue Burgtheater;" „Die Hofoper;" „Die Vorstadtbühnen;" und „Das deutsche Volkstheater."

Im Hintergrunde dieser Schilderungen, die sich auf Wien beschränken, lebt aber auch ein Bild des deutschen Theaterlebens der österreichischen Provinzen vor dem Leser auf und ebenso ist der Zusammenhang des Wiener Theaterlebens mit den reichsdeutschen Verhältnissen dargelegt.

Das Buch ist eine durchwegs ernste Arbeit und es hat doch auch den Reiz einer Streitschrift für sich. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Goethes Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann. 3. und 4. Band. (Leipzig. F. W. v. Biederman. 1889.)

Hamerling, König von Sion. Illustrierte Pracht-Ausgabe. Lieferung 6/7. Hamburg. (Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Die Menschenseele. Ein Beitrag zur Analyse und Erziehung des Menschen von L. Carnio. (Wien. Carl Konegen. 1889.)

Art und Unart in deutschen Bergen. Volkshumor in Reimen und Inschriften, gesammelt von Robert Falch. (Berlin. Herm. J. Meidinger.)

Mirtala. Roman aus dem ersten Jahrhundert nach Christus von Elise Orzeßko. Autorisierte Uebersetzung von Malvina Blumberg. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1890.)

Defregger-Album. Text von P. K. Rosegger. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 1. Lieferung. (Wien. Franz Bondy.)

Nur für Dich. Schwank in einem Act von Ernst Reiter. (Wien. Druck von Philipp und Wittasek. IX. Universitätsstraße 10.)

Der Bankerott der Medizinwissenschaft, dargelegt an der Krankheit des Kaisers Friedrich. Von A. Zifel. (Berlin. A. Kaemmerer.)

Vegetarier-Kalender für 1890, herausgegeben und verlegt von A. Kaemmerer, Berlin.

Bilz's Haus- und Familienschatz. Blätter für Unterhaltung, Literatur, populäre Naturwissenschaften und humanitäre Bestrebungen. Verlag von F. E. Bilz in Dresden. Redacteur: Wilhelm Ressel.

Postkarten des Heimgarten.

H. H., Wien: Natürlich, wer unüberlegt aus einer Mücke einen Elephanten macht, der muß hernach sachte zugeben, daß es ein Elephant kleinerer Gattung, eigentlich ein ganz kleines Elephantchen, ein niedliches Thier, dessen Haupt so groß wie das einer jungen Ameise sei und das Beine wie eine Gelse habe. — So büßen sich die Uebertreibungen.

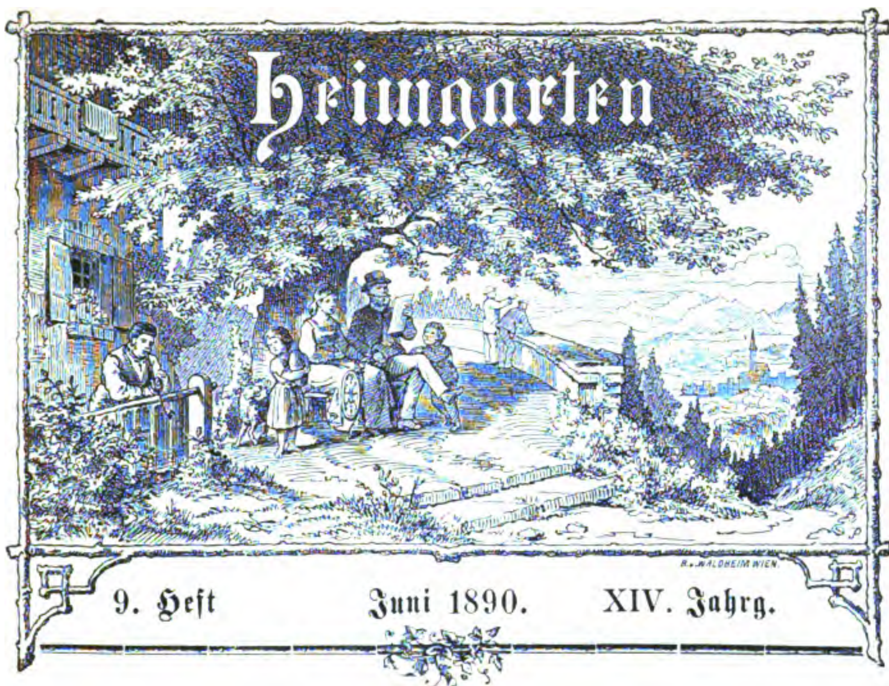
B. M. A., Graz: Nach unserer Meinung haben Sie unter dem Ausdrucke „Musikdrama" nicht eine Musik zu verstehen, welche dramatisch ist, sondern ein Drama, welches musikalisch ist. Die Musik als solche ist nicht episch, denn sie kann ohne Beihilfe des Wortes nichts erzählen. Die Musik ist nicht dramatisch, denn sie ist als solche keine Handlung, ja sie musiciert nicht einmal, sondern wird musiciert. Sie kann eine dramatische Handlung anregen, wie der Schlachtgesang, oder eine Handlung begleiten, wie der Tanz, der Marsch, oder aus einer dramatischen Handlung folgen, wie Ausdruck des Jubels oder des Schmerzes nach einem Geschehnisse. Ja sie kann selbst eine dramatische Handlung andeuten, indem sie das Geräusch derselben nachahmt, aber der Donner ist nicht dramatisch, nur der Blitz ist es. Die Musik ist lyrisch; sie ist unser bedeutendstes Mittel zum Ausdrucke der Gefühle und Stimmungen; sie ist volksthümlich und das Herz aller Musik ist das Volkslied. Die Musik kann auch didaktisch im ethischen Sinne sein, indem sie das Gemüth erzieht; sie kann zu niedrigen Empfindungen anregen, wie Offenbachs Operetten, sie kann in uns edle und erhebende Stimmungen erwecken, wie Beethovens Neunte Symphonie und Händels Hallelujah. — Auch mit Malerei, ja selbst mit Architektur ist von Kunstgelehrten die Musik schon verglichen worden; alles unzutreffend, mit solchen Vergleichen entwürdigt man die Musik, denn sie ist unvergleichlich, sie ist eine Kunst ganz für sich — Musik ist Musik.

An die Autographenjäger: Nein. Bei uns ist Schonzeit.

A. K., Graz: Die Geschichte des steirischen Landschadenbundbechers ist dunkel. Einiges darüber finden Sie im Heimgarten XII. Jahrgang, Seite 395.

✕ **Es wird dringend ersucht, Manuscripte welcher Art immer, ohne vorhergehende Anfrage nicht einzuschicken, wir könnten nicht dafür bürgen. Auch hat der Verlag dafür kein Honorar ausgesetzt.**

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Da Gaugl-Blos.

A Gschicht in da steirischn Gmoansproch von **Rosegger**.

Die Kreuz-Jagerin thuat af der Olmwiesn Fuada mahn. Is a gstrams Weib, die Kreuz-Jagerin, nit meh gor z jung, oba fest und rühri; a frisch Bluat hot s, an bravn Monn hot s und Schneid zu der Orbat hot s. In Haus ka Kind, konn s lusti umwirtn af da Woad, wir ihr Monn in Wold. Er is Förstner und Jager, schaut af seini Bam und af seini Rech; sie vasorgg s Haus und die zwoa Küa und richt't olls schön sauber und kamodt her bis af n Obnd, wan da Jager hoamkimbb. Aft setzn sie sih zsom, essn wos und brochtn a wenk. Er racht sei Pfeifel und dazählt va da Hulzorbat in Wold, va die Hirschn und Rech und va die Wildschützn. Gar oft er von an Wildschützn wos sogg, beißt er ollamol sa fest in Pfeifnspitz, daß s an Kragaza mocht. „'s is unbegreiffli!“ knautscht er imeramol in sein Schnonzbort, „'s is unbegreiffli, daß mar ollaweil noh ka richtigs Gsetz hobn gegn d Wildschützn. An etla Wochn eingspirrt, däs is eahna grod recht, denan Halumpn! Wern s wieder ausglossn, treibn sie s noh höllascha wir eahnta, weil s d Spitzbüabereien erst recht lernen vonanonder in da Keichn. Aufghenkt müaßen s wern!“ — Nau, und dabei kragazt da Pfeifnspitz. — In Jaga sei Weib hört n zua, strickt dabei an Strumpf und daweil er, da Jager, z best schlagramentiert über d Wildschützn, zählt sie die Klänk und moant ban ihr selber: onhenkn, jo, in Wildschützn, ober aufhenkn, däs wa doh leicht a wenk z viel zan an Gspoas. — Nochha, wia sie sih ausgracht und ausgstrickt und ausplaudert hobn, gehn s in Gottsnom schlofn.

A so geht s her olli Tog in Jagerhäusl auf der Bärnebn. Heint obnds wird s wul ah wieder a so sein, wan s Gottswilln is; hiaz hoaßt s Fuada mahn.

Af der Olmwiesn is olls still. Nix hört mar as wia d Sengs, de durch s Gros rauscht und imeramol a Dröscherl von Wold her. Uebern hochn Bamwipfln steht d Sun. D Jagerin maht und schwitzt, aftn steht s amol still, fohrt mit n Fiater über s Gsicht und denkt: Nau holt jo, so geht s af da Welt. — Und wia s a wenk a so still steht und ausschnaurt, krocht in Wold obn gach a Schuß. — Nau, denkt ihr d Jagerin, mein Olter is heint ah in da Nahad. Do siacht s hiaz übern Wiesenroan an Monn owa springen und wir er da-mirkt, as wa wer do, scheibb er sih um und schiabb gschwind wieder in Wold eini. — Sie hot n ober scha dakennt ghobb. Da Gaugl-Blos is s gwen. Akrat is er s wieder gwen, der vadächtigi Kerl! Amol is er eh scha gsessn va wegn an Hirschn, hot eahm s noh nit gmirkt. 's is richti wohr ah, wos mei Monn sogg, a por a drei Wochn einspirrn is z wenk für selchti Leut. Hot gwiß wieder af wos gschossn, daneh! Is nar a Wunda, daß er nix ban eahm hot, nit amol a Bixn hon ih gsechn. Oba gschossn hot er, mei Monn is s scha nit gwen, mir follt s hiaz ein, daß ma Schonzeit hobn seit Somsta.

Daweil s Weib a so roadt, foßt s ihr Fuader in a groß Tuach, hebb s af n Kopf, d Sengs über d Oxl und will hoamzua. Do kimbb s ihr z Sinn, sie kunt übern Woldriegl gehn, leicht dafohrt s as, wos s mit n Schuß is gwen. Und wia s auffi geht zwischn an Graßbaman, do hört s Weib af oanmol wos findln und rochln. Steht s ah schon af n Fleck, wo er ligg. Ihr Monn nebn an Gwihr af n bluatign Gros.

„Hiaz hon ih s," steßt er noh ausser und deut't mit schwarer Hond af sei rechti Seitn. „Der Lump is s gwen. — Henkn! — Aus is s. Aus is s. — Gfahlt is s. —"

Noh mehrer hot er gredt, sie hot oba nix meh vastondn. Ihrn oagnan Schrockn, ihr oagni Ongst hot s zrugg-dämpft in sih selber. Die recht Liab zibert und woant nit in sölchta Stund, topfer is s und will helfn und rettn. D Jagerin richt't in Monn a wenk af d Hech, Jessas Maria, do springg Bluat in an Brun auf! Beguatna will s n, tröstn, as wurd doh nit gfahlt sein, as wurd scha wieder noch-lossn, s bluätn. Gschreckt wurd s n so viel hobn, da Schrockn treibb olla-mol s Bluat her, in der Rippn wurd s steckn, die Bohn, da Boder kriaget s leicht mit an Zangerl, as wurd olls wieder guat wern. — Sa long hot s n glabb mit guatn Wort und tröst't, bis er gstorbn is. Nochha is s freilih hingfolln af eahm, hot n gholst, hot n bußt, hot laut gschrian und gwoant und ohghaust hot s, daß sih d Stoan hätn daborma kinen in Wold. —

Noch dem schreckborn Tog sein a por Wochn vagongen. In Jager hobn s in s küahli Grob glegg und sei Weib, wia s as sih ausgwoant hot ghobb, hot af sein Hügl a hilzeras Kreuz aufrichtn lossn und dabei af Den denkt, der ah unschuldi hat müassn sterbn ols Opfer für frembbi Sünd...

Do kriagg d Jagerin a Zuaschrift, sie muaß zan Gricht. In Gaugl-Blos hobn s eingfongg und wa da Vadocht, er hätt in Jager daschossn. Sie — d Jagerin — hät ah scha so wos laut wern lossn und hiaz sul s aussogn gehn, wos s wissad.

D Jagerin treibb in oller Morgn-früah die Küa af d Woad, spirrt s Haus zua af da Bärnebn und geht zan Gricht. Sie hot an weitn Weg über Berg und Thol, durch n Wold küahla Schotn, über d Hech hoaßi Sun. Intawegn denkt s noch über ollahond, denkt wia s doh guat is, daß n dawischt hobn, hiaz därfn s n neamer auslossn, hiaz wern s n doh gebn, wos n ghört. Gwen wird er s wul sicher sein, da Gaugl-Blos, sie hot n früaher amol af n Johrmorkt gsechn. Nochher denkt s ah af die Ver-storbnen und bet't an Votrunser.

Wia d Jagerin owikimbb in s broati Thol, is s hoher Vormittog und af da blaweissn Stroßn völli zan vaschmochtn. Vor ana kloan Keischn, de bar an Stoanbruch steht, is a miasigi Bonk, af de setzt sie sih nieder und a kloans Dirndl, däs ba da Hüttnthür huckt, red't s on um an Trunk Wosser, s kriagad aft an Kreuzer. 's Mentschl schaut gschreckt drein, in zfetztn Kiderl, däs klewer über die Knia owigschlompp, steht s do. D Füaßla sein wia zwen Zausteckn sa moger, und ban großn schworzn Augnan, de in blaßgrean Gsichtl stehn, schaut da Hunger aussa.

An Kreuzer kriagad s, hot s ghört, af das nimbb s va da Stell a Töpferl und schleicht um s Häuselegg. D Jagerin schaut amol die Keischn on; Olls zlumpp und zfolln über und über, und von Strohdoch hänkn die Zodn owa. 's Dirndl kimbb mit n Wossa. D Jagerin wischt mit ihrn Fiater in Raunst oh und trinkt. — Ah, s Wosser is guat, wan ma Durst hot. — „Wia hoaßt dan, Mentschl?"

's Dirndl schaut drein und thuat, as wia wan s gor koan Nom hät.

„Se, do host an Kreuza. A Vierspaniger is s. Dei Muada sul Dar a Semel kaffn."

„Gelts Gad," sogg s Dirndl und greifft on.

„Is Dei Muada dahoam?" frogg d Jagerin.

„Umsteht s," sogg s Dirndl.

„Wos? Und Dei Voda?"

„Eingspirrt," sogg s Dirndl.

„Nau, dos is sauber. Geh sog mar amol, Mentschl, wia hoaßt s dan ban Enk do?" frogg d Jagerin.

„Gaugl=Blos=Keischn."

D Jagerin steht auf. „Do hobn ma s," sogg s zan ihr selber. In da Hütn hört s a kloans Kind schrein. Gonz tewi und hoaseri schreit s, as wia wan s scha z schwoch wa dazua. D Jagerin geht in d Hütn. Gonz dunkel is s, daß s onrennt ban Herd und ban Bettstoffel. Bar oan Hor hät sie s kloan Büabl zsomtrett, däs af n Fletz huckt und in an unkochtn Erdopfl nogg. In Bett af n Stroh liegg a jungs Weibsbild, nebn ihr a kloans Kind. Und wir er ausschaut, der ormi Wurm! A dreieggats Köpfl, d Handla Haut und Boan, da Hols is nit dicka wir a Daumfinger und wan s Köpfl af d Seitn rutscht, bleibb s af da Seitn gleih henkn. A so wimert s und hiaz wird s noch und noch still und schloft ein. D Muada holt't nur ihrn Orm a wenk über s Kind her und ma maant, sie schloft ah. Wir oba hiaz d Jagerin daherknobad, do mocht s kronk Weib d Augn auf und frogg völli laut: „Wer is dan do?"

D Jagerin gibb sih nit zan dakenan und frogg na grod, wos dos war?

's kronk Weib thuat an Locher und sogg: „Wos dos is? 's Elend is dos. Wir an Hund lossn s oan umstehn."

„Seid s dan aloan? Steht Enk dan Neambb bei?"

„Wer dan!" sogg die Kronk, „mir sein jo die Veracht'tn, die Vafluachtn!"

„Enker Monn?" frogg d Jagerin.

„Ah jo, Es wißt s eppa nix? Hät mih wul eh Wunder gnoma, daß wer Wissender heint noh zu mir kam. Mei Monn wird heint aufghenkt."

„Wos is dos für a Red?" sogg hiaz d Jagerin. „Wan s da Gaugl=Blos is, Dei Monn, sa woaß ih na sa viel, daß er heint vor n Gricht steht."

„Sa viel wir aufghenkt!" schreit s Weib, schier laut schreit s es aussa, daß s kloan Kind neben ihr an Zucker mocht. „Wißt s dan nix? Gor nix? Nochha müaßt s a stockfrembbs Leut sein. Mei Monn — an Jager hot er daschossn. Se sogn s jo! Wird ghenkt ....Wird ghenkt!" Ihr Gsicht bohrt s in s Stroh und hebb laut on zan rehrn.

D Jagerin hot Erbormnus, d Händ legg s ihr af n schwitzadn Kopf und sogg güati: „Muaßt nit, Weib. Gott is

bormherzi, er hot n valossn, er wird n ah wieder aufnehma. Und Ees, sei Weib, seini Kinder, seid s jo gonz unschuldi."

„Na!" schreit die Kronki, „däs is nit! Mir sein dron schuldi! Unsertwegn is s jo gschechn, daß er in Wold gongen is mit da Bixn. Ih ollaweil kronk, die Kinder vull Hunger, oft nit sa viel Brot, daß a Maus kunt sott wern. Nix zan onlegn, ka Kreuzer Geld in Haus, und ka Vadeanst. Is jo nit schlecht, da Blos, schlecht is er jo nit! A bluatormer Mensch va kindauf, nia nix Guats ghobb af da Welt. Ober schlecht is er nit. Vaführt is er worn. Vor a fünf Johrn wird s sein gwen, hot n a schlechter Kamerod in an Suntavormittog in Wold mitgnommen. In Hirschn hot der Ondri gschossn, mein Monn is dawischt und eingspirrt worn. Sid der Zeit hot er va der Herrschoft — unsa gonzi Gegnd ghört in Grofn — kan Orbat meh kriagg und sar oft wo a Wild gstuhln worn is, hobn s as mein Monn ziechn. Er is brav bliebn, er is fleißi gwen, sporsum, guatmüathi, er hot thoan mögn wos da well, da schlechti Kerl hot er müassn sein. Ih hon va mein Bodern her a kloans Sachl dasport ghobb, däs is draufgonga wia da Schnee in Mai. Af d Letzt hobn ma go nix meh ghobb und ih hon onghebb bedln gehn. Mei Monn is ah hausiern gongen und hot mit aufghobnan Händn um Orbat bedelt. Intaschussn wo hot er af a por Tog an Vadeanst kriagg, aft is s wieder gor gwen, und weil ma kan Orbat hobn ghobb, sa hobn d Leut gsogg: sie müassn jo stehln! as wia wan s uns mit Gwolt hätn schlecht machn wölln."

„Du thuast Dih z viel aufwiedln, Gaugl-Blosin," sogg hiaz d Jagerin.

„Scha gor vafulgg wia da Teixl hot n da Kreuz-Jager," sogg s kronki Weib. „Sar oft der wo an Wildschützn gspürt, reidt er gwiß in Blosl ein; und amol, wir mein Olter in Wold a por Hulzastla zsomsuacht — mei Gad, dürri Astla, wia s da Wind von Bamen hot brochn — und daß mar uns a Häferl vul Erdäpfl kuntn siadn, de ih zsombedelt hon, laßt n da Jager ohfonga va sein Knechtn und hot n sedi lossn schlogn. Selm is er wul wild hoamkema, mei Blosl! doscht vorn Muadagottesbild hot er d Hond aufghebb, as wia wan er a Jurament wult ohlegn und hot gsogg: Heiligi Jungfrau Maria! Behüat mih, daß ih nit amol aloan zsomkim mit n Kreuz-Jager in Wold, sist gibb s an Unglück! Mir is s urndli durch Morch und Boan gonga, wir ih de Red hon ghört, und schon ah destwegn hon ih gruacht, wan er an Orbat fund um Gotteswilln, daß n die schlechtn Gedankn vagangen. Ma glabb s nit, mei liabi Frau, wia schwar daß d Anfechtungen sein, wan a Mensch sar orm is und verocht't, und wan an gor sa hort Unrecht gschiacht af da Welt! — Schlof, Kindl schlof! Bist ah a so an elends Wesn!" A so sogg s zan Fatschkindl, weil sih däs a wenk griegelt hot und mit n Göscherl gschmotzt, as wia wan s wos hobn möcht zan zuzln.

D Jagerin sitzt do af da Gwondtruchn, as wia wan s ongwochsn war und woaß nit, wos s sogn sult.

„Oft immer," a so red't s kronk Weib nochher weita, „bet ih zan unsern Hergotn, daß er de ormen Würmerla do zan eahm nahm, und gschwind drauf bet ih zan unser liabn Frau um a Fürbit, daß unsa Hergott doh mein Gebet nit erhörn möcht. Ih hon jo sist ka Freud mehr af da Welt, wia däs groß̧i liabi Kreuz, die Kinder." Zan woanen hebb s va neugs wieder on, die orm Haut, wia s däs sogg. D Jagerin nimbb s Tüachl, wischt ihr n Schwitz von Kopf und will s tröstn.

„Und sa schlecht as s uns geht," red't die Kronki weiter, „vor a por Wochn noh sein mar in Himel gwen, dagegn heint, wo Olls aus is, Olls

und Olls. Jessas Maria, wan die Kinder amol frogn wern: Wo is dan da Voder? Wos sul ih Ontwort gebn? Sul ih wortn, bis s die frembdn Leut mit Schond und Spott ausschrein: Ghenkt is er worn! — Auweh, auweh, ih woaß ma nit z helfn!" D Händ krallt s inanonder und af d Lefzn beißt s, daß s bluätn.

„Oba wia kon s dan sei, daß n unser Hergott a so hot valossn!" frogg d Jagerin.

Do setzt die Kronk wieder ein und sogg: „Vor a drei Wochn hot s onzoagg zan besserwern. Entn in Wasserer-Wold is a Hulzorbat fürkema. Hobn ghofft, daß da Blosl an Vadeanst kriagg. Oba gach hot er die Poß kriagg: se nahmen an nit on. — Nochher wir ih af s Bett bin kema, hot uns mei Gfatterin, die Kruissn-Lena, fünf Guldn gschickt, daß ma doh s ollanothwendigst kuntn kaffn für mei Kindlbettn. Gott Lob und Donk, hon ih ma denkt und schick s Mentschl übri zan Bäckn um a Brot. Wia s durch s Waldl geht, is a Schelm do, reißt ihr in Fünfabangnotn weg und lafft davon. Hiaz hobn ma wieda nix, oba mei Monn verzogg über und über, hot sih aufbambb und gschrian: »Olls gegn uns, Olls! Wan Ondri raubn därfn, wegn wos nit ih ah! Eh's ih mei Bruat vahungern loß, eh —!« Ausgred't hot er s nit. Wir er sein Jangga nimbb und in Huat auffsetzt und daß ih s kenn, er will fuatgehn, do sog ih noh: Monn, wo willst dan hin? Und weil er nit Ontwort gibb, sa sog ih: Blosl, wanst fuatgehst, nim an Weichbrun! — Do is er scha daußt gwen ba da Thür. — As vageht da Tog, er kimbb nit hoam. As vageht d Nocht und z Morgns drauf is er ah noh nit do. Herentgegn kimbb da Wold-Stachel, sei Kamerod va da Hulzknechtzeit her, und frogg on, ob da Blosl nit dahoam wa, sein Kuglstutzn möcht er zrugg hobn, den er n gestern glichn hät. — Sein Kuglstutzn! Dos hot mih eh gschwind gschreckt. Und richti, wia noch a Weil da Blosl selber hoamkimbb, is er gonz vawirrt und valorn, loant umanond in Winkeln, hot nix gred't und nix deut't, und kehr um d Hond sein ah scha d Stondarn do. — Wos is dan gschechn? frog ih va mein Bett aus. — In Kreuz-Jager hät er daschossn. — Olli Heilign ruaf ih on und sogg: dos is nit wohr! — Is ah nit wohr, sogg da Blosl noh gonz tewi. Hot n oba nix ghulfn, hobn an fuattriebn wir an Spitzbuabn und vor s Gricht. Wohr is s nit! Af an Rechbock kon er gschossn hobn, ober umbringa thuat er Neambb, drauf leg ih mei Hond in s Feur. — Und ghenkt wird er doh!" schreit s auf, s ormi Weib, und schlogg ihri boad Händ in s Gsicht.

Daweil die Kronki a so hot dazählt, hot sih d Jagerin zsomgricht't zan Fuatgehn. „Hohi Zeit is s für mih," sogg s, „ih hon an gnöthign Gong in d Stodt. Sei getröst't, Gaugl-Blosin, as kon Olls wieder guat wern. Dei Mentschl loß ma mitgehn bis zan Fleischhocker und zan Wirt, ih schick Dir a Brot und a Labnus. Na nit a so owigrima, Blosin, as kon Olls wieder recht wern."

Af de guatn Wort is d Jagerin wieder fuat und s kloan Mentschl is mitgonga bis zan Wirt, wo Lebnsmittel sein einkafft worn für die orm Kindlbetterin.

Dem mar amol wos guats thon hot, den kon ma neama Feind sein. Da Blosl! Die Kreuz-Jagerin denkt noch über Olls und er hebb ihr on zan daborma. Won er aufghenkt wird ihretwegn — hot s aftn mehr? wird ihr Mon aft wieder lebendi? Kunt sein ormi Seel, in Jager seini, nit leicht af a guats Werk onstehn? — Wan ih eahna n wieda hoamschickad, den ormen Leutn, in Bodan! ....

A so roadt d Jagerin ban ihr selba, da kimbb s ah scha zan Gricht hin.

Gegn Mittog is s und da Sool vula Leut. Voron ban an lonkn grean Tisch sitzn die Gschwornen, eahner a zwölf, und noh af ar an hechern Tisch d Richter. Af n sebin Tisch steht a schworzes Crucifix zwischn zwoa Kirzan. Nochha sein noh a por stodtherrischi Manner do, de redn ollaweil von Blasius Gaugl; der Oan reidt n eini und der Onder will n wieder aussahelfn. Und heruntn unter n Stoffln, zwischn zwen Stondarn mit aufpflonztn Gwihr, steht der ormi Sünder. In sein lodnen Wertagwond, wia s n ghult hobn dahoam, a so steht er do. Sei schwarz Hor is gonz vawidlt, daß n d Fetzn owahenkn über d Stirn. 's Gsicht is kasweiß und die schorfn Augn zuckn hin und wieder und suachn Hilf unter n Leutn. Oba die Zuaschauer — däs kent mar eahna leicht on — sein nit kema, daß n aushelfn wultn, in Mörder, wortn thoan s scha hort, bis s Urtel wird gsprochn, daß er af n Golgn kimbb.

Da Gaugl-Blos laugngg. Wir er dozumol in da Keichn is gsessn, hot er s ghört von an Spitzbuam: Wonst amol Oan kolt mochst, sa schau zan laugnan! Sa long aß d laugnst, henkn s Dih nit auf. — Mit da Bixn is er gsechn worn fuatgehn va sein Häusl, däs sogn zwen Zeugn aus. Ober er will in Grabelbochwold hobn gwildlt und will s beeiden, daß er in sebin Tog nit obn is gwen af da Bärnebn. Long und viel wird hin und her gred't, oba se kinen eahm nix Gwisss beweisn; do bumpertn scha s Herz, in Blos, und er denkt in da Ghoam: Ih kim eahner aus. — Hiaz wird a neuger Zeug gruaffn: D Jagerin.

Wia da Gaugl-Blos däs Weib siacht, d Witwe von Kreuz-Jager, do fohrt er zsom und denkt: Hiaz is s gor, hiaz bin ih gliefert. — Er woaß s recht guat, daß s n gsechn hobn kunt, wir er noch n Schuß über d Woldwiesn is glaffn, wo d Jagerin Fuada gmaht hot.

D Jagerin steht do und schaut n on.

Ruafft da Richter ihrn Nom auf und frogg s, ob s n kenad, in Ongeklogtn.

„Da Gaugl-Blos is s," gibb s Ontwort, „hon an öfter scha gsechn."

„Se hobn ba der Voruntersuachung ausgsogg," red't da Richter zu da Jagerin, „daß Se in sebin Unglückstog Fuada gmaht hobn af da Woldwiesn, daß S an Schuß ghört hobn und gsechn, wia gleich drauf a Mon von Schußort her über d Wiesn is glaffn, und wir er Eahna daschaut hot, wieder umkehrt in Wold is."

„Jo, so is s gwen," sogt d Jagerin.

„Und hobn ausgsogg, daß S noch Eahnan Dakenna da Gaugl-Blos gwen wa."

D Jagerin is still und sogg nix drauf.

„Do steht er, der Blos," redt da Richter weita. „Se wern hiaz vor n Gricht in Nomen Gottes Eahner Aussog wiederhuln!"

D Jagerin is still und sogg nix. Ober in da Ghoam denkt s: Dos war jo grod, as wia wan ih n selber aufhenkad! Af mih kimmbb s hiaz on, ob die gonz Familie z Grund geht oda nit. Kon ich s dan gor sa gwiß sogn, daß er s gwen is? Kon ih mih nit irrn? Kon mih nit d Sunn blend't hobn?

Endla mocht s n Mund auf, d Jagerin und sogg: „Hort redn is s für mih. Ih kon s nit für gwiß sogn. As kon ah an Ondrer sei gwen, s hot d Sunn blendt. Da Gaugl-Blos, wir er heint dosteht, kimbb ma größer für, as wia da sebi Monn, der über d Wiesn is gsprunga. Mehr kon ih nit sogn."

Af de Red is s olls mäuserlstill in gonzn Sool und d Leut schaun oanonder on und sein gor nit recht zfriedn mit der Aussog.

Do hebb da Gaugl-Blos stad sein Kopf af d Hech, schaut mit großn

Augn d Jagerin on. Long schaut er s on, do wogelt er mit n Kopf, seini Händ druckt er af sei Brust, seini Füaß hebn on on zan zidern und gach sinkt er nieder af s Knia. Af s Knia und mit n Elbogn af s Fletz und hebb on zan Schluchzn. D Faust preßt er eahm eini in s Gsicht. „Wos is dos!“ gurgelt er aussa. „Kreuz-Jagerin! Bist dan Du a Heiligi! Dein liabastn Menschn af da Welt hon ih umbrocht, und Du mir a s o u! Und Du mir a s o u!“

„Gstondn hot er s!“ sogg da Richter.

„Gstondn hot er s!“ sogn die Gschwornen.

„Eingstondn hot er s!“ geht s in Sool um.

„Eingstondn hon ih s!“ sogg gonz tewi da Blasl. „Und war s scha gleih Olls vaspielt, wan ma däs Weib kon vazeichn, sa wird ma s ah Gout! Oba laugna will i hiaz neama! Däs Weib hot mih aufgweckt. Sogn will ih Olls und gwen is a so: Ongsetzt hot er zerst af mih, do ziel ih af sein Orm, hon an s Gwihr wölln aus da Hond schiassn — und trif n af die Brust. — Jesus Christus, der ma gnädi sei wird zan jüngstn Tog, sul mei Zeugn sein!“

A so hot er ausgsogg, da Blos. Af n Knian rutscht er hin za da Jagerin, hebb vor ihr d Händ zsom wia vor an Gnodnbild: „D i r hon ih dos onthon und Du willst ma vazeichn. ’s erstimol, daß a Mensch sein Fuaß af mein Kopf hot u n d t r i t t n i t n i e b a! Hiaz bin ih wieder a Mensch, Vormherzigkeit hon ih gspürt, däs hebb mih aus mein Elend. Hiaz erst siach ih s ein, wos ih hon ongstellt! Ih bitt um mei Strof! geduldi will ih s leidn! Nur mein orms Weib, meini unschuldign Kinder thuats ma nit valossn!“

A so hot er gruacht und die Tropfn sein an kugelt über d Wongen.

Imer Oan hobn d Augn gwassert in Sool. — Er war scha daußt gwen af da Jagerin ihr Aussog, oba freiwilli hot er s eingstondn! Va die Schlechtestn is dos koana. A so roatn s hin und her, und wia s astn zan Urtel kimbb, kriagg er ols Todtschläger sechs Johr. —

A so, meini Leut, is s hergongen af n sebin Grichtstog. Drauf, wia die Kreuz-Jagerin ihrn Weg hoamzua nimbb, kehrt s wieder ein in da Gaugl-Keischn. Die ormi Kronki zidert vor der Botschaft. „Sei na getröst’t, Weib,“ sogg d Jagerin za da Kronkn. „In an etla Jahrln host n wieder ba Dir, Dein Monn, und daweil will i h a wenk sorgn für Dih und Deini Kinder und mir zwoa ormen Weiber trogn mitanonder s großi Kreuz, däs uns da Herrgout hot aufglegg.“

Und va den Tog on, wia die Kreuz-Jagerin däs großi Christenwerk thon hot, is ihr leicht worn af da Brust und glöscht da wildi Schmerz. Aft ba da Nocht amol is ihr da gstorbni Monn in Tram fürkema, hot s ba da Hond gnuman und hot gsogg: „A gacha Tod is s gwen. Fuat hon ih müassn mittn in Sündn, oba Du, mei herzgetreues Weib, mit Deiner Nächstenliab und Vormherzigkeit host mih derlöst.“

Erklärungen. G a u g l - B l o s: Blasius Gaugl; g s t r e a m: stramm; b r o c h t n: plaudern; K r a g a z a: ein Schnalzen, wenn etwas bricht; S e n g s: Sense; a u s s c h n a u r n: ausschnaufen; d a n e h: eben früher; s i n d l n: ächzen; b l ü a t n: bluten; o h h a u s n: untröstlich klagen; K e i s c h n: Gehäuschen, Hütte; m i a s i g n: moosigen; M e n t s c h l: kleines Mädchen; Z o d n: Fetzen; R a u n f t: Rand; t e w i u n d h o a s e r i: dumpf und heiser; d r e i e g g a t s: dreieckiges; d a h e r k n o b a d: dahergepoltert; i n t a s c h u s s n: von Zeit zu Zeit; a u f w i d l n: aufregen; d o s c h t: dort; L e f z e n: Lippen; o n z o a g g: angezeigt; P o ß: Post; J a n g g a: Jacke; o w i g r i m a: sich grämen; r o a d t: sinnt; z w i d l t: zerwühlt; b u m p e r t: pocht; F l e t z: Fußboden; g r u a c h t: mit Sehnsucht gebeten, es angestrebt.

Gottfried, der Dorfschmied.

Eine Erzählung aus halbvergangener Zeit.

Nimmer hätte es der gute Sonderling zugegeben, daß seine Geschichte aufgeschrieben würde. Nun ist er todt; und ihm einen Grabstein aufzurichten, wie er es wohl verdiente, dafür ist kein Geld da.

Das thut nichts, habe ich mir gedacht, ein Grabstein durch Geld erbaut, purzelt ohnehin bald übern Haufen. Ins Herz der Menschen will ich sein Denkmal setzen — da steht es länger.

So schreibe ich die Geschichte.

Leute, es ist doch der Mühe wert, daß ihr sie leset; sie thut gut in Zeiten, wo man gar so viel von bösen Menschen hört. Sie wird, hoffe ich, auch unterhaltsam sein und Euch ein ihr geschenktes Stündlein wohl vergelten.

Mit einem Dorfschmied im Böhmerwald heb' ich an. Der hieß Reinhart und hatte so ein siebenjährig' Büblein.

Das Büblein hielt sich brav und war für sein Alter rechtschaffen gescheit. Gottfried hieß es. Ei, das ist freilich ein Name! — Ein gestricktes Wollenhäubchen trug er allerwege. Alle Leute hatten ihn lieb, aber der Schulmeister, der — 's gieng diesmal umgekehrt — der fürchtete den Jungen. Sonst fragt der Schulmeister den Schüler aus! hier frug der Schüler den Lehrer! und der Lehrer, einer von dazumal, hatte zu wenig gelernt, konnte nicht Antwort geben.

— Herr Lehrer! wenn mein Vater ein Rad beschlägt: warum geht denn ein heißer Reif lieber aufs Rad, als ein kalter? — Herr Lehrer? warum spucken denn die Steine Funken aus, wenn das Roß seinen Huf dreinschlägt? — Herr Lehrer! wenn ich meinen Ballen gegen Himmel werfe: warum fällt er denn zu Boden, und die Wolken und die Sonne und die Sterne bleiben doch oben? —

Was sagte der Herr Lehrer hierauf? — Ein Narr fragt mehr, als ein Weiser beantworten kann, war sein Bescheid; da bekam der kleine Gottfried gar großen Respect vor dem Lehrer: der muß schon sehr weise sein, weil er gar nie antworten kann.

Der Pfarrer wußte mehr; der erklärte dem Knaben Manches, der hatte aber auch Bücher — mehr, als ein Esel auf dem Rücken kann tragen.

So gescheit sein und so viele Bücher haben, das kommt dem Gottfried herrlich vor. Und eines Tages läuft er in die Schmiede, steht eine lange Weile vor der Esse und kaut an seinem Zeigefinger. Ja, wenn man so ein Junge ist und man möchte dem Vater gerne was sagen und man getraut sich nicht recht, da kaut man gern an dem Zeigefinger.

„Was willst denn Du heut?“ fragt ihn endlich der Schmied.

„Vater, ich will ein Pfarrer werden.“

Da lacht der Meister und haut tüchtig auf den Ambos los. Die Funken springen weit dahin. Dem Alten glüht das Herz.

Sechs Monate später ist der Schneider im Haus, zerkümmert sich nachgerade den Kopf. Da sollt' er ein Stadtjöpplein machen und hat's nicht gelernt. Es kommt aber doch zuwege, und der Gottfried zieht's an und geht fort in die Stadt — ins Seminar. Der Pfarrer geht mit ihm.

Die Männer machen Feiertag und eilen ins Wirtshaus und verabreden sich, wo die Kanzel aufgerichtet werden müsse, wenn des Schmieds Gottfried Primiz hält. Und die Weiber stehen vor den Hausthüren beisammen: „Meine Kinder müssen mir alle vom Gottfried getauft werden!“ — „Die Meinen muß er mir firmen!“ — „Oh, der wird Bischof eher ja, wie nein!“ —

Nach fünf Jahren hatte der Gottfried schon die siebente Schule. „Die schwarze Schul,“ wie die Leute sagen. Wer die übersteht!

Und Gottfried überstand sie und überstand noch ein paar Jahre, bis ihm der Bischof die Hand auf das Haupt legte.

Gottfried kehrte zu den Vacanzen nach Hause in sein Dorf.

Da lugten die Leute! des Schmieds Gottfried, der Student, das war ein Bursche worden! — Aufgewachsen hoch und kräftig, wie ein junger Tannenbaum. Und doch zart dabei. Lange, blonde Locken hatte er, die waren nach rückwärts gekämmt, daß die hohe schneeweiße Stirne recht zu sehen war. Die Wangen waren schier ein bißchen blasser, als die der Dorfburschen, hingegen wollte an den runden Backen schon ein wenig Flaumbärtchen wachsen.

„Schon ein Bart!“ sagte das junge Weibsvolk, „wie alt ist er denn?“

Ueber die großen tiefblauen Augen wurde gestritten. „Waren sie früher wohl auch blau gewesen?“ „Braune muß er als Bub gehabt haben.“ — „Nein, grau sind sie gewesen.“ — „Bigott, wüßts wirklich nicht zu sagen.“

Aber wie Gottfrieds Augen jetzt waren, das wußten sie allmiteinander.

„Der wird ein schöner Pfarrer, der!“ kann die Eine oder die Andere nicht unterlassen, auszurufen.

„Zu dem muß ich wohl auch einmal beichten gehen,“ meint eine Dritte, „ich sag', der ist nicht gar straflig (strenge).“

„Meinst? Du, ich sag', der ist sträflich!“

Gottfried weiß es nicht, was über ihn gesprochen wird. Er hat an Anderes zu denken.

Am dritten Tage seiner Vacanzzeit lädt er seinen glücklichen Vater zu einem Spaziergang mit hinaus in den Wald. Und als sie so hingehen unter den Bäumen, erfaßt der Student plötzlich des Alten Hand: „Vater, ich kann kein Priester werden!“

Der Schmiedmeister schaut seinen Sohn so von der Seite an, weiß nicht recht, ist das Spaß, oder ist der Bursche ein Narr.

„Nein, ich taug' für keinen Priester,“ fährt Gottfried fort, „ein Priester muß besser, braver sein, wie andere Leut', sonst müßt' er heucheln. Ich bin nicht besser, Vater, ich bin gerade so, wie die allermeisten Leut'. Ich kann die Eitelkeit nicht überwinden und beim Gebet kommen mir allfort weltliche Gedanken. Mit meinem jungen Blut weiß ich auch nichts mehr anzufangen; — Ihr versteht mich schon, Vater.“

„Oh, ich versteh' Dich, Du kannst das Gurren nicht mehr lassen!“ ruft der Alte wild aufgebracht, „bist ein Lump, hast mich um mein Geld betrogen. Hab' ich all' mein' ersparte Sach' geopfert, daß Du ein Taugenichts magst werden?“

„Ihr sollt Euer Geld wieder zurückerhalten, Vater. Mit diesen Händen will ich arbeiten. Schaut, der Mensch soll den Beruf erwählen, in dem er am mehrsten leisten und am leichtesten brav sein kann. Wie ich da steh', bin ich ein braver Handwerker, aber ein schlechter Priester.“

Der Alte hielt den Kopf mit beiden Händen, als ob er ihm davonlaufen wollte. „Du Bub!“ rief er dann, „all die Streiche, die ich mein Lebtag aufs Eisen hab' than, hätt' ich auf Deinen Buckel sollen führen. Du hast mir mein Haus gekostet und bist ein Taugenichts geworden, hast

mich in die Schand' gebracht vor allen Leuten! — Nein, nein, mein liebes, einziges Kind!" brach er plötzlich aus und sank auf sein Knie und schlug flehend die Hände zusammen: „Das thu' mir nicht an! der Leute wegen und mir zu Lieb und Ehr! sündhaft ist ja auch der Bischof und der Papst; das soll Dich nicht schrecken!"

Erschrocken hub der junge Mann seinen Vater von der Erde auf: „O, was hilft Euch die wohlfeile Ehr' vor den Leuten und das Glockenklingen bei der Primiz, wenn's in kurzer Zeit heißt: des Schmieds Gottfried, der schlechte Lump, ist abgefallen vom Priesterstand!"

„Geh, geh!" rief der Alte bebend vor Wuth, „von Dir hab' ich genug, Du ungerath'nes Kind! Du komm' mir nimmer vor mein Aug'! Geh weg! weg!" —

Seine Mutter ist todt; sein Vater hat ihn verflucht. — „Mit meinem Glück ist es vorbei!" klagte Gottfried und floh tiefer in den Wald hinein. In die finstersten Wildnisse wollte er fliehen; aber kein Wald ist so groß, es gienge denn wieder der Lichtung zu, und kein Schmerz so tief, es winkte denn wieder ein Trost.

Einen Tag später wanderte Gottfried auf der Straße, die in die Fremde zieht.

Wie hat der alte Schmied in derselbigen Nacht so schlecht geschlafen! der Arzt und der Pfarrer wichen stundenlang nicht von seinem Bette. Der Schlag hatte den alten Mann getroffen in einer fürchterlichen Erregung; er sah, daß es zum Sterben.

„Ehrlich — ehrlich, das ist er doch gewesen," hauchte er vor sich hin, „geht, ich bitt' Euch, holt mir meinen Sohn zurück!"

Er hat sein Kind nicht mehr gesehen.

— „Mein Sohn, wir beide gehen in die Fremde. Mich führt Gott in die Ewigkeit hinüber. Du wirst auf Erden noch guten und bösen Menschen begegnen. Lebe so, daß Dich die Guten lieben und die Bösen fliehen. Du bist der Schmied Deines Schicksals. Ziehe mit Gott!"

Im Grenzdorfe des Landes waren diese Worte des sterbenden Vaters auf einem Blatte Papier, vom Pfarrer geschrieben, dem Gottfried zugekommen. Zur Stunde, als er sie las, lag der Vater schon in der kühlen Erde.

Mit unzähligen Thränen hatte Gottfried seiner Heimat Scholle noch benetzt, ehe er über die Grenze schritt.

„Mein Leben muß sich zum Segen wenden!" rief er sich selbst zu.

Er zog weiter. Wie ist Gottes Welt so weit und schön! und die frischen Lüfte huben nach und nach an, seinen Gram zu verwehen.

Er stand in Arbeit, mußte das Handwerk erst eigentlich lernen. Nach einer Zeit wanderte er wieder.

Er zog den Gegenden zu, über welchen zur Mittagszeit die Sonne steht.

Andere Handwerksburschen haben freilich leicht wandern. Die haben im Brustfleck ihr Scherflein, von der Mutter wohl sorgsam eingenäht — jeden Nadelstich mit einer Thräne löthend. Aber Gottfried hatte nichts dergleichen mit von Heim. Er klopfte, den Hut in der Hand, höflich an gar manche Thür. Hatte ja auch sein Vater viel geschenktes Brot gegessen, und er selber wird auch dereinst gerne wandernden Arbeitsburschen von seinem Tische reichen. Gottfried ist keiner von Denen, die ihrer Väter ehrsam Handwerk verachten, sobald sie die Weisheit in der Druckerschwärze riechen. Ihm ist das Handwerk das Weltgemeinsame, das darf anklopfen vor jeder Thür, dem wird überall geöffnet, das findet überall Brot. Der ehrliche Handwerksbursche mag wohlgemuth an jede Vorrathskammer pochen, denn er zieht auf Arbeit aus — da sollten ihm Ehrenbögen gebaut werden über seine Straßen.

Endlich fuhr Gottfried über den

stattlichen Strom, der von Abend gegen Morgen zieht, und kam in das Land der Berge. Sein Lebtag hatte er zur Hochsommerszeit noch keinen Schnee gesehen, und da oben lag er leuchtend auf weiten Feldern; und unten im tiefen Thale auf thauiger Wiese waren Menschen in weißen Hemdärmeln und mähten das duftende Futter.

Ist der Vater todt, so lebe der Sohn! — Leichtsinnig war der Bursch nicht, aber in der Luft lag's, in der Alpenluft, die das Gemüth so leicht und das Blut so lebendig macht.

Ein blondhaarig Mädchen, das seine schneeweißen Aermel weit hinter die Ellbogen zurückgestreift hatte, war von der Reihe der Mähder zurückgeblieben. Dem Mädchen war die Sense los geworden und da suchte es nun dieselbe wieder an der Habe zu befestigen.

Gottfried stützte seinen Arm so auf den Stock und sah dem Mädchen eine Weile zu, und da das Weibsvolk in so Reparaturarbeiten denn einmal nicht geschickt ist, so warf der Bursche lustig den Stock auf den Rasen und nahm dem Mädchen mit fein artigen Worten das schadhafte Werkzeug aus der Hand. Gottfried war ein Schmiedssohn, der wußte mit dem Eisen umzugehen; nach wenigen Minuten saß die Sense wieder niet- und nagelfest auf der Habe.

Das Mädchen hatte ihn so von der Seite angesehen. — Ist nicht uneben, gar nicht! wer kann er denn sein? — dachte sie bei sich. „Bedank' mich schön!“ sagte sie und gieng emsig wieder an die Arbeit. Sie blickt zu Boden — ja das muß sie doch, sie mäht Gras. Hochrothe Wangen hat sie jetzt auf einmal. Mein Gott, die Arbeit macht heiß, treibt das Blut zu Kopf. Oder schämt sie sich, daß sie mit der losgewordenen Sense nicht fertig geworden war? Oder —

Er sieht ihr auch so zu und geht gar nicht weiter. — Was nur D e r so lang stehen bleibt? dachte die Mähderin, und als er endlich weiterwanderte: jetzt geht er schon wieder.

Im nächsten Dorfe gieng Gottfried schnurgerade der Schmiede zu. Er hatte schmieden gelernt — gut, so wollte er schmieden. Er hielt um Arbeit an.

„Ihr müßt schon hübsch lang' auf der Reis' sein?“ sagte der Dorfschmied. „Wollt Ihr bei mir auf Arbeit sein, so dürfen Euere Hände nicht so fein verbleiben.“

Am Abende, als die heimkehrenden Mähder an der Schmiede vorübergiengen, hämmerte Gottfried schon frischweg an einem glühenden Stück Eisen. Die Funken stoben nach allen Seiten, und da sei — sagte man — zur selbigen Stunde der blondhaarigen Mähderin so ein Funken gerade an den Busen gesprungen. Gewesen muß so was sein, denn hinter diesem Busen ist später ein fürchterliches Feuer ausgebrochen, das gar nicht mehr zu löschen war.

An einem der nächsten Tage hat sich zwischen der jungen Mähderin und dem neuen Schmiedgesellen schon nähere Bekanntschaft zugetragen. Der rothe Hies, ein verrufener Strolch und Streicher, war der Mina — so hieß die Mähderin — in den Garten nachgeschlichen und hub dort an, gefährlich keck zu werden, als Gottfried herankam und das angstvolle Mädchen befreite. Nun ist freilich auf der ganzen Welt keine Gelegenheit günstiger, um mit einem schönen Kinde Freundschaft zu machen, als da man demselben eben einen solchen Dienst erweist.

Auch kriegte Gottfried bald mit den Dorfleuten zu thun.

An einem Sonntag war's, im Wirtshaus saßen sie.

„Ja,“ rief der Schuster dem Todtengräber zu, „Du, Friedhofbauer, hast es freilich gut, Du kannst die frischbegrabenen Kinder in der Nacht wieder ausscharren und ihnen die Herzen aus der Brust nehmen. Kein Mensch erfährt's.“

„Nu und was sollt' ich denn mit so Herzen?“ fragt der Todtengräber.

„Zaubern!“ schrie der Schuster.

„Was denn zaubern? könnt' man sich damit leicht gar einen Fünfguldenbeutel wünschen?“

„Ei freilich kannst das,“ lacht ein Dritter, „ob Du ihn aber kriegst, das ist eine andere Frag'.“

Da lachten sie toll.

„Ja,“ schreit der alte Weinschlager Jörg, „spöttelt nur! So ein Kindesherz kann Euch einmal kurios erwischen! — Ja, wartet nur, werdet es schon sehen! Wetter machen kann man damit, den Donnerkeil kann man damit schleudern, kann erschlagen lassen, wen man will.“

Da lachten sie wieder. Gottfried war auch da. Der entsetzte sich Anfangs über so krassen Aberglauben. „Jörg,“ sagte er dann, „zum Donner hinein, was schwätzest Du da? Der Donner erschlägt ja Niemanden, nur der Blitz!“

Der rothe Hies saß im Ofenwinkel. So oft Gottfried ein Wort sprach, biß er die Zähne in einander, daß sie knarrten. — Oh, hätt' ich nur ein Kindesherz, Dir, Du rußiger Schmied, wollt' ich's weisen, ob der Donner schlägt, oder der Blitz.

Gottfried dachte: so alberne Ansichten muß man tödten. Er stand auf: „Leute, wenn Ihr wollt, so mach' ich Euch heut' über acht Tage dahier in der Stube ein Wetter mit Blitz und Donner!“

„Das läßt sich hören!“ rief Alles.

„Geht,“ sagte ein Spaßvogel, „der bringt seine Frau Meisterin mit, da gibt's allemal Wetter.“

Indes, Gottfried hatte nicht umsonst ein bißchen Physik studiert; er sah es, hier waren einige Experimente eine gute Medicin gegen den Aberglauben. Er bereitete sich etliche Beispiele aus der damals neuen Erfindung der galvanischen Batterie und des Elektromagnetismus vor. —

Und am Nachmittage des nächsten Sonntages ist das Wirtshaus gedrängt voll Menschen. Sonst füllt sich die Taverne gern, wenn draußen ein Donnerwetter tobt! heute aber, weil in der dunkelgemachten Stube selbst eins in Aussicht stand.

Horch, was knistert, was schnalzt? ein Funke zuckt über den Ofen hin, das Zimmer ist einen Augenblick blendend hell. Ein Knall, der an den Wänden hallt. Ein drückender Dunstkreis; häufiger und mächtiger zucken die Blitze über dem großen Kachelofen, unheimlich wächst das Schnalzen und Knallen.

„Jesses!“ stöhnt Mancher, „das ist bigott die leibhaftig' Höllen!“

Plötzlich sind alle Gesichter blutroth und ein schmetternder Krach erschüttert das Haus.

Das ist zu viel. Stöhnend vor Angst eilen die Leute der Thür zu. Da ruft eine Stimme zum Fenster herein: „Schlagt ihn nieder, den Zauberer! Er hat Gott verlassen und hält's mit den Teufel. Schon die heilige Salbe auf dem Haupte, ist er von dem Priesterthum abgefallen. Das ist kein Schmied, das ist der Antichrist!“

„Wohl!“ sagte Gottfried, „ich bin dem geistlichen Stande aus dem Weg gegangen, um wie Ihr dieser Welt zu sein. Was ich Euch hier gezeigt habe, ist Naturmacht, die seit undenklichen Zeiten besteht.“

Kaum verstanden sie der Rede Sinn, doch aber traten viele hin zu dem jungen Manne mit dem offenen Gesichte und reichten ihm die Hand: Sie möchten, wenn's so wäre, schon seine Freunde sein. Andere aber stürmten hinaus und wollten Steine herein durch die Fenster schleudern.

So hatte Gottfried der Schmiedgeselle im Dorfe seine Freunde und Feinde.

Jahr und Tag war Gottfried in der Schmiede. Einmal im Laufe der Zeit war er heim in seinen Böhmer-

wald gegangen, zu seines Vaters Grab, zu seinem Geburtshause, das in fremden Händen war, zu seinen wenigen Verwandten, die von ihm nichts wissen wollten, weil er ein „Abgestandener.“

Er war hierauf wieder zurückgekehrt ins Alpenland, in das Dorf zu den altklugen, gutmüthigen, verwahrlosten und oft herzlich albernen Leuten.

Aber eine kleine Erbschaft hatte Gottfried mitgebracht, und vermittelst dieser erwarb er sich nun die Schmiede im Gebirgsdorfe als sein Eigen.

Mina, die blondhaarige Mähderin, war mittlerweile noch schöner geworden, und sie hatte eine Sense, die von Gottfried geschmiedet und geschärft worden war.

Es blieb aber gottswahrhaftig nicht bei der Sense.

„Mina,“ sagte der junge Schmiedmeister eines Tages, „wolltest nicht Schmiedmeisterin werden?“

Auf dieses jähe Wort war das Mädchen unsäglich erschrocken. Sie ließ das Köpfchen sinken; — schier so neigt man auch den Kopf, wenn man ja sagt.

So ist ein Band geschmiedet worden in der Schmiede, eine Kette von Freud und Leid, die nach dem Spruche nur der Tod kann lösen.

Wenige Tage hernach zog Gottfried sein Feiertagskleid an und gieng zum Vater des Mädchens, der oben am Rain ein Bauernhäuschen besaß.

Der Bauer wollte eilig die Thür verriegeln, ehe der Schmied eintrat, allein noch rechtzeitig erinnerte er sich, daß er das nicht thun dürfe, da er dem Meister noch ein paar Schlittenkufer schuldig war. Er legte sofort das Geld auf den Tisch; — nun hatte er bezahlt, nun war er Herr im Hause und konnte seine Meinung sagen.

Und wahrhaftig, er hatte ein gut Stück Meinung zu sagen.

Er räusperte sich — das ist immer vonnöthen, wenn ein großes Wort anrückt — und sagte: „Ich seh' es nicht gern, daß der Meister in mein Haus kommt.“

„Ei, wie so?“ entgegnete der Schmied, „ich dächte, daß Euch der Gottfried nichts Schlimmes —“

„Ja, ja,“ unterbrach ihn der Bauer, „er heißt Gottfried, aber stiftet Unfried. Unfried im Dorf und Unfried unter meinen Leuten. Singen es doch schon die Spatzen, daß mein Mädel seinetweg närrisch ist, durch und durch. Da sollt' Er schon so viel Einsicht haben —“

„Ich habe ehrliche Absichten,“ sagte Gottfried, „ich bitte um die Hand Eurer Tochter.“

Auf diese Worte wurde der Bauer um zwei Zoll länger. Und ein um zwei Zoll verlängerter Bauer hat noch zu allen Zeiten was bedeutet!

Aber Gottfried ließ sich nicht schrecken. „Mir gefällt Eure Tochter,“ sagte er ruhig, „und sie wird für mich die Rechte sein. Und das will ich Euch gleich sagen: nach Vermögen frag' ich nicht. Ich verstehe mein Handwerk und besitze Haus und Werkstatt.“

Der Bauer stutzte und haschte nach Worten. Wenn einem rechten Bauer Worte nicht gleich bei der Hand sind, so flucht er, oder er lacht.

Der Kleinhäusler lachte also vorläufig. Dann aber sagte er gedehnt: „Und Er redet so daher, wie ein anderer Mensch? — Wäre es etwa zuletzt doch nicht wahr, was die Leute von Ihm sagen? Sonst kunnt' ich's nicht verstehen auf alle Mittel und Weis', daß Er ein rechtschaffen christlich Haus betreten sollt' —“

„Meinen ehrlichen Namen hab' ich bewahrt,“ versetzte Gottfried ernst.

„Herr Jesses, Herr Jesses!“ rief der Alte und schlug die Hände ineinander, „was soll das bedeuten? ein Heidenmensch freit um mein Kind!“

„Ein Heidenmensch?“

„Was denn sonst?“ fuhr der Bauer drein, „hat Er nicht geistlich' Schulen studiert und ist von der heiligen Weih' geflohen? Je, das wissen

wir Alles! Und hat Er nicht ein Hexenstücklein getrieben im Wirtshaus unten und die Leut verführen wollen? Meister! ich muß Ihn recht bitten, daß er aus meinem Haus geht!"

Gottfried gieng denn.

Und des Vorurtheiles wegen sollten nun die zwei Liebesleute unglücklich verbleiben? Das wäre doch schade um den wackeren Schmied und um die schöne Mina, mochte sich der liebe Gott denken und sah sich nach einem Werkzeug um, daß er das Paar, dessen Ehe im Himmel geschlossen, auch auf Erden zusammenbringe.

Der rothe Hies, der Stromer und Streicher, an dem jedes rothe Haar bereit war zu einer Schandtthat, dieser nun war so ein Werkzeug, wie es der liebe Gott brauchen konnte.

Da zog der Hies auch einmal sein Feiertagsgewand an — das war dasselbe, das er tagaus, tagein am Leibe trug, weil der Strolch tagaus, tagein Feiertag hielt — und gieng ins Häuschen am Rain.

„Dieser Heid und Türk und Antichrist ist bei Euch gewesen, Bauer," sagte der Hies, „Gott Lob und Dank, daß er das Mädel nicht in seine Klauen mag kriegen; umbringen thät er's — bei meiner Seel! Bauer, 's ist wohl wahr, bin dann und wann ein bißl leichtsinnig gewesen, ein wenig lustig und — Ihr wisset es ja. Alles ist aber gar nicht wahr, was die Leute von mir sagen. Sollen mir beweisen, sollen mich einsperren lassen, wenn sie können! Wie der Will: ein guter Christ bin ich geblieben, und als ein solcher halt ich fein schön um Eure Tochter an!"

Da wurde der Bauer nicht um zwei Zoll, sondern um vier Schuh länger, wenn ich den Stock miteinrechne, den er jetzt über den rothen Hies schwang, bis dieser zur Thür hinauskollerte.

Was thut ein Mensch, wie der rothe Hies, wenn er mit einem Fußtritt zur Thür hinausgestoßen wird? Er setzt den rothen Hahn aufs Dach.

In einer der Nächte steht das Haus am Rain in hellen Flammen.

Die Kirchenglocken jammern zuerst, dann jammern alle Leute mit und eilen herbei, aber das Feuer kracht und lodert, und dort oben hinter dem Dachfenster steht die Mina und ruft kläglich um Hilfe. Die Flammen lecken schon zu ihr hinan. „Jesus und Maria!" schreit der Kleinhäusler, „ist denn Niemand da, der mir mein Kind rettet? Schaut, es ist die schöne Mina, wie Ihr sie allfort habt geheißen — o, eilt, und rettet sie aus dem Feuer!"

Ja, mit den Augen sind sie Alle oben, aber die Arme und Füße zittern herunten auf dem festen Erdboden.

Alles ringt die Hände und es sei keine Rettung mehr für das arme Kind, Gott wirke denn ein Wunder und sende seinen heiligen Engel, der die Jungfrau unversehrt aus den Flammen führe, wie einst den Profeten Daniel aus dem Feuerofen.

Und Daniel war doch nur ein Jude, und Mina ist eine katholische Christin — da findet sich gewiß einer.

Und siehe, wie das Feuer schon die Balken des Dachfensters ergreift und das Mädchen nach rückwärts in Ohnmacht sinkt, da fangen es zwei Arme auf — und die Wogen des Rauches verdecken das Bild.

Bald darauf legte ein junger Mann das Mädchen unversehrt auf den kühlen, thauigen Rasen. Wie sind jetzt die Leute da von allen Seiten, daß sie auch was zur Rettung beitragen, und Jubel und Verehrung umströmt den Engel Gottes. Und dieser steht da, leuchtenden Auges, und verschwindet nicht, und hat keine Flügel; da dämpft sich plötzlich der Jubel, das Jauchzen und Johlen erstirbt in ein armseliges Gemurmel. Der Engel ist der „Abgestandene", der Zauberer — Gottfried der Schmied.

Es gibt verknöcherte Bauern im Thale, und mancher ist viel zu fest,

als daß er sich durch so eine Feuerprobe eines treuen Herzens rühren ließe.

Minas Vater, der Kleinhäusler, ist von Natur aus ein braver Mann.

„Meister," sagte er eines Tages nach dem Feuer zu Gottfried, „mein Haus, das baut sich wieder auf, aber ein verbranntes Kind wird nicht mehr lebendig. Meister, Er —"

Da stockte der Alte. Wie soll er die Sache nur anpacken? Der Schmied ist gar so kühl und zurückhaltend.

— „Meister, Er hat mir mein Mädel wieder gegeben und —"

„Desweg keinen Dank. Ist meine Pflicht gewesen."

„Ja, schon recht, aber jetzt — ich will das Mädel nicht fort für mich allein behalten; und wär' der Meister so nichtsnutzig, wie die Leut' sagen, der Herrgott hätt' den Meister nicht in Feuersnoth beschützt."

Das war brav gesprochen von dem Mann, und von so Leuten kann man wohl sagen, sie haben Religion.

Im Kurzen waren sie beim Pfarrer. „Ja," hieß es, „meint Ihr denn wirklich, daß das gienge?"

„Freilich geht's nicht!" sagten die Leute. „Der Hexenmeister!"

Den beiden Liebesleuten flimmerte es vor den Augen; Mina schluchzte.

Gottfried führte seine Braut davon.

„Wie Du den dummen Leuten nur das Wetterspiel hast vormachen können," sagte Mina betrübt, „jetzt bist Du der Hexenmeister allerwärts."

„Ich hab damit das Gegentheil erreicht von dem, was ich wollte," versetzte Gottfried, „ich hab mit meinem künstlichen Blitz ihren Aberglauben tödten wollen. Aber ich sehe es wohl, ist die Einfalt zu groß, so schlägt sie in Dummheit über, sobald sie der Lehrer berührt."

Es wurden nun Auswege geplant. Wie, wenn Gottfried die Schmiede verkaufte und mit seiner Braut ins Ausland reiste? Im Ausland gibt's etwa Zustände, in denen auch ein Mann wie Gottfried glücklich sein kann.

Aber Minas Vater war anderer Ansicht. „Wenn ich," sagte er entschieden, „meine Tochter einem Abgestandenen zur Frau gebe, weil er sonst brav ist, so denke ich, ist das genug. Fort soll sie nicht."

So sprach der Alte und weiters war kein Wort mehr von ihm herauszubringen.

Wer gibt unserem Paare nun den Segen?

Ja, das gienge Niemanden was an, da wüßten sie schon selbst, was sich machen ließe.

Gieng Gottfried eines Tages zum Meßner: „Freund! ich bin gestern bei der Messe gewesen und habe gesehen, daß der Kelch durch und durch voll Masern ist, und die Vergoldung ist auch dahin. Und da habe ich mir gedacht, wir müssen einen neuen Kelch haben. Was kann er auch kosten? Ich denk', für hundert Gulden stellt der Goldschmied einen. Was meinst?"

„Nu, ich meine, des Goldschmieds wegen wär' keine Frag', aber der hundert Gulden."

„Da sind sie. Und red' mir bei den Leuten ein gutes Wort."

Am nächsten Sonntage hieß es: „Ein hochherziger Menschenfreund hat hundert Gulden zur Anschaffung eines neuen Kelches gespendet!" und hernach:

„Es werden sich verehelichen: der Bräutigam Gottfried Baumann, katholischer Religion, großjährig, Schmiedmeister allhier; die Braut Hermina Stifter, katholischer Religion, minderjährig, u. s. w."

Nach wenigen Wochen war Gottfried der Dorfschmied mit seiner lieben Erwählten und Errungenen getraut, und da sprühten in der Schmiede die Funken, daß es eine Freude war.

Nun, Gottfried, Du Deines eigenen Glückes Schmied, ist das Glück nun fertig?

Das Glück ist wie eine Kette; nie kann man sagen, sie ist voll und

fertig, immer und immer können neue Glieder darankommen, und das letzte Glied streckt sich erst recht begehrend nach einem neuen Nachbarsgliede.

Gottfried fühlte sich geliebt zu Hause und sah sich geachtet allerwärts Er wollte der Gemeinde zeigen, wie gut er es meine.

Ein Kinderfreund war er und mit der Schule gab er sich ab. Oft, am Feierabend, wenn Gottfried mit seinem Weibe auf der Bank vor der Schmiede saß, kam die ganze Dorfjugend zu ihm heran, und er mußte erzählen. Gottfried erzählte von der weiten Welt, von Naturwundern, von großen Menschen, wie sie die Dampfmaschine und den Telegraph, den Blitzableiter u. s. w. erfunden hatten. Und er erzählte von anderen Erfindungen, Entdeckungen und gab Beispiele. Da klebte er einen glimmenden Feuerschwamm auf den inneren Boden eines Trinkglases, stieß dies umgekehrt in das Wasser des Werkflosses, und siehe, der Schwamm blieb trocken und glimmte weiter. Dann sagte er erklärend, daß das Trockenbleiben im Wasser von der Luft herkomme, die in dem Trinkglase sei und das Wasser nicht eindringen lasse. Das beweise, daß die unsichtbare Luft auch ein Körper sei, der seinen Platz behaupte. — Dann wieder stürzte er das Glas über eine brennende Kerze, und diese verlosch sofort darunter; die Flamme athme Luft, und sei nun erstickt, wie der Mensch in verschlossenen Räumen ersticken müsse, sobald er den Lebensstoff der Luft verbraucht habe. — Ferner warf Gottfried einmal eine elastische Kugel an die Wand und bestimmte schon im Vorhinein genau, nach welcher Seite sie abprallen würde, und er erklärte dadurch viele Erscheinungen im Leben, z. B. die Lage des Bildes in einem Spiegel und das Gesetz des Widerhalls. Und endlich zeigte er ihnen auch elektrische Erscheinungen.

Und der gute Schmied war ganz glückselig, wenn er sah, wie die Kleinen das Erzählte begriffen und auf das Leben anzuwenden wußten.

„An Dir ist ein guter Schulmeister mißrathen,“ sagte ihm sein Weib einmal.

„Das sage ich selber, nur möchte ich keiner sein,“ antwortete Gottfried. „Gibt's was Gutes aus mir mitzutheilen, so kann ich's auch als Handwerker thun; die Menschen sollen sich einander belehren und weiterhelfen, wie sie können.“

Einmal aber kam der Schuster zum Schmied: „Du Nachbar, was soll denn das sein? Was bringen mir meine Buben für Narreteien ins Haus? Was geht die Jungen die Luft und der Blitz an! Gib Dich mit so Sachen nicht ab, Nachbar, hebst Dir damit keine Ehr' auf!“

Und selbst Mina sagte einmal zu ihrem Manne: „Gottfried, laß das gut sein, Du verfeindest Dich wieder; die Leute sind Narren!“

„Und sollen sie es denn auch verbleiben?“ antwortete der Meister, „und sollen denn unsere eigenen Kinder unter Narren aufwachsen, bis sie selber welche werden? Nein, Mina, ich kann nicht anders, es liegt in meiner Natur, die Leute zu weisen nach meinem Gewissen und Wissen. Und die Erkenntnis von auch nur geringfügig scheinenden Dingen hat großen Einfluß auf die Anschauungen und Thaten der Menschen. Nun, mit den Alten habe ich mir genug den Kopf an die Mauer gestoßen, aber mit den Jungen wird es gehen. Wirst sehen, Mina, wir machen eine bessere Zeit.“

„Schau, so hättest doch noch ein Pfarrer werden sollen,“ scherzte Mina.

„Nichts weniger als das!“ lachte Gottfried, „da hätte ich das Häuserl am Rain und das Mädele drein nicht gesehen.“

Neuerdings gieng im Dorfe das Gerücht vom ketzerischen Schmied.

Der rothe Hies saß schon lange im Criminal, aber Gottfried hatte noch

andere Feinde, die nicht so wild, aber desto gefährlicher waren. Manche wollten sich um einen neuen Schmied umsehen. Zwar, das gestand sich Jeder, Pflugschar und Axt hatte noch Keiner so gut und haltbar hergestellt, als Gottfried.

Manches alte Weibchen blieb stehen vor der Schmiede und sah dem rüstigen, stets wohlgemuthen Meister zu bei seiner Arbeit, und dachte dabei kopfschüttelnd: Noch tausendmal heißer als seine Esse ist die Hölle, darein er einstmalen brennen wird. Ei, ei, es ist aber völlig Schad' um ihn.

Der Meßner sagte nichts als: Freimaurer!

Schmied und Freimaurer! ja, hat denn Der zwei Handwerke gelernt? dachten die Leute; sie verstanden es ja nicht.

Indes, die Kinder im Dorfe wuchsen auf zu Leuten, die was verstehen und in allen Dingen was drein zu reden haben. Denen war nun unter allen Umständen ein guter Spaten recht und sie sagten es laut: „Meister Gottfried ist ein prächtiger Kerl!"

Und Meister Gottfried that die jungen Männer zusammen und richtete sie zur Feuerwehr ab und schmiedete ihnen dazu die entsprechenden Werkzeuge. Und Meister Gottfried verband sich an Feiertagen mit dem Schullehrer und übte die Jugend in Musik und unterwies sie zuweilen in praktischen Einrichtungen seiner Heimat, die zumeist vernünftiger sind als die alten Herkömmlichkeiten des Berglandes, in dem sich diese Geschichte zugetragen hat.

In Stunden der Gefahr war Gottfried stets zur Hilfe bereit; in den Tagen der Noth war er der Opferwilligste. Er war nicht im Orte geboren und doch liebte er ihn wie seine Heimat. Es muß ja eines jeden Einzelnen That allen Menschen insgesammt zu Nutze werden.

Und das muß ich ganz besonders bemerken: Gottfried war keiner von jenen Weltverbesserern, die nur außer ihrem Hause verbessern, im Innern desselben aber verschlechtern, so daß das Weib Hunger leidet und die Kinder verwahrlosen.

In Gottfrieds Hause herrschte Glück und Segen und als die Kinder heranwuchsen, hatten alle einen gesunden, blühenden Leib und eine wohlgebildete Seele.

Das gefiel den Leuten doch und sie frugen den Schmied, wie er's denn mache. Und das Gemeinnützige betreffend, wollte, wo der Schmied voran war, doch auch der Wagner nicht zurückbleiben, konnte der Kaufmann sich nicht ausschließen, durfte der Wirt nicht den Engherzigen spielen. So wurden sie mit- und vorangerissen, und der Schmied hämmerte das Eisen, so lange es warm war; und so kam mancher Reifen zustande, der die Gemeinde immer enger und kräftiger in sich verband.

Einmal saßen sie im Wirtshause zusammen, der bigotte Meßner und Andere. Selbst Gottfried fehlte nicht, weil der Neubau des Schulhauses besprochen wurde, zu welchem er die Gratislieferung der Schlosserarbeiten zugesagt hatte.

Neben dem Meister saß sein Obergeselle, ein hübscher, offener Bursche, aber aus dem Sachsenlande her und — lutherisch. Und neben diesem Burschen saß ein hübsches, freundliches Mädchen, die Tochter des Dorfschmiedes, die natürlich katholisch war. Und die beiden jungen Leute waren ein Brautpaar.

Dem Meßner war das ein Dorn im Auge. Er bemächtigte sich des Gespräches über das neue Schulhaus, kam vom Schulhause auf die Schulkinder, auf eheliche und endlich auf uneheliche. Von solchen Kindern kam er zuletzt auf Ehen, die nicht im Himmel geschlossen würden und warf dabei Blicke so in die Quer hinüber gegen das Brautpaar.

Dem Meister wurde warm. Er

fühlte, wie seinen Kindern Unrecht geschah und war in seiner Aufwallung schon entschlossen, ein herbes Wort zu sprechen, das ihm vielleicht auf lange Zeit Ruhe vor anspielenden Salbadereien verschafft hätte. Da erhob sich in demselben Augenblicke ein altes, höckeriges Holzhauermännlein, ein Gläschen in der Hand und eines dem Anscheine nach schon im Kopfe, und mit fast lallender, wiegender Stimme sang er:

„Und will Dir die Welt
Dein Dirndl nit lassen,
Hupf mit ihr auf die Gassen
Und mach' Dir nichts draus — —“

Meister Gottfried, der indes solche Zügellosigkeiten nicht liebte, verließ mit dem jungen Paare das Haus.

Wenige Wochen danach zog seine liebe Tochter mit ihrem Bräutigam in das ferne Sachsenland, um sich dort trauen zu lassen. Die Reise war gar weit; sie machten sich im Sachsenlande ansässig und kehrten nicht mehr zurück.

In der Gemeinde war ein neues Leben aufgegangen. Die Schule gedieh und die Arbeit gedieh, und der Friede der Wohlhabenheit zog in die Häuser ein. Auf den Dächern waren Blitzableiter, und die Leute schwätzten von keinem geherten Wetter mehr, und nicht mehr von Zauberkräften, die in todten Kindesherzen ruhen sollen.

In lebendigen Kindesherzen liegt der Zauber. —

Allzulang aber will das Glück denn einmal nicht währen. Ein Krieg brach aus, da mußten die Besten unter den jungen Männern davon. Auch Gottfrieds zwei Söhne zogen freudig zum Kampf fürs Vaterland. Sie kehrten nicht mehr, sie liegen begraben auf der Walstatt.

Daheim aber in der Alpengegend wüthete eine Seuche und raffte die Leute der Reihe nach dahin. Mina, tiefgebeugt durch den Verlust ihrer Kinder, weihte sich voll der edelsten Selbstaufopferung der Krankenpflege. Aber der Sarg, der für den Sterbenden gezimmert wird, ist immer auch groß genug für den Wärter, und — kehr' die Hand um — ist der arme Gottfried allein.

Alt und allein. — Ist das seines Vaters Fluch? — Hatte er ein solches Schicksal sich selbst geschmiedet?

So fragt nicht ein Mann, der stets nach seinem Gewissen gehandelt hat. — Alles muß ein Ende nehmen und ich habe das Glück des Lebens genossen, dachte der Meister und blieb aufrecht.

„Gottfried,“ sagte er einmal zu sich selbst, „lebst du noch ein Stückchen Zeit, so wirst du nicht ganz umsonst auf der Welt sein.“

Krieg und Krankheit war vorbei, aber die Armut war in der Gegend verblieben.

Arme Leute haben einen Sinn mehr, als Andere — die Noth. Arme Leute sind in ihrem eigenen Hause nicht daheim. Arme Leute müssen tanzen, wie die Reichen pfeifen. Armer Leute Reden gehen viel in einen Sack. — Das sind so Sprichwörter, die sich leicht sagen lassen; und wohlhabende Leute philosophieren stets gescheit über die Armut.

Armut ist keine Schande, sagen sie bei ihrem gutbesetzten Tisch; — aber ein leerer Sack steht nicht, das fühlen Andere in ihrer elenden Hütte.

Es ist besser, die Armen sitzen vor meiner Thür, als ich vor ihrer, dachte Gottfried der Dorfschmied, und kein Hungriger gieng an seinem Hause vorüber.

Wir wissen es längst, daß Gottfried keiner von Denen war, die zwei Hände haben: die eine zum Nehmen und die andere zum Behalten. Er hatte zwei andere: die eine zum Arbeiten, die andere zum Geben. Mit Geben wuchert man am meisten, sagte er, denn unser Herrgott zahlt gute Zinsen.

Das Wohlthun war nun des guten,

betagten. Mannes Glück und Freude — sein Alles. Und er that wohl und sah nicht um, und er schrieb sein Wohlthun nicht in den Kalender.

Gott aber wird es wohl aufgeschrieben haben in den Herzen seiner Armen.

Darüber machte sich übrigens der Meister kein Kopfzerbrechen. Er übte Gutthat aus Liebe zur guten That.

Seinen feinsten Rock behielt Gottfried vorläufig allerdings noch für sich, aber seinen wärmsten gab er einem Bettler.

Einmal nach schwerem Hämmern zur Mittagszeit, ist er sehr hungrig und setzt sich schmunzelnd zum gedeckten Tisch. Da humpelt ein Dorfarmer herein. Gottfried steht auf und sagt: „Grüß Euch Gott! setzet Euch auf dieses Plätzchen da und esset; ich krieg' mit Gotteswill heut noch mein Nachtmahl; wer weiß aber, ob an Euch gedacht wird, wenn die Leut zu Abend essen."

Ein armer Kleinhäusler stiehlt ihm einmal Holz von der Lege weg. Gottfried erwischt den Dieb, der vor Schreck die Scheiter fallen läßt. „Geh, Hans," sagt der Meister, „heb' nur wieder auf. Und wenn Du wieder Holz brauchst, so sag' mir's, daß ich Dir's gebe; denn wenn ich Dich nochmals auf solchem Weg erwischte, so müßte ich Dich schier einführen lassen."

Im Dorfe war ein Armenhaus gebaut worden, zwei Drittel der Kosten deckte des Schmiedmeisters Sack. „Das dritte Drittel," sagte er, „lasse ich die Anderen zahlen, damit sie sich an die Erhaltungskosten gewöhnen, wenn ich nicht mehr bin."

Oft, wenn ein Festtag war, sagte Gottfried zu sich: „Heut thu' ich mir was Gutes an," steckte seine Geldtasche zu sich und gieng davon. Ins Armenhaus gieng er und unterwegs beschenkte er jeden mühseligen Greis, jedes arme Weiblein, und als sein Beutel leicht war, war auch sein Herz leicht, und dann lächelte er zu sich: „'s ist halt rechtschaffen wohl, wenn man sich zuweilen einen guten Tag anthun kann."

Wer gibt, was er hat, ist wert, daß er lebt, ist das Sprichwort. Ja, wert wäre er's freilich, aber verhungern muß er.

Gottfrieds Haus war endlich leer geworden. Die wahre, stille Armut blieb nun freilich weg von seiner Thür, aber das Bettelvolk polterte an derselben: „Ist er ein Geizhammel geworden?"

Sie wollten das letzte Stäubchen Mehl aus seiner Kammer, sie wollten die Bretter von seinem Dache. Sie waren sein Geben gewohnt worden und glaubten es nun verlangen zu können, und sie vergaßen, daß von der vielen Armut, die an Gottfrieds Thür geklopft hatte, nun bereits einige im Hause geblieben war.

Die Nachbarn schüttelten den Kopf und murmelten: „Warum thut er sich's! Sollen wir ihm seine Leichtfertigkeit vergüten?"

Leichtfertigkeit, sagten sie, und er hatte gekargt gegen seinen eigenen Mund und hatte Almosen gegeben.

Jetzt, da er dürftig war, zogen sich die Armen und Reichen von ihm zurück.

Und der Gottfried saß einsam vor seinem Hause und stützte das grauende Haupt auf seine Hand.

So kam einmal der Spätherbst. Alle Aecker waren leer, bis auf den Gottesacker; alle Scheunen waren voll, bis auf die Vorrathskammer des Dorfschmiedes. Und es kam das Fest der Allerheiligen, mit seiner alten Sitte.

In allen Häusern wurde das „Allerheiligenbrot" gebacken, um es an die Armen zu vertheilen. Die Meisten thaten das freilich nicht aus Wohlthätigkeitssinn, sondern, weil es der Gebrauch war, und weil das Sprichwort geht: Ein Vergeltsgott zu Allerheiligen ist mehr wert für das Kornfeld, als eine Fuhr Dünger, und:

Viel Arme zu Allerheiligen, viel Kornfuhren im nächsten Herbst.

Beim Dorfschmied wurde nicht gebacken, da war heute, als die Scharen der Brotsammler kamen, sogar die Thür verschlossen.

„Meint denn der Meister, er habe sich die Himmelsstiege schon fertig gebaut, weil er den Armen kein Stück Brot mehr reicht! O, da fehlen ihm noch viele Stufen und der heilige Petrus streckt ihm die Hand nicht entgegen!“ So sagten sie zu einander und zogen fürbaß. —

Ein Schwarm Kinder johlte durch die Dorfgasse — zu den Häusern hinein mit Sack und Pack und mit hellem Ruf: „Bitten gar schön um einen Allerheiligenstritzel!“

Da wurde nun wacker ausgetheilt, da bekam Jedes sein Brotlaibchen, und lustig riefen die Kleinen: „Glück und Segen für dieses Haus, das Glück zieh' ein, das Unglück hinaus!“

Und wer auch so schrie, und wer Brot sammelte und mit den armen Kindern gieng, das war der Meister Gottfried.

Wie war das kleine Volk vergnügt, daß der Meister, den Bettelsack am Rücken, mit ihm herumrannte. Sie umkreisten ihn, hiengen sich an seine Arme, zerrten lustig an seinem Bündel, krabbelten ihm gar auf die Achseln hinauf. Ja, es war eine Zutraulichkeit der armen Kinder, wie wenn sie sagen wollten: Meister, jetzt gehörst Du zu uns, jetzt wollen wir Dich nimmer lassen! —

Die Nachbarn aber: „Was? der Schmied geht betteln? ei, nachher steht die Welt nicht mehr lang. Das ist doch ein Schandfleck, den armen Leuten schnappt er das Brot weg. Zurückhaben will er's wieder, was er einmal — kaum der Mühe wert zu reden — verschenkt hat. Graben aus und Graben ein kann Einer suchen, bis er so einen Geizkragen findet, wie den Schmied da. Hat nicht Weib und Kind und scharrt die Sach' zusamm'!“

Gottfried hört gar eines oder das andere der bösen Worte, aber er wird nicht irr, sammelt Brot und ist lustig mit den Kindern der armen Leute.

Und er war fleißig; sein Sack war voll, da nahm er einen zweiten; zuletzt konnte er nicht mehr Schritt halten mit den Kindern und er keuchte unter seiner Last.

Die Leute mußten ihm wohl, mußten Jedem geben, denn so war der Gebrauch, aber sie gaben ihm das kleinste und schwärzeste Laibchen; und wo den Sammlern Suppe und Schmalzmus vorgesetzt wurde, da gaben sie ihm keinen Löffel.

Draußen auf dem Anger, im dürren Laub der Holzbirnbäume, lag der alte verkommene Stromer Hies. Vor Kurzem erst war er wieder in die Gegend gekommen nach langer Zeit. Er sagte, er sei in Amerika gewesen. Der Kerl hatte mehr Scham, als man ihm zugetraut hätte; er wollte es nicht gestehen, daß er zwanzig Jahre lang im Zuchthause saß.

Zuchthaus! Zucht für den alten Sünder? — Still doch, hat er seine Strafe abgebüßt, so ist er wieder ein ehrlicher Mann.

Als die Brotsammler an dem Alten vorüber kamen, hob er ein wenig den Kopf und bat um Almosen.

„Du Hies!“ rief ihm Gottfried zu, „heute sind Thüren und Hände offen; geh, kannst haben, soviel Du tragen magst; wir haben unsere Sach' selbst erbettelt!“

Da fluchte der alte Wicht, hub einen Stein und warf ihn der jungen Schar nach.

Zornig kehrte Gottfried um, daß er den Alten züchtige.

Der Hies fletschte die Zähne. — „Das ist ja der Meister Gottfried?“ zischelte er, „schau, ein alter Bekannter und eine alte Rechnung!“

Gottfried zog weiter und sammelte Brot. Und als es Abend wurde, keuchte er mit seiner mächtigen Last — dem Armenhause zu. In diesem

Hause der Trübsal leerte der Meister seine Säcke unter die Lahmen und Blinden, die nicht hatten sammeln können.

Tausend Vergeltsgott wurden ihm entgegengeweint, gelacht; sie zerrten ihm schier die Kleider vom Leibe, als sie dieselben küßten.

Gottfried lächelte still und gieng seinem Hause zu.

Aber wie er in der Dämmerung ruhig und vergnügt so hinschreitet über die Au, da — was ist es denn? Haben die Vergeltsgott goldene Flügel bekommen? Leuchtet der Segen Gottes so sehr über seinem Hause? — Ein grell glühender Schein loht auf über seiner Schmiede, und zu allen Fenstern des Hauses qualmen die Flammen heraus, und roth sind die wogenden Wellen des Rauches und die Nebel des Herbstes.

Die Nachbarn sehen von ferne zu und schütteln die Köpfe. Das sind doch jene Leute, die einst als Kinder vor der Schmiede gesessen waren und den lieben, belehrenden Worten des Meisters zugehört hatten.

Aber die Menschen sind einmal so; am liebsten kreuzigen sie ihre Heilande.

„Das ist die Strafe Gottes für seinen Frevel," meinten Einige, „er hat ja heute so sauber den Bettler gespielt, jetzt ist er's geworden. Jetzt mag er gehen mit dem Sack, und sehen, daß ihm Einer was hineinwirft."

Die Schmiede brannte nieder bis auf den letzten Balken und die Esse stand unter freiem Himmel. —

Gottfried ist fertig und die Geschichte ist zu Ende.

Ihr seht mich fragend an! Wollt Ihr etwa noch den alten Stromer Hies aus dem Schmiedbache ziehen? Der hat sein diesmalig Brandlegen ungeschickt angestellt, ist vom Dache in den Bach gefallen, hat sich zu todt getrunken.

Oder wollt Ihr den guten Gottfried noch einmal sehen?

Im Armenhause sitzt er noch manches Jahr; sein Haar ist weiß wie Edelweiß auf den Zinnen der Berge; sein Antlitz ist heiter. Wohl sind seine Knochen altersmorsch, aber das Arbeiten kann er nicht lassen. Er strickt Strümpfe für arme Kinder. Er merkt es gar nicht, er strickt sein Herzensglück mit hinein in die Maschen.

Und wollt Ihr den guten Gottfried noch einmal sehen?

Es ist zu spät. Der Sargdeckel ist festgenagelt; die Truhe rollt in das Grab.

Der neue Pfarrer, ein treuer, redlicher Seelenhirt, hält eine kurze Anrede. Er schließt sie mit den Worten: „Undank ist der Welt Lohn. Aber, wer im Wohlthun selbst sein Glück findet, der wartet nicht auf anderen Gewinn. Die schönste Vergeltung, ein Himmelreich schon auf Erden, trägt er in seiner Seele: das Bewußtsein, Gutes gethan zu haben um Gottes Willen."

Ein tapferes Weib.

Eine einfache Geschichte von Hans Fraungruber.

Ein prächtiges Gewitter brauste durch die Augustnacht. Der Sturm jagte ganze Wolkengebirge über die Landschaft, zerriß sie und schleuderte die Fetzen als Regengüsse zur Erde nieder. Zuweilen erhellte der Blitz das wallende Gewirr, und ein dumpfer Donner grollte ihm zürnend nach. Durch diesen Aufruhr der Elemente zog ein Personenzug der bairischen Staatsbahn der Hauptstadt zu. In einem schwach beleuchteten kleinen Coupé des letzten Wagens saß eine Anzahl von Fahrgästen zusammengepfercht; die Schwüle des engen Raumes lastete schwer auf ihrer Brust, und so harrten sie schweigend dem Ziele ihrer Fahrt entgegen. In der linken Ecke streckte ein vom Urlaube zurückkehrender Wachmann die Beine von sich und bohrte seinen Säbel zwischen die Füße eines ihm gegenübersitzenden ältlichen Krämers, den eine Geschäftsreise nach München führte. Neben diesem saßen, in Wolltücher gehüllt, zwei bescheiden aussehende Frauen, die sich, vorgebeugt, in starrer Ruhe ihrem Schicksale ergaben; sie schienen zu beten, und wenn draußen ein Blitz für einen Augenblick die Finsternis zerriß oder ein besonders heftiger Regenguß ans Fenster schlug, bekreuzten sie sich gleichzeitig, wie zwei Automaten, um sofort wieder in ihre steife Unbeweglichkeit zu versinken. Zu ihnen mochten die zwei biederen Landgeistlichen gehören, die den Rücksitz mit dem Wachmanne und einem Handlungsreisenden theilten, der trotz der Hitze einen carrierten Plaid über seine Beine gebreitet hielt und eifrig bemüht war, den duftenden Rauch seiner Cigarette in tadellose Ringe zu blasen, unbekümmert um die Blicke der Geistlichen, die ihn ob seiner Keckheit, im Damencoupé zu rauchen, mit fragendem Zürnen von der Seite streiften. Seine Augen richteten sich unverwandt auf ein Mädchen, das ihm gegenüber am Fenster lehnte, den Kopf in die Ecke zurückbeugte und in Selbstvergessenheit verloren schien. Ihr Gesicht war nicht gerade schön, aber der wohlgeformte Mund und große blaue Augen, in denen ein Himmel von Unschuld und Vertrauen träumte, verliehen ihm jenen Reiz, der mehr als tadellose Schönheit fesselt. Die festen weißen Hände lagen gefaltet auf dem lichten Regenmantel, nur zuweilen spielten die Finger, wenn das Mädchen die auswendig gelernten Stationen zählte, die sie noch zu durchfahren hatte. Sie gab sich ganz dem heimlichen Wohlbehagen des Augenblickes hin, das uns umfängt, wenn wir bei heftigem Unwetter im Trockenen sitzen, im einförmigen Gestampfe des Zuges hörte sie leise prickelnde Musik, die zauberhaft ihren Sinn umgaukelte und ein Netz von Phantasien um ihre Seele wob. Bilder der Vergangenheit zogen herauf, Scenen jener schlichten Zeit, da sie am Bette der kranken Mutter, in dem reizlosen Heimatstädtchen die Mädchentage verbracht, in einfacher Häuslichkeit, im Stillleben, das keine Aufregung störte; sie gedachte des Tages, da sie die Theuere zu Grabe geleitete und einsam in der Welt zurückblieb. Eine Thräne verdunkelte ihr helles Auge und die Hände verschlangen sich fester. Der Wortlaut des Briefes erklang ihr

wieder, in dem ein entfremdeter Onkel mittheilte, daß er seiner Nichte eine Stelle als Arbeitslehrerin an einer öffentlichen Schule der Hauptstadt verschafft habe, damit sie der Sorge um ihr Fortkommen enthoben sei und Niemandem weiter zur Last falle. Sie dankte im Herzen dem Manne und schaute mit unbeschreiblichem Gefühle in die Zukunft. Frei war sie fortan und unbeschränkte Herrin über ihr Thun und Lassen, doch das Schicksal führte sie unter fremde Menschen und auf fremden Boden. Die friedliche Stimmung ihres bisherigen Lebens war mit einem Male verscheucht, vielleicht glich die Zukunft dem Sturme, der an das Coupéfenster prallte.

Es fröstelte sie; doch bald kehrte das wohlige Gefühl des Vertrauens auf ihre Ruhe und Festigkeit wieder, im Bewußtsein ihrer Selbständigkeit fühlte sie sich gehoben; ein fast männlicher Trotz umspielte ihre Lippen und bei jedem Donnerschlage lief ein wonniges Beben durch ihren Leib. Momentan zuckte ein glühendes Verlangen nach Liebe und Lebenslust durch ihre Seele, um sofort wieder zu verschwinden und den Platz für mancherlei Pläne zu räumen.

Mittlerweile hatte der Zug seine Bahn durchmessen, ferne Lichter kamen näher und eine nervöse Unruhe bewegte die Personen in dem engen, stillen Gelaß. Der ältliche Krämer faßte sein Handbündel, stolperte über den Säbel des Wachmannes, stieg schwankend zwischen den Fahrgästen zu dem rechtsseitigen Fenster und begann darauf zu klopfen. Scharrend und ächzend hielt der Zug an, die Thüre wurde aufgerissen und ein regentriefender Schaffner rief herein: „Ostbahnhof München!“ Da fuhr das Mädchen empor, schaute wirr um sich, raffte hastig ein Handkofferchen unter dem Sitze hervor und verließ den Wagen mit raschem Gruße, den der Handlungsreisende mit unverständlichem Geflüster erwiderte. Rasch trachtete sie dem Ausgange zu. Sie bemerkte nicht, daß nur wenige Personen den Zug verließen, es fiel ihr die Schlichtheit des Bahnhofes nicht auf, hatte sie doch noch keinen stattlicheren gesehen; eine Aufregung hatte sie angesichts des Zieles erfaßt, die sie nicht bemeistern konnte. Als sie aus dem Thore trat, hörte sie hinter sich abläuten und den Zug davonschnauben; vor ihr lag eine endlose, schlechterhellte Straße, deren Laternenlichter im Winde flackerten. Kein Gefährte hielt an der Treppe. Nicht einmal ein Hotelwagen war zur Stelle. Befremdet stand das Mädchen und starrte in die Nacht. Dann gedachte sie entschuldigend der späten Stunde, faßte Koffer und Kleid und schritt entschlossen die Straße hinab.

Das Gewitter hatte ausgetobt, erquickende Frische kühlte die Stirne der Einsamen, vom Himmel blinkte hie und da ein Sternlein, über ihrem Haupte rauschten Baumkronen im Winde und schüttelten vereinzelte Tropfen auf sie herab. Die Laternen warfen zitternde Lichter auf den aufgeweichten Boden und spiegelten sich in trüben Lachen, die der heftige Regen zurückgelassen hatte. Anfangs giengen mehrere Personen hinter dem Mädchen, plauderten laut oder schimpften über den schlechten Weg. Allmählich aber, als sie die gepflasterte Straße erreicht hatten, bogen sie in die Seitengassen ab und hinter ihr gähnte das feuchte Dunkel. Da überkam ein drückendes Gefühl unsäglicher Verlassenheit die Wanderin, und in banger Scheu beschleunigte sie ihre Schritte, rechts und links nach einem Gasthofe spähend. Vergebens; alle Thore waren geschlossen, alle Fenster dunkel. Nach einer Weile hastigen Vorwärtsstrebens sah sie vor sich einen Mann und erkannte an dem weißen Handbündel den Krämer. Beruhigt mäßigte sie ihre Schritte. Bald jedoch bekam der Wunsch nach Gesellschaft die Ober-

hand und sie suchte den Alten zu erreichen. Dieser wandte sich um, und als er das Mädchen gewahrte, nickte er und sagte: „Ei, das Fräulein! Machen Sie denn auch meinen Weg?“ Sie wußte keine Antwort, doch freute sie sich seiner Theilnahme und fragte: „Sind hier schon alle Wirtschaften gesperrt?“ „Nicht doch,“ erwiderte er, „es wird wohl noch eine offen sein. Wir müssen gleich den »braunen Hirschen« vorbeikommen. Ei, da ist er schon.“ Das Mädchen blickte auf, sah aber kein beleuchtetes Haus und ihr Genosse schüttelte das Haupt: „Sieh', die schlafen schon. Nun müssen Sie wohl bei der »blauen Ente« nachsehen, hier ist nichts.“ Die Angesprochene seufzte und schaute befangen um sich. „Herr,“ sagte sie dann: „Ich bin hier ganz fremd, ich wäre gern erkenntlich, wenn Sie die Güte hätten, mich zu führen.“ Das Männchen blickte seine Gefährtin forschend an, nickte und setzte sich in kurzen Trab, indem er erzählte: „Ich habe meine Herberge bei einem alten Geschäftsfreunde, der mich erwartet, wir müssen uns also ein bißchen beeilen.“ Damit führte er das Mädchen durch ein paar Gassen, blieb dann plötzlich stehen und knurrte: „Lottchen, nun ist's da auch zu!“ „Gibt's denn keine Glocke?“ fragte sie verzagt. „Das schon, eine »Goldene Glocke«, aber dort schlafen sie wohl auch.“ Das Mädchen sah ihn fragend an. „Ach so,“ lachte der Krämer, „Sie meinen eine Klingel? Nee, die gibts in so kleinen Wirtschaften nicht.“ Damit schritt er auf die Thüre zu und drückte heftig auf die Schnalle, dann gieng er das niedere Gebäude entlang, wo ein großes Bretterthor den Hof abschloß. Er tastete daran, drehte sich um und ließ sich der Länge nach darauf fallen; das Thor dröhnte etwas, rührte sich aber nicht, und nachdem er so ein Uebriges gethan, kehrte der Krämer achselzuckend zu dem Mädchen zurück. „Nun ist es alle,“ meinte er, „nun liegen sie insgesammt auf dem Stroh.“ „Es ist doch nicht möglich, daß in München nach Ankunft eines Personenzuges alle Wirtschaften geschlossen sind,“ wendete sie ein. Nun schaute der Alte verwundert drein. „Wollten Sie denn nach München?“ fragte er. Sie starrte ihn an. „Denn hätten Sie sollen auf dem Central-Bahnhofe absteigen,“ fuhr er fort, „hier ist die Vorstadt Au.“ Das Mädchen war sprachlos. Die lange Fahrt hatte sie ermüdet. Das Umherirren machte sie verzagt, und nun sie sich ohne Obdach in der Fremde sah, noch dazu in so später Stunde, entglitt ihr aller Muth, und in ihrer Rathlosigkeit begann sie zu schluchzen.

„Nun, nun,“ tröstete sie der treue Eckart, indem er den Rückweg antrat, „wir sind ja noch auf der Welt. Nach München kann ich nicht mit hinüber, sonst legt sich mein Geschäftsfreund aufs Ohr, und ich muß ihm das Haus überm Bette abbrechen, wenn ich zu ihm will; aber sehen Sie, Kind, hier ist der Hofbräukeller und hier auf dem Boden,“ damit wies er zur Erde, „laufen die Stränge der Pferdebahn in die Stadt hinüber. Machen Sie's auch so, dann sind Sie in einer halben Stunde im Quartier. Und denn gute Nacht.“

Sie wollte ihm danken, aber der Krämer war schon davon und stieg aus Leibeskräften querüber zu seinem Geschäftsfreunde. Da stand nun das Mädchen abermals auf offener Straße und starrte bald zur Erde, bald in die angedeutete Richtung dem Dunkel entgegen. So hatte sie sich ihre Ankunft nicht vorgestellt. Es begann wieder sachte zu regnen und die kalten Tropfen weckten die Verlassene aus ihrer Betäubung. Langsam begann sie den Schienenstrang abzuschreiten, allmählich aber wurde ihr Gang schneller und schneller, bis ihre Füßchen kaum mehr den Boden berührten. Dabei bohrte sie den Blick fest ins Dunkel und bei jedem Geräusche hielt sie plötzlich an und horchte athemlos

in die Stille. Die Straße krümmt sich durch Anlagen und kriecht dann zwischen Gartenmauern fort, über welche reichbelaubte Bäume ihr buschiges Haupt strecken. So weit war das Mädchen gekommen; zur Rechten erhob sich gewaltig der ragende Bau des Maximilianeums, da drang plötzlich ein dumpfes Rauschen an ihr Ohr, immer wachsend, immer deutlicher, noch eine Straßenbiegung und die lange, schöne Isarbrücke lag vor ihr. Jenseits schimmerte es heller, jenseits ahnte sie ihr Ziel. Nun kehrten mit dem Sicherheitsgefühle auch Muth und Festigkeit zurück, doch in das Verlangen nach dem nahen Asyle mischte sich die Sehnsucht nach freundlichem Empfange, nach Bekannten, nach Freundschaft und Herzlichkeit. „Ach, ich habe ja Niemand," klagte eine Stimme in ihr, „allein bin ich, fremd in fremder Umgebung, und Niemand werde ich finden, der es gut mit mir meint!" Sie strich das Haar aus der Stirne, fuhr sich über die nassen Augen und betrat die Brücke. Die Candelaber spendeten ein helleres Licht, unter ihren Füßen brauste die Isar, und die Herzensstimme sprach weiter: „Sie werden dir verzogene Kinder anvertrauen, die dir lieblos begegnen, Arbeit wird deine Tage füllen, das Weh der Verlassenheit die Nächte, und es wird dich nach der Heimat und nach dem Grabe deiner Mutter verlangen." Unter solchen Gedanken hatte sie nahezu den letzten Brückenbogen erreicht, als sie an einem Pfeiler eine dunkle Gestalt bemerkte. Schon wollte sie zur rechten Dammseite flüchten, da bewog sie eine Art trotziger Neugierde, ihren Weg fortzusetzen. Am Pfeiler lehnte ein gutgekleideter Mann, der in die zischenden Wogen hinabschaute. Er beachtete das vorbeihuschende Mädchen nicht, aber sie hatte mit dem einzigen Blicke, der ihn streifte, den edlen Ausdruck seines Gesichtes erfaßt und ein krampfhaftes Stöhnen vernommen, das sich seiner Brust entwand. „Ein Betrunkener?" fragte sie sich, als sie die Brücke hinter sich hatte, „nein, darnach sieht er nicht aus. Er stöhnte, er scheint zu leiden!" Plötzlich blieb sie stehen, ein erschreckender Gedanke durchzuckte sie. „Sollte er — nein! Und doch — er starrte in die Flut hinab, er ächzte wie verzweifelt, er will sich vielleicht tödten!" Unsägliche Angst erfaßte die Schauernde, sie wandte sich um; sollte sie ihn abhalten? War es nicht ihre Pflicht, dies zu thun? „Vielleicht ist es schon zu spät!" Mit zagenden Schritten gieng sie zurück, kaum wagte sie die Augen zu erheben. „Vielleicht ist die Stelle leer und —" Eisig rann das Entsetzen durch ihre Adern. „Nein, er steht noch dort, regungslos." Einen Augenblick zögert sie, rasch hebt und senkt sich ihre Brust, nun tritt sie rasch entschlossen zu dem Einsamen und faßt ihn heftig am Arme. Er fährt empor, wendet sich und starrt das Mädchen mit glanzlosen Augen an. „Kommen Sie mit mir," flehte sie mit klarer Stimme, „ich bitte Sie darum!" Er schiebt traumhaft ihre Hand von sich und spricht: „Lassen Sie mich, ich kenne Sie nicht." Sie aber faßt ihn wieder und bittet dringender: „Folgen Sie mir, Sie sind krank!" Da beleben sich seine bleichen Züge, in seinen Augen lodert eine wahnsinnige Glut auf, wie ein Tiger sein Opfer bannt, so funkelt sein Blick in stummem Groll, und mit kaltem Griff stößt er seine Retterin von sich und wendet sich zum Brückenrande. Ein Gemisch von Entsetzen und Unwillen erfüllt das Mädchen, sie umschließt seine Hand mit der Kraft der Verzweiflung und herrscht ihn an: „Herr, ich halte Sie fest und rufe, bis Hilfe kommt, wenn Sie mir nicht gehorchen!" Mit zwingender Energie zieht sie ihn fort bis in die nächste Gasse. Hier hält sie, und da sie das heftige Zittern des Mannes gewahrt, schließt sie seinen Rock, schlingt ihr eigenes Tuch um den Hals und spricht

mit aller Innigkeit des Mitleids, noch bebend vor Erregung: „Sehen Sie, wie krank Sie sind und wie Sie liebevoller Pflege bedürfen! Wo wohnen Sie?“ „Nirgends,“ antwortet er. Betroffen blickte sie ihn an: „Sie haben doch Bekannte oder Anverwandte hier?“ „Nirgends,“ lautet abermals die erregte Antwort. „Wohin dann,“ fragt das Mädchen verwirrt. „Zurück!“ entgegnet er, und weist mit der Hand in die Richtung der Brücke. „Nein, nein!“ hastet sie erregt und zieht ihn weiter. — Widerstrebend folgt er seiner Führerin, in deren Köpfchen wirre Gedanken streiten. „Das Rettungswerk ist nicht vollendet,“ sagt sie zu sich selbst, „wer weiß, ob er nicht umkehrt und seinen fürchterlichen Vorsatz dennoch ausführt, wenn ich ihn verlasse?“

Plötzlich taucht ein seltsamer Gedanke in ihr auf; sie weist ihn von sich, doch umsonst; immer wieder kehrt er, immer dringender, immer bestimmter. „Er ist allein und besitzt Niemand auf Erden, einsam, wie ich, steht er im Leben. Vielleicht hat uns das Schicksal zu Kameraden bestimmt?“ Sie betrachtet ihn forschend. „Er ist kein Verbrecher,“ denkt sie weiter, „dieser edle Leib umschließt keine schlechte Seele, aber er ist unglücklich, ich kann ihn nicht verlassen. Hinweg Bedenken und Vorurtheile! Wer ist mein Richter, bin ich nicht Herrin meiner Thaten?“ Licht und bestimmt steht ein Entschluß in ihrem Herzen. Sie blickt um sich und sieht das Isarthor und in der Nähe ein Gasthaus von gut bürgerlichem Aeußern. Dahin wendet sie sich und zieht die Klingel. Mißtrauisch forscht der Fremde in ihren Zügen: „Was wollen Sie beginnen?“ „Ich will mit Ihnen sprechen,“ erwidert sie ernst und tritt durch die mittlerweile geöffnete Thüre in den Flur des Hauses. Der bestimmte Ernst ihrer Antwort hat den Widerstand des Unglücklichen gelähmt, er folgt ihr ohne Zögern. Wußte er, was er that? Vor ihm und in seiner Seele lag es wie ein dichter Nebel, den zu entwirren ihm die Energie fehlte; so gehorchte er halb willenlos seiner Retterin, die zwei kleine, nebeneinander liegende Zimmer aufgenommen und in kurzer Zeit wohnlich eingerichtet hatte.

Nun erst ermannte sich der Unglückliche, allmählich ward er sich des Geschehenen bewußt, es stieg wie eine zornige Scham in sein Antlitz, er schwankte zur Thüre, um zu flüchten, allein das vorsichtige Mädchen hatte sie verschlossen und den Schlüssel mit in ihr Zimmer genommen. Als sie nach einer Weile mit einer Schale dampfenden Thees zurückkam, hatte sich ihr Gefangener schwerathmend aufs Bett geworfen. Sie nöthigte ihn zu trinken, setzte sich so neben ihn, daß sie nicht in sein Gesicht sehen konnte und sagte mit schwesterlicher Wärme: „Nun erzählen Sie mir, warum Sie sich tödten wollten. Ich weiß, Sie werden nicht mehr daran denken, wenn Sie mir gebeichtet und Ihr Herz erleichtert haben.“

Der Kranke sah das Mädchen an, das ihn mit räthselhafter Macht beherrschte; dann begann er: „Ich weiß nicht, wer Sie sind und mit welchem Rechte Sie die Hand in die Speichen des Rades legten, das mein Schicksal heißt!“ Einen Augenblick starrte er vor sich hin, dann richtete er sich halb auf und betrachtete das Mädchen. „Ich glaube nicht an gute Engel,“ rief er leidenschaftlich, „ich glaube nicht daran! Ich weiß auch nicht, wie es geschah, daß ich Ihnen gehorchte, doch, da Sie mich am Ende sahen, sollen Sie auch erfahren, wie ich dazu kam. Meine Geschichte ist kurz und einfach. Ich war das einzige Kind reicher Leute. Meine Eltern liebten sich nicht, so war ihnen auch die Frucht ihrer Ehe gleichgiltig und sie überließen mich Miethlingen. Die zogen mich auf, wie es ihnen jeweilig gefiel, meistentheils kümmerten sie sich

gar nicht um mich, überschütteten mich mit Spielwaren, damit ich mich selbst unterhalte und giengen ihre eigenen Wege. Meine Lehrer lehrten mich, was ihnen bequem war und was ich ohne Mühe behielt. So wuchs ich heran, bis ein früher Tod meine Eltern fast gleichzeitig dahinraffte und ich Herr eines bedeutenden Vermögens wurde. Da erinnerten sich plötzlich zahlreiche Freunde meiner Person, sie zogen mich in den Strudel des Weltlebens und halfen mir, mich meines Vermögens zu entlasten. Ich reiste, soutenierte, wettete, war Gutsherr und Sportsman und genoß den Becher leichten Lebens bis zur Neige. Allein das Glück kannte ich nicht. Da fuhr ich eines Tages durch ein armseliges Dorf, wo eben ein junges Paar, das sich durch schwere Kämpfe bis zum Altar durchgerungen, in dem bescheidenen Kirchlein getraut wurde. Langweile und Neugierde bewogen mich, einzutreten, und mit fremdem Gefühle wohnte ich der stillen Ceremonie bei. Ich sah die Seligkeit in den Augen des jungen Paares, die Unschuld der Braut, die selbstbewußte Kraft des Mannes, ich hörte das Schluchzen der Rührung aus der Brust der greisen Eltern, und als sie mit der unendlichen Liebe, die nur ein sorgenreiches Leben reifen kann, ihre Kinder umschlangen, da brach in meinem Herzen die starre Fessel des Selbstbetruges, und ein Sehnen, das ich nie vorher geahnt, hob mächtig seine Schwingen. Mit einem Male ward mir die Nichtigkeit und das glänzende Elend meines Lebens klar, ich sah den Abgrund moralischen Zerfalles, in den ich gesunken und mit unsäglichem Verlangen erkannte ich, was mir bisher gefehlt — der Segen der Liebe! Meine Jugend hat keine Elternliebe bewacht, keine Freundestreue war mein Stab, und die reine Liebe eines schuldlosen Wesens scheute vor mir zurück. Mir war zu Muthe gleich einem Verlorenen, der, von den Gluten der Hölle umbraust, in unerreichbarer Ferne den seligen Frieden des Paradieses erschaut. Ich weiß nicht mehr, wie jener Tag verrann, am anderen Tage weckte mich die Kunde von dem Verluste meines Reichthums.

Ich war vernichtet. Die elende, feile Gesellschaft floh den Bettler, und zu mir gesellte sich die Sehnsucht nach dem Nichts, nach dem Befreier Tod!" — Er schwieg. Seine Brust hob sich krampfhaft, und in dem Auge des Mädchens glänzte eine Thräne. Nach kurzer Pause legte sie die kühle Hand auf seine Stirne und sagte leise: „Am Rande Ihres selbstgewählten Grabes fanden Sie die Freundschaft, die Sie theilnehmend in ein schöneres Leben führen soll. Ich will Ihr guter Kamerad sein, und mit vereinten Kräften werden wir uns eine sichere und ruhige Existenz gründen." Nun begann die Trösterin auch ihre schmucklose Geschichte mit gleichförmiger, halblauter Stimme zu erzählen, und der melodische Rhythmus ihrer Sprache schloß die Augen des Ruhenden und leitete seine Seele in das Reich der Träume, der Genesung entgegen. Ueber das stille Haus flog der Engel barmherziger Nächstenliebe.

Am nächsten Morgen erwachte mit dem jungen Tage auch das Vertrauen zum Leben und der Menschheit in der Brust des Geretteten. Als das Mädchen sein Zimmer betrat, lehnte er am offenen Fenster und blickte mit versöhntem Herzen in das fröhliche Straßengetriebe. Als er seine Retterin gewahrte, drückte er mit stummem Danke ihre Hände und in seinem Blicke lag neue Hoffnung und männlicher Muth. Sie setzte ihm nochmals auseinander, wie sie so lange mit ihm theilen wolle, bis er sich selbst den Boden geschaffen, auf dem er seine Lebensarbeit gründen und befestigen könne. Und so hielten sie es. Sie trat ihren Beruf mit frohem Eifer an und eines Tages sagte sie zu ihrem Kameraden: „Sie haben Sprachen

gelernt, wollen Sie Ihre Kenntnisse verwerten? In den Familien, die sich mir erschlossen, finden Sie Ihr Brot." Mit Freuden schlug er ein, und das Glück war ihm gewogen. So verflossen die Tage und die Beiden strebten still und fleißig nebeneinander; er sprach nicht von Trennung, und sie verlangte sie nicht. Es schien ihnen, als könne es nicht anders sein, als seien sie zeitlebens beisammen gewesen. Oft ruhten die Augen des jungen Mannes mit Innigkeit auf den Zügen seines guten Engels, und in seinem Blicke erkannte sie die Bitte, die sie mit Glück hätte erfüllen mögen, allein noch dünkte ihr die Zeit nicht gekommen. Die Vergangenheit versank, die Gegenwart gestaltete sich endlich ruhig und sicher, und die beiden Leute warteten wahrhaft wie zwei gute Kameraden, gegenseitig helfend und beglückend, bis zu jenem goldenen Tage, an dem der Mann mit überquellendem Herzen das zitternde Mädchen in seine Arme zog und es zu seinem tapferen Weibe begehrte und fortan keine Stelle in ihrem Herzen war, in dem Kummer und Sorge Raum gefunden hätten.

Ein Kind Gottes.

Von P. K. Rosegger.

In der steirischen Gemeinde Hollersbach lebte eine arme Witwe. Sie hatte aber zwei Besitzthümer: ein theures Grab auf dem Kirchhof und ein liebes Kind zu Hause. Im Grabe schlief ihr treuer Gatte, der noch gern länger gelebt hätte, was für das Weib ein gutes Zeugnis ist. Und der kleine muntere sechsjährige Franz war es, der einen ganzen Regenbogen von Liebe, Sorge, Glück, Angst, Muth, Schmerz und Hoffnung um das Mutterherz legte.

Da kam eines Tags der Gemeindediener ins Haus, der hatte das Gesetz bei sich und das Gesetz sagte zur armen Frau: „Ich bin da um den Franz. Er gehört nicht mehr Dir allein, er gehört jetzt auch mir."

„Wieso das?" fragte die Mutter, „er kann doch nicht Soldat sein, er ist erst sechs Jahre alt."

„Darum muß er mit mir," sagte das Gesetz, „ich führe ihn in die Schule."

Auf solche Weise hatte sich der Staat eingemischt. Der kleine Franzl gieng jeden Tag hinab nach Hollersbach in die Schule und die Mutter an ihrem einsamen Nähtisch schaute wohl hundertmal des Tages zum Fenster hinaus, bis endlich der Kleine mit seinem schwarzglänzenden Täschchen und seinen rothen Wänglein den Berg heraufkam, allerlei Ergötzliches von der Schule erzählte und einen großen Hunger hatte.

Anfangs war er von den Kameraden geneckt worden; weil er sich aber nichts daraus machte, sondern selber mitthat, sich über sich lustig zu machen, gewannen sie ihn lieb, ließen sich von ihm ihre Aufgaben schreiben und einsagen, wenn sie geprüft wurden aus dem Katechismus. Einmal war dem Schullehrer, als er sich auf seinen Stuhl setzte, unter den Beinen ein Knallkügelchen geplatzt. Da war Aufruhr: Wer hat's gethan? Niemand will's gethan haben. Gut, sie werden in der

Schule bleiben bis spät Abends, alle! Einzelne Hascherln heben zu weinen an, denn sie möchten heim zur Mutter. Da steht der Franzl auf und sagt, er hätte das Knallkügelchen gelegt. Der Lehrer blickt ihn ernst an: „So wirst Du bleiben!“ Als der Franzl dann nach der Unterrichtsstunde allein im Schulzimmer bei seinem Evangelienbuche saß, trat der Lehrer zu ihm und sagte: „Du weißt es, warum Du hier sitzest, der Unwahrheit wegen, die Du gesprochen. Du hast die Knallkugel nicht gelegt!“ Da bat der Kleine weinend um Verzeihung; der Lehrer strich ihm das goldige Haar und sagte: „O, Kind Gottes, es war ja nicht so schlimm gemeint. Geh' heim!“

Eines Tages, als seine Mutter wieder zum Fenster ausblickte, nach ihrem Bübel, trat statt seiner der Pfarrer ins Haus der Witwe, und nachdem er sich eine Weile den Schweiß vom Gesicht gewischt, auch über den heißen Tag und den steilen Berg gesprochen hatte, sagte er: „Eures Knaben wegen bin ich da. Der kommt Euch heute nicht heim.“

„Um Gottes Willen!“ fuhr die Mutter erschrocken auf.

„Es ist nicht so schlimm,“ sagte der Pfarrer. „Mein Caplan hatte nach der Schule einen Versehgang zum schwerkranken Donnersberger hinüber, und da nahm er den Franzl als Ministranten mit, daß er ihm die Laterne und das Glöckel trage. 's ist von den Buben keiner so zu brauchen als der Franzl und er ist auch recht gern gegangen. Bis sie zurückkehren, wird's finster sein, da soll er im Pfarrhof schlafen und ist morgen früh gleich bei der Schule.“

„Das wär' Alles recht,“ meinte die Mutter, „wenn er nur das Nachthemdel unten hätt'!“

„Das Nachthemdel will ich schon mit hinabnehmen,“ lächelte der Pfarrer, „und meine Wirtschafterin kann ja doch auch ein wenig umgehen mit Kindern, die soll ihn hegen und pflegen; er wird keine Noth leiden.“

„Ist auch keine Kümmernis deswegen,“ antwortete sie, „wenn er mir nur morgen beizeiten heimkommt.“

„Frau Rathel,“ sagte der Pfarrer, nachdem er sich behäbig an den Tisch gesetzt hatte. „Weil wir schon sprechen davon, ich bin ja doch nicht so ganz zufällig da — ich meine den Franzl, den sollt Ihr mir halt schenken.“

„Wieso?“ fragte die Näherin und blickte mit großen Augen drein.

„Seit der Hieselbub aus der Schule getreten ist und daheim arbeiten muß, fehlt mir ein Ministrant. Der Franzl ist anschicksam, flink und hat ein frommes Herz. Lasset ihn einen Engel sein am Altare des Herrn!“

Die Mutter schwieg.

„Die paar lateinischen Formeln,“ fuhr der Pfarrer fort, „hat er jetzt schon weg. Um ein halbes Stündel früher aufstehen wird er müssen als sonst, kann aber auch im Pfarrhof unten übernachten. Für jede Messe zwei Kreuzer bekommt er, an Sonn- und Feiertagen deren vier, in einem Jahr macht's etwas. Und wer weiß, ob er nicht weiter kommt, der Schullehrer sagt, er wäre der Talentierteste im Jahrgang.“

Die Näherin entgegnete nun mit leiser Stimme: „Mich gefreut's wohl, Herr Pfarrer, mich gefreut's. Ich sehe es schon, er wächst mir früh hinaus aus meinem Häusel.“

„'s ist ein Knabe,“ sagte der Pfarrer.

Eine Woche später, als für den verstorbenen Donnersberger der Trauergottesdienst gehalten wurde, trippelte der kleine Franz schon in einem weißen Chorröcklein an den Stufen des Altares auf und nieder und bediente den Priester. Die Mutter saß in ihrem Kirchenstuhl, und als sie ihr Kind so erblickte, das rundwangige und blauäugige frische Knäblein in geistlichem Gewande, da gab's ihr einen Stich im Herzen, sie wußte nicht warum.

Nach dem Gottesdienst hüpfte der

Kleine seiner Mutter zu und theilte ihr mit, der Herr Pfarrer habe gesagt, daß sie allsogleich beide in den Pfarrhof gehen müßten. Im Pfarrhof gab's Kaffee, die Wirtschafterin lobte den lieben, folgsamen Knaben, der Pfarrer setzte sich auch her, entfaltete ein Papier und sagte, er habe der Frau Rathel etwas Erfreuliches mitzutheilen. Der verstorbene Donnersberger, dessen Seele heute dem Herrn empfohlen worden, habe in seinem Testamente eine Summe verordnet, daß ein Knabe aus der Pfarre Hollersbach auf Geistlich studieren könne. Ihm, dem Pfarrer, sei es anheimgestellt, das Mittel dem dafür geeigneten Jungen zuzuwenden. Wenn er heute Umschau halte in der Gemeinde, so sehe er lauter Rangen und nur ein einziges Bübel, das ihm auserwählt erscheine für den heiligen Beruf. Er brauche es nicht zu nennen, frage aber die Frau Rathel, ob sie einverstanden sein würde?

„Wenn Gottes Willen," entgegnete die Frau, „es ist noch lange Zeit."

Unterwegs nach Hause erzählte der Kleine seiner Mutter allerhand Merkwürdiges. Der Herr Caplan habe ihm einmal die heilige Messe erklärt, und da habe er, der Franzl, heute bei der Wandlung gesehen, wie vom Kreuze Jesu herab ein heller Blutbrunnen in den Kelch geronnen sei, den der Herr Pfarrer emporgehalten. Und beim Agnus dei habe er den verstorbenen Donnersberger im Fegefeuer wimmern gehört, da sei vom Kelch ein Tropfen Blut hinabgeflossen und da hätte der Donnersberger gesagt: Vergelt's Gott, jetzt ist es gut. — Die Mutter schlug die Hände zusammen und rief: „Kind, wie kommst Du mir vor!" Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, fragte sie nach den Kreuzern, die er sich bei dem heutigen Ministrieren doch erworben habe. Der Franzl hielt seine kleinen Hände mit den ausgespreizten Fingern her und sagte: „Ich hab' sie nicht!"

Als der Kleine auch in den folgenden Tagen nicht einen Pfennig nach Hause brachte und die Mutter darüber nachzuforschen begann, stellte es sich heraus, daß der Knabe nach der Messe seine Kreuzer allemal einem alten Krüppel schenkte, der an der Kirchhofsmauer saß. Die Mutter hat nichts dagegen, er ist Eigenthümer seines Erwerbes, und wenn ihm das Almosengeben besser schmeckt als Candiszucker, den er sich sonst beim Krämer kaufen könnte, so ist das ja keine üble Gewohnheit. Nun wurde es aber bekannt unter den Bettlern, daß zu Hollersbach ein kleiner Ministrant sei, der allemal nach der Messe seinen Säckel ausleere, was auch anderen Kirchenbesuchern ein gutes Beispiel sei, und jetzt sah man am Kirchhofsthor stets eine ganze Reihe Armer: Blinde, Einhänder, Lahme, Stumme und sonstige Bresthafte aller Art, so daß der Herr Pfarrer einmal sagte: „Wer in den Himmel fahren will, hier gibt's Vorspann!" Die alten Bauern und die Weiber gaben mit auffallender Miene Almosen, der kleine Franzl wand sich unter den Füßen hin und steckte seine Kreuzer heimlich dem erstbesten Bettler zu.

Allmählich fiel es der Frau Rathel auf, daß der Knabe bei Tische nicht mehr so frisch zugriff wie sonst, und daß er gerne bat, sie möchte ihm den Rest seines Kuchens oder Fleischstückchens in ein Papier schlagen und in seinen Schulsack stecken. In der Schule war nämlich ein armes, blasses Mädchen, eine Waise, die immer so traurig dreinschaute, wenn Andere an ihren Backwerken knusperten; diesem Kinde trug der kleine Franzl seine Sachen zu. Dabei wurde aber sein Gesichtlein nicht runder und die Wangen waren wie Aepfel, aber nicht mehr wie rothe, sondern wie weiße. Wenn er des Nachts in seinem Bettchen schlief, da saß die Mutter oft neben ihm und hatte Sorgen, denn sein Schlaf war unruhig und der Knabe hielt allerhand Selbstgespräche. Er redete zu Gott, zur lieben Frau und bat sie um Nahrung für die Hungernden, um Kleider für die

Frierenden und um eine lange Leiter, daß das arme Waisenmädchen von der Schule zu ihren Eltern in den Himmel steigen könne. Dann rief er manchmal laut: „Dominus vobiscum!“ oder „Deo gratias!“

Da dachte sich Frau Rathel: Es wird Zeit sein, daß ich ihn vom Altare wegnehme. — Aber eine andere Stimme in ihr sagte: Was soll dieses Kind in der Welt? Wie soll es den Kampf ums Leben ringen, es hat ja die Wundmale an den Händen. Die Welt höhnt ihn, quält ihn, erschlägt ihn. Im Kreise des Altars läßt sich besser träumen, schwärmen und ewig ein Kind sein.

Wenn der Franzl dann erwachte und die Mutter in Kummer fand, legte er ihr seine kleinen Arme um den Nacken und sagte: „Mutterl, ich hab' Dich lieb! Und im Himmel oben wird's erst lustig sein.“

„Du bist noch jung, mein Kind,“ entgegnete da die Mutter. „Du solltest doch eher an die Erde denken, als an den Himmel.“

„Ja, Mutter,“ antwortete er, „wenn ich gestorben bin, sollen sie mich neben den Vater begraben.“

In ihrer Betrübnis wendete sich die Frau an den Pfarrer. „Es ist seltsam,“ sagte dieser, „ich würde es auch lieber sehen, wenn der Junge auf den Bäumen und Zäunen umherklettern, Vogelnester suchen oder scharf mit Kameraden sich balgen wollte, wie wir Andere es in unserer Jugend getrieben. Ich habe meinem Caplan schon aufgetragen, daß er mit dem Knaben jedes religiöse Gespräch vermeide, wir wollen ihn auch für ein Weilchen vom Altar weg thun, der Altar verzehrt ihn. Er ist ein Kind Gottes. Wir wollen einstweilen aber keinen Heiligen aus ihm machen, sondern seine körperliche Gesundheit zu fördern suchen.“ So sprach der würdige Pfarrer.

Als dem Knaben mitgetheilt wurde, daß er des Morgens statt in die Kirche mit des Nachbarn Knaben über die Wiesen und Auen laufen dürfe — denn es waren die Schulferien, hub er zu weinen an und weinte die ganze Nacht im Bettlein still vor sich hin. Am nächsten Morgen gieng er wieder hinab zur Kirche, streifte sich in der Sakristei den Chorrock an und schritt dem Priester voran zum Altar.

Am Festtage Allerheiligen war's, als der kleine Franzl nach dem Gottesdienst wieder seine Kreuzer vertheilt hatte und dann gegen das Häuschen seiner Mutter hinauf gieng, daß ihm in Schachen ein fremdes Weib mit kohlschwarzem, niederhängendem Haar begegnete; es hatte an der Brust ein kleines Kind, es gieng auf den Franzl zu, nahm ihn an der Hand und sagte in einer ganz fremdartigen Aussprache, die nicht wiederzugeben ist: „Ich weiß schon von Dir. Mir hat es in dieser Nacht mein Schutzengel erzählt, daß Du kommen und uns helfen wirst. Geh' mit. Geh' mit.“

Sie zerrte den Knaben mit sich fort zwischen Strauchwerk hin, in die Waldschlucht hinab, wo ein rauschendes Wasser und neben demselben ein kümmerlicher Fahrweg war. Auf diesem Fahrweg stand ein Karren, der über sich eine weiße Plache als Dach gespannt hatte. Statt eines Pferdes war ein brauner, bärtiger Geselle vorgespannt und unter der Plachendecke wälzten sich halbnackte Kinder durcheinander.

„Wir sind arme Leute,“ sagte nun das Weib, auf solche Familie deutend, „und Du sollst uns etwas schenken.“

Der Franzl nahm sein grünes Hütlein vom Kopf, hielt es hin und sagte: „Da!“

Sie nahm den Hut, warf ihn in den Karren und die Kinder balgten sich drum. „Da sind arme Würmer drinnen,“ fuhr das Weib fort, „sie verkommen vor Frost.“

Der Franzl zog sein Röckel aus und gab es hin. Das Weib warf es in den Karren. „Ein Knäblein habe ich,“ fuhr sie fort, „es ist so fromm

wie das Jesukind und die Füße sind ihm ganz und gar erfroren."

Der Franzl setzte sich eilig auf einen Baumstock, riemte seine Schuhe auf, zog sie aus und gab sie hin. Das Weib warf sie in den Karren und die Brut darin raufte sich um die Kleidungsstücke.

„Mein Jesukind," fuhr das Weib fort, „liegt auf dem Stroh krank dahin und hat keine Decke, kein Beinkleid, kein Hemd."

Jetzt sprang der braune Mann herbei, schlug das Weib mit der Hand, da faßte den Franzl Entsetzen und er lief davon.

Frau Rathel war überaus erschrocken, als der Knabe barfuß, ohne Rock und Hut nach Hause kam und mit strahlendem Auge erzählte, er hätte unten in der Schlucht die heilige Familie gefunden.

Die „heilige Familie" wurde zwar schon an demselben Tage eingezogen, dem Franzl wurden vom Gemeindevorstand Hut, Rock und Schuhe zugestellt, aber er zog sie nicht mehr an. Durch die Erkältung an jenem Spätherbsttage fiel er in der nächsten Nacht in ein heftiges Fieber. Am folgenden Tag kam der Arzt und fand eine Lungenentzündung. Der Knabe hatte wieder rothe Wangen, wie schon seit lange nicht mehr, er sang auch — gleichwohl mit sehr kurzem Athem — lustige Kinderlieder und wollte immer aus dem Bette, um ein Reh zu fangen, das in der Stube umherlief. Heiterer Muthwillen war in seinen Fieberphantasien und der Arzt sagte zur Mutter, wenn die Krisis glücklich überwunden werde, so sei es wahrscheinlich, daß die krankhafte Schwärmerei ein Ende hätte und das Geistesleben des Knaben eine andere Richtung nehme.

Am fünften Tag hatte der Knabe unter Geschrei und Gelächter das lose Reh erwischt, mit beiden Armen hielt er das Kopfkissen fest und verlangte von der Mutter, daß sie dem ungeberdigen Thiere die Füße binde. Bald darauf fiel er dahin. Im Halbschlummer lag er ruhig da, manchmal im Gesichtlein todtenblaß, dann wieder brennend roth. Einmal schlug er die Augen auf, hob das hagere Händchen ein wenig gegen seine Mutter, die unausgesetzt in heißer Angst, aber klaglos, an seinem Lager war. Wehmüthig lächelte er jetzt auf sie hin und hauchte: „Mutter!"

Dann schlummerte er ein — und ist nicht mehr erwacht.

Zwei Tage später, als sie das Särglein hinabtrugen nach Hollersbach, stand am Kirchthor der Pfarrer und deutete mit dem Arm, sie sollten es in die Kirche tragen. Und als der kleine Sarg drinnen stand vor den Stufen des Altars, an denen der Franzl im kindlichen Dienste des Herrn auf- und niedergestiegen war, las der Pfarrer die Messe. Bei dem Offertorium, als er sich gegen das Volk wandte mit dem Spruch: „Dominus vobiscum" und das helle Stimmlein nicht mehr beisetzte: „et cum spiritu tuo!" sah man, wie dem alten Mann die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Als sie nach dem Gottesdienst den Sarg aus der Kirche gegen den Friedhof trugen, war das Thor dicht besetzt von armen Leuten, die sich jetzt dem Zuge anschlossen und beteten.

Frau Rathel blickte hinab ins enge, tiefe Gräblein, an dessen einer Wand das weiße Brett von der Truhe ihres Mannes zu sehen war; so nahe wurde nun der Franzl zu seinem Vater gelegt. Die Frau starrte stumm, klaglos, gebetlos, trockenen Auges hinab. Erst dann löste sich ihr ehernes Weh in Thränen, als der Pfarrer nach der Einsegnung sie an der Hand nahm, einige Schritte hinwegführte und die Worte sprach: „Sein kurzes Leben war ein einziger großer Opfertag. Es gibt Christusnaturen noch heute. Gute Nacht, Franzl, ruft Ihr ihm weinend nach, da für ihn doch der Morgen angebrochen. Was er hier schon war, das ist er nun dort — ein Kind Gottes."

Selbander.

Gedicht von Robert Hamerling.

Die Büsche flüstern hier herum
Seltsam von halbverscholl'nen Dingen,
Seit ich hier und ein Mägdlein jung
Selbander oftmals hadernd giengen.

Selbander ohne Liebe geh'n,
Und wär's im schönsten grünen Walde,
Ist schlimmer noch als einsam steh'n
Auf dürrer, schattenloser Halde.

Zwar haben wir nicht stets gezankt:
Wir thaten kosen auch und scherzen;
Jedoch die Liebe, die war falsch,
Und nur der Zank, der gieng von Herzen.

Briefe von Karl v. Holtei

aus der Revolutionszeit 1847—1848.

(Schluß.)

Wiener-Neustadt, 29. Mai 1848
Sonnabend Abend.

Erst in Gloggnitz erfuhr ich von den Wiener Ereignissen; aber so außerordentliche und fürchterliche Dinge, daß ich mich sehr geneigt fühlte, vier Fünftheile davon für Lügen zu halten, und daß ich ohne Zögern die Reise bis Wien fortgesetzt haben würde, wenn nicht ein alter Herr noch auf sein Wort versichert hätte: die Donaubrücken bei der Ferdinand-Nordbahn wären zerstört (weil jenseits Truppen stünden, die man nicht nach Wien lassen will).

Ich hätte also keinen Vortheil davon gehabt, mich in den Wiener Lärm zu stürzen, und so zog ich es vor, hier zu bleiben. Morgen will ich von hier nach Preßburg und nach Gänserndorf, wo ich auf die Eisenbahn nach Olmütz treffe.

Ich schreibe Euch dies nur in höchster Eile, damit Ihr Euch nicht unnütz um mich ängstigt. Nächstens mehr. Euer Alter.

Trachenberg, 3. Juni 1848.

Mein geliebtes Kind!

Für den Fall, daß Peppi bereits nach Frankfurt abgereist seyn sollte, richte ich diese Zeilen direct an Dich, Dir zu melden, daß ich glücklich hier angekommen bin, und in der Voraussetzung, daß Ihr mein Blättchen aus Wiener-Neustadt empfangen habt.

Der Seitenweg, den ich da eingeschlagen, wäre insofern unnütz gewesen, als die Eisenbahnbrücken nicht abgebrochen waren, aber es ist mir dennoch lieb, daß ich ihn gemacht und daß ich mich nicht in die Wiener Confusion begeben. Wozu auch? Angenehmes war weder zu sehen, noch zu hören, und nach dem Lärmen und Durcheinander bin ich nicht lüstern. Von Neustadt bin ich rasch und gut nach Preßburg gefahren, habe dort die alten Freunde, wenn auch geistig verstört und verstimmt, körperlich wohl gefunden, einen Tag mit ihnen verlebt und bin dann von geflügelten ungarischen Rossen nach Gänserndorf gezogen worden, habe daselbst den Wiener Bahnzug erwartet und mich in Gottesnamen, trotz aller Besorgnis vor der Geldausfuhr (die Ducaten hatte ich unterwegs in preußisches Papier umgesetzt) gleich bis Breslau einschreiben lassen. Da zeigte es sich denn wieder einmal, wie es mit den Gesetzen und ihrer Handhabung bestellt ist. Keine Seele dachte an der österreichischen Grenze daran, uns zu visitieren, und ich wünschte nur, so viel Gold und Silber zu besitzen als ich ungehindert hätte hinüberschaffen können. Sogar in sämmtliche Koffer wurde nicht ein Blick gethan. Wie bejammerte ich nun meine schönen Ducaten.

In Breslau ist es beim Alten: unruhig und verkehrt. Es scheint das kleine Wien gleichsam die Quelle aller Umtriebe. Viele Leute wünschen Ruhe und Ordnung, doch haben sie sich noch nicht zu dem Muthe emporgeschwungen, dies öffentlich kühn auszusprechen.

Ich sah in Breslau nur einige Freunde und dankte meinem Schöpfer, als ich es gestern hinter mir hatte.

Hier wurde ich freundlich empfangen, aber Niemand hatte meine Ankunft geahnt. Der Grätzer Brief, den ich zwei Tage vor meiner Abreise geschrieben, ist nicht eingetroffen. Wahrscheinlich weil der Wiener Postwagen, der ihn von dem Gloggnitzer nach dem Ferdinand-Nordbahn-Bahnhofe bringen sollte, in die Barrikaden geschoben worden ist, wie man mir unterwegs erzählte.

Es lebe die Freiheit!

Die Fürstin ist wohlauf und grüßt Dich herzlichst. Der arme Fürst liegt an seinem Beine hart und fest danieder. Der Arzt meint, es könne noch lange dauern.

Für den Augenblick ist hier Alles in äußerer Ruhe und selbst wenn es unruhig wäre, brauchten wir uns mit Patrouillen und dergleichen nicht zu bemühen, weil wir Militär hier haben. Der Major mit dem Stabe liegt im Schlosse und die Wache promeniert unter meinen Fenstern.

Im Allgemeinen aber scheint mir die Luft gewitterschwül. Wenigstens sind wir noch nicht über den Lenz.

Lasse mich bald wissen, ob Peppi wirklich fort ist, wie es Dir und den Kindern (die ich tausendmal küsse) ergeht u. s. w.

Wenn Briefe für mich da sind, sende sie mir. Adresse: Trachenberg in preuß. Schlesien, über Breslau.

Dein Dich liebender alter
Vater H.

Trachenberg, 16. Juni 1848.

Mein Herzenskind! Deine lieben Zeilen sind heute Früh eingetroffen, und ich kann Dir erst jetzt (Abends nach 10 Uhr) schreiben, weil ich den ganzen Tag mit Vorbereitungen und Proben zu unserer kleinen Komödie, beschäftigt war, die nun, nachdem sie länger als zwei Monate geschlummert, dennoch lebendig werden soll. Hier steht oder liegt noch Alles beim Alten; der Fürst ist noch immer lahm und fürs erste unfähig, nach Frankfurt zu reisen, was er und die Fürstin sehr gewünscht hätten. Peppi wird nun schon dort sitzen; ein Briefchen

von ihm hab ich aus Prag erhalten, und bin wohl froh, daß er dort schon am 3. Abends abgereist ist, da bald darauf der Spektakel dort losgegangen. Deine Klagen über Deine Verlassenheit muß ich vollkommen billigen und ich wüßte Dir wahrhaftig keinen Trost zu geben als den armseligen: daß in außerordentlichen Zeitläuften wie die unsrigen, jeder Mensch auch auf außerordentliche Zustände gefaßt seyn muß, wenn ich nicht für meine Person die feste Meinung hegte, daß sich die Frankfurter Versammlung sehr bald auflösen wird. Peppi wird, das ist meine Ueberzeugung, früher heimkehren, als Ihr denkt. Er und alle Anderen, die nicht zu den krassesten Republikanern gehören.

Ueberhaupt vermuthe ich, daß nicht nur in Frankfurt, sondern auch in allen größeren Städten Oesterreichs, wie Preußens, die Parteien sehr bald sich schärfer sondern und in ihrer Sonderung offen und tüchtig gegen einander vortreten werden. Ehe dies nicht geschieht, ist auch keine Hoffnung, daß Wahrheit und Gesetz siegen. Ich habe mich in der Ansicht nur befestigt, drei Fünftheile der Menschen sind gut gesinnt und hassen den Unsinn, der von einem verhältnismäßig nur geringen Theile ausgeschrien wird, wenigstens in Preußen ist es so. Kommt es nun zum Klopfen, so wird sich das zeigen. Die neuesten französischen Nachrichten deuten darauf hin, daß man die Republik auch schon satt ist und daß sich in Paris ein Kaiserthum oder eine Regentschaft allmählich vorbereiten. Das wäre ein schlagendes Beispiel. Hier fürchten wir nur die russischen und polnischen Mißverhältnisse vonwegen allzu naher Nachbarschaft.

Ich sehne mich oft nach Dir und den Kindern und würde es zwiefach bedauern, nicht bei Euch zu seyn, wenn ich nicht fühlte, daß in Zeiten, wie sie uns bevorstehen, der Mann seinem Vaterlande gehört. In Grätz war ich, wenn es irgendwie zum Aeußersten kam, eine Null. Das Bewußtsein, unthätig bleiben zu müssen, an keinem öffentlichen Ereignisse theilnehmen zu dürfen, erfüllte mich mit Unmuth und Unruhe. Hier sehe ich der Zukunft vollkommen gefaßt entgegen, bereit und willig, meiner Ueberzeugung jedes Opfer zu bringen. Diese Ruhe hilft über die trübsten Stunden hinweg. Wenn man recht genau weiß, was man will, bangt man vor nichts. So darf ich sagen, daß eine gewisse Heiterkeit über mich gekommen ist, die mir innerlich und äußerlich wohl thut.

Die Kämpfe der Czechen und Deutschen, die sich jetzt in Prag erhoben, scheinen mir für Oesterreich im Allgemeinen sehr vortheilhaft. Wenn Entzündungen vorherrschen, bleiben Aderlässe das sicherste Heilmittel. Nur Homöopathen können dies leugnen, aber Dr. Muck wird mir Recht geben. Lauteten nur die Nachrichten aus Italien besser!

Ich erschrecke, daß ich Dir fortdauernd von Politik spreche. Wir beide sind doch eigentlich keine großen Politikusse. Aber das ist die Gewalt der Zeit: sie macht auch Lämmer zu Wölfen.

Die Fürstin grüßt Dich herzlich. Ihr kleiner Junge ist wohlauf und der Wiener Amme gefällt es in Trachenberg sehr gut; außer daß sie sich nach ihrem Herrn Kindelvater sehnt, der ein wohlbetrauter Schneider in Wien ist. Doch scheinen aus der hiesigen Dienerschaft Einige nicht abgeneigt, ihn zu ersetzen.

Küsse die Kinder, grüße Verwandte und Bekannte und behalte lieb Deinen Alten.

Trachenberg, 10. Juli 1848.

Mein Herzenskind! Ich hoffte, Dir in der Beantwortung Deines lieben Schreibens vom 1. melden zu können, daß ich eine Kunde von Frankfurt empfangen, und um dies zu können,

zögerte ich von einem Tage zum andern. Aber die ganze Woche ist vergangen und von Peppi ist nichts eingetroffen. Ich bin nun schon beruhigt, weil Du mir sagst, daß er einigemale nach Grätz geschrieben; sonst würd' ich fürchten, er sey unterwegs krank geworden. Daß er mir nicht schreibt, find' ich ganz natürlich, denn um erschöpfend zu seyn, würde er dicke Stöße von Papier füllen müssen, und oberflächliche Nachrichten, denkt er, gelangen auf Druckpapier zu uns. Gestern ist nun der Erzherzog Johann durch Breslau gezogen.

Der Fürst ist noch hier und hinkt noch tüchtig. Die Reise nach Frankfurt ist wohl gänzlich aufgegeben. Aber in ein Seebad sollen und wollen sie. Nur wissen sie nicht, wohin? Dort drohen dänische Blockaden, hier die Cholera, an einem dritten Orte innere Unruhen — und so ist noch nichts entschieden. Wir schränken uns sehr ein, weil es, wie überall, an Geld fehlt und fast alle Einnahmen ausbleiben. Pferde sind abgeschafft, Diener entlassen worden; zwei Gerichte weniger bei Tafel; sogar der Zucker wird jetzt nur aus des Fürsten eigener Fabrik entnommen und so geschieht es denn, daß unser Kaffee ein wenig nach der edlen Runkelrübe schmeckt. Kurz, wir bereiten uns allmählich vor, das fürstliche Hauswesen in ein bürgerliches zu verwandeln, damit, wenn die Aufhebung des Adels erfolgt, das Wichtigste schon geschehen sey.

Mir kommt die Welt, die ich schon lange für ein Narrenhaus hielt, jetzt wie ein Tollhaus vor, und ich lauere nur immer, wann die allgemeine Keilerei losgehen wird.

Unsere kleine Komödie hat der Fürstin so viel Spaß gemacht, daß sie nun selbst spielen will. Wir sind eben über die Proben her, wobei ich mich schmählich langweile. Nächsten Donnerstag soll „Sie schreibt an sich selbst“ und „Margarethe“ fürgestellt werden. Die gute Fürstin hat so gar keine Spur von Darstellungstalent und so keine Ahnung vom Komödienspielen, daß mir die Lust dazu völlig unbegreiflich bleibt. Natürlich wird sie dennoch alle Leute entzücken und ich werde der Einzige seyn, der ihr die Wahrheit sagen wird.

Grüße Groß und Klein viel tausendmal von mir und laß bald wieder einmal von Euch vernehmen Deinem

Alten.

Trachenberg, 2. August 1848.

Mein theures Kind! Peppi hatte mir schon kundgethan, daß Du ihm sehr betrübt, fast verzweifelnd geschrieben und mich hat deshalb Deine letzte Zuschrift mit ihren Klagen weniger überrascht, als sie es ohne diese Vorbereitung gethan haben würde. Ich kann Dir nicht unrecht geben und finde Deine Verstimmung höchst natürlich. Wie schon früher einmal angedeutet, weiß ich nur zu wiederholen, daß der beste Trost jetzt für den Einzelnen in der Betrachtung des Allgemeinen liegt. Wo Alles in Auflösung und Verwirrung begriffen ist, darf sich Niemand verwundern, wenn auch er sein Theil davon empfängt. Erstreckt es sich ja doch bis auf Diejenigen, die wir die Großen und Mächtigen zu nennen gewohnt sind, und auf diese am heftigsten. Soll ich meine Gedanken unumwunden aussprechen, so glaub' ich nicht, daß es fürs Erste besser wird, und die nächsten zehn Jahre dürften noch curiosere Ereignisse bringen. Gubitz schrieb mir einmal: wenn man nur erst zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß diese Erde nicht gemacht ward, um Glückliche zu tragen, dann findet man Alles ganz vortrefflich! Ich bin jetzt fast so weit, und sei versichert, wenn Du Dein 52. so nahe haben wirst wie ich, wirst Du auch auf dieser Stufe negativer Befriedigung angelangt seyn. Wozu die ganze Ge-

schichte überhaupt war und ist? — Nu, vielleicht erfahren wir's doch einmal und dann lächeln wir, will's Gott, über unsere Maulwurfhaftigkeit. Daß wir hienieden, trotz alles Grübelns, Forschens und Sinnens zu keinem Resultate gelangen sollen, darüber bin ich mit mir ebenso einig, als darüber, daß hinter dem Vorhange irgend wie eine befriedigende Zukunft lauern muß; denn sonst könnte neben so viel menschlicher Thorheit nicht so viel ewige Weisheit rings um uns her verbreitet seyn. Und so möge denn zuletzt geschehen, was da wolle, zu einem Ziele muß es doch endlich führen!

Hoffentlich sind die Kinder wieder auf den Beinen. Es ist heuer, wie mir scheint, über alle Kinder gekommen? Wo man nur hinhört, kränkeln sie. Hier herum waren die Masern sehr schlimm, jetzt melden sich Nervenfieber jeder Gattung und die Cholera wird mit Sehnsucht erwartet.

Fürst und Fürstin sind am letzten vergangenen Monates aufgebrochen, um ins Seebad nach Swinemünde zu gehen. Die gestrigen Zeitungen melden, daß diese Gewässer wieder von den Dänen blockirt werden. Das dürfte sie dann abschrecken, und Gott weiß, wohin sie sich zu wenden haben, denn es stinkt überall. Eine Stunde vor der Abreise versammelte sich im Schlosse eine zahllose Deputation sämmtlicher zum Fürstenthume gehöriger Dorfgemeinden, um in einer wohlgestellten Adresse den Fürsten ihrer Ergebenheit zu versichern. Es ist überhaupt merkwürdig, wie mit geringen Ausnahmen die preußischen Landbewohner die alte Ordnung der Dinge zurückwünschen. Wenn es über kurz oder lang zur großen Keilerei kommt, werden die Bewohner der großen Städte fürchterliche Prügel bekommen. In Breslau rumort noch immer der unheilbringende Republik-Schwindel. Bevor nicht einige Tausend aufgehängt werden, ist keine Aussicht auf Besserung.

Vom 3. August.

Die gestern Abend angelangten Zeitungen bringen aus allen Ecken so trübe und furchterregende Nachrichten, daß Einem wirklich das letzte Restchen guter Laune vergehen möchte. Wie es in Berlin werden soll, das weiß Gott, oder vielmehr der Teufel, der unbedenklich diesen Brei zusammenrührt. In Schlesien geht es auch wieder los; in Schweidnitz hat ein Kampf zwischen Soldaten und Bürgern stattgefunden, wo Todte geblieben sind; in Polen erheben sich die Wahnsinnigen abermals, und schon sind unsere Grenzen wieder von Landwehren besetzt. Zum Ueberflusse ist vorgestern in Berlin der erste Fall von asiatischer Cholera angezeigt worden. Das kann recht lustig werden!

Was mich betrifft, so hätte ich gegen die Cholera, die Einen von dieser verfluchten Wirtschaft erlösen könnte, gar nichts einzuwenden, wäre sie nicht mit so häßlichen Leistungen verbunden. Es soll unglaublich seyn, in welcher Macht und Fülle Mad. Maier dabei auftritt, und zwar so heftig, daß man gar keine Zeit behält, die herkömmliche Etikette zu beobachten. In Riga waren der gestrigen Zeitung zufolge an einem Tage 260 bis 280 Kranke. Das lohnt schon die Mühe.

Für Wien bangt mir ebenfalls. Wenn nicht Radetzkys Siege eine andere Stimmung hervorbringen — die jetzige ist sehr gewitterschwül.

Was mir inmitten unserer mehr als ernsthaften Zustände einige Erheiterung gewährt, sind die eselhaften Beschlüsse wegen Abschaffung des Adels und die erstaunten Gesichter, welche von unserem schlesischen Betteladel deshalb gezogen werden. Die Dummheit ist sich von beiden Seiten völlig entsprechend. Jene glauben, etwas zu nehmen, und diese fürchten, etwas zu verlieren. Der Fürst will sich todtlachen darüber, und wir haben ihn schon jetzt, um uns einzuüben, immer

Herrn H. genannt. Jetzt verzeih' ich Dir auch Deine Mesalliance!

Meine liebe Kitsche, küsse die Kinder, tröste Dich in Deinem Leiden, grüße die Freunde und behalte lieb Deinen Alten.

Trachenberg, 30. August 1848.

Dein Brief, gute Marie, kam gerade noch zurecht; ich fieng schon an, um Deinetwillen Aengste zu bekommen. Und weil ich in der Zeitrechnung nicht sicher bin, vermeinte ich, Du lägst gar schon in Wochen.

Ich habe seitdem auch in Wochen gelegen. Wenn schon nicht in Sechs-, doch in Vier-Wochen. Seitdem Fürst und Fürstin abwesend sind, kämpft' ich mit einer Entschließung, oder vielmehr die Entschließung kämpft mit mir und jetzt endlich hab' ich mich ihr ergeben und werde sie als meinen Entschluß adoptieren und ausführen. Es handelt sich um eine Trennung von Trachenberg, wenn auch nicht für immer, doch für ein hübsches Stückchen Zeit. Du weißt, daß der Fürst mir eine Anstellung als Schloßbibliothekar angetragen und daß ich eine solche auch acceptiert habe; natürlich immer unter der Voraussetzung: es werde eine wirkliche Bibliothek, wenn auch nicht über Nacht, doch nach und nach unter meinen Händen erwachsen. Denn was bis jetzt an Büchern vorhanden, ist angethan, um Karl oder Willi zu Bibliothekaren zu ernennen. Den ganzen vergangenen Winter ist nichts in der Sache geschehen; die mit einigen Unpäßlichkeiten verbundene Schwangerschaft der Fürstin verschlang jedes andere Interesse.

Als endlich im Februar das Gespräch wieder aufgenommen und verabredet wurde, ich solle zunächst das Verzeichnis für einen zu legenden Grund einer anständigen Büchersammlung entwerfen, brach das Revolutionsfieber aus und ergriff auch uns, so daß wir im schönsten Paroxismus bis Wien (ich resp. bis Gratz) fantasierten. Nun bin ich wieder ein paar Monate hier und jede Andeutung ist mit Bezugnahme auf die schlimmen Zeitläufte beseitigt worden. Auf diese Weise konnte auch nichts über meinen Jahrgehalt bestimmt, oder gesagt werden. Das hat mich begreiflicher Weise verstimmt. Hätte der Fürst seit meiner Rückkehr nur einmal das Verhältnis zur Sprache gebracht, so würde sich Manches haben mildern lassen. Er hat es aber vermieden, darauf zu kommen. Ich, wie Du mir wohl zutrauen kannst, habe nichts dergleichen gethan. Nun ist er abgereiset, ohne nur noch einmal mit mir vertraulich zu reden und da hab' ich mir dann vorgenommen, mein Bündel zu schnüren, bevor er zurückkehrt und bevor ich, von allem Baaren entblößt — („Von Geld bist Du völlig entblößt, verstehst D'?") — in seine Gnade gegeben, vielleicht um etwas ansuchen müßte. Ich habe zwar Essen und Trinken hier umsonst, es fehlt aber doch nicht an hunderterlei Ausgaben, und wenn man gar nichts einnimmt, kann man diese auf die Länge doch nicht bestreiten. Ich habe ihm gestern nach Swinemünde (wo sie in der See herumpatschen) geschrieben und ihm ausgemalt, wie es mir Pflicht sey, wieder einmal etwas zu erwerben. Damit mich seine etwaige Erwiderung nicht mehr hier antreffe, will ich der Anzeige möglichst rasch die That folgen lassen und in etwa drei Tagen aufbrechen. Meine Absicht ist, nach Hamburg zu ziehen, wo ich noch nie gelesen und wo ich vielleicht ein Publikum finde? Freilich gibt es auch da politische Erregungen und die liebe Cholera wird auch nicht ausbleiben. Nach solchen Kleinigkeiten darf man aber jetzt gar nicht fragen, denn der Teufel ist überall los, in irgend einer Gestalt.

Ich werde Dir, sobald ich einen Fleck gefunden, auf dem ich einige Wochen verweilen kann, schreiben,

damit ich dann recht bald die, wie ich hoffe, erfreuliche Kunde Deiner Erlösung empfangen könne.

Von Pips hab' ich seit einigen Wochen nichts vernommen.

Was sie da in ihrer Paulskirche zusammen kochen, wird die hungrige Welt auch nicht satt machen. Ich habe zu dem ganzen einigen Deutschland einmal kein Vertrauen.

Im Anfang, als ich aus Gratz hierher zurückgekehrt war, hegte ich die zuversichtliche Erwartung, es müsse zu einem blutigen und entscheidenden Kampfe kommen, und in dieser Erwartung fühlt' ich mich glücklich, daheim zu seyn, um für meine Ansicht mit in die Schranken treten zu können. Jetzt wo es beim Schimpfen, Lügen und Verläumden bleibt, wo nur schmähliche Angriffe auf Einzelne, oder Katzenmusiken zu Tage kommen; wo die Anarchisten nur frech und die Constitutionellen nur feig sind; wo von einem Tage zum andern geredet, geschrieben, das Hundertste und Tausendste gemengt und die Confusion immer nur confuser gemacht wird: jetzt will ich nichts mehr hören, nichts mehr lesen, was Politik heißt.

Ist denn in Gratz einigermaßen das Gleichgewicht wieder hergestellt? Oder wird noch immer die Welt ausgebessert von Leuten, denen die Ausbesserung ihrer eigenen Persönlichkeit am meisten Noth thäte? Es wurde damals verfluchtes Zeug bei Euch parliert und ich habe manchmal meine Schale Kaffee kaum hinunterschlucken können, wenn ich die Unterhaltungen der steirischen Billardspieler mit verschlucken mußte.

Was Deine Niederkunft anlangt, so bin ich entschieden der Ansicht meiner Herren Enkelsöhne, daß diesmal eine junge Potpeschniggin sich einfinden werde. Und diese möge durch ihre Sanftmuth Dich entschädigen für den Verdruß, den Dir „die schlimmen Buben" machen, — welche übrigens weniger schlimm sein dürften, wenn Du ein wenig weniger mild gewesen wärest. Nun, das Leben wird sie schon zahm machen und an der Zukunft, die ihnen bevorsteht, werden sich, fürcht' ich, auch die Allerschlimmsten die Nase beschinden. (Aecht schlesischer Ausdruck!)

Gott mit Dir! Küsse die Jungen und erwarte mit Nächstem Kunde von Deinem Alten Nr. II.

Hamburg, 12. September 1848.

Mein theures Kind!

Ich bin rasch und glücklich, wenn auch gequält durch einen gar nicht zu besiegenden Schnupfen, hier angelangt und beeile mich, Dir meine Adresse zu übersenden, damit ich recht bald Nachricht von Dir, oder doch über Dich empfangen möge, die mir, wenn Du bereits, oder noch liegen solltest, eine wohlthätige Hand spenden wird. Ich war hauptsächlich deshalb nach Hamburg gegangen, um den politischen Regungen und Gesprächen zu entfliehen: in einer Republik, bildete ich mir ein, wo sie besitzen, wonach sich das Herz unserer Deutschbrüller sehnt, muß doch Zufriedenheit herrschen. Nun bin ich aber völlig aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn hier ist ganz der Teufel los; fast jeden Abend Lärm und Aufruhr. Der Senat soll gestürzt werden und natürlich stehen Diejenigen an der Spitze der Scandäle und veranlassen sie, welche sich schmeicheln, die Stellen der Gestürzten einzunehmen. Partout comme chez nous. Das hohe, edle souveraine Volk ist eben so weise, eben so consequent als anderswo. Man erzählt sich, daß Viele gerufen haben sollen: wir wollen eine Republik! Und als man ihnen erwidert, diese hätten sie schon, haben sie gesagt: Nun, so wollen wir noch eine!

Dieser Brief ist das Porto nicht wert; doch habe und weiß ich sonst nichts zu schreiben und muß ihn dennoch abschicken, wenn ich Kunde von

Dir haben will, um die ich Dich herzlichst bitte.

Dein Alter.

Meyer's Hotel, Esplanade.

Hamburg, 3. October 1848.

Mein theures Kind!

Eigentlich hab' ich Dir nichts zu schreiben, als daß ich lebe und unerträglich wohl bin.

Von Bremen hab' ich gestern die dringendsten Einladungen erhalten, dort wieder mein Wesen zu treiben und werde diesem Rufe gewiß folgen, wenn ich Leben und Gesundheit behalte und die Welt nicht früher untergeht; eine Begebenheit, deren man sich jetzt von einem Tage zum anderen wohl versehen kann.

Im Trachenberg'schen sieht es traurig aus. Die Landleute fangen allerlei Unruhen an und namentlich folgt eine Brandstiftung der andern; zwei große Vorwerke sind bereits mit Erndte, Vieh und Allem bis auf die Sohlen niedergebrannt. Der Fürst soll, wie Alfred mir schreibt, die Fassung gänzlich verloren haben und einen falschen Schritt nach dem Andern machen. So hat er unter anderem auf der Reise durch Berlin einen ganz schofelen Kerl aus dem Fürstenthum, den die Ultra-Liberalen ihm dem Fürsten bei der Wahl entgegengestellt und mit ihm gesiegt hatten, zum Essen geladen und ihn für sich gewonnen! Das ist ruchbar geworden und nun rufen die Bauern, der Fürst habe den Schulzen Tietze bestochen, damit er ihre Interessen verrathe.

Es soll bereits zu den unangenehmsten Auftritten gekommen seyn.

Wie schmerzlich auch meine Sehnsucht das geliebte Trachenberg entbehrte, priese ich doch meinen guten Genius, der mich vor Ausbruch dieser Scandäle fortgetrieben. Ich liebe den Fürsten zu sehr, um ihm nicht die Wahrheit zu sagen, — und das würde uns wahrscheinlich zum offenen Bruche führen. Besser hundert Meilen weit davon.

Vorgestern und gestern war unsere Freundin Treskow hier. Sie suchte mich, ich sie, wir verfehlten uns fortwährend und erst gestern Abend gegen 11 Uhr gelang es mir, sie in ihrem Hotel zu erwischen. Was sie mir von den Berliner Zuständen erzählt, hat mich völlig damisch gemacht und die alte traurige Ueberzeugung auf's Neue in mir befestigt, daß die ganze Geschichte zu Ende geht. Was aber dann kommen wird — das mag ein Anderer wissen.

Ich habe das unnütze Nachsinnen und Grübeln jetzt aufgegeben und begnüge mich, den Augenblick zu genießen, so gut oder so schlecht, wie es irgend geh'n will. Kommt Zeit, kommt Rath!

Wir hatten bis jetzt göttliches Wetter und da bin ich denn umhergelaufen in den bezaubernden Spazierwegen um Hamburg, daß mir die Sohlen von den Stiefeln fielen, und daß ich gestern im strengsten Sinne auf den Strümpfen nach Hause kam. So lang' ich noch laufen kann, will ich nicht klagen; aber versagen mir die Füße einmal den Dienst, dann steh' ich für nichts.

Addio, Kitschel! Küsse die Kinder der Reihe nach, Fräulein Fanny nicht zu vergessen und behalte lieb Deinen

Alten.

Hamburg, 24. December 1848.

Habe vielen Dank, mein gutes theures Kind für Deine Briefe nach Lübeck. Der erste hat eine beschwerliche Reise machen müssen, denn als er in Lübeck anlangte, war ich noch nicht da; ein Postsecretär vermuthete mich in Hamburg, schickte ihn dahin; von dort sandten sie ihn nach Schwerin und von Schwerin ist der gute Kerl, (weil ich schon den Tag vorher meine Abreise auf der Post angezeigt) auf

einem Wagen mit mir nach Lübeck gefahren.

In Lübeck ist es mir langweilig (in geselliger) dagegen in geschäftlicher Beziehung so gut ergangen, wie es in einer so stillen, menschenleeren Stadt nur möglich ist; deren Bewohner obendrein im äußern Wesen eiseskalt und schwer zu erregen sind. Vielleicht macht es Dir Spaß die Strofen zu lesen, mit denen ich von diesen Nordleuten Abschied genommen?

Kommt wieder ein Wanderer gezogen,
Gehört zu der reisenden Künstlerschaar;
Man ist der Gattung nicht sehr gewogen,
Sie stellt sich oft bedenklich dar.

Sie singen, sie tanzen, sie flöten, sie fiedeln,
Sie spielen, sie reden, — sie jammern auch,
Doch wo sie versuchen, sich anzusiedeln,
Verlangen sie Geld, das ist ihr Brauch.

Magst Du die Thüre fest verrammeln,
Sie dringen ein bei Jung und Alt,
Sie wollen Subscribenten sammeln
Und kommst Du nicht willig, sie brauchen Gewalt.

Weh' Dir, gequälter Familienvater,
Sie schwatzen auch Dir Billette an
Und warst doch Sonntags erst im Theater —
Wie Einen die Kunst nicht quälen kann!

Die reisenden Künstler und gewisse Insekten,
Der Winter bringt jene, der Sommer die,
Als ob sie in einem Brutofen steckten,
Es wimmelt von ihnen, man tilgt sie nie.

Da bin ich eben auch angekommen,
In dieser alten berühmten Stadt,
Wobei mich gar nicht Wunder genommen,
Daß man mich kühl empfangen hat;

Daß, wo ich, mich ergebenst zu zeigen,
Anklopfte mit schüchternem Wanderstab,
Man meinem Gruße verbindliches Schweigen,
Als viel-beredete Antwort gab.

Ich dachte bei mir: auf deinen Füßen
Stehst du ja doch am Ende fest;
's ist besser, daß sie dich kühl begrüßen,
Als daß man dich nachher kalt entläßt.

D'rum wag' es nur; frisch auf, zur Sache!—
Wo Bildung herrscht, hilft sich der Mann.
Wenn ich meine Streiche erträglich mache.
Erkennen sie mich auch freundlich an.

Und ich erschien vor kleinerem Kreise,
Doch dieser Kreis vergrößerte sich,
Und jetzt, wo ich von dannen reise,
Jetzt ehret seine Fülle mich.

Mit lautem Danke darf ich scheiden,
Mit frohem Dank' aus innerster Brust.
Die Trennung zwar ist immer ein Leiden,
Erinnerung ist immer Lust.

Ich werde Lübeck nicht vergessen —
Wer aber denket hier wohl mein?
Der Wand'rer pilgert — unterdessen
Wird bald mein Bild verflogen seyn.

Nur manchmal — wenn es schnei't, wenn's wettert,
Wenn warm im traulichen Gemach,
Eine Hand in Shakespeares Werken blättert,
Sie schlägt eine schöne Stelle nach —

Da blickt bescheiden ohne zu stören,
Ein bleich-graubärtiges Angesicht
Uebers Buch, — man glaubt eine Stimme zu hören, —
Und ganz vergessen bin ich nicht.

Dies sprach ich am 19., und am 20. saß ich schon hier in Meyer's hôtel dessen Wirt unterdessen, Schulden halber, auf und davon gelaufen ist, wodurch die Hausordnung bedeutend gewonnen zu haben scheint. Ich bin so erkältet und verhustet, daß ich mich einige Tage zu ruhen nöthig finde. Dann soll's nach Bremen gehen, wo ich mit Ende dieses Jahres eintreffen will. Zum neuen Jahre, Alles Gute und Liebe für Euch!

Wie mag es nur in Preßburg gehen? Die Nachricht, daß es ohne Schwertstreich genommen, hat mich der Freunde wegen, einigermaßen beruhigt.

Tausend Küsse den Kindern von Eurem Alten.

Der Volksschullehrer auf dem Lande.

Eine Skizze.

„Ich wollte ein Volksschulmeister werden und bin ein Volksschulmeister geworden.“ Der Mann traf mit diesen Worten mein Herz. Denn ich kenne Viele, die hochmögende Doctoren und Professoren werden wollten und schließlich nur arme Dorfschullehrer geworden sind. Und Leute, welche die Volksschule nur als Nothnagel benützen, weil sie einfach nicht weiter können, und des Broterwerbes wegen, das sind nicht die besten Lehrer und nicht die glücklichsten Menschen. Ohne daß ihr Herz dabei ist, thun sie ihre täglichen Berufsgeschäfte ab wie ein Handwerk, die Kinder sind ihnen das, was dem Schuster das Leder ist: Material, um Stiefel daraus zu machen, Sie denken auf Erwerb und Nebenerwerb wie ein Geschäftsmann, und die Höhepunkte ihrer geistigen Thätigkeit sind das Kartenspiel im Wirtshause. Auch solche Lehrer findet man, ihrer gab es immer und wird es immer geben. Denn Lehrer zu sein, das ist ein Talent, und Talente werden nicht viele geboren, jedenfalls zu wenig für unseren Bedarf. — Wohlgemuthen Herzens wende ich mich zu dem Manne, der gesagt hat: „Ich wollte ein Volksschulmeister werden und bin ein Volksschulmeister geworden.“

Auch sein Vater war Dorflehrer gewesen, hatte aber den Sohn frühzeitig aus dem Hause gegeben und gesagt: „Mein Franz! Du siehst, wie es mir geht, werde was Du willst, nur kein Schulmeister!“

Freilich, das war vor vierzig Jahren.

Franz wollte das Tischlerhandwerk lernen, aber der Tischlermeister hatte zwei Buben, die in der Schule nicht recht fortkamen und der Lehrling half ihnen in seinen wenigen freien Stunden im Rechnen und in der Sprachlehre, und da gab's schönere Erfolge als mit dem Stemmeisen und mit dem Hobel. Gieng er endlich doch in die Stadt, bat um Aufnahme in der Anstalt, wo man Lehrer macht und brachte sich als Bettelstudent und mit Stundengeben kümmerlich fort, bis er sein Befähigungszeugnis in der Tasche trug und weit draußen im Gebirge als Unterlehrer eine Anstellung fand. Aeußerlich hatte es wohl geplagt, bis zu diesem Ziele, innerlich aber gieng es merkwürdig leicht; Franz hatte eigentlich nie gelernt, immer nur gelehrt und oft erst in dem Augenblick, als er es Anderen zu geben hatte, erzeugte sich in ihm wie von selbst sein Wissen und Können. Ich habe es öfters schon erfahren, daß man beim Lehren mehr lernt, als beim Lernen, darum geht's bei armen Studenten, die Stunden geben müssen, spielend vorwärts, während reiche, die Stunden nehmen, trotzdem nicht gar selten stecken bleiben.

Nach sechs Jahren schlichten Unterlehrerthums war Franz Oberlehrer geworden und damit hatte er das höchste Maß seiner Wünsche erreicht. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt. Anfangs hatte er sich vorgenommen, nicht zu heiraten, um sich einzig nur seinem Berufe widmen und auf leidigen Nebenerwerb verzichten zu können. Das gieng aber auf die Länge nicht. Auch dachte er: Wenn ich den Leuten lehre, daß Eins und Eins Zwei sind, so mag ich ihnen ja wohl ebenso zeigen, daß Zwei — Eins sein können. Das gute Beispiel einer einigen Ehe wollte er

geben und somit war auch seine Liebe und Verehelichung pädagogisch begründet. Nun begann ihn aber die Mathematik zu necken, denn es zeigte sich allmählich, daß Eins und Eins — Sechs machen! — Dieses Schulmeisterglück kennt man ja, sechs Buben waren da. Jetzt begann es einigermaßen zu klemmen im Schulhause und der Franz mußte sich nach Instructionen umsehen, auch Geigen- und Orgelunterricht gab er und im nahen Landschlosse eines Barons überwachte er die Baumschule. Hatte er denn selbst Musik gelernt? Oder Botanik? Allerdings ein wenig aus Noten und Büchern, aber eindrang er in diese Gegenstände erst jetzt und also wurde ihm klar, daß er bei Allem, was er Anderen that, selbst gewann, das was er Anderen gab, sich selber schuf und er freute sich darüber, daß sein Leben immer gehaltvoller ward.

Der idealistisch angelegte Volksschullehrer pflegt enttäuscht zu sein, wenn das jung heranwachsende Geschlecht, das er gelehrt und erziehen geholfen hatte, den Hoffnungen nicht entspricht. Unser Meister Franz war nicht enttäuscht, er hatte im Vorhinein nicht viel erwartet, wohl erntete er manchen schlechten Dank, doch war er darauf nach den Erfahrungen seines Vaters gefaßt gewesen, im Ganzen war die junge Generation gesund an Leib und Seele und damit ließ er sich's genug sein.

Anfangs, als er im Dorfe sein Amt angetreten, hatte die Geistlichkeit ihn mit scharfem Auge beobachtet, um etwa Fehler an ihm zu entdecken, die hernach gegen die Neuschule ausgespielt werden konnten. Sie entdeckte aber nichts Brauchbares und ward allmählich gezwungen, dem Lehrer ihre Hochachtung zu zollen. Zeitweilig, je nach Zusammensetzung aus verschiedenen Elementen, wäre auch der Ortsschulrath geneigt gewesen, dem Lehrer seine Macht und Herrlichkeit zu zeigen, denn so ein eigensinniger Bauer oder Schuhmacher oder was weiß ich, ist nicht wenig darauf erpicht, einmal einen Studierten maßregeln zu können und darzuthun, daß auch er auf hohem Rosse reiten kann. Allein unser Lehrer behandelte die großen Kinder nicht viel anders als die kleinen: mit Ruhe, Ernst und Ausdauer, damit blieb er obenan und verschaffte sich nach und nach einen unerschütterlichen Respect. Denn die Hauptsache war, daß er wußte, was er wollte: die Jugend in den wichtigsten Fertigkeiten des Geistes zu unterrichten und ihr Herz für ideale Güter empfänglich zu machen.

Anfangs hatte der Mann einen harten Stand unter seinem Schulinspector. Dieser war ein trockener Theoretiker und wünschte, daß der Schulunterricht mehr „wissenschaftlich“, und weniger anschaulich gehalten werde. Dieser Anschauung konnte sich unser Franz aber nicht bequemen, er war der Meinung, daß in der Volksschule mehr das Herz als der Kopf zu regieren habe. Bei naiven Menschen, als welche Kinder von 6—14 Jahren eben sind, solle der Unterricht mehr sinnlich, als abstract sein; wenn man die Leute bloß nur immer gescheit, und nichts als gescheit machen wolle, würden sie sachte — dumm. Wir gehen — so meinte der Franz — in eine neue Zeit ein, in welcher das, was wir bisher „wissenschaftlich“ genannt, ein wenig bankerott werden wird. Sinnlich naiver, wärmer, innerlicher müßten die Menschen werden, als sie heute sind, verjüngen müßten sie sich. Das gienge gerade noch ab, daß auch der Volksschullehrer schon Professor spielte! — Nein, hierin gab der Franz seinem Inspector nicht nach, und der Inspector hatte im Laufe der Zeit Gelegenheit, zu erfahren, daß Franzens Lehr-Erfolge bessere waren, als die der trockenen Theoretiker. Und er, der nicht rechthaberisch, sondern rechtlich war, stellte dem Theoretiker den Praktiker zum Vorbilde auf.

Franz kannte die geistigen Be-

dürfnisse des Volkes und suchte ihnen gerecht zu werden.

Er griff in seinem Unterrichte nicht weit aus, vielleicht hätte man ihm den Vorwurf machen können, daß er den Lehrplan nicht erschöpfe, denn er war weniger fürs Viellernen, als fürs Gründlichlernen. Auch wollte er mit Viellernen die Dorfkinder nicht hinauslocken in die weite Welt, sondern eher durch Gründlichlernen sie festheften an ihre Heimatsscholle, denn wenn das Bauernthum unstet wird und anhebt zu wandern — so sagte er — dann verliert die menschliche Gesellschaft ihre Grundfeste. Hatte er auch gründlich gelernt und geistig gearbeitet, der wackere Meister Franz, in seinem Herzen war er doch Bauer geblieben und so trachtete er, seinen Schülern vor Allem das beizubringen, was sie als Landwirte und etwa noch als Gewerbsleute brauchen konnten.

„Wenn das die Neuschule ist, so bin ich bekehrt," sagte der Pfarrer eines Tages.

„Es ist weder die Neuschule, noch die Altschule," antwortete der Lehrer, „es ist die Volksschule schlechthin." —

So ist der Mann beschaffen, welcher Volksschullehrer geworden ist, weil er Volksschullehrer werden wollte.

Und wie dieser Franz ist, so sind Viele da draußen auf den Dörfern und in den einsamen Thälern des Gebirges.

Und die so sind, fühlen sich auch zufrieden und hochgeachtet in ihrem Orte. Es ist kein großer Unterschied mehr, der Bauer zieht den Hut so tief vor dem Schulmeister als vor dem Pfarrer. Selbstständiger ist freilich Letzterer, denn er hat im Dorfe über sich keinen Herrn. Der Schullehrer hat in vieler Beziehung den Ortsschulrath über sich, manchmal auch gegen sich. Ferner hat er mit dem Schulinspector zu rechnen, und endlich mit dem Landesschulrath. Manchem sind diese bekannten und unbekannten Größen allerdings etwas unbehaglich. Die meisten sind aber doch der Meinung wie unser Meister Franz: Redlich seine Sache thun und nicht hinhorchen auf die Leute. Auch sich nicht kümmern um jene Eltern der Schüler, die sich oft dreinmischen und trotz ihrer Thorheit und Eitelkeit und Affenliebe das Kinderlehren und Erziehen besser verstehen wollen, als der Lehrer. Eine der größten Plagen des Volksschullehrers und die zähesten Hindernisse in seinem schweren Berufe sind so manche Eltern der Kinder, die sich schon im Vorhinein der Schule gegenüber in ein feindliches Verhältnis stellen und dem Lehrer bei Allem, was er zum Wohle der Kinder unternimmt, Gegenpart leisten. Wie viele Ungerechtigkeit und Roheit muß da mancher Lehrer ertragen! Wie viel Schimpf und Bosheit wird ihm angethan, da er doch nichts, als seine Pflicht erfüllt. Es gibt zwar auch Lehrer, die aus Zorn oder Vorurtheil und Laune manchem Kinde schwer Unrecht thun, aber das sind Ausnahmen, welche die Strafe dafür wohl in ihrer eigenen Unzufriedenheit mit sich und ihren Mißerfolgen finden. Viel öfter geschieht es, daß der Lehrer den Eltern der Schüler, oder den Schülern selbst gegenüber ein Märtyrer seiner Pflicht wird. Aber er tröste sich, er weiß ja, daß gerade das reinste und uneigennützigste Wirken leicht mißkannt und verfolgt wird und ruhig weiter wandle er — wenngleich manchmal mit blutendem Herzen — den Weg seiner Pflicht.

Wenn ich in meiner Jugend auf Reisen in ein fremdes Dorf kam, so suchte ich den Pfarrer auf. Sein ganz idealer Beruf zog mich zu ihm und seine schlichte Menschenfreundlichkeit hat mich immer gerührt und mein Herz warm gemacht. Als jedoch allmählich die Zeit kam, da auch der Dorfpriester sich als Gegner unserer culturellen, allgemein humanen Bestrebungen hinstellen zu müssen glaubte, da mied ich den Pfarrhof und gieng ins Schulhaus. An dem

Lehrer der Neuschule fand ich den josefinischen Pfarrer. Ich bedauerte sehr den Zwiespalt zwischen Kirche und Schule, welcher vorhanden war, mußte mich aber zu Letzterer schlagen, weil auf sie die Ideale meiner Jugend übergegangen. Wie mir, so ergeht es sehr Vielen, auch auf dem Dorfe, und also kam es, daß in manchen Orten nicht bloß für die Kinder, sondern auch für Erwachsene der Schullehrer ein Mittelpunkt des geistigen Leben geworden ist.

Nur Eines hat mich an den Lehrern häufig unangenehm berührt: so oft fand ich Unzufriedenheit mit den materiellen Einnahmen. Diese sind wahrlich nicht glänzend, reichen aber in den meisten Fällen aus für das einfache, entsagungswillige Leben, welches ja der Lehrer dem Volke vorzuleben hat. Denn er selbst soll unserer nach Ueppigkeit, Prunk und Geld jagenden Zeit ein Vorbild sein, wie man leben müsse, um wieder in das Gleichgewicht zu kommen. Nun freilich ist auch der Lehrer ein Kind seiner Zeit, und was Andere im Großen treiben, um aus einem einfachen ein mehrfacher Millionär zu werden, das möchte er im Kleinen thun, um für sich und die Seinen den Sonntagsbraten zu erschwingen. Und der allbekannte reiche Kindersegen der Schulmeister berechtigt doch gewiß auch zur Ausschau nach Geld und anderen materiellen Vortheilen; besser aber wäre es, wenn die Sorgen um derlei das hehre Wirken des Lehrers nicht durchkreuzten.

Der Lehrer ist so zu sagen ein Staatsbeamter, aber auf dem Dorfe der beliebteste aller Staatsbeamten. Er schreibt keine Recrutierungen aus, er zieht keine Steuern ein, er verurtheilt Niemanden zum Arreste. Er nimmt nicht mehr bettelhaft zudringlich, wie einst, er gibt nur, er fördert allenthalben, er ist der erste Wegweiser dahin, wo heute ja Jedermann sein will, zur Ehre, zu besserer Stellung. Wie soll es da ein Wunder sein, wenn er Achtung, ja oft Liebe genießt? Der Lehrer auf dem Dorfe wächst den Leuten ja in ihre Familien hinein, sein Verhältnis zu den Kindern macht ihn vertraut mit dem Hause derselben, und der Vater, die Mutter, die ihm ihr Liebstes anvertrauen, sehen in dem Lehrer ihren Freund und Rathgeber. An vielen Orten hat der Lehrer auch ein kirchliches Amt, nicht gezwungen wie einst, sondern freiwillig, nicht als Knecht, sondern als Respectsperson. Er assistiert bei Taufen, er spielt die Orgel und leitet den Kirchenchor, die Kapelle bei Hochzeiten, er besorgt bei Begräbnissen den Gesang und also begleitet er den Dorfbewohner durch das Leben von Station zu Station; es ist daher kein Wunder, wenn er den Leuten ans Herz wächst.

Nach Zeitungs- und Parteigezänke zu schließen, müßten gegenwärtig auf dem Dorfe Kirche und Schule in feindlichstem Verhältnisse gegen einander stehen. Das ist in Wirklichkeit nicht so schlimm. Außer kleinen Reibungen manchmal zwischen beiden Weltreichen, die auch zur Concordatszeit nicht ausgeblieben sind, herrscht Friede und Billigkeit. Der Pfarrer besorgt nach Vorschrift und Neigung in der Schule den Religionsunterricht und der Schullehrer leistet, wie eben gesagt, für die Kirche die Musik. Ein verständiger Pfarrer und ein braver Schullehrer gehen Hand in Hand mitsammen und geben der Gemeinde ein Beispiel der Friedfertigkeit und Pflichterfüllung.

Unter den jüngeren Lehrern gibt es viele, die mit Schriftstellerei und Dichtkunst sich beschäftigen und manches Treffliche darin leisten, ein Bestreben, das ich stets gelobt habe, insoferne dadurch nicht die eigentliche Lehrthätigkeit vernachlässigt wird.

Mit Politik gibt der Lehrer sich nicht viel ab, außer manchmal beim Glase Bier ein bißchen zum Zeitvertreib. In den Kindern sucht er die Liebe zum Vaterlande und die Achtung vor dem Landesvater zu wecken und

zu pflegen und das Wohlwollen für alle Menschen auszubilden. Einer neuen Richtung der Unduldsamkeit und des Rassenhasses steht der Dorfschullehrer fern. Ich kenne viele Lehrer in Bauerngemeinden von Steiermark, Kärnten, Salzburg und Oberösterreich, nicht ein einziger ist darunter, welcher den Haß gegen fremde Nationen und Völker predigte, unverbittert und umso wärmer bleibt das Herz auch fürs deutsche Volk.

Das ist so beiläufig — Ausnahmen gibt es ja freilich — das Leben des Volksschullehrers auf dem Lande. Unsere heutige Jugend hat viele Neigung für den Lehrstand, aber geradehin ein Volksschullehrer zu werden, dazu haben die Wenigsten den Muth. Die jungen Leute ziehen es vor, acht Jahre lang im Gymnasium zu sitzen und allerlei todte Wissenschaften zu treiben, hernach unter dem Namen „Studenten" etliche Jahre in der Stadt ein ungebundenes Leben zu führen, vom Vater sich dazu das Geld schicken zu lassen und endlich ein wohlbestallter Professor zu werden. All' das ist weitaus angenehmer, als frühzeitig den Freuden der Welt zu entsagen, in eine entlegene Dorfgemeinde zu gehen und bei rohen Bauern und verschlagenen Kleingewerbsleuten uneigennützig der nothwendigsten und wichtigsten Aufgabe des Lehrstandes zu obliegen und solch' großem und schwerem Berufe ein Leben zu opfern.

Und ist es nicht eine Frage, welcher für das Wohl der Menschheit mehr leistet, der hochangesehene Professor oder der schlichte Volksschullehrer? Nein, es ist keine Frage. R.

Wie es die clerikale Presse gegen mich treibt.

Aus einem Tagebuche von P. K. Rosegger.

Wie hast Du's mit der Religion?

Fausts Antwort auf diese Frage Gretchens dürfte wohl keines unserer gesetzlich anerkannten Glaubensbekenntnisse befriedigen. Und ein bißchen Faustnatur steckt in sehr vielen Menschen, ich gestehe es, auch in mir; da hat man keine Wahl und Absicht, das ist Natur. Wer wissen will, wie ich es mit der Religion halte, der findet in meinen Schriften eine Antwort, welche jener Fausts ziemlich nahe kommen dürfte, nur daß meine persönliche Natur doch vielleicht thatsächlich mehr zu religiöser Stimmung, zu christlichem Cultus, zu idealer Beschaulichkeit hinneigt, als dies von Fausts glühendem Weltherzen erzählt wird. Dem Bekenntnisse meiner Väter bleibe ich treu, ohne darum andere Confessionen zu verachten. Im Ganzen bin ich der Ueberzeugung, daß unsere Ideale von Humanismus und Sittlichkeit im Christenthume am ehesten Erfüllung finden können. Die Vorzüge der Confessionen preise ich, wo ich sie finde; Dinge aber, die mit meiner Vernunft, wie sie Gott dem Menschen verlieh, oder mit meinem Gefühle nicht übereinstimmen, lehne ich für mich ab, und wenn mir dieselben auch obendrein für das Allgemeine nachtheilig zu sein scheinen, so bekämpfe ich sie. Ich glaube, ein redlicher Mensch kann und darf gar nicht anders handeln.

Nebst diesem subjectiven Standpunkt der eigenen Ueberzeugung und des persönlichen Gefühles — Dinge, die ja nicht unfehlbar sind — habe ich als Schriftsteller und Dichter auch den objectiven einzuhalten, d. h. ich habe religiöse oder confessionelle Gegenstände nicht immer durch mein persönliches Auge, sondern oft auch durch das Auge Anderer zu sehen. Ich habe das Leben, die Eigenschaften, Meinungen und Thaten der verschiedenartigsten Menschen darzustellen und es kann doch unmöglich von dem Dichter verlangt werden, daß er nur solche Personen reden und handeln lasse, welche seine eigene Meinung ausrichten.

In mir ist ein unbezähmbarer Drang, über Alles, was mich berührt, meine Meinung zu sagen. Stets bedauere ich, wenn Personen oder Parteirichtungen sich dadurch verletzt fühlen, allein nie bereue ich, meine von keiner Rücksicht beeinflußte, keine Person anschuldigende, einzig nur die Sache erwägende Meinung ausgesprochen zu haben, so lange ich sie für richtig halten muß.

Diese hier angeführten Thatsachen, die eigentlich ganz selbverständlich sind, haben mir eine große Gegnerschaft hervorgerufen. Meine Schriften können weder dem landläufigen Liberalen behagen, noch dem Atheisten gefallen, noch dem Radikalen und Naturalisten angenehm sein, ebenso wenig werden sie dem Pietisten entsprechen. Das thut mir auch gar nicht leid. Befremdlicher ist mir, daß der Clerus sich von allem Anfange an ablehnend gegen mich verhalten hat, was wohl darin liegen mochte, daß ich als armer Student in die Obhut seiner politischen Gegner gekommen war. Ich hatte mich freilich auch von diesen nicht beeinflussen lassen; meine Weltanschauung brachte ich schon so ziemlich fertig als 22jähriger Junge von meinen Erfahrungen und von meinem Selbststudium aus dem Waldlande mit und sie hat sich im Wesentlichen bis heute nicht geändert.

Als ich mit dem ersten Büchlein in die Oeffentlichkeit getreten war, wurde selbes allerorts wohlwollend aufgenommen, nur ein paar clerikale Blätter neckten mich und ich neckte sie dann wieder. Es war kindisch von mir, aber ich war ja überhaupt damals noch ein Kind in literarischen Dingen. Es wurde bald anders, allmählich sah ich mich auf einen Standplatz gedrängt, von welchem aus das clerikale Lager mit schärferem Auge zu beobachten war, ich sah mich ihm gegenüber gestellt. Ich konnte nun mit größerer Objectivität Ungemach und seelische Leiden bedenken, welche mehreren meiner Blutsverwandten durch clerikalen Einfluß erwachsen sind, und derentwegen mir Conflicte geschaffen wurden, die darzustellen jetzt nicht an der Zeit ist.

Selbstverständlich fiel es mir nicht ein, einzelner Fälle wegen der ganzen großen Institution entgegenzutreten; was mir das Herz zu sehr drückte, das sprach ich offen aus, dann war es wieder gut. Ich hatte Neigung zur Geistlichkeit; auf dem Lande viel mit ihr im Verkehr, kann man wohl auch ihre Vorzüge kennen lernen. Ich habe diese Vorzüge auch unzähligemale in meinen Schriften darzustellen gesucht. Keiner meiner weltlichen literarischen Genossen von heute wird den echten Priester so vom Herzen erhoben, keiner den religiösen Sinn des Menschen so begeistert gefeiert haben, als ich vermöge meiner innersten Ueberzeugung zu thun mich bestrebe. Andererseits schone ich freilich auch in diesen Kreisen das Verwerfliche nicht; das schone ich in gar keinem Stande, bei gar keiner Partei, auch bei mir selbst nicht.*)

Im Bewußtsein meiner ehrlichen

*) Mein geistiges Verhältnis zu Cultus und Clerus habe ich im „Heimgarten“ VII., Seite 679, klar gemacht.

Absichten bin ich nun zwar sicher, daß der edeldenkende Theil des Clerus meinen Standpunkt würdigt, ja, ich habe Beweise davon. Im Grunde predigen wir ja doch das Gleiche, der Priester auf der Kanzel, ich in meinen Schriften: die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, die Klugheit, die Starkmuth und die Menschenliebe. Immerhin aber ist es mir bedauerlich, daß die clericale Presse ihre Feindseligkeiten gegen mich gesteigert hat und geräuschvoll fortsetzt.

Welcher Schriftsteller, der nicht stets den rein kirchlich-dogmatischen Standpunkt bekennt, ist den Clericalen überhaupt recht? Keiner. Aber man ignoriert solche Schriftsteller. Warum nur gegen mich der Lärm?

Wenn man den Krieg gegen mich noch völkerrechtlich führte, das heißt ehrlich und anständig und auf Grund des Thatsächlichen. Aber das ist nicht immer der Fall. Zu entschuldigen wären die oft sehr bösartigen und tückischen Angriffe solcher Blätter nicht, wenn sie — wie sie zwar behaupten — im Namen der Religion stritten, zu entschuldigen sind sie nur, weil sie für ihre Partei kämpfen; und Parteikämpfe — man weiß ja.

Meinen Aufzeichnungen entnehme ich einige Beispiele der liebenswürdigen Behandlung, die ich mir von einem Theile der clericalen Presse gefallen lassen muß, und endlich auch — die Macht der Gewohnheit! — ruhig gefallen lasse. Ich habe nämlich die freche Eigenschaft, daß jedes Unrecht, welches mir zugefügt wird, mein Selbstgefühl steigert. Schmeichelei drückt mich, Lob erfreut mich, Tadel bessert mich, Schimpf beleidigt mich, des Guten willen Unrecht leiden stärkt mich. So entstehen die folgenden Zeilen durchaus nicht in nervösem Zustande verletzter Eitelkeit oder tieferer Kränkung, und wenn der Gegner den Speer wegwirft, um mir die Hand zu reichen, so ist ihm auch verziehen und ich will mir denken, sein Angriff wäre doch vielleicht aus bestem Wissen und Gewissen und in guter Absicht geschehen.

Selten greift die clericale Presse unmittelbar eine meiner Schriften an; hat man es mit einem bestimmten Buche zu thun, so beruft man sich auf andere Bücher von mir, die noch viel schlechter wären, als das vorliegende, die man aber nicht nennt. Am liebsten sucht man zur Kritik des Buches dem Verfasser als ehemaligen Schneidergesellen Eines am Zeug zu flicken, was sich manchmal recht spaßig macht, aber nicht sehr taktvoll ist. Mit großem Witzaufwande schrieb eines Tages ein Herr in seinem clericalen Leibblatt: „R. soll statt den Pegasus lieber den Ziegenbock reiten und »mäck, mäck!« rufen." Ein Anderer erfand für den Alpengeschichten-Erzähler den Titel: „Lederhosen-Dichter" und bedauerte ebenfalls, daß er nicht Schneider geblieben. Es mag ja sein, daß meine Hosen stichhältiger gewesen wären als meine Dichtungen, allein, wenn ein Kämpe der Kirche dem vermeintlichen Antichrist nicht anders als durch die Lederhosen beizukommen weiß, so leistet er kein Beispiel von göttlicher Erleuchtung.

Das „Kremser Wochenblatt," welches sich einst durch seine leidenschaftliche Entrüstung über mein Sprüchel, „daß der Herrgott die Priester, der Teufel die Pfaffen erschaffen habe," so tragikomisch selbst verrathen hat, war auch der Meinung, daß meine Hosen besser ausgefallen wären, als meine in Krems gehaltene Vorlesung, „die dazu noch zu kurz gewesen." Ich aber meine, besser zu kurze Vorlesungen, als zu kurze Hosen. Das erinnert mich an jenen frommen Mann, der mein Gedichtchen: „Därf ih 's Dirndl liabn?" sich ins Taschenbuch abschrieb, bevor er in Entrüstung das Original verbrannte.

Ein besonders Eifriger suchte aber die Idee praktisch zu verwerten und wollte einige Bauernbursche zu einer Art von Religionsübung auf der

„Lederhose“ des Poeten verpflichten; sie antworteten ihm: Wenn in der Hose ein Anderer stäke, so wären sie gerne dazu bereit.

Etwas ernster ist eine andere Gruppe von Kritikern zu nehmen, welche wohl die zu vernichtenden Werke anführt, dieselben aber mißdeutet, ihnen absichtlich einen falschen Sinn, eine schlimme Absicht unterschiebt, um solche dann vor dem gläubigen Publikum zu verketzern. Oder es wird der Ausspruch irgend einer im Buche vorkommenden Person als die Meinung des Verfassers hingestellt, ein Verfahren, wodurch man aus dem Dichter machen kann, was man will. So stellte es ein oberösterreichischer Correspondent im clerikalen „Oesterreichischen Reichsboten“ an. Behauptete der Schelm, daß in meinem „Gottsucher“ alle positive Religion geleugnet werde. Wie fatal er's traf! Denn gerade in diesem Werke suchte ich mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft zu zeigen, daß ein Volk ohne positive Religion nie und nimmer leben könne. Habe es eine alte verloren, so mache es sich eine neue, und sei diese eine grundfalsche, wie etwa die in dem Werke geschilderte Vergötterung des Feuers, so gehe es daran zu Grunde. So laut und beständig dieser Gedanke im „Gottsucher“ betont wird, so wollte ihn doch manch clerikales Blatt nicht verstehen, und die Ursache dessen, weil im Roman ein fanatischer Schwärmer den unklugen und weltlich gesinnten Pfarrherrn erschlägt. Daß der Mörder und die ganze von ihm mißleitete Gemeinde den verhängnisvollen Irrthum mit dem Untergange büßen, wird von solchen Kritikern einfach vertuscht.

Der gewöhnliche Kunstgriff clerikaler Blätter ist die absichtliche Verwechslung des Christenthums im Allgemeinen mit dem Katholicismus im Besonderen. Auf solcher Grundlage brachte die „Salzburger Chronik“ einmal einen giftigen Artikel gegen meine Erzählung: „Empor zu Gott.“ In demselben wurde der Verfasser genannter Erzählung als Giftmischer für das Volk bezeichnet, und zwar, weil er das Heiligthum in Brotesgestalt „als das Symbol des Höchsten im Himmel und auf Erden“ bezeichnet hatte. — Daraus erhellt, daß der Dichter sich zu hüten hat vor dem Ausdrucke kirchlicher Stimmungen, denn er könnte dem Cleriker doch nie und nimmer genug thun. Nun sind aber die Poeten einmal keine Leute, die nach dogmatischen Vorschriften dichten, ihr Wort hat den natürlichen Empfindungen des Menschen zu entspringen; es gibt vielleicht aber doch wirklich Menschenherzen, welche in dem kirchlichen Heiligthume das Symbol des Höchsten im Himmel und auf Erden sehen.

Der Dichter lebt in einer gewissen Vertraulichkeit mit den Himmlischen und verkehrt mit ihnen häufig in jener menschlichen Unmittelbarkeit, die auch das Uebernatürliche in das Bereich des Sinnlichen setzt. Da gibt's manchen warmherzig humoristischen Vergleich, manch naiven Ausdruck, da nimmt der Mensch seinen Gott bei der Hand, dankt ihm jauchzend für diese schöne Welt, oder fragt ihn wohl auch einmal treuherzig nach einer besseren, und warum er Dieses und Jenes gerade so und nicht anders gemacht habe? Das ist ja eine durchaus volksthümliche Art, durch welche die Religion nicht erniedrigt wird, welche vielmehr zeigt, daß die religiöse Vorstellung besonders dem Gebirgsvolke im Blute liegt. Aber mancher Kritikus scheint solchen unmittelbaren Verkehr ohne Zwischenperson nicht gerne zu sehen. Doch bleibe ich dabei: Wie Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen hat, so denkt der Mensch sich Gott nach des Menschen Ebenbilde. Da demnach der Aelpler manchmal etwas menschlich mit seinem Gott umgeht, so hat der Volksschilderer das ebenso zu schildern. Und wenn dieser Schilderer wohl gar selbst einmal in

die Art seiner Landsleute fällt, so schadet das nicht und ist gewiß nicht so schlecht gemeint, als es Einige gern auslegen möchten. Ich habe mich freilich auch an die Bibel gemacht, habe Noahs Weinseligkeit, Jakobs Schlauheit, Davids Minnehuld und des starken Absalons Schwäche geschildert, habe gegen Judas Iskarioth und den linken Schächer mir Ehrenbeleidigungen zu schulden kommen lassen — lauter Sachen, die übel vermerkt worden sind. Wenn mir heute ein unbefangener Mensch sagen kann, daß ich mit derlei wirklich gegen den christlichen Sinn und das religiöse Gefühl verstoßen, so überantworte ich — ohne eine Anspielung machen zu wollen — meine Bücher dem Scheiterhaufen.

Das „Linzer Volksblatt“, welches seit Jahren in dummdreistem Tone, mit abgefeimten Kunstgriffen augen-, sinn- und satzverdreherisch bestrebt ist, in Oberösterreich Haß gegen mich zu säen, behauptete gelegentlich schlechtweg, R. sei dem christlichen Glauben feindlich gesinnt, weil in manchen seiner Geschichten der Pfarrer mit der Köchin in Verbindung gebracht werde — und fragt naiv, ob derlei das Volk zu wissen brauche? Dann sei es kein Wunder, wenn die Lehrlinge und Gesellen nicht beten, nicht in die Kirche gehen wollten, die Mädchen überspannt würden, vor der Geistlichkeit keine Achtung hätten, die Kinder verrohten, ungehorsam und genußsüchtig würden. Das machten die Bücher von R. — Sollte das dem Manne wirklich Ernst gewesen sein? Viele behaupten es, ich aber halte ihn für einen verkappten Humoristen.

Als ich vor einiger Zeit das „Schreiben eines Landpfarrers“ in Sachen des sattsam bekannten Liechtensteinischen Schulantrages veröffentlicht hatte, da kam's von Seite der clericalen Presse wieder einmal dicht über mich; weil sich aber mit dem Inhalte genannter Schrift nicht viel anfangen ließ, so thaten die Herren an dem Aeußerlichen herum; ein Blatt meinte, daß der vorkommende Ausdruck „Sau“ statt Schwein so recht die niedrige Herkunft des Verfassers documentiere; ein anderes rieth mir, erst einmal selbst in die Liechtensteinische Volksschule zu gehen. Zu seiner Freude kann ich dem gütigen Rathgeber mittheilen, daß ich vor mehreren dreißig Jahren in eine solche Schule richtig gegangen bin.

Merkwürdig wohlwollend und naiv zugleich war ein orthodoxes Blatt der nicht unierten Kirche; dasselbe sagte: „R. wäre ein ganz guter Dichter, wenn er sich nur etwas mehr der Aristokratie und der Kirche anschließen möchte!“ Das kommt mir vor wie das Wort meines philosophischen Schneidergesellen von dazumal: Die „Lerche wäre ein ganz hübscher Vogel, wenn sie nur vom Adler den Schnabel, vom Häher die Federn und von der Eule den Gesang hätte!“

Das „Literaturblatt für katholische Erzieher“ behauptete einmal, daß die Propaganda, die für mich in Deutschland gemacht werde, von der Freimaurerloge ausgehe und knüpfte daran Folgerungen, bei denen es Einem eiskalt über den Rücken gehen könnte.

Am knappesten verstand es ein junger Katechet in Kärnten, sein Urtheil und seine Wünsche über mich zusammenzufassen: derselbe theilte seinen Schülern mit, daß R., der Verfasser des „Volkslebens in Steiermark“ und des „Waldschulmeisters“, für die Hölle reif sei.

Sehr einfach half sich ein heimisches Blatt, welches zu beobachten ich zufällig Gelegenheit hatte. Das besprach nur solche Schriften von mir, mit denen es principiell nicht einverstanden war, während es die Werke, gegen die es nichts einwenden konnte, wie ein Geheimnis des Beichtsiegels verschwieg. Von solchen Blättern kann man auch lernen, wie der mißgünstige Kritiker Theile des Textes aus dem Zusammenhang reißen, sie mißdeuten,

ändern oder unrichtig machen kann, um sie hernach als unrichtig tadeln zu können. Ein etwas ungeniertes, aber nicht ganz unpraktisches Verfahren.

Das sind nur wenige, mir ganz zufällig in die Hand gekommene Beispiele, wie die clerikale Presse zu schäkern liebt.

Manchmal geht der Same auch im Volke auf, wie ein drolliges Exempel zeigen mag:

In einem obersteirischen Dorfe war eines Sonntags im Freien Christenlehre. Sie war würdig und handelte von den Thorheiten des Aberglaubens. Nach der Christenlehre pflegten die versammelten Dorfburschen der Geselligkeit, sie sangen muntere Volkslieder, gegen welche der Pfarrer nichts einzuwenden hatte. Unter Anderen wurde auch mein Liedchen: „Därf ih's Dirndl liabn?“ gesungen. Das regte den anwesenden Kirchendiener, genannt „der Sakristei-Wastel“, auf, er fühlte sich verpflichtet, einzuschreiten. Er winkte mit der Hand und rief: „sie sollten das Schandlied nicht singen!“ — Als die Burschen lachten und weitersangen, sprang der Wastel auf ein hohles Faß und rief mit wüthenden Geberden: „Der Herrgott wird dem Buben das Mensch nie erlauben, nie! Wird nit lachen zu der Unzucht! Weinen wird er! — dem Petrus,“ — damit meinte er den Verfasser des Liedchens — „dem ist überhaupt nit zu trauen. Petrus, Petrus! Du bist ein Wolf im Schafspelz!“

„Wastel, Wastel!“ rief jetzt ein Bursche, „Du bist ein Schaf im Wolfspelz!“

Das Gelächter, welches hierauf entstand, hat dem guten Küster Alles verdorben. —

Hinter diesem Partei-Kasperl steht freilich die geschlossene Front ernster Widersacher.

So war ich den Mucker- und Junkerblättern schon lange ein Dorn im Auge, deshalb, weil ich mit meinen Schriften für die Verlassenen der Menschheit, besonders für das Bauernthum eintrete. Jene Blätter witterten in solcher Neigung zu den Armen und Geringen einen Haß gegen die Reichen und Hochstehenden, fanden aber für diesen Vorwurf keinen rechten Anhaltspunkt. Da kam mein Buch: „Martin der Mann.“ Und siehe, der Hochverräther war fertig! In dem Buche wird eine Revolution und ein Fürstenmord geschildert. Ist denn derlei nicht schon vorgekommen? Und muß der Dichter denn mit Allem, was er schildert, auch selbst einverstanden sein? Dann wehe Dir, Friedrich Schiller, Du Verfasser des „Tell“! Ist es nicht genug, wenn der Dichter seinen Abscheu und seine Warnung vor dem geschilderten Verbrechen dadurch zeigt, daß er den Verbrecher unglücklich werden, zu Grunde gehen läßt? Freilich motiviert mein Fürstenmörder „Martin“ seine That, denn wenn er sie nicht vor sich selbst rechtfertigen würde, wie könnte er die That begehen? Die Begründung einer That ist ja die erste Nothwendigkeit in der darstellenden Dichtung. Kommt in Martin nicht später die Reue zu lebhaftestem Ausdruck, geht er und Alles, was er liebt, nicht an seinem Verbrechen zu Grunde? Und das soll revolutionär sein?! Doch die „Kreuzzeitung“, das preußische Mucker- und Junkerblatt, sowie das Wiener „Vaterland“, dessen Richtung sattsam bekannt ist, behaupten steif und frech, Martin der Mann wage sich an die Person des Herrschers, predige nichts Geringeres als den Fürstenmord. Im Buche selbst finden sie für diese hirnverbrannte Deutung natürlich keinen Anhaltspunkt, so halten sie sich an die folgenden Sätze des Vorwortes: „Wer gewohnt ist, die Wahrheit nur nach Aeußerlichkeiten zu messen, der wird in diesem deutsamen Buche auf Unerhörtes stoßen, wer aber die Natur eines

von Vorurtheilen befreiten menschlichen Herzens sieht, der wird die Begründung der Dinge leicht erkennen. — Wer Menschenherzen höher schätzt, als Fürstenkronen, der wandle mit uns. — Die Liebe waltet, die Liebe wüthet, wir sollen staunend sehen, was die Liebe thut." — Aus diesen Sätzen der Einleitung schöpfen die genannten Blätter ihre Anklage, daß mein Buch den Fürstenmord predige. Das ist zu dumm.

Also hat die Zeitung „Vaterland" (wie schade um diesen Titel!) hier verleugnet, dort verdreht, entstellt, hat das Buch wuthschäumend ein „Schandwerk" geheißen. — Was will man dazu sagen? — Nichts.

So geht es.

Ursprünglich verlästerten mich diese Herren unter dem Vorwande, ich sei als Volksdichter nicht katholisch genug. Jetzt zeigt sich's, daß auch jene meiner Werke, in denen alles Confessionelle vollständig vermieden wird, wie in „Jakob der Letzte," „Martin der Mann" u. s. w., ihnen höchst zuwider sind. Nicht so sehr die ästhetische Seite meiner Dichtungen greifen sie an, das könnten sie oft mit recht gutem Grunde thun, als vielmehr immer nur die „Tendenz". Na, was habe ich denn eigentlich für eine vertrackte Tendenz? — Ich predige die Liebe, ich nehme mich der Armen an, ich speise mit Sündern. —

Muß man darum, weil man ein Freund des Volkes ist, den Adel hassen? Wer so folgert, der beleidigt letzteren.

Ich erkläre auf das Nachdrücklichste, daß ich jeden Stand der Gesellschaft achte. Ich hasse Niemanden, Alles, was Mensch heißt, steht mir nahe. Die Absicht zu beleidigen liegt meiner Natur fern. Wie es in mir ist, so schreibe ich es heraus, wie ich das Leben sehe, so gebe ich es wieder. Obzwar im Allgemeinen die ernstliche Absicht hegend, als Schriftsteller Gutes zu wirken, denke ich doch während der Arbeit nicht an die Folgen dessen, was ich schreibe. Wäre ich ein bißchen praktisch, ich würde bei der Prüfung des Geschriebenen mich fragen: Wird das den Lesern auch recht sein? Werden sie das auch so verstehen, wie ich's meine? Kann das für Einzelne nicht Anlaß zum Aergernisse geben? — Werden sie mich darüber nicht verfolgen? — Aber ich möchte lieber fragen: Wenn der Dichter aus solchen Rücksichten einmal anfienge zu streichen, wo sollte er aufhören? oder: was bliebe dann noch übrig von seiner Meinung, von seiner Eigenart? — Nein, ich bin ohne Hoffnung und ohne Furcht. Ohne Hoffnung, daß ich die natürliche Gegnerschaft bekehre, ohne Furcht, daß sie mich erdrücken könne. Nicht eine gewisse, etwa gar revolutionäre Absicht ist in mir, sondern vielleicht eine zu weitgehende harmlose Vorurtheilslosigkeit, der man bei Autodidakten, bei denen sich eine Weltanschauung ungebunden entwickelt, recht häufig begegnen kann.

Aber nun frage ich, sind einer solchen Natur gegenüber die manchmal so bübischen Angriffe gerechtfertigt? —

Ich verüble Niemandem, meine Meinung zu bekämpfen, wenn sie ihm falsch zu sein scheint; sie kann thatsächlich falsch sein, wir irren Alle! — allein anständig muß der Kampf geführt werden. Und jedem Gegner bin ich dankbar, der mich nicht durch eine unredliche Kampfweise zwingt, ihm öffentlich entgegen zu treten. Daß die Synode meine weltlichen Bücher in die Schriften der Kirchenväter aufnehmen werde, habe ich nie erwartet; im Uebrigen wird jeder unbefangene Leser leicht ersehen, daß ich nicht schlimmer bin, wie viele Andere auch, denen man doch nichts in den Weg legt. Nun, den Haß der Fanatiker muß ich ertragen, ohne daß meine aufrichtige Verehrung für den Priesterstand auch nur im Geringsten erschüttert werden soll.

Die Buaß.

A Baurngspoaß in da steirischn Gmoansproch.

Von an Rausch ghobb vorign Suntog,
Will ma s mirkn, s wa ka Gspoaß!
So a Rausch führt za nix Guatn,
's gräßti Loster, däs ih woaß.

Laugn s jo nit, da Wein is fissi,
Oba Leut, die Buaß is schiach,
Won ih hoamkim und mein Olti
Zwiefoch und gor dreifoch siach!

R.

Das Hausbuch der Frau Stampferin.

(Schluß.)

Im Monat Mey 1688

hatt mier Frau Wurmbin ihr Dechterl Dereßl hergeschickht. Hab mich mein Dag so gar hartt mit den Khindern blagt/ vnd jetzt miest ich mich noch mit andern blagen. Ihr Frau Muetter Wurmbin ist meines Pruettr leibliche Dochter gewöst/ so hab ich mich gleich vmb daß Khind angenumben/ weilln ihr Frau Muetter in Khrieg auch vmb ihr Sachen ist khumben vnd auch vmb ihren Mann/ vnd sie also gar schlechte Mitl hatt gehabt. Sie ist zu Wien verbliben vnd (wiertt) villeicht zu einer Gräffin in Diensten gen. Sie wiert ihres Allterß in 5. Jahr sein/ otter schon 5 otter gar 6 Jahr.

Anno 1688. Jahr/ den 16. October ist vnßer Friedl witter mit Gesund an haimb khumben. Ist oben in Reich auch gewößen/ vnd gar nachet/ wo der Franzoß sengt vnd prentt hat. Seint auch alle Leit geflochen/ so ist er auch geflochen/ vnd hatt mießen zu Fueß gen/ vnd ist aller (alser) khrumbter hämbkhumben.

Anno 1688. Jahr hatt der Franzoß in Reich einen Khrieg angehöbt vnd hatt großen Schatten gedan/ die armben Leit auf dem Winder verdriben vnd Alles verhörtt vnd verzörtt vnd großen Schatten gedan. Gott aber wiertt sein Parmherzigkheit an vnß Armben erweisen/ vnd wiertt vnß zu Hilf khumben.

Den 17. Sebdember 1688. Jahr wie ich vnd der Hanß Jossef vnd die Stänzl auf Gräz auf dem Khierdag geräst/ hab 1000 fl. Khierdaggelt gehabt/ hab vmb 300 fl. Silbergeschmeit khaufft vnd auch andere schene Sachen/ solliches meinen Khi(n)dern zu einer

Gedechtnuß vnd Freit/ wan sie nach meiner waß Schens wern finden.

Anno 1688. Jahr/ vmb den 20. Sebtember/

ist der Hörzig von Löttering mit seiner Khinigin auf Lueben ankhumben. Da ist die Stänzl vnd der Jossef auch hinauß/ auch die Liserl. So haben sie ihr aufgewartt vnd geschaut/ so hatts die Khinigin gar hinein in daß Zimber gelaßen/ wo sie gespeist hatt/ vnd sie haben dersen vor der Dasl aufwartten vnd haben die Khinigin genueg gesehen/ haben gesagt/ waß fier eine schene Frau sey. Der Hörzig aber ist aller khranckh gewöst an dem Fieber/ ist nit zu der Dasl gangen/ er der Hörzig kheleich von Khrig herauf khumben vnd die Khinigin/ sein Gemahl/ ist von Wien her vnd seint zu Prug zusambenkhumben. Haben woll auch grose Freid gehabt/ daß sie seint zusambenkhumben. Die Luebnerischen Herrn haben ihnen gar schen aufgewartt vnd seint ihnen engögengangen/ 24 Herrn/ alle schen schwartz khleit vnd schen aufbuztter/ vnd nacher erst die gemaine Purgerschafft mit dem Gewör/ vnd seint so neben der Senfften gangen. Hatt dem Hörzig vnd der Khinigin überauß woll gefallen. Zu Gräz aber haben sie dem Hörzig gar wenig Ehr angedan vnd haben ihm nichts aufgewartt/ sunder seint hernach auf Prug herauf vnd haben ihnen erst aufgewartt/ dieweil die Khinigin selber ist derbey gewöst. Hatt also den guetten Herrn verdrosen/ daß er fier sein grose Mie vnd Arbeit/ auch Lebensgefar/ kheinen bößeren Dankh hatt gehabt.

Hier seien folgende Nachtragsnotizen eingeschaltet:

Anno 1688/ wie vnser Fridl ist zu Wienn gewöst bey Herrn Fillibt Hoffer/ so ist sein Frau groß Leibs gewöst vnd ist gestorben. So haben sie die Frau sellige eröffnet/ vnd haben bey ihr ein grose mechtige Löber befunden/ daß sie sich verwundert haben und dieselbige gewogen/ hatt 8 ℔ ¾ gehabt. Hatt khamb ihmer ein Oxe ein solliche Löber gehabt. Behiett vnß Gott.

Anno 1688. Jahr/ 24. October/

ist ein Drosgerin (Gesteinzerkleinerin in Eisenbergwerken) vnd ihr Man in Millhaus zu Hörwerig gewöst vnd ist groß Leibs gewöst. Die sizt beim Disch vnd falt gächling vmb vnd auf(s) Flöz vnd ist stänndott. So haben sies geschwint aufgeschniten/ vnd daß Khint ist zu der heilligen Dauf khumben.

Den 28. November 1688

ist die Wäberl Laurigin mit deme Herzkhlopfen khranckh gewöst/ so hatt ihr der Herr Dockhter Däkho ein Burggier eingöben/ ein Pulser/ dise hatt ihr gar ibel außgewarttet vnd ibel burgiertt/ daß ihr daß frische Bluett ist hergangen/ vnd ist von ein Onmacht in die andere gefallen/ 24 Stund an einander/ vnd ist nacher auf den Doth dahin gewösen 4 Wochen/ hatt ihr alle Khräfften benumben vnd hatt wie ein Geist ausgesehen/ halt allso lang zu dähn gehabt/ biß sie sich witter erschupfft (erholt) hatt. Hab ihr nacher meine Midl braucht/ damit ist sie so noch dersan khumben. Gott behiett Einen vor solliche Dockhtor.

Den 22. Januarÿ 1689. Jahr/

hatt Herr Khörner vnd sein Anne Lisl vnß hämbgesucht/ seint/ Gott Lob/ wollauf gewöst/ haben nacher vnß sovill erbötten/ daß mier ihnen haben den Hanß Jossef vnd (die) Stänzl hinauß auf Mörzueschlag erlaubt haben/ seint 4 Dag draußen lustig gewöst. Vnderdößen hatts bey vnß aneinander geschniben vnd einen grosen Schne gemacht/ daß sie allso von wögen der großen Schnelän 2 Dag zu Lueben bleiben mießen/ biß sie haben Wög gemacht vnd sie haben khinen hämbkhumben. Gott behiette vnß noch ferner vor sollichen Vnglikh.

Den 4. Februarý 1689. Jahr

ist aber einmall ein greillicher großer Schne gewöst vnd (hatt) 8 Dag geschniben vnd gewätt/ so ist ein Län draußen in die Wier herundergangen/ wo daß Waßer inß Herrn von Leuzendorf Plähauß rinnt. So schickht er seine Leit hinauß/ sein Haußknecht vnd Haußfierer vnd Plähausleut/ sie solten die Län außschaufl(en). Weil sie auf diser außschaufl(en)/ derweil khumbt auf der andern Seiten ein(e) herunder vnd iber den Bach hinauf vnd hatts Alle verschitt. Vnser Dottengraber alß Wögmacher ist auch derbey gewöst/ der ist noch mit Löben dervon khumben/ ist 28 Stund verschitter gewost/ hatt ein groß Brigl in die Hent bekhumben vnd hatt in die Hech aufwerts gestoßen/ so haben ihn die Leit gesehen rieren/ vnd sein aignes Weib/ die ihn gesucht hatt/ hatts ersehen vnd haben ihn außgraben/ haben ihn noch so erlabt. Wie er aber in die warmbe Stuben khumben/ ist er ganz von Verstand khumben/ haben vermänt/ er wurtt sterben/ so löbt er aber noch. Sie seint woll geschwint gangen graben/ vnd seint woll mer alß 100 Verschonen zusamben khumben vnd hetten noch vielleicht noch merer bey dem Löben erhalten/ ist aber witter ein große Län khumben/ so seint die Leit von dem Wint alle nitergefallen vnd wan sie ein wenig weitter wer gangen/ so hetts Alle erdruckht auch. Hatt sich allso Niemandß mer zu den Schauflen pringen laßen. In Ärztberg ist auch ein grose Länn abgangen vnd hatt 17 Khnabten verschitt/ habens erzält/ daß es die Län so weitt hett außdragen/ alß von vnsern Hauß hinab zu dem Libt Fleischhacker. Seint 5 khranckh gewöst vnd gedruckht worten/ vnd haben ihnere Hiett verlorn/ so hatt ihnen der Herr Vatter griene Khäpl derfier khaufft. Ich habe ihnen einen guetten Drunckh göben vnd Prandwein vnd Leinsattöll vnd allerlay Sachen/ seint allso/ Gott Lob/ witter guett wortten/ fier wölliches ich Gott dausentmall Danckh sage.

Den 24. Febr. 1689. Jahr

ist vnser lieber Herr Vetter/ Herr Paul Franz Gelb/ der (der) allerinnigste vnd daß 18. Khint ist gewöst/ zu vnß khumben vnd hatt vnß hämbgesuecht/ ist zu Säbetts lang ein Haubtman gewöst/ vnd jetzt haben dieselbigen Leit ihn selbsten zu einen Khömbendänten begertt/ haben 3 auß ihnen erwölt/ die zu dem Khäffer seint khumben vnd ein Subliziern haben eingöben vnd Herrn Gelben begert. Ist alleß richtig gewöst vnd haben sich verwundert/ daß sie einen Deitschen haben begerrt. Ihr Meyestätt haben ihm ein schenes Prettikhätt gäben/ daß er sich schreibt Herr von Gelburg vnd Remischen Reichsritter vnd hatt ihn zu Säbätts zu einem Oberistwachtmäffter vnd Khämendänten gemacht. Ist 2 Dag bey vns verbliben/ haben ihm einen Fasching gehalten. Gleich am Fastsundag ist die Frau Zollnerin vnd ihr junger Herr vnd die Freyle/ auch die Frau Zehetnerin zu Lueben/ vnd noch 2 gräzerische Edelleut zu vnß khumben vnd hatt vnß hämbgesucht/ so ist vnß woll gar recht gewöst/ hatt Herr Gelb noch einen Danz mit ihnen gedähn/ seint gar lustig gewöst/ der Hanß Josfef vnd Fridl/ auch die Stänzl vnd Liserl haben ihnen ein Khomöttig gemacht/ hatt ihnen gar woll gefallen.

Anno 1689. Jahr hat vnß der Hanß Josfef/ vnd auch Geistliche dies gesehen haben/ gesagt/ daß der Franzoß sein Piltnuß vnd Stättiumb laßen aufrichten auf einen Plaz/ wo er da stett alß wie ein Herr der ganzen Welt/ vnd 4 Leichter von khristallen Fenster/ wie ein Lattern. Haben gesagt/ diese Sällen mit den Lattdernen sollen auf 30.000 fl. khosstet haben/ vnd dan der verfluechten Bildnuß ein Liecht prenen allß wie vor Gott. Daß möcht mier mein Herz zerspringen vor

einen sollichen gottloßen Erttenkhobl (Erdgehäuse) vnd faullen Mättensackh (Madensack). Ach/ mein Gott/ laß dises nit vngerochner. Die Ehr geherrt Dier allein.

Anno 1689. Jahr/ den 15. Mey/ ist die Deresl Wurmbin gestorben. Ihr Frau Muetter hett mier wohl nit die Ehr angedan/ daß sie mier nur Einmall hett ein Priefl geschriben vnd hett mier ein guetts Wort göben/ otter gebötten/ ich solt mier laßen ihr Khint bevöllchen/ sunder hatt miers gleich hergeschickht vnd versözt. Hat mich woll von Herzen khrenckht. Hab von ihr begertt/ sie soll mier recht schreiben/ wie alt sie wer/ wers auß der heilligen Dauf gehöbt hatt/ vnd wo sie recht orttentlich geboren wehr/ habs aber nie erhalten khinen. Nun hatts Gott zu ihm genumben. Ist lang khranckh gewöst an der Huesten vnd auch an groben Außschlag/ ist ihr aber ein Abosstemb gewaxen vnd auch Dotter bey dem Maul hergerunen. Ich hab ihr selber vnd alle meine Leit gewarttet/ auch (ist) an den Arzeneimidl nichts abgangen/ daß ich vermän/ wan Gott hett wolln/ ihr die Midl woll hetten helfen khinen/ weil aber Gott sich erbarmet hatt/ vnd ein sollliches armbes Wäsl zu sich hatt genumben/ die kheine Eltern hatt/ die sie haben vmb sie angenumben/ so danckh ich selbsten meinem Gott.

Anno 1689. Jahr hatt vnßer lieber Khäßer Leobolt einen hartten Khrieg mit den Franzoßen gehabt. Ach/ Du mein Gott/ steh dem frumben vnd gottsförchtigen lieben Khäßer bey/ gib ihm Sig vnd Fichtdory witter seine Feind/ döß gottlosen Khinig in Franckhreich/ brich ihm seinen Gewalt vnd sein Khrafft/ gib ihm nit so vill Glickh/ dan er hatts vmb Dich/ mein lieber Jeßu/ nit verdient dise große Gaben vnd Gnätten/ die er von Dier/ mein gerechter Gott/ empfangen hatt. Erbarme Dich doch vnßer vnd vnßers genettigen Khäßer vnd schenkhe vnß in Jeßu Namben den lieben Fridten. Zu disen Khrieg hatt vnßer Khäßer Gelt zu leih(en) genumben/ so hatt vnßer lieber Herr Vatter ihm auch aines geliehen/ den 1. Sebdember 1689 Jahr 10.000 fl. bar Gelt. Gott göbe Gnatt vnd Sögen/ daß der Khrieg balt ein Ent hatt. Zu diser Zeitt ist vnßer Khäßer vnd die Khäßerin/ auch der junge Khinig hinauf zu dem Khrieg geräfst/ vnd auch zu der Hochzeit döß Khinig in Spanien/ vnd der Khäßerin Schwöster/ döß Hädlwerger Dochter/ auch. Der Franzoß hatt ihm woll grosen Schatten gedan in seinen Landen vnd prent vnd gesengt. Weil ihm ist daß Guett benumben wor(d)en/ so dueth Gott ihm sein Khinder an Guett versorgen helfen/ ain Dochter Khäserin/ aine Khinigin in Pordigall vnd eine jezt Khinigin in Spänien/ die Sün seint auch die meissten versorgt. Das duett Gott allein/ dafier sey Du gelobt vnd gewenedeit in Ebickheit amben.

Den 23. Märzy 1690. Jahr in der Fassten ist vnßer Hanß Joßef zu Romb gewößen vnd hatt vnß von Romb auß geschriben/ wie er sey zu Lorette gewöst/ vnd väll heillige Sachen gesehen/ auch in der grosen Statt Romb. Gott göbe ihm ein glickhsellige Räsß/ daß er mit Gesund vnd Freiden witterumb anhämb khumbt. Hatt ein groses Verlangen gehabt/ ins wällschisches Land zu räßen/ vnd Romb vnd alle vmbligete Ertter. Gott göbe ihms zum pösften.

Den 4. Märzy 1690. Jahr ist vnser groser Khäßer Leobolt witter auf Wien von Augspurg hämbgeräfst/ vnd ist der jung Khinig Joßef khrönt wortten vnd auch die Khäßerin. So haben sie ihm schen grose Driumpfporten aufgericht zu Wienn. So ist vnser Hanß Fridrich auch auf Wien geräst/ den Einzug zu sehen/ so hatt er gehertt/ wo sie haben die allergröste Portten aufgericht/ so haben sie mießen von der schröckhlichen Hehe diese Grund-

föst graben vnd haben gar in der Diefen ein rohte von Haffnerertten gemachte Dottendruchen gefunden / vnd in der Druchen seint Dottenpeiner gefunden wortten vnd alts khupferts Gelt / daß darauf geschriben ist gewöst Khonstandinuß vnd noch mehr / wölliches mier abgefallen ist. Diser Khonstandinuß solt haben Khonstandinobl erbaut haben / haben allso Hoffnung / weilß zu döß Khinigs Joßef Einzug ist gefunden wortten / er derfet die khonstandinobolische Statt noch einmall bekhumben. Daß göbe Gott / amben.

Anno 1690. Jahr sol der Khrieg in Reich oben witter den Franzoßen mehr starkh angen. Gott göbe vnsern Leiten Glickh vnd Sögen / daß sie den Franzosen veringern khineten / vnd einmall der erwinschte Fritten khumbt. Am allerböstens wers / wan der Franzoß sturb / ist Gott otter der Welt nichts nuzs. Er erkhent Gott nicht / er hatt khein Gewisen / ist örger alß die Dätthtern (Tataren) / daß daß schlechtest Gesind auf der Welt ist / allso wers woll khein Schatt vmb ihm / seine Sint vnd Laster seint der ganzen Welt bekhand / er ist vnser Ruetten / Gott wiertts einmall verbrenen. Mit dem Dierkhen hatt vnß Gott Gliekh vnd Sögen göben / daß man schon weitt hatt hinein verjägt / solt aber heyer allß daß 1690. Jahr wager erst angen / vnd auch die zu Khanischy sich ergöben haben. Daß allso dises föſſte Ortt auch einmall vnser witterkhertt / daß sey Gott gedankht derfier. Eß mueß Khanischy woll ein gewiß guetts fösstes Ortt sein / weill sie sich so lang erhalten haben vnd nit ibergöben haben / wiertt also vnß auch ein guette Schuzmauern witter den Dierkhen sein.

Anno 1690. Jahr /

den 1. Juny / bin ich in der Wallchen ins Patt geräſt / so ist der Hanß Joßef auß den Lendern zum drittenmall / Gott Lob / frisch vnd gesunder hämbkhumben vnd hatt mich in der Wallchen angedrofen. Hab ein große Freid gehabt. Ist hernach gleich zu dem Herrn Vatter nach Hauß / vnd ich bin noch in der Wallchen ein Weil verbliben / hernach auch / Gott Lob / mit Freiden hämbkhumben. Aber hernach ist vnser lieber Herr Vatter khrankh worn vnd hatt an Sandschmerzen gar vill gelitten / daß ich hab groses Herzenleith gehabt. Gott der Allmechtige hatt sich aber erbarmet / vnd vnßen witter lasen gesund wertten.

Anno 1690. Jahr

haben wier vnßern Sohn Franz Adam auf Gräz zu dem Studieren geschikht / so ist er so vnuersehens zu Gräz den 27. July in eine schwöre / dettliche Kranckheit gefallen / daß ihm khein Mensch das Löben erdält / die rechte hizige Khranckheit / daß er in 3 Dag nichts ist bey der Vernunfft gewöst / hab ihm 4 große Zengerpflaster gesözt vnd hatt ihm grosen Schmerzen gemacht / daß er sich gewunden hatt / allß wie ein Wurmb. Haben ihm den Fridl hinunder geschickht / der vor Herzenleith nit hatt gewist / waß er solt anhöben. Ist vnß ein schlechte Post vmb die andere khumben / haben vmb ihn woll eine grose Bedriebnuß gehabt / haben ihm alle Leith daß Löben abgesprochen / Dochtores vnd Abadöger. So hatt der Hanß Friederich ihm von vnsserem Perlpulfer bracht vnd ihm eingöben / haben allso gar mörkhlich gesehen / daß ihm gar woll gedaugt hatt / und hatt sich witter mit ihm geböẞert / so haben wier ihn noch allso khrankher laßen hämbhollen / hatt noch khein Dritt khinen gen / hatt ihm der Haußkhnecht in Wagen dragen wie ein Khint. Wie er aber zu Hauß ist gewöst / so hatt eß sich von Dag zu Dag mit ihm gebössert / vnd (ist) / Gott Lob / föllig witter gesund wortten.

Ann 1691. Jahr zu dem Neyen Jahr haben wier vnssern Sohn Hanß Fridtrich vnßer ganz guetts vnd eingerichts Rattwerch ibergöben mit allen

Sachen vnd Grundtstickhen/ Mill vnd Hauß vnd Hoff. Gott göbe ihm Glickh vnd Sögen derzue. Der Ambtmann aber/ der von Luezendorf/ der hat sich geweigert/ ihn einzuställieren/ vnd hatt ein so vnbilliches Begern vnd hatt wollen den Dax haben vnd nemben/ allß wan der Herr Vatter gestorben wer/ miesßen allso rechtnen mit ihm/ mit dem geizigen Menschen. Man denckhts in Votternberg nit/ daß ein sollicher aigenniziger vnd fallisch-icher Ambtman im Berg wer gewöst. Er dribeliertt die Rattmässtern/ er strafft/ man khan ihm nit göben ge-nuegh/ ain Fallischheit iber die andre begett er. Gott hellfe ihnen einmall von ihm/ so hetten sie Hoffnung daß pößer wurtt. Daß göbe Gott.

Den 23. Februarÿ Anno 1691. Jahr ist vnsser liebe Dochter Maria Warbara Laurigin gestorben/ wölliche 2 ganze Jahr ist khranckh gewöst. Hatts mit einer Purgier bekhumben/ die sie hatt nemben mießen/ vnd ist ihr anstatt döß Stuell daß Gebliet haufenweiß gangen/ vnd hatt khein aigne Arzeney-midl mer geholfen. Hatt ihrs der Dockhdor Däckho göben. Die andern Abodöger vnd Dockhdor haben gesagt/ es wer ihr in Milz ein Adter zer-sprungen/ die khinet ihr nit mer ge-heilt wertten/ hatt allso ganz abge-zörtt/ daß sie nichts an ihr hatt ge-habt/ allß die Haut iber die Painer/ hatt 4 Khintter gehabt/ seint aber gestorben biß auf eins/ ein Dechterl mit Namben Khonstänzie/ die löbt noch. Hatt sie Döstement gemacht vnd hatt daß Khint gar wenig bedacht/ ist aber niemandts rechts auch bey dem Döstementmachen gewöst/ alles er hatts geschriben/ sie hatt ihm 6000 fl. zubracht/ hatt sie dem Khint 1000 fl. außzogen/ vnd wan daß Khint solt sterben/ so solls witter er haben/ sie hatt von ihm nichts bekhumben/ hatt allso woll nit im Geringsten Vrsach gehabt/ ihn allso zu bedenkhen. Hatts gar bald vergößen vnd gar geschwind vmb ein ander vmbgeschaut/ daß khrenckht vnß von Herzen.

Anno 1691. Jahr hatt vnßer lieber Herr Vatter in Khärntten zu Völlach mer ein neyes Perkhwerch bekhumben/ vnd hatt schon gar/ Gott Lob vnd Dankh/ einen guetten Augenschein/ ist auch ein Khupferärzt. Den 7. Mey bin ich vnd der Hanß Josfef mit dem Herrn Vatter hinein geräst/ erstlichen auf Khlagenfurt/ vnd selben hinauf auf Bellach zue vnd witter herab auf Spittdäll vnd durch Gemi(n)t vnd Khrembsbrugen/ auch iber dem Gäz-berg vnd Dauern auff Rattstatt zue vnd auf Schlämbing vnd in die Wall-chen/ bin allso auf diser Räß 72 Meill Wög geräst/ vnd Gott Lob/ mit mei-nem Scheß (Wagen) durchkhumben. Zu Bellach hatts mier Alles gar woll gefallen. Gott vnd die allerheilligest Dreyfaltigkheit göbe seinen göttlichen Sögen derzue/ daß eß woll von statten gett. Den 2. July gett der Hanß Josfef hinein auf Fellach/ vnd wiertt ein Weil drinen bleiben vnd schmölzen/ Hitten pauen vnd waß Alles derzue gehertt.

Den 27. Augusty 1691. Jahr bin ich mer in Gottes Namben ins Khärnntten geräsft vnd (hab)/ Gott Lob/ daß Perkhwerch in guetten Standt angedroffen. Auch hatt der Herr Vatter Alles lassen von Grundt auf pauen/ vnd haben selben 120 Verschonen an-gedrofen/ die der Hanß Josfef zum Gebey gebraucht hatt. Die haben mießen den Weg zumb Ärztberg ma-chen/ auch seint allerley Handwercher gewösßen/ Maurer vnd Zimberleit/ die gar seint auß dem Salzburger Land hergebracht wortten.

So haben wier auch zu Oberfellach von dem Herrn Graffen von Ättemieß ein Geschlösl khaufft/ die Drawuschten genand/ mit 164 ℔ Herrngilt vnd mit adelichen Freyheitten vnd allen Perckh-werchen vnd Vnderdanen/ haben ihms par bezalt mit 19 Dausent Gulten vnd hundert Dugatten Leykhauff/ ha-

ben dem Herrn noch 3000 fl. derzue gelihen. Gott der Allmechtige göbe vnß seinen göttlichen Sögen derzue/ daß miers noch genießen khinen. Mier seint hernach mit Gottes Namben von Votternberg gar hinwöckh vnd haben vnß ganz föllig herein in daß Khärntten gezogen/ vnd all' vnser Sachen mit vnß herein genumben/ vnd haben föllig auf dem Guett der Drawuschgten gewond/ seint auch gar güett vnd woll eingericht. Sie ist auch vorhero schen gebaut vnd zuegricht wortten/ daß mier allso gar woll zufrieden sein. In Votternberg haben wier vnsern Sohn Hanß Fridtrich daß Rattwerch mit aller Zuegehör ibergöben/ mit Hauß vnd Hoff vnd Alles/ waß derzue gehertt/ mein Hauß zu Lueben vnd den Glöglhoff. Daß große Hauß aber in Marcht Votternberg/ daß neybautt von vns ist worn/ dises haben wier noch selber behalten/ dan daß Föglguett derzue. Wers ettwan von vnssern Khindern haben will/ der khan (s) haben/ derzeit haben miers noch selber. Wie mier haben ein halbs Jahr auf der Drawuschgten gewond/ so hab ich mießen 15 Wochen ligen/ hab einen grillichen Schmerzen in der Hueffl bekhumben/ wölliche mier in meiner lözten Ritterkhunfft zu dem 16. Khint ist verlözt worn/ hernach alleweill hab Schmerzen gebabt/ vnd gar hartt hab gen khinen. Ist mier hernach noch erger worn/ vnd hab Dag vnd Nach gewänt vnd gschriern/ hab nit vermäntt/ daß ich mer wurtt gen khinen/ hab miessen auf der Khruckhen gen lernen. Eß hatt nichts geholfen/ alß löztlich das Patt von Khranewöttpör vnd Stautten/ mueß mich woll noch iberauß in Acht nemben/ ganz langsamb gen vnd derf mich nit buckhen. Jezt brauch ich daß Schlaggenbatt/ daß hilfft mir auch. Wan ettwan ein grobes Wötter will wern/ otter daß Wetter sich verändern will/ so bekhumbe ich allemall groben Schmerzen/ daß ich allso witter ein 3 Dag khrumbt bin/ mueß also schon dise Plag vnd Schmerzen biß in mein Grab haben/ eß khan mier Niemand helffen.

Hernach seint mier auf Khlagenfuertt vnd haben ein Hauß in Bestand genumben/ seind den Wintter derunden verbliben. So ist der Herr Vatter gar khranckh worn/ vnd sich angehöbt hat/ ist gleich in 70. Jahr seines Alters gewöst/ hatt allso woll ein schwöre vnd geförliche Khranckheit außgestanden/ vnd mier an seinem Löben schon gezweifflet haben. Hat sich die Gall allso außgoßen vnd Hiz derzue/ daß er allso ein schlechtes Außsehen hatt gehabt. Gott aber vnd die allerheilligest Dreyfaltigkheitt hatt vnß noch vnsern lieben Herrn Vatter geschenkht vnd witter den lieben Gesund göben. Hernach wier der Herr Vatter ist gesund worn/ so haben ihn die hochen Herrn/ alß Herr Purgraff vnd Lanzßhaubtmann/ vnd andre vornembe Herrn/ den Herrn Vatter außer döß grosen Landag/ der zu Heilligendreykhinig wiertt/ zu einem Herrn vnd Landmann an vnd aufgenumben/ vnd haben die hochen Herrn selbsten/ ja Herr Purgraff/ dem Herrn Vatter ins Hauß geschickht vnd haben ihm Glickh wienschen zu seiner neyen Wiern (Würde). Haben den Herrn Vattern gar lieb/ vnd seint fro/ daß sie ihn haben ins Kärntten bekhumben/ der ihnen ihre Perkhwerch aufrichtet vnd witter ein Gelt ins Land khumbt. Mir seint in außwerrts herauf auf Fellach vnd auf die Drawuschgten/ da hatt der Herr Vatter witter mit seinem Perkhwerch vill zu dähn gehabt/ vnd auch ein groses Gebey gefiertt/ ist 18 dausent Gulden schon aufgangen/ aber Gott Lob vnd Danckh gesagt/ auch schon witter eingangen/ vmb 8 dausend Gulten Khuepfer gemacht/ vnd so ein schens feines guetts Khuepfer/ daß er allso genueg Khauffleit derzue hatt/ sie nembe(n)s auf die Mölbrugen vnd auch auf Salzburg. Wan allso vns Gott nur vill göb/ mir noch woll Khauffleit derzue

hetten/ vnd dardurch daß Gelt ins Land khumbt.

Dises 1693. Jahr hatt auch der Franz Adam gar ein geförliche Khranckheit außgestanden/ hatt allso khleiber (kaum) daß Löben dervon bracht/ jezt aber/ Gott Lob/ witter pößer.

Der Hanß Fridtrich hatt vnß auch allhier auf der Drawuschgten hämbgesuecht/ hatt ihm Alles gar woll gefallen. Er hatt auch geheyratt/ döß Herrn Primbischen sein Dochter Ane Maria/ haust gar guett mit ihr vnd hatt schon ein Dochter Maria Dereßia. Gott göbe ihnen Glickh vnd Sögen.

Anno 1694. Jahr/ da mier zu Khlagenfurtt in Winder gewond haben/ so hatt vnsser lieber Herr Vatter dem Hanß Jossef daß Guett Meißelwerg khaufft vnd ihm schen paueu vnd zuerichten laßen/ vnd auch einrichten. Ist ganz abgehöttert gewössen/ die Grint ganz verdörbt/ auch khein Zeyg otter Farnuß verhanden gewösst. Habens allso ganz zuerichten laßen/ ist vnß mitsambt der Einrichtung 12.000 fl. gestanden/ hoffe aber jezt solls woll hiepß sein. Der Herr Vatter hatt auch dem Hanß Joßef fier einen Mitgewerkhen in der Fragent (Gegend in der Gemeinde Oberfellach, Kärnten) auf vnd angenumben vnd wirtt ihm jährlich*) zu seiner Vnderhaltung 2000 fl. göben. So hatt eß sich auch geschickht/ daß ihm Gott ein schene Freille Prautt bescheertt/ wölliche Freille Dereßia Khembetterin hässt/ vnd noch ihr Herr Vatter vnd Frau Muetter löbt/ aber sie bey der verwittibten Frauen Khemetterin wond. Solt die Hochzeit in Octtober wern bey Herrn Dumbbrobsten zu Gurkh. Gott der Allmechtige/ himlische Vatter/ göbe seinen heilligen Sögen derzue/ daß eß Alles glikhlich vonstatten gett. Ich bin zu Khlagenfurtt vmb ettlich Wochen lenger gebliben. Der Herr Vatter hatt im Wintter selbsten ein eignes Hauß khaufft/ wölliches daß Gollenzische Hauß gehässen hatt/ aber mier nur von dem Ratt khaufft haben. Hatts allso der Herr Vatter schen bauen laßen/ einwenttig vnd außwenttig/ hab mich allso eh mießen in daß Hauß einziehen vnd hernach erst herauf. Einen Prun miesst noch der Hanß Jossef paun laßen. Hab mir noch von meinen aignen Gelt einen Gartten khaufft/ wöllicher dem Herrn Graffen Khöffenhiller vnderdenig ist/ hab ihn mitsambt dem H(e)usl vmb 130 fl. zalt vnd einen Dugatten Leykhauff göben/ ist mir allso gar lieb vnd handsamb/ vnd hab mier auch laßen ein Heystättel pauen/ daß mir fir vnsser Pfertt khinen daß Hey behalten/ ist vnß allso gar handsamb.

Wie ich bin heraufkhumben auf die Drawuschgten/ so hab ich/ Gott Lob/ meinen lieben Herrn Vatter wollaufer angedroffen/ vnd ist hernach in die Wallchen geräfst. Ich bin derweil zuhauß gebliben. Haben allso nacheinander Prief bekhumben/ daß die Midl Forigin ganz sey auf den Dott khranckh derhin gewössen vnd gar in höchster Löbensgefar gewößen/ auch ihr liebes Dechterl gestorben/ auch schwöre Ritterkhunfften hatt/ auch ihres Herrn Vatter vnd Herr Pruetter gestorben. Witter hab ich Prief gehabt/ daß die Ane Lisl Khörnerin auch sey auf den Dott khraukh auch ist gewöst/ vnd sie auch mit ihrn Schwagern Schulten große Bedriebniß hatt gehabt. Vnd solliche Grimbnuß hab ich alleweil. Gott sey gelobt/ vnd sein göttlicher Wille der geschehe.

(Ende des Tagebuches.)

*) Hier steht oben „24. Augusty 1694".

Eine Fahrt ins Pusterthal.

Von Max v. Weissenthurn.

Blumenduft und Sonnenschein! In unserer Seele erwacht der Wunsch, sich Flügel anschaffen und in die weite Welt hinaus eilen zu können — weit fort, dorthin, wo man nichts ahnt von dem hastenden Treiben der Großstadt, von dem Qualm der Fabriken, welche mit ihrem heißen Brodem die Luft verpesten, weit weg, dorthin wo Wald und Wiese duften, wo heil'ge Ruhe herrscht und die Menschen noch nicht berührt sind von dem Gifthauch moderner Weltanschauung. Die Sommerfrischen in der Nähe großer Städte, sie alle sind übervölkert, leiden unter einer Theuerung, die sich von Jahr zu Jahr bis zur Unerträglichkeit steigert, sie verdienen es, bald nur mehr als Reclame-Tafeln der verschiedenen Confectionäre angesehen zu werden, welche die Producte ihrer Warenhäuser auf so und so viel schönen Frauen spazieren tragen.

Nein — wenn man die Sommerferien genießen will, deren im Grunde genommen doch jeder Mensch bedarf, damit er neugestählt den Kampf mit dem Leben im Winter wieder aufnehmen könne — dann soll man nicht im Bannkreise einer Metropole bleiben: dann muß man so weit weg, daß gute Freunde aus der Residenz uns nur mit höchster Unbequemlichkeit in einem Tage besuchen können, oder sich dies auch gar nicht bewerkstelligen läßt.

Ich will Ihnen heute von einem kosigen Neste erzählen, das ich auf einer solchen Sommerfahrt entdeckt, es liegt zwar nicht fern ab von dem pustenden Dampfroß, aber trotzdem weit von einer Großstadt und so idyllisch, daß jeder poetische Musensohn angesichts dieses verkörperten Liedes seinen Pegasus besteigen wird, um zu besingen, was da kreucht und fleucht.

Von Villach mit dem Frühzuge wegfahrend, bringt uns die Bahn durch das wildromantische Drauthal, mit seinen Riesenbergen und Felstitanen; wir berühren Spital mit dem im sechzehnten Jahrhundert erbauten Palast des Fürsten Porcia, Sachsenburg, von wo aus der Weg über Ober-Vellach, Mallnitz und den Tauern nach Gastein führt, jener Wunderquelle, die so vielen Leiden wohlthätige Lethe bringt. In Lienz, der einstigen römischen Colonie Aguntum, ist längerer Bahnaufenthalt, doch wird man gut daran thun, ein oder zwei Tage in dem hübschen Städtchen zu verweilen, welches reich ist an Sehenswürdigkeiten und hübschen Punkten. Die Fahrt weiter fortsetzend, berühren wir Innichen mit seinem reizend gelegenen Waldbade und Toblach, dieses Unicum an Behagen und Waldidylle, welches General-Director Schüller geschaffen und das erst vor Kurzem von der Südbahn verkauft ward. Toblach ist so recht der Knotenpunkt im Pusterthal, von welchem aus sich nach den verschiedensten Richtungen hin die lohnendsten Ausflüge unternehmen lassen, so nach Alt-Prags, dem tirolischen Gastein, nach Schluderbach und dem Ampezzothal, dem Monte Cristallo und Cortina nach dem Misurinasee und dem Hochriethen, kurzum nach unzähligen schönen Erdenflecken, von denen sich das Auge nur schwer zu trennen vermag.

An Niederndorf vorbei, jenem hübschen Marktflecken, der durch die jetzt

in den Ruhestand getretene Wirtin Emma, deren Name uns schon von dem Dache ihres Hauses aus in weißgetünchten Lettern entgegenprangt, eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, gelangen wir nach Brunneck, der einstigen bojarischen Ansiedlung Ragsoa, welche erst, seit sie im X. Jahrhundert in das Eigenthum des Bisthums Brixen übergegangen, durch den damaligen Bischof Brunno von Brixen ihren jetzigen Namen erhielt; und ganz nahe von Brunneck, ebenfalls von der Bahn aus sichtbar, liegt Schloß Ehrenburg, jenes wunderliebliche Heim, welches wir Ihnen heute vorführen wollen und das schon durch seinen nach Jahrhunderten zählenden Bestand Ehrfurcht hervorzurufen geeignet ist. Am linken Ufer der Rienz, zu Füßen des Getzenberges, erhebt sich die alte Burg, deren Erbauer sich zwar nicht mehr nachweisen läßt, von der aber geschichtlich erwiesen ward, daß sie bereits im XII. Jahrhundert bestanden. Im Jahre 1179 fand bei Ehrenburg ein heftiger Kampf statt, in dem Heinrich von Rodauch mit seinen Brüdern Gottfried und Konrad auf grausame Weise in Stücke gehauen wurde. Johannes Librarius, Chorherr in Neustift, hat im Jahre 1463 in einem „Memoriale Benefactorium“ gestützt auf alte Ueberlieferungen, den ganzen Hergang geschildert. Nach den Urkunden des Archivs im Schlosse Ehrenburg war die frühere Schreibweise für dasselbe Ehriburch oder Ernburg; erwiesen ist, daß bereits zu Beginn des XIV. Jahrhunderts das Schloß, welches wohl ursprünglich nur aus dem noch vorhandenen alten Thurm bestanden haben mag, der von Mauern und hölzernen Gebäuden umgeben war, Eigenthum der Familie Künigl gewesen ist, in deren Besitz es sich auch heute noch befindet. Im Laufe der Jahre ist dasselbe naturgemäß immer vergrößert worden; so fügte 1440 Georg von Künigl das jetzige sogenannte „Stöckl“ hinzu, so entstand im XVI. Jahrhundert die von Meister Lucio aus Trient geschaffene Colonnade; im XVIII. Jahrhundert endlich wurde von den Brüdern Sebastian, Bernhard und Caspar von Künigl der prächtige, Stukkatur gezierte Saal des 2. Stockes erbaut.

Von den zwei Linien der Familie Künigl ist die christianische bereits im XIV. Jahrhundert erloschen. Caspar Künigl von Ehrenburg, geboren 1481, zog schon als siebenjähriger Knabe in den Engadiner Krieg, war unter Kaiser Carl V. Hofmarschall und Hauptmann der Besten Beutelstein und Warth. Die Künigls haben sich stets durch ruhmreiche Kriegsthaten hervorgethan und sind auch zu hohen diplomatischen und geistlichen Würdenträgern auserlesen worden. Im Jahre 1563 ward ihnen der Freiherrnstand verliehen, im Jahre 1662 wurden sie zu Grafen erhoben. Der jetzige Besitzer von Ehrenburg und Stammherr der Familie, der für die Renovierung des prächtigen alten Baues verständnisvolle Sorge getragen, ist Graf Carl Künigl, Freiherr von Ehrenburg und zu Warth, k. k. Major a. D. Sein Vater, Graf Leopold und seine Mutter, eine geb. Gräfin Bissingen, waren es, welche nach zweihundertjähriger Unterbrechung die Ersten gewesen, die wieder bleibenden Aufenthalt in Ehrenburg genommen.

Die Lage von Ehrenburg ist unstreitig eine der malerischsten des Pusterthales und der Künstler müßte entzückt sein von der reichen Fülle von Skizzen, die er da zu sammeln Gelegenheit hätte. Der Antiquitätenjäger aber würde sich versucht fühlen, mehr denn einmal die Hand auszustrecken nach Allem, was es da zu fassen gibt. Von dem Gebiete der Kunstschlosserei angefangen, bis zu dem feinsten Glase, den ältesten Gemälden, den kostbarsten Meßgewändern, den eingelegten Möbeln, kurzum den Raritäten, die den Stempel eines jeden Jahrhunderts an sich tragen. Genannt sei da in erster

Linie eine lange Leinwandrolle, auf der von unbekannter Künstlerhand ein Festzug zur Zeit Kaiser Carls V. dargestellt wird; alle Zünfte und Waffengattungen, alle Hofwürdenträger und christliche Aemter werden uns da vorgeführt; es sollen auf der ganzen Welt nur zwei gleiche Exemplare bestehen, von denen sich das eine in Rom, das andere im Louvre befindet.

Schloß Ehrenburg enthält auch eine reiche und mit künstlicher Vollendung ausgeführte Ahnengallerie; überdies liegen die verstorbenen Stammväter und Mütter der lebenden Generation theilweise in der Schloßkapelle begraben. Es erfüllt uns mit Wehmut, sehen wir an den Wänden der hohen Säle die zahlreichen Bilder all' jener Männer und Frauen, die schon eingegangen in jenes Reich, aus dem es keine Wiederkehr mehr gibt. Stehen wir aber an einem der Fenster des Schlosses und sehen wir hinaus auf die von den Strahlen der Sonne beschienene herrliche Landschaft, auf die üppigen Thäler, die hohen Berge, die grünen Wälder, die fruchtbaren Wiesen, da erwacht unwillkürlich in unserer Seele der sprudelnde Frohsinn der Jugend, der Wunsch regt sich in uns, hier bleibenden Aufenthalt nehmen zu können in diesen Gefilden des Friedens und der Ruhe und es regt sich ein leises Gefühl des Neides in unserer Seele, daß wir diesen herrlichen Besitz nicht gleich der Schnecke, die mit ihrem Heim Eins ist, auf den Rücken nehmen und in jenen Himmelsstrich tragen können, in dem wir daheim sind. Nicht umsonst sagt J. G. Seidl, der österreichische Poet, so treffend:

Ich weiß nur eine Heimat,
Weiß nur ein Oesterreich.
Denn was ich in der Fremde
Geseh'n, gefühlt, erkannt,
Ist nur ein goldner Reifen
Um deinen Diamant.

Der Weltfeiertag.

Ein Zeitbild von P. K. Rosegger.

Der Mai war gekommen. Sie, die sich auf sich selbst gestellt fühlen, sagten zu einander: Wenn wir unseren Arbeitgebern auf ihren Wunsch jährlich über dreihundert Feiertage geben, so sollen die Arbeitgeber uns auf unseren Wunsch einen Feiertag geben. Es soll unser Standesfeiertag sein und so allgemein, als hätte ihn der Papst angeordnet. Sie wollten einen Tag haben, an welchem sie den übrigen Gesellschaftsclassen zeigen konnten: Wir Arbeiter der ganzen Welt halten zusammen, wir wissen, was wir leisten und bedeuten, wir wollen unser Los verbessern, auf daß auch wir menschenwürdig leben und jenen Grad von Bildung erreichen können, dessen Mangel heute noch eine scharfe Grenze zieht zwischen uns und manchen übrigen Ständen.

Zu diesem Zwecke sollte nach dem Entschlusse eines Congresses in Paris der erste Mai 1890 als Standesfesttag begangen werden von allen Arbeitern der civilisierten Welt. Nun hat aber die civilisierte Welt gegen socialdemokratische Kundgebungen, die aus Paris

stammen, ein gewisses Mißtrauen. Die rothe Fahne erinnert zu lebhaft an das Blut der großen Revolution. Nach manchen bisherigen Kundgebungen war die Besorgnis vorhanden, den Arbeitern wäre es nicht um Verbesserung ihrer Lage, sondern um Umsturz alles Bestehenden zu thun. Ein Märchen von Gleichtheilung aller Güter geht durch die Welt ... Kurz, die Staaten mobilisierten für den ersten Mai! Sie mußten wohl auch ihre besonderen Gründe haben. Strike! Jeder Arbeiter hat für seine Person das Recht zu striken, wenn er es drauf ankommen lassen will. Aber sein Unrecht ist, wenn er auch andere seiner Genossen zur Arbeitseinstellung zwingt. Will der Arbeiter nicht einen freien Menschen aus sich machen? Mit Zwangsmitteln macht man keine freien Menschen. Er tyrannisiert sich in Seinesgleichen, er will nicht der Knecht seines Herrn sein und wird der Knecht seiner Kameraden! Wer Gewalt an Seinesgleichen braucht, der muß sich Gewalt von oben herab gefallen lassen. Den Genossen zu zwingen, nicht zu arbeiten, mag für den Augenblick ein wirksames Mittel sein, aber es ist verwerflich, unsittlich. Mit diesem Mittel wird der endliche Sieg nicht errungen. — Von anderen Arbeiterunruhen, die sich zugetragen, von Angriffen auf das Eigenthum rede ich nicht, diese Richtung führt den Arbeiter auf kürzestem Wege ins Verderben, überliefert den Arbeiterstand der Sklaverei für unberechenbare Zeit. Dem Staat kommt man nicht auf, der ist gewaltig. Und alle Culturstaaten der Welt mit ihren ungeheuren Heeren halten zusammen, wenn's gilt, den Arbeiterstand zu bändigen. — Also hatten auch bedeutende Arbeiterunruhen an verschiedenen Orten, die dem ersten Mai vorausgegangen, eine Stimmung hervorgerufen zwischen Arbeitern und Staat, wie zwischen zwei feindlichen Heeren. Als ob der Staat ohne Arbeiter und der Arbeiter ohne Staat denkbar wäre! Gehören wir denn nicht mehr Alle zusammen? Ist der Arbeiter in seiner guten Bedeutung nicht gewissermaßen die Grundfeste der Cultur, der Schöpfer des Staatsvermögens, indem er — sei es mit dem Geiste oder mit der Hand (ich sehe zwischen den beiden Arten der Arbeit keinen principiellen Unterschied!) all jene Werke hervorbringt, die Jedermann braucht zur Existenz, zu seiner Entfaltung und zum edleren Genusse des Lebens. — Und doch sah man sich gezwungen, bewaffnet und drohend der Arbeiterwelt gegenüberzutreten: „Proletariat! Hüte Dich! Wir haben scharf geladen! Wenn Du unruhig wirst, rauben und brandstiften willst, so schießen wir drein!"

Wie mußte eine solche Stellungnahme der Gesellschaft, welcher er dient, den anständigen Arbeiter angemuthet haben? Zwar ward versichert: Nicht gegen Dich, Arbeiter, haben wir Mißtrauen, sondern gegen Gesindel und Pöbel! Thatsächlich aber sah der Arbeiter sich in gleiche Reihe gestellt mit dem Gesindel und Pöbel. Doch war er so klug, sich zu sagen: Das geht ja nur gegen jene unlauteren Elemente, welche, ohne selbst zu arbeiten, unter der Fahne des Arbeiters ihr Müthchen kühlen möchten, das geht gegen Ausartungen, welche, vorher unberechenbar, vorkommen können. Es kam aber darauf an, die Achtung vor dem Arbeiter im Allgemeinen zu wahren. Der Aufruf des Staates hätte vielleicht so lauten können: „Arbeiter! Mit dem großen Feiertag, den Ihr am ersten Mai begehen wollt, bin ich einverstanden. Allein es ist bei den Massenansammlungen stets Gefahr vorhanden, nicht bloß für die anderen Classen, sondern auch für Euch. Ich muß Militär in Bereitschaft halten nicht bloß zur Beruhigung der übrigen Einwohnerschaft, sondern auch zu Eurem Schutze. Ihr sollt Euren Festtag in Sitte und Ordnung begehen können." Wäre das nicht eine Form gewesen,

welche die Arbeiter befriedigt und die übrige Bevölkerung beruhigt hätte?

Die Bewohner der Städte und Industrieorte sahen seit Wochen dem ersten Mai mit Angst entgegen. In Wien war im April 1890 die Stimmung eine kaum weniger bange als jene im Juli 1866 gewesen! Auch unser heiteres Graz lebte in großer Spannung. Manche Familien versteckten ihre Wertsachen in Kellerräume und brachten sich selbst in Sicherheit, so gut es ging. Manche zogen hinaus in die Bauernschaft, denn allemal in bewegten Zeiten ist das stille Dorf, der Bauernhof die Zuflucht, die willkommene Stätte, auf welche in friedlichen Epochen Mancher so hochmütig herabschaut. Der zu Hause gebliebene Städter beeilte sich mit größerer Hast als sonst, seine Fensterbalken einzuhängen, seine Thore zu schließen. Am Morgen des ersten Mai, ein klarer, kühler Frühlingstag, war im blütenüppigen Stadtpark nicht jenes fröhlich bewegte Leben, wie sonst an diesem musikdurchklungenen Tage. Die Straßen und Plätze waren fast leer, ebenso die Pferdebahnwägen, die Eisenbahnzüge, die Omnibusse, und die Fiakerpferde standen schläfrig auf ihren Plätzen. Alles blieb zu Hause, an den Fenstern lauernd, ob sich draußen nicht verdächtige Dinge zeigten. Für Manchen die erfreulichste Erscheinung war der Soldat. Militär durchzog die Straßen, Militär war aufgestellt an öffentlichen Gebäuden und Brücken; in allen Kasernen sowie bei Gericht und in den Arresten war Alles in Bereitschaft. Einzelne Arbeiter im Festgewand, mit Sträußen am Hut oder an der Brust, wandelten in gehobener Stimmung durch die Gassen, eilten den Versammlungsorten zu und horchten andächtig den Reden und Kundgebungen, welche für die Verbesserung ihres Standes gehalten wurden. Die Redner betonten ihre ernsteste Absicht, auf gesetzlichem Wege mit aller Entschiedenheit, starkmüthig und beharrlich gemeinsam mit der Arbeiterschaft der ganzen Welt ein menschenwürdigeres Los der Arbeiter anzustreben. Der Ton dieser Reden war jedenfalls unvergleichlich vornehmer als jener im Parlamente ist, wenn Juden und Antisemiten aneinander gerathen; die Polizeicommissäre waren nicht ein einzigesmal gezwungen, die Redner zu unterbrechen.

Nach den Versammlungen in mehreren Hallen der Stadt begaben die Arbeiter, wohl 10.000 an der Zahl, sich in bester Ordnung auf den Festplatz, der im Walde beim Gasthause „zum Kaltenbrunn" vorbereitet war. So hatte der erste Teil des kritischen Tages sich abgespielt. Was aber konnte der Nachmittag bringen? Was konnte geschehen, wenn die Gemüther, von geistigen Getränken erhitzt, sich ihrer anarchistischen Träume erinnerten, wenn die Arbeiter ihrer imposanten Zahl sich bewußt würden? Viele Städter verzichteten auch Nachmittags auf den Maiausflug, blieben zu Hause und gaben sich einer Stimmung hin, als sei die Stadt belagert und vor den Thoren beim „Kaltenbrunn" das Hauptquartier des Feindes aufgeschlagen.

Und da war es, daß am Nachmittage mir das Gelüste kam, mich in dieses feindliche Lager zu begeben. Mein anwesender Freund Richard Voß, der dieselbe übermüthige Neigung verspürte, begleitete mich. Und so schritten zwei Poeten ohne jegliche Wehr und Waffe hinaus. Es war schon gegen Abend. Ich gestehe, daß eine gewisse Bangigkeit in mir war, aber ja nicht vor einer etwa uns drohenden Gefahr, sondern davor, daß mein Optimismus und meine Sympathie, welche ich den Arbeitern von allem Anfange an entgegengebracht, etwa doch durch unliebsame Vorfälle irgendwelcher Art Schiffbruch leiden könnte.

Je näher wir dem Festplatze kamen, desto frischer ward mir ums Herz. Ich achte die hohen Stände, die auch hoch-

herzige Menschen erzeugen, ich ehre sie! Mein Wesen jedoch wurzelt im Volke und von jeher habe ich es gerne mit den Armen und Unansehnlichen gehalten. Nur mit dem Pöbel will ich keine Gemeinschaft — darum hatte ich ein wenig gebangt und darum athmete ich jetzt auf. Ein unaufhörlicher Strom begegnete uns von Arbeitern und Arbeiterinnen, die bereits in die Stadt zogen. Kein Lärm, kein Betrunkener, kein Springen, kein übermüthiges Gehaben — in schönster Ordnung zogen sie des Weges. Ueber den Häuptern sah man manche rothe Innungstafel und manchen grünen Strauß. Manche Gruppe sang ein fröhliches Burschenlied. — Wir drangen weiter. Jedermann weiß, wie schwer es im Leben ist, gegen den Strom zu schwimmen; und hier wunderten wir uns, wie leicht wir gegen die heranziehenden Massen vorwärts kamen, ohne ein Stoßen und Drängen. Keine Spur von rohen, ungezügelten Elementen, wohl aber glaubte ich auf manchem bärtigen Arbeitergesichte das Bewußtsein der Würde seines Standes zu lesen.

Der weite Platz vor dem Waldwirthshause „zum Kaltenbrunn" war eine wogende See von Menschen, über welche die Blachendächer der Eßwaaren-Verkaufsbuden, die rothen Tafeln der Innungen und am Rande die grünen Bäume hervorragten. Werkeln, Ziehharmoniken und andere volksthümliche Musikinstrumente gaben helle Klänge in das Gemurmel der Menge, aus welcher hie und da ein kecker Juchschrei gegen Himmel sprang. Wir arbeiteten uns durch, an Lebkuchenständen, an Bierschänken vorüber, hinein in den Wald, zwischen dessen Gestämmen Tausende von Menschen, Männer, Weiber und Kinder hin- und herwogten. Stellenweise sah es wahrlich aus wie bei einem Familienfeste, wie überhaupt im neuen Arbeiterprogramme — ein erfreuliches Zeichen! — die Familie stark betont wird. Mit Leuten, welche die Familie hochhalten, auf die frauliche Gesittung des Weibes, auf eine ordentliche Erziehung der Kinder hinzielen, mag der Staat wohl einen Pact schließen; wenn er solche Bestrebungen unterstützt, so unterstützt er sich selbst. So recht dörflich — und ich meine das im besten Sinne — muthete es mich an. Seit Langem hörte ich wieder schöne alte Volkslieder. Ueberall Sang, Jauchzen und andere Musik, überall heitere Gesichter, überall Verbrüderungsgruppen, Anstoßen, Zutrinken und ungezwungene Lust. Es war nichts Proletarierhaftes großer Städte, es war ein großartiges, ländliches Volksfest, wie es froher und harmloser nicht gedacht werden kann.

„Und dort unten in drohender Marschbereitschaft die Regimenter mit vielen tausend scharfgeladenen Gewehren!" sagte ich zu meinem Begleiter.

„Eben darum sind sie so harmlos, eben deshalb sehen wir ein so schönes gemüthliches Volksfest," antwortete mein Genosse, und ich entgegnete: „Vielleicht!" — Dort, wo wir erkannt waren, wurden wir mit Jubel begrüßt, zahllose Biergläser streckten sich uns entgegen, daß wir Bescheid thun sollten. Wir thaten es wahrlich von Herzen. Ich war überaus glücklich, daß die Arbeiterschaft der Steiermark diesen Tag so würdig und maßvoll begieng, daß sie es verstand, den Weltfeiertag zu einem wahren Ehrentage für sie zu machen, auf den die Welt weder mit Furcht noch mit Spott, sondern mit Achtung blicken wird. Mehrere der Arbeiter verhehlten es uns auch gar nicht, wie froh sie selber seien darüber, daß der Feiertag sich in so musterhafter Ordnung entwickelt habe. Sie drückten in einer herzenswarmen Ansprache ihre Freude aus, daß wir, „ihre Dichter", zu ihnen gekommen seien und wollten uns kaum wieder davon lassen. Die Zolafreunde sind nicht zu finden in dieser Versammlung, wohl eher die Schillerfreunde, die

Freunde Derer, in welchen sie Liebe zum Volke und Freude an Idealem erkennen. International mögen sich unsere Arbeiter nennen, deutsch sind sie und haben es am ersten Mai bezeugt.

Ich unterdrücke es nicht, allerdings auch ein paar Ausnahmen gesehen zu haben, aber dieselben mußten sich abseits halten, waren nicht geduldet bei den Anderen. Am Waldraine kauerten etliche Gesellen, spielten Karten, zankten miteinander und erörterten dann hitzig die bekannten acht Seligkeiten der Arbeiter. Sie machten gleich acht mal acht: Täglich acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden Erholung, acht Zwanziger Lohn, acht Liter Bier, acht Stück Zigarren, acht Weiber, acht Kinder. Warum sie nur auf die Ziffer 8 so viel Gewicht legen! Mir wären die zwei übereinanderstehenden Nullen ominös. Dann fällt es mir auf, daß bei dieser Arbeiterbewegung so wenig von Altersversorgung der Arbeiter die Rede ist. Manche denken und leben nur so in den Tag hinein. Von Ersparung könnte trotz des erhöhten Lohnes bei der achtstündigen Erholungszeit noch weniger die Rede sein als bisher. Was wollen sie denn machen, wenn sie alt und arbeitsunfähig geworden sein werden! Die Pensionsfähigkeit des Arbeiters! Wäre das nicht mehr, als einige 8 zusammen? — Aber die Gesellen am Waldraine blieben bei ihren acht Seligkeiten, tranken und kartelten.

Neben der Straße, die nach Mariagrün führt, im Graben lag ein Mann, nicht gar festlich geschmückt, sondern etwas zerfahren und unsauber in der Kleidung. Dieser starrte auf seine ausgeleerte Flasche und hielt in schlechtem Deutsch ein Selbstgespräch ungefähr folgenden Inhaltes: „Ein schönes Arbeiterfest das, wo man keinen Schnaps bekommt! Wie Schulbuben werden wir dressiert. Die Führer haben uns verrathen an die Polypen! Und das nennen sie einen Weltfeiertag! Da ist's mir bei der Maschine noch lieber, als hier im Grünzeug. Für den heutigen Tag habe ich mir eine andere Unterhaltung ausgedacht gehabt — in der Stadt drinnen. Herrenhäuser umblasen! Capital dividieren! Wir sind Proletarier! Proletarier sind wir, zum Teuxel noch einmal!" — Ingrimmig wollte er sich erheben, aber seine Beine waren anders gesinnt als sein Kopf, seine Beine strikten und er taumelte wieder zurück in den Straßengraben, wo er den Rest des Weltfeiertages wahrscheinlich verschlafen hat.

Ein anderes Bild bot sich bei dem nahen Waldkirchlein Mariagrün. Es dämmerte schon der Abend. Vom Festplatze her drang der Lärm der Fröhlichen, um das Kirchlein war es feierlich still und vor dem geschlossenen Thore kniete ein Arbeiterweib. Hatte sich denn auch das Gotteshaus verschlossen vor Denen, die ihres Lebens Unterhalt mit schwerer Mühe erwerben müssen? Doch, ist der Glaube gut, so dringt er nicht bloß durch den Hut, sondern auch durch die Kirchenthür. Vielleicht gedachte die Beterin an ihre Kinder in der Kellerwohnung, wo jeden Tag die Noth, das Elend Einlaß heischt, und täglich und stündlich durch ihres Mannes und ihrer Hände ununterbrochene Arbeit kümmerlich zurückgewiesen werden muß. An der lohenden Esse, am sausenden Rade, in heißer, schlechter Luft, in roher Umgebung sein kurzes Leben verbringen und wissen, daß es so vielen Anderen, die nichts verdienen, unvergleichlich besser geht! Die Kinder, welche nicht verkommen und sterben, wachsen auf ohne Pflege, ohne Erziehung, ohne eine Jugend zu haben, wachsen frühzeitig harter Arbeit zu; die armselige Existenz der Eltern wiederholt sich und es ist noch Glück über Glück, wenn sie ohne schwere Laster und Verbrechen ihr Leben beschließen können. Daran denkt die bekümmerte Mutter und betet zu Marien. — Wohl hat man auch

diesem Weibe gesagt, daß für den Arbeiter endlich eine bessere Zeit kommen werde. Gott geb's! war ihre Antwort. Gezittert hatte sie vor Angst, als ihr Mann von seinen Kameraden gezwungen wurde, die Arbeit einzustellen. Seit einigen Tagen nagen die Kinder nur mehr an Brot, und damit es genießbarer werde, taucht sie es ihnen in Wasser, und damit gar eine Leckerspeise daraus werde, kocht sie es in Wasser, thut Salz dazu und ein paar Erdäpfel. Aber das allein ist's nicht, was sie bekümmert. Um ihren Mann bangt sie, er ist mitten unter den trotzigen Massen, wer weiß, was geschehen kann! Ein unbedachtes Wort, ein unüberlegter Schritt — und die Soldaten haben scharf geladen! — So kniet sie nun auf dem Steine vor dem Gnadenkirchlein Maria im Grünen und fleht die himmlische Frau an, daß diese gefährliche Zeit vorübergehe, daß es ein wenig erträglicher werde auf der Welt, für ihre Familie, für den ganzen Arbeiterstand, in welchem es vielen Tausenden von Müttern nicht besser, ja noch schlechter geht, als ihr. — Des armen Arbeiterweibes revolutionäre Waffe ist das Gebet . . .

Endlich ist es finster geworden, die letzten Arbeitermassen ziehen in die Stadt, begeben sich zur Ruhe oder gleich zu frischer Arbeit, und der Weltfeiertag ist vorüber.

Ich weiß nicht, was die Arbeiter mit diesem Tage erreicht haben, deutlich sehe ich nur den einen Gewinn, sie haben ein schönes, erhebendes Fest der Gemeinsamkeit gefeiert. Auch für diesen Stand gilt unseres Kaisers Wahlspruch: Mit vereinten Kräften! Und die Arbeiter haben den übrigen Ständen gezeigt, daß auch sie gesittete Menschen sind oder zu sein sich bestreben, und haben sich gewiß die Sympathie Vieler erworben, welche früher dem „vierten Stande" abgeneigt gewesen sind. Freilich wird es, wie in allen Ständen, so auch im Arbeiterstande immer Einzelne geben, welche kein Gesetz, kein historisches Recht, kein Eigenthum anerkennen, sondern in thierischer Gier ohne Rücksicht auf Andere nach den Gütern der Erde greifen möchten; vor Solchen und ihrer Lehre muß der Staat sich schützen mit allen Mitteln. Doch der Anarchist ist nicht der deutsche Arbeiter. Der Arbeiter strebt — der eine mit größerem, der andere mit geringerem Rechte — eine Verbesserung seiner Lage an, und er strebt sie an auf gesetzlichem Wege. Er wird gewiß etwas erreichen. Die Wahlsiege der Socialisten in Deutschland haben mir eine große Beklommenheit von der Seele genommen. Von dem Augenblicke an, als sie die Möglichkeit sahen, ihre Ziele durch das Gesetz zu erreichen, war allgemeiner Ausbruch roher Gewalt, welcher nur der letzte Schritt der Verzweiflung ist, nicht mehr zu fürchten. Wenn der Genius der Menschheit die seit Langem drohende sociale Umwälzung nicht auf den blutigen Bahnen der Revolution, sondern auf dem Wege friedlicher Reform gnädig vor sich gehen lassen will, so möchten die Großen der Erde dankbar dazu ihre Hände reichen!

Kleine Laube.

Graz.

Du Stadt der Deutschen, deutsche Stadt! —
Wer will's mir widerstreiten? —
Wer jemals dich gesehen hat,
Ob heut', ob schon vor Zeiten,
Der sprach dein Lob mit frohem Mund,
Und das thu' heut' auch ich dir kund.

Wie hast den Platz so schön gewählt
Am Fuß der Bergeshänge;
Wie dehnst du dich ins weite Feld —
Dort wird's dir schon zu enge.
Und mitten in dem Häusermeer
Hält Wacht der Schloßberg stolz und hehr.

Du warst einst fest auch, stark bewehrt,
Dem Feind hast es bewiesen;
Hast so auch deinen Ruhm vermehrt,
Dafür sei noch gepriesen.
Und pocht' der Feind ans Thor mit Wucht,
Kein Bürger dacht' an schnöde Flucht.

Der Bürger Fleiß und Biedersinn
Klingt weit in deutschen Gauen; —
Gar holde Frauen blüh'n auch drinn
Wie Blumen auf den Auen.
Und kommt ein Fremder her von fern,
In deinen Mauern weilt er gern.

Dein Deutschsein ist nicht leerer Schall,
Den Windeshauch verwehet;
Du hast's bewiesen vielemal,
Daß es dir nahestehet.
Trotzdem sagst du mit heller Freud':
„Gut Oestreich hie auch allezeit!"

Sei drum gepriesen tausendmal
Mit meinem schwachen Sange,
Du deutscher Hort, du deutscher Wall,
Du Stadt von gutem Klange!
Deutsch-Oestreich bist du stets ein Schatz —
Du lieblich-schönes — — deutsches Graz!

F. J. Krones.

Ein Briefwechsel mit dem Olympier.

Lieber Wolfgang!

Armer Schlucker! Altes Kind! Was warest Du stolz auf Dich und Deine Zeit! Was habt Ihr gesagt und gesungen von der bekannten „Höhe der Cultur", auf welcher jede Zeit und jedes Volk zu stehen glaubt! Armer Schlucker, Ihr seid ja lahm und blind und stumm und taub gewesen. Oder nicht? Habt Ihr es verstanden, durch ein bißchen Wasserdampf die schwersten Lasten zu bewegen, Personen in wenigen Stunden durch ganze weite Länder zu führen? Habt Ihr die Macht besessen, einen Gedanken, eine Nachricht im Augenblicke dem ganzen Erdkreis mitzutheilen? Habt Ihr die Kunst versucht, Menschen, Landschaften und Situationen naturgetreu in ein Bild zu fixieren, so daß Ihr noch immer die Person, nicht von Künstlern, sondern vom Lichte selbst gemalt, vor Euch stehen, sehen konntet, die schon lange im Grabe ruhte? Habt Ihr der zarten menschlichen Stimme die Gewalt gegeben, daß sie zu hören war von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, so daß Du, behaglich in Deiner Stube zu Weimar sitzend, plaudern konntest mit Freund Schiller in Jena? Oder endlich habt Ihr es zuwege gebracht, die leibhaftige Stimme eines geliebten Menschen, den Gesang einer wunderbaren Kehle abzufangen und aufzubewahren von einer Epoche zur andern? Ich habe eben

den Fürsten Bismarck persönlich sprechen gehört. Aber Bismarck hat nicht hier und nicht heute, sondern vor längerer Zeit in Berlin gesprochen. Wolfgang, wie wäre das herrlich, wenn Du uns vom Phonographen heraus heute noch persönlich das Liedchen declamieren wolltest: Ueber allen Wipfeln ist Ruh'! — Aber Ihr waret ja Alle Stümper zu Euerer Zeit, und habt nicht den Schatten einer Ahnung gehabt von so großartigen Erfindungen. Eingesponnen lebtet Ihr in Euerem engen Bereich, armselig war Euer Verkehr mit dem Raum, der Gegenwart, der Zukunft. — Kannst Du Dich auf ein paar Tage ledig machen im Olymp, so besuche uns und sieh Dir die Dinge einmal an, die wir erfunden haben. Weimar ist nichts mehr, aber glaube mir, Wolfgang, wir werden Dir imponieren. Von Hellas fährst Du per Lloyddampfer in wenigen Tagen bis Triest, von da in dreißig Stunden per Eilzug bis Berlin. In Berlin — Alter, Du wirst staunen!

Dein Dich schätzender

Hans Malser.

* * *

Lieber Hans!

Armer Schlucker! Junges Kind! Was bist Du so kindisch hoffärtig auf Deine Zeit! Es ist wahr, in der kurzen Spanne dieses Jahrhunderts, welches das meine war, wie es das Deine ist, ward mancherlei vollbracht. Aber nicht sehr viel Großes. Ist es denn eine Hexerei, das Sonnenspectrum zu bestimmen, nachdem das Sonnensystem schon längst festgestellt worden? Ist es denn ein so besonderes Kunststück, in acht Tagen von Europa nach Amerika zu fahren, nachdem Amerika schon entdeckt war? Ist es denn so etwas Außerordentliches, die Abstammung der Wesen und Arten von einander zu beweisen, nachdem Philosophen und Naturforscher seit Jahrtausenden dazu den Stoff zusammengetragen haben? Und Euere Schnellläuferei? Was ist die Erfindung der Dampfmaschine gegen die Erfindung des Rades, der Walze? Ist es denn so unmöglich, zu telegraphieren, nachdem das Alphabet schon erfunden war? Was bedeutet die Raschheit des Telegraphen, des Fernsprechers anderes, als daß Ihr es eilig habt und nicht warten könnet, daß Ihr ruhelos seid? Wie weit bedeutender als der Telegraph ist die einfache Schreibekunst, die jedes Kind in der Schule lernt! Was wollt Ihr mit Euerer Photographie, die nicht Natur und nicht Kunst ist? Und wenn Ihr durch den Phonographen sprechen werdet mit Eueren Nachkommen, so ist das ja hübsch, aber erfindet doch nur auch eine Maschine, durch welche Ihr Euch mit Eueren Vorfahren verständigen könnet, die längst gewesen und verwesen sind! Was sind alle Euere Vervielfältigungs- und Verkehrskünste gegen die einzige Buchdruckerkunst, vermittelst welcher ich zu Euch und Eueren Nachkommen spreche ohne Wachswalze! Werden trotz Euerer Mittel die Denkmale, die Ihr hinterlassen werdet, so bedeutend sein, als jene, welche wir und unsere Vorfahren Euch vererbt haben? Eingesponnen in unsere engen Verhältnisse sollen wir gelebt haben! Lieber Freund, wir haben einen weiteren und freieren Weltblick gehabt als Ihr mitsammt Eueren großartigen, wie es heißt, raum- und zeitbesiegenden Verkehrsmitteln. In dem Augenblicke, wo Ihr den Erdball umfasset mit Dampf und Elektricität, engt Ihr Euch freiwillig ein in Stände und Zünfte, in ängstlich gezogene politische Grenzen und kleinliche Spießbürgerei. Der Weltgeist meiner Zeit flog rascher und weiter durch das All, als der Deiner Tage, welcher sich an die Materie gebunden hat. Euer elektrischer Telegraph ist ein Kriechen auf der Erde gegenüber den himmelaufsteigenden Ideen und Idealen, die unser Leben groß und schön gemacht haben.

„Ueber allen Wipfeln ist Ruh'" sollte ich Euch phonographiert haben? Ist denn Keiner unter Euch, der ein neues Lied sänge aus lebendigem Munde? Immer nur nach vorwärts wendet Ihr Euer Auge und Ohr, immer nach vor-

wärts trachten Eure Erfindungen, und manche Seele vergeht einsam in Sehnsucht und Heimweh nach jener Vergangenheit, der ich angehöre. Seid Ihr müde von Euerem Jagen und Hasten, wollt Ihr Euch einmal wirklich laben, dann kehret Ihr still und demüthig zurück nach unseren göttlichen Quellen und in Euch dämmert die Ahnung, ob dem deutschen Volke ein kleines Weimar manchmal nicht ebenso noth thäte als ein großes Berlin.

Du siehst, lieber Hans, daß ich nicht erst hinabzusteigen brauche von dem Olymp, um Euch zu erkennen. Von meinem hohen Berge aus sehe ich viel Wüste da unten, aber auch Oasen. Ihr dürfet stolz sein auf Euere Wissenschaften und Erfindungen, der Witz wird mit heute sicherlich auch noch nicht zu Ende sein — allein der Weg zu einer größeren Behaglichkeit des Gemüthes, zu einer schöneren Gleichmäßigkeit des Lebens, zur verhältnismäßigen Zufriedenheit der Einzelnen und der Völker ist das nicht. Ihr werdet Euch, des großen Spieles satt geworden, wieder abwenden von dem Zusammengesetzten und zurückkehren zur Einfachheit, Ihr werdet nicht immer in der Wissenschaft Euer Heil suchen, sondern auch wieder einmal in der Kunst, Ihr werdet es wiider versuchen, Menschen zu sein. Glaube mir, junger Freund, es ist besser, Ihr steiget zu mir herauf, als ich zu Euch hinab. Auf Wiedersehen!

Wolfgang.

Gedankenspäne.

Von Coloman Kaiser.

In Rücksicht und weiser Erwägung der Thatsache, daß ich selbst nur ein Fragment bin, schreibe ich demgemäß eben auch nur Fragmente.

* * *

Wie Viele sind nicht fast in der ganzen Welt herumgekommen und haben — keinen Menschen kennen gelernt, während manch Einer über das Weichbild seines Geburtsortes nicht hinausgekommen und doch ein Weltweiser und Menschenkenner war, wie z. B. der große Königsberger Philosoph!

* * *

Gelegenheit macht nicht nur Diebe, wie das Sprichwort sagt, sondern auch Erfinder, Religionsstifter, Märtyrer, Feldherren, Staatsmänner, ja selbst auch Dichter, Künstler und — Könige!

* * *

Man sagt, die Gesetze seien da, um die bestehende Ordnung aufrecht zu erhalten. Das gerade Gegentheil scheint wahr zu sein, nämlich: die Gesetze sind gemacht worden (wenigstens sehr viele), um die einmal herrschende Unordnung in der menschlichen Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Denn Alles, was nicht naturgemäß eingerichtet ist, ist Unordnung. Und wie viele von den menschlichen Einrichtungen sind nicht wider die Natur! Denn Alles ist entartet unter den Händen des Menschen, sagt Rousseau.

* * *

Die Gesetze wurden und werden fortwährend übertreten. Und das muß so sein, denn sonst gäbe es keine Entwickelung und keinen Fortschritt. Fortschritt ist demnach eine fortwährende Uebertretung und Verletzung der bestehenden Gesetze, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche.

* * *

Das ist so eine eigene Geschichte
Mit dem Loben und dem Lästern:
Thun sie frisch das Eine heute,
Thaten sie das And're gestern.

* * *

Kein Ruhm und keine Freude,
Kein Reichthum und kein Glück
Gleicht dem schönen Augenblick
Der Zeit im Jugendkleide.

* * *

Es scheint, daß der Pantoffel mehr Unterthanen hat, als Scepter und Krummstab zusammengenommen.

Wer die letzte Ursache von Wirkungen und Erscheinungen erkannt hat, kann diese nimmer mit der unmittelbaren Naivetät des unwissenden Naturmenschen auf sich wirken lassen und genießen.

* * *

Ein guter, tüchtiger Volksschullehrer, der seiner Aufgabe ganz und voll gewachsen ist und mit Lust und Liebe seines Amtes waltet, kann auf die Bildung der Jugend und damit auch auf das Volk einen größeren, wohlthätigeren Einfluß ausüben und nachhaltiger beitragen als hundert Sanskrit-Gelehrte und zünftige Philosophen und Theologen zusammengenommen und hat seine Thätigkeit mehr realen Wert und Nutzen als viele Thaten auf den Gebieten der doctrinären Kunst und Wissenschaft.

* * *

Ich konnte im Leben häufig erfahren,
Daß sogenannte Thoren und Narren
Im letzten Grunde vernünftig waren,
Und daß dagegen mancher Gelehrte,
Deſſ' hohe Weisheit kein Mensch begehrte,
In Thorheit oft die Vernunft verkehrte.

* * *

Pfropft nicht der Kinder Köpfe
Mit breiter Wissenschaft,
Auf daß ihr Jugendfrohsinn
Im Keime nicht erschlafft,
Und macht nicht viele Worte.
Denn durch die enge Pforte
Unſ'rer Sinne kann zumeist
Nur Weniges gut eindringen
In des jungen Menschen Geist,
Mit Schwall und Wust
Nimmst Du dem Kinde
Zum Lernen alle Lust
Und wirst es immer mehr verwirren,
Doch nie zur Klarheit führen.
Das Wenige klar gegeben
Ist nützlich nur fürs Leben,
Das Andre kommt im Nu
Schon später selbst dazu!

Der Poetenwinkel.

Einem Dulder!

Triumph! Triumph! — Hast glorreich überwunden!
Die harten Ketten, die Du mußtest tragen,
Sie sind gefallen, liegen nun zerschlagen —
Und hast zur Freiheit endlich hingefunden!

Triumph! Triumph! — für immer nun entschwunden,
Was Dich so schwer gequält in trüben Tagen,
Was nieder Dich gedrückt bis zum Verzagen —
Und Dir ins Herz gebohrt so viele Wunden!

Entfleuch — entfleuch dem lauten Weltgewühle!
Versenke Dich ins Ewig-einzig-eine!
Daß Du zu neuem Sein Dich mögest heben!

Auf dunklem Moos — in Waldes stiller Kühle,
Auf Berges Felsgeklipp — im Sonnenscheine —
Wird Geist des Alls Dir süßen Frieden geben!

Dr. Franz Grader.

Trost.

Ueber uns des Himmels Blau,
Welche segensreiche Schau
Ist es jedem Leide.
Zart und friedlich, tief und klar,
Breitet es sich wunderbar
Rings um Berg und Heide.

Und es schmeichelt, lockt und lacht:
„Lasse ziehn, was Dir gebracht
Dieses Sein an Schmerzen.
Tief in meines Aethers Flut
Tauche, was an Kummer ruht
Dir im zagen Herzen.

Leise dann aus ihrer Haft
Wird sich heben Deine Kraft
Neu zu neuem Streben;
Wirst Du selber nun gefeit
Gegen jeden Trug der Zeit,
Neu erstehn zum Leben!"

Also mahnt es treu; und wie
Stumm Du horchst der Harmonie
Sonder Falsch und Fehle,
Schmilzt gemach, was Tag um Tag
Starr und still begraben lag
In der kranken Seele.

Ottilie Sibus.

Heil dem Opfer.

Nur im Herzen keine Leere,
Nur im Busen keine Wüste;
Furchtbar drückt des Lebens Schwere,
Das kein Glaube je versüßte.

Ob dem heiligen Geschäfte
Der Erinn'rung Du Dich weihtest;
Ob Du, stolz auf Deine Kräfte,
Selbst Dein Gott, durchs Leben schreitest;

Ob vom Augenblick bemeistert,
Dich die Leidenschaft entführe;
Ob von holder Kunst begeistert,
Dein Gemüth die Gottheit spüre;

Etwas muß aus niedrem Staube
Das Geschöpf des Staubes heben,
Etwas gelte Dir als Glaube;
Opf're Dich, so wirst Du leben.

Nur im Herzen keine Leere,
Nur im Busen keine Wüste;
Furchtbar drückt des Lebens Schwere,
Das kein Glaube je versüßte.

(Deutsches Dichterheim.) Wilhelm Jenzen.

Ein Klang.

Es blinken hell die ewigen Sterne,
Es träumt die Mondnacht tief und klar,
Und in die lichtbesäete Ferne
Schwingt sich mein Geist, ein junger Aar.
Wie ein Geläut', erzittert leise
Ein Duft, ein Silberglockenchor,
Und zauberhaft erklingt die Weise
In Flimmerglanz und Nebelflor.

In frommer Andacht will ich lauschen
Dem Traumchoral der Phantasie,
Dem wunderbaren, stummen Rauschen,
Des Weltalls heiliger Harmonie. —
Nichts, was im Geist ist, kann verhallen,
Kein Duft, kein Ton, kein Funken Licht;
Und auch der Sehnsucht leises Lallen,
Es ist ein Klang im Weltgedicht!

Maurice von Stern.

Maischnee.

Ein neuer Winter über Nacht
Fiel nieder auf die junge Flur,
Und war zum Blühen schon erwacht
Die schlummernde Natur.

So schlumm're wieder, du im Baum
Schon reg' geword'ner Blütenkeim!
Es war ja nur ein schöner Traum —
Der Lenz gieng wieder heim.

Und hat, du armes Herze, auch
Auf deinen Pfaden rauh und schwer,
Dir zugeweht ein milder Hauch,
O, juble nicht zu sehr;

Denn diese Welt voll bunter Zier,
Hat auch so viel, so viel der Qual,
Und kehrt zu Gast die Freude dir,
Kömmt auch das Leid zumal.

Heinrich Bastian.

Mahnung.

Du schönes Weib, eh' noch die holde Glut
Auf Deinen Wangen bleicht in wildem Sehnen,
Eh' noch Dein Auge licht und fromm und gut
Sich trübt von nächtlich heißen Schmerzensthränen,
Eh' noch um Deinen blüh'nden Mund sich legt
Der herbe Zug der Täuschungen und Leiden,
Eh' in die reine Seele Dir noch prägt
Die Welt die Spuren ihrer nichtigen Freuden:
Du schönes Weib, bleib' selber Dir getreu
In Deinem stillen, lieblich heitern Glücke
Und Deiner ahnungsvollen Träumerei,
Daß Deinen Sinn die Welt Dir nicht berücke.
Der Strom des Lebens wälzt sich trüb und groß
Dahin in mächt'gen, nimmermüden Wogen,
Und reißt er wirbelnd Dich in seinen Schoß, —
Bist um Dein schönstes Fühlen Du betrogen.
Denn keines Flußgotts schilfbekränztes Haupt
Erscheint und spricht zu Dir mit Götterworten,
Die Wunderwelt, an die Dein Herz noch glaubt,
Nicht öffnet sie Dir die krystallnen Pforten;
Du siehst um Dich ein gleißendes Gezücht,
Das frech und falsch sich drängt um alles Schöne,
Das vor der Wahrheit feige sich verkriecht
Und tückisch sinnt, wie es die Lüge kröne.
Laß fern Dir rauschen diese wüste Flut!
Laß Dich von ihrem Locken nicht bethören!
Du schönes Weib, o bleibe rein und gut,
Du sollst nur Deinem holden Selbst gehören.

Raymund Mayr.

Deine Augen.

In das dunkle Weltgetriebe
Strahlen tausend blanke Sonnen,
Als der Erde Freudebronnen
Leuchten sie in ew'ger Liebe.

So auch Deine Augen mahnen,
Sonnengleich in all mein Denken,
Und in meine Seele senken
Sie ein leises Gottesahnen.

Ernst Hollinz.

Wer kein Liebchen sich gefunden …

Von Petöfi.

Wer kein Liebchen sich gefunden,
Trinke Wein!
Und ihm wird, als wäre jedes
Mädchen sein.

Trinke Wein auch, dem es vielfach
Fehlt an Geld,
Und ihm wird, als wäre sein die
Ganze Welt.

Und es trinke, den bedrückt ein
Herzeleid,
Denn er wird von seinem Kummer
Bald befreit.

Hab' kein Liebchen, hab' kein Geld und
Leid dabei, —
Darf nun trinken auch so viel, wie
Andre drei!

Deutsch von Newa Burg.

Novellenstoff.

Meines Freundes treues Schätzchen
Gab mir einst ein kleines Schmätzchen,
Später hat sie das gequälet
Und sie hat's dem Freund erzählet.
Der, ergrimmt durch dieses Küssen,
Hat mein Liebchen küssen müssen.
Dieses, statt es mir zu sagen,
Hat sich mit dem Freund vertragen,
Hat die Treue mir gebrochen:
Also ward ein Kuß gerochen.

Fr. Königsbrunn.

Irregularitas.

Der Erzbischof, Herr Christian
Von Mainz, war traun ein tapferer Mann,
Und saß gar stramm zu Rosse;
Deß freut' sich Barbarosse.

Und weil der Gottessohn gesagt:
„Wer andre mit dem Schwert erschlagt,
„Wird selbst durchs Schwert verkommen!"
Läßt sich's der Pfaffe frommen.

Er schafft sich eine Keule an,
Und schlägt in einer Schlacht neun Mann
Mit seinen heil'gen Armen.
Deß mög' sich Gott erbarmen!

Carl Freißler.

Die Aubacher und ihre Kirche.

Ein Volksschwank von Carl Hilber.

Aubach ist ein ziemlich großes Dorf mit stattlichen Gehöften und ausgedehnten Gärten voll grüner Obstbäume. Es liegt in einer weiten Ebene, welche von ziemlich hohen Bergen umsäumt ist. Die Bewohner sind freundlich und entgegenkommend, so daß ein Fremder, der nur einmal in Aubach weilte, jederzeit wieder gerne dort einkehrt.

Jedem, der zum erstenmale nach Aubach kam, mußte übrigens sofort ein Umstand auffallen: Während in den meisten Dörfern die Kirche gewissermaßen den Mittelpunkt bildet, um welchen sich die übrigen Gebäude traulich schmiegen, steht die Kirche in Aubach ganz vereinsamt, eine gute Strecke weit vom Dorfe entfernt. Auch die Aubacher vermögen sich nicht zu erklären, wie dies kam, und es wäre ihnen selbst lieber, wenn sie die Kirche näher hätten. Der gleiche Wunsch beseelte auch schon ihre Vorahnen, welche vor mehreren Jahrhunderten lebten. Diese waren aber ein kräftiges Geschlecht und beschränkten sich nicht auf den bloßen Wunsch allein, sondern sie wollten auch Abhilfe treffen. Hören wir, wie dies geschah:

Der Dorfälteste berief eines Tages alle Männer Aubachs zusammen und hielt an sie folgende Ansprache: „Ihr wisset, liebe Männer, daß wir gar so viel weit zur Kirche haben. Das muß anders werden! Wir können keine neue Kirche bauen, denn dazu haben wir kein Geld. Wir können aber auch nicht das Dorf zur Kirche hinausschieben, das ist nicht möglich. Bedenkt aber, liebe Männer, ob es nicht sein könnte, daß wir die Kirche zum Dorfe hereinschieben? Wenn wir Alle zusammenhelfen, dann muß es gehen. Wer mitthun will, der soll sich melden!"

Sofort hoben alle Anwesenden ihre Hände empor. Der Gedanke des Dorfältesten war einleuchtend, und Jeder wunderte sich im Stillen, daß ihm nicht selbst etwas so Gescheites eingefallen sei. Man schritt in der ersten Begeisterung auch gleich zur Ausführung. Die ganze Versammlung begab sich zur Kirche hinaus und stellte sich dort an der Ostwand derselben auf. Das war jene Wand, welche vom Dorfe abgekehrt war. Hier galt es also zu rücken!

Der Dorfälteste stellte jeden Mann an seinen Platz, und auf ein gegebenes Commando stemmten sich Alle mit Leibeskräften gegen die Mauer. Nach einer Weile setzten sie aus, um zu sehen, wie weit sie gekommen wären. Da gab es nun Streit. Während Manche behaupteten, man habe die Kirche bereits ein gutes Stück weiter geschoben, meinten wieder Andere, daß sie noch genau auf demselben Flecke stehe wie früher. Beide Parteien beharrten auf ihrer Ansicht. Es wäre vielleicht zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht wieder der Dorfälteste es gewesen wäre, welcher durch sein weises Wort die Gemüther beruhigte. „Lasset Euch einreden, Männer," begann er; „was streiten wir denn herum und wissen nicht, wer recht oder unrecht hat? Passet auf, was ich jetzt thue. Ich lege meinen Mantel an die Wand, die dem Orte zugekehrt ist. Wenn wir nun an der entgegengesetzten Wand nochmals schieben, und die Kirche wird weiter gerückt, so muß der Mantel ganz sicher unter die Kirche zu liegen kommen. Können wir aber die Kirche nicht weiter bewegen, so muß der Mantel noch vor der Kirche liegen. Versteht Ihr mich?"

Ei freilich verstanden sie ihn und bewunderten wieder die Schärfe seines Verstandes. Der Anführer legte also seinen Mantel vor die Kirche, begab sich dann zu seinen Männern an die Rückwand und stemmte sich mit denselben nun wieder mit vollster Kraft gegen die Mauer.

Mittlerweile kam ein Handwerksbursche des Weges. Dieser schaute einige Zeit verwundert dem verrückten Treiben der Leute zu und begab sich dann weiter. Als er an der Vorderwand der Kirche den einsam liegenden Mantel erblickt, erbarmte er sich desselben, nahm ihn zu sich und entfernte sich damit eiligst auf einem Seitenpfade. Als die Kräfte der Männer nachgelassen hatten, unterbrachen diese ihre Thätigkeit und begaben sich eilig zur Vorderseite, um zu sehen, ob die Kirche schon über den Mantel geschoben sei. Richtig, der Mantel war verschwunden! Sie mußten also doch die Kirche vorwärts bewegt haben! Außer sich vor Freude, hoben sie den Dorfältesten auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumphe dem Dorfe zu. Dort wurde die erfreuliche That allgemein verbreitet und das Genie des Mannes, der sie ersann, gebührend angestaunt.

Es ist uns nicht bekannt, ob noch ein zweitesmal versucht wurde, die Kirche dem Dorfe näher zu rücken. Wahrscheinlich war man über den ersten Erfolg schon derart befriedigt, daß man eine Fortsetzung nicht mehr für nöthig hielt.

Vielleicht, lieber Leser, kannst Du Weiteres erfahren, wenn Du einmal nach Aubach kommst.

Lustige Zeitung.

Vom Kaiser Franz Josef erzählt man folgende Geschichte: Im Herbst des Jahres 1885 fand zu Rakosch (bei Budapest) große Fuchsjagd statt, welcher auch Kaiser Franz Josef beiwohnte. Am Schlusse der Jagd sammelten sich die Herrschaften wieder vor dem kaiserlichen Schlosse Gödöllö. Um den Weg abzukürzen, ritt der Kaiser auf das nahe Verpflegungsmagazin zu. Er kam ans Thor, als der dortige Wachtposten dem Kaiser in den Weg sprang und ihm die Spitze des Bajonnets mit dem Rufe: „Zurück da!" entgegenhielt. — „Ich reite nur durch," erklärte der Kaiser, der sogleich merkte, daß ihn der Infanterist wegen des Jagdanzuges nicht erkenne. „Da darf koan Civilist eini," versicherte der Soldat und wich nicht vom Thoreingange. Der Kaiser mußte also umkehren und gelangte erst auf weitem Umwege zur Gesellschaft zurück. Am anderen Tage wurde der Soldat zum Obersten beschieden, der grimmiger als je den Schnurrbart drehte und den Wachtposten andonnerte: „Er hat sich gestern Sr. Majestät mit blankem Bajonnet in den Weg gestellt. Damit dies nicht mehr geschieht, ist er von heute an Corporal und steht

nicht mehr Wache.“ — „Herr Oberst, ich . . .“ wollte der verblüffte Soldat antworten. „Maul halten! Damit er auch, wie's Schuldigkeit jedes Soldaten ist, unseren obersten Kriegsherrn in Zukunft kenne, schickt ihm Allerhöchstderselbe hier sein gut getroffenes Porträt, und zwar gleich zehnfach.“ — Damit schüttete der Oberst dem Infanteristen zehn neue Silbergulden in die Hand. „Rechtsum! Erfüll' Er seinen Dienst alleweil so genau! Marsch!“

Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Oldenburg ein Doctor Lüttmann, ein hagerer Mann von abschreckender Häßlichkeit, der aber bei Arm und Reich als tüchtiger Arzt großes Vertrauen genoß. Eines Tages trat ein Bauer aus dem Ammerlande, der ihn um Rath fragen wollte, früh Morgens in das Zimmer des Arztes, ehe dieser aufgestanden war. Der biedere Landmann erblickte dort nur ein neben dem Schranke aufgestelltes Skelett, bei dessen Anblick er sich eiligst davon machte, so daß der Arzt, dem die Ankunft des Bauern gemeldet war, ihn nicht mehr vorfand. Als nun Lüttmann einige Stunden später vor der Thüre stand, machte ihn sein Diener darauf aufmerksam, daß ein Bauer, der sich an der entgegengesetzten Straßenreihe hart an den Häusern vorbeidrückte, der Patient sei, welcher den Doctor heute Morgen habe befragen wollen. „He, gote Fründ,“ rief Lüttmann dem Bauer zu, „ji hebbt mi hüt Morgen spreken wullt!“ — „Bliew he mi tein Schritt vum Liewe,“ schrie der Bauer ängstlich forteilend, „ick heww em hüt Morgen wull sehen, as he noch kien Hemd anharr!“

Als ein Leipziger Rathsherr und ein Geistlicher an dem Hochgericht, an welchem zwei abgethane Diebe hiengen, vorübergiengen, flatterten an demselben einige Raben auf und kreischten umher. Da sagte der Rathsherr, so ein schalkhaftiger Mann war: „Ei, schauet doch, hochwürdiger Herr, kaum sehen diese Raben Euch herankommen, so krächzen sie und begrüßen Euch als einen Freund und Bekannten. Das bedeutet was!“ — „Freilich,“ antwortete der Geistliche, „ich habe die beiden Diebe, so dort am Galgen hängen, zum Tode geleitet; jetzt sehen die Raben uns kommen und denken, ich bringe ihnen wieder einen.“ Da lachte der Rathsherr und sagte: „Hochwürdiger Herr, Ihr seid ein loser Vogel.“

In einer Studie über das Inserat geben die „Münchn. N. N.“ folgende Blüten aus ihrem Herbarium zum Besten: „Es ist mich neulich im Thierjarden, im Menschenjedränge mein jeliebtes Weibchen Sabine Ockermann, jeborne Ufgethan, vom Arme jewaltsam jerissen jeworden. Wohl stand ich auf selbigem Platze von zwei Uhrens bis jegen zehn starr und unbeweglich und meente, sie müsse zurückkehren. Vergebens! Ich könnte noch passen. Da ich nun die Meinung bin, daß sie Eener mir jeraubt, der sie nich kennen thut — so will ich ihn — seinetwegen fußfällig jebeten haben, mir meine Ockermann, jeborne Ufgethan, stande pede wieder zurückzuschlagen. Später nehme ich sie sonsten nich mehr.

Berlin. Fritze Ockermann,
Regen- u. Sonnenschirmfabrikant.“

Hausfrau: „Lina, wie können Sie sich unterstehen, meinen neuen Hut aufzusetzen!“ — Dienstmädchen: „Ick wollte nur mal sehn, ob ick ooch so 'nen dicken Kopp habe wie die Madam'.“

Die Rache. Bauer: „Alte, versprich mir, wenn i gstorb'n bin, daß Du Dir Müh' gibst, unsern Nachbar Michel zum Mann zu krieg'n!“ — Bäuerin: „Warum just den?“ — Bauer: „Weil er mei' ärgster Feind is!“

Schnell gelernt. Junge Frau: „Wie kannst Du mich so beleidigen?! Ich koche vor Wuth!“ — Mann: „Siehst Du, jetzt kannst Du mit einem Male kochen.“

Durch die Blume. „Ah, freut mich, daß ich Sie treffe, gnädige Frau! „Wie geht's dem Herrn Gemahl?“ —

Dame (die gar nicht verheirathet ist): „Danke, der befindet sich noch immer ledig!“

Lehrerin: „Aber, Franziska, Sie sind nun bereits dreizehn Jahre alt und noch nicht einmal im Stande, Ihren eigenen Familiennamen richtig zu schreiben!“ — Franziska: „Aber, Fräulein, das ist ja auch nicht nöthig — für die paar Jahre noch!“

Frau Kanzleirath im Consultationszimmer des Dr. T.: „Herr Doctor, bester, lieber Herr Doctor, wollen Sie nicht gleich zu uns kommen — mein Adolf, mein süßer kleiner Adolf ist so krank, den ganzen Vormittag hat er geniest.“ — Dr. T.: „Das ist ja schrecklich! Leider aber kann ich augenblicklich nicht abkommen.“ — „Ja, aber bester Herr Doctor, wie soll ich mir da helfen — was soll ich denn thun, wenn das Kind wieder niest?“ — „Dann würde ich »Prosit« sagen.“

Das kleinere Uebel. Vater: „Ich sehe schon, gegen Dich muß ich anders auftreten. Entweder lernst Du mir Deine Hausaufgabe pünktlich oder ich hau Dich, daß Du daran denken sollst!“ — „Vater, hau mich lieber!“

„Und welches Bad gedenken gnädige Frau dieses Jahr aufzusuchen?“ — „Ich weiß nicht — mein Hausarzt hat mir noch keine bestimmte Krankheit verordnet.“

Bücher.

Ein Vorschlag.

Der erste Mai dieses Jahres hat die Organisation des Arbeiterstandes in allen Ländern Europas mit einziger Ausnahme des geknechteten Rußland, in einem Bilde gezeigt, wie man es bei keinem der übrigen Stände je gesehen hat.

Wenn Einmüthigkeit und Einigkeit stark machen, dann dürften selbst die Kurzsichtigsten und Denkfaulsten, welche bisher mit stolzem Lächeln auf den vierten Stand geblickt haben, zur Ueberzeugung kommen, daß die sociale Frage nicht so, wie sie träumten und hofften, mit der Zeit von selbst einschlummern werde. Im Gegentheile! Diese Frage wird, statt zu verstummen, von Jahr zu Jahr lauter die erlösende Antwort fordern.

Durch welche Mittel dem berechtigten Begehren der arbeitenden Classe zu entsprechen sei, darüber wurden in verschiedenen Schriften und Broschüren Anträge und Vorschläge gemacht.

Auch die soeben bei Hermann Winkler in Wien erschienene Schrift **Das Jahr 1910** von V. Till in Bruck hat in ihrem Endziele die Verbesserung der Lage des arbeitenden Volkes im Auge. Der Verfasser hat es verstanden, das seiner Natur nach trockene Thema dadurch anziehend und spannend zu gestalten, daß er dem Leser das volle Leben zeigt — wie es sich, nach Annahme und Durchführung der von ihm vertheidigten Grundsätze, naturgemäß im Volke entwickeln müßte.

Statt jeder Einleitung führt uns diese Schrift gleich in den ersten Zeilen auf einen Marktplatz, wo eben der Verwalter eines ärarischen Backhauses die Korn- und Weizenpreise kundmacht, wie selbe nach der Herbstfechsung auf Grund der Ernteergebnisse im eigenen Lande von der Regierung berechnet und vom Kaiser genehmigt worden sind.

Hohe Getreidepreise und trotz derselben gesundes, billiges Brot, ja noch mehr: eine namhafte Reducierung der Consumsteuern verspricht sich der Verfasser aus der Durchführung seiner Anträge.

Die statistischen Daten, welche über die Brotpreise gebracht werden, beweisen durch ihre ungeheure Verschiedenheit in den einzelnen Orten, daß der Preis des Getreides auf den Preis des Brotes eigentlich gar keinen Einfluß nimmt. Diese Thatsache ist bedauerlich und fordert dringend eine gründliche Regelung der bestehenden Verhältnisse.

Ob der von dem Verfasser vorgeschlagene Weg zur Abhilfe der richtige oder besser gesagt, ob die Verstaatlichung der Broterzeugung, wie sie vorgeschlagen wird, die ersehnte Hilfe bringen kann, darüber wird wohl sehr viel, für und wider, gesprochen werden, unbestreitbar müssen alle unsere Landwirte dem Ausspruche des Verfassers beistimmen, wenn er sagt:

> „Unser Getreidepreis muß sich nach unserer Ernte und nach unserem Wetter richten, das Wetter in Amerika geht uns gar nichts an.“

Nachdem der Verfasser selbst ein im Müller- und Bäckerwesen anerkannter Fachmann ist, sich also seine Kenntnisse nicht blos aus Büchern, sondern zunächst auch aus eigener praktischer Erfahrung erworben hat, so verdient diese Broschüre schon mit

Rücksicht auf diesen großen Vorzug die vollste Beachtung und lebhafteste Verbreitung umsomehr, als auch bezüglich der Schule, der Erziehung der Jugend und des öffentlichen Lebens Vorschläge enthalten sind, die einer eingehenden Prüfung wert erscheinen.

K. M.

Brosamen. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulmannes von Friedrich Polack. 3 Bände. I. Bd.: Jugendleben. II. Bd.: Amtsleben auf dem Lande. III. Bd.: Amtsleben in der Stadt. (Wittenberg, Verlag von R. Herrosé.)

Polack ist der Sohn eines Bauern. Er schlug die Volksschullehrerlaufbahn ein. Durch Fleiß und Ausdauer hat er sich emporgerungen zum Königlich preußischen Kreisschulinspector; und seine Freunde hoffen, daß seinen Verdiensten ein noch größeres Feld der Wirksamkeit eröffnet werde.

Polack bietet uns in den „Brosamen" seine Lebenserinnerungen dar. Ein 4. Band, welcher seine Erfahrungen in der Schulinspection darlegen soll, steht noch in Aussicht. Das Werk ist ein Lehrerroman, ein pädagogisches Volksbuch im schönsten Sinne des Wortes. Man darf keineswegs vermeinen, es sei nur für Schulmänner von Wert. Der Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt in Berlin sagt: „Polack ist ein Jeremias Gotthelf verwandter Geist, er ist ein deutscher Denker und Dichter durch und durch, er ist ein Pädagoge von reichster Erfahrung. In Bezug auf Charakteristik von Personen- und Naturschilderung steht er so hoch wie Berthold Auerbach; er übertrifft ihn aber darin, daß seine Anschauungen in echt nationalem und christlichem Boden wurzeln."

Wer einmal an die „Brosamen" herangegangen ist, wird sie nicht wieder aus der Hand legen, ohne sie vollständig gelesen zu haben. Auch späterhin kehrt man immer wieder gern dazu zurück.

Ein wahrer Schatz von Erziehungs- und Lebensweisheit liegt in dem Werke vergraben. Es verlohnt sich, ihn aufzudecken. Die Sprache ist edel, innig, dabei einfach, so einfach — wie sie eben in einem Volksbuch sein muß. Sie erinnert uns an Hebel, einen der Lieblingsdichter Polacks schon von Jugend auf. — Dem II. Band ist folgendes Motto vorangestellt:

Was ich gebe.

Mehr als sich selbst kann Niemand geben:
Im Irrthum noch ein redlich Streben,
In bunten Bildern schlichte Wahrheit
Und hinter Wolken lichte Klarheit.

Auch der Humor findet in dem Werke seine Stelle. Es sei hier nur Einiges herausgegriffen, was Polack an Aussprüchen seines Seminar-Musikdirectors zum Besten gibt: „In den früheren Zeiten bediente man sich statt jetzt der Roten Punkte." — „Was haben Sie nur immer, daß Sie immer etwas haben!" — „Seitenschluß kommt von plagiale, ist: ich komme von der Seite her, etwa um einen Meuchelmord zu begehen." — „Thema ist, wo Sinn hat und immer wiederkehrt." — „Ist Einer, wo es mit dem Ofen nehmen kann?" (d. h. das Feuer schüren). — „Wo sich Einer nicht ordentlich nimmt (d. h. beträgt), mache ich einen Strich. Kommt dann T. (der Provincial-schulrath) und fragt: Was willst Du, Strich? werde ich sagen: Nimmt sich nicht! und fällt durch." — —

Im Reiche haben die „Brosamen" längst die verdiente Würdigung gefunden. Dazu, daß dies auch in Oesterreich geschehen möge, wollten vorstehende Zeilen mitwirken.

Adolf Rude.

Die deutsche Literatur in der Klemme. Eine literarische Randglosse von Dr. Anton Schmid. (Weimar. Herm. Weißbach 1890.)

Wenn jene Literaturepoche die beste ist, von der am wenigsten gesprochen wurde (was in der Natur der Sache liegt), so ist das gegenwärtige „junge Deutschland" ein etwas zweifelhaftes Ding. Uebersättigend viel wird darüber geschrieben, dieses Heftchen trägt auch Eulen nach Athen. Ist der Gegenstand, von dem die Schrift handelt, wohl auch des Ernstes und des Eifers wert, den der Verfasser aufwendet? Wir kennen die neue literarische Schule zu wenig, um darüber urtheilen zu können. Uns kommt nur die oft nachgerade rohe Leidenschaftlichkeit verdächtig vor, mit welcher die „Jungdeutschen" andere Dichterschulen beschimpfen und sich selbst zu rühmen suchen. Wenn thatsächlich so viel an ihnen ist, so müßten sie nach gutem alten Brauche ihr Lob Anderen überlassen können.

M.

Die neue Skizzensammlung von Carl Pröll: **Vogelbeeren. Kleine Geschichten und Plaudereien**, welche im Verlage von Hans Lüstenöder in Berlin erschienen ist, bildet die neueste Fortsetzung seines bereits in 4. Auflage vorliegenden „Bilderbuches eines Bummlers" und des im vorigen Jahre veröffentlichten Buches: „Spreu im Winde." Herzensfroher Humor, gutmüthige Satyre und eine sorgfältige Beobachtung der Zeitströmungen in dem Kleinleben finden sich vereinigt in diesen Skizzen. Es sind Momentphotographien der Gedanken und der Stimmungen, welche ein moderner Mensch in sich aufgenommen. Hie und da flattert

sogar ein sonnenträumerisches Blättchen hinein, das an Daudets „Bibliothek der Grillen“ mahnt. Jedenfalls gewinnt der Leser vielfache und eigenartige Anregungen aus diesem Buche. Literarische Principienfragen werden darin gestreift, sociale und gesellschaftliche Probleme angedeutet, meistens in der Form eines leichtgeschürzten gefälligen Dialoges, welcher allen Meinungen freien Spielraum gewährt. Dazwischen sind anmuthige, schalkhafte Humoresken eingestreut. Wir sind überzeugt, daß dieses Buch gleich den früheren Arbeiten K. Prölls sich den Beifall des Publicums erringen wird. V.

Albert Mösers jetzt zum drittenmale in die Welt hinausgehenden **Gedichte** wurden gleich bei ihrem ersten Erscheinen als nicht gewöhnliche Leistungen willkommen geheißen. Robert Hamerling nennt Mösers Oden die besten, die in den letzten 40 Jahren gedichtet worden seien. Nichtsdestoweniger aber hat dieser Erfolg den Autor nicht verblendet und träge gemacht, sondern, wie schon die zweite Auflage die wesentlichsten Veränderungen aufzuweisen hatte, so gilt dies fast noch mehr von der jetzigen dritten. Zunächst hat der Verfasser etwa ein Viertel der früheren Gedichte getilgt und durch andere ersetzt, statt eines Buchs „Vermischter Gedichte“ finden sich deren jetzt drei, ganz neu sind die Abtheilungen „Geschichte und Sage“ und „Historische Landschaften,“ und vor allen Dingen ist auch die Aufeinanderfolge und Anordnung der Gedichte eine vollständig andere geworden, so daß das innerlich Zusammengehörige jetzt auch überall wirklich beisammen steht und besser als früher zur Geltung kommt. Die Sammlung ist somit in ihrer jetzigen Gestalt fast ein neues Buch geworden, welches selbst den Besitzern der zweiten Auflage des Neuen die Fülle bietet. V.

Kindergartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7—15 Jahren. Achter Band. Monatlich 2 Hefte. (Nürnberg.) Wir wissen aus Erfahrung, daß Kinder gerade an dieser reizenden Zeitschrift ihre besondere Freude haben. Ein gewiegter Pädagoge, Schuldirector Albert Richter in Leipzig, steht gut für den moralischen Theil des Blattes, so daß die Eltern dasselbe mit aller Ruhe in die Hände ihrer Kinder legen können. Gebunden gibt der Jahrgang einen handlichen Band, in welchem auch Erwachsene gerne blättern. R.

Briefe eines deutschen Knaben an seinen Freund. Geschrieben Ende des vorigen Jahrhunderts. Frei nach Jakob Glaz, von Agnes von der Deken (Verlag des Volksarzt für Leib und Seele. Hirschberg, Pr.-Schlesien). Jakob Glaz war ein Pädagoge der Salzmann'schen Richtung zu Ende des vorigen Jahrhunderts, der seiner Zeit viel geschrieben hat: Jugenderzählungen u. A. Unter einem großen Wust hat nun die Herausgeberin mit vieler Mühe und vielem Geschick das Beste herausgesucht. — Goldkörner, kann man sagen, und es wird nur darauf ankommen, in welcher Weise dies von den Lesern aufgenommen wird. Es ist ein Buch für die Jugend, für die denkende, gebildete Jugend. Es wird so der Kern sein aus Jakob Glaz' Schriften, der uns hier dargeboten wird. V.

Von Emil Taubert liegt eine Erzählung vor: **Frau und Braut.** Georg Meyers Verlag in Leipzig. „Frau und Braut“ ist eine Dorfgeschichte, deren eigenartige Erfindung den Leser bis zum Schlusse zu fesseln weiß. V.

Im Verlage von Carl Grüninger in Stuttgart erschien soeben ein Werk unter dem Titel: **Musiker-Lexikon** von Robert Músiol, welches denjenigen Lesern unseres Blattes, die sich über die Notabilitäten auf dem Gebiete der Tonkunst informieren wollen, von Interesse sein wird. Es ist ein bis auf die neueste Zeit geführtes Handbuch für den praktischen Gebrauch und gibt über ältere und jüngere, bedeutende und oft genannte Musiker, über ihr Leben und ihre Werke knappen, aber zuverlässigen Bericht und berücksichtigt dabei das Charakteristische und Wissenswerteste nach Möglichkeit. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Unsühnbar. Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach. Zwei Bände. (Berlin. Gebrüder Partel 1890.)

Miterlebtes. Erzählungen von Maria v. Ebner-Eschenbach. Zweite Auflage. (Berlin. Gebrüder Partel. 1890.)

Das Königthum Jesu Christi. Vortrag von Eugène Bersier. (Bremen. M. Heinsius' Nachfolger. 1890.)

Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. Mit Briefen des Prinzen Wilhelm. Herausgegeben von G. Ernst von Natzmer. (Berlin. Gebrüder Partel. 1890.)

Homo sum. Ein neues Gedichtbuch nebst einer Einleitung: Die Lyrik der Zu-

kunst. Von Julius Hart. (Großenhain. Baumert u. Ronge. 1890.)

Hochlandfahrt. Gedichte aus den Tiroler Alpen. Von Rudolf Perger. (Meran. F. W. Ellmenreichs Verlag. 1890.)

Ein Schönbartlied aus Bremen. Neue Phantasien aus dem Bremer Rathskeller. Herausgegeben durch Professor Uli Schanz. (Leipzig. 1890. Literaturbureau.)

Der Frühling ist gekommen. Redaction und Verlag der „Modernen Kunst" (Berlin. Rich. Bong) haben ihren Abonnenten eine reiche und originelle Frühlings-Nummer geboten, auf die wir aufmerksam machen.

Dritter Jahresbericht des Vereines der deutschen Steirer in Wien. Erstattet vom Vorstande. (Wien. Selbstverlag des Vereines. 1890.)

Katalog der Volksbibliothek der Stadt Retz. Zusammengestellt von Puntschert jun. (Retz. 1890.)

Postkarten des Heimgarten.

Dr. M. W., Lemberg: Herr, Sie können ja nicht schreiben! Ihre Sätze sind zwar grammatikalisch ganz correct, aber so geschraubt und langathmig, daß man sie nicht versteht. Wir ziehen kurze, klare und bestimmte Schreibweise vor, und selbst wenn einmal ein kleiner Sprachfehler mit unterläuft. Die Sprache ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel, uns gegenseitig zu verständigen.

L. G., Graz: Wenn Jemand Ihr kleines Töchterlein in dessen Gegenwart ein „schönes" oder ein „reizendes Kind" nennt, so werfen Sie denselben sofort zur Thür hinaus. Er ist ein Giftmischer jener Sorte, die man leider nicht einsperren kann.

× **Auf das Gedicht: „Dichters Wunsch"** (Maiheft) gieng uns folgende launige und warmherzige Erwiderung zu, die wir nicht bloß beherzigen, sondern auch mit Genugthuung hier wiedergeben. Hoffentlich wird uns der unbekannte Verfasser darob nicht grollen.

Unter hunderttausend Lesern
Glaub' mir, daß ich Einen weiß,
Der da jede Deiner Zeilen
Liest mit Liebe und mit Fleiß.
Dem, ob Scherz, ob ernst, Dein Sprüchlein
Spricht so stillvertraut und warm,
Daß er es beinah' nicht gönnen
Mag dem ganzen Menschenschwarm.
Und es gar nicht gern mag hören
In dem Lärm der großen Welt,
Die das Liebste ihm, das Beste
Oft mit ihrem Wort vergällt.
Der mit den bewußten Blättern
Sich verschließt ins Kämmerlein,
Weil am liebsten er den Dichter
Stille liest, für sich allein.
Und durch jede seiner Zeilen,
Seiner Stimme Klang und Laut,
Durch Gestalten, Bilder, Worte,
Tief ihm in die Seele schaut.
Merket wie's da zittert, jubelt,
Wettert, stürmt, die Sonne scheint,
Fühlt den Pulsschlag seines Lebens,
Jauchzt mit ihm und lacht und weint.
Folgt auf vielgestaltigen Wegen
Der Gedanken durch's Gedicht,
Freudig bald, und bald mit Bangen,
Seinem Ringen auf zum Licht.
— Schüttelt auch mit leisem „aber"
„Aber!" hie und da das Haupt,
Wenn er wo — die Druckerschwärze —
Allzu stark gerathen glaubt. —
Unter hunderttausend Lesern
Glaub' mir, daß da Einer ist,
Der Dein Sprüchlein mit dem Herzen,
Nicht als „Publicum" nur liest.
Und, falls Du es noch nicht merkest —
Weil oft sehr zerstreut Du bist —
Will ich Dir's zur Vorsicht sagen,
Daß der Eine — Eine ist.
Aber, werd' nicht gleich bedenklich,
Ob Dir's lieb ist oder nicht,
Daran läßt sich nun nichts ändern,
Fällt auch gar nicht in's Gewicht.
's ist ja Eine über vierzig,
Hat manch' echtes Silberhaar,
Manch' ein Fältchen auf der Stirne,
Gelt, da hat es nicht Gefahr?!
Nur das Herz blieb etwas kindisch,
Schreitet mit der Zeit nicht fort,
Freut sich noch an Blumen, Sternen,
Und an einem Dichterwort!

B. M., Hannover: Warten Sie ab. Moltke blieb bis in sein 64. Jahr dem deutschen Volke unbekannt. In demselben Fall ist Caprivi.

H. H., Wien: — ◡ — ◡ — ◡
— ◡ — ◡ — ◡

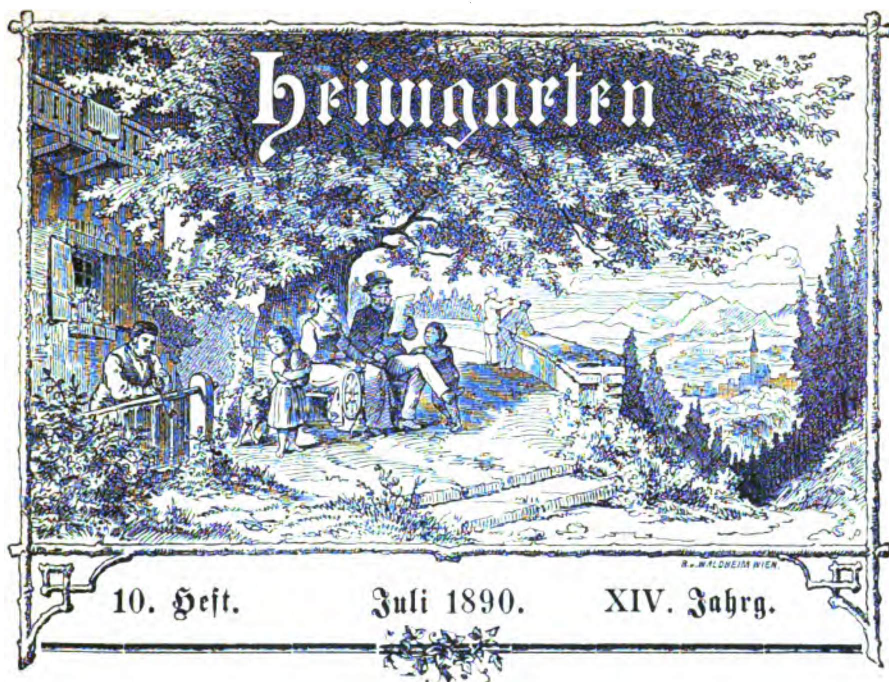
Nur die Dichterlinge striken nicht!

Dr. M., Frankfurt: Auch Sie schreiben einen Roman über Christus, weil Sie, wie Sie sagen, diesem Stoffe objectiv gegenüberstehen. Freund, wer nicht subjectiv in Christus ist, wer nicht mit innigster Liebe zu ihm steht, der schreibe über diesen Gegenstand kein „Dichterwerk"!

B. W., Halle: Mit Ihrer ewigen Theorie! Sie bedeutet alles im Buche und nichts im Leben. Im Leben ist die Theorie nichts und der specielle Fall alles. Im Buche regiert der Gedanke, im Leben die Thatsache. Und wäre auch der Gedanke der Vater der That, was aber nicht immer zutrifft, so ist der Sohn doch stets ein Anderer als der Vater. Ihre „philosophische" Arbeit ist verhaut.

Briefe an die Redation des „Heimgarten" von jetzt an den Sommer über: P. K. Rosegger, Krieglach, Steiermark. Alle die den Verlag und den Versandt des „Heimgarten" betreffenden Angelegenheiten zu richten an die Verlagshandlung Leykam, Graz.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



10. Heft. Juli 1890. XIV. Jahrg.

Der Meisterschuß.

Ein Bild aus den Tiroler Tagen der Gefahr.

Im Jahre 1848 wollte man die Welt erneuern. In den großen Städten zuerst war den Leuten die alte nicht recht. Auf dem Lande, bei gesunder Luft und hellem Sonnenschein, konnte die Unzufriedenheit mit der alten Welt nicht so groß sein und dort hieß es: Wir kriegen keine bessere.

Also auch die Tiroler. Als sie hörten, in Wien wäre Revolution und die Leute erkennten des Kaisers Gesetz nicht mehr, sondern trieben auf eigene Hand und in großen Rotten, was sie wollten, da standen die Tiroler auf und meinten: Es müsse etwas geschehen. Sie redeten nicht viel herum über das Was und Wie und Weshalb, sie ergriffen rasch ihre Scheibenstutzen, ihre alten Säbel und was sie sonst hatten an Wehr und Waffen. Es waren ja noch Männer aus 1809 da, und die wußten, wie man das angreift.

Ein Erstes in der friedlosen Zeit war, daß die Welschen anhuben. Denen war das Oesterreichische nie recht gewesen und sie wollten nicht allein ihre italienische Scholle zu eigen haben, was ja kein Wunder war, sondern auch deutschen Boden angreifen. Also versammelten in Lombardien und Venezien sich die Aufständischen, um, wie einst die Römer, über die Alpen zu gehen und vorläufig in Tirol einzufallen.

„Gut," sagte der Student Kofler, Bürgerssohn aus Bruneck, der eben von Wien heimgekehrt war, falls es galt, das Heimatland zu schützen. „Gut," sagte er, „wenn sie da hinten sich auf die Römer hinausspielen, so wollen wir ihnen zeigen, daß wir Germanen sind."

„Was, Germanen!" fuhr der Messeleser von Sanct Josef ihm in die Rede, „wir sind Christen. Und mit Deinem Geflunker von Deutsch-

thum und Aufklärung und Freiheit hättest gleich können zu Wien bleiben. Euer neuer Glauben bringt uns nichts Gutes, uns Bauern, der ist nur für die Stadtleut' gemacht. Den Bauernstand bringt er um!"

Der Student Kofler antwortete: „Ihr sollt recht haben, weil zum Streiten jetzt keine Zeit ist. Gegen die Welschen geht's und da sind wir Alle einig."

Und waren einig.

Die südwestlichen Grenzen an der Schweiz, an den Seen, an der Etsch wurden von den Etsch-, Inn- und Zillerthalern besetzt, die Pusterthaler hatten die Pässe und Joche in den Dolomiten zu bewachen.

Von Innichen geht in südöstlicher Richtung ein enges Thal ins Gebirge hinein, das Sextenthal. Durch dasselbe führt eine Straße, die endlich emporsteigt zu einem Bergjoche, um jenseits ins Piavethal niederzugehen, welches schon im welschen Lande liegt. Das Bergjoch, auf welches zur Rechten die weißen Felsen der Dolomiten niederstarren, und welches zur Linken von sanfteren Waldbergen begrenzt ist, heißt der Kreuzberg. Dort ist die Grenze. In der Nähe von der Grenze steht das deutsche Forsthaus, auch ein Wirtshaus und mehrere Nebengebäude. Weiter hinten, auf der italienischen Seite, hatten sich beim welschen Mauthause und in Hütten und Höhlen welsche Aufständische festgesetzt, in der Absicht, zur ersten Stunde das Joch zu überschreiten und in das Sextenthal einzubrechen.

Dazu wollte es aber der Förster auf dem Kreuzberge, Hlawaty hieß er, nicht kommen lassen; eilte er denn eines Tages, sobald er die ersten welschen Vorposten in der Nähe der Grenze gewahrt hatte, nach dem stundenweit entfernten Sexten hinaus: „Leute, kommt zusammen, sie sind schon da!"

Also kamen sie zusammen, etwa ihrer 130 Mann, Bauern, Bürger von Sillian, Sexten, Lienz, Welsberg, Bruneck u. s. w., geführt von tapferen Hauptleuten. Im Mai war's, aber auf den Höhen lag noch Schnee und die Mannschaft fand unter den wenigen Häusern und Hütten des Berges ein etwas kümmerliches Obdach. Anfangs gieng's auch mit dem Proviant schlecht, aber ein rechter Tirolerschütz denkt mehr ans Pulver, als an Brot und Speck; es gieng doch recht lustig her auf der Höhe. Als die Leute draußen im Pusterthale hörten, die braven Wächter des Landes auf dem Kreuzberg litten einigermaßen Entbehrungen, wetteiferten sie an Gaben, und die schwersten Wägen, beladen mit Brot, Mehl, Schinken, Speck, Käse, Branntwein und was sonst des Guten ist auf dem Pusterthaler Tisch, ächzten durch das Sextenthal und hinan zum Joche des Kreuzberges.

Mittlerweile hatten die Welschen in der Nachbarschaft sich verstärkt bis zu 200 Mann. Auch Gesindel darunter. Sie hatten dort auf der Wiese, um eine Almhütte herum, ein förmliches Lager aufgeschlagen und schienen auch ihrerseits sich recht wohl zu befinden. Ein paarmal hatten sie kecke Versuche gemacht, das Forsthaus und das Wirtshaus zu erstürmen, waren aber hübsch artig zurückgewiesen worden. Seitdem plänkelten sie manchmal ein bißchen, was die Tiroler anfangs aber nicht beachten wollten. Endlich wurde diesen die stete Behelligung unangenehm und sie schossen mit einigen wohlgezielten Kugeln ein paar Rothhosen nieder. Seither gaben die Welschen Ruhe. Einmal thaten sie, als zögen sie von ihrem Platze ab und da konnten die zählenden Tiroler sehen, wie zwischen den Sträuchern und Bäumen mehr als tausend Mann hinmarschierten auf einen höherliegenden Anger zu, der auch von Bäumen umstanden war.

„Toifel!" rief ein Tirolerschütze und that einen Pfiff. „Das isch la schon a ganze Armee!"

„Zum Narren halten laß Dich nit!“ lachte ein Kamerad, „sie thun Komödie spielen und schleichen hinterm Busch alleweil wieder zurück. Wenn ihrer mehr als hundertfünfzig sind, so will ich meinen Kopf in die Sexten schmeißen!“

Und war's auch so.

„Wollen ihnen aber doch aus ihrem Gänsemarsch ein paar Mandeln herausnehmen!“ sagte ein junger Bursche, der Tangel Josef, und ließ eine Kugel hinabpfeifen. Der Andere that's munter nach. Unten purzelte Einer und die Uebrigen „tausend“ nahmen Reißaus in den Wald hinein.

Jetzt gieng's los. Eine lustige Rotte Tiroler eilte hinab auf den verlassenen Lagerplatz der Welschen; da war freilich nicht viel zu holen, doch in der Almhütte, welche als das Hauptquartier gegolten haben mochte, hübsch im Winkel, zwischen Tisch und Ofen, lehnte eine dreifarbige Fahne. Wohl die einzige, die sie gehabt und hier versteckt hatten, und jetzt ward sie geschwungen in der Hand eines strammen Tirolers, der in heller Freude über den Fetzen einen Juchschrei um den anderen ausstieß.

Nun giengen wieder ein paar Tage so hin. Die Welschen campierten drüben auf der Waldblöße und verhielten sich im Ganzen recht bescheiden. Den Schützen auf dem Joch wollte aber endlich die Weile lang werden. „Wenn es nicht bald was gibt, so rostet uns die Kugel im Rohr!“ klagte der Förster.

„Wenn sie sich nit bald ziehen, so werden wir ihnen doch heimleuchten müssen und da hilft nichts!“ sagte der Oberjäger Götz.

Da kam aus Bruneck vom Kreisamt ein großer Brief mit der Rüge, daß die Besatzung den Feind ohne Ordre angegriffen habe, und solches dürfte nicht mehr vorkommen. Der Posten habe sich nicht einen Schritt über die Grenze zu bewegen.

„Das ist ja recht hübsch!“ bemerkte hierauf der Student Kofler. „Wenn es der Herr Kreishauptmann nur auch den Welschen so verbieten wollte, über die Grenze zu schießen.“

Nun gieng die Langweile erst recht an. Scheibenschießen? Man durfte das Pulver nicht verpuffen. Im Walde dem Wilde nachlugen? Man durfte sich vom Posten nicht entfernen. Blieb nichts übrig, als auf dem freien Platze etwas rangeln oder im Wirtshause rauchen, trinken und Karten spielen. Jodeln und Singen war das Einzige, so sie, Einer um den anderen, den ganzen Tag trieben, und zur Nachtszeit mußten es die Welschen in ihren Verstecken recht unlieb vermerken, wenn sie sahen, wie das Wirtshaus auf dem Joch stets hell beleuchtet war und aus demselben fröhlicher Schall hervorklang. Auch manches Dirndl war heraufgekommen aus Sexten oder Innichen, um zu sehen, ob der Herzliebste noch frisch und gesund sei.

Das ganze Lagerleben hatte seit einiger Zeit den Charakter eines Waffenstillstandes angenommen, und der italienische Anführer, Capitän Tita, der die Farben der Freiheit auf der Mütze trug, gieng manchmal in elegischer Stimmung auf den Matten umher und suchte nach Primeln und Maßliebchen.

Und eines Tages kam ein welscher Junge gegen das Forsthaus heran und schwang auf langem Stabe ein weißes Tuch. Mehrere Tirolerschützen glaubten anfangs, der Feind wolle sich ergeben, indes hatte der Junge nur die schriftliche Anfrage zu überbringen ins tirolische Hauptquartier, ob es dem Capitän Tita und einigen seiner Officiere nicht gestattet sei, einmal in das Wirtshaus auf dem Kreuzberg zu kommen, und ob ihnen nachher freier Abzug garantiert würde? — Das Schriftstück war in erträglichem Deutsch verfaßt. Und nun hielten die Tirolerführer Rath, was da zu antworten sei.

„Nix!“ rief ein Graubart, „wer kein Fried gibt, der soll auch kein

Fried haben. Bei der Nacht Freund und beim Tag Feind, das mag welsche Manier sein, deutsche ist es nit."

„Bruderherz!" entgegnete der Oberlieutenant Plenk aus Sillian und schlug dem Alten die Hand auf die Achsel, „recht hast schon! Aber alleweil kann man doch nicht auf Kriegsfuß stehen. Und wenn man Frieden machen will, da gehört Politik dazu, wie die Herren sagen. Wenn wir auf Befehl der hohen Obrigkeit schon nicht schießen dürfen, so wollen wir ein wenig Politik treiben. Wer weiß, zu was es gut ist, ich glaube, der welsche Generalstab soll nur kommen!"

Also wurde es richtig beschlossen, und am nächsten Abende saßen sie an der Tafelrunde brüderlich beisammen, die Tirolerführer und die welschen Officiere.

Die Unterhaltung ließ sich anfangs etwas träge an, aber man trank Wein, und trank ganz tapfer, da wurde es allmählich lebendig. Und was die Herren Italiener für ein gutes Deutsch sprachen! Die Unterhaltung drehte sich ums Trinken, ums Rauchen, um die Jagd, um den Winter, um die Weibsleute, um alles Mögliche — nur Eines ließen sie hübsch unberührt, die Unruhen, die im Lande waren und die Ursache, weshalb sie sich wochenlang schon so gegenüberstanden auf dem hohen Berge.

Auf einmal stimmte ein Schütze das Lied an:

„Grean von der Schützenfahn!"

Allsogleich fiel mit frischer Stimme auch ein Dirndl ein und die Beiden sangen:

„Grean von der Schützenfahn'
Wahst uns so muathig an,
Thuast ja dem Aug so wohl,
Grean von Tirol!

Grean aufm Schützenhuat,
Gfallst oan halt gar so guat,
Thuast ja dem Herzn wohl,
Grean von Tirol!

Grean über Berg und Thal,
Frisches Grean überall,
Wia bist so hoffnungsvoll,
Grean von Tirol!"

Darauf jodelten sie Eins.

Ein anderer Bursche schlug das Folgende an:

„Han oft die ganz Nacht
Vor ihrer Hüttn gwacht,
Han hingschaut auf n Roan,
Han d Stern am Himmel zählt,
Hot ma nit an oanzigs gfehlt,
Nur ihre Aeugerln aloan!

Der Mond hat schön gscheint,
Gar so bsunders war s heint,
Sie is ban Fensterl gloant.
Ih lauf ins Stüberl gschwind,
Han bußt däs herzig Kind,
Hobn la vor Freudn gwoant."

„Hübsch, aber etwas sentimental," bemerkte ein welscher Officier. Allsogleich stellten sich zwei kernfeste Tiroler zusammen und sangen:

„Wöllts epper an Hosnlupf wagn?
So fangts mit koan Tiroler was an.
Er faßt Enk ban Krips und ban Kragn
Und schmeißt Enk in alle Wänd an!"

Das fanden die fremden Herren just nicht mehr sonderlich sentimental. Sie wurden noch wortkarger und hielten sich an ihre Gläser.

„Saufen thun mer, meine Herren!" rief ihnen plötzlich ein angeheiterter Tirolerbauer zu, „und schießen thun mer!"

„Ja wohl, Freund, ja wohl!" antwortete Capitän Tita, „trinken und schießen."

„Und schießen thun mir Tirolerschützen besser als ihr welischen Katzelmacher!" schrie der Bauer.

„Das wäre noch zu erproben!" fiel ein anderer Italiener ein.

Jetzt war's mäuschenstill, ziemlich lange still. Die Männer schauten einander an.

An der unteren Tischecke saß der alte Jäger Steffel aus Sexten. Der hatte schon die längste Zeit mit seiner Tabakspfeife umgethan, um sie anzuzünden; aber der Schwamm mußte feucht sein, das Ding kam nicht zustande. Das eine Auge drückte er zu,

mit dem anderen starrte er auf den Nasenwärmer und dann ließ er es ein-, zweimal hinzucken auf die welschen Gäste. Endlich brannte es. Und als es brannte, machte der Steffel ein paar kräftige Züge und durch die Rauchwolken heraus sagte er ganz ruhig und leise: „Wenn's aufs Schießen ankommt, meine Herren, da will ich schon Eins wetten.“

Den Italienern war das recht, sie wollten wetten.

„Eine Maß Wein gilt's,“ sagte der Steffel, „ich schieß' auf zweihundert Schritte einen Kupferkreuzer vom Baum.“

Die Welschen lachten über den Prahlhans und die Wette ward ernst. Mit leidlicher Höflichkeit kamen die Gegner in derselben Nacht spät auseinander und der Tiroler Hauptmann gab den Gästen noch ein Ehrengeleite mit auf den Weg bis gegen ihren Wald.

Am nächsten Morgen fanden sie sich wieder ein auf dem Kreuzberg, und zwar zum Wettschuß.

Es war ein leuchtender Sonnenmorgen. Die Dolomiten hoch über Fichtenwipfeln lohten wie rothglühendes Eisen. Vom Forsthause längs der Straße hin war der Schußplatz. Von der Ecke des Hauses wurden zweihundert Schritte wohlgezählt bis hin zu einem alten Lärchbaum. An demselben in Manneshöhe wurde ein Kupferkreuzer mit Harz befestigt. Die Kupferkreuzer von damals, „gute Kreuzer“ wurden sie im Volksmunde genannt, waren fast so groß wie ein heutiges Vierkreuzerstück.

Einer der Italiener konnte den frohen Zweifel nicht unterdrücken, ob das Geldstück wohl überhaupt für den Schützen sichtbar wäre.

„Die Herren können auch Einer hingehen und mit dem Finger draufzeigen, daß er ihn besser sieht,“ so spottete der Tangler Josef die welschen Hauptleute. Der Steffel sagte kein Wort. Er nahm seinen Stutzen, strich mit der Hand einmal flüchtig über das Rohr hinaus, dann stellte er sich an die Ecke des Forsthauses.

Um ihn in weitem Halbrund standen die Hauptleute und Schützen, lauter kräftige, eherne Gestalten, mit wetterbraunen Gesichtern, viele mit eisgrauen Bärten, Alle mit funkelnden Augen. Mancher hielt die Pfeife in der Hand und vergaß sie in den Mund zu stecken, Mancher hatte sie im Munde und vergaß, sie in Brand zu halten. Die italienischen Officiere standen auch da in ihren bunten Uniformen, mit wallendem Federbusch und die behandschuhte Hand am Degengriff.

Also standen sie da und blickten auf den Steffel.

Dieser, eine kleine, gedrungene Gestalt in abgenutzter mattfarbiger Landestracht, mit Lodenjoppe, Bockslederhose und nackten Knien, stand fest. Zwischen dem kurzgeschnittenen grauen Bart hervor ragte die stattliche Adlernase. Jetzt ließ er seinen Blick hinauszucken ans Ziel. Dann fuhr er mit dem Kolben langsam zur Wange, wie eine Gestalt aus Erz stand der Schütze einen Augenblick — da krachte der Schuß — und vom Lärchbaum weg flog die Münze.

„Zu weit rechts!“ sagte der Steffel, indem er das Gewehr sinken ließ.

„Getroffen! Getroffen!“ jubelten die Umstehenden.

„Aber nicht mitten durch!“ sagte der Schütze, einigermaßen unzufrieden mit sich selbst.

Der Tangler Josef las den auf die Straße gesprungenen Kupferkreuzer auf und hielt ihn dem Capitän Tita vor die Nase.

„Diabolo!“ murmelte dieser. In der Münze gegen den rechten Rand nach oben hin war ein rundes Loch.

„Will ihn der Herr zum Andenken haben?“ fragte der Tangler.

„Danke!“

Den Wein bestellte und zahlte Tita, dann fanden die Herren, daß

es Zeit sei, sich wieder nach ihren Truppen umzusehen. —

Der tirolische Meisterschuß schien wohl doch etwas unangenehm berührt zu haben, denn an einem der nächsten Tage, als zur Morgenfrühe die Tiroler-schützen auf dem Kreuzberg sich wieder fürsorglich nach dem Feinde umsahen, war kein Welscher mehr zu entdecken im weiten Gebirge.

Die „Römer“ mochten gefunden haben, daß es im Frühjahre nicht allein auf der Alm schön ist, sondern auch draußen in den südlichen Thälern und Ebenen des Tagliamento, der Piave und des Po. M.

Gletscherfahrt.

Von Rudolf Perger.*)

Auf des Hochlands strahlender Wunderwelt
Dich grüß' ich vor Allem, du räthselvolles,
Dämm'rungumwobenes, zauberprächtiges,
Hochragendes Eisgefild!

Nimmer zum Unheil
Sei deine Schöne
Dem Wanderer, der dir nahet in Ehrfurcht!

Wohlgewappnet
Steh' ich an deiner Pforte
Im Morgengrauen erwartungsvoll;
Und mir zur Seite
Strotzend in Kraft, der Berge kundiger Sohn,
Der bärtige Führer,
Der dahin mich lenkt durch die pfadlose Wildnis.
Den wohlbepackten Ranzen am Rücken
Steht er harrend, die sehnigen Arme
Auf den Pickel gelehnt, den vielerprobten,
Und mustert mit forschenden Adlerblicken
Des Frühhimmels gespenstische Wolkenschar.

Frisch auf!
Dem Führer nach am rettenden Seil,
Mit wachsamem Aug' und sorglichem Schritt
Geht's schweigend fort durchs trügende Firnmeer.
Allmählich schwindet der Dämmerung Zwielicht;
Der Morgenlüfte schneidender Hauch
Streicht leise vorüber dem lauschenden Ohre,
Und schaudernder Frost durchrüttelt die Glieder.

Unheimlich kracht die schneeige Decke
Unter dem klug bemessenen Tritt
Der eisenbeschlagenen Riemenschuhe,
Und der Boden knirscht unter des Bergstocks Stachel.

Da kündet hoch auf den schneeigen Gipfeln
Der Morgen sich an.

Gewaltiger Eisstrom!
Erstarrt sind deine mächtigen Fluten
Und gezwängt ins wilde Felsenbette;
Verzaubert im Traume starrst du, Gewaltiger,
Und der mächtigen Felsen treue Herde
Hält träumend an deinem Ufer die Wacht! —

Durch der Wolken wogende, wandernde Schar
Lacht fröhlich hernieder die Morgensonne;
Gleich tausend Demanten funkelt das Firnfeld
Vor des Wanderers weithin schauenden Blicken.
Aus dem goldig flimmernden Schneefeld leuchten
Empor die röthlichen Schieferkämme,
Es schimmern der eisigen Felsenzinnen
Hochragende Warten im Morgenstrahle,
Die grünenden Matten lachen im Thale.
Und Leben erwacht in der eisigen Wildnis.

Hui! Wo bin ich?
Dämm'rung umhüllt mich —
Unholder Zauber
Grinset aus furchtbarem Abgrund mich an!

---

*) Aus „Hochlandfahrt. Gedichte aus den Tiroler Alpen“ von Rudolf Perger. (Meran. F. W. Ellmenreichs Verlag. 1890.)

Eisige Schauer — —
Aber schon hör' ich
Hoch ober mir
Bekannten Ruf,
Und mit kraftvollem Ruck
Zieht mich der kundige Führer
Am rettenden Seile ans Licht empor. —

Geborsten war die tückische Schale,
Die den sorglosen Waller trug.
Und ihn empfieng die eisige Todtengruft. —

Dank dir, Mutter Natur!
Deine Wunder hab' ich geschaut
In eines furchtbaren Augenblicks Ewigkeit;
Deine Pulse hab' ich gefühlt,
Mutter Erde,
Unter der eisgepanzerten Brust,
An eisige Säulen geklammert,
Schwebend
Zwischen Licht und des Abgrunds Hölle! —
Eisiger Säulenhallen
Unholde Pracht
Grinste mich an —
Funkelnde Märchenpaläste
Bauten sich auf aus grünlicher Tiefe —
Und unten tief
An der Erde Herzen
Hört' ich es murmeln,
Hört' ich das Rieseln der Gletscherbäche. —

Geheimnisvolles,
Ewiges Eisgefild!
Was vermag über dich
Des thörichten Menschen Witz?

Berge durchbohrt er,
Lüfte durchsegelt er,
Stürmische Wogen
Macht seinem Willen er unterthan;
Aber vor dir, du eisige Wüste,
Endet sein Geist
Und bewundernd steht er
Vor seines Gottes furchtbarer Hoheit! —

Neu rieselt durchs Mark mir die Lebenskraft;
Einen Schluck noch vom feurigen Rebensaft,
Und munter geht es von dannen.
Der Sonne sengende Mittagsglut
Erweichet des Eiswalls schneeige Rinde,
Im Antlitz glühet ihr Feuerbrand;
Geblendet schließt der Waller das Aug',
Und die weite, schneeige Wüste durchwatet
Ermattet sein Fuß.

Dunkle Wolken
Ziehen um die Mittagssonne,
Bang verhüllend ihre Strahlen,
Ziehen um die Gipfelkronen,
Und, gepeitscht von tollen Winden,
Jagen fahle Nebelrosse
Pfeilschnell übers Eisgefild.

Stäubende Schauer prasselnden Eises
Bläst des Nordsturms kalter Odem
Von des Firngrats luftiger Schneide
Nieder in die bergende Schlucht.
Und es pfeift und schnaubt und heulet
Sturmwind seine wilden Lieder,
Seine grause Kampfmusik;
Unsichtbar mit grimmem Besen
Fegt er rasend übers Firnfeld,
Und die schwarzen Wolken jagen
Nieder in das weite Thal.

Mir zu Füßen
Flammende Blitze!
Vom Felsenthron
Hundertfach
Wiederhallet des Donners Wucht.
Und aus der Tiefe dringt
Durchs wogende Nebelmeer
Des Regens Geprassel
Und des Bergstroms schäumender Wogen-
schlag —
Wir aber steh'n einsam
Auf hochragendem Eisgefild;
Hoch über dem Wettersturm
Lacht heiter nieder die goldene Sonne. —

Du waltest, o Herr,
Auf lichten Höh'n,
Dir fühl' ich mich nah',
Ein König über den tosenden Wettern!
Segne des Thals fruchtreiche Gefilde,
Segne des Landmanns schützendes Obdach,
Segne die Geister,
Die stumm sich beugen vor Deiner Macht! —
Aber den Wand'rer, den wegesmüden,
Der bewundert Deiner Schöpfungen Pracht,
Leit' ihn gnädig hinunter
Zum sicheren Ziele,
Das freundlich winket dem sehnenden Auge!

Jetzt hoch auf dem Schuttwall der alten
Moräne
Löst mich vom Seil der treffliche Führer.
Einen Schluck noch aus strohumflochtener
Flasche,
Einen Blick noch zurück zum gleißenden
Firnfeld,
Und munter folg' ich dem rüstigen Berg-
sohn
Hinab die vielgewundenen Pfade.

Strömender Regen hat niedergerauscht
Aus des Himmels dräuendem Wolkenheere.
Neugierig lugen die zarten Pflänzchen
Hervor aus dem feuchten Felsgesteine,
Und auf des Thals vollsaftige Matten
Lacht mild die freundliche Abendsonne.
Hinunter späht das forschende Auge

Zum festgefügten, schützenden Hause,
Draus wirbelnder Rauch in die Lüfte steiget.
In froher Lust aufathm' ich aufs Neu,
Und beflügelt eilen die müden Füße
Hinab von des ewigen Eises Pracht
Durch Felsengeröll zu der Alme Triften.

Gruß dir, o Hütte, du schützendes Obdach!
Des Wanderers freundliche Ruhestätte,
Der geschauet der ewigen Eiswelt Pracht,
O birg ihn in Frieden! —
Hoch strebt des staunenden Pilgers Fuß;
Höher sein Herz, das ruhelose.

Das ewig Weibliche.

Von C. v. Perlepsch.

In einem Alter, wo der Mensch schon viel auf ein ruhiges Plätzchen hält, von dem er sagen kann, daß er sich zu Hause fühle und womöglich sein Lebtag bleiben möchte, traf den wackeren Professor Lebrecht der harte, ja seiner Ansicht nach härteste Schlag, der seine friedliche Existenz treffen konnte: seine Mietsfrau starb, mit welcher er Jahrzehnte hindurch in Ehren unter einem Dache gehaust hatte. Merkwürdig, die Möglichkeit dieses Falles war ihm während der langen Zeit niemals in den Sinn gekommen, trotz den mancherlei kleinen Gebrechen, an denen jahraus, jahrein, in fast regelmäßiger Abwechslung, die Dame des Hauses, das nun eben verewigte Fräulein Emerentia Weinhold, laboriert hatte. Jetzt stand er auf einmal der Thatsache gegenüber, wehr- und rathlos wie ein Kind. Er kam sich nicht allein völlig heimatlos vor, sondern geradezu vogelfrei, wie Einer, mit dem nun Jedermann treiben kann, was er will. Da kamen gleich ein paar Verwandte des Fräuleins wie gierige Hyänen heran, trafen Anordnungen, stritten untereinander und guckten in jeden Winkel; dann kamen Gerichtspersonen mit polternden Stimmen und kurzem Verfahren, um Siegel anzulegen — kurz, eine trauriggreuliche Verwüstung brach in dem zuvor so stillen und geordneten Haushalt los, und was das Schlimmste dabei war: das Gewissen des armen bedrängten Mietsherrn begann bei dem allgemeinen Rumor auch noch laut zu werden, freilich nur das Gewissen des Egoisten.

— „Sehen Sie," hörte er die Stimme der Verstorbenen fast schadenfroh sich zuwispern, „so geht es, wenn der Mensch nur an sich denkt! Hätten Sie mich vor ein-, zweiundzwanzig Jahren geheiratet, so wäre jetzt Alles anders; erstens lebte ich dann wahrscheinlich noch, und wenn nicht, so stünden Sie wenigstens als rechtmäßiger Gebieter im Hause und Niemand könnte sich unterstehen, auch nur einen Stuhl von seinem Platze zu rücken. Denn damals, als ich gewisse Hoffnungen hegte und Ihnen das entscheidende Wort leicht gemacht hätte, — damals war ich entschlossen, meine Güter mit den Ihrigen in einen Besitz zu verschmelzen, mit denen wir viele und glückliche Jahre hätten zusammen hausen können! Ja ja, so geht's, mein lieber Herr Professor; wenn man in jüngeren Jahren allzu spröde ist, muß man es in alten Tagen büßen, wie Sie sehen!" — Auch das kurzathmige Lachen, das eigentlich nur mehr ein hörbares Lächeln war, vernahm der Gequälte hinter der Strafpredigt her. — „Sie mögen ja recht haben," knirschte er in seinen Gedanken, „aber nun ist nichts mehr zu machen!"

Oh diese Einsicht post festum, diese plötzliche Klarheit, wie einfach einst Alles gewesen wäre, — ein Teufel hat sie erfunden, um sein Opfer zu foltern! —

Dann, nach diesen lautlosen Unterhaltungen wieder die Trostsprüche und Späße, mit denen die alten Herren und Freunde in seiner antiquarischen Gesellschaft, die er allsamstäglich besuchte, ihn zu ermuntern trachteten. „Nur nicht den Muth verloren, Herr Collega, es gibt noch mehr Wohnungen und Mietsfrauen auf der Welt!" — Oder: „So ganz gleichgiltig war sie ihm doch nicht, die selige Emerentia, deren süßes Joch er so standhaft getragen!" — Den Kuckuck auch! Die so sprachen, wußten viel, was für ihn der Fall bedeutete. Ausziehen aus den altgewohnten Räumen, in denen dreiundzwanzig Jahre hindurch nichts von seiner Stelle gerückt, nur eine Flut von Büchern und Schriften noch hinzugekommen war, aber Alles so gelegt und gestellt, daß er es in der Nacht ohne Licht finden konnte. Sie wußten noch viel weniger, was für ihn, nämlich seine menschliche Existenz, diese Donna Emerentia, trotz all' ihren Wunderlichkeiten, gewesen. Wer hatte an seine Kleidung, Nahrung, an alle seine Bedürfnisse je mit so unfehlbarer Pünktlichkeit gedacht, wie sie? Wer, vor oder nach ihr, errieth seine Wünsche schon im Keim, so wie sie? Kein anderes irdisches Wesen mehr! Sie war seine Uhr, sein Kalender, seine häusliche Vorsehung gewesen. Würde Emerentias Schatten erfahren haben, in welcher Glorie sie jetzt, unerreichbar, unersetzlich, ihm vor Augen schwebte — es hätte ihr im Himmel noch darob warm werden müssen.

Er wurde in dieser bösen Zeit um zehn Jahre älter, der arme Professor, was nicht wenig sagen wollte, da er seine Vierundsechzig bereits auf dem Rücken hatte. Seine grauen Augen blickten tief und unheimlich unter dem Gestrüpp der Brauen hervor; der gewaltige Haarschopf, das Hauptwahrzeichen seiner Persönlichkeit, das ihm in seinen Studienjahren den Namen Simson eingetragen, bauschte sich in verzweifelter Wirrnis lichterloh auf seinem Haupt empor, während die auffallend große Unterlippe, das zweite Wahrzeichen seines sonst nicht unschönen Kopfes, in willenloser Schlaffheit sich gehen ließ, für sich allein ein Bild absoluter Hoffnungslosigkeit.

Als man gewahren mußte, daß der völlig verstörte Mann nach etlichen schwachen Anläufen, irgendwo wieder unter Dach zu kommen, einfach wie ein Kind dem rollenden Geschick seinen Lauf ließ, nahm sich die Frau eines Collegen endlich, ohne viel Worte zu machen, energisch seiner an. Diese Dame begab sich auf die Suche und erschien schon wenige Tage darnach mit einem Resultat vor dem alten Freunde, welchem gegenüber sich dieser jedoch, wie alle rathlosen Leute, ziemlich feindselig verhielt. Das half ihm aber nichts; er mußte gleich mit, um — er lächelte höhnisch — natürlich bona fide gutzuheißen, was ihm da als schönster Ersatz des Verlorenen aufgeschwatzt würde.

So übel war die Sache indessen nicht, wie er sich vorstellte. Zwei freundliche Gemächer, ruhig gen Mittag gelegen, mit Aussicht auf einen schönen alten Garten; die Wirtin, eine verständige wohlansehnliche Frau, die durch den Tod ihres Mannes auf Verdienst angewiesen war, weshalb sie hoch und heilig alles Gute für den neuen Mietsherrn versprach, der ihr, wie sie freimüthig versicherte, lieber als ein junger sei.

Die Frau besaß ein paar glänzende Kirschaugen, die trotz des Witwenthums noch recht hell in die Welt schauten und es an sich günstig erscheinen ließen, daß ihre Besitzerin den in diesem Augenblick durchaus nicht großer Liebenswürdigkeit sich befleißigenden Professor einem anderen Mieter vorzog.

Von dem kirschbraunen Glanze bemerkte dieser indessen nichts, da er in der schwierigen Lage, einen Entschluß fassen zu sollen, eine ganz zornmüthige Laune bekam, und seine Blicke nur dann und wann, wie Ungethüme aus dem Schatten ihrer Höhlen, schnell hervorschießen ließ.

Ehe der Wackere sich dessen versah, war er eines Tages sammt seinem ganzen gelehrten Hausrath in das neue Asyl verpflanzt, und jener Lebensabschnitt, über dem jetzt mit diamantenen Lettern der Name Emerentia stand, leuchtete nur noch als ein verlorenes Paradies in der Erinnerung.

Es währte lange, bis er sich zurecht fand. Monate hindurch campierte er unter einem Chaos von Büchern, Rollen Manuscripten, ohne daß er eine Hilfe zur Ordnung derselben angenommen hätte. Täglich erschien seine Wirtin, immer mit demselben freundlichen Gesicht, um in den verschiedensten Tonarten die Frage anzubringen, ob sie nicht etwas Luft und Platz schaffen solle. Er aber antwortete stets mit einer gewissen bärbeißigen Verbindlichkeit: „Es geht noch nicht, liebe Frau — lassen Sie nur — ich muß das allein machen.“ —

Nach einem halben Jahre erst begann eine gelinde Sichtung und dies hatte seinen Grund nur in dem Vermissen eines Buches, nach welchem der Herr Professor einmal wie ein Verzweifelter fahndete. Es war ein heißer Tag, als das geschah, der erste, wo wirkliche Zeichen einer neu erwachten Thatkraft an ihm sichtbar wurden. Er rumorte vom frühen Morgen an, schob Möbel umher, hielt halblaute Monologe, kurz, geberdete sich, daß seine Wirtin etlichemale schon an die Thür seiner Studierstube gegangen war, um zu lauschen, ob er nicht irgend einen Gewaltstreich begehe. Plötzlich kam er heraus, mit Schweißperlen auf der Stirn und völlig zerfahrenem Aufzug, um zu fragen, ob sie einen Hammer hätte.

— „Brauchen Sie auch Nägel?“ fragte die Wirtin, seine sonderbare Erscheinung betrachtend.

„Nägel — wozu Nägel?“ —

„Zum Hammer.“

„Zum Henker, sagen Sie lieber!“ murmelte er grimmig und verschwand mit großen Schritten wieder hinter seiner Thür.

Die Witwe begann am klaren Verstande ihres Mieters zu zweifeln. Da sie nun gar kein Geräusch hörte, welches dem Schlag eines Hammers glich, überhaupt auf einmal Alles mäuschenstill war, was ihr unheimlich vorkam, so konnte sie sich nicht enthalten, einen Blick durchs Schlüsselloch zu thun. Nach kurzem Spähen flog das heiterste Lachen über ihr Gesicht, denn sie sah den gelehrten Herrn drinnen am Fenster stehen, einen Knopf in der Arbeit, den er wahrscheinlich bei den hitzigen Bewegungen abgerissen und wieder anzunähen bemüht war. Die Nadel — weiß der Himmel, von welchem Kaliber — wollte nicht durch die Oese des Knopfes gehen; nun suchte er mit dem Hammer dem elenden Ding den Weg zu zeigen. Dabei knirschte er mit seinen wenigen noch vorhandenen Zähnen und der gewaltige Haarschopf nickte immer tiefer in die Stirn, während er abgebrochene Worte und Laute hervorstieß.

Resolut klopfte Frau Katharine an die Thür und that ganz unbefangen, als sie hineintrat. — „Mir scheint gar, Herr Professor, — Sie nähen!“ rief sie mit dem glaubwürdigsten Erstaunen von der Welt.

Er drehte sich um und warf einen Blick auf sie, wie ein Löwe, der seine Beute vertheidigt. Es schreckte sie aber nicht; sie kam muthig näher. — „Warum plagen Sie sich da, — das ist doch nichts für einen gelehrten Herrn,“ sagte sie in kategorischem Ton, ohneweiters ihm Nadel und Hammer aus der Hand nehmend.

Er starrte sie an — sprachlos — — war das nicht ein Ton wie von

ehedem? Einer jener Momente, in denen „sie“ ihm so oft Erlösung aus einer Lage gebracht, wie eben diese, wo selbst der zahmste Mensch außer sich gerathen kann? — Wie zu einer Bildsäule erstarrt, ließ er es geschehen, daß Katharine das schwierige Geschäft des Knopfannähens zum Abschluß brachte, und nachdem dieses gethan, ebenso leichthin fragte, wie das Buch heiße, welches er nun den ganzen Morgen schon suche; sie werde es sicherlich finden.

„Den Cicero — Quæstiones academicæ,“ antwortete er mechanisch, aber ganz lammfromm, ohne jede Nebenbemerkung, als ob ihr das Lateinische selbstverständlich so geläufig wäre wie ihm.

Sie machte ein unsicheres Gesicht, fragte aber nicht noch einmal, sondern begann unverzüglich die Arbeit, den Titel eines jeden Buches kritisch prüfend. Was nicht deutsch war, betrachtete sie Alles als Latein und zeigte es gewissenhaft vor. So brachte sie das Vermißte richtig nach Verlauf einer Stunde zum Vorschein. Der Alte wurde vor Freude über den Fund beinahe grob. — „Wer der Teufel hat das Buch aber auch dorthin gesteckt?“ rief er mit blitzenden Augen.

„Meinen Sie etwa mich damit?!“

„— Item — ich will es nicht untersuchen — — Sie können jetzt —“ wandte er sich in etwas sanfterer Art an Frau Katharine, — „Sie haben gewiß für sich zu thun —“ Am liebsten hätte er sie nun sogleich zur Thür hinausgeschoben.

Sie stemmte die Hand in die Seite und lachte: „Ist das der Finderlohn?“

„Wieso?“

„Jetzt soll ich womöglich das Buch versteckt haben! Dem wollen wir abhelfen, Herr Professor: morgen lasse ich Ihnen keine Ruh, bis das Zeug einmal in Ordnung aufgestellt ist, dann brauchen Sie sich nicht mehr wegen einem einzigen dummen Buch so zu erzürnen!“ —

Ueber die Maßen verwundert blickte er auf. Spukte heute Emerentias Geist um ihn, oder war es Wirklichkeit, daß bereits eine andere Weiberhand das Regiment über ihn ergriff? — „Wir“ wollen dem abhelfen —! Das sagte ihm das Frauenzimmer so rundweg ins Gesicht!

Er warf sich, soweit es gieng, in die Brust und schob die Gebüsche seiner Brauen mit einem Ruck aneinander.

Die Wirtin lachte jedoch abermals und jetzt so, daß beide Reihen ihrer kernweißen Zähne zum Vorscheine kamen. „Ja, ja, das thun wir!“ sagte sie ganz munter, wobei ein bißchen Gereiztheit durchklang, und verließ hiernach mit kurzer Wendung das Zimmer.

Verblüfft sah er ihr nach. Obwohl diese Frau Katharine dem ehemaligen Schutzgeist seiner Tage durchaus nicht glich — nein, durchaus nicht — das hatte er eben wahrgenommen, als sie so mit lachendem Munde vor ihm gestanden, — doch ganz derselbe souveräne Ton! Sollte das eine Eigenschaft des Frauenzimmers überhaupt sein, sobald es sich keinem scharfen Widerstand gegenüber weiß? In diesem Falle: Oho! — Wenigstens die Erfahrungen von ehedem wollte er sich zu Nutzen machen!

Im Innersten aber, ohne daß er es vor sich selbst noch eingestand, fieng er von dieser Stunde an, sich wieder einigermaßen daheim zu fühlen.

Eines Morgens, als er gerade in eine Arbeit vertieft war, klopfte es an seine Thür und über die Schwelle stolperte, ungeachtet des wenig einladenden „Herrrein!“, ein kleines Wesen mit kugelrunden Wänglein und denselben kirschbraunen Augen, wie Frau Katharine, die es an der Hand führte.

— „Das ist meine Kleine,“ sagte

sie stolz; „gib dem Herrn Professor schön die Hand, Mariechen!" —

Er war über die Störung so aufgefahren, daß das kleine Persönchen nicht in seine Nähe wollte. — „Was? Kinder?" rief er.

„Ja, meines," antwortete sie bereits mit einer wehrhaften Vibration in der Stimme, „von dem ich Ihnen ja schon gesagt habe und das ich jetzt zu mir nehmen möchte, wenn Sie nichts dagegen haben. Es ist ein ruhiges, gutes Kind —"

„Das geht mich doch nichts an!"

„Nun, dann ist es schon gut," meinte Frau Katharine, in ihrer Mutterehre gekränkt, das Kind sofort auf den Arm nehmend, um sich wieder zu entfernen.

Jetzt machte er eine ganze Wendung in seinem Lehnstuhl. „Ja, was wollten Sie denn eigentlich?"

„Ich bitte um Vergebung, daß ich Sie gestört habe," lautete die Antwort, und schon war die Thür geräuschlos hinter den Beiden geschlossen.

„Himmeldonner!" tönte es im prächtigsten Zornesanlauf, doch mit so wunderbar schneller Bemeisterung, daß der Donner schon ganz diminuendo verklang. — „Frau Kathrine!"

Keine Antwort.

Da gieng er mit riesengroßen Schritten nach der Thür, daß sein Schlafrock wie ein Mantel flog. — „Frau Kathrine!"

„Sie wünschen?" —

„Was soll's mit dem Kind?"

— „Oh nichts!" —

Da auf dieses lakonische Nichts weiter nichts folgte, so zog nun er seinerseits sich auffallend geräuschlos wieder zurück.

Abends, als er nach Hause kam, entnahm er seiner Tasche ein zierliches weißes Paketchen, das einem Zuckerbäckerladen zu entstammen schien, und sagte mit den dräuendsten Falten auf der Stirne: „Geben Sie das dem Kinde — was ist's, ein Mädchen oder ein Bub?" —

„Ich habe Ihnen ja Alles schon erzählt," sagte die Frau, nicht ohne einigen noch merklichen Groll; — „es ist das arme kleine Ding, das zwei Wochen nach seines Vaters Tode auf die Welt kam. In dem Elend damals konnte ich es nicht bei mir behalten, weil ich verdienen mußte. Es kam mit dem älteren Knaben —"

„Was, auch noch einen Knaben haben Sie?!"

„Den brauchen Sie nicht zu fürchten; der ist versorgt. Wenn Ihnen übrigens die Kleine lästig sein sollte," — Frau Katharine machte sich an ihrer Schürze zu schaffen und bekam auf einmal rothe Augen, — „so will ich sie wieder zur Schwester bringen, die behält sie schon — ich muß ja nach Ihrer Zufriedenheit trachten —"

„Wer sagt denn, daß ich so etwas wolle? Bin ich ein Unmensch?" rief er, ganz mürbe gemacht.

— — „Hätten die Kinder einen rechten Vater gehabt, so stünden wir heute nicht so armselig in der Welt," fuhr sie in Thränen, da diese nun schon einmal da waren, fort, und erzählte, wie zu ihrer Rechtfertigung, die kurze Geschichte ihrer traurigen Ehe. Den Professor überkam dabei ein so menschliches Empfinden, daß er über eine Viertelstunde ihrer Erzählung Stand hielt und die durchgemachten Leiden in Ansehung einer so wackeren, tüchtigen und hübschen Persönlichkeit für etwas Unerhörtes hielt. Er hatte sich nie viel um der Menschheit Freuden und Bedrängnisse gekümmert; seit das Schicksal ihn selbst aber aus seiner Ruhe aufgeschreckt, überkam ihn nun doch zuweilen eine fast naive Ahnung von den Fährlichkeiten dieses Lebens.

Sie sah selbst in Thränen lebensvoll und für bessere Tage geschaffen aus, diese Frau Katharine; das mußte er sich unwillkürlich sagen, als er unter seinen buschigen Brauen hervor sie mit einem grimmig aussehenden Mitleidsblick anschaute. Ihre Erscheinung, im Zusammenhang mit der kummer-

vollen Geschichte ihres Ehestandes und der natürlich-schönen Mütterlichkeit, die sie nun auch noch schmückte, war für ihn ein Schauspiel, das ihm nach der Spätherbstlichkeit seiner früheren Umgebung merkwürdig und neu vorkam. — „Hm, hm," machte er tröstend, „es werden schon wieder gute Zeiten kommen — und was Ihre Kinder betrifft, so geht mich das gar nichts an — absolut nichts — sofern sie kein Geschrei vollführen; da sind Sie freie und unumschränkte Herrin."

„Ich danke Ihnen," sagte sie erleichtert und schritt nun mit dem Lichte vor ihm her, um seine Lampe anzuzünden, die Vorhänge zuzuziehen und vor den Stuhl, auf den er sich zu setzen pflegte, die Pantoffeln zu stellen. Das waren kleine Dienste und Aufmerksamkeiten, die nicht im Mietcontracte standen, und die sie doch vom ersten Tage an wie etwas Selbstverständliches geübt hatte. Eine gute, uneigennützige Person! Es war ihm über Erwarten wohl gegangen, daß er gerade diese gefunden; das mußte er anerkennen. So ist eben nichts auf der Welt unersetzlich. — —

In der Nacht, welche diesem Schicksalsgespräch folgte, widerfuhr ihm, was sonst selten vorkam, er träumte, und zwar ganz krauses Zeug. Er hörte Gepolter und Kindergeschrei; aus allen Winkeln kroch kleines Volk, gleich Mäusen, aus ihren Schlupflöchern hervor, neckte und umhüpfte ihn derart, daß er endlich mit dem Fliegenwedel dreinfuhr, doch ohne sie zu erwischen. Dann trat Frau Katharine in großem Putz vor ihn und erklärte, daß sie heirate, also nicht mehr für ihn sorgen könne! Sie wiederholte genau dieselben Worte, welche sein Gewissen einst die selige Emerentia hatte sagen hören: „Ja sehen Sie, so geht es" u. s. w. Da überfiel ihn wieder die ganze Qual der Heimatlosigkeit; er suchte ohne Unterlaß Bücher und Schriften, packte ein und aus, in lauter unbekannten leeren Räumen, und das gieng bis zum Morgen, bis er schweißbedeckt erwachte, um aufathmend sich sagen zu können, daß Alles nicht wahr sei.

Obwohl er niemals auf Träume geachtet, noch weniger von solchen sich hatte beeinflussen lassen, verfolgten ihn doch diese, weil sie einen realen Hintergrund hatten. Diese Frau Katharine verstand es immer mehr und immer besser, die Vergangenheit in seinem Gedächtnis auszulöschen und die behaglichste Gegenwart dafür zum Ausdruck zu bringen. Aber wie lange wird diese Behaglichkeit dauern? Kann sie nicht heute, morgen, übermorgen ein Ende nehmen? Solche Fragen wurden jetzt öfter in ihm laut, wenn er sie draußen mit ihrem Kind scherzen hörte oder wenn sie in ihren sauberen Gewändern, vom Lichte hell beschienen, unversehens vor ihm stand, wie eine Personification des Lebens. Gab es für solche Wesen etwa Versicherungen gegen abermaligen Brandschaden des Herzens? Je besser sie sind, desto näher steht ihnen just das Verhängnis, weil jeder dumme Kerl eine Großthat zu üben meint, wenn er sich der verlassenen Witwe annimmt, um sich die Schätze ihrer guten Eigenschaften dienstbar zu machen.

Nachdem der Tod dem guten Professor einen so schlimmen Streich gespielt, fürchtete er nun die Streiche des Lebens.

Diese Sorgen hielten ihn jedoch nicht ab, in dem neuen Boden immer fester Wurzel zu schlagen, so daß es nach Jahresfrist schon war, als hätten die ehrenwerten Hausgenossen von jeher neben einander gelebt. Frau Katharine kannte „ihren Professor", wie sie mit kräftiger Bildlichkeit sich ausdrückte, in- und auswendig; sie betraute und beherrschte ihn, wie dies vollkommener zu Emerentias Zeiten nie der Fall gewesen, nur mit dem Unterschied, daß die Erste es mit spitzer Nase gethan, während die Zweite mit lachendem Munde. Zuweilen machte sie ihn

auch zum Berather in ihren Witwenstands-Angelegenheiten, wogegen er solche Fälle dann benutzte, um über gewisse „Tollheiten" des Frauenvolkes (als ob er ein gewiegter Kenner desselben wäre!) seine Meinung abzugeben, und zwar eine ganz erbarmungslose, zur Kenntnis der Betreffenden! Im Ganzen floß die Zeit aber still und friedlich dahin, wie in einem beständigen Sonnenschein! Und wie ein Falter in der wohligen Stille, gaukelte das kleine Mariechen immer näher und zutraulicher um den bärbeißigen Graukopf, vor dem sie sich schon längst nicht mehr fürchtete. Das kleine Ding hatte es bereits so weit gebracht, daß sie ganze Stunden bei ihm verweilen durfte, freilich hübsch manierlich, vor einem Buche, dessen Bilder sie betrachtete. Sie hatte eine eigenthümliche Liebhaberei für Bücher, selbst für solche, in denen keine Bilder waren, und wollte durchaus die ganze Bibliothek kennen lernen. Wie ein Kätzchen kauerte sie dann in einem Winkel am Boden und schlug eifrig um, ohne einen Buchstaben zu kennen, noch je ein Blatt zu zerreißen. „Baleidi" nannte sie das und der Herr Professor fand diesen selbstgebildeten Ausdruck des Kindes so merkwürdig, daß er ihn in seiner gelehrten Samstagsgesellschaft erwähnte, woran sich ein ganzer Meinungsaustausch über das Wortbildungsvermögen der Kinder im Allgemeinen entspann. Mariechen wurde so in dem Gelehrtenkreise eine bekannte Persönlichkeit, welcher in der Folge die Ehre widerfuhr, daß man sich öfter bei Professor Lebrecht über die neuesten Erfindungen der Dame Baleidi erkundigte.

— Nach einer langen Reihe solch guter Tage sollte sich aber einmal unversehens wieder der Himmel verfinstern, und zwar zunächst über Herrn Lebrechts Haupte.

Er saß in seinen großen Filzschuhen und im Flanellschlafrock trotz des prächtigen Juniwetters eines Morgens noch am Schreibtische, als draußen — etwas ganz Außergewöhnliches — eine Stimme im Gespräch mit Frau Katharine laut wurde und nach der ersten Begrüßung sofort hinter der geschlossenen Wohnstubenthür verklang. — „Männerbesuch?" blitzte es unheilwitternd durch des Professors Gedanken. Er zog die Brauen zusammen und — lauschte. Sein Haarschopf hieng wie eine Legföhre über die famose Denkerstirne herab. — „Hm," dachte er, völlig aus der Arbeitsstimmung gerissen, „das wird ja eine sehr animierte Unterhaltung! — Sie lacht — und er, ein Brummbaß von einer Stimme, schnarrt in Einem fort; sie müssen recht anregende Dinge zu verhandeln haben. Nun lacht auch er — und nun schallen gar beide Stimmen zusammen; — die ihrige hüpfte in hellen Tönen über die seine — Der Teufel! Da wird doch nicht — —" Der Professor fuhr von seinem Stuhle auf, um blindlings dazwischen zu stoßen. An der Thür blieb er stehen. Was will er eigentlich da drüben — was hat er zu wollen? — Die Stiefel! Die standen aber bereits spiegelblank an ihrem Platze. Also frisches Wasser. Die Flasche war jedoch gefüllt und perlte noch von der Kälte ihres Inhalts. Ja, das ist es eben, diese Pünktlichkeit, diese Obsorge — — kein Wunder, wenn solche Eigenschaften noch anderen Leuten — — Er gieng mit Schritten im Zimmer auf und ab, daß die Dielen krachten. Halt! plötzlich fällt ihm ein, Tinte kann er brauchen. Gedacht, gethan.

Ein hartes Pochen.

„Herrein!"

Da saß ein breiter Mensch auf dem Canapee, so recht breitspurig, als ob er hier daheim wäre, und glotzte ihn verwundert an. Frau Katharine stand von ihrem Stuhl auf, der in der Nähe des Bewußten stand; sie hatte rothe Wangen und ein vergnügtes Gesicht.

„Wünschen Sie etwas?" fragte sie,

die gegenseitige Anstaunung unterbrechend.

„Wünschen — ja, Tinte brauchte ich —"

„Ich habe neulich ein Fläschchen gekauft; für den Augenblick nehmen Sie schon die meinige, nicht wahr?"

„Ist's Galläpfeltinte?" fragte er mit bösem Gesicht; „ich schreibe mit keiner anderen."

„Das weiß ich nicht," antwortete sie aufgeräumt — und gieng hinaus in die Küche, um das Fläschchen zu holen.

Da blieb ihm nichts übrig, als ihr nachzugeben, da der Kloß auf dem Sopha sich nicht rührte.

— „So, sehen Sie, schön schwarz! Und bis Mittag bekommen Sie die Galläpfeltinte." — Mit der freundlichsten Miene von der Welt war er heimgeschickt.

Der Besuch blieb über eine Stunde und verabschiedete sich ebenso geräuschvoll, wie er gekommen. —

— — „Wer war denn dieser — dieser Riesenmensch, der heute bei Ihnen gewesen?" fragte der Professor Mittags, als die Galläpfeltinte kam.

„Dieser Riesenmensch?" Frau Katharine mußte lachen. „Das ist mein Schwager."

„Hm — den haben Sie mir nie beschrieben."

„Ja, was soll ich da beschreiben? Er ist eben mein Schwager."

Auf die Logik dieser Antwort folgte Schweigen.

„Denken Sie," begann sie in bester Laune, „er hat wieder einen Buben bekommen und ich soll am nächsten Sonntag zur Taufe."

Taufe? — Der alte Herr schoß unter seinen Haarwäldern hervor einen mißtrauischen Blick. Sie bemerkte ihn nicht und fuhr unbefangen fort: „Es ist der sechste! Ich thäte mich fürchten vor so viel Buben; — ihm macht das gar nichts."

„Es gibt Leute, deren einziges Lebensverdienst es ist, daß sie für gehöriges Menschenmaterial sorgen," erwiderte er geringschätzig.

„Das gilt aber bei Diesem nicht," vertheidigte Frau Katharine eifrig; „er ist ein braver, rühriger Mann, — ja, wenn jede Frau so ankäme!"

Jetzt warf er ihr einen solchen Zornesblick zu, daß sein würdiges Haupt darob in eine förmliche Erschütterung gerieth.

„Ist dieses Ankommen überhaupt eine so wichtige Sache? Kann ein rechtes Frauenzimmer nicht auch allein und frei seinen Weg gehen, statt unter dieses Joch zu kriechen?"

„Mein Gott, Herr Professor, Sie kennen die Welt nicht!" lächelte Frau Katharine überlegen. — „Freilich wär's manchmal besser so, wie Sie es meinen," fügte sie sinnend hinzu. —

(Schluß folgt.)

Der Bauern-Spöttler.

Eine Erinnerung aus dem Waldlande von P. K. Rosegger.

Wenn Jemand eine nicht ganz makellose Vergangenheit hinter sich hat, so pflegt er von derselben bescheiden zu schweigen, und das ist klug. Wenn aber Einer immer wieder selbst auf eine solche zurückkommt, und gleichsam mit ihr Staat macht, so ist das thöricht.

Also thöricht bin ich. Der Makel meiner Vergangenheit ist nicht zu läugnen, er besteht darin, daß ich jener „Hefe des Volkes“ entstamme, welche — körperlich arbeiten muß. Ein Bauer gewesen zu sein! Und gar einmal ein Schneider! Ich werde schamroth. Schamroth über jene Herren Gegner, die mich damit zu beschimpfen glauben, wenn sie nasenrümpfend andeuten, daß ich einmal ein Handwerk getrieben.

„Triebest es lieber heute noch!“ schrie mir eines Tages ein giftiger Kumpan ins Gesicht.

„Nein, Kinderchen,“ antwortete ich, „den Gefallen könnte ich Euch schon darum nicht thun, weil ich dann nicht Gelegenheit hätte, Euch manchmal ein bißchen die Wahrheit zu sagen. Es können nicht alle Schneider Hosen machen, es muß auch solche geben, die sie ausklopfen.

Wie dem auch sei, ich bin frech genug, heute wieder von der Zeit meiner tiefsten Erniedrigung zu sprechen und zwar so harmlos, wie ein Anderer von Epochen plaudert, in der seine Vorfahren ihm Stellung und Geld erworben oder erganunert haben, so daß er gleich als ein gemachter Mann in diese Welt treten konnte.

Nun also. Beim Glowoggenbauer in der Stuben waren wir auf der Stör, unser Drei. Der Meister pfiff das Kaiserlied, der Geselle raunte mir zu, daß er mich bei den Ohren nehmen werde, wenn ich das Bügeleisen so scharf auf den Tisch fallen ließe, und ich dachte: Wollte Gott, ich wäre auch schon Geselle, daß ich einen Lehrjungen beim Schopf nehmen könnte!

Der Meister merkte den Conflict und sagte zum Gesellen: „Was hast denn mit ihm schon wieder? Scharf auf den Tisch fallen lassen muß er ja das Bügeleisen, sonst wird die Hosen nicht glatt.“

„'s ist ja nicht der Hosen wegen,“ antwortete der Geselle, „aber der Lehrjung muß halt bisweilen daran erinnert werden, daß er Lehrjung ist. Hat mich auch mein Lehrmeister alle Tag bei den Ohren gezupft.“

— Darum sind sie so lang geworden! Ich darauf. Gesagt hab' ich's nicht, aus Furcht, sofort ebenso lange zu bekommen. Nur gedacht hab' ich's.

Zur selbigen Stunde trat die Glowoggenbäuerin in die Stube. Sie kam vom Krautgarten, wo sie eben junge Kohlpflanzen in die Erde gesetzt hatte, denn es war im Frühsommer.

„Jetzt bin ich aber schon fuchtig!“ sagte sie. „Dieser verdächtige Mensch ist wieder draußen.“

— Was für ein verdächtiger Mensch? dachte ich, denn ein Lehrjunge darf nur denken.

„Was für ein verdächtiger Mensch?“ fragte der Meister, denn ein Meister darf auch sprechen.

„Der alleweil so herumsteigt,“ berichtete die Bäuerin, „und man weiß nicht, was er will. Aus Graz, sagen

sie, ist er, oder aus Wien, oder gar aus Bruck! Eine Hirschlederhosen hat er an und ist kein Bauer, Glasaugen hat er auf und ist kein Herr. Man kennt sich nicht aus. Die Bäuerei wollt' er studieren, heißt's, und ein Büchel darüber schreiben."

„Aha, der Salonsteirer," sagte der Meister. „Der am vorigen Sonntag beim Naberlwirt zu Mürzzuschlag gesungen hat. So Spaßliedeln gesungen und sich über die Bauern lustig gemacht und die Wiener, die da sind gewesen, haben ihm Wein gezahlt dafür und brav gelacht."

„Das Singen wollt' mir noch nichts machen," sagte die Bäuerin, „wenn's ihn freut, warum denn nicht! Aber der schlecht' Loter, der er ist! Beim hellichten Tag geht man nicht sicher vor ihm. Ich hab' ihm's aber gesagt! Der kann sich sein Theil denken."

Mittlerweile trat auch der Bauer in die Stube. Ein prächtiges Paar, wenn sie so nebeneinander standen allzwei! Er schlug Tabaksfeuer, Funken gabs und im Augenblick gloste der Schwamm. Während er diesen unter den Pfeifendeckel legte, blickte er schmunzelnd auf sein Weib und fragte, was sie denn so in die Hitze gebracht habe?

„Der kurzhosete Stadtherr ist auf dem Krautgarten gewesen," antwortete die Bäuerin.

„Nau — und was hat er denn wollen?" fragte der Glowoggenbauer.

„Wie man den kennt, wird's nicht schwer zu errathen sein."

„So! — Und hast ihn nicht gefoppt?"

Hierauf erzählte die Bäuerin: „Steht auf einmal da und sagt: guten Morgen, Dirndl! — Sag' ich: Erstens ist nicht guter Morgen, weil's bei uns schon Nachmittag ist, und zweitens bin ich kein Dirndl, weil ich ein Eheweib bin. — Was ich da für Pflanzen thät in die Erde setzen? — Frag' Er den Hasen oder den Hirschen, wenn Er's wissen will, sage ich. Kraut ist's. — He, wer wollt' denn so viel Kraut essen? sagt er. — Wir Bauersleut, sag' ich, denn das Fleisch, das dazu gehört, essen freilich wohl die Herren. Nachher er darauf: er wär' auch ein Freund von Bauernkost und ob ich ihn nicht ein wenig wollt' mitessen lassen? Und so fangt er an. Ist aber nicht vorwärts gekommen, ich weise ihm den kürzesten Weg in die weite Welt. Steigt er nachher zum Stadl hinab, schaut dem Buben zu, wie der ein paar Ochsen einspannt und sagt: Was wollt ihr denn alle Drei? Auf den Vierten warten, wenn ihr Zeit habt! gibt der Bub zur Antwort. Darauf geht er in den Wagenschoppen, spöttelt eine Weil über die Düngerkarren, trottet hinten hinaus zum Krautaler und schnürffelt überall herum."

„Ja," sagte nun der Meister, „er thut halt das Bauernwesen studieren, daß er nachher darüber Sachen schreiben, Reden halten und Liedeln dichten kann."

Der Glowoggenbauer lachte auf, „Ein sauberes Bauernstudieren das: wie es der treibt! Im Wirtshaus, wenn die Leute ihre Schwänk' machen, aufpassen, ums Haus herumschwänzeln, den Arbeitsmenschen frozzeln, mit den Weibsleuten umthun, bis sie ihn rechtschaffen foppen, das nennt so Einer Bauern studieren."

„Was auf das herauskommt, schaut auch darnach aus!" sagte der Meister. „Man versteht's wohl, daß Einer den Bauersmenschen nicht immer loben kann, hat auch seine Fehler und manchmal hübsch große noch dazu. Ist Jedem gesund, wenn er die Wahrheit hört. Aber so, wie es dieser hergelaufene Mensch treibt, das ist mir schon zu dumm. Hab' letztens schon gemeint, ich müßt' ihm den Kopf waschen, wie er zu Mürzzuschlag vor den Stadtherrischen seine Wissenschaft losläßt. Die dummsten und die schlechtesten und die unsaubersten Gesellen müßten wir Bauersleut sein, nach

dem seiner Auslegung. Der Beste nichts nutz! Er müßt' nur das Maß von sich selber nehmen, sonst wüßt' ich nicht, wie er dazu käme, lauter Spitzbuben, Esel und Teppen aus uns zu machen. Seinen Ochsen, sagt er, hätte der Bauer lieber, als seinen Bruder und mit den Schweinen lebe er in besserem Verhältnisse, als mit —"

„Wir wissen es schon," unterbrach ihn der Bauer, „es sind die alten Geschichten, die im Spaß weiter erzählt werden, und so ein Halbpelzer für Ernst nimmt. Der müßte erst einen Stock Salz essen mit uns Bauern, der uns hinter den Brustfleck schauen wollt' und Einer, der uns kennen lernen wollt', wie wir sind aus- und inwendig, der müßt schon einmal ein zwanzig Jahrl mit uns leben, arbeiten und Gutes und Ungutes tragen; nachher, denke ich, möchte ihm sein leichtsinnig Schwatzen schier vergehen. — Wenn dieser Mensch noch lange umschleicht um mein Haus und Hof, und daß er die Fehler und Schäden aufschmecken will, so soll er schon noch etwas recht Bauernmäßiges erfahren, daß er sich's merkt . . ."

Den Sinn dieser Worte deutete der Glowoggenbauer mit der Faust an. Weiter wurde die Sache nicht besprochen, Jedes wendete sich wieder seiner Arbeit zu, der Bauer spaltete Holz, die Bäuerin spann, der Meister schnitt, der Geselle nähte und ich bügelte.

So ward es Abend. Wir Schneider räumten den Tisch, denn es wurde das Nachtmahl aufgetragen. Milchsuppe, Bohnen mit Kraut, sie würzten es mit frohem Gespräche über dies und das, ich war der Einzige, welcher nicht sprach, sondern fleißig zuhörte und mir meinen Theil dachte. Ich sage Dir, Leser, in keinem Lehrsaal später habe ich so viele Lebensklugheit, bei keiner Stadt-Kurzweil soviel heitere Laune vernommen, als an solchen Bauerntischen. Wenn Handwerker im Hause sind oder auch sonst ein gerngesehener Gast, da zieht des Bauers Seele ihr Sonntagsjöpplein an und die Unterhaltung ist eine gehobenere, als sonst. Auch schneidigen Witz gibt es dabei und warme Herzhaftigkeit — jede Richtung findet ihren Vertreter; kann man sie gleichwohl auswendig voneinander kaum unterscheiden, ist ihr Gehaben für den oberflächlichen Beobachter auch bei Einem wie beim Andern, im Grund und Kern sind es doch lauter von einander verschiedene Menschen, darunter nicht wenige Schelme und Spottvögel und dabei gemüthliche Kameraden.

Der Stallbub kam an jenem Abende etwas verspätet in die Stube, denn er wollte erst die Rinder sattfüttern, bevor er an die eigene Sättigung dachte, denn ein Stallbub ist nicht minder stolz auf seine Pflicht, als der Soldat und der Beamte. Der Stallbub brachte die Nachricht herein, es stiege ihm heute schon das Haar zu Berge, er habe draußen in der finsteren Nacht ein Gespenst schreien gehört.

Einige am Tische erschraken über diesen Bericht, Andere lachten; der Bauer blieb ruhig ernsthaft und sagte: „Du sollst nicht so einfältig daherreden, Bub. Auf dem Glowoggenhof schreien keine Gespenster."

„Nachher muß es was Anderes gewesen sein," meinte der Stallbub. „Schreien thut halt was. Hinter dem Schoppen draußen schreit's, vom Krautaler her."

Was denn das sein kunnt? riethen sie herum. Der Krautaler ist ein tiefer Schacht senkrecht in die Erde hinab, etwa eine Klafter weit und vier Klafter tief; er ist mit glatten Holzlatten ringsum verschlagen und dient zur Aufbewahrung des „Grubenkrautes" über den Winter. Die Kohlköpfe werden im Herbste in einem großen Kessel weich gebrüht, in diesen Schacht gelegt, dann mit Brettern zugedeckt und mit großen Steinen beschwert. Auf diese Weise hält sich das Kraut lange

Zeit frisch und fault nicht, im Laufe des Jahres wird es allmählich heraufgenommen und gekocht. Zur Sommerszeit ist der Aler fast allemal schon leer und auf seinem Grunde liegt nur die Strohschichte, auf welcher das Kraut gebettet gewesen.

Und von diesem Krautaler her schrie jetzt nach Ansicht des Stallbuben ein Gespenst.

Ein paar Knechte legten die Löffel weg und giengen hinaus, um nach der Ursache des Geschreies zu forschen. Nach einiger Zeit kamen sie zurück und sagten, es wäre nichts weiter. Der Salonsteirer, oder wer er wäre, sei im Krautaler und könne nicht herauf.

„So soll er unten bleiben!" rief die Bäuerin.

„Da hat er Zeit zum Bauern studieren," sagte unser Geselle.

„Er wird bei seinem fürwitzigen Umhersteigen hinabgefallen sein," vermuthete der Bauer. „Schreit er kläglich?"

„Hübsch kläglich," antwortete ein Knecht.

„Bittet und betet er?"

„Nein, er schimpft," berichtete der Knecht.

„Nachher ist ihm nichts geschehen," sagte der Bauer. „Stroh hat er eh unten. Und wir wollen jetzt auch schlafen gehen."

Lieber Himmel, was war das allemal für eine selige Wendung für mich, als es Nacht ward und Zeit zum Schlafengehen! Ins Bett sank ich und vergaß vor dem Einschlafen sogar die Augen zuzumachen — sie fielen von selber zu. — Peter, steh auf! mit diesem Rufe erweckte der Meister mich allemal wieder zum Leben und es war Morgen. — In dieser Nacht jedoch wurden wir früher geweckt.

Der Glowoggenbauer war nicht so schnell eingeschlafen, als wir Schneider. Vielleicht war er in Sorgen; so ein Hauswirt muß des Tages arbeiten und des Nachts denken. Wie ich den Glowoggenbauer kannte, sprang sein Sinnen von eigener Kümmernis auf fremde. — Es gibt Leute, denen es schlechter geht als mir, die Frost leiden müssen, während mir die große Schafschur Sorge macht, die Hunger leiden müssen, derweil ich an die Erweiterung der Vorrathskammer denken muß. Ja, Narr, ist so Einer nicht etwan in der nächsten Nähe von meinem Haus? Hat's nicht geheißen, der Stadtherr wär' in den Krautaler gefallen? Und kann nicht herauf. Kann sich was brochen haben, und keinen Beistand. Kein Abendbrot, die Nächte sind kalt jetzt, und keine Decke! Schreit um Hilf und kein Mensch geht ihm zu. Noch auslachen statt helfen. Was gibts denn für Hundsfötter in diesem Glowoggenhof? — So dachte der Bauer in der stillen Nacht. Dann stand er auf, zog sich an und weckte mehrere Leute.

„Was hat's denn?" rief mein Meister zur Kammerthür hinaus, als er den Lärm hörte.

„Den Stadtherrn müssen wir aus dem Krautaler thun," antwortete der Bauer.

„Wärst aber schon nicht gescheit," redete jetzt rasch aufgemuntert unser Geselle drein. „Weißt ja, wie er sich lustig macht über euch Bauern, im Wirtshaus, und was er vom Stößel-Hautz umeinanderplauscht: daß der von seinem sterbenden Weib weg zur kalbenden Kuh thät laufen und so! Und ein solches Lugenmaul willst Du aus dem Krautaler ziehen? Geh, laß ihn bei seiner Meinung."

„Dummer Schneider!" verwies der Glowoggenbauer. „Das thun wir Bauersleut uns schon nicht an, daß wir so einem Stadtschnackel recht geben, wenn er uns beschimpft. Heraus aus dem Loch muß die Creatur!"

Also sein Wort, und dann gieng er mit einer langen Leiter über den Hof und hinaus hinter die Gebäude. Wir hasteten in die Kleider und eilten ihm nach. Kamen just zurecht, wie

der Bauer hinabrief in den Schacht: „Ist Er noch unten?"

In der Tiefe wimmerte etwas, also war er noch unten. Unser Geselle huschte zum Bauer und zischelte ihm ins Ohr: „Seine Sündenlitanei halt' ihm vor, ehe Du ihn heraufziehst. Reim ihm's! Höllisch reim ihm's, daß er sich's merkt!"

„Er wird sich's schon merken," antwortete der Bauer ganz ruhig und rief hinab: „Acht geben! Es kommt die Leiter!"

Nicht lange hernach, und der Stadtherr kletterte zähneklappernd vor Frost herauf.

„Nur gleich in die Stuben und eine warme Suppen!" also der Bauer, nahm den Geretteten an der Hand und führte ihn ins Haus. Und nicht ein scharfes Wort!

Eine halbe Stunde später kauerte der Salonsteirer im Bette unter drei schweren Wolldecken und schämte sich. Die ganze Nacht schämte er sich und am nächsten Morgen schlich er höchst geräuschlos davon.

Ob er nach dieser schönen Nacht noch im Lande umherzog, um in den Wirtshäusern die Bauern schlecht und lächerlich zu machen, das weiß ich nicht. Wenn er klug war, so hat er die Geschichte vom Krautaler in zierliche Reimlein gebracht und dieselben sich und Anderen zu Nutz und Frommen manchmal zum Besten gegeben.

An die Träumer.

Von Hugo Kelsen.

I.

Glücklich seid Ihr — hoch zu preisen
In des Irdischen Verachtung.
Hehrste Wonne, Stein der Weisen,
Höchstes Gut – du bist's, Betrachtung!

Abgewandt von des Gewinnes
Jagd, vom taumelnd wirren Leben,
Ahnt der Fromme frohen Sinnes
Der Natur geheimstes Weben;

Sieht er Gott im Dornenstrauche,
Ringsum tönt ihm Gottes Stimme —
In des Lenzes sanftem Hauche,
In des Donners dumpfem Grimme.

Rings die Wälder, rings die Fluren,
Jedes Bächlein, jede Welle —
Jedes Steinlein trägt die Spuren
Hoher Allmacht klar und helle.

II.

Aber wie in öder Wirrnis,
Selbst gequält und wieder quälend,
Wo der Bräuche seichter Firnis
Neid und Scheelsucht deckt und Elend;

Die wir, selber reich zu werden,
Erst den Bruder müssen pfänden,
Die, im tiefsten Schoß der Erden
Wühlend mit den gier'gen Händen,

Nicht zum Himmel schau'n — wir schießen
Blicke in des Bruders Tasche,
Suchen Liebe im Genießen
Und den Gott nur in der Flasche.

Die wir wild am Tage hasten,
Die wir hasten, wenn wir schlafen —
Nimmer ruh'n und nimmer rasten —
Herr, o Herr! Wo ist ein Hafen?!

Das Christenthum als Grundlage der Gesittung.

Eine Betrachtung.

Seltsam und zugleich tröstlich ist es zu sehen, wie in der neuesten Zeit der Mensch wieder umkehrt in jene Bereiche, in welchen unsere Vorfahren gelebt und gewirkt haben. Wir mußten erfahren, daß in dem sogenannten Fortschritte, in den Resultaten der Forschung, in den Erfolgen der Technik das geträumte Heil nicht zu finden ist. Wir kehren ins alte Haus zurück, aber nicht mehr in das Erdgeschoß, dort ist es zu dumpfig, sondern in den ersten Stock, dort ist es frisch und hell. Mit neuen Erfahrungen kehren wir heim und diese Erfahrungen haben uns einige Stufen höher gehoben.

Auch nach der positiven Religion beginnt selbst der Gebildete sich wieder zu sehnen und es geschieht hierin manches Zeichen und Wunder. Also hat heutzutage auch ein Büchlein Aussicht, von Laien, sie mögen noch dazu recht weltlich sein, beachtet und verstanden zu werden. Dieses Büchlein heißt: „Das Königthum Jesu Christi.“ Geschrieben hat es der Franzose Eugène Bersier, deutsch erschienen ist es bei M. Heinsius Nachfolger in Bremen (1890). Uns hat das Werkchen darum besonders gefallen, weil es voller christlicher Ueberzeugung und menschlicher Milde ist. Es beweist ohne viele logische, rhetorische Mittel, wahrhaft geisterfüllt und für das Herz überzeugend, daß Christus nicht als ein Göttlicher aus dem Menschengeschlechte von unten herauf, sondern von oben in die Menschheit herabwuchs, daß das Leben, die Worte und Thaten Jesu zwar äußerlich den natürlichen Gesetzen unterworfen, innerlich aber rein göttlicher Natur sind. Das Buch verdammt zwar nicht Diejenigen, welche in Christus den edelsten, vollkommensten Menschen sehen, ist aber auch mit ihnen nicht zufrieden. Darin, sagt es, sind wir ja Alle einig, daß die von Christus gepredigte Moral die geistigste und heiligste ist, welche die Welt je gehört hat. Aber dem Gläubigen ist das zu wenig, und der Gläubige, so auch der sich nach dem Geiste Gottes Sehnende, möge das Büchlein in die Hand nehmen und daraus Erbauung schöpfen. Lauschen doch wir Alle, die guten Willens sind, bewundernd der Botschaft von der Macht, Ausbreitung und Beseligung des Christenthums, die in dem Werkchen: „Das Königthum Jesu Christi“ folgendermaßen ausklingt:

„Er ist König.“ Das ist das Lied, welches unter allen Himmelsstrichen die christliche Kirche singt, und in welches mit ihr alle die einstimmen, die sich unter das friedevolle und sanfte Joch Jesu Christi gebeugt haben. Heute, zu dieser Stunde, können wir es von den Lippen von Millionen seiner Anbeter aus jedem Alter und jeder Nation vernehmen. Die Einen sagen es mit der Einfalt ihrer jugendlichen Begeisterung, wie jene Tausende von Kindern, welche jedes Geschlecht dem zu Füßen legt, der gesagt hat: „Lasset die Kindlein zu mir kommen;“ die Anderen mit der festen Gewißheit einer mächtigen und durchdachten Ueberzeugung — oder auch mit dem Reueschrei des Sünders, welcher von seinen früheren Verirrungen zurückkehrt, oder endlich mit den Thränen eines unermeßlichen Schmerzes, den die Er-

scheinung des höchsten Trösters verklärt hat. Die Söhne Sems haben zuerst dieses Königthum gegrüßt; aber Griechenland hat seine sittliche Schönheit empfunden, und Rom hat seine Gewalt erfahren; und als die stolzen und wilden Geschlechter aus den Wäldern Germaniens und den Steppen des Ostens hervorgiengen, haben sie sich vor dem Gekreuzigten gebeugt, wie jene gelbhaarigen Goten, die Vorfahren der angelsächsischen Geschlechter, welche Chrysostomus in einer Basilika in Konstantinopel Christus anbeten sah, uud von denen er mit prophetischem Instinkte sagte, daß sie eines Tages die Fackel des Evangeliums tragen würden, welche die Griechen aus ihren unwürdigen Händen fallen ließen ... So dehnt das Christenthum von Jahrhundert zu Jahrhundert seine Grenzen aus. Heutzutage gibt es keinen Gläubigen, der, wenn er auf der Weltkarte jenes Afrika, das lange verfluchte Land, dessen Sand Menschenblut in Strömen getrunken hat, oder die alten Reiche Chinas und Indiens betrachtet, nicht spräche: „Eines Tages werden diese Völker dem Christenthume gewonnen werden.“ Denn unter Geschlechtern, die einander so unähnlich sind an Aussehen, an Sprache, an Temperament, an Begabung, hat Jesus Christus sich ein Reich zu schaffen gewußt, welches sich auf das Innerste und Tiefste im Menschen gründet. Das würden, wenn es noth thäte, Viele von Denen bezeugen, welche mir zuhören, und welche mit seinem Namen die größten Bewegungen ihres inneren Lebens verbinden. Welches Reich kann diesem Reiche verglichen werden? Wie die Flut, die bei ihrer jedesmaligen Wiederkehr den Ocean an allen Ufern der Welt anschwellen macht, so trägt die Anbetung, die Huldigung der Herzen, deren Meister er ist, zu den Füßen Christi; und selbst Diejenigen, welche diese Strömung nicht mit fortreißt, lassen das Geständnis laut werden, daß keiner unter den Menschenkindern geliebt wird, wie Er.

Man wird uns sagen: Erinnert euch, daß es in diesem Concert Mißtöne gibt, und daß jenes Königthum vom ersten Tage an mit Erbitterung bekämpft worden ist. Ich vergesse das keineswegs, und erinnere daran, daß Christus es vorhergesagt hat. Jedoch kann man — beachtet es wohl — die Wahrheit an zwei Zeichen erkennen: an der Liebe, welche sie einflößt, und an dem Haß, den sie erregt; es gibt Flüche, die für sie eine herrlichere Huldigung sind, als selbst die Anbetung ist. Als alle Wollust, alle Verruchtheit, alle Grausamkeit des alten Rom sich gegen die neugeborene, in ihrem jungfräulichen Gewande dastehende Kirche zusammenrottete und Wuthgeschrei und Zornesausbrüche zu ihr erhob, da sagten diese Stimmen auf ihre Weise ebensowohl wie die Christen in ihren Gesängen, daß Christus ein König der Liebe, der Gerechtigkeit und der Heiligkeit sei? Solltet Ihr das nicht verstehen? Hättet Ihr wünschen mögen, daß Nero Christus in anderer Weise gegrüßt hätte, als mit seinem Haß, und daß er, wie so viele andere Cäsaren seiner Art, die Anrufung der Heiligen Gottes mit seiner Unzucht und seinem Morden vermengt hätte?

Ihr werdet mir Männer zeigen, hervorragende Geister, welche offen mit dem Christenthum gebrochen haben, und welche mit Aufrichtigkeit in ihrem Gewissen die Regel für ihren Wandel und die Leitung ihres Lebens suchen. Meine Lieben, ich erkenne diese Thatsachen an, von vornherein entschlossen, niemals böse zu nennen, was gut ist, und die Rechtschaffenheit des Lebens zu begrüßen, wo ich ihr begegne, wenn sie auch, was ich oft gesehen habe, sich mit abergläubischen Ideen verbindet, die ich verurtheile, oder mit einer Verneinung zusammengeht, welche mich tief betrübt.

Ja, es ist nur zu wahr, daß

unter der Fahne Jesu Christi Menschen einhergehen, deren Leben ein Gegenstand der Demüthigung und des Aergernisses für die Kirche ist, und daß wir unter Denen, welche sie bekämpfen, Gegner antreffen, denen wir unsere Achtung nicht vorenthalten können. Vor achtzehn Jahrhunderten hat der Meister vorhergesagt, daß auf dem Felde, welches zu besäen er gekommen ist, Unkraut sich unter den Weizen mischen würde, und daß es seinen Jüngern nicht zukäme, beides zu trennen. Diese Thatsache betrübt mich; meinen Glauben erschüttert sie nicht, und ich werde Euch ganz aufrichtig sagen, weshalb.

Die Hingebung an Christus schließt zwei Dinge in sich: den Glauben an seine Person, den Gehorsam gegen seinen Willen. Diese beiden Elemente bilden in ihrer Vereinigung das christliche Leben; je enger ihre Vereinigung ist, desto stärker ist dieses Leben. Aber die Geschichte zeigt uns, daß diese Vereinigung selten ist. Es hat Zeiten, lange Zeiten gegeben, wo die Bewahrung des Glaubens, die Einheit des Glaubens und seiner reinen Lehre der herrschende und oft ausschließliche Gedanke der Kirche gewesen ist, wo das christliche Leben fast versiegt war, und wo der Glaube selbst, vom Leben getrennt, mehr und mehr äußerlich, verstandesmäßig und stumpf geworden ist. Erinnert Euch an Byzanz, wo ebenso spitzfindige wie erbitterte Verhandlungen über das göttliche Wesen mit den raffinierten Vergnügungen eines verderbten Hofes zusammengingen; erinnert Euch an die Zeit der Merowinger, wo Morde und Vergiftungen sich häuften, während man auf den Basiliken die triumphierenden Worte las: „Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat.“ Erinnert Euch an Italien im 15. Jahrhundert, an den Hof der Valois im 16. und an das Greisenalter Ludwigs XIV. Das äußere Gebäude steht achtunggebietend und majestätisch da; aber die sittliche Fäulnis frißt heimlich an seinen Grundfesten bis zu der Stunde, wo es mit Donnerkrachen zusammenbricht.

In verhängnisvoller Weise ziehen diese Ausschreitungen andere nach sich; sonst würde die Menschheit nicht Menschheit sein. Wenn die Stunde der Emancipation schlägt, so verachtet und verflucht man die Lehre, die Dogmen, in deren Namen so viele Sünden begangen worden sind. Und was thut man, sie umso besser zu widerlegen? Man stellt ihnen die Principien der Gerechtigkeit, der Billigkeit, der Liebe, der Barmherzigkeit entgegen und vergißt nur Eines, nämlich, daß diese Principien eben der Grund des Evangeliums sind und direct von Jesu Christo ausgehen! Ja, man stellt Christum Christo entgegen! Die Einen handeln so als scharfsinnige Feinde, welche geschickt ihre Waffen wählen. So Voltaire, von dem man in Wahrheit hat sagen können, daß er, den verdorrten Baum des Christenthums schüttelnd, demselben Früchte hat entfallen lassen, welche die Gläubigen vergessen hatten zu pflücken. Andere kennen Christus nicht! sie haben ihn nie anders gesehen, als durch den dichten Schatten der Unwissenheit oder unbezwinglicher Vorurtheile; aber indem sie gegen ihn kämpfen, erfahren sie unbewußt den Einfluß seines Geistes und seiner Lehren; und während die Namenchristen Jesu Christo ihren Glauben geben, ohne ihm ihr Leben zu weihen, dienen diese dem Namen nach Ungläubigen ihm in ihrem Leben, obgleich sie ihm ihren Glauben verweigern. „Ist Christus zertheilet?“ fragt St. Paulus. Ach! die Geschichte zeigt uns nur zu sehr diese schreckliche Zertheilung: einerseits Solche, welche glauben, ohne zu handeln, andererseits Solche, welche handeln, ohne zu glauben. Und wenn wir an diese Letzteren denken, wie sollten wir uns nicht jener erhabenen Scene aus dem Gleichnisse vom jüngsten Gerichte erinnern? Dann werden

ihm die Gerechten antworten und sagen: „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen, wann haben wir dich, einen Gast, krank oder gefangen gesehen und sind zu dir gekommen?" Und der König wird antworten und sagen zu ihnen: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." Wer sagt uns, wer kann uns sagen, wie groß heutzutage in der Welt die Zahl dieser unbewußten Diener des unbekannten Christus ist?

So also finde ich überall in diesem bewegten Jahrhundert den Einfluß Jesu Christi. O, ich weiß, daß von allen Seiten die Stürme über die Kirche hereinbrechen werden. Die einen wehen von den eisigen Höhen einer ungläubigen Wissenschaft, die andern steigen aus den Niederungen auf, wo sich die durch irdische Leiden erbitterte Menge bewegt. Es erschallt ein Geschrei des Zornes, des Hasses, der Lästerung und mir fällt, wenn ich es höre, das sanfte Wort des Meisters ein: „Wer eine Lästerung redet wider des Menschen Sohn, dem soll es vergeben werden," und jenes Gebet, der höchste Ausdruck der unendlichen Milde: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Fragt jene Menschen, deren Drohungen euch erschrecken, fragt sie, welches ihr Zukunftsprogramm für die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft ist, und ihr werdet sehen, daß das, was jenes Programm Edles und Praktisches enthält, nur eine Anleihe beim Evangelium ist, mit dem sie nichts mehr zu schaffen haben wollen, bei dem Evangelium, dessen praktische Verwirklichung, weit entfernt davon, vollendet zu sein, nur erst — das muß man zur Demüthigung der Christen sagen, — nur erst begonnen hat.

Was fordern sie? Die Freiheit. Höret das Evangelium: „Die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren; ihr aber nicht also." Die Gerechtigkeit? Höret das Evangelium! „Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden." Die Gleichheit? Höret das Evangelium: „Ihr seid alle Brüder." Die Unabhängigkeit des religiösen Gewissens? Höret das Evangelium: „Ihr sollt Niemand Vater heißen auf Erden; denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist." Die Befreiung der bürgerlichen Gesellschaft von aller geistlichen Herrschaft? Höret das Evangelium? „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Die Vernichtung aller Sclaverei, den Schutz der Geringen und der Schwachen, die größere Theilnahme aller an allen Rechten, die Vernichtung des Elends und der Unwissenheit, die praktische Verwirklichung des großen Gesetzes der gegenseitigen Verantwortlichkeit? Kann denn das Evangelium diesen Dingen feindlich sein, wenn es selbst zuerst sie verkündigt hat? Was fordern sie noch? Das Aufhören des Nationalhasses und der Kriege, die Herrschaft des Friedens? Wo ist denn diese Herrschaft in herrlicherer Weise geschildert worden, als in dem Buche, welches unter Tiberius und unter Nero aussprach, daß die Erbschaft und der Besitz der Erde Derer sein sollte, welche den Frieden wollen und suchen? Sagt also nicht, daß ihr das Evangelium übertroffen habt, da es sich doch vor euch erhebt als der strahlende Leuchtthurm der Zukunft. Sagt uns, uns Christen, daß wir es oft jämmerlich entstellt haben. Wir werden die Augen niederschlagen, weil das wahr ist: aber die Schande soll wenigstens nicht Den treffen, der unser König ist.

Ich weiß wohl, daß das Evangelium noch Anderes enthält. Es enthält die religiösen Wahrheiten, von denen ihr glaubt, daß der Mensch sie künftig entbehren kann; es enthält das Zeugnis von Gott, dem Schöpfer, Gesetzgeber und Richter; es enthält die

Verkündigung unserer sittlichen Verantwortlichkeit, unserer Schuld und der Nothwendigkeit der Buße und des Glaubens; es enthält die göttliche Verheißung einer Vergebung, welche Gnade ist; es enthält die Zusicherung der tiefen, unendlichen Liebe dessen, den wir unseren Vater nennen; es enthält die Gewißheit seines unaufhörlichen Wirkens in der Geschichte dieser Welt und in dem bescheidensten unserer Schicksale; es enthält endlich das ewige Leben mit Allem, was dieses Wort an Trost einschließt für Herzen, wie die unserigen, deren irdisches Glück jeder Prüfung preisgegeben ist, und welche vielleicht morgen ihren theuersten Schatz unter die Eichen- oder Tannenbretter eines Sarges legen müssen. Diese religiösen Wahrheiten, welche wir Glaubenslehren nennen, hat das Christenthum eng verbunden mit den sittlichen Wahrheiten, die man heute von ihnen trennen möchte. In seiner tiefen Erkenntnis der Menschheit hat es gesehen, daß diese aus jenen entspringen. Die Religion unterdrücken wollen, um das sittliche Leben besser zu bewahren, ist in der That dasselbe, als wenn man die ragenden Alpen eben machen wollte und doch noch aus den tiefen Wassern zu trinken dächte, die auf ihnen entspringen, nicht bedenkend, daß gerade von den Gletschermassen ihrer Gipfel der Rhein und die Rhône herniederfließen.

Nun, wir müssen abwarten, ob man die Glaubenslehren, welche die Hochgebirge der menschlichen Seele sind, wird abtragen können, ob es gelingen wird, das große Licht auszulöschen, welches das Evangelium auf unsere Geschicke geworfen hat, und ob das auf uns folgende Geschlecht über das Eingangsthor des zwanzigsten Jahrhunderts jene Worte wird schreiben müssen, in welchen St. Paulus den Zustand der Heidenwelt seiner Tage zusammenfaßte: „Ohne Gott, ohne Hoffnung.“ Niemand kann sagen, wie tief uns die Trunkenheit des Atheismus, der heute so viele Geister verwirrt, hinabführen wird. Aber zu Ehren der Menschheit behaupte ich, daß sie in jenen Niederungen nicht bleiben wird; und wenn sie wieder zum Lichte emporsteigen will, so wird sie nicht die zitternde Hand eines einfachen Menschenkindes, sondern die starke Hand Dessen ergreifen müssen, der allein die Geheimnisse der Sünde, des Schmerzes und des Todes aufgelöst hat, und der seit achtzehn Jahrhunderten zu ihr spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Wie das Volk dichtet und deutet.

Von Theodor Vernaleken.

I.



Wenn ein Mensch in einer schönen Sternennacht nicht ganz gedankenlos dahinschreitet, so steht er wohl einmal still und betrachtet sich den zusammenhängenden Sternenschimmer, den wir Milchstraße nennen. Diese ist ein mildleuchtendes Band, das einem Ringe gleich den ganzen Himmelsraum umzieht. Sie wurde schon bei den ältesten Völkern bemerkt und mannigfache Deutungen wurden versucht. Die alten Griechen

erzählten, Herkules habe als Kind so heftig an der Brust der Juno gesogen, daß diese ihn vor Schmerz losriß, und die hierbei verschüttete Milch habe sich als Milchstraße über den Himmel ergossen. Unsere Sternkundigen (Astronomen) sind heute darüber schon besser unterrichtet, allein die dichtenden Naturvölker haben mit ihren Deutungen den Anfang gemacht. Unsere Vorfahren, die Germanen, erzählen von den Wanderungen der Götter, namentlich des Wodan (Odin), der am Himmel wandert. Man findet da seine Straße und seinen Wagen, ein Zug des wilden Heeres geht über die Milchstraße hin. Die Milchstraße wird als Straße der Seelen aufgefaßt, wo Odin als wilder Jäger die Geister der Verstorbenen in seinem Gefolge führt.

Wie Fr. Kraus berichtet, nennen die Südslaven den Taufpathen Kum (aus compater d. i. Mitvater). Diesen darf man nicht bestehlen. Einst stahl einer seinem Kum eine Garbe Stroh, und wie er mit der Last davoneilte, fiel das Stroh auseinander und zerstreute sich auf dem Wege. Zur ewigen Erinnerung an diese That versetzte Gott dieses Stroh an den Himmel, wo man es gegenwärtig als das Stroh des Kum sehen kann und dies ist die Milchstraße. Auch in Arabien heißt sie der Strohweg. Diese Auffassung der Milchstraße, welche sich am Nachthimmel wie ein Nebelstreif mitten durch Sternbilder zieht, ist auch bei den Walachen nichts anders als zerstreutes Stroh.

II.

Schon an diesem einen Beispiele sehen wir, wie die Völker, in die Großheit der Schöpfung Gottes gestellt, sich alle Erscheinungen mittels ihrer Phantasie zurechtlegen und deuten, wie sie Naturkunde treiben — in ihrer Weise.

Aus dieser Naturanschauung des Volkes sind sogar die natürlichen Religionen hervorgegangen, die man gewöhnlich Heidenthum nennt, im Gegensatze zu den geoffenbarten Religionen, also zu denen des Moses, Christi, Buddha, Mohammed u. a. Das Volk dichtet seine Sagen und Märchen, es ersinnt aber auch seine Lieder und macht seine Sprüche, die ihm die Philosophie ersetzen.

In dem urwüchsigen Volke ist ein reicheres Leben, als man gewöhnlich glaubt, aber es gehört — wie im „Heimgarten“ (October 1889, S. 39) ganz richtig gesagt ist, ein besonderer Schlüssel dazu, um das Herz des Volkes aufzusperren. Wenige unserer Dichter haben es verstanden, aus diesem Urquell zu schöpfen und den Inhalt ihrer Erzeugnisse mit diesem Jungbrunnen zu füllen. Was dann der weiter gebildete Genius daraus machen kann, sehen wir z. B. an der Faustsage, wie wir sie von Goethe haben, an den Musikdramen R. Wagners u. a. Heutzutage sprudelt diese Quelle freilich nicht mehr so wie vordem in den Zeiten der Naivetät und Kindheit. Die Zeiten sind eben andere geworden, wie denn Alles in der Welt dem Wandel unterliegt. Jedes Volk, das eine früher als das andere, macht seinen Entwickelungsgang durch, hinsichtlich seines Werdens in der Kindheit, seines kräftigen Wirkens in der Blütezeit und seines Abnehmens im Alter. Mit dem poetischen Schaffen eines Volkes hat es eine eigene Bewandtnis. Wir dürfen nicht vergessen, daß unsere Zeit eine ganz andere Art von Volk aufweist, seitdem so viele Maschinen arbeiten und die Presse ihren mächtigen Einfluß übt. Das dichtende Volk war mehr vorhanden, als die Frau Aventiure, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bei den Romantikern in hohen Ehren stand, ihre Blütezeit hatte. Auf städtischem Asphaltpflaster — wie Scheffel sagt — und auf Eisenbahnhöfen wird sie nicht mehr gesehen; sie fristet nur ein halbverschollenes Matronenleben zuweilen noch

auf stillen Bergeshöhen oder auch in abgelegenen Thälern. Vormals waren die arbeitenden Bürger und Bauern einfacher, lebensfroh und genügsam, während jetzt ein besonderer Arbeiterstand sein Haupt erhebt mit der Forderung: Weniger Arbeit, aber mehr Lohn. Solche Gesinnung muß natürlich jede volkspoetische Anwandlung schon im Keime vernichten. Die Kunst Einzelner sucht diesen Abgang zu ersetzen, und in der That hat die Kunstlyrik und Kunstepik schon Bedeutendes geleistet. Im volksthümlichen Schauspiele haben wir Deutsche weniger aufzuweisen; erst in neuester Zeit ist der Sinn für die wenigen Reste des Volksdramas erwacht, namentlich für die Passionsspiele in Bayern und Tirol, und diesen hat man die Luther-Festspiele in Nord- und Mittel-Deutschland an die Seite gesetzt. Dies hängt zusammen mit dem erwachten Nationalbewußtsein in unserm deutschen Volke, so daß auch der Gebildete anfängt, sich als Glied seines Volkes zu fühlen.

III.

Wie sich das Volk die Erscheinungen am Himmel deutet und theilweise vergöttlicht, so sucht es sich auch die Dinge und Vorkommnisse auf der Erde zu erklären. Die Naturmythe deutet das Warum und Woher, und bildet die mythische Naturwissenschaft des Volkes. Die Sonne geht unter und die Sterne ziehen herauf. Woher kommt das? Auf der Insel Sylt sagt das Volk: Sobald die Sonne am westlichen Himmelsrand untergegangen, so müssen die alten Jungfern aus der abgenützten Sonne die Sterne zuschneiden; die verstorbenen alten Junggesellen aber müssen diese während der Nacht im Osten allezeit hinaufblasen, indem sie beständig auf- und absteigen. Ueberall weiß man, daß der Mann im Monde sitzt, weil er am Sonntage gearbeitet hat. Wenn der Vesuv speiet, so sind es die sprühenden Funken von dem in der Tiefe arbeitenden Vulcan. Auf dem Stefansplatze in Wien ist ein beständiger Wind, weil der Teufel in seiner Zerstörungswuth den Erbauer immer noch verfolgt, rings um den Bau. Ob wohl auch dieser böse Geist bei der Sprachenverwirrung in Oesterreich seine Hand im Spiele hat? Nach dem alten Testamente hat der Herr selbst sich ins Mittel gelegt und bei dem Thurmbau zu Babel die Völker zerstreut, weil sie einen Thurm bauen wollten, dessen Spitze bis an den Himmel reiche.

So erklärte sich das Volk symbolisch das Entstehen der verschiedenen Sprachen der Erde.

Der Wissensdrang im Menschen arbeitet in verschiedener Weise. Das Volk nimmt seine Phantasie zu Hilfe und spinnt ein Gewebe, das ihm wenigstens eine poetische Befriedigung gewährt. Der Unterschied zwischen diesem Volksglauben und der späteren Wissenschaft im Auffassen der Natur möge hier noch an einigen Beispielen klar gemacht werden.

IV.

1. Auch bei der Farbenpracht in der Natur gehen die Erklärungen des Volkes und der Naturforscher auseinander. Der Farbenschmuck — sagt die neue Entwicklungslehre — ist nicht bloß vorhanden, um den Menschen zu erfreuen, es werden auch Thiere, namentlich Insecten, von den Blütenkelchen angelockt und die Weibchen der Schmetterlinge, Pfauen u. a. wissen den Farbenschmuck der Männchen wohl zu würdigen. Eine bekannte volksthümliche Dichtung erklärt die Entstehung der Buntheit am Stieglitz wie folgt: Der Gottvater war damit beschäftigt, die Blumen und die Thiere auszumalen, da flog der Stieglitz neugierig auf seine Hand und der

Schöpfer wischte an ihm seine verschiedenen Pinsel aus. Daher ist der Stieglitz so buntfarbig.

2. In Budweis erzählt man sich folgendes:

Ein Fischer mußte jeden Tag seinem Herrn eine bestimmte Anzahl Fische liefern. Einmal gelang es aber nicht und er saß betrübt am Ufer. Da kam Einer und fragte, was ihm fehle. Und als er klagte, er habe noch keinen Fisch gefangen, sagte der Fremde: Wenn Du mir versprichst, das in 24 Jahren zu geben, was sich in Deinem Hause befindet, ohne daß Du davon weißt, so sollst Du Fische in großer Menge fangen. Das verspreche ich Dir, antwortete der Fischer,. und alsbald waren seine Netze voll. Wie erstaunte er aber, als er zu Hause einen neugebornen Knaben vorfand und jetzt begriff er, was er dem Bösen zugesagt hatte. Die Jahre vergiengen und es kam der Tag, an dem er seinen Sohn verlieren sollte. Er versah sich mit allerlei geweihten Dingen, um den Bösen abzuhalten. Und als dieser kam, sagte der alte Fischer: Wenn Du die schönsten Aehren des Getreides in der Umgegend binnen einer Stunde sammeln, dreschen und mahlen kannst, so sollst Du meinen Sohn haben. Wüthend raste nun der Teufel durch die Felder und brachte in kurzer Zeit alle vollen Aehren in die Scheune, aber das Dreschen und Mahlen gieng langsam von statten, und als die Stunde vorüber, war er noch nicht damit fertig. Da nahm er zornig die übrig gebliebenen Körner und streute sie unter das Getreide. Das gieng auf, aber die Körner waren schwarz. Und darum findet man noch heutiges Tages unter dem Getreide das sogenannte Teufelsmehl.

3. Die erdichteten Sagen des Volkes gehen oft ins Legendische über und dabei wird der Apostel Petrus gewöhnlich so charakterisiert, daß es an die bekannte Verleugnung erinnert. Goethe hat auch diese Volksüberlieferung (wahrscheinlich nach „Büschings Nachrichten") benützt in dem bekannten Gedichte: „Als noch, verkannt und sehr gering, unser Herr auf der Erde gieng" rc. Das zerbrochene Hufeisen hat Petrus nicht aufheben mögen, dagegen bückte er sich vielmal nach den Kirschen, die der Herr fallen ließ. Darum sagte Jesus zu ihm: „Wer geringe Dinge wenig acht't, sich um geringere Mühe macht." Einen ähnlichen Zug theile ich mit, der aus Mähren stammt (aus Woštitz) und der uns berichtet, woher die Schwämme entstanden sind.

Einst, so wird erzählt, wanderte der Herr mit dem heiligen Petrus. Ueberall, wo der Herr Jesus predigte, mußte Petrus das einsammeln, was die Leute gutherzig gegeben haben. Es war gerade an einem Donnerstag, als der Herr wieder predigte und der heil. Petrus sammelte wie immer ein. Diesmal aber gab es wenig, denn er hatte nur drei Flecken,*) und Petrus, der sie gern allein gegessen hätte, dachte bei sich: Anstatt daß ich ihm anderthalb Flecken gebe, soll er nur einen bekommen.

Gleich darauf kam der Herr, und Petrus klagte ihm, daß er nur zwei Flecken bekommen habe und er gab ihm einen. Der Herr aber hatte den Betrug gemerkt, gieng ein paar Schritte voraus und der heil. Petrus ihm nach. Nachdem dieser seinen Flecken gegessen, holte er aus dem Aermel auch den anderen. Kaum aber hatte er abgebissen, als der Herr ihn um etwas fragte. Petrus weiß sich nicht zu helfen und muß den Bissen aus dem Munde nehmen und ihn wegwerfen. Der Herr geht still weiter und Petrus beißt zum zweitenmale ab, in der

*) Wahrscheinlich ist hier das runde, in der Mitte etwas vertiefte Gebäck gemeint, das „Osterflecken" genannt wird. — Das Geschlecht schwankt zwischen der und die Flecken. Vergl. Schmeller, „Baierisches Wörterb." I, 786.

Hoffnung, daß er jetzt den Bissen ruhig genießen könne. Er hatte sich aber geirrt, denn der Herr wendete sich um, und fragte, was das für ein Ort sei, der sich da zeige. Geschwind war der Bissen wieder auf der Erde, und so hat der Herr es ihm bei allen Bissen gemacht, so daß Petrus keinen ganz essen konnte.

Von den weggeworfenen Flecken sind nachher die Schwämme entstanden.

Deutscher Schulmeister, auf ein Wort!

Lose Gedanken eines Menschenfreundes.

Deutscher Schulmeister, deutscher Erzieher, nur auf ein paar Worte!

Sie werden Dir nichts Neues sagen, dafür sind sie zu wichtig. Wichtiges und Nothwendiges ist niemals neu; was neu ist, war bisher nicht bekannt, also konnte es weder wichtig noch nothwendig sein. Aber aus dem Alten streben wir etwas Neues an, weil es wichtig und nothwendig ist, Altes, untauglich Gewordenes zu ändern. Wie wir es machen wollen, daß es besser werde, darin müssen wir durch fremde Meinungen und eigenes Nachdenken ins Reine kommen.

Es handelt sich um die Erziehung der Menschen.

Jedes Kind ist ein Original, die Schule und Erziehung erst macht es zum Schablonenmenschen. Und natürlich auch, es muß Jeder sich wie ein Backstein fügen in den Bau des Staates.

* * *

Die leibliche und sittliche Erziehung eines Kindes ist bei weitem wichtiger als die intellectuelle. Gesundheit und Ehrfurcht, nur aus diesem Boden entwickelt sich ein ganzer Mensch.

* * *

Höchst wichtig ist es, das Kind vor Langweile zu bewahren. Das läppischeste Spielzeug ist besser als gar keines, die tollste Beschäftigung ist besser als Müßiggang. Das ruhige Dasitzen und Nichtsthun eines Kindes ist gegen seine Natur und erzeugt sofort Mißstimmung der jungen Seele.

* * *

Man soll über das Kind keine Strafen verhängen, die ihrer Natur nach schleichend sind, die den negativen Charakter haben und sich über eine größere Zeitdauer erstrecken. Strafe soll dem Vergehen rasch folgen, wie „Schlag auf Schlag". Vor Allem muß das Kind wissen, warum es gestraft wird.

* * *

Das Kind empfindet lebhafter, denkt folgerichtiger als der Erwachsene; jede ungerechte Behandlung, die es erfährt, verursacht in seinem Wesen eine Revolution, und nur zu bald wird das Kind es inne, wo Alles hinausläuft und wie man's macht. Es wird klug und schlau, das heißt unwahr.

* * *

Ein Lehrer darf so strenge sein, wie er will; sind die Schüler nur erst überzeugt, daß er es wohl mit ihnen meint, so fürchten sie ihn nicht allein, sie lieben ihn auch. Aber herz-

lose Pedanterie und Gleichgiltigkeit des Lehrers wird zum Fluche und säet Sand anstatt Korn auf fruchtbares Erdreich.

* * *

Von Naturschönheit und anderem natur-ästhetischem Kram soll man dem Kinde nicht reden, dafür hat es noch keinen Sinn. Ein Käfer, den es einfangen kann, macht ihm mehr Vergnügen und fördert es mehr, als der Anblick der großartigsten Alpenlandschaft.

* * *

So ungerecht dem Kinde gegenüber das absichtliche Vorenthalten gewisser, vorausgesetzt, gesundheitsdienlicher Speisen ist, so ungerechtfertigt ist das Aufdrängen anderer, gegen welche das Kind einen instinktiven Widerwillen hat. Weil den Erwachsenen solcher nicht erklärlich ist, hält er ihn oft für Eigensinn und versündigt sich durch Zwang schwer an dem Kinde. „Es muß sich angewöhnen, nicht wählerisch zu sein,“ heißt es. Ich aber gestehe, daß ich Niemanden kenne, der in Speise und Trank nicht wählerisch ist, der Alles mit der gleichen Neigung zu sich nimmt und dem jede Nahrung in gleichem Maße gedeihlich ist. Und just an dem Kinde, bei dessen Entwickelung die Natur am meisten zu leisten hat, will man ihr Gewalt anthun? — Dem Kinde alle Gelüste des Gaumens zu erfüllen, wäre freilich auch schlecht, aber besser hier zu große Nachsicht als zu große Strenge.

* * *

Das hölzerne Pferd, auf dem der Knabe reitet, lebt, die Puppe, mit welcher das Mädchen kost, lebt, es lebt in der Vorstellung des Kindes, es lebt für dasselbe wirklich, und ein zerbrochener Pferdefuß, eine zerschlagene Puppe ist für das Kind ein wirkliches Unglück, gewiß so heftig schmerzend, als bei Erwachsenen der Verlust theurer Besitzthümer oder Angehöriger. Daß das Leid beim Kinde weniger nachhaltig wirkt, ist nur ein Zeichen seiner gesünderen Natur.

* * *

Der Erzieher wirkt nicht durch das, was er sagt, sondern durch das, was er ist. In hunderten von Büchern ist dieser Grundsatz schon ausgeführt worden und doch will so mancher Lehrer nur mit guten Lehren erziehen; aber das böse Beispiel reißt die gute Lehre nieder.

* * *

Ein systematisches Lehren der deutschen Grammatik in deutschen Schulen ist überflüssig; die Grammatik sollte mehr an den Fehlern gelehrt werden, welche die Schüler in ihren Aufsätzen begehen. Die Muttersprache müssen wir von der Mutter haben, bekämen wir sie vom Schulmeister, so wäre sie eine Schulmeistersprache. Es gibt in der That eine solche; sie mag auch zu etwas sein, nur den Schriftsteller bewahre Gott davor.

* * *

In unseren Mittelschulen wird das Schreiben zu weitgehend und das Reden zu ungenügend betrieben. Scribenten haben wir mehr als genug, aber Redner? Mit der Redekunst wirkt man weit heftiger als mit der Schrift, sie kommt wirklich einem Hebel oder einer Waffe gleich. Schreiben glaubt Jeder zu können, auch der es nicht kann; im Reden ist Mancher zaghaft, auch der es könnte. Die Scheu vor dem Steckenbleiben ist zu überwinden und die Fertigkeit muß erworben werden, im Falle der Gedankenfaden reißt, sich zu helfen zu wissen. Auf große Logik kommt es beim Reden ja gar nicht an, die Ideen brauchen nicht tief, sondern wahr und packend zu sein, und möglichst in der Denkweise der Zuhörer; die Redeweise ruhig und

sicher, ohne viele Phrasen, doch aber mit der entsprechenden Wärme — das ist das Geheimnis der Redekunst, die in den Schulen angeübt werden sollte.

* * *

Der Geschichtsunterricht hat vor Allem den Zweck, die Jugend zu begeistern für große Charaktere und Thaten, für große Völker. Die Geschichte soll dem Jüngling etwas Aehnliches sein, als das Märchen für das Kind. Von der absoluten Wahrheit muß man beim Geschichtsstudium ohnehin absehen.. Wir, die nicht einmal in der Geschichte der Gegenwart die volle Wahrheit herausbringen, wollen die Wahrheit der Vorgänge vor mehreren tausend Jahren erfassen? Die Geschichte als Erziehungsmittel hat den Zweck, die Jugend für Gutes und Großes zu begeistern, von Schlechtem und Gemeinem zurückzuschrecken.

* * *

Nach den deutschen Befreiungskriegen verharrte das deutsche Volk in Strenge und Dürftigkeit. Nach den Siegen von 1870 begann eine fröhliche Gründerzeit. Ist letztere Erscheinung nicht bedenklich? Sind die sittlichen Erfolge des letzten Krieges so groß wie die der Befreiungskriege?

* * *

Ein schlimmer Charakterfehler des Deutschen ist seine übelnehmerische Empfindsamkeit, die sich bei jedem Anlaß kundgibt und überall die Absicht einer Beleidigung wittert. Nur wohlerzogene, ihres Wertes sichere Leute nehmen einander so leicht nicht etwas übel. Also stählet durch Werterhöhung des Individuums dessen Charakter.

* * *

Unsere Mittelschulen sind so eingerichtet, daß die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche den Mann zum Broterwerb befähigen, erst nach Verlassen der Schule erworben werden müssen. Viele Schulkenntnisse sind in manchem Berufe dem Manne eher ein Ballast als ein Vortheil. Schon Marchese Lucchesini hat gesagt: „Das, was der Mensch bis zu seinem achtzehnten Jahre lernen muß, ist gewissermaßen verloren. Der Mensch bildet sich erst von seinem achtzehnten bis zum achtundzwanzigsten Jahre." — Und einer der klarsten Köpfe Deutschlands sagte: „Sobald mein Sohn sein Examen gemacht hat und ehe er in die Armee eintritt, will ich ihn auf Reisen schicken, nur damit er den Wust vergißt, der auf der Schule in seinem Kopfe angehäuft worden ist."

* * *

Die Schule hat keine Verpflichtung, Kenntnisse mit Rücksicht auf einen bestimmten Lebenslauf zu vermitteln. Der Beruf des Schülers ist eben, keinen zu haben.

* * *

Die Schule hat gar keine Rücksicht auf Auserlesene, sondern nur auf Berufene zu nehmen, auf Normalkinder. Für das Genie gibt es überhaupt keine Schule. Das Genie ist seine Schule selbst.

* * *

Der schwächliche Schüler, der nie einen Fehler in den lateinischen Uebungen macht, immer artig dasitzt und fleißig büffelt, sich nie mit den Kameraden umhertreibt in der freien Weite, und der viel zu geistlos ist, als daß ihm einmal eine „Dummheit" einfiele, solch ein Schüler soll der „beste" heißen und ausgezeichnet werden? Ja, Ihr lieben Herren, was wollt Ihr denn machen aus der Menschheit?

* * *

Ein gescheiter Kopf, der auf einem schwächlichen Körper sitzt, wird aller Wahrscheinlichkeit nach mehr für Wis-

senschaft, Dichtung u. s. w. leisten, als einer mit starkem, normalen Körperbau. Denn er wird durch seinen Körper nicht abgezogen von seinen geistigen Arbeiten. Es geht eine einseitige Ausbildung vor sich, es entwickelt sich eine Geisteskraft aus Mangel an Gesundheit.

* * *

Weniger Kenntnisse, mehr Bildung!

Muth und Entsagungskraft stehen unendlich höher als Gelehrsamkeit. Gelehrsamkeit macht hoffärtig, sie bildet sich ein, Eins und Alles leisten zu wollen und zu können, und leistet für das Glück des Lebens sehr wenig. Sie gesteht aber endlich selbst zu, das menschliche Glück sei ihr ziemlich gleichgiltig, sie wolle nur kennen lernen, wissen, die Wahrheit suchen. — Wozu sind wir auf der Welt, um zu wissen oder um zu leben? Leben wollen wir, und die Kunst zu leben müssen wir uns aneignen, die Kunst, mit uns zufrieden und für Andere nützlich zu sein. Ist dazu ein warmes, thaten- und opferfreudiges Herz nicht nothwendiger, als ein mit todten Kenntnissen vollgepfropfter Kopf?

Das Wissen ist für die Schule maßgebend, aber das Können für das Leben.

* * *

Der Wert der Kenntnisse beruht nicht auf ihrem Besitze, sondern auf ihrer Fruchtbarmachung für das Leben.

* * *

Theoretisch läßt sich's ja sehr gut beweisen, daß das Studium und die Kenntnis der todten Sprachen zur humanitären Bildung unerläßlich seien. Unterscheiden sich aber die also „classisch Gebildeten" in Wirklichkeit an Humanismus und Weisheit gar so sehr von anderen Menschen? Ich frage nur, die täglichen Erscheinungen des Lebens mögen darauf Antwort geben.

* * *

Das deutsche Volk steht heute nicht tief, aber es muß höher noch hinauf, es muß besser, glücklicher werden als es ist, wenn es seine politische Größe rechtfertigen und bewahren will. Schule, Erziehung, das sei Deine Sorge.

* * *

Diese Gedanken sind nicht dem Gehirn eines Müßigen entsprungen. Sie sind hervorgegangen aus Anlaß der heutigen Schuleinrichtungs- und Erziehungstheorie in Deutschland und Oesterreich. Es sind Gedanken, welche von den Besten gedacht werden und täglich größere Verbreitung finden. Wer näher mit dem Gegenstand vertraut werden will, der lese in der „Deutschen Rundschau", Jänner- und Februarheft 1890, den Aufsatz: „Die Erziehung der deutschen Jugend" von Paul Güßfeld, welchem die meisten der hier angeführten Aussprüche entnommen sind.

Die mit der gegenwärtigen Erziehungsart Unzufriedenen mehren sich überraschend. Den Einen ist Das nicht recht, den Anderen Jenes nicht. Ich bin nur davon fest überzeugt, daß das, was man heute für Erziehung und Bildung ausgibt, keine Erziehung und Bildung ist, wie wir sie brauchen.

Es wird anders werden müssen.

Verwandlungen.

Knittelreime, gewidmet allen verstockten Gegnern des Darwinismus

von Adolf Pichler.

Es glauben jetzt die Thiere sogar
Ans Dogma des Darwinismus,
Vertauschen endlich, wie sich's geziemt,
Mit Bildung den blöden Cynismus.

Da brüllen die Sprachreiniger schon
Und reißen das Lied schier zu Fetzen; —
„Cynismus" kann ja mit „Schweinerei"
Der Dichter leicht übersetzen.

So fangen wir an: „Die Menagerie ..."
Wollt Ihr das Wort nicht erlauben?
Dann könnt Ihr doch das deutschere nicht:
„Die Volksversammlung!" — mir rauben.

Doch wen ich meine? — Ja, tout le monde!
Das dürft Ihr mir doch nicht bestreiten,
Vom Wolkenklieber zu den Escarpins
Reicht China in unsern Zeiten.

Ein Beispiel genügt, ein anderes wohl,
Du brauchst nicht ferne zu schweifen,
Frisch auf! Sie sind zu finden gar leicht,
Willst in die Menge Du greifen.

So fangen wir bei den Kleinsten an:
Bacillus foppt die Doctoren,
Trotz Mikroskop und Reagens
Ist doch der Kranke verloren.

Er möchte werden was Großes auch,
Doch will es ihm nicht gelingen,
Zum Großcapitalisten kann es nur
Walfisch, der Verschlinger, bringen.

Die Affen, mit Fingern flink und lang,
Die werden jetzt Millionäre;
Dort auf der Börse gewinnt der Luchs
Scharfäugig sich Gold und Ehre.

Elephanten tanzen schon im Tricot
Wie Cerale und ähnliche Elfen;
Doch blieben die Wölfe nur Wölfe stets
Und wußten sich nicht zu helfen.

Die Ochsen tragen jetzt Hörner von Stahl
Und eiserne Hufe die Rosse,
Die Ziegen sogar verwahrten sich schon
In einem gemauerten Schlosse.

Da nützte die Buschklepperei nicht mehr,
Kein Sprung vermochte zu tragen,
Und aus dem schrecklichen Rachen glitt
Kein Bissen hinab in den Magen.

Sie heulten vor Hunger, sie weinten sich vor
Und thäten die Füße ringen,
Sollt' ihnen von allen Thieren allein
Der Fortschritt so ganz mißlingen?

Da fand ein Alter das richtige Wort:
„Ihr müßt Euch zeichnen als Gründer!" —
In Rudeln fraßen sie gierig geschartt —
Jetzt Menschen und nicht bloß Rinder.

Und wenn es sonst nichts zu fressen gibt,
Dann werden sie helfen sich wieder, —
Dann fressen zuletzt sich einander auf
In Lieb und Treue die Brüder.

Blutegel kriecht aus dem schmutzigen Pfuhl, —
Wozu kann dieser wohl taugen? —
Beschnitten oder unbeschnitten? — Nun? —
Als Wucherer Blut zu saugen.

Zum siamesischen Zwilling verwächst
Mit einem Antisemiten
Der Hirsch; — man setzt sie in Spiritus,
Wenn sie zu Tod sich gestritten.

Der Holzwurm verpuppt in den Förster sich, —
Gott wolle die Wälder beschützen!
Was der Zahn nicht thut, vernichtet die Axt; —
So wird dem Aerar er nützen!

Es trägt das Ferkel schon Ueberschuh'
Und patscht damit in den Lachen,
Doch seine Mama läßt im Boudoir
Die Cour von Schöpsen sich machen.

Der Iltis hat einen Laden erricht'
Und handelt mit Parfumerien;
Lakai ist der Hund, doch zahlt man ihm gern
Mit Prügeln sein treues Bemühen.

Es trägt der Gimpel das Cerevis
Und schützt mit dem Schläger die Nase,
Jedoch entkriecht er dem Ei nicht mehr,
Er steigt empor aus der „Blase".

Und hat er gebüffelt! – daß Gott erbarm! –
Sich in den Grund nicht gesoffen,
So steht Medicin, Juristerei
Und Theologie für ihn offen.

Als Büßer verkroch sich so mancher Bock
Demüthig in einen Orden,
Doch leider kann ich berichten nicht,
Ob er zum Lämmlein geworden.

Vielleicht bestellt man als Gärtner ihn dann
In einen Liliengarten,
Da wachsen die Früchte von selbst, Ihr braucht
Nicht auf den Segen zu warten.

Es wandert der Krebs im ......
Nur rückwärts und läßt sich nicht spotten,
Er wird wohl zum ...... noch,
Hat man ihn tüchtig gesotten.

Und sieht ihn der Büffel, so wird er wild,
Der wuchs dem Fortschritt ein Rächer,
Zwar spießt er ihn nicht, allein er bekommt
Den silbernen Ehrenbecher.

Als Fortschrittsbüffel wird er gerühmt
Von seinen Parteigenossen,
Doch gibt er endlich zufrieden sich,
Sieht er das Heu nur sprossen.

Wie Schlangen sich in Menschen verkehrt,
Hat Dante gründlich beschrieben,
Betschwestern schilt sie die Christenheit,
Der Giftzahn ist ihnen geblieben.

Hast Du für den Uhu keinen Raum,
Seit ihn die Pallas entlassen?
Still, Freund, in unserem Oesterreich
Sollst Du mit Eulen nicht spassen,

Doch seien die Kunst, die Literatur,
Dir immerhin preisgegeben,
Da darfst Du gegen die Besten auch
Gefahrlos die Peitsche heben.

Es wird die Krähe zum Dichterling
Und schmückt sich mit fremden Federn,
Doch wie zu den Zeiten Aesops sind
Noch immer die Verse ledern.

Im faulen Sumpf bei der Frösche Chor
Gibt Opern auch die Rohrdommel,
Sie wird zum Meister der Meister ernannt
Und rast auf der Zukunft Trommel.

Und tausend Ellen Leinwand verschmiert
Das Kameel mit Farbengerinnsel,
Das gäb' für die Armen Hemden ab,
Eh' sie noch beschmutzte der Pinsel.

So mancher alte griesgrämige Dachs
Ersinnt die neuen Systeme,
Unfehlbar ist er, und wer ihm nicht glaubt,
Den trifft die rächende Vehme.

Der Maulwurf, welcher den Boden durchwühlt,
Der ist ein großer Gelehrter,
So daß man ihn zum Professor ernennt
Und was er nicht weiß, das lehrt er.

Jetzt, Muse, nimm einen höheren Flug
Wie bei den alten Poeten,
Die großen Thiere rücken nun an, —
Verkünd' es mit Pauken, Trompeten.

Dem Eselein binden sie an den Schwanz
Den Lorbeer — als Volksvertreter,
Den Marder verehren die Hühner bereits
Als ihres Volkes Erretter.

Die Gans ist ......
Und weiß sich zu producieren,
Christlich germanisch, versteht sich von selbst,
Doch soll sie auch cancaniren.

Der Gockel stolziert als Lieutenant
Und rasselt keck mit dem Sabel,
Gar mancher verläßt sich auf Protection,
Hat er auch kein Haar auf dem Schnabel.

Und bringst Du ein Wappen mit Dir auf die Welt,
Dann brauchst Du Dich nicht zu beklagen,
Die Sterne, — sie fehlen im Capitol, —
Doch fliegen sie Dir ......

Das Papagenoschloß vor dem Maul
So werden wir andern geboren;
Wir haben die Augen zum Sehen nicht
Und nicht zum Hören die Ohren.

Jetzt höher hinauf; doch nicht zu höchst,
Die Gipfel darfst Du nicht rühren,
Sonst wirst Du bald — mum, mum, mum, mum! —
Die Paragraphe verspüren.

Nicht bändigt das Roß der Politik
Der Bismarck mit ehernen Zäumen,
Doch sieh' dort! — „Wo?" — wie stolz und kühn
...... sich bäumen.

Allein in Oesterreich sollte man
Nicht schielen über die Grenze,
Der Stirnen gibt's ja bei uns genug,
Willst Du verschwenden die Kränze.

Nicht darfst Du von ungarischer Paprika,
Noch czechischem Powidl singen,
Und mit dem Fürstenthum Liechtenstein,
Da will's nicht recht mir gelingen.

Der sarmatische Bär, — Ihr kennt ihn ja!
Der ist zum Vielfraß geworden.
Er lauert und langt mit den Tatzen herab
Nach Süden vom eisigen Norden.

Du herrlicher deutscher Kaiseraar,
Du bist! und brauchst nicht zu werden,
Es können dir weder Gewalt noch Trug
Den stolzen Flug gefährden!

Mag wettern der Kampf! — das Auge licht
Schlägst Du zur Rechten, zur Linken,
Wie der Franzose, soll jeder Feind
Vor dir zerschmettert versinken!

Der Ruhm ist dein, die Macht ist dein,
Dein ist ja der Zukunft Fülle,
Es stärkt dir die Schwingen von Sieg zu Sieg
Des Schicksals heiliger Wille.

Wohl könnt' ich ein frisches Lorbeerreis
Zum Stefansdome tragen,
Doch muß verstummen der Ehre Preis,
Darfst Du keinen Tadel wagen.

Den Lorbeer? nein! — Laß Anderen ihn,
O Friede, reich' uns die Palme,
Daß alle die Zwietracht, die uns zerriß,
Verkling' in selige Psalme,

Dann bist du groß, o mein Oesterreich!
Die alten Wunden vernarben,
Wie glücklich, dem es zu schauen vergönnt,
Wie selig, die dafür starben!

Doch still, die Wehmuth geziemt sich nicht
In diesem schnackischen Liede,
Nur einmal falt' ich die Hände noch
Und bet' inbrünstig: Nur Friede! —

Die Zeit ist ernst, die Zeit ist groß,
Drum hetz' ich zu Tod nicht die Späße,
Sonst komm' ich bei den Enten noch an —
Und diese gehören der — Presse!

Doch weil der Kreislauf Naturgesetz,
Erneut sich die alte Geschichte,
Gibt wieder einem Dichter den Stoff
Zu einem schlechten Gedichte!

Wenn der Kopf weh thut.

Von Dr. M. Byrenfurth.

Wenn ein ganzes Heer von Krankheiten darauf ausgeht, uns unser Dasein bald langsam, bald mit möglichst raschem Proceß zu verkürzen, so begnügt sich ein anderer Theil damit, es uns zur Hölle zu machen. Jene sind die reißenden Thiere, diese die Mosquitos des menschlichen Lebens. Aber die kleinen Plagegeister verstehen das Zwicken und Foltern ganz ebenso vortrefflich, wie ihre großen Vettern.

Zu den ruchlosesten Mitgliedern dieser Sippe (unter denen ich nur den Zahnschmerz, den Hexenschuß, den Stockschnupfen und das Hühnerauge erwähne) gehört offenbar der Kopfschmerz. Schon beim Berühren dieses Themas wird in dem Herzen meiner verehrten Leserinnen eine Saite schmerzlich wiederklingen, denn welche von Ihnen hätte nicht, ach wie oft schon, unter den grausamen Martern jenes Dämons unbeschreiblich gelitten? Es hieße Ihre Qualen erneuern, wollte ich es unternehmen, diese reißende, bohrende, zusammenschraubende Pein zu schildern. Erkaltet ist die Theilnahme an Allem, was sonst ihr Gemüth bewegt, der Reiz der Natur, der Gruß der Freundschaft, der Anblick eines neuen Kleiderstoffes — sogar eine Einladung zu einem Ball oder großen Kaffee bleibt zuweilen fruchtlos! Und bei all' dem Jammer finden wir kaum eine Seele, die uns wahrhaft bemitleidet!

Selbst wenn wir uns hilfeflehend an den Arzt wenden, müssen wir von ihm hören, Kopfschmerz sei keine Krankheit! Freilich ist er weit entfernt, mit diesem hart scheinenden Ausspruch unserem Schmerz jede ernstere Bedeutung absprechen zu wollen; er will nur damit sagen, daß der Kopfschmerz niemals als eine selbständige Krankheit, sondern nur als Symptom einer Unzahl der verschiedenartigsten Krankheiten aufzufassen sei. Schon beim gewöhnlichen Schnupfen treffen wir ihn als ebenso unausstehlichen, wie untrennbaren Begleiter, mit Sicherheit meldet er sich als Vorläufer jeder fieberhaften Krankheit, so z. B. der Lungenentzündung, des Typhus, der Pocken; wir finden ihn bei Erkrankungen des Hirns und seiner häutigen und knöchernen Umhüllungen, ebenso bei tieferen Entzündungen des Auges und des Ohrs, bei Vergiftungen durch narkotische Stoffe (Kohlenoxyd, Opium, Nikotin und Alkohol), bei Gicht und Rheumatismus, bei Störungen des Nervensystems und der Verdauung, als Verräther unterdrückter und Verkünder bevorstehender Blutungen, nach Kummer und Noth, nach üppigem wie schlechtem Leben, kurz als ein Hans Ueberall unzähliger menschlicher Gebrechen. Kopfschmerz beweist also zunächst nur, daß irgendwo in der Maschine eine Schraube nicht in der Ordnung ist; des Arztes Aufgabe besteht vor Allem darin, die Fehlerquelle zu ergründen.

Manche Menschen haben Nerven wie Eisen, und erfahren niemals an sich selbst, wie es thut, an Kopfschmerzen zu leiden. Andere hinwieder werden den Jammer nie recht los. Oft beginnt die Plage schon in früher Kindheit und dauert mit abwechselnd starken Anfällen und zeitweisen Pausen viele Jahre lang, bis erst das heran-

nahende Alter Erleichterung bringt. Der Schmerz sitzt bald im ganzen Kopf, bald mehr in der Schläfe, der Stirn, dem Scheitel oder dem Hinterkopf. Die Empfindungen werden von den Kranken in der mannigfaltigsten Art beschrieben, als: Reißen, Stechen, Bohren, Hämmern, Klopfen. Dem Grade nach äußert sich der Schmerz in den verschiedensten Abstufungen, vom gelinden Eingenommensein bis zur rasendsten Heftigkeit.

Halten wir nun eine Heerschau über einige der am häufigsten vorkommenden Arten von Kopfschmerz, so stoßen wir zunächst auf den

Kopfschmerz in Folge von Blutüberfüllung des Gehirns. Derselbe gibt sich meist dadurch zu erkennen, daß er bei horizontaler Lage, beim Bücken, bei Mahlzeiten, bei oder nach selbst mäßigem Genuß von Kaffee, Thee und geistigen Getränken, bei wärmerer Temperatur und Aufenthalt in Stubenluft, wie auch bei starken Bewegungen und Erschütterungen des Körpers durch Niesen oder Husten zunimmt. Beruht die Vollblütigkeit auf vermehrter Blutzufuhr nach dem Gehirn, so röthet sich das Gesicht, die Adern schlagen voll und lebhaft, die Kranken leiden oft an Schwindel und Ohrensausen. Entsteht sie dagegen durch Stauung des Blutes im Schädel-Inhalt, also durch verhinderten Abfluß, z. B. bei gewissen Herzkrankheiten, bei Kopf- oder anderen Geschwülsten, welche auf die großen Halsgefäße einen Druck ausüben, oder bei Strangulation des Halses durch enge Binden oder Kragen, so werden Kranke dieser Art eine mehr oder weniger dunkelrothe oder bläuliche Gesichtsfarbe zur Schau tragen.

Umgekehrt gibt es auch zahlreiche Fälle von Kopfweh, hervorgebracht durch Blutleere des Gehirns, die meist mit allgemeiner Blutarmuth Hand in Hand geht. Mit diesem Zustand kann sich eine gewisse Gesichtsröthe ganz gut vertragen; der wirkliche Blutmangel verräth sich aber bald durch die allgemeine Bläſſe der Schleimhäute und namentlich des Zahnfleisches. Der Kopfschmerz der Blutleeren verschlimmert sich bei aufrechter Stellung, bei nüchternem Magen, lindert sich durch niedrige Kopflage und Zusichnehmen von Nahrung. Die Blutleeren klagen bei ihrem Kopfweh ebenso über Ohrensausen, Schwindel und Schwarzsehen, wie die Vollblütigen, zum Beweis dafür, daß entgegengesetzte Ursachen oft dieselbe Wirkung haben können.

Der rheumatische Kopfschmerz entsteht durch plötzliche Abkühlung des schwitzenden Kopfes. Er pflegt seine Wohnstätte auf der Mittellinie der Kopfschwarte von vorn nach hinten einzunehmen und bei Witterungswechsel besonders empfindlich zu werden. Bei weitem die meisten Fälle von Kopfschmerz stehen auf dem Boden eines krankhaft gereizten Nervenlebens, und hier tritt uns in erster Linie der hysterische entgegen.

Die Hysterie, diese Erbplage fast aller Evastöchter, ist ein wunderliches Gemisch der mannigfachsten Leidensscenen, welche sämmtlich auf einer krankhaften Reizbarkeit des Nervensystems beruhen. Ein wahres Chamäleon, diese Hysterie! Aufgeregtheit und Verstimmung, Lach- und Wein-, Gähn- und Magenkrampf, Herzklopfen, Rückenschmerzen, ins Unerträgliche gesteigerte Empfindlichkeit und Fühllosigkeit, stilles Dulden und laute Uebertreibung — das sind die Farben, in denen sie schillert.

Zu den gewöhnlichen Drangsalen der hysterischen Behaftung aber gehört der Kopfschmerz. Derselbe stellt sich oft nach Gemüthsbewegungen oder Störungen von Körperfunctionen, oft aber ohne jede erkennbare Veranlassung, meist Morgens nach dem Erwachen ein. Seine Heftigkeit steigt von Minute zu Minute. Schon die Berührung des Kammes, jedes leise Geräusch, jeder Lichtstrahl vermehrt ihn. Es ist, als ob ein Nagel vom Scheitel aus

ins Gehirn sich einbohren (der hysterische Nagel!), als ob der Kopf zerplatzen möchte. Der Ort des Schmerzes ist verschieden. Manchmal nimmt er den ganzen Kopf, manchmal die Stirn oder nur eine Seite des Kopfes ein. Erleichternd wirkt zuweilen ein auf der Höhe des Anfalls sich ereignendes Erbrechen; allmählich lassen nun die Schmerzen nach; die Nacht bringt etwas Schlaf und der Morgen Befreiung, mitunter aber auch Wiederholung des trübseligen Schauspiels.

Besonders in der Frauenwelt ist eine Form des Kopfschmerzes verbreitet, welche nur nach kürzeren oder längeren Pausen auftritt, nur die eine, meistens die linke Hälfte des Schädels befällt und den französisierten, im Griechischen hemicrania lautenden Namen Migräne führt.

Dieses Leiden hat von der früheren Medicin eine sehr stiefmütterliche Behandlung erfahren. Die Migräne wurzelt auf hysterischem Boden. Ein „hysterisches Frauenzimmer" galt als das Urbild der Uebertreibung, Vorstellung, Einbildung, ihre Klagen wurden belächelt, verhöhnt, wie denn der berühmte Nervenarzt Romberg das arge Schalkswort gern im Munde führte: Mulieri et ne mortua quidem credendum est — zu deutsch: Weibern sollst Du nicht glauben, auch wenn sie schon todt daliegen. Daher geschah es, daß die Migräne bei den Aerzten auf harte Herzen und taube Ohren stieß und höchstens mit etwas Bibergeil und Baldrian, Hirschhornsalz und Senfspiritus abgefertigt wurde.

Eine gerechtere Beurtheilung verdankt die Migräne erst dem ebengenannten Romberg, welcher sie als eine eigenthümliche Affection des Gehirns auffaßte und dessen Beobachtungen durch die des Physiologen Dubois-Reymond noch wesentlich ergänzt wurden. Wir wissen jetzt, daß wir es bei der Migräne mit Umlaufsstörungen in den Blutgefäßen der einen Hirnhälfte zu thun haben, und daß entgegengesetzte Zustände sowohl Erschlaffung und Erweiterung, als auch krampfhafte Spannung und Zusammenziehung der Gefäßwände, eine gleiche Wirkung: Erzeugung eines einseitigen Kopfschmerzes, hervorbringen. Aus der Erscheinungsweise des letzteren läßt sich aber ein Schluß auf den bedingenden Krankheitsproceß im Gehirn ziehen. In der einen Form von Migräne nämlich, der krampfhaften, erscheinen nach Eulenburg auf der Höhe des Paroxysmus das Gesicht und das Ohr der leidenden Seite blaß und kalt, das Auge eingesunken, die Pupille erweitert, und erst am Ende des Anfalls stellen sich Röthe und Hitze, Herzklopfen und Erbrechen ein. In der anderen Form aber, welche auf Erschlaffung der Gefäßwände beruht, dem Blute also innerhalb derselben leichter umzulaufen gestattet, zeigen sich das Gesicht, das Auge und das Ohr der schmerzhaften Seite auf dem Gipfel des Anfalls heiß und geröthet, die Pupille stark verengt, die Thränenabsonderung gesteigert.

Die Entstehung der Migräne fällt meist in das jugendliche Alter. Tissot behauptet, wer sie bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre nicht gehabt, bleibe auch später von ihr verschont. Die Anlage zu der Krankheit beruht meist auf Erblichkeit; leidet die Mutter daran, so wird sie auch bei den Töchtern nicht fehlen; nicht selten wurden ausgesprochene Anfälle schon bei vier- bis fünfjährigen Mädchen beobachtet. Begünstigt wird sie durch üppiges Leben, Müßiggang, sitzende Lebensweise, Romanlectüre, Gefühlschwärmerei, Nachgiebigkeit gegen Launen, Stimmungen, Leidenschaften.

Einer der Hauptgründe, warum Migräne, Hysterie und Nervosität heutzutage beim weiblichen Geschlecht so überhand genommen haben, beruht in mangelhafter, verhätschelnder Erziehung. Der mütterliche Stolz und Ehrgeiz erschöpft sich förmlich im Luxus der Kindertoilette. Der kleinen Pflanze

wird aller Wille gelassen. Ein bei uns Alten in der Jugend sehr fleißig angewandtes, sehr heilsames, mit unserem Rücken sehr oft in Berührung gebrachtes Instrument ist jetzt aus der Kinderstube leider gänzlich verschwunden. Die kindliche Tyrannei übersteigt jetzt alle Grenzen, desgleichen die Angst der Eltern vor jedem Stirnrunzeln ihrer Kleinen. Wen kann es Wunder nehmen, wenn bei solcher Nachgiebigkeit der Erzieher Eigensinn und Launen in dem jungen Gemüth breit und zügellos emporwuchern und die geringfügigsten Anlässe Stürme von Leidenschaften und hysterischen Scenen entfesseln?

Nur wenig Lorbeeren hat die ärztliche Kunst bei der Bekämpfung der Migräne davongetragen, und das leidige Trostwort bei den Angriffen dieses unerbittlichen Feindes lautet noch immer: Gedulde Dich fein. Allzumächtig und zahlreich sind ja die Factoren, welche dies Leiden verursachen und begünstigen: fehlerhafte Erziehung, widrige Lebensführung und Schicksale, angeborene und erworbene Nervenschwäche und Körperleiden der mannigfaltigsten Art! Immerhin dürfen wir behaupten, daß den Fortschritten in der Erkenntnis des Uebels auch solche in der Behandlung desselben gefolgt sind. Entsprang die Migräne aus Erschlaffung der Blutgefäße in der Gehirnsubstanz und daraus hervorgegangener Blutüberfüllung, so werden wir Mittel anwenden, welche die Wandungen der Gefäßchen kräftig zusammenziehen; an ihrer Spitze steht das Ergotin. War die Ursache eine krampfhafte Anspannung der Gefäße, wodurch dieselben einen schmerzerregenden Druck auf die Fasern der Empfindungsnerven ausüben und eine zeitweise Blutarmuth in den Partien der leidenden Seite entstand, so müssen wir Mittel anwenden, welche diese Spannung lösen und die geschlossenen Gefäße wieder öffnen; vorsichtiges Riechen an einigen ins Taschentuch gegossenen Tropfen Amylnitrit zaubert in der Mehrzahl der Fälle den Migräne-Paroxysmus hinweg, wenn es auch seine Wiederkehr nicht verhindern kann. Chinin und Coffeïn erfreuen sich schon längst des Rufes, den Anfall zu lindern und abzukürzen. Auch der Migränestift — sein Hauptbestandtheil ist Menthol, das ätherische Oel einer japanischen Pfeffermünzart — hat sich durch seine angenehm kühlenden Striche eine große Beliebtheit bei dem Heer der Migränekranken errungen. Nächstdem sind während des Anfalls völlige Bettruhe, verdunkeltes Zimmer, Brausepulver, schwarzer Kaffee, Senfteig auf den Nacken und Eisbeutel auf Stirn und Schläfe zu empfehlen.

In dem bunten Strauß von Kopfschmerzen, welche uns Erdenbewohnern zur Ausschmückung unserer Pilgerschaft beschieden sind, gibt es noch eine andere Art, die, im Gegensatz zu den oben beschriebenen, mehr das männliche Geschlecht heimsucht. Dieser Kopfschmerz wurzelt gleichfalls in einem krankhaft veränderten Nervenleben. Unter dem Einfluß langdauernder tiefer Gemüthsbewegungen, Seelenschmerzen und Sorgen, nach anhaltenden Geistesanstrengungen, namentlich Rechenarbeiten, übermäßigem Nachtwachen, sowie auch nach oft wiederholten schweren Excessen entwickelt sich häufig ein quälender Zustand, dessen hervorstechendste Merkmale sich in einer tiefen Verstimmung der Nerven, einer allgemeinen körperlichen und geistigen Erschlaffung und in einem qualvollen Gefühl von Betäubung und Druck im Kopf kundgeben. Diese Menschen, oft die begabtesten, werden zerstreut, fahrig, allmählich selbst zu leichteren geistigen Arbeiten unfähig.

Die Wissenschaft gibt diesem Kopfschmerz den Namen des *neurasthenischen*, weil er auf einer tiefen Nervenschwäche beruht; zu deutsch heißt er *Kopfdruck*. Anders als die Migräne peinigt er seine Opfer nicht in Pausen, sondern unablässig und steigt

zuweilen zu solcher Heftigkeit, daß er Lebensüberdruß erzeugt.

Wir leben im Zeitalter der Nervosität. Alles jagt nach Glück, Genuß; der Kampf ums Dasein zwingt uns, unsere Kräfte aufs Aeußerste anzuspannen. Schon in der Jugend wird die normale Entwickelung des Gehirns durch Ueberbürdung mit Lernstoff gestört, der Geist auf Kosten des Körpers gefördert — wie sollen diese Treibhauspflanzen den Stürmen des Lebens widerstehen?

Ihr Bücherwürmer und Staatshämorrhoidarier, lernet Euer künftiges Loos fürchten und gehet in Euch. Studiert etwas mehr die grünen Blätter der Natur und etwas weniger die vergilbten Eurer Pergamente und Acten! Holt Euch Gesundheit in frischer Wald- und Bergluft und vergiftet Euch nicht mit den gährenden Producten Eures eigenen Stoffwechsels! Denn der neurasthenische Gehirnarbeiter und Stubenhocker, dieser verstimmte, reizbare, schnell ermattende, schlaf- und appetitlose Schwächling krankt nach dem berühmten englischen Arzt Lauder Brunton in Folge seiner sitzenden Lebensweise an der Aufsaugung seiner eigenen Verdauungssäfte, wodurch Schwefelwasserstoff, Kohlen- und Buttersäure von der Pfortader aufgenommen und dem allgemeinen Blutkreislauf zugeführt werden.

Der neurasthenische Kopfschmerz ist schwer heilbar. Als erste Bedingung zur Rettung ist die Umkehr des ganzen Lebenslaufs erforderlich. Fort von dem Actentisch, hinaus in die Berge, in die Waldluft! Einfache, aber nahrhafte Kost, Sorge für regelmäßige Verdauung, Flucht aus dem Strudel des großstädtischen, aufreibenden Lebens!

„Tägl. Rundschau.“

Komödiantenlieder.

Neue Folge von Gustav Starcke.

1.


Ihr geht an uns vorüber
Mit Neubegier im Blick,
Doch schau'n wir Euch ins Auge,
Fliegt Euer Blick zurück.

Ihr faltet fromm die Hände
Und sagt mit stolzem Sinn:
„Ich dank' Dir, Gott, da oben,
Daß ich nicht Dieser bin!“

2.

Nun, wenn wir auch nichts besser,
Sind wir auch schlechter nicht,
Geht mit uns Comödianten
So streng' nicht ins Gericht.

Wohl fließt in unsern Adern
Ein leicht erregbar Blut,
Wohl flattern unsere Sinne,
Das Wort entfliegt der Hut,

Und manche lustigen Streiche
Wär'n besser ungescheh'n —
Doch warum grad mit uns denn
So streng' zu Rathe geh'n?

3.

„Bitte Dich, hab' kaltes Blut doch,
Freundchen, schwitze nicht,
Sonst weicht die gemalte Schönheit
Dir vom Angesicht! —

Laß Dich meistern vom Verstande,
Zeig' doch nur Du spielst,
Mach' dem Volke etwas vor doch,
Daß es glaubt, Du fühlst!“ —

Also sprach ein alter Mime
Zu mir Tag für Tag,
Wenn beim Spielen großer Rollen
Oft das Herz mir brach.

4.

Wenn einstens soll geschieden sein,
Nur auf den Brettern möcht' ich sterben,
In jener schönen Welt voll Schein
Will ich den Sold des Lebens erben.

Der ich gedient mein Leben lang,
Mit Lust und nimmermüder Seele,
Der Kunst gehör' mein letzter Gang,
Wenn ich dem Staube mich vermähle.

Zwar Sonnenschein und Blumenduft
Und munt'rer Vögel helles Singen,
Und Gottes freie Himmelsluft
Soll man als letzt' Geschenk mir bringen.

Mir war der treu'ste Freund Natur
In meinem buntbewegten Leben,
Nun löscht sich meine Erdenspur,
Da ich der Erde werd' gegeben.

Doch sterben möcht' ich auf den Brettern,
Den Brettern, die die Welt bedeuten,
Und so aus dieser Welt voll Schein
Zum ewigen Sein hinübergleiten.

Der Schöckel bei Graz.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Landsleute! Gott muß uns sehr lieb haben, daß er uns ein so schönes Heimatland gegeben hat.

Manchmal kann ich es kaum fassen, wie wir, die in die Ferne Trachtenden, ins Ausland Strebenden, die Güte und Schönheit der Heimat Mißachtenden, ein solches Glück verdienen. Ich selbst wäre unter Umständen einer der Schollenflüchtigen, in die weite Welt Hastenden unter dem Vorwande, daß man die Fremde kennen lernen, so viel als möglich sehen und sich einen großen Weltblick erwerben müsse. Ja, man soll die Fremde kennen lernen, aber früher noch die Heimat, man soll so viel als möglich sehen, aber vor Allem sein eigenes Vaterland; und wer die Fremde besser kennt als seine Heimat, in der er lebt, der wird aufgeblasen, verschroben und manchmal ganz dumm.

Ich liefe, wie gesagt, vielleicht selber Gefahr, lieber von einem Kärntner Berge auf Steiermark hereinzublicken, als von einem steierischen Gipfel auf Kärnten hinaus; in einem Hotel der Schweiz die Gemüthlichkeit der steierischen Wirtshäuser zu loben, als selbst in einem solchen mich zu stärken zur frohen Wanderung in den Geländen der Raab, der Mur, der Enns. Allein ich vermag es nicht, mir hat die grüne Steiermark nach dem Volksliede „eine goldene Kette ums Herz angelegt." Wer in der Fremde an Heimweh leidet und zu Hause Heimlust empfindet, der weiß, was er zu thun hat, er bleibt daheim, da die Schönheiten seines eigenen Vaterlandes unerschöpflich sind, hier lieblich zum Entzücken, dort herrlich zum Seligwerden.

Wenn ich vom Vaterlande spreche, so meine ich das nicht im politischen Sinne, ich meine damit das Land meiner Vorfahren, das Land, aus dessen Natur, aus dessen Einrichtungen und Sitten meine Väter hervorgegangen sind, dessen Zuständen ich naturgemäß angepaßt worden bin, dessen Bedingungen und Herkömmlichkeiten die meinen sind, ich meine damit das Land, welches mir in allen seinen Theilen heimlich und traut ist,

in welchem ich Alles begreife, verstehe, sowie in demselben mich Alles begreift und versteht. In diesem Sinne des Abstammens, des Angeborenseins, in diesem aristokratischen Sinne spreche ich von meinem Vaterlande.

Mein Vaterland sind die deutschen Gauen der Steiermark.

Es mag überaus anmaßend klingen, wenn ich sage: Ich stehe zu diesen Gauen, wie der Fürst zu seinem Reiche, allein ich komme mit solchem Ausspruche meiner Empfindung am nächsten. Ich betrachte mein Heimatland nachgerade als mein persönliches Eigenthum. Also macht es mir Freude, also macht es mir Sorgen. Also muß ich daheim bleiben und kann nicht fort, weil der Mensch egoistischerweise mit seinem Eigenthum verwachsen ist. Wohl verstehe ich auch den, der nun etwa kommt und sagt: Mein Lieber! ich bin ein weit größerer Fürst als Du, kleiner Gaugraf, mein Reich, mein Eigenthum ist die ganze Welt, ich bin überall daheim, ich fühle mich gemeinsam mit dem Kosmos, ich habe ein großes Herz! — Alle Achtung vor Dir, Weltfürst mit dem großen Herzen, doch ich für meinen Theil entscheide mich für bescheidenere Beschränkung, damit ich das Meinige auch mit persönlichen Sinnen haben und genießen kann. Trotz meiner steierischen Selbstherrlichkeit gönne ich meinen Landsleuten in Gnaden dasselbe, was ich habe, ja noch mehr. Sie mögen in den Schlössern wohnen, sie mögen auf der Scholle ernten, sie mögen in den Wäldern jagen, in den Flüssen fischen, ich gestatte es großmüthig und begnüge mich bei unserem gemeinsamen geistigen Eigenthume im weiteren Sinne mit der Heimatfreude und im engeren Sinne mit der Landschaft.

Wonnig nicht zu sagen, ist mir, wenn ich im Frühjahre den ersten Ausflug mache über Land. Fürs Erste wundere ich mich, das Glück noch einmal erlebt zu haben, noch so jung und noch so sinnenfrisch, als wäre nie ein Winter gewesen. Und das Blauen der Berge, und das Grünen der Wälder und das Blühen der Wiesen und Gärten, und das Rieseln der Wässer und das Singen der Vögel und der sonnige, mit zarten Wölklein durchwobene Himmel darüber — Alles wie es war in längstvergangenen Tagen, eine veränderliche, aber unvergängliche Herrlichkeit.

Eines Mai-Morgens in diesem Jahre wanderte ich aus der Stadt. Man hat ein gutes Weilchen zu fliehen, bis unser weit ausgreifendes Graz hinter dem Rücken liegt. Von den Thürmen zu Maria-Trost klangen die Glocken hinaus in den thaudurchfrischten Morgen. Ein Hochzeitspaar zog in die Kirche ein. O Gott im Himmel! dachte ich, wie bist du heute wieder wohlgelaunt! Denn in mir war eitel Entzücken.

Landsleute! Kennt Ihr den Weg, der dem Kroisbach entlang zieht, dann links hinauf zur Höhe des Fasselberges und nordwärts über den Hügelzug hin, nach rechts und links freie Ausblicke in reizende Thalkessel, reich besäet mit Dörfern, Bauernhäusern und wohnlichen Schlössern? Links die Thäler von Rinnegg und Linegg, die waldigen Höhen, welche uns schon gütig die Stadt und ihren Dunst verdecken; rechts das Rabnitzthal mit dem auf sanfter Anhöhe malerisch gelagerten Kumberg, und weiterhin das Hügelgelände bis an die Berge bei Weiz. Vor uns aber die Masse des Schöckels mit ihrem langgestreckten Rücken, mit ihrem steilen Abfalle gegen Osten hin. Auf dem Hochplateau des Berges sehen wir ein winziges Würfelchen in den Himmel hineinstehen — das neue Touristenhaus.

Diesem Berge wanderte ich zu. Noch hat er genau die Form, in welcher wir ihn von Graz aus sehen. Doch ist er nicht mehr blau, sondern mit seinen waldigen Hängen und Wänden, mit den Spitzen seiner Wipfel in deutlichen Conturen vor uns, schein-

bar aber weniger hoch als von der Ferne, was sich immer so spielt. Hohe Berge und bedeutende Menschen erscheinen größer in der Ferne als in der Nähe.

Schon hatte ich den Curort Radegund in Sicht, der am Fuße des Schöckels liegt, als mir ein nettes Abenteuerchen zustieß. Man sollte glauben, die Anekdoten würden von Spaßvögeln erfunden, bei vielen mag es zutreffen, die besten aber macht der Zufall, oder vielmehr der Mensch in seinem größten Ernste. Auf der Straße hatte mich ein Bauernweib eingeholt, das mich ansprach und aus dessen Mundart ich merkte, daß es nicht in der Gegend geboren, sondern aus dem Wendenlande eingewandert sein müsse. Sie war redselig und sprach ein schlechtes Deutsch. Sie erzählte mir, daß sie eiligst zum Arzt müsse, es sei ihr Mann auf den Tod krank. Ein Grazer Doctor hätte gesagt, er habe eine Brustentzündung und habe sieben Egel geschickt. Die Egel habe sie sofort in Schweinsschmalz gekocht, weil sie wohl wisse, daß Rindsfett für Kranke nicht gesund sei. Aber als der Kranke die Speise gegessen, sei ihm so viel zum Versterben übel geworden und daher wolle sie eilends den Radegunder Arzt bitten gehen um eine bessere Medicin. Anfangs hatte ich in der That gemeint, das Weib wolle mich foppen, doch überzeugte ich mich allmählich von der lieben Einfalt meiner Weggenossin. Ich gab ihr noch den Rath, sich beim Radegunder Arzte ganz genau zu erkundigen, wie die Medicin, die er etwa verschreibe, anzuwenden sei. Es gebe z. B. Salben, die man nicht einnehme und es gebe Mixturen, die man nicht auf Pflaster streiche und es gebe Blutegel, die man nicht in Schweinsfett geschmort esse, sondern zum Blutsaugen an die Haut setze. Ich empfahl sie hernach in den Schutz Gottes und gieng meinen besonderen Weg.

Von Nah und Fern kommen jährlich zahlreiche Kranke nach Sanct Radegunds Kaltwasser-Heilanstalt, um sich aus den sechzig Brustzitzen des Schöckels, hier Quellen genannt, Gesundheit zu trinken. Es steht wohl zu wünschen und unter dem strengen Directorium des Doctor Novy zu hoffen, daß mancher Presthafte das kalte Wasser nicht ebenso unzweckmäßig anwende, als jenes Bauernweib die Blutegel. — Im Schatten der Lustwäldchen Radegunds läßt es sich nicht bloß heilsam trinken, sondern auch gut träumen, wenn man so auf bequemer Ruhebank sitzend, zwischen dem Gestämme hinausblickt ins höhenrauchübergossene weite Gelände und etwa auch einmal darüber nachsinnt, was in diesem Paradiese der Mensch Alles thut, um krank zu werden, und was er Alles thun möchte, um wieder zu gesunden. Es ist nicht an einem Tage und nicht mit einem einzigen Fehler geschehen, daß sich der Mensch krank macht, es braucht manchmal recht vieler Anstrengung; aber noch hundertmal schwerer geht das Gesundwerden.

Ich lasse den Curort mit seinen frischen Quellen zur Rechten und zur Linken liegen und steige munter an. Der Boden wird steiler und auf einmal stehe ich hoch an der Brust des Berges. Der Weg zieht sich rechts an von Haus zu Haus, bis er in den Wald hineingeht und sachte das Halbrund macht um den Berghang. Auf dem Bergsattel, wo der Weg sich zweigt, hinab in die nördlichen Gegenden und links empor zur Schöckelhöhe, steht eine gemauerte Bildsäule, genannt das Schöckelkreuz. Hier ist ein freundlicher Platz, ein stiller Waldanger. Hier könnte man rasten, wenn man nur müde wäre. Wer die Müdigkeit nicht von der Niederung mit heraufgebracht hat, auf hohem Berge kommt ihm keine mehr, die leichte Luft, das leichte Herz, die Sehnsucht nach dem Gipfel lockt, jagt, zwingt ihn nach vorwärts. Ein wahrer Parkweg hinan durch hochstämmigen Wald, dann ein kurzer steiler Ruck empor

bis zum Wetterloche, wo eine Kluft in den felsigen Berg hinabgeht, in welcher den größten Theil des Jahres Schnee und Eis liegt. Einst, als der Schöckel noch für den steierischen Blocksberg galt, sollen die Hexen durch dieses Loch aus- und eingeflogen sein. Heute steigen nach dem Hirtenglauben aus diesem Loche nur böse Wetter auf, wenn man Steine hineingeworfen hat. Die Leute erzählen sich, daß dieses Loch mit dem Neusiedler See in Ungarn in Verbindung stehe. Vor Jahren sei einmal ein Ochse in diese Schöckelkluft gefallen und eine Weile später sei derselbe Ochs auf dem Neusiedler See wieder zum Vorschein gekommen; unterwegs sollen ihm die Hörner gewachsen sein, nach Art der ungarischen Ochsenrasse . . . Ich befasse mich mit dieser merkwürdigen Naturerscheinung nicht weiter, denn schon habe ich unter meinen Füßen Alpenboden und vor mir liegen auf grünen Matten das alte Schöckelschutzhaus und die Semriacher Hütte. Ich bin auf der nördlichen Seite des Berges, säume aber nicht lange; eine letzte Viertelstunde, und ich stehe auf dem Gipfel des Schöckels. Eine zahme Almmatte liegt hingebreitet über die Höhen, nur die östliche Zinne ist mit einzelnen Fichtenbäumen geschmückt, zum Zeichen, daß dieser 1437 Meter hohe Berg nicht Anspruch erhebt auf Hochalpencharakter. Trotzdem leistet er — weil das Niveau des Landes ein tiefes — an Schönheit, Aussicht und Alpenstürmen mehr als mancher Riese im Oberlande, der mit Felsen gekrönt ist.

Vor mir steht das stattliche Schöckelhaus, welches nach seiner Vollendung ein Pracht-Bergasyl werden wird. „Da wollen wir nachher hinaufgehen, Kartenspielen!“ hat ein Grazer Fleischhauer gesagt. Ja, Philister, es geht nichts über die schöne Natur, wenn man Spielkarten bei sich hat!

Wir schauen hinab in die südliche Welt, die wie ein blaues, unabsehbares Meer daliegt, tief ins Ungarland hinein. Erst wenn man das Auge schärft, treten in der blauenden Dämmerung Höhen und Thäler hervor. Dort draußen auf einer weiten Fläche steht ein dunkles Wärzchen und in der Nähe desselben sind ein paar glitzende Punkte und ein paar mattfarbige Streifen. Es ist gar nicht auffallend, und fällt mir doch auf, ich habe es aber erst suchen müssen. Denn es ist ein interessanter Punkt, es ist die große Hauptstadt der Steiermark, das weltberufene Graz. Wie klein und nichtig liegt es da unten! Nur die Mur funkelt an einigen Stellen. Mit einer Landschaft gemessen, ist alles Menschenwerk lächerlich winzig. Alle Menschenwerke auf Erden zusammengenommen, aneinander-, übereinandergehäuft, geben bei weitem nicht eine so große Masse, als es der Schöckelbergstock ist, der ja doch so unauffällig dasteht, mitten im steierischen Lande. Und wenn man vor viertausend Jahren hinausgeblickt hätte von dieser Höhe, so wäre es genau dasselbe Bild gewesen, das es heute ist. Da unten die blauenden Gründe des Urwaldes, dort die duftigen Erhebungen des Kulm, der Gleichenberge, des Wildonerberges, des Plabutsch, wenngleich diese Namen noch nicht gewesen sind, die Berge waren. Und was haben seither die Menschen herumgewirtschaftet da unten! Die leichten Spuren, die sie gemacht, lischt ein einziges Jahrhundert aus, falls der Mensch heute schlafen geht.

Kaum andere Gedanken kommen, wenn ich mich nun umwende und nach Norden hinblicke. Und doch, welch ein anderes Bild! Im Süden blau und flach wie das Meer, im Norden Alpenwelt. Tief unten ruht das wohnliche, scheinbar fast flache Land von Semriach, Passail und Fladnitz. Zahllose wohlbestellte Bauernhöfe sind zerstreut zwischen ihren Feldern, Wiesen und Wäldchen. Dann stehen Waldberge, hinter denselben höhere Felsenberge und noch weiter im Hintergrunde Schneeberge. Die Murthaleralpen sind wahrlich nicht

niedrig, und doch schauen über denselben herein der Zinken, der Reiting und Andere. Das Rennfeld, der Lantsch, die Teichalpe sind stattliche Erhebungen, und doch ragen hinter denselben gewaltig hoch auf die ganze wilde Schwabengruppe, die Veitsch und der Tonion bei Maria-Zell. Auch die Rax und der Sonnwendstein und der Wechsel lassen sich nicht verdecken durch die Fischbacheralpe, die Berge von Anger und den Hochzug des Rabenwaldes. Lauter alte Bekannte sind es, die mich grüßen, jeder winkt mir Erinnerung zu an ein Erlebnis, an ein Leid, an eine Freude, so ich auf dem einen oder auf dem anderen dieser Berge erfahren.

„Die Liebe ist es, die uns hinanführt zu den Alpenhöhen," sagte mir einst ein Lebemann. „Die Liebe ist's!" wiederhole ich. Wette aber, daß es eine etwas unterschiedliche Art von Liebe ist, die zwei unterschiedliche Menschen meinen. Meine Liebe ist die Steiermark, und um ihr ins Angesicht zu schauen, steige ich auf die Berge.

Wenig so glückselige Stunden werde ich zu zählen haben, wie diese war, als ich auf einem Stein des Hochschöckels saß und hinausschaute ins nördliche Land. Worin das Glück bestand, ich kann's nicht sagen. Man sitzt auf einem Berge und sieht andere Berge — was ist's denn weiter? Die Schönheit erklärt man nicht, man empfindet sie. Allmählich gieng meine Empfindung in Träume, diese in Sinnen, dieses in Gedanken über. Ich dachte an Steiermarks Vergangenheit und an Steiermarks Zukunft. Das Erstere war ein Gewissenerforschen, das Letztere war ein Gebet. Nach tausend Jahren werden noch immer Menschen hier sitzen und hinausblicken in die weiten Gauen. Was wird bishin geschehen sein da unten in diesen Thälern? Vielleicht liegt in jenen Zeiten eine reichbevölkerte Ansiedlung auf dieser Alpenhöhe, weil unten die Räume zu enge geworden für die Menschheit, die sich ins Ungeheuere vermehrt hat. Vielleicht auch rastet auf dem Kalkstein ein Wanderer, der sich verirrt hat in die Wildnisse des Raab-, des Murgebietes und sich verstiegen auf diesen Berg, auf welchem sonst kein Mensch mehr herumklettert. Es gab eine Zeit, da hohe Berge gemieden, gefürchtet waren, da die Erscheinungen, welche uns heute als Schönheit gelten, nichts als Schrecknisse gewesen sind, da man die Gebirge für ein Unheil betrachtete, weil sie unfruchtbar waren, den Verkehr hinderten, wilde Thiere beherbergten und böse Wetter erzeugten. Was war, kann wieder kommen. Aber wenn dem Menschen der Sinn für Naturschönheiten jemals wieder verloren gehen sollte, dann weiß ich nicht, was an seine Stelle treten müßte als Ersatz. Einst war die Religion dafür da, das Sichabwenden von dem Irdischen, das Hinneigen nach einer idealen Welt, die Jeder sich aufstellte nach seinen Mitteln und Wünschen. Kommt das wieder? Wenn die Phantasie wieder zu ihrem Rechte kommt und zu ihrer schöpferischen Kraft, wenn sie so lebhaft wirken kann, daß der sinnliche Mensch an sie glauben muß, dann ist voller Ersatz, und mehr als das, vorhanden für den Sinn, der die Schönheit der Natur genießt. Bleiben wird es nicht, wie es heute ist, aber Gott wird es so einrichten, daß seine Menschenkinder immer etwas haben zur Freude und Erhebung.

Etwas leiblicher wurde die Stimmung, als ich bei den Semriacher Hütten, wo Erquickungen ausgeschänkt wurden, fröhliche Gesellschaft fand. Da waren der Pfarrer von Semriach, ein auch als Historiker verdienter Mann, der Oberlehrer des genannten Ortes, und zu diesen beiden Trägern menschlicher Ideale gesellte sich der dritte — der Poet.

Wenn ich nun sage, daß wir Drei uns vereinigten und auf hohem Berge einen feierlichen Schwur lei-

stehen, Jeder in seiner Art für unser Volk treu und liebevoll zu wirken, so kann der Herr Pfarrer oder der Herr Lehrer kommen und mich der Unwahrheit überweisen. Thatsächlich ist zwischen Priester, Lehrer und Dichter kein Schwur abgelegt worden auf dem steierischen Rigi, aber er hätte abgelegt werden können und wird abgelegt werden. Denn daß die Dreie sich verstehen in der guten Absicht, die Jeder für unser Volk hegt, das hat sich auf dem Schöckel gezeigt und zeigt sich immer wieder und so hoffe ich, daß auch in der geistigen Welt Friede werden wird, den anzustreben unser Wollen und unsere Pflicht ist.

Und nun lebe wohl, stolzes Kalksteinhaupt, ich steige wieder zu Thale, um unter kleinlichen Gesellen — auch ein solcher zu sein. Als ich an dem steilen Waldhange gieng, fällten dort Holzhauer Bäume, warfen sie über den Weg und riefen mir zu, wenn ich nicht erschlagen sein wolle, so müsse ich stehen bleiben oder umkehren. Es wäre vielleicht nicht so übel, nach der erhebenden Empfindung auf dem Berge durch einen Schlagbaum sich für alle Zeit unempfindlich machen zu lassen gegen die Misèren des Thales; ich entschloß mich aber doch lieber für einen Umweg, denn im Thale gibt es nebst den Misèren auch Anderes, das ich nicht aufgebe, so lange ich nicht dazu gezwungen werde. Das Land, in welches Gottes Liebe uns gesetzt hat, ist nicht allein auf den Höhen, sondern auch in den Niederungen schön, und häßlich ist es nur dort, wo es der Mensch häßlich macht.

R.

Was ein Fabriksarbeiter an seinen Bruder schreibt.

An den Herrn Anton Freißenbüchler, Landwirt zu Holleschbach bei St. Stefan i. T.

Lieber Bruder!

Du wirst Dich staunen über diesen Brief von mir und den Ort, wo er geschrieben wird. Das hätten wir uns vor einem Jahre nicht gedacht, wie ich von heim fort bin. Ich habe ja immer gesagt, ein Kreuzköpfel, wie sie mich daheim geheißen, so weit will ich's bringen, daß ich auf der Bank liegen kann und mein Essen und Trinken hab, ohne Arbeit, wie die Schloßherren. Also jetzt habe ich das, Gott sei Dank, ich bin gesund, was ich auch Dir wünsche, und seit acht Tagen liege ich auf der Bank, wie der richtigste Faulenzer. Das Essen wartet mir ein Diener mit Messingknöpfen auf und trinken kann ich so viel ich will, der Wasserkrug steht immer auf dem Tisch. Ich sitze in diesem Monat das erste- und das letztemal als Schloßherr da, aber nicht auf dem, sondern hinter dem Schloß. Eingesperrt haben sie mich, mein Lieber, und nur klein ist's gefehlt gewesen, daß ich es nicht noch höher gebracht habe. — Drum sage ich alleweil, ein Mensch mit Talent und gutem Willen kann's weit bringen heutzutag — ein Emporkömmling bis zum Querbalken.

Bin aber ganz gut aufgelegt und habe alle Ursache dazu, denn für das Lehrgeld, das ich zahle, hab' ich für mein Lebtag gelernt. Und

jetzt will ich Dir's schreiben, wie das hergegangen ist. Du bist schon auch ein wenig mit Schuld, denn im Heimatshaus beim Bruder-Hausbesitzer Knecht sein, wo man doch meinen soll', man hätte von Elternswegen das gleiche Recht wie er, das paßt nicht Jedem. Der Jahreslohn ist auch klein, weil Ihr Bauern ja selber nichts übrig habt. Nun, so will sich's der Mensch, der ein bissel was gelernt hat, besser machen und geht in eine Fabrik. Im Radacher Eisenwerk hat's aber nicht lange Arbeit gegeben, die Montangesellschaft hat just wieder einmal abgewirtschaftet, das heißt die Herren ihr Schäflein im Trockenen und die Hütten zusperren. So bin ich in die Stadt und in einer großen Brauerei eingestanden. Da ist's mir nicht schlecht gegangen, der Brauherr selbst hat's von einem kleinen Spirituserzeuger bis zu einem reichen Mann gebracht, große Fabriken, Kohlenbergwerke, Stadthäuser, Bauernhöfe, Schlösser, und was er Alles hat. Und mit seinem Arbeiter ist er gut und gerecht gewesen, wie es ein Vater nicht besser sein könnte, zwar gestreng, aber nicht herrisch, und arbeitet selber von Früh bis Abends. Er hat für seine Arbeiter Familienhäuser bauen, Schulen, Erholungs- und Versorgungsanstalten errichten lassen und manchmal ein Fest gegeben, wo er unter uns gesessen ist wie Unsereiner, und leutselig gewesen und wir gesagt haben zu einander: Für so einen Herrn möchte man durchs Feuer gehen.

Jetzt Unzufriedene gibt's überall, und Solche, die immer Alles anders haben wollen, als es ist. Auswendig gegen die Herrschaft ein lammfrommes Gesicht machen und hinterrücks wühlen und hetzen. Auch bei uns, und haben sie uns oft so Zeitungen und Bücheln zum Lesen gegeben. Da drinnen ist freilich viel Wahres und Gutes gestanden, und wie die Arbeiter ihr hartes Los selber verbessern könnten; daß es nicht in Ordnung wäre, wenn der Eine reich ist und der Andere arm, wo doch der Letztere oft mehr und fleißiger arbeitet als der Erstere — u. s. w. Ich habe den Arbeitgebern ihr gutes Leben recht vom Herzen gegönnt, aber doch auch nicht eingesehen, warum sie so viel Sachen haben sollen und ein Anderer kann seinen Kindern nicht einmal so viel trockenes Brot und Erdäpfeln kaufen, daß sie satt würden. Denn alle wohlthätigen Anstalten und Spenden geben gar nichts aus bei den Arbeiterkreisen in den Fabriken, in einer großen Stadt. Du kannst es nicht glauben, was das oft für ein Elend ist. Bei uns daheim, meint man, gibt's auch arme Leute, Bettler, Einleger, Ausnehmer u. s. w.; ich sage Dir, Bruder, das sind noch wohlgestellte Menschen entgegen den Armen, Hungernden, Siechenden in der Stadt. Und noch dazu die Schlechtigkeit! Du glaubst es nicht, wie tief der Mensch sinken kann, wenn ihn Unglück und Noth verfolgt, und ringsum die reichen Leute, die sich nicht darum kümmern. Und keine Religion! Ich bitte Dich, sage es der Mutter nicht, unter was für Leuten ich lebe. Leben und sterben und hin sein wie's liebe Vieh, das ist ihr Glauben, und da ist Alles erlaubt, was nicht gegen das Gesetz ist, und das Gesetz kann man umstürzen, wenn man dazu stark genug ist. Revolution machen, sengen, brennen, rauben! Viel verdorben dran, glaube ich, hat die Geistlichkeit selber, weil sie alleweil nur von Beten, Fasten, Kirchengehen und Ablaßgewinnen spricht, und das paßt nicht immer für uns Arbeitsleut', wir sind praktische Leut', wollen auch schon auf der Welt einen Nutzen haben und warm ums Herz kriegen. Das Christi-Wort, wenn es uns blutwarm verkündet würde! da wären wir dabei. Die gelehrten Herren, und was sich so die Gebildeten nennen, denen wird auch schon angst und bang, daß wir nichts mehr glauben wollen und sie möchten uns jetzt wieder aufschwatzen, was sie uns früher genom-

men haben, aber wir glauben halt auch ihnen nichts, weil sie selber nichts glauben und uns die Religion nur umzäumen wollen, damit wir nicht beißen. Wer im Ernst für uns ist, von dem lassen wir uns führen wie die Lämmer von dem Hirten. Ein Beweis die Arbeiterführer. Können aber auch schlecht sein, oder verblendet, und selber nicht wissen wohin. Wirst gleich ein Beispiel haben.

An freien Stunden sind wir in großen Bierhallen zusammengekommen, oft unser viele Hunderte. Da sind Arbeiterzeitungen und so Sachen vorgelesen worden, Reden gehalten gegen das Capital. Anstiften zur Arbeitseinstellung, zur Feindseligkeit gegen die reichen Leute — das Ende ist allemal, daß uns die Polizei auseinanderjagt. In geheimen Versammlungen geht's noch schärfer zu, und wollte ich nur einmal, daß Du eine Rede unseres Standesapostels hören möchtest. Der reist von Stadt zu Stadt und feuert die Arbeiter zur Revolution auf. Mich hat zuerst ein Kamerad hingeführt und da wurde ich gleich von allen Seiten ins Gebet genommen, ich sollte von meiner Brauerei austreten und mit der Partei gehen, wo der Arbeiter vom Arbeitgeber nicht bloß einen höheren Lohn, sondern auch den Gewinnantheil verlangt. Dumm wäre das nicht, denke ich, ungerecht ist es auch nicht, sage meine Arbeit auf und lasse mir Geld auf die Hand zählen fürs Nichtsthun. Denn vom Auslande her ist immer Geld gekommen zur Unterstützung für Arbeiter, die unter den alten Lohnverhältnissen ihre Arbeit verweigern. Und weil ich zum Schreiben und für so Sachen zu brauchen bin, auch sonst mehr Schulbildung mitgebracht habe vom Lande, als andere Kameraden aus der Stadt, so bin ich verwendet worden für das geheime Comité, und bin gleich in eine solche Begeisterung gerathen, daß es mir vorgekommen ist: Wenn's schon nicht anders geht und die Welt umgestürzt werden muß — alsdann besser heute als morgen. Einer ist unter uns gewesen, der hat höllisch gut reden können, schon wie er auf das Pult gesprungen, ist der Spektakel losgegangen. Und was er uns leise hat zugeraunt und was er uns gedruckt hat zugesetzt, das ist noch ärger gewesen. Wenn kein anderes Mittel, so ist auch Gewalt erlaubt. Niederbrennen die Fabriken, die unserer Hände Arbeit hat aufgebaut, zerstören die Warenlager, die wir haben geschaffen, anpacken und theilen das Capital, das wir haben verdient!

Wie gefällt Dir das, Bruder? Immer mehr Arbeiter haben die Arbeit eingestellt, immer größer sind unsere Versammlungen geworden, immer bedenklicher unsere Lage; Viele haben schon Hunger gelitten und unser Humor ist nicht besser geworden. Mir wäre es schier lieber gewesen hinter meinem Maischbottich in der Brauerei und dabei bin ich zornig worden auf die Arbeitgeber, daß sie lieber die Maschinen stehen lassen, als uns den Lohn bessern. Und bei diesem Nichtsthun, da werden die Leute roh wie Bestien, ich hätte es nie geglaubt. Dabei rachgierig, lustgierig, zuchtlos — mir ist oft unheimlich geworden. Und einmal bei der Nacht, wie unser etliche Tausend beisammen sind in einer Halle und um dieselbe herum, Alles aufgeregt, wild, mit Revolvern, Messern und Knütteln bewaffnet, zum Schlimmsten bereit, da heißt's: Von der Brauerei rückt Militär an. Da sieht man's, schreien sie, der menschenfreundliche Brauherr will auf die Arbeiter schießen lassen! Jetzt ist's losgegangen. Kein Halten mehr, ich selber, einen Dolch und zwei Sechsläufer in den Taschen, stürme mit. Beim Mauthaus wollen wir das heranmarschierende Militär verrammeln, ist aber keine Zeit mehr dazu, hinter die Mauern eilen unser Mehrere und schießen aus den Löchern hervor. Der Soldaten sind kaum hundert Mann,

derweil sie den einen Schwarm der Arbeiter zurückdrängen, stürmen andere Schwärme seithin über die Felder und gegen das Brauhaus. Ich auch mit. Auf die Faßbinderei den rothen Hahn setzen ist das Erste, damit wir Licht haben. Die par Wachleute und der Portier sind bald niedergemacht, aber das Hausthor will nicht nachgeben. Leitern her! Außen an die Fenster hinauf. Ich weiß, wo des Herrn Familie wohnt. Dort sind auch die Cassen! schreit ein Kamerad. Von einem Fenster saust eine Kugel her und gerade an meinem Ohr vorüber. Hurrah! denke ich, jetzt ist Alles erlaubt! und sind unser Mehrere auch schon in den Zimmern. Dieweilen Andere mit dem Brauherrn und seinem Bruder anbinden wollen, stürze ich mit dem Revolver in ein Gemach — da steht vor mir im Nachtlichtschein die Frau, auf dem Arm ein zweijähriges Kind. Das Kind umschlingt den Hals der Mutter und wimmert vor Angst, die Frau steht ruhig da und schaut mich an. Und in demselben Augenblick fällt mir unsere Mutter ein und unser jüngstes Schwesterl, wie es auch so ein Kind war. Und wie die Mutter beim Abschied zu mir gesagt hat: Geht's Dir gut oder schlecht, mein Sohn, Dein Gewissen halte rein und Deiner Mutter vergiß nicht! Just als ob ich das Wort wieder hätt' gehört zur selbigen Stund — rasch umwend' ich mich, schleudere die Waffe hin, zum Fenster spring' ich hinaus, leer wie ich hinein bin gesprungen. Da haben sie mich auch schon, die Kaiserlichen, und legen mir das Eisen an.

Das ganze Haus ist umringt von neu anrückendem Militär. Viele sind gefangen worden und etlichen meiner Kameraden kostet dieselbe Nacht viele Jahre Freiheit, wenn nicht gar den Kopf. Ich komme unglaublich wohlfeil draus. Vor Gericht habe ich mich nicht angeklagt und nicht vertheidigt, aber die Frau des Brauherrn hat für mich ausgesagt, als Bethörter bin ich hingestellt worden — vier Wochen Arrest.

Da hast Du die ganze Geschichte. Nichtwahr, so lange Briefe habe ich sonst nie geschrieben, aber jetzt habe ich hübsch Zeit dazu. Die aufständischen Arbeiter, soweit sie nicht sitzen, sind, wie ich höre, auseinandergejagt worden in alle Winde. Mich würde wahrscheinlich auch kein Arbeitgeber gern nehmen und habe mich entschlossen: Ich geh' wieder heim. Ein Leben, wie ich dahier habe kennen gelernt, ist mir zu gefährlich. So schauderhaft nahe bei Raub und Mord! Wäre mir unsere Mutter um einen Augenblick später eingefallen, so hätte ich was angestellt, daß — ich mag gar nicht dran denken.

In der Fabrik hab' ich mir in einem Monat mehr verdient als bei Dir daheim im ganzen Jahr, und doch keinen Knopf Geld im Sack. Mein besseres Gewand und die Uhr ist auch beim Teufel. Sei so gut, lieber Bruder, schicke mir von Dir ein Gewand, daß ich wenigstens bei Tageslicht heimkommen kann. Ich statte es Dir schon ab. Nimm mich nur wieder als Knecht auf, wir wollen uns vertragen und ich werd' mir's merken. Der Mutter und den Bekannten brauchst nichts zu sagen, wegen was ich wieder zurückkomm; sage lieber, es hätte mir die Fabriksluft nicht gut gethan, auf dem Land wär's gesünder.

Ich bin Dein aufrichtiger Bruder

Johann Freißenbüchler.

Wie ein Pferdebahn-Schaffner Hochzeit hält.

Skizze aus dem Wiener Leben von Eduard Pötzl.*)

Jeder kennt ihn. Es müßte denn sein, daß irgendwer in Wien noch niemals über die Aspernbrücke gefahren wäre. Ich sehe ab von Kindern und Dienstmägden, die sich auf der Fahrt nach dem Prater befinden und deren ganzes Interesse die auf den Brückenköpfen ruhenden Löwen verschlingen. Aber sonst kann Niemandem das alte Männlein entgangen sein, das vor einer Bretterthüre neben den Tramwaygleisen sitzt und mittels einer Stange die Wechsel verschiebt, über welche die Tramwaywagen nach den verschiedenen Richtungen verkehren. Es ist ein hübscher alter Mann mit einem feinen Gesichte; der Teint hofrathsmäßig vergilbt, das weiße Haar gelockt, die Augen von jener abgeklärten Fröhlichkeit, welche das Alter verleiht. Zu jeder Stunde des Tages kann man ihn auf dem Bänkchen sehen, von dem aus er die Geschicke der Tramwaywagen lenkt mit nie fehlender Hand. Er kennt alle Kutscher und Conducteure, da sie doch tausendmal an ihm vorbeigefahren; und stets nickt er ihnen freundlich zu. Er kennt auch die Gespanne und hat seine Lieblinge unter den Pferden, namentlich unter den prächtigen Thieren, welche einspännig die kleinen hübschen Wagen ziehen. Passiert ein solches, so stößt er das eigenthümliche Zungenschnalzen aus, mit dem in Wien die Pferde angefeuert werden, und es freut ihn sichtlich, wenn das Roß darnach den Kopf in die Höhe wirft und mit neuer Wucht an den Strängen zieht.

So belebt der Platz auch ist, so kommt der alte Wechselschieber doch selten in die Lage, ein Gespräch zu pflegen. Fast ohne Pause rasseln die Wagen heran, für die er, je nach den Farben ihrer Stirnscheiben oder Lampen, den Wechsel stellen muß. Wehe, wenn er einmal zerstreut wäre und den Wechsel falsch richtete! Es würde das beispiellose Unglück eintreten, daß ein Quaiwagen auf das Ringgeleise rollte oder umgekehrt, für welche Katastrophe er ohne Erbarmen mit einer Geldstrafe von zehn Kreuzern belegt werden würde. Quai und Ring, das ist seine Welt, das heißt nur jene Theile von Quai und Ring, welche in den Kreuzungspunkt vor der Aspernbrücke einmünden. Ich möchte bezweifeln, ob der alte Mann in seinem Leben je Zeit gefunden, den ganzen Ring und den ganzen Quai zu sehen. Vielleicht kennt er diese Stadttheile nur vom Hörensagen, hat jene traumhafte, nie zutreffende Vorstellung von ihnen, wie wir sie uns von Städten und Ländern bilden, die uns ferne sind, und vielleicht beneidet er die zahllosen Menschen, die täglich an ihm vorbei in jene als so wunderschön ausgeschrienen Stadtgegenden fahren, welche er ihnen durch seine Wechselstellung erschließt, aber aus persönlicher Anschauung nicht kennt.

Indes, nein, ich glaube, er benei-

*) Aus dem Werkchen: „Die Leute von Wien." Neue Folge ausgewählter, humoristischer Skizzen von Eduard Pötzl. (Leipzig. Philipp Reclams Universal-Bibliothek.) Die köstliche Laune dieses Wiener Schriftstellers ist unseren Lesern schon bekannt. Dieses neue Büchlein, welches voll Frische und Leben das heutige Wienerthum schildert, wird den Freundeskreis des Humoristen gewiß noch erweitern. Die Red.

det Niemanden. So oft ich auch an seinem Häuschen vorbeigefahren bin, nie habe ich auf dem Gesichte des guten alten Menschen Verdruß, Unzufriedenheit oder Langeweile erblicken können. Ihm ist's recht, daß das Leben keine andere Frage an ihn stellt, als: Quai oder Ring? Er fühlt sich glücklich in seinem beschränkten Wirkungskreise, und es würde ihm den Rest seiner Tage vermuthlich bloß das Eine verbittern können: wenn nämlich durch seinen Hakenstab noch eine dritte Linie zu eröffnen wäre oder noch gar eine vierte. Ein derartiger Knotenpunkt kann nur durch übermäßige Anstrengung des Geistes ohne Unfall überwacht werden. Der lange, hagere, sonngebräunte Wechselwärter auf dem Knotenpunkte Schottenring sitzt oft tiefsinnig auf seiner improvisierten Bank unter der Glaslaterne. Er hat im Gegensatze zu seinem Collegen von der Aspernbrücke die ganze Welt aufzuschließen. Seine Hand eröffnet der reisenden Menschheit die Landstraße, Dornbach, Döbling u. s. w. und er ist sich der Verantwortlichkeit seiner Stellung ebenso wohl bewußt, wie der Expeditor, welcher infolge des unablässigen Pfeifens, womit er die Abfahrten der Wagen regelt, sich allmählich einen lästigen Backenkrampf eingewirtschaftet zu haben scheint, aber trotzdem fortpfeifen muß bis an sein Lebensende.

Und doch sind der weiße und der braune Wechselwärter, der ewig pfeifende Expeditor und selbst der von Wagen zu Wagen hüpfende Controlleur noch in angenehmen Stellungen bei der Tramway gegenüber dem — Conducteur, dessen Lebensweg sich beispielsweise zwischen Dornbach und Praterstern hin- und herbewegt. Wer es weiß, daß diesen armen Leuten kaum die nothwendige Schlafenszeit gegönnt ist und daß sie an den wenigen freien Tagen gewöhnlich noch Straftouren machen, der wird weit eher erstaunt sein, einen heiteren, höflichen Conducteur anzutreffen, als einen grämlichen, groben. Eine beispiellose Zucht seitens der Gesellschaft aber hat es dahin gebracht, daß selbst die mürrischesten Conducteure einen Schein von Höflichkeit um sich verbreiten; sie gleichen den bedauernswerten Bären, die brummend tanzen, weil es der Herr so will.

Wann diese geplagten Menschen ihren Privatangelegenheiten obliegen, weiß der Himmel. Ich habe auch nie begriffen, wie einer von ihnen zu einem Weibe gekommen ist. Erst als ich einmal beobachtete, wie der Conducteur des Wagens, auf dem ich fuhr, einer Küchenschönen in den Pausen seiner Berufsthätigkeit angelegentlichst den Hof machte, bildete ich mir eine beiläufige Vorstellung von der Art der Brautwerbung und Eheschließung eines Tramway-Conducteurs.

Die Bekanntschaft wird also auf dem Wagen gemacht. Der Conducteur gibt der Hoffnung Ausdruck, er werde die Schöne am nächsten Tage gelegentlich der zehnten Tour durch dieselbe Straße wiederfinden. Das Stelldichein wird für die Haltestelle dort und dort verabredet. Das Mädchen erscheint, der Wagen ist übervoll; auf dem Trittbrette — weiter hinauf kann sie nicht — gesteht sie dem trostlosen Conducteur, daß er einen angenehmen Eindruck auf sie gemacht habe. In der Endstation findet er einige Minuten Zeit, um ihr zu sagen, daß sein Lebenslauf ein sehr einförmiger und einsamer gewesen: Dornbach-Praterstern. Ob sie seine Lebensgefährtin sein wolle für täglich fünf bis sieben Stunden? Sie verlangt eine Bedenkzeit. Am nächsten Tage, wieder auf der Tour, gibt sie ihm ihr Jawort. Er möchte sie dafür umarmen, aber im Waggon schickt sich das nicht, weshalb er bloß darauf bezughabende Versprechungen leisten kann.

Sie besorgt nun alle zur Hochzeit nöthigen Schritte, miethet eine Wohnung, bestellt die Ringe und erstattet

ihm täglich während der so und so vielten Tour Rapport. Am Trauungstage kleidet er sich in die neue Uniform. Die Sache ist ausgezeichnet verabredet. Die Braut wartet seiner in der Kirche nächst dem Praterstern. Er sieht sie bereits im Vorbeifahren und wirft ihr einen Kuß zu. Auf dem Praterstern angelangt, läßt er sich rasch den Stundenpaß ausfüllen und rennt dann in die Kirche, nachdem er dem Kutscher noch gesagt hat: „Franzl, sei so gut, fahr' langsam bei der Kirch'n und pfeif', ich steig' dort erst auf."

Die Trauung beginnt.

„Sind Sie gesonnen ꝛc." fragt der Priester.

„Um Gottes willen, ja!" rufen die Brautleute aus einem Munde, denn der Franzl klingelt schon vorüber und pfeift.

Sie stürzen hinaus, der neuvermählte Conducteur hilft seiner jungen Frau beim Aufsteigen und gibt ihr sofort das Hochzeitsgeschenk, eine Fahrkarte, wie jedem anderen Passagier. Die Hochzeitsreise geht bis zu den Remisen in Hernals, in deren Nähe sich die Wohnung des jungen Ehepaares befindet.

„Pfirt di Gott, Toni; wann kommst denn?"

„Leb' wohl, Marie; na, um eins in der Nacht komm ich, ich fahr' g'rad heut' mit der blauen Latern'" (mit dem letzten Wagen).

Uebers Jahr, vielleicht um dieselbe späte Nachtstunde, erfährt er beim Heimkommen, daß er Vater geworden, und wenn gerade Winter ist, sieht er den Neugeborenen wochenlang nicht bei Tageslicht, da er ja morgens zeitig aus dem Hause muß. So fährt er Jahr für Jahr zwischen Dornbach und Praterstern, der Tramway-Sisyphus, hin und her, ohne Rast, ohne Ziel. Die einzige andere Strecke, die er vielleicht noch einmal befahren wird, ist ihm bei Lebzeiten zu schauen nicht vergönnt. Sie führt zum Centralfriedhof; wenn er diese „Tour" macht, ist er bereits todt.

Ich glaube nicht, daß die Wirklichkeit stark abweichen wird von diesem ausgedachten Bild einer Tramway-Hochzeit: Es ist ein Jammer, die Rackerei dieser armen Teufel mitansehen zu müssen. Und die sind keine Socialisten oder höchstens ganz inwendig, daß Niemand was weiß. Meiner Seel', ich möchte nicht Tramway-Actionär sein; mich würden die zwanzig Kreuzer Zinsenplus, die mit solcher Ausnützung von Menschenkräften verdient werden, in der Tasche brennen.

Als ich meiner eigenen Vorlesung zuhörte.

Etwas über Edisons Phonographen von **P. K. Rosegger.**

Endlich war das neueste Wunder — es ist größer als alle sieben Weltwunder zusammen! — auch in unsere Stadt gekommen.

Man hatte vom Phonographen schon viel gelesen und gehört, aber das Ding war zu unglaublich, es konnte auch ein wenig amerikanischer Schwindel dabei sein. Wie kann man einen Ton, eine Stimme, einen Schall festhalten und aufbewahren — viele und viele Jahre lang? Also, daß Jene noch zu uns sprechen können, die längst gestorben sind, also daß die Lucca, die

Materna noch singen werden, wenn die Kunstgeschichte kaum mehr ihre Namen nennt, also, daß die Geschlechter des zwanzigsten Jahrhunderts mit eigenen leiblichen Ohren noch das lebendige Wort und den Ton aus dem Munde Bismarcks hören können, wenn er ruft: Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts! — Das ist nicht bildlich gesprochen, nicht in der Sprache des Poeten, sondern wirklich, wörtlich zu nehmen. Wäre die Erfindung vor Neros Zeiten gemacht worden, so könnten wir es vielleicht heute noch hören, wie der große Tyrann Befehl gab, Rom anzuzünden, und hören das Prasseln des Feuers, das Wehgeschrei der Römer, das Krachen der stürzenden Tempel!

Liegt eine solche Möglichkeit denn überhaupt in der Natur? Wir sagen es kühn und stolz: sie liegt in der Natur. Der Mensch hat sie entdeckt und die Maschine ist unendlich einfacher als man etwa ahnt, sie ist im Principe so einfach, wie die Hirtenpfeife oder die Harfe, auf jeden Fall viel einfacher als etwa eine Drehorgel, mit welcher ein oberflächlicher Vergleich möglich wäre. Die Wunder des Phonographen gehen auf rein mechanischem Wege vor sich; nicht allzulange wird es währen, daß sie Jeder wirken kann, daß die Phonographen so zahlreich sein werden, als heute die Photographen, ohne viel Umstände und Kosten. Heute hindert die Verbreitung noch das Privilegium der Erfinder.

Gegenwärtig kreisen in den Ländern einzelne Apparate und bringen den Inhabern Geld ein. Der Phonograph ist noch auf Kunstreisen wie ein Virtuose und gehabt sich dem Publicum gegenüber auch als ein solcher. Das war für mich nicht anziehend und als „Edisons Phonograph“ in unsere Stadt gekommen war, beeilte ich mich gar nicht besonders, ihn zu besuchen. Doch wurden bald Stimmen laut, das müsse man hören, es sei großartig, es sei unglaublich! es sei wunderbar! Wohlan, in diesem Falle ist man es sich schuldig, den neuen Unterricht zu besuchen in der Schule des Lebens.

Ich gieng hin. Der Eintritt von drei Gulden war nicht volksthümlich, rechtfertigte sich aber dadurch, daß der Apparat gleichzeitig nur von wenigen Menschen benützt werden konnte. Mitten in einem Fremdenzimmer des Hotels „zum Erzherzog Johann“ war etwas aufgestellt, das einer Nähmaschine ähnelte. Ich will hier von der technischen Einrichtung nicht sprechen, sondern nur das dem Laien zumeist Auffallende anmerken. Da war an dieser Maschine das Treibrad, es war die Nadel, sogar die Spule war da. Und von der Vorrichtung giengen zwölf etwa zolldicke, kürzere und längere Schläuche aus, welche sich am Ende gabelten, so daß man die Spitzen einer solchen Gabel in beide Ohren stecken konnte. Außerdem standen Rohre und Trichter verschiedener Größen umher, die aber bei dem Spiele nicht benützt wurden. Ich hatte den Phonographen vor mir. Aber die Spule war keine Spule, sondern eine hohle Walze oder Rolle von chocoladebraunem Wachse, welche außerordentlich feine, doch für das freie Auge noch sichtbare Eindrücke hatte. An diese Walze lag ein Stift an, welcher in Verbindung stand mit dem Wichtigsten, was man aber nicht sah.

Vor diesem Apparate saß ein Mann, trieb mit dem Fuße das Rad wie bei einer Nähmaschine und obenan drehte sich die Walze in mäßiger Schnelle, dabei sachte nach links rückend, so daß die spiralförmigen Eindrücke der Reihe nach vom Stifte berührt werden konnten. Also war der Apparat in Bewegung; an demselben standen in Halbrunde zwölf Personen, die Schlauchspitzen in die Ohren haltend und aufmerksam horchend. Im Zimmer war große Stille, auf den Zügen der Horchenden las ich Versunkenheit und Staunen. Manchmal

war für den noch Fernestehenden ein ganz zartes Quixen zu hören, wie das kurz abgebrochene Zwitschern eines jungen Vogels. Dann wieder athemlose Stille, gespannte Aufmerksamkeit — bis plötzlich alle Horcher sich aufrichteten und „Großartig! Wunderbar! Unerhört!" durcheinanderriefen.

Nun kam ich mit noch eilf anderen Personen dran. Die Schlauchspitzen legte ich in die Ohrmuscheln und horchte. Der Inhaber trieb lautlos das Rad . . . „Sein oder Nichtsein," hörte ich hinter mir und etwas gedämpft, so als ob durch das Sprachrohr geredet würde, doch vollkommen deutlich . . . „das ist die Frage. Ob es edler sei, zu dulden die Pfeile wüthenden Geschickes, oder gewaffnet wider eine See von Leiden durch Widerstand sie enden? — Sterben, Schlafen —" u. s. w. Allerdings war es nicht die Originalstimme Hamlets, sondern das wohlbekannte Pathos eines Schauspielers, der den Monolog wenige Tage früher in den Apparat gesprochen hatte.

Nach diesem steckte der Leiter des Phonographen rasch eine zweite Walze an die Spindel und wir hörten ein Clavierspiel mit klarem Saitenanschlag, etwa von der Deutlichkeit, als würde bei offener Thür im Nebenzimmer gespielt. Nach Schluß des Stückes lebhaftes Bravorufen, nicht von uns Horchenden, sondern aus dem Schlauche, wie es eben einige Zeit früher unmittelbar nach dem wirklichen Clavierspiele gerufen und fixiert worden war. Hernach folgte das Lied einer Sängerin in anmuthigster Klangfarbe, thatsächlich Kunstgenuß bietend. Bald darauf zog (gleichsam wie vor dem Fenster auf der Gasse) eine große Militärbande mit klingendem Spiele vorüber; unmittelbar darauf ein Leichenzug mit Posaunenton und Chorgesang, begleitet von entfernteren Klängen der Kirchenglocken. Eine Hochzeitsgesellschaft mit Trompeten, Pfeifen, Jauchzen und Pistolenknallen beschloß die Production. All die Töne waren höchst natürlich, selbst der Wiederhall der Musik und der Schüsse an den nahen Gebäuden war deutlich vernehmbar. Dabei hörte man auch die Schritte der Marschierenden, das Gemurmel des Publicums, ja sogar das Klirren eines aufgehenden Fensters war zu bemerken. — Auf dem Grabe des bei dem Leichenzuge Bestatteten wuchs wohl schon längst grünes Gras, das Ehepaar des Hochzeitszuges erfreute sich vielleicht schon eines wiegenden Kinderbettleins, während die Trauerklänge, der Freudenschall noch an unser Ohr schlagen.

Die Vorführung war zu Ende. Ich sagte kein Wort, in mir war feierliche Andacht, als wäre eine Offenbarung gekommen aus unbekannter Geisterwelt. Es muß doch eine ganz besondere Zeit sein, in der wir leben, weil sich eine ewige Kehle und Zunge gefunden hat, die unseren Hall und Schall und unser Lied echt und lebendig der Zukunft übermitteln will.

Meine Erwartungen waren weit übertroffen. Doch machte das Entzücken bald einer kühleren Beobachtung Platz. Bei dem Gesangsstücke der Primadonna war mir an einer Stelle ein roher Lärm aufgefallen, als wäre Jemand mit schweren Schuhen durch das Zimmer gelaufen. Ich ließ das Stück wiederholen, um einen reinen Eindruck von ihm zu gewinnen, aber siehe, genau als dieselbe Stelle kam, lief der Kerl wieder durch das Zimmer. Der Leiter erklärte uns, daß bei der Aufnahme zwar Niemand so gesprungen wäre, sondern daß die Walze oder Rolle an betreffender Stelle schadhaft sei. Wir besahen die Rolle und bemerkten thatsächlich ein ganz zartes Ritzchen, welches die abscheuliche Störung verursachte. So wie bei der Photographie ein Flecken auf der Matrizze sich auf allen Abdrücken wiederholt, ebenso kommt hier der Flecken in Schall übersetzt bei jeder Vorführung eines Stückes zum Ausdruck. Man kann

eine fehlerhafte Rolle nicht retouchieren wie eine fehlerhafte Photographie. Mit der Photographie ist die Phonographie in vieler Beziehung vergleichbar, nur daß letztere noch weitaus effectvoller und naturgemäß vollkommener ist. Die Photographie ist und bleibt ein Bild; so ähnlich es dem Original sein mag, es lebt nicht, unser Auge sieht sofort, es ist ein todter Gegenstand, der uns nichts ersetzt, nur an etwas erinnert. Der Phonograph jedoch übermittelt uns etwas Lebendiges, thatsächlich Wirkendes, das unser Ohr auch am Original nicht besser haben kann. Insofern könnte man den Laut, den Schall, die Musik wahrlich dramatisch nennen, denn sie sind etwas Geschehendes. Was durch das Ohr geht, dringt tiefer in die Seele, als was durch das Auge kommt, darum wirkt auf uns der Phonograph mächtiger als die Photographie. Der Phonograph überbringt uns nicht etwa einen vor langer Zeit in sich aufgenommenen Gesang als etwas Fertiges; vermöge der Eindrücke erzeugt er ihn aufs Neue, indem er ihn ganz genau wiederholt. Er ist wie Jemand, welcher ein Gedicht auswendig gelernt hat und es gelegentlich declamiert; er reproduciert das Gedicht, ohne aber deshalb selbst Dichter zu sein, und wenn der Phonograph auch alle Musikstücke der Welt wiedergäbe, so wäre er noch kein Musiker. — Da übermittelt der Apparat mit seinen leblosen Bestandtheilen das Lied, das Wort mit all' seinem Geiste, wie ein lebendiger Mund. Das ist das Packende, fast Gespensterhafte.

Nachdem die Wiederholung der Production vorüber war, wurde ich vom Inhaber des Apparates ersucht, meine Stimme aufnehmen zu lassen. Arglos erklärte ich mich dazu bereit, nicht bedenkend, daß ich damit gleichsam ein neues Wesen in die Welt setzte, ein Ich, das außer mir sein wird, das für oder gegen mich sprechen, das mich überleben kann auf viele Jahre. Allerdings nützen die Rollen sich ab, und eine Rolle läßt sich nach dem jetzigen Stande dieser Erfindung nicht vervielfältigen, etwa so wie man Photographien, eine aus der anderen, vervielfältigen kann. Doch ist die Rolle an zweitausendmal zu gebrauchen, also wird mein Sprechkind vielleicht öfter vor der Welt sprechen, als es mir selber gegönnt ist.

Eine Rolle war kaum über sechs Zoll lang, in etwa zwei Minuten hatte ihre Spirale von Eindrücken sich abgewickelt, also konnte sie nur eine Rede fassen, die nicht über zwei Minuten dauert. Das ist freilich wenig, doch es gibt genug Menschen, in deren Hirn nicht einmal soviel Platz hat, als in diesem wächsernen des Phonographen.

Ein Trichter wurde angesetzt und nun sprach ich in steierischer Mundart, nach gewohnter Weise, das Stückchen hin: „Wia da Rumpelbocher sein Feind vazeiht." *)

Als das geschehen war, fragte der Inhaber, ob ich die Rolle hören wolle? Ja freilich wollte ich nun auch einmal mein eigener Zuhörer sein und im Auditorium ruhig und selbstverständlich mit kritischen Regungen dem Manne gegenübersitzen, der als Vorleser einen gewissen Ruf genoß, den ich aber eigentlich bisher noch nie gehört hatte. — Wer sich einmal photographieren ließ, der weiß es, daß man nach der Aufnahme mit einer oft nicht geringen Neugierde die Matrizze zu sehen wünscht. In demselben Falle war ich und die Wachsrolle war sofort bereit, ihr sich erst eben angeeignetes Wissen zum Besten zu geben.

In dem Augenblicke, als ich den Schlauch ans Ohr geführt, begann hinter mir ein näselnder Mensch: „Da Bamelberger und da Rumpelbocher sein zween Todfeind —"

„Pst!" machte ich, merkte es aber auch schon, daß die Stimme aus dem Schlauche kam, doch nicht die meine, wie mir schien — eine ganz fremde

*) „Heimgarten", XIII. Jahrg., Seite 791.

Stimme! — Kein Mensch erkennt seine eigene Stimme wieder, wenn sie ihm plötzlich von außen entgegenkommt, und sie mag noch so naturgetreu sein. Ich hörte also zu, wie der Apparat mein Dialektstückchen vorbrachte. Im Ganzen war ich nicht unzufrieden. Die Stimmen des Pfarrers und des kranken Bauers waren recht gut auseinander gehalten, „jedoch, lieber Freund!“ so sagte ich nun zum Herrn Phonographen, „etwas zu stark näseln! Das mußt du dir abgewöhnen. In einigen Worten schlägt hochdeutscher Accent vor. Auch bringst du einzelne Silben zu scharf und eckig, während du andere halb verschluckest. Probier' es noch einmal und nimm dich zusammen!“

Natürlich kam es das zweitemal genau so als das erstemal, und ich konnte es weder durch Spaß noch durch Ernst mehr wegleugnen, daß die Fehler an mir lagen. In den zwei Minuten, da der Phonograph mir meine eigene Vorlesung hielt, habe ich mehr gelernt als von allen Kritiken, die über mich geschrieben wurden, zusammen. Jeder Mensch müßte sein eigener, bester Lehrer und Erzieher sein, wenn er sich gegenständlich hätte. Für Fehler eines Gegenüber sind wir empfindlich! und selbst wenn das Gegenüber unser eigenes Ich wäre. Ferdinand Raimund bekehrt seinen Menschenfeind, indem er ihn sich selbst gegenüberstellt. Wie mancher Declamator, Sänger und Redner würde in Zukunft schweigen, wenn er sich einmal im Phonographen hören könnte!

„Nun, wollen Sie dem Vorleser einmal näher rücken,“ sagte der Inhaber des Apparates und gab mir einen kurzen Schlauch in die Hand, während die übrigen Schläuche gesperrt wurden.

Ich horchte hinein und erschrak neuerdings. Wenn ich vorhin vom Vorleser etwa fünfzehn Schritte entfernt zu sein geglaubt hatte, so war ich nun in seiner unmittelbarsten Nähe. Nachgerade ins Ohr brüllte mir der gute Mann die Worte: „Da Bamelberger nnd da Rumpelbocher sein zween Todfeind —“ und so fort. Die Stimme war so stark und voll und rein, daß ich meine wahre Freude dran hatte. Selbst ein paar Athemzüge in den kleinen Pausen hörte ich heraus. Ich sah nun den Unterschied, der obwaltet, wenn mehrere Schläuche offen sind oder wenn nur ein einziger vermittelt. Das Letztere kann vom Publicum sachgemäß nur Einzelnen gewährt werden und darum kennen die meisten Leute, welche den Phonographen gehört, seine Leistungsfähigkeit nur halb. Als der Inhaber den Apparat nun auch noch die österreichische Volkshymne spielen ließ von einer großen Militär-Musikkapelle, war die Schallwirkung auf mich eine so gewaltige, als stünde ich mitten unter den Musicierenden, und ich bangte fast für mein Trommelfell.

Wir schreiben heute dreizehn Jahre seit der Erfindung des Phonographen durch Edison, einen Amerikaner germanischer Abkunft. Edison ist Autodidakt und machte zahlreiche staunenswerte Erfindungen, worunter das Telephon und der Phonograph die heute bekanntesten sind. Das Telephon hat praktische Anwendung in großartigstem Maßstabe gefunden, wie weit es der künstlerischer und idealer veranlagte junge Phonograph bringen wird, das ist abzuwarten. Ist nur erst die Fessel des Privilegiums gesprengt, welche vorher eine Anzahl von Unternehmern reich machen muß, dann können wir es erleben, daß in jedem „besseren Hause“ anstatt des Claviers ein phonographischer Apparat steht. Dann wird das liebenswürdige Töchterlein des Hauses nicht mehr herantreten an den scheidenden Fremden oder Freund mit der schüchternen Bitte, etwas in ihr Tagebuch zu schreiben, sondern sie wird noch schüchterner und liebenswürdiger lispeln: „Bitte, sprechen oder singen Sie mir etwas in den Phonographen!“ — Die Walzen mit allen möglichen

Reden und Tonwerken werden billiger als Notenblätter zu kaufen sein. Dann können wir die „Meistersinger" der Wiener Hofoper behaglich zu Hause hören, wenn es uns bei Musik nicht ums Sehen der Ausstattung zu thun ist. Dann ist es uns möglich, im eigenen Zimmer den Reichsrathssitzungen von Wien und Berlin, den Vorlesungen der Universitäten von Jena, Heidelberg u. s. w. beizuwohnen. — Vorher müssen nur noch einige Kleinigkeiten erfunden oder vielmehr vervollkommnet werden, so z. B. daß die Aufnahmen und Abgaben im Großen, ohne viel Beiwerk von Trichtern, Schläuchen u. dergl. geschehen können, daß die Walzen sich ohne neuerliche Aufnahmen vervielfältigen und widerstandsfähiger machen lassen, daß der Phonograph mit dem Telephon sich verbindet. Brüder sind ja die Beiden, so werden sie sich gerne gegenseitig unterstützen und uns mit den außerordentlichsten, heute noch ungeahnten Leistungen überraschen.

Also wird es z. B. nicht bloß im Allgemeinen interessant, sondern auch für den Sprachforscher wichtig sein, wenn durch den Phonographen nachgewiesen werden kann, wie man vor Zeiten gesprochen, betont hat; besonders die Volksmundarten werden ein fruchtbares Studium sein, während sie heute in Folge mangelhafter Schreibweise, selbst von Fachgelehrten so oft mißverstanden und mißdeutet werden.

Museen und Archive wird man bauen, um all' die Rollen oder Walzen aufzubewahren, die in Ton und Klang wichtige Documente sein werden von vergangenen Völkern. Eindringlicher und überzeugender als der todte Buchstabe wird die lebendige Stimme sprechen, und auch das Gemüth wird durch diese Erfindung vielleicht wieder einmal zu seinem Rechte kommen.

Heute greift die alte Matrone, welche all' ihre Lieben überlebt hat und einsam in der Welt steht, in stillen traurigen Stunden nach den vergilbten Briefen der Ihrigen. Einst wird sie in solcher Einsamkeit die Rollen des Phonographen hervorholen und sie wird die trauten, heiteren Stimmen Derjenigen wiederhören, die längst auf dem Kirchhofe ruhen. Sie wird das befangene Liebesbekenntnis ihres Bräutigams hören, sie wird die fröhlichen oder ernsten Gespräche vernehmen, welche er in stillen Stunden mit ihr geführt, den munteren Kinderlärm, das süße Mutterwort der Kleinen — der ganze klangreiche Himmel der Vergangenheit wird in treuen Tönen wieder auferstehen und die Matrone wird weinen vor Rührung, daß die Stimmen der Heimgegangenen noch bei ihr geblieben sind.

Sollte ich zu überschwenglich sein in meinen Hoffnungen? Im Angesichte dessen, was wir Menschen bisher erfunden und geleistet haben, ist keine Hoffnung für die Zukunft zu hochfliegend; eben ein Beweis, daß die kühnsten Phantasien des Menschen noch übertroffen werden können, ist Edisons Phonograph. Man brauchte vor diesem keinen besonderen Respect zu haben, wenn er bloß praktisch dienen wollte wie ein Knecht, oder nur ergötzen wie ein Taschenspieler; wir hoffen aber, daß er sich ausbilden wird zu einem ernsten und tüchtigen Vermittler idealer Güter, zu einem Handlanger des Gemüthes, das von den modernen Erfindungen so stiefmütterlich behandelt zu werden pflegt. Wenn wir uns sonst wohl harmlos freuen konnten über das, was der Menschengeist an technischen Fertigkeiten zustande bringt, ohne im Uebrigen viel Gewicht darauf zu legen, hier eröffnet sich uns ein weiterer Blick und wir glauben, der junge Aufbewahrer und Wiederbringer des Tones, des Klanges wird für größere Dinge erlesen sein. — Zwar kann uns der Gedanke kommen, als verursachten derlei Erfindungen eher eine Veräußerlichung des Menschen als eine Verinnerlichung .... Noth thut uns die letztere.

Der Bauer vor Gericht.

Ein Volksbildchen aus Tirol von Karl Wolf.*)

Die Herren des k. k. Bezirksgerichtes sind im Verhandlungs- oder Tagsatzungszimmer versammelt. Die Federn der Schreiber knistern über das Papier hin. Dort sucht einer derselben, die Feder quer im Munde, nach gewissen Acten im Regale und ein anderer wischt mit dem Hasenharl den reichlich verschütteten Streusand von seinem Tische und erfrischt seine Kopfnerven durch eine gewaltige Prise, welche ihm der Amtsdiener aus der „birchenen“ Dose reicht.

Da klopft es an der Thüre, ungefähr so, als geschähe es mit einer Hand, die in einem dicken Fäustling steckt.

Ohne die Aufforderung einzutreten abzuwarten, öffnet sich die Thüre vorsichtig und langsam, nur so weit, um den Kopf des Bauern hereingucken zu lassen.

„O baleib, do isches nitta.“

„Was wollt Ihr, Bauer, und wen sucht Ihr?“

„A i wer schun fahl gongen sein.“

„Nun, kommt doch herein,“ sagt hierauf der Beamte, „das wird sich schon herausstellen.“

Endlich schiebt sich die ganze Gestalt in die Stube. Vorsichtig mustert er alle Anwesenden, sieht sich rings im Kreise um, wohin er seinen Regenschirm stellen könnte, den er zum Schlusse so placiert, daß er während der ganzen folgenden Verhandlung jeden Augenblick umfällt, und mit einem entschuldigenden: „Oha“, oder „sell will i sechn“, wieder aufgestellt wird.

„Nun, warum kommt Ihr her zu uns, Bauer?“

„Joa wögnen Paul.“

„Was für ein Paul, was soll's mit dem Paul?“

„Joa und die Kua.“

„Mein Gott, es ist rein zum Haarausreißen,“ ruft ungeduldig der Beamte, „was ist denn mit dem Paul und der Kuh?“

„I konn drei Eid olögn, olle zöch'n konn i auröckn, daß i recht hon,“ antwortet der Bauer.

„Ja, auf was wollt Ihr einen Eid ablegen, in Gottes Namen?“

„Daß sie nit traget ist.“

„Ja, was geht denn dies uns an!“ ruft der Amtierende aufspringend.

Der Bauer kratzt sich verlegen hinter den Ohren und es kömmt ihm fast gelegen, daß der Schirm gerade umfällt.

„Joa, ihnen geat's freilich nicht uhn, ober er hott's gsogt.“

„Wer denn, zum Teufel noch einmal!“

„Joa, der Paul.“

Der Beamte macht, um sich zu beruhigen, einige Gänge durchs Zimmer, setzt sich endlich hin und fängt mit dem Bauern, wenn möglich in der Mundart desselben, zu verhandeln an.

Es ist kein kleines Stück Arbeit, so nach und nach herauszuquetschen, wie die Geschichte eigentlich war.

Mißtrauisch guckt der Bauer auf den nebenan arbeitenden Schreiber;

*) „Der Burggräfler.“ Bilder aus dem Volksleben von Karl Wolf. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, 1890.

fast mehr zu dem, als zum Beamten selber sprechend, denn er ist im Ungewissen, was der Alles niederschreibt; am Ende gar seine Aussagen. Und ein schreibender, besonders ein schnellschreibender Mensch, macht auf den Bauern immer einen großen Eindruck.

Innerlich nimmt er sich fest vor, nichts zu unterschreiben, denn „mit die Schriften“ ist schon mancher „augsessn“.

„As der Schrift lesn sie's gonz onderst außer, woast, als wia Du's gmuant höst,“ versichert der Bauer.

Die Verhandlung in diesem Falle wäre nun eine ganz leichte und ein Ausgleich gut möglich.

Der Bauer hat eine Kuh unter der Zusicherung gekauft, sie hätte „angnummen,“ wie sie „dermit zum Stiar gfohrn sein“. Diese Zusicherung hat ihm aber der Verkäufer selbst nicht gegeben, der die Kuh eben weil „sie hort annehmend ist,“ fortgibt, sondern der „Manschet“. Es ist dies ein ganz gewöhnlicher Bauernkniff.

Der Bauer ist aber nicht ohne weiters zu Gericht gegangen, sondern hat zuerst einen „Winkelschreiber“ aufgesucht, der ihn gehörig präpariert hat.

Mit zusammengesteckten Köpfen sitzen sie in einem Kaffeehause und der Bauer horcht mit gespannten Ohren auf die Belehrung des von Gott begnadeten klugen Mannes.

Und „a pfiffiger Mensch“ muß er sein, der Winkelschreiber, weil er „schun dreimol kuckt ist“.

Daß er schon drei Strafen abgesessen, erhöht nur sein Ansehen.

Und wenn ihm der Redefluß ausgeht und er markiert dies schlauerweise so oft, als sein Glas leer ist, klopft der Bauer der Kellnerin um „a frische Holbe“.

Und als er dem Bauern nun gar einen Fall erzählt, genau wie der vorliegende, den er „a gwunnen“ hat, „schofft er gschwing a Bratl un“.

Diese sogenannten „Winkeladvocaten sind vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus ein Schaden, denn sie „schürn“ nicht selten so lange, und zwar in vielen Fällen auf beiden Seiten, bis ein Streit „in Zug kimmt“, nur um zu verdienen. Es gibt sogar wirkliche Advocaten, die auf gutem Fuße mit Leuten so zweifelhaften Schlages stehen, weil sie ihnen Kundschaft zuführen.

Bei den gerichtlichen Vernehmungen ist der Bauer ungemein zurückhaltend mit seinen Antworten, die er auch selten bestimmt abgibt.

„Sell werd schun sein,“ „'s ist mir nimmer recht wissentle“ u. s. w.

Es würde zu weit führen, alle die Kniffe aufzuzählen, die gebraucht und angewendet werden, um noch „a Hinterthürl“ zu haben.

Wird ihm irgend ein vermeintliches Recht abgesprochen, so tritt er hervor, zieht einen Bündel Schriften aus seiner Tasche, meistens alle seine Schriften, auch solche, die auf die laufende Verhandlung keinen Bezug haben, und sagt triumphierend: „i wer mein Gerecht schun auweisn.“

Sucht ihm der Richter jedoch klar zu machen, daß er Unrecht habe, daß seinem Gegner das Recht zugesprochen werden müsse, so entgegnet er: „O, baleib, mei Recht ist schun von Olters her: wenn miar do kuan Recht werd, wer i schun an andern Ort findn.“

Ist ein Bursche in Sachen einer Paternitätsklage vorgeladen, so wird er den intimen Umgang mit dem Mädchen kaum leugnen, höchstens wird er sagen: „ondere sein a zuadn gongen“; in vielen Fällen wird er aber auf die Frage, was er nun zu thun gedenke, antworten: „oschwörn.“

Der Schwur spielt eine große Rolle bei den Bauern und wird auch bei jedem Anlaß angetragen.

„I konn olle zöchn Finger auröckn derfür, sou wohr isches.“

Und wenn von der Gegenpartei die Aussage bezweifelt wird, kann man gleich hören: „A heilis Jurament konn i drau ologn.“

Ob es unsere Bauern mit der Heiligkeit des Eides sehr strenge nehmen, die vielen Abstrafungen wegen Meineid lassen es bezweifeln und ein alter, erfahrener Jurist theilte mir die Aussage eines Bäuerleins mit, die da lautete: „Krod zu wettn getrauet i mi net, ober beschwören kannt i's."

Wie wir Specialärzte haben für alle möglichen Krankheiten, so hat der Bauer seine bestimmten Advocaten für besondere Fälle.

„Af Boazn ist uaner, der kennt sie ba die Wasser aus." Ein anderer ist wieder tüchtig für „olte Recht und Grenzn". Dann finden sich welche, „de 's Intreibm" aus dem Fundament verstehen.

„Woast, der zwickt Diar's außer," sagt der Bauer, „und wenn der Tuifl dranhucket."

Nur „'s Roatn", meinen die Bauern, können alle Advocaten gleich gut. „Do war Dir a Apothegger lei a Bantlkrumer dergögn."

Dem Bauern, der „af 's Gricht" will, kennt man sein Vorhaben schon auf der Straße an. Er schneidet ein äußerst bedenkliches Gesicht, macht vorsichtige Schritte, als wäre er schon in der Gerichtsstube, nimmt, ganz in Gedanken verloren, auf der Straße seinen Hut herunter und streicht sich die Haare glatt in die Stirne. Den Gerichtsdiener grüßt er mit vertraulicher Höflichkeit, und ganz gewaltig Respect hat er, wenn ihm Jemand mit Acten unterm Arm begegnet.

Kommt es in der Gerichtsstube zum Abschluß, zu einem Ausgleich vielleicht, so verlangt er, daß es „in die Schrift inni muaß," daß er „nochgiebi" gewesen sei.

Mit langen Schritten wandert er in die Tabaktrafik gegenüber, um den vorgeschriebenen Stempel, den er, vorsichtig in ein Papier gewickelt, zwischen Daumen und Zeigefinger bringt, „sist grauset sich der Hear epper lei ban oleckn."

Dann klemmt er seinen Hut zwischen die Knie, nimmt die Feder zur Hand, taucht selbe nebst Zeig- und Mittelfinger in das Tintenfaß, klemmt die Zunge unter die linken Schneidezähne und unterschreibt.

Mit einem freundlichen: „Nor loßn miars halt a sou" schiebt er zur Thüre hinaus.

Diese Federzeichnung bitte ich nicht allgemein anzuwenden.

Es sind dies eben humoristische Figuren, wie sie in jedem Stande vorkommen. Diese Figuren aber gehören trotz alledem zur Charakteristik unserer Tiroler Bauern.

Es finden sich hingegen wieder Bauern, besonders unter denjenigen, die als Sachverständige herangezogen werden, in Angelegenheiten zwischen Regierung und Gemeinde, oft Männer, die neben einer staunenswerten Gesetzeskenntnis eine rasche Auffassungsgabe und einen Scharfsinn besitzen, welche einem Juristen Ehre machen würden. Sogar im Landtage haben Burggräfler Bauern gesessen, etwa nicht als einfache Stimm-Maschinen, sondern als Männer, die in Wort und That die Interessen ihres Bezirkes kräftig vertreten haben.

Die Alpenfee.

Ein neues Märlein aus der Brentagruppe von Josef Erler.

Es war ein wundervoller Septembermorgen. Von keinem Wölkchen getrübt, wölbte sich das tiefblaue Himmelszelt über die prächtige Alpenlandschaft. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne küßten die im Schnee und Eis krystallisierten Zinnen der Cima Tosa und Cima Brenta, welche unter diesem zärtlichen Morgengruße gleich den Wangen einer jungen Braut rosig erglühten, während die starren Felsgebilde der Dolomiten noch im tiefen Schatten lagen. Stärkender ozongeschwängerter Waldduft entströmte dem hundertjährigen Tannenforste, der die im thaufrischen Grün prangenden Bergmatten umrahmte. Die Alpenlerche schmetterte als Herold des erwachenden Tages hell ihr Morgenlied zum Lobe des Schöpfers in die kühlen Lüfte, und Tannenmeisen und Bergfinken stimmten bald zwitschernd und trillernd mit ein. Der schwermüthige Ton eines Alpenhornes weckte die Hirten aus dem erquickenden Schlafe und gleich darauf kündete das Gebimmel der aus ihren eingefriedeten Räumen freigelassenen Herden, daß jene ihr Tagewerk begonnen. Ueber die ganze Gegend lag jener poetische Zauber ausgegossen, welcher im Hochgebirge mit dem Erwachen der Natur an einem schönen Tage verbunden ist.

So früh an der Zeit es war, kletterte doch schon ein Knabe den schmalen Pfad, der über die Berghalde führte, empor. Es war ein kleiner Bursche im Alter von etwa sieben Jahren, mit dunkelgebräunten Wangen, kastanienfarbenen Haaren und, was seinem Antlitze einen ganz besonderen Reiz gab, großen Augen, welche an tiefer Bläue die unergründlichen Fluten des zwischen den Felsen träumerisch gebetteten Lago di Serodoli überstrahlten. Er war in einen ärmlichen, an manchen Stellen zerrissenen Frustango-Anzug gekleidet und barfüßig. Trotzdem sprang er leicht wie eine Gemse von Stein zu Stein und hielt nur manchmal inne, um mit kundiger Hand ein zwischen Felsenritzen verborgenes Pflänzchen zu pflücken, das er dann in seiner kleinen zwilchenen Hirtentasche barg. Der Knabe hatte sich wieder am Rande eines Felsblockes niedergekniet, um ein Kräutlein mit der Wurzel aus dem spärlichen Erdboden herauszuarbeiten, als er eine schwere Hand auf seiner Schulter fühlte. Erschreckt fuhr er auf und blickte in das bärtige Antlitz eines Mannes, der, wie aus dem Boden herausgewachsen, neben ihm stand.

„Was machst Du, Bursche?"

„Ich sammle Kräuter für meine kranke Mutter."

„Dann suche sie an anderen Orten, hier darfst Du nicht weilen."

„Aber gerade hier —"

„Kein Aber, — hier kommt eine hohe Frau vorbei, der Du nicht in den Weg treten darfst. Verstanden?"

Die Stimme des Fremden klang nicht unfreundlich, aber entschieden. Mit dem letzten Worte war er auch bereits wieder hinter dem Föhrengehölze verschwunden. Der Knabe stand einen Augenblick wie erstarrt, er vermochte den Sinn des Auftrages, den er erhalten, nicht zu fassen? Wem durfte er nicht in den Weg treten? Einer hohen Frau, — hier auf den

Bergen, wo nur die Hirten hausen und die Feen, die — wie ihm der alte Nono erzählt — die Thiere und Kräuter ihrer Alpen bewachen und schützen — ach, eine seltsame Angst erfaßte ihn plötzlich, er griff krampfhaft nach seiner Tasche, machte Kehrt, um zu fliehen, und — mit einem Schrei stürzte er auf die Knie vor einer hohen Frauengestalt in schwarzem Gewande.

„Misericordia, per l'amor' d'Iddio, misericordia!“ rief er und verdeckte sich mit beiden Händchen das Antlitz.

„Was ist Dir. mein Kind,“ schlug es sanft an sein Ohr. Das klang so voll und rein wie Glockenton, so vertrauenerweckend und voll Mitgefühl, daß der Knabe die Händchen sinken ließ und die großen Augen aufschlug. Da sah er ein Antlitz über sich gebeugt, so wunderhold und schön, wie er es bisher nur auf den Bildern der Madonna gesehen, aus zwei herrlichen Augensternen traf ihn ein Strahl so unendlicher Güte, daß plötzlich alle Angst aus seinem Herzen schwand.

„Du bist gewiß eine gute Fee,“ sagte er, „darum wirst Du mir verzeihen. Ich wollte nichts Böses thun.“

„Wie heißt Du, Kleiner?“

„Tonino.“

„Und was suchst Du hier?“

„Heilsame Alpenkräuter für meine arme Mutter. Sie ist sehr krank. Nicht wahr, Du strafst mich nicht, daß ich die Kräuter nahm? Aber wir sind so arm, können keinen Arzt bezahlen und müssen die Arzenei nehmen, wo wir sie umsonst finden.“

„Was fehlt Deiner Mutter, Tonino?“

„Sie ist schwach und kraftlos. Ein heißer Abguß von diesen Alpenkräutern soll sie stärken, sagt Don Lorenzo. Das beste Heilmittel wäre wohl Fleisch und Suppe, aber dies zu beschaffen sind wir viel zu arm.“

„Wer ist Don Lorenzo?“

„Unser Curat, ein frommer Herr, und so gut, aber der Armen sind hier zu viele, was er geben kann, reicht nicht für Alle.“

„Und warum erschrakst Du so vor mir, Tonino?“

„Weil Nono Bortolo mir erzählte, daß die Alpenfee ihre Kräuter bewache und Jene strafe, die sie ihr rauben wollen. Ich aber habe es dem Nono nicht geglaubt, weil ich noch keine Fee gesehen.“

Ein Lächeln glitt über das edle Antlitz der hehren Frau.

„Oeffne Dein Täschchen, Tonino,“ sagte sie und ließ rasch einen Gegenstand in dasselbe gleiten. „Und nun geh' sogleich nach Hause und erzähle Deiner Mutter, daß Dir die Alpenfee für sie das wahre Kräutlein gegeben. Aber öffne das Täschchen nicht, bevor Du zu Hause bist, damit die Wunderkraft Dir nicht verloren gehe.“

Tonino küßte unter heißen Dankesworten den Saum des Kleides seiner fremden Gönnerin und sprang dann fröhlich den Bergabhang hinunter.

Mit frohverklärten Mienen setzte die in tiefes Schwarz gekleidete Dame ihre einsame Wanderung durch die pittoreske Felsengegend fort. — — —

Mit einem Jauchzer stürzte Tonino in die Hütte seiner Mutter.

„Nicht so ungestüm, Knabe,“ mahnte Don Lorenzo, der am Bette der Kranken saß.

„Ich bin so glücklich,“ jubelte der Kleine, „die Alpenfee selbst hat mir das wahre Heilkräutlein für Mütterchen gegeben.“

Der Geistliche blickte erstaunt auf. „Du faselst, Kind.“

„Nein, nein, hochwürdiger Vater, seht selbst.“ Er schüttete den Inhalt seines Hirtentäschchens auf den Tisch und mehrere blitzende Goldstücke fielen hellklingend auf die eichene Platte.

„Barmherziger Gott!“ rief die Mutter freudig erschrocken und richtete sich im Bette auf.

„Und woher hast Du diesen Schatz, Tonino?“ fragte der Curat.

„Von der Alpenfee, die mir auf den Bergen begegnete.“

Und nun erzählte er mit kindlicher Ausführlichkeit, was er vor Kurzem erlebt.

Da faltete Don Lorenzo die Hände. „Du bist ein gottbegnadetes Kind, Tonino. Nicht die Alpenfee war es, die Dir erschienen, sondern eine hehre, mächtige Frau, die gleich einem Engel der Barmherzigkeit überall, wo ihr Fuß die Erde betritt, nur Segen spendet und nie, so hoch sie selbst auch steht, der bitteren Noth des Armen vergißt. Vereint Euch mit mir, Mutter Rosalie und Tonino, und laßt uns ein inbrünstiges Gebet zum Himmel senden, daß Gott ihr im reichsten Maße lohnen möge, was sie den Unglücklichen dieser Erde des Guten gethan.“ —

Tonino sandte sein Gebet empor, so innig und warm, als es nur aus unschuldigen Kinderherzen zu dringen vermag. Zum Schlusse aber flüsterte er vor sich hin: „Der Nono Bortolo hat doch wahr gesprochen, da mag Don Lorenzo sagen, was er will, das war kein irdisches Wesen, — es war die gute, herrliche Alpenfee, die mir heute erschienen.“ —

Und die Bergleute, denen er sein seltsames Abenteuer erzählte, gaben ihm Recht.

Kleine Laube.

Der Besessene.

Aus dem Hebräischen von Hans Malser.

Mir graut, ich bin besessen,
Besessen von dem Gelde hier,
Mein Schaffen, selbst mein Sinnen,
Mein Träumen wird zu Gelde mir.
Was meine Hand berühret,
Wird märchenhaft zu Gelde mir,
Die Sehnsucht meines Herzens
Wird eingelöst mit Gelde mir.
Ich dürst' nach Lieb' und Freundschaft,
Nach Muth, nach Frohsinn, Ehr' und Ruhm,
Mein heißer Drang nach Tugend,
Er setzt sich schnöd in Gelde um,
Vor meiner Thüre wimmern, ach,
Die Hungernden und Armen,
Und ich bin nicht im Stande, ach,
Mich ihrer zu erbarmen.
O Brüder, liebe Brüder,
Wie theil' ich Euch von Ueberfluß,
Da ich doch selber mitten
Im schnöden Gelde darben muß.
Das Geld als Segen Gottes,
Das habe nie besessen ich,
Doch bin von schlechtem Mammon
Seit Jahr und Tag besessen ich.
Und weil vor dem Verlieren
In Angst und Sorg' ich beben muß,
So hab ich Noth und Elend
Vom Geld, so lang' ich beben muß.
Und wenn ich's einst verlassen soll,
Wird doppelt hart das Sterben,
Und schmähen einen Geizhals mich
Die tief verhaßten Erben. —
O grauenhaftes Schicksal, du,
Den Mammon zu verfluchen,
Und ihn mit Hungers Hast und Gier
Doch immer müssen suchen.
Dem Armen das Verschmachten
Für seine Seele frommen muß,
Dieweil die meine schmählich
Im gold'nen Bann verkommen muß.
O Gott, wie wird das enden noch!
Was soll mich Aermsten laben,
Wenn ich den gold'nen Becher leer
In lahmer Hand werd' haben!
Noch einmal möcht' für Göttliches
Auf Erden ich erwarmen.
Erlöse von den Banden mich,
Erbarmen, Herr, Erbarmen!

Ueber Arbeit und Arbeiter.

Die „Deutsche Revue" veröffentlicht einen Vortrag des englischen Cardinals Manning, der in seiner verständigen und milden Auffassung klärend und versöhnlich wirkt. Wir entnehmen dem Vortrage die folgenden Stellen:

Adam Smith sagt: „Das Eigenthum, welches Jeder an seiner eigenen Arbeit hat, ist, wie der Quell aller anderen Arten des Eigenthums, so auch das Heiligste und Unverletzlichste von Allen. Das Vermögen des Armen liegt in seiner Hände Stärke und Geschicklichkeit; und wer ihn verhindert, diese Stärke und Geschicklichkeit, sowie er kann und will, ohne Nachtheil für seinen Nächsten auszunutzen, der begeht ein himmelschreiendes Unrecht gegenüber diesem geheiligten Eigenthum." Deshalb beanspruche ich für die Arbeit vor allen Dingen dasselbe Recht, welches das Eigenthum hat. Es gibt keine Sache, welche so sehr unser eigen wäre, wie die

Arbeit. Sie ist ein höchst persönliches Gut; die Kraft und Gewandtheit, welche Jemand besitzt, sind so gut sein eigen, wie das Blut in seinen Adern; und das Eigenthum, welches er in dieser Kraft und Gewandtheit hat, kann von keinem Fremden überwacht und controliert werden. Die englischen Juristen haben den Kunstausdruck, das Testament sei ambulatorisch; damit wollen sie sagen, daß es, wo er sich auch befindet, überall mit ihm geht. Ebenso trägt der Arbeiter sein Eigenthum wie baares Geld überall mit sich herum. Er kann dafür einkaufen und er kann es verkaufen, er kann es vertauschen, er kann es zu einem bestimmten Preise öffentlich ausbieten, und dieses baare Geld, welches er mit sich führt, kann er auf jedem Arbeitsmarkt der ganzen Welt zu Markte tragen; nicht einmal Cursverschiedenheiten stören in der Verwertung, denn keine fremde Prägung, keine schwierige Berechnung, weder die decimale noch eine andere, hindern ihn daran, dies Vermögen im Auslande umzusetzen. Ja, im Gegensatz zum gemünzten Gelde kann er seine Arbeit immer wieder und immer ausgeben, ohne daß sie davon abnimmt oder alle wird — natürlich innerhalb der Grenzen, welche unsere Natur uns nun einmal gezogen hat. Aber Jahr für Jahr begleitet den Arbeiter seine Arbeitskraft durchs Leben, bis sie im Alter erst schwächer wird und dann zu Ende geht. Dann aber hat der Ergraute auch einen Anspruch darauf, mit Bescheidenheit und Achtung angesehen zu werden.

Was ein rechter Arbeiter ist, sagt nun auch Shakespeare. In seinem Lustspiel: „Wie es Euch gefällt," legt er einem Arbeiter folgende Worte in den Mund: „Herr, ich bin ein ehrlicher Taglöhner; ich verdiene, was ich esse; erwerbe, was ich trage; hasse keinen Menschen, beneide Niemandes Glück, freue mich über anderer Leute Wohlergehen, bin zufrieden mit meinem Ungemach."

Weiter beanspruche ich für die Arbeit die Rechte des Capitals. Die Arbeit ist Capital im wahrsten Sinne des Wortes. Das, was wir heute Vieh nennen, bezeichneten unsere angelsächsischen Vorfahren als „lebendes Geld" und wir wissen auch, daß unsere Worte chattels (fahrende Habe) und cattle (Vieh) dasselbe sind, wie das lateinische capita, nämlich Häupter von Vieh, Arbeitern oder Sclaven, und dies verstand man unter dem lebenden Gelde; in demselben Sinne aber ist die Arbeit, die Kraft und die Geschicklichkeit des ehrlichen Taglöhners sein „lebendes Geld"; diese Dinge sind ein Capital, welches er in sich aufgespeichert hat, ein Capital, welches zur Production unentbehrlich ist. Denn das Capital, welches im Gelde besteht, und welches ich daher todtes Capital oder todtes Geld nennen möchte, wird erst durch das lebende Geld zum Leben und zur Thätigkeit erweckt. Das Geld-Capital und das Capital der Stärke und Geschicklichkeit müssen sich mit einander verbinden, und wenn sie dies nicht thun, so haben wir keine Production und keinen Fortschritt. Deswegen müssen „Capital und Arbeit auf demselben Pferde reiten," — so lautet ein Ausdruck in einem Buche; und dasselbe Buch fügt mit einer Art Mutterwitz hinzu: „jedesmal, wenn zwei auf einem Pferde reiten, so sitzt einer von ihnen hinten," und, wie weiter ausgeführt wird, der vorne Sitzende ist das Capital. Ich sage aber, wenn Capital und Arbeit nicht Hand in Hand neben einander reiten können, so müssen sie neben einander gehen, denn jedes Recht, das dem Capital zusteht, kann auch die Arbeit beanspruchen.

Ferner hat die Arbeit ein Recht auf Freiheit. — Wir lesen im Columella, welcher im fünften Jahrhundert nach Christi ein Buch über römischen Ackerbau geschrieben hat, daß die ganze Umgebung Roms so trocken, unfruchtbar und ertragslos wurde und Jahr für Jahr so sichtbar ihre Ertragsfähigkeit verlor, daß die römischen Philosophen dies erklären zu müssen glaubten, indem sie annahmen, die Erde werde alt. England ist, wie wir sahen, von König Johanns Zeit bis jetzt

nicht alt geworden, die Erklärung der römischen Philosophen kann also nicht richtig sein. Aber das Geheimnis dieses Vorganges läßt sich auf anderem Wege leicht enthüllen. Die römische Campagna wurde von Sclaven bearbeitet, und Sclavenarbeit ist Arbeit ohne Herz, Arbeit ohne Willen. Nicht die körperliche Kraft, sondern die Willenskraft macht die Axt an der Baumwurzel erklingen. Das Recht auf Freiheit besteht darin, daß jeder Arbeiter ein Recht darauf hat, selbst zu bestimmen, ob er arbeiten will oder nicht. Wenn er aus Trägheit nicht arbeiten will, so gilt für ihn das alte Gesetz: „So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen," und dies Gesetz ist niemals abgeschafft und gilt noch heute. An einer anderen Stelle sagt die heilige Schrift aber auch: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert," und ich bin froh darüber, daß dieses Wort noch immer in unserem heiligen Buche steht. Ja, der Arbeiter hat die freie Entscheidung darüber, für wen er arbeiten will und wo er arbeiten will. Natürlich sage ich nicht, daß er diese Freiheit in launenhafter Weise oder zu Erpressungen mißbrauchen soll, aber ich will damit sagen, daß er selbst der erste und einzige Richter und Herr über sein eigenes Leben ist, und daß nur er dafür zu leiden hat, wenn er seine Freiheit verkehrt anwendet. In dieser Freiheit liegt aber auch das Recht, — auf seine eigene Gefahr hin — darüber zu entscheiden, ob er bei einem gewissen Lohne bestehen kann oder nicht; das kann gar nicht bestritten werden, denn Niemand Anders als er selbst kann den Wert seiner Arbeit abschätzen; er mag sie daher so theuer ausbieten, wie er will, und wenn ihm ein Lohn geboten wird, der ihm zu niedrig erscheint, so mag er ihn ablehnen. Wenn er dann unbeschäftigt bleibt, so leidet er selbst am meisten darunter, aber Niemand darf ihm sagen: „Du mußt arbeiten." Die Sclaverei hat in England bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein gedauert, und ich glaube, daß es der Sclaverei zum Theil mit zuzuschreiben ist, wenn die Fruchtbarkeit Englands damals geringer war als heute; — zum Theile, sage ich, denn ich berücksichtige auch das Heranwachsen von Capital, die Ausbildung der Geschicklichkeit und das Zunehmen der wissenschaftlichen Erkenntnis. Die Sclaverei ist aufgehoben worden unter dem mildernden Einflusse des Christenthums; nach ihr lebten die Arbeiter aber in einem Verhältnis, dem zufolge sie in einer Beziehung frei waren, in anderen aber nicht, ein Verhältnis, dessen Darstellung bei dieser Gelegenheit ich mir ersparen kann. Heutzutage ist die Arbeit des Engländers so frei wie die Luft. Der Arbeiter darf gehen, wohin er will, er darf arbeiten, wo er will, er darf so billig arbeiten, wie er will, und so theuer, wie er kann; ja, er braucht gar nicht zu arbeiten. Denn wie Jeder zu bestimmen hat, ob er sein Eigenthum, sein Capital ruhen lassen oder in Thätigkeit setzen will, so kann er es auch mit seinem Arbeitseigenthum machen.

Einige Leute wollen ein neues, langes Wort in unsere Sprache einführen, das Wort P r o l e t a r i a t. Es ist pedantisch, es ist unchristlich, es ist falsch und zuletzt, es ist eine Beleidigung für den Arbeitsmann. — Die Römer verstanden unter Proletarier die Leute, welche ihr Heim und ihre Familie hatten, wenn man ein Dach oder eine Schutzwand, unter der man gerade liegen kann, als Heim bezeichnen will, aber sie waren ohne Vermögen, sie hatten nichts als ihre Kinder, nur mit ihrem Leibe und durch ihre Kinder konnten sie dem Staate im Kriege oder bei anderen Gelegenheiten dienen. Außerdem waren sie Sclaven oder wenigstens in großem Umfange Sclaven. Sie waren faule Nichtsthuer und die nichtsnutzigsten und elendesten Geschöpfe der Bevölkerung; sie lebten von Almosen, oder, was noch schlimmer ist, sie umflatterten und umschmeichelten Jeden, der ihnen etwas geben konnte. Nun frage ich, ob es nicht eine Beleidigung für unsere ehrlichen Arbeiter ist, wenn man sie als Proletarier bezeichnet!

Die Arbeiterfrage hat nicht allein

die praktische, sie hat auch noch eine andere Seite. Wenn es das letzte und größte Ziel unseres Lebens wäre, möglichst viel Ellen Tuch und möglichst viele Rollen Baumwollengarn in den Verkehr zu bringen, wenn der Ruhm des Landes nur darin bestände, den Weltmarkt mit diesen Waren zu überschwemmen und durch niedrige Preise alle wettbewerbenden Völker zu unterbieten, dann wäre dieser Grundsatz (der rücksichtslosen Concurrenz und schrankenlosen Vertragsfreiheit) ja ganz wunderschön. Aber, wenn die Gesundheit des Familienlebens ein Lebensinteresse des ganzen Volkes ist, wenn der Friede, die Reinheit der Wohnungen, die Erziehung der Kinder, die Pflichten der Weiber als Frauen und Mütter, die Pflichten der Männer als Gatten und Väter in unserem ungeschriebenen Gesetz enthalten sind, und wenn diese Dinge uns heilig sind, heiliger als Alles, was auf dem Markte verkauft werden kann, und wenn wir dann wissen, daß durch die übermäßig lange Arbeitszeit, infolge der ungeregelten Ausnutzung der Arbeitskraft das Familienleben zerstört, die Kinder verwahrlost, die Frauen und Mütter zu lebenden Maschinen und die Männer zu Lastthieren gemacht werden (— das Wort ist häßlich, aber ich weiß kein anderes), die des Morgens vor der Sonne aufstehen und erst am späten Abend heimkommen, müde und abgespannt, zu nichts Anderem im Stande, als schnell zu essen und dann zu schlafen, dann müssen wir uns sagen, daß wir unsere industrielle Größe zu theuer erkauft haben, daß wir auf diesem Wege nicht weiter dürfen.

Ich frage im Uebrigen: ist es möglich, daß ein Kind gut erzogen wird, wenn es schon mit elf oder zwölf Jahren als Vollarbeiter beschäftigt wird? Kann ein Kind auf dem platten Lande gut erzogen werden, wenn es schon mit neun Jahren auf die Feldarbeit geschickt wird? Kann eine Frau ihre Pflichten als Mutter und weibliches Haupt der Familie erfüllen, wenn sie sechzig Stunden wöchentlich arbeiten muß? Vielleicht wissen Sie es besser, meine Herren, aber ich muß gestehen, ich kann es nicht fassen und begreifen, wie eine Frau ihre Kinder in den schulfreien Stunden erziehen soll, wenn sie den ganzen Tag lang in der Fabrik arbeiten muß. Ich weiß, hier liegen sehr schwierig zu behandelnde Dinge vor, aber es ist meine Ueberzeugung, daß wir sie in die Hand nehmen müssen, in die Hand nehmen mit Ruhe, Gerechtigkeit und mit dem entschlossenen Willen, die Arbeit und den Arbeitsverdienst in zweiter Linie, in erster Linie aber die öffentliche Sittlichkeit und die Erhaltung eines gesunden Familienlebens in unseren Arbeiterkreisen zu bedenken. Ich kann und will keinen Gesetzentwurf ausarbeiten, aber ich halte mich doch für berufen, die Grundsätze zu betonen, von denen ein solcher ausgehen muß.

Ich habe in meiner Jugendzeit viele Wohnungen von ländlichen Arbeitern gesehen. Bei aller Aermlichkeit hatten sie doch einen gewissen Reiz. Ich sah Kathenhäuschen mit einem Hausgarten, mit einem einfachen, aber gut gehaltenen Hausrat, auf dem Herde glimmte der Torf, und Kinder spielten vor der Thür. Ueberall zeigte sich die Armut, aber überall auch das Glück. Ich hoffe, es ist auf dem Lande auch noch nicht anders geworden. Wie die Arbeiterwohnungen in unseren großen Industriestädten heutzutage sind, weiß ich nicht; in London sind sie oft ganz schrecklich, schon allein, wenn man die Häuser von außen ansieht. Dazu kommt noch, daß oft ganze Familien, ja sogar mehrere Familien in einem einzigen Raume zusammenleben, so daß eine jede nur eine einzige Ecke hat. Das kann nicht so weiter gehen, das darf nicht so weiter gehen. Die Anhäufung des nationalen Vermögens in den Händen von einzelnen Classen oder gar von einzelnen Personen darf nicht so fortschreiten wie bisher, wenn die Sittlichkeit unseres Volkes nicht zu Grunde gehen soll. Kein Staat kann dabei bestehen.

Quisisana — Hier wird man gesund.

Da sitze ich auf dem luftigen Balkone des stattlichen Hospizes Quisisana und treibe Meerstudien. Der Palast, in welchem ich wohne, ist bekränzt mit Lorbeeren, aber nicht mit einem Doppelzweige wie Homer, Tasso und Dante, sondern mit üppigen Lorbeerhainen zur Linken und zur Rechten, er steht in dem immergrünen Walde, mit dessen Laube man die Unsterblichen ehrt. Zu meinen Füßen ruht reizend der Curort Abbazia und darüber hinaus dehnt sich das weite, blaue, sonnengold-durchwobene Meer.

Die Alpen habe ich angebetet und bete sie noch an, allein ihr herber Leib, ihr rauher Hauch, ihre Glut des Tages und ihr Frost der Nächte will mir nicht mehr taugen. So komme ich an das Meer, denn eine unendliche Größe muß ich sehen. Ich liebe das Meer und bade in demselben mein Herz. Daß ich meinen Leib entkleide und in die laue salzige Flut steige, ist recht gut, aber besser noch ist das Andere: ich bade im Meere mein Herz.

Eine Schrift: „Der Aufenthalt an der See und ihre Heilwirkungen" von F. Winckel („Deutsche Revue", Breslau) habe ich vor mir, deren Gedanken ich verfolge und weiterspinne. — Wohl thut es mir, zu denken, daß das Weltmeer ein einziges, zusammenhängendes Wesen ist mit vielen tief in die Continente eingreifenden Gliedern. Ein solches Glied ist auch das Adriatische Meer. Das Meer ist gleich hoch überall, genau so hoch am Strande von Schottland wie an den Küsten von Australien. Aber es ist nicht überall gleich an Wärme, an Zusammensetzung und Gehalt. Die Ostsee z. B. hat in den Sommermonaten eine Wärme von 16—17 Graden Celsius, das Mittelmeer von 22—27 Graden, das Rothe Meer, welches zwischen heißen Wüstenländern liegt, hat sogar eine Wärme von 34 Graden, also um etliche Grade wärmer, als ein gewöhnliches warmes Bad ist. Ebenso verschieden ist der Salzgehalt der Theile des Weltmeeres. Die Ostsee hat etwa $^1/_4$ % Kochsalz, während das Todte Meer $20^1/_2$ % mißt. (Vielleicht kommt das von der Salzsäule, in welche Frau Loth bekanntlich in der Gegend dieses Meeres verwandelt worden ist, als sie sich umgesehen nach den untergehenden Sündenstädten Sodom und Gomorrha!) Das Todte Meer, das merkwürdigste Binnenmeer der Erde! hat auch ein so großes specifisches Gewicht, daß der Mensch darauf schwimmt wie ein Kork. Es ist das einzige Meer, welches fast absolut klar ist und die Sonnenstrahlen wohl viel tiefer in sich läßt, als der Ocean, in welchen das Licht an 90 Meter eindringt. Tiefer unten herrscht absolute Finsterniß. Das Meer kann stellenweise so klar sein, daß der Schiffer glaubt, sein Kahn schwebe in der Luft.

Ueberaus unterschiedlich ist das Auftreten der Ebbe und Flut; in der Ostsee ist dieselbe kaum zu merken, in unserem Mittelmeere unbedeutend, hingegen kommt der tägliche Wechsel des Steigens und Fallens in den südlichen Meeren in großem Maße vor.

Die hervorragendste Eigenschaft der See, das Heilsamste, was die See für uns hat, ist die Seeluft. Sie wirkt mehr als die See-, Sand- und Schlammbäder, und zwar durch ihre Reinheit, ihre laue Feuchtigkeit, ihren Salzgehalt. Aber sie muß von der See herkommen, nicht vom Lande. Chemiker, die bekanntlich Alles wissen und auch den Homunkel gemacht haben, behaupteten auf Grund ihrer sehr wissenschaftlichen Untersuchungen, daß in der Seeluft keine Salztheile vorkämen. Der simpelste Fischer oder Matrose, ja sogar der am Strande wandelnde Landbewohner weiß das freilich anders, ja selbst auch, ohne mit dem Wasser direct in Berührung zu kommen — weil seine Lippen einen salzigen Geschmack annehmen, in seinen Haaren sich Salzkrystallchen bilden. In Helgoland kann man es häufig bemerken, daß bei starken Seewinden die Fenstergläser der höher gelegenen Häuser sich mit feinen Salzkrusten überziehen.

Der eigenartige Geruch der Seeluft,

welchen Manche als heilsam für den Magen bezeichnen, kommt von den faulenden oder verwesenden Stoffen aus dem Thier- und Pflanzenreiche, welche das Wasser mit sich führt. Ob solche für Den, der sie einathmet, heilsam sind, das kann bejaht, aber auch verneint werden, wie überhaupt alle Cur- und Medicinmittel von den Einen bejaht, von den Anderen verneint zu werden pflegen. Was existiert denn überhaupt auf Erden, über das alle Leute der gleichen Meinung wären? Die „Wissenschaften" unter sich sind es so wenig als die Laien.

Ein Mensch trinkt täglich 10.000 Liter Luft, da kommen Theile, mit welchen sie etwa verunreinigt ist, schon in Betracht. Wohlthätig ist der Aufenthalt an der Küste, wohlthätiger ist er auf einer Insel, am wohlthätigsten auf hohem Meere, auf welchem die Luft fast vollkommen rein ist. Es wird eine Zeit der schwimmenden Curorte kommen. Man wird Schiffe einrichten, die den Zweck haben, mit ihren heilbedürftigen Insassen sich immer auf der See umherzutreiben. Die Amerikaner haben schon so Etwas. Die St. Johannes-Gemeinschaft in New-York hat ein schwimmendes Seehospiz, auf welchem täglich 1000—1500 kranke Kinder bei guter Verpflegung eine Seefahrt machen.

Nie und nirgends ist das Klima so gleichmäßig, als auf oder an dem Meere, dort gibt es kühle Sommer und laue Winter. Wer sollte es denn glauben, daß im nordischen Helgoland im Freien die Feige reift und die Rose noch im December blüht! Je glatter eine Fläche, desto gleichmäßiger die Temperatur, das gilt ja besonders auch vom Lande. Je gegliederter ein Land ist, je mehr Höhen und Tiefen es hat, desto ungleichartiger im Winter und Sommer, bei Tag und Nacht ist seine Temperatur; ins Herz hinein thut es mir weh, von euch, ihr lieben Alpen, sagen zu müssen, für Leute, die eine schwache Brust haben, seid ihr kein guter Freund! Oder man müßte immer auf eueren höchsten Gipfeln leben, wo die Luft und Wärme auch eine gleichmäßigere ist als in den Thälern.

Nun, die körperlich Starken mögen emporsteigen zu den Gipfeln der Alpen, zum eisigen Hauche der Gletscher, die Anderen — welche invalid geworden sind im Kampfe ums Dasein — sollen hinabziehen an die milden Gestade des Meeres. Wir brauchen nicht die weite Reise zu machen nach den Nord- oder Ostseebädern, nicht nach der fremden Riviera, wo der Aufenthalt des Kranken unter einem fremden Volke trotz allen Comforts doch einer Verbannung gleichkommt; wir haben unseren Quarnero. Wer einen Luxuscurort sucht, er findet ihn dort, wer eine Heilstätte sucht, er findet sie dort. Es wird aber getrachtet werden müssen, den Aufenthalt an unseren milden Gestaden des Adriatischen Meeres auch minder Bemittelten zu ermöglichen. Was hier in Abbazia mich umgibt, ist eitel Pracht, nach der habe ich nicht gefragt, ich will Natur. Und doch ist's königlich schön, so von der Zinne des Quisisana inmitten von Behaglichkeit hinauszublicken auf die weiten Gewässer, über denen der Geist Gottes schwebt.

Quisisana nennt man dieses Haus, das heißt soviel als: Hier wird man gesund! — Diese Inschrift könnte Gott auch über das Meer schreiben, das sehr heilsam ist für Leib und Seele.

Nicht bloß die Engbrüstigen sollten ans Meer und aufs Meer, sondern auch die Engherzigen. Der Egoist, der Habsüchtige, der Hoffärtige, sie sollten einmal etliche Monate lang auf dem Ocean fahren, wo Alles Größe und Ewigkeit ist, wo es nichts gibt, nach welchem die Hand des Menschen begehrend sich ausstrecken kann, wo nichts sich ihm unterwirft und bändigen läßt, wo die Elemente, wenn sie in guter Laune sind, das menschliche Fahrzeug mit knapper Noth ans Gestade gelangen lassen. Da ist's nichts mit der Uebervortheilung Anderer, und die ganze Selbstsucht geht lediglich darauf hinaus, doch nur mit heiler Haut wieder aufs Trockene zu kommen. Ein kleines Schiffbrüchlein soll für verknöcherte Herzen

ein besonders heilsames Seebad sein; nicht bloß, daß man dabei beten lernt, man lernt auch das Leben lieben, bescheiden und dankbar sein für jeden Athemzug und Achtung haben vor den Mitmenschen. Natürlich rechtzeitige Rettung, und wäre es auch nur durch einen Balken auf eine wüste Insel. Robinson wäre daheim auf dem festen Lande ein Taugenichts geworden, die furchtbare Einsamkeit seiner Insel auf dem Weltmeere hat ihn zu einem ganzen Manne und zu einem prächtigen Menschen gemacht.

Darum könnte der liebe Gott, gerade so wie der Erbauer dieses Hauses auf die Wand, über seinen ewigen Wassern das Wort setzen: Quisisana — Hier wird man gesund!

Kleine Einfälle.

An einen Streber.

Der kann's noch sehr weit bringen, — denn er hat alle Fehler, die nothwendig sind, um Carrière zu machen und keine einzige Tugend, die ihn daran hindern könnte.

* * *

Wenn ein Alter oder eine Alte sich stets jünger machen wollen, so ist das — Altersschwäche.

* * *

Kunstwerke haben jetzt kaum noch einen Wert — wohl aber stets einen — Preis.

* * *

Des Mannes Schwäche ist des Weibes Stärke.

* * *

„Den soll der Teufel holen!" — So ruft Einer zornig aus. „Da bin ich viel christlicher," — meint ein Zweiter — „ich möchte nur, daß ihn der liebe Gott zu sich nähme!"

Franz Goldhann.

Da ersti Briaf.

A Gschichtl aus n Grobn aussa von Anna Werchota.

„Denkts nou a wenkerl noch, wias gwen is za dasölgn Zeit, wia ma mitanona afs Kirchnchor singa gong san!"

Sou hon ih afn Steiraobnd, der znachst in Wean gholtn is worn, und wouzua ih an Einlodin kriagt hon, za mein Nochborn gsogt.

Zerschtn gamt er mi a guati Weil großmächti on, aftn blinzlt er a kloa' wenk af sein Frau übari, dö afn onan Ort entabei sitzt, aft nocha thuat er denna a kloa' weani an Locha und moant:

„A freili wuhl! freili wuhl. Oba mia däucht, s is wulta long scha her." Dabei fohrt er sih mit da Hond in d Hoor, dös völli scha an Ausschaun hot, wia a Bam der z blüahn onhebt.

„Baweg den braucht s Enk nöt z schoma," sog i wieda drauf; „doß s a lustina Bua gwen san, konn si Enka Frau eh wul denka, denn wia n i ma roath, fahlt Enk heuntistogs nou väl zan an Heilinschein. Na, na, und i thua Ehrna nöt varothn, wia vül Liabsbriaferln Sö den saubern Dirndln gschriebn hobn. — Na, na schaun S mi nöt so schiach on; brauchn S ma a nöt sou z wenkn, doß i stad sein sult. Sö hobn ma jo koan Liabsbriaf gschriebn, a beilei! na glei n Botn hobn S gmocht, und netta sölg wüll i vazähln.

I hon just aufghört a Schulerin z sein — is ma wos gschegn, wos ma dozumol Sorg und Kumma hot gmocht.

Mei Muada, dö goar a frumms und religioses Leut gwen is, hots nöt daleidn mögn, won d Buama z viel ba unsern Haus vorbei gschlichn san, oder wuhl goar ban Fensta eini gamt hobn. Gleiwuhl s oba sistn so gstreng is gwen, hot sie s valabt, doß Snntas zwen Buama za mia spüln san käma.

Da Dani hot Korl ghoaßn und wor schwarzbramschlat, der Onari, da Peperl, der is hiazn längst scha in geistlin Stond. Da Korl wor ma von Herzn zwida; denn va kloan auf hon i die Leut nöt

mign, dö ma mit die Augna ausgwichn san... 's is in an Sunta gwen, bringt da Korl sein Freund Gustl mit, der akrat sou a odrahta Sackra und netta sou hoamtückisch wor, wia er sölba.

Oba olls, wos wahr is: ausgwichn is er ma mit sein Augnan nöt, na recht keck ongluat hot er mi mit seine großmächtin Augn. Und glocht hot er a dazua, sou gspoasi. Na, hon i ma ba mia sölba denkt, mö denn der dolgadi Bua sou a dumms Thoan hot? Do, dös sult i glei inna wärn. D Muada is va da Stubn aussi gonga. Kleba wor s draußtn, hot na da Freund Gustl a kloans Briaferl zuagsteckt.

Ohni z denka, wos i thua, steck is in mein Fürtasackerl. Kam hon is oba einigsteckt, kimt d Muada wieda in d Stubn. Glei drauf san d Buama furt, i hon mi schön gstad aussi gschlichn in Hof, af sölgi Platzl, wou a großmächtina Zweschbmbam steht.

I gam rechts und links, ob mi Neamd siacht; aftn ziach is Briaferl aus n Fürtasackerl. Zerschtn drah is umadum. Na, sou a scheans Papier, denk i ma, und »Freuln« steht a drauf gschriebn. Fost trau i mi nöt, n Umschlog obazreißn, oba denna wog is af zlest. Hiazn heb i on z lesen.

I hon s gspürt, wia ma s Bluat ins Gsicht gschossn is, wia i Zeiln für Zeiln glesn hon. — Wißt s, was drinnat gstown is? — Va da Liab, und sou furchbor schean, doß i ma frei nöt traut hon, Othn z schöpfn.

Ehvor i zan Schluß bin käma, hon i d Augn a wenk zuadruckt, um bessa nochdnka z kina üba dos, was i glesn hon. 's is aus da Weis va den Buam! Hon dou völli nix gröd mit ehrm.

Vos na eppa dös hoaßt: »Ewig wird mein Herz nur für Dich schlagen!« Ob da Muada dös sogn sul?

Endla da Schluß, den muaß i gschwind nou lesn. »Es küßt Dich Dein Dich ewig liebender Karl.«

Korl? — Wos? — Von den grauslin, hoamtückischn Buam is der Briaf gschriebn?

A bittalicha Zorn is in mi gfohrn, af d lest hon i bittali z woana onghebt. 'n Briaf hon i oba denna wieda ins Fürtasackerl gsteckt.

Is nöt long ongstondn, öppa a vierzehn Täg, hon i müan z Beicht gehn. I bin mit mein' Sündnhersogn scha firti gwen, und da Beichtvoda hot scha onghebt mir a Lehr z gebn, föllt ma da Liabsbriaf ein.

„Nou a Sünd, hochwürdiga Herr, nou a Sünd," sog i kloan vazogt.

»Nau, wos denn? Sou röd!«

„I — i hon an Liabsbriaf kriagt."

»Schau, schau, an Liabsbriaf, und dös beichst erscht z lestn? Sog ma aufrichti, host a Freud ghobt damit? Oba lüag mi nöt on, do in Beichstuhl! 's war oanmol z vül a große Sünd!«

„A beilei, a beilei, Hochwürdn!" tuml i mi z sogn, „a mentisch großn Zorn hon i drüber kriagt. 's is rödla wohr!" — Wia n i dös gsogt hon, is ma grod netta fürkäma, ols hätt da geistli Herr a wenkerl gschmunzlt.

»Hätt ma s frei nöt denkt, daß Du sou brav bist, Nanerl,« hot er gmoant. Wia n i ehrm aft noch da Lossprechung demüathi die Hond hon bußt, hot er mia a kloans Marienbüldl gschenkt.

I hon a Freud ghobt, a unsinnigi, denn a groaßa Stoan is va mein Herzn gfalln.

Wia n i aftn noch etla Täg mit die Buama af n Chor zomkäma bin, hon is mit koan Blick mehr ongschaut.

Da Korl mit sommt sein Freund Gustl hot neama därfn ins Haus käma, denn wia n is späta inna worn bin, hot mein Muada s Briaferl ols a kloanzwuzlta in Fürtasackerl ongfundn.

Und af doß as wißt's, meini liabn Londsleut, mö i a oanlezis, ledis Weibaleut bin bliebn, konn i Enk glei wuhl sogn: 's kloanvadraxlti Schicksol hot s holt wölln, doß i in Liabsbriaf ollzeit von an Gfahltn hon kriagt.

Erklärungen. gamt: schaut; sölg: dieses; schwarzbramschlat: schwarzbraunig; kleba: kaum; mentisch: sehr; oanlezis: vereinsamtes.

Lustige Zeitung.

Ein neues und wirksames Mittel, sich auf der Eisenbahn unbequemer Mitreisender zu entledigen, hat unlängst — so schreibt man aus Madrid — ein auch in politischen Kreisen wegen seiner heiteren Laune bekannter Andalusier erfunden. Auf der Fahrt aus seiner sonnigen Heimat hinauf auf das unwirtliche, rauhe Plateau, auf welchem Madrid liegt, mag der sonst Gesellschaft dem Alleinsein sicher vorziehende Andalusier es wohl als eine unangenehme Beeinträchtigung seiner Bequemlichkeit empfunden haben, sich nicht con amore in die Reisedecken einhüllen und lang ausstrecken zu können. Doch für ihn war guter Rath nicht theuer. Redselig wie alle Spanier, und als Andalusier, d. h. als spanischer Gascogner, doppelt redselig, war unser Reisender mit allen Mitfahrenden sofort in lebhaftester Unterhaltung; und was war natürlicher — denn wovon soll man sprechen, wenn nicht von sich — daß er den neuen Freunden erzählte, er sei leider auf einer traurigen Reise begriffen. Vor einigen, vor bald neun Wochen, habe ihn in seinem Hause ein Hund gebissen, ein kleines Hündchen seiner Frau, sonst lieb und zuthulich. Das Thier sei dann plötzlich verschwunden, und nun habe sich herausgestellt, daß es toll gewesen. Seit einigen Tagen sei er gar nicht mehr recht wohl, spüre bedenkliches Ziehen in allen Gliedern, leide an Kopfschmerzen, kurz, er glaube, es sei die höchste Zeit, bei einem bewährten Arzt Hilfe zu suchen, und so sei er denn auf der Reise nach Paris zu Pasteur. Auf der nächsten Haltestelle empfahlen sich mehrere der Mitfahrenden, auf der zweiten war er allein, und von da ab bewachten die auf allen spanischen Bahnhöfen bei jeder Zugankunft auf dem Bahnsteig hin- und herpatrouillierenden Gendarmen sein Fenster aufs Beste, verhinderten gewissenhaft, daß Jemand zu dem tief Schlafenden einsteige und paßten ängstlich auf, ob er nicht inzwischen „wasserscheu" geworden. Letzteres soll er als echter Andalusier allerdings seit seiner frühesten Jugend sein.

Der Gipfel der Kurzsichtigkeit. „Denken Sie nur, Professor B. ist neulich auf der Straße fast über mich gestolpert, ohne mich zu grüßen." — „Ich bitte Sie, gnädige Frau, das geschah nicht absichtlich. Er ist so kurzsichtig, daß er bei seiner Geburt kaum das Licht der Welt erblickte."

Herbe Kritik. Ein Concertbesucher verläßt den Saal, während ein Pianist seine neueste Sonate spielt, und brummt in den Bart: „Das Erschreckende in diesem Musikstück liegt darin, daß nicht der leiseste Grund vorhanden war, es anzufangen, es liegt also auch kein Grund vor, jemals damit aufzuhören."

Zerstreute Geistliche sind keine Seltenheit, doch wird nicht allen Ehrwürden, welche die Aufträge ihrer Frauen vergessen, eine so peinliche Ueberraschung zu Theil, wie dem Reverend Smithers aus Crawley. Diesen hatte seine Ehehälfte in die benachbarte Kreisstadt geschickt, um gewisse Gegenstände zur Ausschmückung der Kirche beim Anlaß der Weihnachtsfeier einzukaufen. Unter den bestellten Artikeln befand sich auch ein Transparent mit Bibelworten — aber wie der Geistliche in das Geschäft trat, hatte er den Text und den Umfang der Inschrift gänzlich vergessen. Er eilte aufs Telegraphenamt und sandte an seine Frau eine Depesche, in der er um Auskunft bat. Wer beschreibt sein Entsetzen, als ihm kurze Zeit nachher die lakonische Antwort eingehändigt wurde: „Uns ist ein Kind geboren. Zwei Fuß breit und fünf Fuß lang."

Vor der Inspicierung. Hauptmann: „Also, daß Ihr's wißt, Leute, morgen kommt der Inspector, der fragt Euch aber nicht nur so nach dem Reglement, der fragt auch aus dem Kopfe, z. B.: Kanonier Schmelzle, sag' Er mir einmal, zu was hat eigentlich der Staat

sein Militär?“ — Schmelzle: „Dös han i mir au scho denkt!“

Richtige Diagnose. Commercienräthin: „Lieber Sanitätsrath, was mag doch unserem Oscar fehlen? Er sieht so blaß aus, hat weder Kaffee getrunken noch gefrühstückt und leidet an heftigen Kopfschmerzen — es ist ein Jammer!“ — Sanitätsrath: „Dafür halte ich es auch.“

Ein Bettler stellte sich stumm, um mehr Mitleid zu erwecken. Eine Frau, die diesen Thunichtgut kannte, fragte ihn ganz treuherzig, wie lange er schon stumm sei. „Schon seit meiner Kindheit,“ lautete die Antwort.

Der schöne Rausch. Frau: „Na, Du hast ja einen recht schönen Rausch!“ Mann: „Gott sei Dank, daß er Dir g'fallt!“

Ein alter Herr, der sich längere Zeit in einem Bade aufgehalten hat, wird bei seiner Abreise vom Badearzt gefragt: „Hoffentlich fehlt Ihnen jetzt nichts?“ — „Nein, Herr Doctor,“ antwortete dieser, „die alten Kopfschmerzen habe ich noch, den Rheumatismus habe ich noch, den Husten habe ich noch: mir fehlt gar nichts!“

Ein Reisender wird von einem Wegelagerer angefallen und seiner sämmtlichen Wertgegenstände beraubt. Er macht gute Miene zum bösen Spiel; dann greift er in die Tasche, holt die ihm noch einzig gebliebene wertlose Cigarrentasche heraus und bietet dem Räuber in seinem Galgenhumor noch eine der zwei letzten Cigarren an: „Darf ich Ihnen vielleicht jetzt auch noch eine meiner Cigarren anbieten?“ — „Danke recht sehr, möchte Sie nicht berauben.“

Eine neue Mehrzahl. Lehrer: „Nun wollen wir Sätze bilden, worin das Hauptwort erst in der Einzahl und dann in der Mehrzahl vorkommt, z. B.: Der Löwe brüllt; Mehrzahl: Die Löwen brüllen; oder: Der Bauer pflügt den Acker; Mehrzahl: Die Bauern pflügen die Aecker. Bilde Du jetzt auch einen solchen Satz, Heinrich Lehmann!“ — Heinrich Lehmann: „Mein Bruder ist ganz klein.“ — Lehrer: „Und die Mehrzahl, Fritz Müller?“ — Fritz Müller: „Meine Brüder essen Gänseklein.“

Der gute Sohn. „Ihre Kinder sind jedenfalls gut erzogen, folgen wohl Alle?“ — „Nun — es geht an — am liebsten folgt mir mein Aeltester.“ — „Das ist ja recht erfreulich.“ — „Ja, ins Wirtshaus.“

So jung und schon .... „Wie alt bist Du, Minnie?“ — „Zwölf Jahre, Herr Doctor.“ — „Wirklich! Ich hätte Dich für jünger gehalten!“ — „Sie schmeicheln, Herr Doctor!“

Erkannt. Er: „Ich liebe Sie so heiß, so glühend, so innig, so — — —“ Sie: „Seien Sie still, soviel Mitgift habe ich ja gar nicht!“

Ueberraschung. Dame (auf dem Maskenball sich demaskierend, zu ihrem Begleiter): „Nun?“ — Herr: „Na, es hätt' noch schlimmer sein können.“

Bei der Brautwerbung. Er: „Sagen Sie, theuerste Emmy, wollen Sie die Meine werden?“ — Sie: „Wollen Sie mich immer meine eigenen Wege gehen lassen?“ — Er: „Immer und überall!“ — Sie: „Und meine Mutter bei uns leben lassen?“ — Er: „Gern!“ — Sie: „Und keinen Hausschlüssel verlangen?“ — Er: „Ich will ihn in die Spree versenken.“ — Sie: „Und Ihrem Skat entsagen und immer zum Abendbrot nach Hause kommen?“ — Er: „Stets auf die Minute.“ — Sie: „Dann bedauere ich, einen solchen Waschlappen mag ich nicht zum Mann haben!“

Schmeichelhaft. Eine junge Frau schrieb ihrem Gemahl, der über Land gereist war: „Ich schreibe Dir bloß, weil ich nichts zu thun habe, und muß schließen, weil ich nichts zu schreiben habe.“

Wenn wilde Könige „noblich“ sein wollen.

Je roher, ungebildeter, desto eitler. Wie es wilde und halbwilde Völker treiben, Tätowierung, Nasenringe u. s. w. — man weiß es. Kaum glücklicher in ihrem Geschmacke sind sie, wenn sie Culturvölker nachäffen wollen. Wenn wilde Könige in europäischem Sinne vornehm thun wollen, das ist drollig.

Einer der eigenartigsten Nachäffer europäischer Cultur ist Kaiser Soulouque von Haiti. Er hatte vernommen, daß die Großen der Erde einen Kreis von Würdenträgern um sich haben, welche berühmte Namen führen. Dieses Beispiel ließ ihn nicht schlafen, und da ihm die Würze der Tafel über Alles gieng, ernannte er seine beiden Günstlinge zum Herzog von Limonade und zum Grafen von Compot. Die russischen Pelze imponierten ihm derartig, daß er seine Garde in eine Lieferung, welche er sich aus Petersburg verschrieb, stecken ließ. Seitdem kennt er kein größeres Vergnügen, als sein tapferes Regiment in dieser neuen Tracht zu besichtigen. Man denke sich, welche Schweißtropfen die Armen bei dem Klima Haitis vergießen müssen! Eines Tages machte Se. Majestät die Wahrnehmung, daß den Bärenmützen seiner Garde noch immer die Kokarden fehlten. Sofort befahl er seinem Hofmarschall, dieselben zu beschaffen. Der Hofbeamte war in größter Verlegenheit; aber ein Franzose, der Oberküchenmeister des Hofes, wußte Rath. Er schnitt von den Blechbüchsen, in welchen sich die „präservierten“ Früchte, Fische und sonstigen Delicatessen befinden, die Medaillen mit den Aufschriften ab und ließ diese an die Bärenmützen heften. Se. Majestät war überglücklich. Ein hoher europäischer Gast, welcher kurze Zeit darauf nach Haiti kam und zur Truppenschau geladen war, las hocherstaunt beim Vorbeimarsch der Gardisten, auf welche der Kaiser nicht wenig stolz war, an den Mützen der Einzelnen folgende Inschriften: „Junge Erbsen, Spargelköpfe, Krebsschwänze, Gansleber-Pastete.“

Nichts ist köstlicher, als die Art und Weise, wie die „exotischen“ Könige sich mit unserem europäischen Leben abfinden. Der famose König von Dahomey, eben der, welcher kürzlich in das Jenseits hinübergegangen, war in Madrid und wurde mit aller Zuvorkommenheit, welche der gute Ton vorschreibt, bewirtet. Man veranstaltete seinetwegen Paraden, man führte ihn in die Oper, in das Ballet. Die exotische Majestät aber zeigte nicht das mindeste Interesse für alle diese Schauspiele; es war kein Zweifel, daß er sich langweilte. Man fragte ihn also nach seinen Wünschen und war nicht wenig entsetzt, als er erklärte, daß er eigentlich nur nach Madrid gekommen sei, um eine — Revolution zu sehen. — Der Sultan von Sansibar befand sich in London meistens inmitten eines Blütenkranzes von jungen Damen der höchsten Aristokratie. Sie zeigten sich entzückt von seinem linkischen Benehmen und bewunderten jede Unart, welche sie einem Europäer niemals verzeihen würden. Auch der Sultan befand sich in bester Stimmung. Ein großer Damenfreund, wußte er dieses nicht besser zu äußern, als indem er aus einer mächtigen Düte einen Bonbon nach dem anderen nahm, welchen er den göttlichen „Houris“ höchsteigenhändig in den Mund steckte. Eine dieser Damen bevorzugte er zusehends, denn sie konnte kaum so viele Bonbons verschlucken, wie Se. Majestät ihr mit nicht enden wollender Galanterie zutheilte. Im Triumphe ihrer Eitelkeit ließ die Dame durch den gleichfalls anwesenden Dolmetsch fragen, welche Reize sie denn besitzen müsse, um in so hohem Grade die Aufmerksamkeit des fremden Herrschers zu erregen. Die schnelle Antwort des Sultans lautete

ebenso drastisch wie deutlich: „Sie erhielt deshalb so viele Bonbons, weil ihr Mund noch einmal so groß ist als derjenige der Uebrigen.“

Rettende Thaten der russischen Censur.

Der russische Schriftsteller Jokuschkow veröffentlicht seine Erinnerungen an die russische Censur der vierziger Jahre und erwähnt ganz besonders des Censors Krossowski, der damals in der russischen Literatur gleich einer Alles vor sich hinmähenden Epidemie wüthete. Folgende Leistungen charakterisieren diese polizeilichen Leistungen damaliger Zeit. In einem Gedichte: „Stanzen an Elise“ hatte der Censor folgende Verse gestrichen und zur Begründung seines strengen Verfahrens Randbemerkungen gemacht, die interessant genug sind.

1. Ein himmlisches Lächeln verklärte Dein Gesicht.

(Viel zu stark gesagt, lautet die Randbemerkung des Censors, ein Frauenzimmer ist nicht würdig, daß ihr Lächeln himmlisch genannt werde.)

2. Und schweigend ruht sein Blick auf Dir.

(Das ist eine Zweideutigkeit, die nicht geduldet werden darf.)

3. Und Du verstandest, was meine Seele suchte.

(Es müßte genau angegeben werden, was eigentlich gesucht wird, da doch hier von der Seele die Rede ist.)

4. Was kümmert mich der Leute Meinung! Dein liebevoller Blick allein
Ist mir mehr wert, als das Weltall!

(Viel zu stark gesagt; außerdem scheint der Verfasser ganz zu vergessen, daß es im Weltall auch Monarchen und Behörden gibt, die man doch nicht niederer stellen darf, als den Blick eines Weibes.)

5. Wie wünschte ich in der Wüstenstille
An Deiner Seite selig hinzuleben!

(Solche Gedanken darf man überhaupt nicht aussprechen; das will so viel sagen, daß der Dichter aufhören will, seinem Herrscher zu dienen, bloß um nahe seiner Geliebten zu leben; außerdem kann man die Seligkeit nur im Evangelium, aber nicht bei einem Weibe finden!)

6. Wie wünscht' ich Dir mein ganzes Sein zu weihen!

(Was bleibt dann für Gott übrig?)

7. Zu Deinen Füßen Ruhe finden, die Leier stimmen.

(Für einen Christen gar zu erniedrigend und sündhaft, zu den Füßen eines Weibes zu sitzen.)

8. Nur Dir zu leben, keine Trennung fürchtend,
Dich stets zu sehen, für Dich allein zu athmen,
An Deinem Herzen, Theuerste, das Glück zu finden.

(Alle diese Gedanken widersprechen dem Geiste des Christenthums.)

D Hoamat in Ehrn!

Halt D Hoamat in Ehrn,
Geht's Dr guat oda schlecht,
Denn wia leicht kimb a Stund,
Wo's Dih hoamglustn mecht!

Wo's Dih hoamglustn mecht,
Wannst Dei Kreuz nit datrogst
Und koa Ruahstott nit woaßt,
Wo's Dih ausrostn magst.

Wo's Dih hoamglustn mecht,
Wann Dei Stern neama glonzt
Und ka Kammerl nit host,
Wo's Dih auswoana konnst.

Wo's Dih hoamglustn mecht,
Wann Dr d Welt neama gfollt,
Und wannst gspürst in Dein Herzn,
Daß D müad wirst und olt.

Wo's Dih hoamglustn mecht,
Wann Dei Lebn zan End geht
Und ka liaba Kamrod
Ba Dein Bettfüaßn steht.

Halt D Hoamat in Ehrn,
Geht's Dr krump oder grod,
Is a trauriga Kund,
Der ka Hoamat nit hot!

Hans Fraungruber.

Bücher.

„Spannende" Romane.

„Bei falschen Talenten entwickelt sich die Leistung aus dem Ehrgeiz, bei echten Talenten ist es umgekehrt," so schreibt Ossip Schubin im ersten Bande des dreibändigen Romanes **Boris Lensky** (Berlin, Paetel, 1889). Ich möchte obigen Satz ergänzen und sagen: Bei mittelmäßigen Talenten entwickelt sich die Leistung aus dem Verlangen nach hohen Honoraren. Ich meine nicht, das Talent sollte in der Dachstube wohnen und am Hungertuche nagen; ich meine nur, eine erhabene Idee drängt das Talent zu ihrer dichterischen Ausgestaltung, und nur dieser Idee entspringt die Leistung. Macht der Dichter das Publicum, den Verleger und endlich die Goldfüchse zu seinen Mitarbeitern, so sinkt er zur Mittelmäßigkeit herab. Das Publicum will in dauernder Spannung und Aufregung erhalten werden — der Verleger schmeichelt diesem Geschmacke, um Geschäfte zu machen und der Dichter als letztes Glied der Kette ist dem Verleger dienstbar und schreibt spannende, aufregende Romane. So wird diese Kette zur drückenden Fessel für unsere Literatur. Der Dichter muß so thun — ich setze nämlich voraus, die anständigen, besonders die weiblichen Autoren, thun nur so — als seien die Hörsäle seiner Studien die „Gifthütte", das Spital, die Leichenhalle, die Spielhölle, der Circus, der Stall, das Bordell, der Kirchhof und das Zuchthaus. Er muß als Physiognom einen Lavater und den findigsten Polizeispitzel in Schatten stellen. Er erkennt einen Virtuosen an den Fingern; an den sanft gerötheten Nasenflügeln, und an den wässerigen Augen erkennt er den Trinker. Am schleppenden Gang und einer bis zur Verwegenheit lässigen Haltung erkennt er den Menschen aus gutem Hause, der sich lange in schlechter Gesellschaft herumgetrieben hat. Das Gesicht ist ihm ein Steckbrief. Er erkennt am Gesichte den „Menschen, der alle Freuden dieser Erde ausgekostet hat und noch immer hungrig ist" — „der sich noch immer verzweifelnd nach Etwas sehnt, an das er längst aufgehört hat zu glauben"; — er findet die Augen heraus, „in denen ein ungeheurer Jammer begraben liegt" — und einen Mund, „um den es zittert, wie eine zum Tode verurtheilte Zärtlichkeit, die nicht sterben will." — Von der „Hofluft, dem lieblichen Gemisch von Sonne, Mond, Sternenglanz und Veilchenduft" (siehe „Hofluft" von N. v. Eschstruth) bis zum Fuseldunst der Gifthütte muß er alle Gerüche, wie ein Prüfungscandidat der Warenkunde, kennen — nur der Geruch der harzigen Waldluft, der Odem der frischen, freien Bergluft wird ihm erlassen. Auch gesunde Herzen, gesunde Seelen gehen ihn nichts an — das Herz muß krank, die Seele bankerott sein. Betrug, Verführung, Schmach, Schande, Selbstmord — das erzeugt Spannung, das regt auf. Die Helden waten im Schlamm, triefend vom Schlamm sinken sie sich in die Arme — — die Leserin klatscht in die Händchen, „Mama, sie haben sich gekriegt — ‚Mascha' ist nicht ertrunken — er hat sie geheiratet." Und die Mama faltet andächtig die Hände: „Gott sei Dank, daß sie rehabilitiert ist." — Ein alter russischer Virtuos (ohne Russen heute kein spannender Roman!) will einer jungen Dame, die ihn verehrt, Gewalt anthun, — sie schreit, — es nähern sich Schritte — er läuft davon und — die junge wohlanständige Leserin wird blutroth; man sieht, der Roman ist wirksam, spannend geschrieben. Später verliebt sich der Sohn des genialen aber wüsten Virtuosen in das durch sein tapferes Schreien einer gewissen Gefahr entronnene Fräulein, kann aber nicht glücklich werden wegen dieses Makels, der eigentlich kein Makel ist. Zu solchen Geschmacklosigkeiten verleitet der Drang, interessante Figuren, spannende Situationen zu schaffen. Wie weit sind wir noch bis dahin, wo die Romanschreiberin die junge Dame in einer ähnlichen gefährlichen Lage sagen läßt: „aber mein Herr, die Thüren sind nicht geschlossen — es könnte Jemand kommen!" Das wäre der famose, nackte Realismus. — Auch der Stil darf nicht reindeutsch, klar, klassisch sein; die Prosa eines Lessing, Goethe, Kleist u. dgl. alter Herren ist längst abgethan. Heine ist unser Orakel. Unsere so schwungvolle, schillernde heutige Prosa hat einen würzigen orientalischen Beigeschmack — es müssen Kraftstellen vorkommen, wie „die musikalische Immoralität der großartigen Wagner'schen Tongemälde," die „leichtsinnige Verzweiflung eines Strauß'schen Walzers." — „Was ist die Kunst? Ein krystallisiertes Luftschloß, ein concret gewordener Traum, ein geraubtes Stück Himmel — — — die greifbare oder unangreifbare Vorspiegelung eines idealisierten Lebens — eine süße Betrügerin, die sich abmüht, den Seelen Aller Brot zu reichen, das die Körper der meisten entbehrt — — der Luxus — — für Männer ein stürmisches Meer — — für Frauen ein schläfriger Hafen u. s. w." Warum ist es uns nicht vergönnt, rufen zu dürfen: „Gott in der Welt, wie gaistreich!" — Nicht geschmackvoll, zum Theile auch nicht richtig sind folgende Stellen: „Lustiges altstraßburger Geschirr" — „billige Bagatell-Eleganz" — „Silberne Süßigkeit" — „nicht ohne Verstand noch Witz" — „so liegen geblieben war, wie ehe man sie hinauswarf."

Ist es einerseits zu bedauern, daß deutsche Schriftstellerinnen, wir haben es in diesem Aufsatze nur mit Schriftstellerinnen zu thun, nach dem Jahre 1870 so schreiben, so ist es anderseits bedenklich und beklagenswert, daß deutsche Frauen solche, gar nicht dem deutschen Geiste entsprechende Romane mit Spannung zur Hand nehmen und deshalb gerne lesen, weil sie eben so und nicht anders geschrieben sind. Ossip Schubin ist eine bedeutende dichterische Kraft; der Roman „Boris Lensky" ist höchst spannend und interessant, bedeutet aber durch die Mittel, durch die er jene Vorzüge erzielte, durchaus keinen Aufschwung gegen frühere Werke, — in der Literatur gilt eben der jesuitische Grundsatz nicht: „der Zweck heiligt die Mittel."

Weniger gelungen in der Anlage, aber ansprechender in einigen Einzelheiten ist der zweibändige Roman Hofluft von Nataly von Eschstruth (Berlin, Schorer). Eschstruth schreibt teilweis noch blühender, oder, um in der Gigerlsprache zu reden, fascinierender, als Schubin. Ihre Phantasie muthet dem Leser Großartiges zu. Wenn er den betäubenden Duft Petersburger Hofluft eingeathmet und im Schlosse eines russischen Großen Gruseln gelernt hat, läßt er sich in Paris von den Deutschen „cernieren". (Petersburg — Paris! Wie zeitgemäß — wie reizend!) Nun wird der geduldige Leser belohnt — in Deutschland darf er lachen, da findet er drollige Leute und drollige Lagen. Einen geckenhaften Lieutenant, der im Grunde seines Herzens ein tüchtiger Charakter ist, und die „Urschel Purschel", ein Fräulein, ausgelassen wie ein Gassenjunge, die aber im Grunde ihres Herzens ebenso tüchtig ist, wie ihr Gegenpart; kein Wunder, daß sich die beiden lieben und sich wie zwei neue Mühlsteine gehörig abreiben. Dann finden wir einen riesenstarken Officier, der mit seinem auf zwei Beinen hopsenden Pferde wie mit einer Schönen walzt. Der Inhalt des Romanes ist folgender: Ein russischer Großer heiratet eine Schauspielerin und zieht mit ihr aufs Land. Sie schenkt ihm einen Sohn und geht, von einem unwiderstehlichen Wandertriebe erfaßt, einfach durch. Der Verlassene erschießt sich, weil er dauernd ohne Hofluft nicht leben kann. Der Sohn wird von einer Anverwandten erzogen; als er einmal das Bild seiner Mutter sehen will, steigt er auf eine Leiter und fällt sich zum Krüppel. Großjährig geworden, geht er nach Paris. Dort rettet er zwei deutsche Officiere vom Tode. Bei einem derselben sieht er die Bildnisse von dessen Kindern, er entdeckt eine merkwürdige Aehnlichkeit mit seiner Mutter und das veranlaßt ihn, mit den Deutschen nach Deutschland zu reisen. Er verliebt sich in die Tochter seines Gastfreundes, findet aber keine Erwiderung und stirbt als Krüppel an gebrochenem Herzen, nicht ohne Alle vorher glücklich gemacht und erfahren zu haben, daß die von ihm Geliebte eigentlich seine Schwester ist. — Auch dieser Roman ist äußerst interessant und spannend geschrieben und es ist nur zu bedauern, daß die beiden so reichbegabten Schriftstellerinnen den krankhaften, von gewissen Blättern genährten Heißhunger nach stark gewürztem Lesefutter so willig fördern. —tt—

Unsühnbar. Eine Erzählung von Ebner-Eschenbach. (Gebr. Partel. Berlin. 1890.)

Was mag das für ein Verbrechen sein, das ein Dichter, der Alles verzeiht, weil er Alles begreift, als unsühnbar erklärt? Wir können es uns denken, es ist das Sichvergessen einer ehelichen Person. Aber keine Ehebrecherin nach französischen Mustern ist hier die Heldin. Ich muß gestehen, daß ich weder im Buche noch im Leben je mit einer Sünderin so viel Mitempfindung und Mitleid gehabt habe, als hier mit der Gräfin Tornach. Sie ist eine nachgerade herrlich angelegte Frauengestalt. Auf Wunsch ihres Vaters muß sie einen Mann heiraten, den sie nur achtet, weil er ein ausgezeichneter Charakter ist, und auf einen Anderen verzichten, den sie liebt, trotzdem er ein zweideutiger Mensch ist. Die Ehe ist weder glücklich noch unglücklich, plötzlich aber wird die Frau von dem früheren Liebhaber überrascht und wie sie zur Besinnung kommt, ist sie eine Gefallene. Wie das geschildert, begründet, das Weitere ausgeführt ist, die Seelenqual, die Buße, das Bekenntnis und die Unsühnbarkeit des Fehltrittes — meisterhaft! Die Erzählung wirkt reinigend, wie jedes echte, tragische Kunstwerk. In dieser Fassung darf man den Ehebruch sogar Backfischen zu lesen geben. Die zahlreichen Nebenpersonen der Erzählung, ihre aristokratischen Eigenthümlichkeiten sind mit prächtigem Realismus dargestellt; von den Hauptpersonen wäre vielleicht zu sagen, daß sie zu ideal angelegt sind. Ist das eine fleischgewordene Idee? oder ein Idee gewordenes Fleisch? Nicht so sehr Menschen wollte uns in ihnen die edle Dichterin vorführen, als vielmehr die Mahnung, daß gewisse Verirrungen, selbst unter den milderndsten Umständen, unsühnbar sind. Schon diese strenge Moral hebt das Werk hoch über das Niveau der literarischen Erscheinungen, deren Geist Leichtfertigkeit im Sündigen und Sühnen ist. Marie v. Ebner-Eschenbach dringt tief in die menschliche Seele, in welcher ja überhaupt die Frau manche Winkel und Seltsamkeiten kennt, an denen der Mann dumm vorübergeht. Und aus den Tiefen der Seele hebt

uns diese Dichterin wieder hoch in das Bereich des Göttlichen, weil sie versöhnend dem Irdischen, Niedrigen ein Gegengewicht leiht in dem Gewissen, in der Sehnsucht nach dem Schönen, Guten und Ewigen.

R.

Hans Wachenhusen, der beliebte Schriftsteller, hat soeben seine Lebenserinnerungen vollendet, welche im Verlage der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz u. Co., in zwei Bänden unter dem Titel: **Aus bewegtem Leben**, Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren, erscheinen. In demselben gibt er Auskunft über seine Jugendjahre und den Beginn seiner Laufbahn als Kriegscorrespondent und Geschichtsschreiber vom Tage, im Felde und bei Festen, in den Großstädten des europäischen Continents wie an den Höfen der morgenländischen Sultane. In farbenreicher Darstellung rollt Hans Wachenhusen Bild an Bild auf und nimmt den Leser gefangen durch seinen angenehmen Plauderton.

V.

Neue Marksteine. Erzählende Dichtungen von Adolf Pichler. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Eine wertvolle Spende für das deutsche Volk, diese Sammlung von Dichtungen des verehrten Tiroler Poeten. Wir finden in derselben „Fra Serafico," „Sanct Aloysi," den „Zagler Franz" und manches uns bereits Traute. Wir finden in dem Buche den Schwank: „Käthchen," das Faschingsmärchen „Ecke" und viel anderen Sang voll Warmblütigkeit und Hellgeistigkeit, wie wir ihn an diesem edlen Sänger seit jeher schätzen und lieben. Dichtungen in der Weise H. Holbeins, wie: „Der Sturm," „Der ewige Jude," „Der Tod des großen Pan" wird man nicht einmal lesen, sondern wiederholt und dabei immer tiefer in ihre poetischen Abgründe steigen. Unsere Aufgabe kann es nicht sein, Adolf Pichlers Werke erst zu charakterisieren, zu kritisieren, aber auf sie hinzuweisen und zu sagen: Seht, das ist auch Einer! das wollen wir und das sei hiermit gethan.

M.

Führende Geister. Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim. Im Einzelnen abgeschlossene Bände. (Verlag L. Ehlermann, Dresden.)

Diese kurzen Biographien wenden sich an das große Volk in der Absicht, Leben und Streben der besten Männer aller Zeiten und Völker, zunächst unserer nationalen Dichter und Denker, klar und wahr zu vergegenwärtigen. Die Darstellung — heißt es im Prospect — soll bei aller Rücksicht auf Gemeinverständlichkeit nie den „tiefsten Ton der Leutseligkeit" anschlagen, sondern, die Ergebnisse älterer und neuerer Forschung auskernend, bemüht sein, dem Künstler durch ein Kunstwerk gerecht zu werden.

Wir wissen nun zwar nicht, was man unter einem „tiefsten Ton der Leutseligkeit" versteht, jedenfalls etwas Unkünstlerisches. Es wird nur zu wünschen sein, daß die Werke nicht zu „künstlerisch," will sagen, zu gelehrt und geschraubt gehalten sein mögen. Die mitwirkenden Autoren lassen das Beste hoffen. Bereits erschienen ist „Walther von der Vogelweide" von Anton E. Schönbach. In naher Aussicht stehen:

Friedrich Hölderlin. – Fritz Reuter. Von Adolf Wilbrandt.
Anzengruber. Von Anton Bettelheim.

Ferner befinden sich in Vorbereitung:
Shakespeare. Von Alois Brandl.
Hans Sachs. Von Edmund Goetze.
Uhland. Von Erich Schmidt.
Vischer. Von Richard Weltrich.

Durch unser Volk geht eine von T[illegible] zu Tag zunehmende Bewegung gegen [illegible] Fremdwörterunwesen. — Dieses echt [illegible] ländische Bestreben hat einen Mittelpunkt gefunden in dem **Allgemeinen deutschen Sprachverein**, der, obgleich erst vor vier Jahren begründet, doch schon mehr als 10.000 Mitglieder in allen Theilen Deutschlands und Oesterreichs umfaßt. Von dem Wunsche beseelt, seinem Wahlspruche: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann!" — in den weitesten Schichten des Volkes Anerkennung zu verschaffen, hat dieser Verein es unternommen, für die einzelnen Gebiete des Lebens Verdeutschungen der gebräuchlichsten entbehrlichen Fremdwörter aufzustellen. Zu den bereits früher erschienenen Verdeutschungsbüchern des Allgemeinen deutschen Sprachvereins (I. Deutsche Speisekarte. Verdeutschung der in der Küche und im Gasthofwesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter. II. Der Handel. Buchhaltung, Briefwechsel, Bankverkehr und Börse kommt jetzt ein drittes hinzu: Das häusliche und gesellschaftliche Leben. Verdeutschung der hauptsächlichsten im täglichen Verkehre gebrauchten Fremdwörter. (Ferd. Hirt & Sohn.)

Das vorliegende Verdeutschungsbuch enthält die gebräuchlichsten Fremdwörter, die in der gewöhnlichen Umgangssprache vorkommen, mit Hinzufügung kurzer, treffender Uebertragungen.

V.

Ein Rückblick (Looking Backward) von Edward Bellamy. Deutsch von S. Schindler.

Das über 300 Seiten starke Buch hat in den höheren englisch-amerikanischen Kreisen das größte Aufsehen erregt und ist Jedermann zu empfehlen, der an den gesellschaftlichen Fragen unseres Zeitalters ein Interesse nimmt. Der Verfasser versetzt uns in das Jahr 2000 und schildert mit gewandter Feder die Gesellschafts-Ordnung, wie sich solche nach Ueberwindung der heutigen Zustände bis dahin gebildet hat. In anregendem feuilletonartigem Stile gehalten, zeigt die Abhandlung, dass die Lösung der socialen Frage keineswegs in das Reich der Hirngespinnste gehört und unsere ganzen jetzigen Verhältnisse auf diese Lösung hintreiben. Besonders Diejenigen, welche der Meinung sind, der „Zukunftsstaat" müßte alle seine Bürger in eine Zwangsjacke der Gleichheit stecken, Kunst, Wissenschaft und jedes Vorwärtsstreben des menschlichen Geistes ersticken, können sich durch das Buch eines Besseren belehren lassen. V.

G'schichtn aus n Grobn aussa. Erzählungen, Gedichte und Sagen in steirischer Mundart von Anna Werchota. (Graz. Leykam. 1890.)

In diesem Büchlein freut uns vor Allem die volle Ursprünglichkeit der Denk- und Sprechweise. Es ist nichts Gemachtes, städtisch Anempfundenes, vom Hochdeutschen in die Bauernmundart Übertragenes, nichts sich über das Volk Stellendes und mit dem Volke Kokettierendes — es ist Alles Natur, und weises frommes Gemüth paart sich mit gesunder Sinnlichkeit. Nicht viel eigenartig Erfahrenes und Erfundenes tritt uns aus dem Büchlein an, hingegen kommt in der schlichten Schilderung der Charakter gerade des Obersteirers überall zu seinem Rechte. Es ist ein gutes Zeichen, daß die Literatur über dieses Land und Volk von Jahr zu Jahr wächst und immer mehr Freunde findet. — Ein Pröbchen aus der Sammlung geben wir an anderer Stelle, indem wir das reizende Stück: „Da ersti Briaf" abdrucken. Der jungen Verfasserin viel Glück zu weiteren Arbeiten! R.

Humoristische Touristen-Postkarten. (Ph. Hoepfner, Verlagsbuchhandlung in München.)

Diese Karten sind fein humoristisch, sehr hübsch ausgestattet und mit allerliebsten Schnadahüpf'ln, welche auf das Versenden wirklich Bezug haben, versehen. V.

(Für Besucher der Wiener Land- und Forstwirtschaftlichen Ausstellung.) Die „Deutsche Zeitung" in Wien gibt anläßlich dieser Ausstellung einen elegant ausgestatteten **Illustrierten Fremdenführer von Wien** heraus, der gewiß jedem Wien Besuchenden willkommen sein dürfte, da derselbe alle Auskünfte enthält, die dem Fremden vonnöthen.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Hamerling, König von Sion. Illustrierte Pracht-Ausgabe, Lieferung 8 und 9. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. In zehn Bänden. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.) Inhalt des ersten Bandes: Vorbericht der Herausgeber. Einleitung. Beiträge zur Selbstbiographie. Der Sternsteinhof.

Am Küstensaum. Erzählungen von Th. Justus. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Der Schutzgeist von Oberammergau. Cultur- und Lebensbild von Maximilian Schmidt. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Adams Söhne. Roman von Adolf Wilbrandt. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1890.)

Belladonna und andere Erzählungen von C. Zöller-Lionheart. (Berlin. J. G. Schorer.)

Bergkrystalle. Gedichte von Thusnelda Vortmann. (Graz. Leykam. 1890.)

Damascus. Eine Dichtung von Hermann Koniecki. (Berlin. F. Schneider & Co. 1890.)

Das Gretchen von heute. Von der Verfasserin der „Lieder einer Mormonin." Von Sidonie Grünwald-Zerkovitz. (Wien, VI., Stumpergasse 30.)

Th. Paine, das Zeitalter der Vernunft, eine Untersuchung über wahre und märchenhafte Gottesvorstellung, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Voelkel, Magdeburg-S.

Aus Steiermarks Hochland. Trofaiach und seine Umgebung von Rudolf Nowak. Mit Illustrationen und einer Karte. Herausgegeben vom Fremdenverkehrs-Verein in Trofaiach. (Trofaiach. Verlag des Vereines. 1890.)

Cilli. Von Michel Knittl. Illustriert von U. Kasimir. (Cilli. Fritz Rasch. 1890.)

Jo drheeme. Dialekt-Proben. Meiner Vaterstadt Grulich gewidmet. Von Wilhelm Oehl. (Verlag von Ed. Strache. Warnsdorf.)

Der Becher. Gedicht von Robert Hamerling. Chorlied für vier Männerstimmen von Hermann Schröttner. (Prag. Joh. Hoffmanns Witwe.)

Gebet der Deutschen in Österreich. Worte von P. K. Rosegger. Männerchor mit Pianofortebegleitung componiert von Fr. Blümel. Dem deutschen Schulverein zur Feier seines zehnjährigen Bestehens gewidmet. (Linz. Vinzenz Fink.)

Festzeitung für das vierte allgemeine deutsche Sängerbundesfest. Die ganze Folge 10—12 Nummern. (Wien I., Wipplingerstraße.)

Postkarten des Heimgarten.

× Es wird dringend ersucht, Manuscripte welcher Art immer, ohne vorhergehende Anfrage **nicht** einzuschicken, wir könnten nicht dafür bürgen. Auch hat der Verlag dafür kein Honorar ausgesetzt.

O. J., Frankfurt a. M.: Bieten Ihnen zur Benützung für Ihr Studium folgendes Curiosum:

Eine amerikanische Actiengesellschaft für Annoncenwesen hat sich an St. Petrus gewendet um mietweise Ueberlassung des Firmamentes zum Behufe von Placatierungen, indem das Firmament als eine überall sichtbare Fläche, eventuell gut transparentfähig, zum Ankleben von kaufmännischen Inseraten sich besonders eigne. St. Peter, als dem Vermittler, wurde eine entsprechende Provision in Aussicht gestellt. Trotzdem soll der Bescheid auf den Vorschlag ein ablehnender gewesen sein mit der Begründung, daß St. Petrus das Himmelszelt zum Regnenlassen benöthige und daß es immerhin noch eine Anzahl von Erdenbewohnern gebe, welche das Firmament nicht gerne als eine Inseratenbeilage des Universums sehen dürften, sondern noch einiges Vergnügen an Sonne, Mond und Sterne empfänden. Die Mehrzahl der Leute aber sei überhaupt nicht mehr gewohnt, gen Himmel zu blicken, und die löbliche Unternehmung möchte mit solcher Speculation sich verrechnen.

× Der Spruch:

Treu unser Herz,
Wahr unser Wort,
Deutsch unser Lied,
Gott unser Hort

ist nicht von Rosegger, wie oft irrthümlich angenommen wird. Der Genannte fand im Hause seines Vaters einen sehr alten Krug, auf welchem dieser Vers zu lesen war, den der Dichter dann zu seinem Wahlspruche wählte.

O. R., Wien, L. S., Salzburg, J. B., Neustadt: Schade um Ihre Mühe. So etwas müßten Sie von Mutter Natur ererbt haben.

Ph. S., Lienz: Suchen Sie die Sommerfrische nicht in der Ferne, sondern auf der Höhe. Sie müßten 400 Kilometer schnurgerade gegen Norden reisen, um dieselbe Abkühlung der Hochsommer-Temperatur zu finden, die Sie haben können, wenn Sie in den Alpen 300 Meter ansteigen. Das Letztere braucht kaum eine Stunde Zeit, während das Erstere eine etwa zwölfstündige Eisenbahnfahrt erfordert. Jawohl, wir haben selbst mitten im Hochsommer die Eisregion näher als wir glauben. 3000 Meter über unserem Haupte ist immerwährende Winterkälte.

S. R., Wien: Man sollte mittelmäßige Verse schon darum nicht drucken, weil solche Veröffentlichungen stets neue Scharen von Dichterlingen ermuthigen. Denn Verse zu machen ist doch wahrlich keine Kunst, aber eine Reihe von Versen, selbst wenn sie vollkommen correct, sind noch lange kein Gedicht. Es gehört auch Spiritus sanctus dazu.

R. R., Wien: Besten Dank. Wollen halbvernarbte Wunden jetzt nicht wieder aufreißen. — Erzählung: „Zweigespann des Todes" befindet sich in den „Geschichten aus den Alpen" (Pest, 1873) und ist in die neue Ausgabe nicht aufgenommen worden.

Briefe an die Redaction des „Heimgarten" von jetzt an den Sommer über: P. K. Rosegger, Krieglach, Steiermark. Alle die den Verlag und den Versandt des „Heimgarten" betreffenden Angelegenheiten zu richten an die Verlagshandlung Leykam, Graz.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



11. Heft. August 1890. XIV. Jahrg.

Die Rache der Knechtin.

Eine Dorfgeschichte aus den Alpen.

Die Hubsteinerin saß in ihrer frostigen Kammer auf dem Schemel und wiegte an der Brust ein kleines Kind.

„Oh Närrlein!“ sagte sie zum vergeblich sich mühenden Säugling, „es ist halt noch nichts drinnen. Bei uns geht's zu, wie bei den hohen Herrschaften: um vier Uhr erst Mittag essen. Bis nur die Sofferl heimkommt, die wird schon wieder was bringen. Hab' nur ich erst meine gute Suppe, dann wird's auch Dir nicht fehlen. Eio, popeio!“

Der kleine Wurm schien sich denn auch zufrieden zu geben; er war dergleichen Verspätungen schon gewohnt und mochte sich als gescheites Wickelkind denken: Ich hab' auf den Hunger gewartet, ich will auch auf das Essen warten. Warten, das ist ja die Arbeit der kleinen Kinder.

Jetzt kam die Sofferl heim, das rundwangige muntere Schuldirndl. Vom Pfarr- und Schuldorfe Pichlern kam sie. Das Dirndl hatte ein blaues Handbündlein, das sich kalt und schwer und schwammig anfühlte. Ein Stück frischen Fleisches war drin.

„Auch einen Brief habe ich mit!“ rief das vom Laufen noch frisch geröthete Mädchen fröhlich.

„Einen Brief?“ fragte die Mutter, „wer soll denn mir schreiben?“ Sie hatte in der weiten Welt keine Bekannten und keine Verwandten. „Hast ihn von der Schul'?“

„Der Herr Stadinger hat mir ihn mitgegeben und er laßt Dich grüßen und Du sollst ihn nur lesen.“ So das Dirndl.

Wichtiger als das Briefchen war aber jetzt das Zubereiten des Stückchens Rindfleisch, welches der Arzt dem kränklichen Weibe verordnet hatte, das vor sechs Monaten Witwe und vor drei Monaten zum drittenmale Mutter geworden war. Das Weib eines Weg-

machers; den Mann hatte man eines Tages todt am Steinbruche gefunden. Ein herabstürzender Felsblock hatte nicht erst gewartet, bis der Mensch ihn zu Schotter geschlagen, da wollte er lieber einmal der angreifende Theil sein. Als wenige Monate später das Knäblein erschien, kam auch die erste Rate der Jahrespension, die im Ganzen hundert vier Gulden betrug nach Abzug der Steuer. Reicht das jährlich für ein krankes Weib und drei Kinder? Der zweijährige Junge gab für seine Person darauf Antwort, er erkrankte an Auszehrung und starb. Für die übrigen wird's doch langen? Ja, meine liebe Hubsteinerin, man erlebt viel in kurzer Zeit, und wir sind noch nicht fertig.

Während die Fleischbrühe kochte, las das Weib den Brief. Der Wirt und Fleischhauer Stadinger schrieb mit eigener und fester Hand Folgendes:

„Liebe Hubsteinerin!

Bitt schön um Entschuldigung, dasmal wird's wohl das letztemal sein mit dem Fleisch ohne Geld. Jetzt macht's glatt sechzig Gulden, auch das Brot und Alles zusammen. Habe lang genug gewartet und muß Dich jetzt wohl bitten um Zahlung, indem ich es sonst dem Notar übergebe. Ich nimm auch die Kuh, wann's Dir lieber ist und das Geld nit hast.

Pichlern, 13. Juni 1876.

Mit Achtung

Johann Stadinger,

Fleischhackermeister und Grundbesitzer."

Der Brief war gelesen, das Fleisch im Topfe hub an zu brodeln. Das Weib seufzte nur, sagte aber nichts.

Bald darauf bekam das Schuldirndl, die Sofferl, ihr Mittagsmahl. Suppe und Brotschnitten; auch das Fleisch durfte sie heute essen, der Mutter war der Hunger vergangen. Wenn's so stand, wollte es aber auch dem Dirndl nicht recht schmecken. Einstweilen schaukelte es die Wiege mit dem Brüderlein.

Da war Jemand draußen. Im Vorgelaß des Häuschens schwerfällige Schritte und im Dunkeln ein Tasten nach der Thürklinke. Die Hubsteinerin öffnete von Innen, da stand der Herr Stadinger vor ihr. Ein großer breitschulteriger Mann mit rothem Gesicht, kleiner Stumpfnase, Doppelkinn und grauem kurzgeschnittenem Haar. Der schmalkrempige Hut saß im Nacken. Um den Leib eine weiße Schürze geschlungen, in der fleischigen Hand einen Knorpelstock, hinter sich einen großen zottigen Hund. Mit den klugen Aeuglein zwinkerte er, sein Gesicht gieng gutmüthig in die Breite, der Mann sah ja gar nicht so schlimm aus, als er sich in seinem Briefe gestellt hatte. Er reichte dem Weibe auch gleich die Hand und sagte:

„Schaust noch nicht gut aus, Wegmacherin? Mußt Dir besser zuklauben."

Sie antwortete nicht. Er that, als wäre er ganz zufällig da und weil er gerade im Vorübergehen sei, so wolle er ein wenig rasten und sich vom Herde Tabakfeuer nehmen.

Allsogleich nahm die Sofferl mit der Feuerzange eine glühende Kohle und der Herr Stadinger, welcher schon auf einem umgestülpten Bottich saß, mußte sich beeilen, daß er mit dem Rauchzeug zurecht kam, bevor die Kohle verglost war.

„Ein kreuzbraves Dirndl bist!" lobte er das Schulmädchen.

„Wenn sie nur nicht so arge Briefe heimbringen thät!" meinte die Hubsteinerin einlenkend. „Um Gotteswillen, Fleischhacker, Du willst Dein Geld. Glaub' Dirs ja gern, aber wo soll ich jetzt so viel Geld hernehmen? Ich sitz mitten im Elend."

Sehr gutmüthig antwortete der Stadinger: „Ich sehe es wohl ein, daß es hart ist für Dich. Aber schau, wenn Du heute nicht zahlen kannst, wo das Elend erst anhebt, später, wenn

es noch größer ist, wirst noch weniger können."

„Das ist ein schöner Trost," versetzte sie. „Da wäre es freilich besser, heute verhungern, statt morgen, wenn es doch schon einmal verhungert sein muß."

„Ich will Dich nicht drücken," sagte der Stadinger. „Es muß nicht Baargeld sein; wie ich Dir geschrieben habe, ich nehm auch die Kuh."

„Unser Herrgott den Mann und der Fleischhacker die Kuh! Kinder, alsdann sind wir fertig." Diese Worte richtete das Weib gegen die Wiege hin, dann fuhr sie sich mit dem Schürzenzipf rasch über das Gesicht.

Der Stadinger schwieg. Am Ende war er gerührt! Ein Jammer war es mit diesen Leuten, das sah er freilich. Das kranke Weib und die Kinder, die nichts verdienen können und doch essen möchten!

„Sofferl heißt sie, gelt?" fragte er die Witwe, auf das Dirndl weisend.

„Mein Gott, nur ein paar Jahr noch, und ich hätte an ihr eine Stütze," sagte das Weib.

„Willst sie bei Dir behalten? Hubsteinerin, das thäte ich nicht. Daheim bei Dir lernt sie nichts, als Nothleiden und Kinderlocken. Wäre Schad' um's Dirndl. Mußt ihr's besser meinen. Geht's schon Dir selber schlecht, so mach's wenigstens Deinen Kindern besser. Wie alt ist sie denn?"

„Die Sofferl?" fragte das Weib entgegen, dachte eine Weile nach und sagte dann: „Im Zehnten wird sie sein."

„Ist Zeit, daß sie in ein Haus kommt. Hubsteinerin! Ich rath' Dir gut, mir derbarmt das Schluckerl. Mach's Deinen Kindern besser, als Du's selber hast!"

„Lieber Gott im Himmel!" seufzte das Weib und faltete die Hände über ihre Brust. „Es den Kindern besser machen! Welche Mutter möchte das nicht mit allen Freuden und Schmerzen!"

„Weißt Du was, Hubsteinerin," sagte er, und spielte mit dem Knotenstock, als wollte er damit auf dem Fletz etwas hinzeichnen. „Gib mir das Dirndl."

Sie machte sich abgewandt am Herde zu schaffen.

„Gib mir's!" wiederholte der Fleischhacker. „Bei mir hat sie's gut, ißt sich satt und lernt einen Verdienst. Mir fehlt eh so ein Dirndl. Man braucht's. Kann einmal Kellnerin werden, wenn sie brav ist. Ich nehm's. Gib sie mir!"

„Wäre gut gemeint," entgegnete das Weib. „Aber was fang' ich an, wenn ich das Dirndl nicht hab'. Ich brauch's ja schon auch fürs Kleine."

„Das Kleine ist bei Dir selber am besten aufgehoben," wendete er ein. So lang bis Du wieder gesund bist und Dir wieder erwerben kannst, sollst von mir das Fleisch haben und die Schuld ist gestrichen von dem Tag an, wo Du mir das Dirndl gibst."

Die Sofferl horchte jetzt ein wenig auf. Die Mutter wendete sich um und sagte: „Du wärest erst gut, Fleischhacker, das kunnt dem armen Wesen ja zum Glück sein."

„Wenn sie anstellig ist, so weiß man nicht, zu was sie es noch leicht bringen kann. Eine Kellnerin, sagt man, hat allerhand Schlüssel an der Schürze."

„Du machst mir g'rad das Herz leicht!" rief das Weib.

„Daß Du weißt, ich bin kein Stein. Und bist dem Fortkommen Deines Kindes nicht im Weg, so machen wir's richtig. Das Dirndl laß ich holen und Du hast um eine Sorg' weniger. Ich nehm's ganz, brauchst Dich gar nicht mehr drum zu bekümmern. Ganz nehm' ich's."

Jetzt kam das Weib an ihn heran, tastete unsicher nach seiner Hand und sagte mit zitternder Stimme nichts als: „Vergelt Dir's Gott, Fleischhacker!"

„Hast Feder und Papier?" fragte er. „Ich verpflichte mich schriftlich."

„Das hat's nicht Noth, um Gotteswillen!“ rief sie. „Daß Du's ehrlich meinst, weiß ich wohl eh.“

„Ich verpflichte mich schriftlich,“ wiederholte er. „Im Guten wie im Schlimmen, eine Schrift ist allemal gut. Ich kunnt heut' oder morgen sterben, daß es meine Nachfolger wissen, was ihre Pflicht und Schuldigkeit ist. Richtig ist richtig.“

Nun war in dem armen Häuschen Schreibzeug aber schwer aufzutreiben. Die Hubsteinerin brachte ihren Ehevertrag herbei, der hatte ein leeres Blatt. Wenn der Mann todt ist, hat auch der Vertrag keine Wichtigkeit mehr; dieser hatte eigentlich nie eine gehabt; auf „randlose Gütergemeinschaft“ lautete er, hatte aber der Mann nichts besessen und das Weib nichts. Auf jeden Fall ist das leere Blatt daran überflüssig; der Stadinger riß es herab. Der Tintentiegel wurde auch aufgefunden, in demselben war nichts, als eine schwarze Kruste, der Stadinger goß einige Tropfen Wasser drauf. Eine Feder brachte das Dirndl vom Freien herein. Es war eine Rabenfeder; „aber sie thut's schon,“ sagte der Fleischhacker, „zur Noth thut sie's schon.“ Er schnitt sie, spaltete sie geschickter, als solches seiner plumpen Hand zuzutrauen war, setzte sich an den Schubladkasten, denn Tisch war keiner vorhanden, und begann zu schreiben.

Das Weib säugte ihr Kind; die Sofferl schaute dem Schreiber zu und stellte insgeheim Vergleiche an zwischen Diesem und ihrem Schulmeister.

Nach einer Weile war's fertig:

„Contract!

Die Maria Hubsteinerin gibt dem Anton Stadinger, Fleischhackermeister und Grundbesitzer zu Pichlern, ihre Tochter Sophie und der Anton Stadinger nimmt zeitlebens alle Pflichten und Rechte auf sich, indem er auch der Hubsteinerin die Schuld von sechzig Gulden nachläßt und sie weiter noch unterstützen wird. Mit freiem Willen unterschrieben von

Anton Stadinger,
Fleischhackermeister und Grundbesitzer.“

„Und dahier,“ sagte der Stadinger, nachdem er die Zeilen gelesen, „dahier schreibst auch Du Deinen Namen: Maria Hubsteinerin.“

Ohne ein Wort zu sagen, ergriff das Weib mit leise zitternder Hand die Feder — ach, wie sie spröde war! — und schrieb mit deutlichen Buchstaben langsam ihren Namen hin.

„Alsdann wär's fertig,“ sagte der Fleischhacker, legte das Papier in seine bauchige Brieftasche und schob diese in den Sack. „Morgen oder übermorgen kannst sie bereit halten. Das Fleisch laß ich Dir später durch einen Kohlenfuhrmann schicken, der ohnehin vorbeifährt. Und jetzt, behüt Gott! Halt' Dich gut, Sofferl, derweil!“ Dann pfiff er seinem Hund und gieng schwerfällig davon.

Als sie wieder allein waren, versuchte es das Weib mit dem Essen. Das gieng aber noch immer nicht.

Nun strichen mehrere Tage dahin wie gewöhnlich. Es war keine Rede von der Uebersiedlung des Dirndls, es kam das halbe Kilo Fleisch wie gewöhnlich und die Hubsteinerin glaubte schon, es sei Alles wieder in Vergessenheit gerathen und beim Alten geblieben. Da sprach eines Nachmittags der Kohlenführer zu, der Herr Stadinger zu Pichlern hätte gesagt, er solle das Wegmacher-Dirndl mitbringen.

„Heute ist die Wäsche nicht fertig, es soll morgen, oder wann, wer anfragen.“ So beschied das Weib.

Zwei Tage darauf stand draußen auf der Straße der zottige Hund, bald hernach kehrte der Fleischerknecht des Herrn Stadinger im Häusel ein. Der sei, wie er berichtete, nach Unterdorf um ein Kalb geschickt worden und habe den Auftrag, falls er das Kalb nicht erstünde, die Wegmacher-Sofferl mit nach Pichlern zu bringen.

Als ob der Fleischerknecht ihr das Messer ins Herz gestoßen hätte, so war jetzt dem armen Weibe. Hören und Sehen verging ihr, sie sank an die Wand hin.

Nach einer Weile, als sie zu sich kam, mußte ihr der Mann den Auftrag nochmals ausrichten. Der Stegbauer zu Unterdorf sei ein Narr, sein Kalb wiege nicht vierzig Kilo und der Mann wolle zweiundzwanzig Gulden dafür haben. Da soll er sich's selber braten, habe er, der Fleischerknecht, gesagt, der Herr Stadinger wisse billigere und bessere Waare.

So erzählte der geschwätzige Knecht. Die Hubsteinerin blieb jetzt aufrecht und sagte: „Geht Eures Weges, mein Kind ist nicht feil."

Da kann sie schon recht haben, dachte der Fleischerknecht. „Pst! Sultan komm!" Und gieng seiner Straße.

Aber als die Sofferl am nächsten Tage wieder zur Schule gegangen war, kam sie nicht mehr nach Hause. Ein Bote brachte das Fleisch und wollte etwaige Sachen fürs Dirndl mitnehmen. Es sei schon daheimgeblieben.

Daheimgeblieben?!

Die Hubsteinerin wickelte ihr kleines Kind dicht in Lappen, denn in den Bäumen rauschte der Wind, nahm es an sich, verließ das Häuslein und gieng den zwei Stunden langen Weg nach Pichlern. Es dunkelte schon, als sie vor dem großen Hause des Fleischhauers stand, in den Wolken zuckten matte Blitze. Im Gemüsegarten waren zwei Mägde thätig, junge Pflanzen durch Ueberdachen mit Stroh vor etwaigem Hagel zu schützen und die Sofferl war ihnen dabei behilflich. Als das Dirndl der Mutter ansichtig geworden war, lief es ihr entgegen, klatschte in die Hände und rief: „Das ist gescheit, Mutter, daß du auch da bist! Da ist es lustig. Das ist meine Freundin, die Zilli, und das ist die Theresel. Du, die sind brav!" Und sie lief wieder in den Garten.

Die Hubsteinerin begehrte zum Stadinger. Er kam ihr in Hemdärmeln und mit dem Sammtkäppchen auf dem Graukopf entgegen und er begrüßte sie freundlich. Ohne seine dargebotene Hand zu fassen, sagte sie, das leise wimmernde Kind immer an der Brust haltend: „Fleischhacker, so ist's nicht gemeint, mit unserem Handel, daß Du mir mein Dirndl wie ein Kalb aus dem Haus treiben lassen sollst!"

„Aber Hubsteinerin!" rief er überlaut, „was fällt Dir denn ein? Wie ein Kalb! Was das für eine Red ist! — Ei, setz Dich doch hier auf die Bank. Der weite Weg. Willst denn Du heute noch heim?"

„Mein Kind will ich wieder haben," sagte sie völlig tonlos. „Mein Kind laß mir, dann wirst mich nicht lang sehen vor Deinem Haus."

Der Stadinger schüttelte den Kopf, dann ließ er aus dem Keller ein halbes Glas Wein bringen.

„Trink, Hubsteinerin! Du bist so viel aufgeregt."

„Soll das der Kauftrunk sein?" fragte sie ihn. „Du thust nicht allein Vieh einkaufen, auch Leut'. Erst nachher ist's mir zu Sinn kommen: verkauft hätt' ich mein Dirndl! Verkauft!"

„Was Du aber einfältig bist!" sagte der Fleischhauer. „Wer spricht denn vom Verkaufen! Und wenn es wär'! Andere arme Leute verschenken ihre Kinder und sind froh, wenn sie wer geschenkt nimmt. Ich hab' die Schuld nachgelassen und versprochen, daß ich mich ganz annehmen will ums Dirndl. Wüßt' nicht, wie der Mensch ein besseres Christenwerk machen kunnt, wüßt' nicht! — Wenn Du mir keinen andern Dank hast, so sollst lieber daheim bleiben. Schau, sie geht Dir eh nimmer zu, die Sofferl. Recht gut gefällt's ihr bei uns und wird ihr noch besser gefallen, wenn sie gescheit ist."

„Du magst sagen, was Du willst, Fleischhacker, es ist was Unrechtes geschehen. Gib mir die Schrift."

„Recht gern, Hubsteinerin. Eine

Abschrift sollst haben. Deine Unterschrift geb ich nicht aus der Hand. Ich weiß schon, was Du im Sinn hast. Du wolltest mir das Dirndl jetzt lassen, daß ich's zücht' und anleit'; nachher, wenn sie zu brauchen ist zur Arbeit, möchst sie mir wegnehmen und ich wär' der Gefoppte. So macht ihr's gern, ihr Betteleut! Da hab' ich mich rechtzeitig sichergestellt mit der Schrift und da hilft Dir nichts mehr, Wegmacherin. Kannst fragen, wen Du willst. — Trink jetzt, nachher kriegst eine warme Suppe und ein Bett und morgen schau, daß Du weiterkommst."

Die Einfalt, auf welche gerechnet worden, war wirklich vorhanden. — „Kannst fragen, wen Du willst!" — Ja, das hatte sie freilich immer gehört: was man einmal unterschrieben, daran wäre nichts mehr zu ändern. Verschrieben, verspielt! — Weh war dem armen Weibe.

„Kaufst nicht auch Wickelkinder?" fragte sie bitter und hob ihr Kleines gegen ihn auf. „Nimmst nicht auch den Buben?"

„Die Buben sind nicht viel wert," entgegnete er halb scherzend. „Hab' selber einen. Sind sie groß, nimmt sie der Kaiser ohne Vergütung. Ein fleißig Dirndl dient's zehnmal ab, was es kostet. — Aber trink' doch; ein kräftig Tröpfel sollst nicht verschmähen, das thut Dir gut."

Aehnlich redete er ihr zu, rieth ihr Frohsinn an und klopfte ihr leutselig auf die Achsel.

Also geschah es, daß die Hubsteinerin, statt ihr Dirndl von diesem Hause abzuholen, heute selbst in demselben blieb. Beim Nachdenken in der schlaflosen Nacht kam ihr die Sache doch wieder nicht so schlimm vor und sie hielt sich selber für thöricht. Am nächsten Morgen, als sie fortgieng mit ihrem Säugling, wollte sie noch die Sofferl sehen. Ein junger, hübscher, schlanker Bursche war im Hofe just dran, auf ein braunes Pferdlein zu springen, den rief die Wegmacherin an, ob er nicht wisse, wo die Sofferl wäre?

„Die ist schon fort," antwortete der Knabe, leicht seine Kappe lüftend. „Sie sind früh aufs Feld. Ich reite auch nach." Damit war er auf dem Rößl und trabte davon.

„Im Gottesnamen!" seufzte das Weib bei sich und gieng mit dem einen Kinde, das noch ihr Eigenthum war, wegshin der Gegend zu, wo ihre Hütte stand.

Der Jahre sieben oder acht sind vergangen seit jenem Christenwerke, das der Großhofbesitzer, Wirt und Fleischermeister Stadinger an der armen Witwe und ihrem Kinde geübt hatte. Seither hat sich allerlei verändert in der Welt. Die arme Hubsteinerin ist gestorben; ihr Knäbel hatte ein Waldbauer als einen Hirtenknaben aufgenommen aus Barmherzigkeit und nichts dafür gegeben. Die Sofferl ist im Stadingerhofe groß und hübsch geworden und sie hat sich nicht zu beklagen. Beklagt sich auch nicht. Aber daß sie eine Stalldirne abgeben muß, das ist ihr für die Länge nicht recht. Sie möchte lieber Leute füttern, als Vieh — Kellnerin möchte sie sein. Der schlanke Knabe, den wir damals auf dem Pferde aus dem Hofe reiten gesehen, ist ein stattlicher junger Mann geworden, der auch heute noch auf dem Pferde umherreitet, weil er die große Wirtschaft zu leiten und die Arbeiten des Gesindes zu überwachen hat. Die Fleischhauerei überläßt er seinem Vater, ihn freut das rüde Geschäft nicht, er sagt, er thue lieber pflanzen, säen und züchten, als schlagen und todtstechen. Und der junge, aufrechte Mann mit den freundlichen Zügen und dem offenen Blick sieht auf seinem Rößlein eher einem Landgrafen ähnlich als einem Fleischhauerssohne. Er hatte ein paar Jahre Landwirtschaft studiert und sich in den Kopf gesetzt, das ausgedehnte Gut seines Vaters zu

einer Musterwirtschaft emporzubringen. Es gieng auch vorwärts.

Der alte Stadinger ist ein klein wenig gebückt geworden, hat aber sonst noch sein rothes rundes Gesicht, seine klugen Aeuglein und seine verschmitzte Freundlichkeit wie vor und ehe. Zu Fuß gieng er nicht mehr viel um in der Gegend, im Steirerwäglein fuhr er, leitete selbst das Pferd und wurde überall mit Achtung gegrüßt, wo er sich zeigte. Sehr gerne fuhr der Stadinger in den Markt Solgenstein hinüber und kehrte dort beim Hammerherrn Kloggenberger ein. Mit dem war er seit einiger Zeit in freundlicher Bekanntschaft, die gelegentlich eines Viehhandels gemacht worden. Der Hammerherr besaß ein großes Sensenwerk, einen Hochofen, mehrere Bauernhuben, ausgedehnte Waldungen und eine erwachsene Tochter. Aber keinen Sohn.

Eines Tages nahm der Stadinger auch seinen Burschen, es war sein einziger, mit nach Solgenstein. Der junge Mann wollte auf dem Bocke sitzen und kutschieren, wenn er schon nicht reiten konnte; der Alte bedeutete, daß im Wagen bequem Platz für Beide sei, daß man da bequemer sitze und daß es mancherlei zu plaudern gebe. Daher setzte der Junge sich zum Alten in den Wagen.

„Wir werden beim Sensenhammer zukehren," sagte der Vater.

„Nicht nöthig. Hab' ihrer erst ein Dutzend aus Sagbach bestellt," antwortete der Sohn.

„Was hast bestellt?"

„Sensen."

„Du nimmst die Sensen in Sagbach?"

„Wir haben sie immer von dorther bezogen."

Der Vater zog den Leitriemen an. „Karl," sagte er nachher, „von jetzt an nehmen wir Solgensteiner Waare. Ich habe einen Gedanken. Kennst Du die Hammerleute dort?"

„Recht gut."

„Hast Du keinen Gedanken, Karl?"

„Oh, allerhand!" lachte der Bursche auf.

„Nachher mag auch der rechte dabei sein," sagte der alte Stadinger. „Hast sie Dir schon einmal angeschaut?"

„Wen?"

„Sie ist sauber — und reich. Das wird ein Capitalshaufen, wenn ihr Zwei Eure Sachen zusammenthut. Mußt ja doch auch ans Heiraten einmal denken. Mein Weib wird mühselig und so viel wunderlich. An ihr hab' ich keine Stütze mehr. Mich verdrießt's auch manchmal und will nach und nach ausspannen. Da brauchst du Eine. Spiel' einmal ein wenig an, bei der Sensenhammerischen. Wenn's zu Stand käm', 's wär' mir eine rechte Freud. Ein Rittergut, wenn die zwei großen Wirtschaften zusammenstehen. Das wär' mir schon ein Trumpf!"

„Mir wär's auch nicht zuwider," meinte Karl.

Also das Gespräch unterwegs zwischen Vater und Sohn.

Beim Hammerherrn wurden sie sehr artig aufgenommen und zum Nachmittagsbrot eingeladen. Fräulein Agnes bediente die Gäste, ein feines zierliches Wesen, das den jungen Grundbesitzer aus Pichlern mit gar schelmischen Augen anguckte. Allerlei wurde gesprochen und als unsere Beiden wieder auf ihrem Wagen heimwärts fuhren, sagte der Alte: „Ich habe gar keine Sorge. Es geht. Ein Jahr mußt halt Geduld haben, weil sie ja, wie Du gehört haben wirst, über den nächsten Winter noch einmal ins Institut geht. Du bekommst eine Gebildete. Herrgott, Bub, Du hast Glück mehr wie Heu!"

Karl spitzte mit den Fingern sein blondes Schnurrbärtchen und schmunzelte vor sich hin.

„Nur eins! Hi, Brauner! — Nur Eins muß ich Dir sagen, Karl," fuhr der Stadinger fort. „Mit der Krämerischen thust nicht mehr weiter. Die dankst gleich ab. Die könnt einen Balawatsch in die Geschichte bringen. Die

Mädels wollen alle gleich geheiratet sein. Gib Achtung! — Kannst's nicht grathen, so gibt's Andere. — Bist mit der Sofferl immer noch über quer? Geh, dumm!"

Diesmal brach er ab. Einige Zeit drauf war's, daß die Sofferl dem Stadinger anzeigte, sie wolle sich um einen anderen Dienstort umsehen. Sie möchte nicht immer beim Vieh bleiben, sondern auch etwas lernen. Daß sie in diesem Hause etwa in die Küche oder in die Gaststube käme, dafür sehe sie keine Wahrscheinlichkeit, also möchte sie fort.

„Schau, schau," antwortete ihr der Stadinger. „Wie gut ist's, daß ich dieses Kalb am Strickel hab'. Davonlaufen! Nein, mein liebes Sofferl, darauf mache Dir keine Hoffnung. Du gehörst mein, bis ich Dich freiwillig fortlaß. Und das wird nicht sein, ich habe die jungen starken Leut zu gern in der Wirtschaft. Wegen Essen und Gewand hast wohl keine Klag'?"

„Das nicht, Herr Vater. Freiwillig blieb' ich vielleicht, aber das Müssen ist so viel sauer."

„Lapperl!" sagte er und versetzte ihr ein artiges Klapschen an die runde Wange, „so bleib halt freiwillig. Und thust es freiwillig nicht, so mußt. Ein Bissel Recht habe ich schon auch als Gerhab mit Dir. Für alle Fälle ist ein Briefel da. Ja, Dirndl, da hilft Dir nichts, je mehr Du hinwegzerrst, desto schärfer schneidet Dir das Strickel in den Hals. Sei nur gscheit, vielleicht bringst es noch zur Kellnerin, wenn Du klug bist, vielleicht! Nur schön folgen dem Karl, wenn er Dir was schafft! Und jetzt geh' zu Deiner Arbeit."

Wenige Wochen nach dieser Unterredung standen der Stadinger und sein Sohn in einer Abenddämmerung unter dem Weichselbaum und der Vater sagte mit halblaut flüsternder Stimme und heftiger Geberde zum Burschen: „Karl, ich sag Dir's, Du wirst Dich verbrennen! Hab's wieder wahrgenommen gestern auf dem Abend. Bist ein verfluchter Kerl und wirst noch Alles verderben! Soll's mit der Sensenhammerischen Ernst werden, so laß die Krämerische sein. Die legt Dir Fallen! Wirst Dir doch anderswie zu helfen wissen die paar Monat. — Eine Knechtin. Schick sie in den Wald hinaus, die Sofferl — fürs Vieh streurechen. Nachschauen mußt gehen bei der Arbeit. Ach, geht mir weg, ihr jungen Leut könnt Euch nichts anschicken."

Karl stand stramm da, ließ seine Hände in den Hosentaschen stecken und antwortete jetzt leichthin: „Für so ein Streurechen, wie der Vater meint, ist mir die Sofferl doch zu gut."

„Wie Du glaubst," sagte der Stadinger, „für wen sparst sie denn auf? Ein dummer Halter oder Holzknecht oder so Einer wird nicht lange fragen, oder schon kurz gefragt haben. Und ein bissel ein Recht werden wir doch noch haben übers Dirndl, das ich von der Straßen hab aufgehoben . . . Nun, wie Du glaubst. Aber verpatsch Dich nicht. Der Köder von der Krämerischen! Ist eine Angel dran, ich sag Dir's! Wenn Du mir die Sensenhammerische verspielst, ist's aus zwischen uns."

Mit diesen Worten wendete sich der Stadinger und gieng in den Hof. Der Karl pfiff ein lustiges Liedchen und schlenderte über das Feld hin.

Auf dem Weichselbaum, unter welchem sie gestanden, saß Eine, der raste jetzt das Herz und das Blut. Das waren saure Weichseln, die auf diesem Baume wuchsen! Die Sofferl hatte Alles gehört. Und jetzt überdachte sie es. Manches fiel ihr ein, wurde ihr jetzt klar. Es fehlte dem Dirndl ja nichts auf dem Stadingerhofe, sie wurde gehalten wie jede andere Magd und arbeitete auch so. Nur daß sie nicht fragen durfte: wofür arbeite ich? Wo ist mein Jahrlohn? Sie war ja eine Gekaufte, eine Leibeigene. In der Schule hatte sie gehört, daß es Leibeigene gegeben, welche ganz dem Willen

ihres Herrn unterworfen gewesen wären, daß Länder sind, wo es noch heute Leibeigene gibt. Und der Stadinger hatte den Kaufbrief. Sie hat fleißig gearbeitet, war treu und gewissenhaft gewesen in Allem. Nun zur Feierabendzeit auf dem Weichselbaum sitzend, hatte sie gehört, daß solches nicht ihre ganze Aufgabe war in diesem Hause. Das arme, hilflose Mädchen, die gekaufte Knechtin. Ein heißer Aufschrei war zurückzudrängen in ihre Brust. Sie mußte jetzt schweigen, durfte nichts gehört haben. Sie mußte arglos bleiben. Das stand klar in ihr, sie wollte sich rächen. Rächen an dem Alten, dem gewissenlosen Vater und Gerhab. Der Junge? Leise begann ihr das Herz zu zittern. — „Dafür ist sie mir doch zu gut," hatte er gesagt. — Seit Langem hatte sie eine stille Neigung zu Karl, dem Haussohn, in sich zu bekämpfen und war es ihr auch gelungen, die Liebe mit Trotz zu maskieren. War sie doch die Knechtin, die zur Liebe kein Recht hat, die nur Gleichgiltigkeit oder gar Verachtung erfährt von Mitgenossen und Herrschaft. Wie aber soll es jetzt werden? Er hat ein Wort gesagt, in welchem Achtung für sie lag, vielleicht mehr noch . . . Soll sie jetzt ihre Karte ausspielen? Soll sie's versuchen? Es war ja nichts für sie zu verlieren. Und gelänge es? Gott im Himmel, da wäre sie gerächt und beglückt zugleich. Ein beispielloses Glück und eine beispiellose Rache.

Kurze Zeit darauf war der Karl wieder einmal am Zaun gestanden und hatte Scherzworte hinübergerufen in den Garten, wo die Krämerstochter Blumen jätete. Das Mädchen that recht anzüglich und meinte, wenn er ein Sträußlein von ihr wolle, so möge er sich einen Sprung über den Zaun nicht verdrießen lassen, nachtrage sie ihm nichts. — Wenn er mit Der zu weit kommt, so ist's mit der Sensenhammerischen vorbei! Man muß ihm aus dem Traume helfen. — Das war wieder des alten Stadingers Gedanke, als er jetzt vom Fenster heraus rief: „Karl, just denk ich dran, Du wirst müssen nachsehen, ob in der Kornscheune das Dach nicht schadhaft ist für den Winter. Geh' gleich, sonst vergißt's."

Der Bursche gieng in die Kornscheune. Das Dach war ganz gut und unter dem Dache kroch die Sofferl umher und legte die Garben glatt, die einen Tag früher eingeführt worden waren. Beide erschraken vor einander, als sie sich sahen. Im Augenblick aber fiel es dem Burschen ein, ob er es nicht untersuchen solle, um wie viel das Dirndl besser oder schlechter sei, als seine Meinung war.

„Sofferl," redete er sie ruhig an, „hast nicht Langeweile, allein beim Korngarbenlegen?"

„Bin ja nicht allein!" rief sie, „sind ja die Korngarben da."

„Zu Zweien wäre es vielleicht kurzweiliger," sagte er.

„Das weiß ich nicht. Unsereins denkt nicht an die Langeweile, denkt an die Arbeit."

Weil der Raum unter dem Dache zu niedrig war, um aufrecht zu stehen, so mußte er kniend zu ihr hinankriechen.

„Das Nest ist gar nicht schlecht, daheroben," flüsterte er und legte seine Hand an ihren Arm. Sie schob ihn rasch von sich und sagte: „Karl, Du irrst Dich!"

Jetzt wußte er einen Augenblick nicht, was er machen sollte.

„Daß Du mich aber doch sogleich verstanden hast, Sofferl," sagte er.

„Es ist keine Kunst, das zu verstehen," gab sie zurück und legte ununterbrochen die wirr übereinandergeworfenen Garben glatt und ordentlich aneinander. „Aber ich will's nicht verstehen. Du bist mir zu gut dafür, Karl."

Er stutzte. Es fiel ihm auf, was da gesagt wurde, aber auch, wie es gesagt wurde. Schier traurig und innig. Und wie er ihr jetzt ins Auge blicken

wollte, wendete sie sich hinweg, trotzdem sah er noch auf ihren Wimpern ein funkelndes Tröpflein. — Ohne noch ein Wort zu sagen, stieg er nieder in die Tenne und gieng hinaus. Wieder am Gartenzaun kam er vorbei, aber er rief nicht mehr hinüber zur Krämerischen, er gieng still vorüber.

Wenige Tage später trafen sie sich im Walde beim Streurechen. Die Sofferl sah ihn schon von weitem kommen und gieng ihm entgegen.

„Mir ist's recht, daß Du da bist, Karl, oder wie ich sagen soll," sprach sie ihn an. „Das Dusagen wird sich bald nicht mehr schicken bei uns."

„Wenn Du eine bessere Anred' weißt, so ist es mir auch recht," sagte der Bursche. „Die liebste Ansprach' zwischen uns wär' mir das!" Einen Kuß wollte er ihr geben.

„Da weiß ich eine andere," sagte sie entschieden ablehnend. „Wie es sich heute schon das zweitemal zeigt, thut's nicht gut, daß wir zwei nebeneinander in diesem Haus sind. Du der Herr, ich die Knechtin. Sind schon viel zu geschwisterlich worden miteinand. Du wirst es einsehen und deswegen bitt' ich Dich gar schön, laß mich fort."

„Fort, Sofferl! Ja, wohin willst Du denn?"

„Das ist ganz gleich für Dich und für mich. Aber um tausend Gotteswillen, zwingt mich nicht, daß ich in diesem Haus bleibe!"

„Vom Zwingen ist keine Rede."

„Dein Vater hat mich gekauft!"

„Vom Zwingen ist keine Rede," wiederholte der Bursche. „Du bleibst freiwillig."

„Dein Vater laßt mich nicht, er hat mich gekauft!" rief das Dirndl. „Sagt nur, was ich wert bin, ich will mich loskaufen!"

Darauf der Bursche: „Mein Vater hat Dich erzogen und so viel ich weiß, Deine Mutter ein wenig unterstützt bei ihren Lebzeiten. Er wird's gern sehen, wenn Du dankbar dafür bist und noch ein paar Jahre auf dem Hof bleibst, jetzt weil Du brav arbeitest. Von mir aus bist gar nichts schuldig, ich zwinge Dich nicht zu bleiben, aber Du bleibst freiwillig."

„Es wäre unser Verderben, Karl!" rief das Dirndl mit leuchtenden Augen. „Oh, nein. Ich bin nur eine niedrige Knechtin, aber meine Ehr', die hab' ich, und sonst nichts, als wie die, und die will ich mir retten. Geh' weg von mir, oder!" Sie hob ihren Eisenrechen drohend gegen ihn.

„Du bist ein Kind!" sagte er und gieng seines Weges.

An die Sensenhammerische hatte der junge Stadinger zu dieser Zeit seltener gedacht von Tag zu Tag. Als sie in das Institut abgereist war, hatte sie ihm ein Abschiedsbrieflein geschrieben. Karl säumte mit der Antwort so lange, bis er sie als zu spät hielt, dann gab er sie gar auf. In der Nacht nach dieser Begegnung im Walde nun lag der Bursche schlaflos auf seinem Bette. Sie stand wie ein Lichtbild vor seiner Seele. Dieses runde, weiße Gesichtlein mit dem rothen Mund! Dieses schwarze, üppige Haar! Diese heißen Augen, die auch so sanft und betrübt sein konnten! Diese ganze ebenmäßig gerundete Gestalt! Ein schönes Weib! Und ein braves!

So lange lag er schlaflos, bis er aufstand und hinausgieng in die kühle Sternennacht. Da kam er gerade recht, wie eine Gestalt mit einem Bündel über den Anger huschte und gegen den Wald hin. Der Bursche eilte dem Diebe nach, es war aber keiner, es war ein Weibsbild, ein junges, und hieß Sofferl. Sie versetzte dem Angreifer einen Schlag auf die Hand, doch er hielt sie fest, trotz ihres verzweifelten Losringens. Und er sagte ernsthaft: „Nein, Sofferl, so geht man nicht fort vom Stadingerhof."

Sie schaute ihm schweigend und zornig ins Gesicht. Endlich hauchte sie schweren Athems: „Also Du willst mich nicht lassen?"

„Nein, Sofferl, s o gehst Du nicht fort."

„Gut," sagte sie schrill und tonlos. „Du hast es zu verantworten. — Karl! — Karl!" In rasender Erregung warf sie ihre Arme um seinen Nacken, preßte sein Haupt an das ihre, seinen Mund an den ihren, und gewaltsam, wüthend vor Leidenschaft, küßte sie ihn, daß Beiden der Athem vergehen wollte . . . .

Nach dem Sturme stand der Bursche ganz verblüfft da. Aber seine Finger hielten ihren Arm umklammert. Er schämte sich, geküßt worden zu sein und schickte sich nun an, es wett zu machen; daß seine Leidenschaft der ihren mindestens gleichkam, das sollte sie erfahren — heute noch.

„Jetzt, Karl, gehen wir miteinand!" sagte sie, hieng sich rasch in seinen Arm und sie schritten aus dem Walde über den Anger dem Gehöfte zu. — Je näher sie zur Thür kamen, desto fester und enger hielt er das Dirndl im Arm. Plötzlich sagte sie: „Nur bis da her, Büberl! Wie es steht, das weißt jetzt. Am Sonntag Nachmittag fangen wir an, wenn's Dein Ernst ist. Jetzt geh' und schlaf' Dich aus!" Ein Ruck, und der Bursche stand allein vor der zugeschlagenen Thür.

— Und das ist die Knechtin! dachte er, das ist das demüthige, willige Dirndl, welches sich ohne Widerred' Alles gefallen läßt, immer geduldig und immer lammfromm! Herrgott, wie die sich jetzt auseinander thut! Das ist keine Knechtin! Die weiß ganz genau, wo ihr Recht und Eigenthum anhebt. Das ist eine Kernige! Eine Feurige! Bei Der ist Einer versorgt! Auf Die ist ein Verlaß! Für einen Batschen hab' ich sie nie gehalten, die Sofferl, aber s o hab' ich sie nicht gekannt!

Um diese Zeit machte der alte Stadinger seinem Sohn den Vorschlag, wieder einmal nach Solgenstein zu fahren und die Sensenschmiedischen zu besuchen. Da der Karl dafür keine Neigung zeigte, so sagte der Vater: „Du glaubst, weil jetzt das Fräulein nicht daheim ist, so hast nichts zu thun dort. Mußt aber auch auf den Schick nicht vergessen, gegen die Vatersleut'."

„Sollen herüberkommen, wenn sie mich sehen wollen," gab der Bursche kurz zurück. Da guckte ihn der Vater so von der Seite an und dachte: Sauber ist er, aber manchmal dumm wie ein Kalb! Na, der Dumme hat's Glück, das tröstet mich wieder. Gefreut mich nur, daß er bei der Krämerischen endlich ausgelassen hat.

Und nun vom Sonntag Nachmittag, an dem die Sofferl anfangen wollte. Das Wirtshaus war voller Leut, aber das Dirndl, welches sonst nun schon manchmal Aushilfe in der Kellnerei leistete, war heute nicht zu finden. Der Karl auch nicht. Es hatte auch Niemand Zeit, sie zu suchen, die Kammer war verschlossen.

„Mit Allem bin ich einverstanden," flüsterte die Sofferl dem trauten Gaste zu, „nur ein kleines Gebitt hab' ich, und das mußt Du mir vorher erfüllen."

„Könntest schon bitten, was Du wolltest!" sagte der Bursche. „Für Dich bin ich zu Allem aufgelegt!" Sein Antlitz glühte und um seine Mundwinkel zuckte die Freude, bei ihr zu sein.

„Schererei macht's Dir keine," sagte sie. „Schau, da habe ich eine Tinte, und da hab' ich eine Feder, und geschrieben ist's auch schon. Nur Deinen Namen drunter." Sie zog aus dem Busenlatz ein Papier.

„Was hast Du denn da?" fragte er.

„'s ist nur brauchshalber," sagte das Dirndl. „Gegen gute Bekannte muß man artig sein. Ein kleines Briefel an die Sensenhammerischen zu Solgenstein."

„An die Sensenhammerischen? Laß das jetzt, Sofferl, d i e Leut' sind mir zuwider."

„Kannst sie lesen, meine Schrift?"

Er konnte sie lesen. Auf dem Papier standen etliche ganz zierlich hingemalte Zeilen folgenden Inhaltes:

„An das ehrenwerte Haus Kloppenberger, Hammergewerke zu Solgenstein.

Unterschriebener erlaubt sich die freundliche Mittheilung zu machen, daß er sich am Sonntag den 11. October 1885 mit der Magd Sofie Hubsteinerin auf Ehr' und Treu verlobet hat."

„Jetzt da drunter, mein Bübel, schreibst Deinen Namen!" bat das Dirndl zärtlich.

Da schaute er einmal drein. Schaute drein und sagte nichts. Endlich schnalzte er mit der Zunge, tauchte die Feder tief in das Tintenglas und mit fester Hand schrieb er unter die Zeilen seinen Namen.

„Gut ist's!" jubelte sie, sich ihm an die Brust werfend, „Karl jetzt hast mich!"

„Eine verdammt Feine bist!" sagte er. „Aber mir ist's schon recht. Eine gescheite Frau zu haben, ist kein Schaden. Das Briefel will ich besorgen."

„Das thu' ich selber," sagte das Dirndl. „Es kommt an den rechten Ort, brauchst Dich nicht drum zu bekümmern."

Jetzt war ihm recht, jetzt war ihm leicht. Ach, das war für den jungen Stadinger ein glückseliger Nachmittag. Der alte Fleischhauer fluchte über die Abwesenheit des Jungen. „Gewiß!" so rief er dann angeheitert den Gästen zu, „gewiß steckt er drüben in Solgenstein bei den Sensenhammerischen. Ist ja in die ganze Familie vernarrt und bis über die Ohren. Und ich mach' gleich meine Einladung zur Hochzeit. Ja, ja, wenn wir das Stadingergut und die Hammerherrschaft zusammenthun, das gibt einen Esels-Fleck auf der Weltkugel. Ein Narrenglück hat er, mein Karl!"

Am Abende sah der Stadinger die Sofferl über den Hof eilen. Na, Die bekam es! Heute war er giftig. Wo sie gesteckt habe den langen geschlagenen Nachmittag? Ein Thunichtgut und ein Taugenichts und ein Faulthier, und allerlei Donnerwetter und Kreuzsapperments darunter! So stark gieng's los, daß das Dirndl sagte:

„Herr Vater! Eine solche Litanei laß ich mir nicht vorbeten. Wir müssen uns jetzt einmal ein gemüthlicheres Reden angewöhnen zu einander."

„Was sagst? Knechtin, was nimmst Dir heraus? Soll ich Dir Deinen Standpunkt wieder einmal klar machen? Ich habe einen schönen Brief über Dich, wenn Du ihn sehen willst!"

„Ich habe auch einen schönen Brief!" sagte das Dirndl, das Schreiben in der Luft schwingend. Dann lief sie mit demselben dem Posthause zu. —

Am nächsten Tage ließ der alte Stadinger seinen Sohn in die Stube rufen.

„Gestern hast mich wieder einmal sauber allein gelassen bei den Gästen," redete er ihn an, „na, sei nur still, ich weiß, wo Du gewesen bist. Macht auch nichts. Was Anderes wollt' ich sagen. Mit dieser Bettlerdirn! Zum Todärgern ist's, was die mir gestern für Gegenred gehabt hat. Ich glaub', die wird spießig, ich glaub', die muß man walgen. Schick' sie diese Wochen in den Holzschlag hinaus, die hart' Arbeit wird sie schon wieder weicher machen."

„Wen?"

„Die Sofferl mein' ich!" brummte der Alte.

„Ist mir recht, daß wir just von ihr reden," sagte der Bursche. „Kommt mir aber nicht leicht an, Vater, was ich zu sagen habe. Dem Menschen ist's halt angeboren, man kann nichts dagegen machen und die Lieb läßt sich nicht zwingen und nicht wehren."

„Was ist denn das für eine Umrederei?" fragte der Alte schärfer, als es sonst seine Art war.

„Ich denk', wir reden ein andermal davon," sagte der Bursche. „Auf einmal geht's nicht und jetzt muß ich aufs Rübenfeld. Das gute Wetter hält nicht an, es sinkt der Barometer."

Viel mehr wurde nicht gesprochen an diesem Montagmorgen. Als jedoch am Dienstag der Alte schärfer drauf drang, das Dirndl zur Züchtigung in den Holzschlag zu schicken, konnte Karl das, was einzugestehen war, nicht mehr länger verschieben. Auch konnte mit jeder Stunde aus Solgenstein die Rückwirkung der Verlobungsanzeige eintreffen.

„Ich glaube, Vater," begann er, „Ihr kennt die Sofferl noch nicht gut genug. Ihr behandelt sie immer nur als Knechtin, und das ist ganz natürlich. Aber so einfältig ist sie nicht mehr, daß sie an den dummen Schein noch glaubte. Ist auch Zeit, daß dieser Spaß aufhört. Sie bleibt freiwillig, ich stehe dafür. Die muß man kennen! Daß sie frisch, fleißig, sparsam, treu und gescheit ist, das wisset auch Ihr von ihr, sie ist keine schlechte Person. Ich kenne sie noch von einer anderen Seite ..."

Der Alte trat einen Schritt zurück, er stolperte dabei über einen Schemel, so daß der Sohn ihn stützen mußte.

„Oh, ich dank' Dir, ich steh' schon, ich fall' nicht!" stieß er heraus. „Also die Sofferl gefällt Dir so gut!"

„Ihr habt mir ja selber dazu gerathen."

„Und das —" Der Alte unterbrach sich. „Ja, Du hast recht," sagte er, „ein braver Bursch, der seiner Zuhälterin das Wort redet. Sie soll nicht in den Holzschlag, kann auf dem Rübenfeld bleiben."

„Das was Ihr genannt habt, ist sie mir nicht, war sie mir nie," sagte der Bursche.

Der Alte entgegnete mit leiser Stimme: „Brauchst es ja nicht zu leugnen. Ist ja eine natürliche Sach'."

„Vater," sagte jetzt Karl mit ruhigem Ernste, „über die Sofferl werden wir jetzt schon in einem anderen Ton reden müssen."

Nach einem Weilchen, als der alte Stadinger ein paarmal die Stube auf- und abgeschritten war, versetzte er: „Du thust ja gerade, als ob — als ob — Solltest zu weit sein gekommen mit ihr?"

„So weit als man kann," antwortete der Sohn. „Sie ist meine Braut."

Hierauf schwieg er und erwartete den Sturm.

Der Sturm kam nicht. Der Alte schritt wieder auf und ab. Einmal war's, als wollte er sprechen und es fehlte dazu der Athem. Endlich nahm er das Sacktuch und trocknete sich die Stirn. „Wenn's ein Anderer sagte," rief er plötzlich, „mit dem ernsthaften Gesicht ein Anderer sagte, wie es Du gesagt hast, man kunnt's schier glauben."

„Sie ist meine Braut und wird mein Weib," sprach Karl. „Vater, ich will Euch nicht kränken, aber das Dirndl hat viel Unrecht gelitten in diesem Hause. Eine Andere hätte darunter müssen schlecht werden. Die Sofferl ist anders als Ihr glaubt und Ihr werdet uns noch gern Eueren Segen geben."

Der Alte begann mählich zu lachen. „Wenn Einer," stieß er inzwischen hervor, „wenn Einer, den man mit Sorgfalt führt zu seinem Wohlergehen, gäh ausreißt und dumm weiter tappt und ins Unglück springt, so ist das zum Lachen! Zum Lachen ist's, ha ha! Das Weinen wär' er nicht wert. Du bist das Lachen und das Weinen und Deinen Vater nicht wert. Wenn ich Dich enterben könnte ..."

Der Sohn suchte ihn sanft und kindlich zu beruhigen. Er wies darauf

hin, daß kein Mensch über die Sofferl etwas Unrechtes sagen könne, daß der Stadingerhof für sich groß und reich genug wäre, daß er kein fremdes Stück dazu mehr brauche, daß er ordentliche und fleißige Leute reichlich ernähre und in Ansehen erhalte und daß die Hauptsache in der Ehe die Liebe und das Sichverstehen sei. Er sagte Alles, was man in solchem Falle eben zu sagen pflegt, und als er nichts mehr wußte, schwieg er.

Der alte Stadinger schüttelte den Kopf und immer wieder den Kopf. Er war völlig blaß geworden in seinem runden Gesichte. Endlich zuckte er die Achseln und sagte aus gehobener Brust: „Verhext hat sie ihn! — Aber Karl! Mein Karl!“ Er stellte sich mit gefalteten Händen hin vor den Sohn, „daß Du gerade die Beste hättest haben können, und daß Du gerade die Schlechteste nehmen willst, das schmerzt mich. — Ah nein, Du bist Schelm genug und hast mich brav gefoppt. Hauptspaßvogel Du! Die Betteldirn! Die Knechtin! Hi hi!“ Er versetzte dem Burschen einen Puff an die Seite, der schalkhaft hätte sein sollen.

Karl hielt es für das Klügste, für heute abzubrechen. Die Portion war groß genug gewesen.

Wieder einen Tag später ließ der alte Stadinger das Dirndl zu sich rufen, trug ihr einen Sitz an, den sie nicht nahm, und fragte sie fast demüthig, wie viel sie verlange, daß sie den Zauberbann löse, mit dem sein Sohn umgarnt worden sei. Kaum die Sofferl das gehört hatte, fiel sie weinend vor ihm auf die Knie, umschlang sein Bein und rief unter lautem Schluchzen, sie selbst sei umgarnt und wisse sich nicht zu helfen. Sie sehe ein, welch ein Unglück sie auf den Hof gebracht, aber sie habe ja fort wollen. Jetzt sei es so gekommen und sie könne nicht anders, sie müsse ihn haben, den Karl!

„Um Haus und Hof geht's Dir!“ rief der Stadinger.

„Um Haus und Hof?“ entgegnete sie verblüfft. „Kriegt der Karl Haus und Hof? Ich habe ja gemeint, er wird enterbt, wenn er die Knechtin nimmt. Haus und Hof, das behaltet selber, Herr Vater; ich weiß von Reichthum nichts und von Armuth nichts, ihn will ich haben, sonst will ich nichts, ist mir Alles zu schlecht. Der Karl ist mein Lieb, mein Reichthum, mein Unglück, mein Leben und Sterben.“

Dem Alten wurde heiß und kalt, als er diese Leidenschaft sah. Nach so Einer hatte er auch geplangt in seiner Jugend, aber keine gefunden. War auch ein Glück, der Mann muß seinen Kopf aufrecht halten für die Wirtschaft, und die Weiber? Liebhaben kann man die armen, heiraten thut man die reichen. Machen es alle gescheiten Leute so.

Diesmal war weiter nichts zu machen. Abwarten, bis er ausgebrannt hat, der dumme Junge. Nachher wird er von selber klug. — Wenn man sich nur darauf verlassen könnte! O verzweifelt, verzweifelt!

Es gibt Versicherungs-Gesellschaften gegen Feuer, gegen Wasser, gegen Hagel, gegen Seuchen, gegen Diebe, gegen alles Mögliche, dachte der Stadinger, nur gegen das größte Elementar-Unglück, gegen die Dummheit, gibt es keine. Diese verdammte Liebe, diese vermaledeite! Aber wer gescheit ist, dem macht sie nichts. Nur die Thoren! o diese Thoren! — Verlobt haben sie sich. Meinetwegen, wenn sie nur nicht heiraten. — Auf jeden Fall müssen die Sensenhammerischen warm gehalten werden.

Er fuhr auf seinem Wäglein nach Solgenstein, aber die Sensenhammerischen waren schon kalt. Als er sich anmeldete, ließen sie sich verleugnen, es wäre Niemand zu Hause. Der Stadinger kehrte beim Hirschenwirt ein und aus Aerger kam er zu tief ins Glas. Auf der Heimfahrt nächtigte es, das Rössel wurde ungeberdig

und warf Wagen und Fuhrmann in den Straßengraben. Wohl packte der Mann mit Mühe und Noth sich wieder zusammen, aber als er nach Hause kam, wimmerte er vor Schmerzen. Das rechte Bein war aus und ab. Der Curschmied wurde gerufen, um den Fuß einzurichten, aber darauf ward es noch schlimmer. Die ganze Nacht lang ächzte und schrie der freilich durch beständiges Wohlergehen wehleidig gewordene Mann; alle Hausleute liefen zusammen, selbst die Gäste aus der Schankstube, Jedes wußte einen Rath, aber keiner war etwas nutz. Auch die sieche Frau Stadingerin kam aus ihrem Zimmer, aber nur um ihm heftige Vorwürfe zu machen, daß er umgeschmissen habe; dann siffelte sie wieder in ihr Nest, welches sie fast nie mehr verließ. Sie kümmerte sich um nichts, nur wenn sie Grund zum Keifen witterte, kroch sie hervor. Endlich blieb die Frau ganz liegen, vergraben in ihrer Gicht und Giftigkeit. Als die Sofferl sah, der Stadinger hätte keine Hilfe und keine Labe, streifte sie ihre blauen Aermlinge auf: Das wolle sie doch sehen, ob dieser ungute Fuß denn nicht ordentlich zu verbinden sein sollte! — Sie richtete Späne und Binden zusammen und gieng frisch an die Arbeit.

Als das Bein schon fast gerichtet und gefatscht war, hörte das Wimmern des Kranken auf und er fragte im Halbtaumel: „Ist es der Doctor?"

Die Sofferl wäre es.

„Vertrakte Dirn! Kann die auch Beine einrichten? Jetzt soll sie aber schauen, daß sie weiter kommt!"

Am nächsten Tage that's ihm wohl, aber als er aufstehen wollte und einen Fehltritt that, war der Teufel wieder los. Es kam eine elende Nacht, man löste das kranke Bein und verband es wieder, die Schmerzen steigerten sich so sehr, daß er gegen Morgen nach der Sofferl verlangte. Das Dirndl legte neuerdings den Verband an, da seufzte der Stadinger auf: „Ach, das thut gut!" Jetzt durfte sie nicht mehr von seinem Lager, sie pflegte und begutete ihn Tage und Nächte lang. War er ruhig, so war sie heiter und plauderte über angenehme Dinge; war er mürrisch, so schwieg sie und war geduldig.

„Ich hätt's nicht geglaubt," sagte er, „ich hätt's nicht geglaubt."

Sie machte ihm das Kissen recht, legte ihm das Bein recht, stellte ihm den Teller recht, wenn er aß. Anfangs zankte er und ärgerte sich darüber, daß es bei Der eigentlich nichts zu zanken gab. Allmählich — denn sein Fußleiden dauerte Wochen lang, es war noch eine Sehne verrenkt und entzündet — wurde er freundlich mit ihr, ließ sich von der Wirtschaft erzählen, hielt es nicht unter seiner Würde, mit ihr über Haus und Geschäft zu sprechen. Er hatte es gern, wenn ihre Hände geschickt und zart das Bein betreuten, wenn sie ihm das graue Haar von der Stirn strichen, und einmal faßte er ihre Hand mit der seinen, hielt sie eine Weile und um dabei etwas zu sagen, sagte er: „Du bist so schön warm, Sofferl!"

Endlich konnte der alte Stadinger wieder aufrecht stehen. Und eines Morgens, nachdem die Sofferl ihm den Kaffee gebracht und gezuckert hatte, schickte er sie hinaus: Der Karl soll herein kommen.

Der Bursche, frisch und munter wie immer, trat herein und wollte mit seinem gewohnten Wirtschaftsbericht anheben.

„Das ist ja recht, ist ja recht!" unterbrach ihn der Alte. „Etwas Anderes wollte ich sagen. — Wenn Du sie haben willst, so nimm sie bald. Sonst nehm' ich sie."

Da lachte die Sofferl draußen, denn sie hatte es gehört.

„Das dumme Papier unter meinen Schriften," fuhr der Stadinger fort. „Sei so gut, Karl, lange mir das Packel aus dem Kasten. So wohl. —

Da ist der Wisch der Sofferl wegen. Ist eine Dummheit. Zerreiß ihn."

Stand das Dirndl an der Thür: „Von einer Schrift ist da die Rede. Die möchte ich mir ausbitten."

„Was geht's Dich an!" fuhr der Alte empor. „Bist mir eh zum Unheil ins Haus gekommen, Du! Geschämt hab' ich mich schon vor mir selber, Deinetwegen. Kummer und Aerger hast mir gemacht. Deine verdammte Bravheit! Jetzt bist eingenestelt. Gefangen hast uns! Höllisch aufgebracht bin ich. Da, da hast ihn, Deinen Loter! Wenn er Dich nimmt! Ich wett', er nimmt Dich gar nicht."

„Nein, er nimmt sie nicht!" rief der Bursche, „er hat sie schon genommen." Und halste sie und küßte sie so heftig und schmatzend, daß dem Alten die Zähne wässerten.

Wie dem Dirndl zu Muth war, wir können es uns denken. Sie hatte geschworen, sich zu rächen für die Schmach, mit Geld gekauft worden zu sein. Sie wollte in einem anderen Sinne sein unveräußerliches Eigenthum werden, sie hatte es erreicht. Ihre Rache bestand in Liebe und sie ist gut dabei gefahren.

Noch an demselben Tage wurde die Hochzeit bestimmt und der Ehevertrag aufgesetzt vom Notar. Als derselbe unterfertigt war von allen Seiten, lief die Sofferl hinaus ins Freie, lief den Hügel hinan, von wo aus die weiten Besitzungen des Hofes zu übersehen sind. Dort reckte sie sich empor, daß sie groß wie eine Hünin wurde, dehnte ihre Arme in die Luft und rief: „Knechtin? — Herrin! — Juchhe!"

Das ewig Weibliche.

Von E. v. Perlepsch.

(Schluß.)

Einige Tage hienach war der Professor in sehr barscher Laune. Seine Wirtin getraute sich deshalb nicht mit der großen Frage herauszurücken, ob sie ihm für den Sonntag entbehrlich sein würde. Und diese Taufe war für sie in ihrer zurückgezogenen Witwenschaft doch ein großes Fest. Als es Freitag Abend war und das Barometer noch keine wesentliche Steigung zeigte, mußte sie nun ohne das ihre Sache vorbringen. Und siehe da, kaum gesagt, ward ihr der Urlaub gewährt. Es steckte in dem alten Hagestolz doch ganz verborgen eine ritterliche Ader, welche diese freiwillige Abhängigkeitserklärung belohnen wollte.

So stand Frau Katharine denn am Sonntag in aller Gottesfrühe schon fix und fertig vor ihm, um bis zum Abend, wo sie wieder da sein wollte, Lebewohl zu sagen. Sie trug ihr bestes Kleid und ein Goldkettchen um den Hals, woran in einer Kapsel das Bildnis ihres unglückseligen Ehemannes hieng, — Ueberreste aus vergangenen, hoffnungsvolleren Zeiten, die sie, gegen ihre sonst bescheidene, ja fast dürftige Kleidung, heute glänzend erscheinen ließen.

„Sie sehen ja aus — als ob es zur Hochzeit gienge," brummte Herr Lebrecht, nicht unempfindlich für die Heiterkeit, die in ihrer Erscheinung lag.

„Lieber Gott," erwiderte sie, „man darf seinen wohlhabenden Verwandten keine Schande machen, sonst fürchten sie gleich, daß man ihnen zur Last fallen könnte. Ich zeig's nicht gern, wie — wie es eben ist."

„Und was soll's mit dem Kinde da?" fragte er, auf Mariechen deutend, die auch schon im Sonntagswichs steckte.

„Das werde ich zu Nachbarsleuten bringen bis zum Abend. Sag' schön Adje, Mariechen!"

Die Kleine schaute mit einem unklaren Begriff von der bevorstehenden Trennung an den zwei Menschen empor und machte ein ängstliches Gesicht.

„Lassen Sie das Kind nur da," entschied er; „wir wollen schon miteinander fertig werden." —

Gleich ließ das kleine Figürchen die Mutter los, an deren Rockfalte es sich gehalten hatte und umarmte die Knie ihres alten Gönners.

Da saßen die Beiden, nachdem Frau Katharina fort war, nun einträchtig in der sonnigen Stube; das Kind mit etlichem Proviant noch versorgt, vor einem ganzen Haufen von Büchern, in denen es vergnüglich blätterte, der Greis in eine hochgelehrte Abhandlung vertieft, welche er heute vollenden wollte. Die Kleine verhielt sich so still, daß man die Fliegen am Fensterglas auf- und absummen hörte und die Vögel, welche drüben in dem großen Garten jenseits der Hofmauer sangen. — Mittag war längst vorbei, als der Gelehrte sich endlich aufrichtete. Die Abhandlung war fertig geworden; jetzt spürte er auf einmal eine große Leere des Magens. Wie viel Uhr war es denn? Halb drei! Er schmunzelte. Solch' ungestörte Ruhe hat auch etwas für sich. Wäre die Hausfrau daheim, so hätte sie ihn längst wegen des leidigen Essens aufgescheucht. Jetzt fiel ihm erst ein — die Kleine, wo steckte sie? Er sah sich nach ihr um.

Das Kind war in der großen Stille eingeschlafen. Inmitten seiner Bücher lag es, das eine noch vor sich aufgeschlagen und sein rundes Händchen darauf gelegt, mit rosigen Wänglein und den tiefen Athemzügen gesunden Schlummers.

Als er seine großen Filzschuhe mit Stiefeln, und den Schlafrock mit einem Sonntagsanzug vertauscht hatte, der durch Frau Katharinens Fürsorge schon am gewohnten Platze bereit lag, bückte er sich, nicht ohne Anstrengung, zu dem Kinde nieder, um es zu wecken. Ein eigenes Ding, so ein holdes kleines Geschöpf im Schlaf zu belauschen und über seine Locken zu streichen, daß es aufwache! Er benahm sich beinahe scheu dabei, denn es überkam ihn bei dem Anblick plötzlich wie Bewunderung der Natur, die so ein liebliches Wesen schaffen kann.

Die Kleine war das Ebenbild der Mutter — alle die guten Eigenschaften, und auch die äußerlichen Züge derselben zeigten sich schon wie sprossende Samenkörnlein an ihr. — „Es liegt ein Verjüngungssegen in der Nähe solch blühender Generationen, das ist nicht zu leugnen", dachte er, und da ihm dies eben so recht vor Augen stand, zog eine angenehme Wärme durch sein Empfinden, ein ganz eigenes Lebensbehagen und eine unbestimmt schwellende Zuversicht.

Das Kind genoß durch diese Stimmung einen vollen Freudentag; zuerst ein herrliches Mahl und dann gar einen Spaziergang ins Freie, nach einem Sommervergnügungsort, wo eine Menge Leute unter Bäumen saßen. Mariechen sah etwas zerknittert aus und der Hut saß ihr wunderlich, als sie mit ihrem Freunde zwischen den besetzten Tischen durchgieng. Das genierte die Beiden aber nicht, so wenig wie die verwunderten Mienen mancher Leute, die nach Art der Provinzstädter den Professor, eine allbekannte Per-

sönlichkeit, und seine kleine Begleiterin anstarrten.

„Oho, Herr Collega — Familienvater geworden?“ rief es von einem Tische her, als er, das Kind an der Hand, einen Platz zur Niederlassung suchte. Einige ihm befreundete Herren, Gelehrte aus seiner antiquarischen Gesellschaft, saßen da beim Wein zusammen und machten sofort Platz für die Herzutretenden, wobei Mariechen als die interessante Dame Baleidi erkannt und mit allen Ehren empfangen wurde.

Bald lockte die Kleine aber mehr als alle Huldigungen, eine Kinderschaar, die sich in der sonnigen Wiese tummelte, und sie benutzte ihre heutige goldene Freiheit, um zu entschlüpfen. Erst als es Abend ward und die meisten Eltern mit ihren Kindern fortgiengen, schmiegte sie sich wieder an ihren Beschützer und wußte bei der lebhaften Unterhaltung, welche jetzt in dem Männerkreise herrschte, nichts Besseres zu thun, als zum zweitenmale an diesem denkwürdigen Tag einzuschlafen. Beim Aufbruch stand man dann freilich vor der Frage, wie die kleine Dame heimzubringen sei; man berieth und schüttelte die Köpfe. Da nahm Herr Lebrecht kurz und gut das Kind auf die Arme und trug es wie ein in solchen Leistungen wohlerfahrener Mann nach Hause. Das blonde Köpfchen lag an seinem Halse; den Hut Mariechens, der unterwegs einmal verloren und wieder gefunden wurde, hielt er sammt einem langstieligen, verwelkten Strauß energisch in der Hand — ein Bild, das zu den heitersten Spässen über diese Vaterschaft von einem Tage Anlaß gab.

Um zehn Uhr Abends kehrte Frau Katharine von ihrer Tauffahrt zurück, noch gerade so aufgeräumt in ihrem bescheidenen Putz, wie sie des Morgens fortgegangen, nur nicht so fröhlichen Angesichts. Leise gieng sie in ihre Stube, um den alten Herrn nicht mehr zu stören in der Voraussicht, daß ihr kluges Töchterlein selbst die gewohnte Schlafstätte aufgesucht haben würde. Sie traf die Stube aber zu ihrem Staunen leer und mußte nun doch noch drüben anklopfen. Da fand sie ihn bei Buch und Lampe, wie einen guten Wächter in der Nähe des Kindes sitzend, das auf dem Sopha gebettet war.

Am anderen Morgen erschien sie mit einem Stück Taufkuchen und wollte eine große Dankpredigt beginnen. Er schnitt ihr aber das Wort ab und sagte, sie solle die Näscherei für sich behalten. Ihr zerstreutes Wesen fiel ihm auf; der alte Verdacht wurde wieder wach. Endlich konnte er sich der Frage nicht enthalten: „Nun — ist die liebe Verwandtschaft wohlauf und war es unterhaltend gestern?“

„Die liebe Verwandtschaft,“ lächelte Frau Katharine, — „ja, der geht es gut, und fröhlich wäre es soweit auch gewesen —“

Er horchte — warum brach sie ab? — Ein Laut, wie die Handhabung eines Taschentuchs, ließ sich vernehmen. Dies veranlaßte ihn, nach ihr hinzusehen. Sie wandte sich, weil ihre Augen voll Wasser standen.

„So eine Witfrau sein, ist eben eine traurige Sach’,“ sagte sie, wie als Vorrede zu einem Geständniß.

Sein Stuhl that einen Ruck. „Wieso?“ fragte er trocken.

„Jeder schulmeistert an ihr herum. Da ist dies zu viel und jenes nicht recht; eine heitere Miene kommt schon den Leuten wie Luxus bei ihr vor; — wer mehr Glück hat, meint auch mehr Vorrechte auf der Welt zu haben!“ —

„Ich weiß nicht, wo Sie hinauswollen,“ warf er ein.

Jetzt rollten Thränen über ihre Wangen. „Sie wunderten sich gestern, die Verwandten, daß ich das bißchen Schmuck noch habe, weil nach dem Tod des Mannes beinah’ Alles verpfändet worden, — als ob der Mensch nicht gern ein kleines Andenken an frühere Zeiten behielte, auch wenn sie

nicht die besten waren! — Sie haben damals einiges Geld vorgestreckt, daß ich weiter leben konnte, — mit dem Zurückgeben geht es nicht so schnell, — da haben sie denn beschlossen, daß ich hier Alles verkaufen, mein Mariechen wieder fortbringen und eine Dienststelle antreten soll, die sie für mich schon in Bereitschaft halten. Sie sagten mir das mit Gesichtern, als ob sie mir die größte Wohlthat erwiesen —"

Der Professor ließ mehrmals nacheinander sein „Hm — hm" hören, was immer ein Sturmzeichen war. „Wer kann denn so etwas für einen Anderen beschließen? – Dummheiten!"

„Der Vormund ist auch dabei, daß ich es thun soll," fügte sie höchst niedergeschlagen hinzu; „was ich denn machen wollte in kranken oder alten Tagen, meinten sie, — als ob ich jetzt schon an den Spittel denken müßte!" — Dieses letztere schien ihr das Aergste zu sein.

Der Professor marschierte in großen Schritten umher. Einerseits war ihm ein Stein vom Herzen, daß sein Verdacht, der nachgerade zur fixen Idee zu werden drohte, sich nicht bestätigte; anderseits aber war seine Theilnahme in einer ihm selbst räthselhaften Tiefe aufgewühlt, durch das Schauspiel eines so tapferen und doch fruchtlosen Kampfes gegen die liebe Noth des Daseins. Sie schwebte ihm vor Augen, diese Frau Katharine, wie sie in der Frühe des gestrigen Tages schmuck und fröhlich fortgegangen, als die Aermste ihrer Sippe und dennoch neidlos, mit dem schönen Stolz, ihre Armuth nicht wie einen Vorwurf unter die Glücklicheren zu tragen. Sie schwebte ihm überhaupt vor Augen in ihrer ganzen Bravheit und Tüchtigkeit — — was sollte nun mit diesen zwei Wesen, Mutter und Kind, geschehen? Was mit ihm, wenn es so kam, wie sie eben gesagt hatte?

Mehr und mehr stieg ihm das Blut zu Kopfe; die seltsamsten Pläne tauchten auf und wieder unter, — bei keinem dachte er an sich allein; es waren immer Drei, die darin eine Rolle spielten.

Sein heißer Kopf trieb ihn ins Freie. Die Hände auf den Rücken gelegt, den Rock offen, mit fliegenden Schößen, gieng er gesenkten Hauptes durch die Straßen, dann draußen auf Feldwegen, zwischen hohem Gras und Korn und sann und überlegte.

Am Nachmittag klopfte er an die Thür seines ältesten Freundes, eines Mannes in wohlbestellten Verhältnissen, der trotz seiner stets kränklichen und übellaunigen Ehefrau die Freude am Dasein noch keineswegs verloren hatte. Von diesem Lebenskünstler erhoffte er Rath in der Lösung seiner Zukunftsfrage.

„Heirate sie, dann seid ihr Alle aufgehoben," antwortete der Schalk leichthin.

Der Gelehrte prallte förmlich zurück über diese — dieses — diesen — — was war es gleich? — — über diesen Hohn! Sah er aus, wie Einer, der so mir nichts dir nichts um junge Weiber freien geht?! Sollte er in seinen alten Tagen noch zum Hausnarren vor aller Welt werden?! Er war außer sich, daß — der Freund aussprach, was heute Morgen wie ein Irrlicht durch das Chaos seiner eigenen Gedanken gefackelt hatte.

„Das Einfachste, ich versichere Dich!" — Bei diesen vollkommen ruhig gesprochenen Worten flog ein Lächeln wie Schadenfreude über das Gesicht des heiteren Ehedulders. „Schau," sagte er, behaglich in seinem Lehnstuhl sich reckend, „wir mögen's machen, wie wir wollen, entrathen können wir des Weibes nicht. Einmal kommt die Stunde, wo das Schicksal uns auf die Schulter tippt; da heißt es aufmerken, sonst züchtigt dieselbe Hand, die einst wie ein Freund gemahnt hat. Ich weiß nicht, was besser, was schlimmer ist, wenn dieses Tippen zu früh oder zu spät kommt." —

Zu spät! Das fatale Wort — es

summte und brummte dem aufgeregten Manne in den Ohren fort, obgleich er es mit Entrüstung von sich gewiesen. Was gieng es ihn an, dieses zu spät! — „Die alte Geschichte," sagte er bitter; „Berather in der Noth gehen zehn auf ein Loth!" — Und in der menschenfeindlichsten Verfassung schlug er den Weg nach Hause wieder ein.

Er wollte die Frage bis zum anderen Morgen vertagen, wollte arbeiten. Der freie Mensch in ihm empörte sich gegen diesen Ueberfall toller Gedanken. Aber es gab kein Mittel, sie zu bannen; sie setzten ihr greuliches Spiel in seinen vier Wänden fort und dabei gaukelte unausgesetzt das Bild dieser Frau vor seiner Seele, die doch weder ihm, noch er ihr Anlaß zu so verrückten Combinationen gegeben. Er haßte sie in diesem Moment geradezu, als die Urheberin der ganzen heillosen Verwirrung, — um im nächsten all' ihre guten Eigenschaften und sie selber, das Alles in Allem, was Frau Katharine hieß, wie in bengalischer Beleuchtung vor sich zu sehen. Sie könnte seine Tochter sein — und er, der alte Knabe sollte — — Warum verweilte er denn bei dieser Vorstellung? Wo war der Verstand, daß er nicht wie ein einziger Windstoß die ganze Tollheit über den Haufen blies? — „Lebrecht!" knirschte er, „sollte ein Leben lang der Thor in Dir sich verborgen haben, um jetzt noch hervorzubrechen?"

Eine Stimme, wie die Frau Katharinens, flüsterte schmeichelnd: „Wäre es wirklich eine Thorheit?"

Wie ein mit Dämonen Ringender blickte er rollenden Auges um sich und schritt in plötzlicher Eingebung auf den Spiegel zu. — „Sieht so ein Narr oder ein vernünftiger Mann aus?" rief er sein Spiegelbild an.

Er mußte es lange nicht gesehen haben, denn er starrte es an wie etwas Fremdes. Auf einmal gieng ein Schein von Befriedigung über seine Züge. „Du bist der rechte Freund," nickte er und machte eine Geberde, als ob er Jemandem auf die Schulter klopfen wollte; — „nein, Lebrecht — Du wirst diesen Eselsstreich nicht begehen!" — —

Nach einer schlaflosen Nacht war er in aller Frühe schon wieder auf den Füßen und hatte zu Frau Katharinens Staunen vor dem Frühstück, was nie der Fall gewesen, die Stiefel an, ehrliche große Rohrstiefel, die vorn immer ein bißchen aufgebogen waren. Die Wirtin deutete die Stiefel in ihrer Weise. — „Ob er schon eine andere Wohnung sucht?" dachte sie mit Bangen. Er schien bitterböse auf sie, denn er schenkte ihr weder Wort noch Blick. Sie wollte das gestrige Gespräch wieder anknüpfen, wollte ihm sagen, daß wenn er ihr Zimmerherr bleiben wollte, vielleicht auf Jahre, auf Lebenszeit — sie den Muth haben würde, den Beschluß der Anverwandten umzustoßen, die ja nur um ihren Leihpfennig ängstlich waren. Von ihm hieng ja eigentlich ihr Schicksal ab; sie hatte es nicht über sich gebracht, ihm das zu sagen, weil es eine gar heikle Sache ist, — heute mußte es aber doch geschehen.

Gerade, wie sie davon anfangen will — nimmt er wieder den Hut und geht von dannen —!

Und abermals schlug er den Weg ins Freie ein. Das eine Problem war also gelöst und sollte das ewige Geheimnis seiner Seele bleiben, er schämte sich dessen im hellen ernüchternden Sonnenlicht, obgleich er Sieger geblieben. Was aber sollte im Weiteren werden? Seine Gemüthsverfassung war eine verzweifelt entschlossene: bis zum Abend mußte er zu einem Entscheid gekommen sein.

Es war gerade die Zeit der Heuernte und dazu das goldenste Sommerwetter. Die Sensen rauschten durchs thauige Gras und ein erfrischender Wohlgeruch entströmte den Schwaden. In der Luft, über der Landschaft lag es wie lautere Lebensfreude.

Der Gelehrte, der für solchen

Zauber nicht unempfindlich war, als Stubenmensch ihn aber nur selten genoß, blieb in seinem Laufe stehen und reckte sich auf, als ob er desselben plötzlich erst inne würde. Er sah den Leuten zu, die mit ihren schweißglänzenden Gesichtern und schwieligen Händen fröhlich bei der Arbeit waren. Alt und Jung half zusammen, je nach den Kräften. Hier schwang neben einem halbwüchsigen Burschen ein Greis mit sehnigem Arm die Sense; hinter ihm zettelte eine alte Frau mit zerschlissenem Strohhut das geschlagene Gras. Jenseits der Straße hantierte jüngeres Volk, Männer, Frauen, Mädchen, und ein paar Kinder tummelten sich mit einem Hunde dazwischen umher.

— Glückliche Geschöpfe! sagte er sich; stetig, wie sie bei ihrer Arbeit sind, wachsen sie ins Leben hinein, in instinctivem Gehorsam gegen die Gesetze der Natur. — Was der alte Kerl noch eine Kraft hat! murmelte es fast eifersüchtig in ihm, während er dem Greise zusah.

„Wie alt seid Ihr?“ rief er hinüber.

Der Bauer richtete sich auf, nahm gelassen die kurze Pfeife, die nicht mehr brannte, aus dem Mund und wischte mit der umgekehrten Hand darüber. — „Siebenundsechzig. — Und Sie?“ —

„Hm — wie viel meint Ihr?“

„Ein siebzig und etliche, he?“

„Ungefähr zehn weniger.“

„So? Das sieht man dem Herrn nicht an; ich hätte ihn schon für einen rechtschaffenen Großvater gehalten.“

„Bin ich überhaupt nicht,“ war die kurze Antwort.

Der Alte stützte seine Sense auf und wischte mit einem Grasbüschel darüber, während er den Mann auf der Straße betrachtete. „Keine Enkel? Aber doch Kinder?“

„Nichts — Niemanden.“

„Und ist Ihnen nicht zu langweilig geworden?“

Der Professor hielt mit seltener Geduld dem Verhöre Stand. Es sah fast aus, als thäte es ihm wohl, aus seiner Noth eine kleine Ablenkung gefunden zu haben. — „Man hat noch andere Dinge auf der Welt,“ brummte er.

„Freilich schon,“ nickte der Alte; — „aber wenn man auf die Jahre kommt, was ist's nachher? So ein öder Mensch läuft im Ringel herum und weiß zuletzt nicht, für was er sich geplagt hat. — Den Buben da,“ er wies mit dem Daumen nach rückwärts, — „'s ist ein Schwesterkind, den hab' ich mir hergenommen, weil mir die eigenen gestorben sind. Einen hat das Wetter auf dem Feld erschlagen — es werden jetzt bald ein achtzehn Jahr — und der andere ist im Spital elend zu Grund gegangen, ein großer, starker Mensch. Da hab' ich mir eine Zeit drauf den Burschen da geholt; sind auch schon wieder neun Jahre, — er macht sich — so weiß man, für was man sich rührt.“ —

Der Professor hörte dem Manne ernsthaft zu. Was hatten ihn früher solche Geschichten gekümmert. Jetzt auf einmal war das Interesse für menschliche Zustände in ihm erwacht. Nachdenklich stand er am Wegrand und schaute dem Greise zu, der die Sense wetzte und wieder zur Hand nahm, um mit kräftigem Schwung, wie der Jüngling drüben, weiter zu mähen. — „Die geizen und plagen sich für fremde Generationen, nicht einmal für ihr eigen Fleisch und Blut,“ sagte er sich, „und das geht so fort, ohne Aufhebens über ihr Thun, noch ihre Schicksale, so lange sie ihre Hände rühren können; eine ungezählte Summe von Pflichterfüllung gegen die Nachkommenden!“ — Und mit einer Klarheit, die nichts zu wünschen übrig ließ, spürte er den Abstand zwischen dem greisen Mähder in der Wiese und sich selbst, den ehrlich genommen doch nur die Sorge um das liebe Ich wieder aus seinem Gleichgewicht gebracht.

In einer Anwandlung von Scham gieng er unvermittelt, ohne Gruß von dannen. Wie aber die Erkenntnis immer ein Heil in sich birgt, so geschah es, daß mitten im weiteren Verlaufe dieses Sorgenganges dem Professor eine Idee kam. Es taucht oft plötzlich etwas wie salomonische Weisheit im Menschen auf, kurz und bündig, von dem er kaum begreifen kann, daß es ihm nicht schon längst eingefallen.

Er stand still, zog ein Bündel von Falten auf der Stirn zusammen und starrte geraume Weile den Erdboden an. Dann schlug er spornstreichs den Weg nach der Stadt ein. —

Frau Katharine stand in ihrer blanken kleinen Küche, Mariechen bei sich, die im Sonnenschein am Fenster auf einem hohen Stuhle saß und ihre Beinchen frei in der Luft baumeln ließ, während sie sich mit dem Erlernen der ersten Strickmaschen plagte. Sie sahen Beide erschrocken um, als die Küchenthür aufgestoßen wurde und der Professor erhitzt herein schaute. —

„Frau Katharine, ich habe mit Ihnen zu reden," war sein kurzer Gruß, worauf er gleich in seinen Gemächern verschwand.

„Jetzt wird's wohl aus sein," klagte die Frau, indem sie die Küchenschürze abband.

Er zeigte sein finsterstes Gesicht, als sie eintrat. — „Hm," begann er, auf- und abgehend, „setzen Sie sich — Sie können sitzen bei dem, was ich mit Ihnen zu sprechen habe."

„Oh — ich bitte —" sagte sie kaum halblaut und erwartete, auf die äußerste Ecke eines Stuhles sich niederlassend, seine Anrede. Er schritt noch mehrmals hin und her, bis er endlich vor ihr stehen blieb und sie scharf ins Auge faßte.

„Haben Sie — hm — haben Sie noch Heiratsgedanken?" fuhr er sie in einem Tone an, als stünde er vor einer Compagnie Soldaten. Er fühlte sich in dieser Barschheit sicherer.

„Ich? O Herr Professor! Eine arme Witfrau mit Kindern —"

„Keine Gefühle!" unterbrach er sie. „Haben Sie welche für die Gegenwart oder Zukunft — ja oder nein?" — (Niemand hätte jetzt geahnt, welchen Kampf *er* gestern in der gleichen Frage ausgefochten. Oh Menschenkomödie!)

„Aber wie kommen Sie nur auf so einen Gedanken?" fragte sie ganz verwundert.

„Zum Wetter..." wollte er losfahren, nahm sich aber zusammen. — „Es — hm — merken Sie wohl auf — es handelt sich um eine — eine Lebensfrage für Sie und für mich, wo keine ausflüchtenden Redensarten am Platze sind —"

„Jesus Maria!" durchfährt es Frau Katharine, — „der Herr Professor will mir am Ende gar einen Heiratsantrag — —" Und mit diesem Gedanken kehrt ihr gleich einigermaßen der Muth zurück. — „Ich mache keine Ausflüchte," sagte sie in jenem Zwitterausdruck von Befangenheit und Erwartung, der bei solchen Gelegenheiten jedem Weibe eigen ist.

„Gut, so will ich Ihnen einen Vorschlag machen. — Sie sollen sich *nicht* von Ihrem Kinde trennen, *nicht* Ihre Selbständigkeit aufgeben, sofern —"

„Wie gütig Sie sind!" rief sie, halb in dem Gefühl, etwas aufzuhalten, was ihr bei aller Noth doch gar zu — spaßhaft vorkam.

Es wetterleuchtete schon wieder in seinem Gesicht. — „Ob so ein Frauenzimmer Einen ruhig könnte ausreden lassen!" zischte es zwischen seinen Zahnlücken hervor.

Frau Katharine wandelte trotz des Ernstes der Situation ein Lächeln an. „Ich will schon still sein." —

— „Das Kind," fuhr er, gänzlich aus dem Zuge gerathen, endlich fort, — „ich vermuthe, daß — daß Sie des Kindes wegen das Opfer brachten?" —

Die Witwe blickte fragend zu ihm empor, als wüßte sie nicht, wie sie das Letztere zu verstehen habe, — — plötzlich schlug sie ganz seltsam mädchenhaft die Augen nieder, wurde roth und erwiderte zögernd: — „Freilich — was thäte man nicht für seine Kinder, — aber — eine einfache Frau, wie ich bin — und eine solche Ehre —"

„Von was für einer Ehre sprechen Sie?" fragte er mit weit aufgerissenen Augen, während ihm auf einmal war, als schaukelte der Fußboden unter ihm.

Beide sahen sich an, verständnislos, verlegen — und eine Stille entstand, in welcher, wie man sagt, ein Engel durchs Zimmer fliegt.

— — „Warum sind denn die Fenster geschlossen? Es ist unerträglich heiß hier — öffnen Sie doch ein Fenster," sagte er, über die Stirn fahrend. Er mußte sich setzen.

— „Ist Ihnen unwohl?" rief Frau Katharine bestürzt, als sie vom Fenster zurückkam.

„Die Hitze muß es sein," antwortete er in ganz verändertem Ton.

Er fühlte ein angstvoll blickendes Augenpaar auf sich gerichtet — dann, wie im Fluge bereitet, einen kalten Umschlag auf der Stirn und zwei Samariterhände, die sorgsam sein graues Haupt berührten. — „Danke — danke," sagte er schwach, — „gehen Sie, — gehen Sie nur — ich werde Sie rufen, wenn — —"

Sein altes sprödes Jünglingsherz war solchen Verwickelungen nicht gewachsen; es hatte in jenem Moment der Stille zum Erbarmen hilflos dagestanden.

— „Es ist schon gut," sagte er beim dritten Umschlag zu Frau Katharine; „ich danke Ihnen!" —

„Sie arbeiten zu viel, Herr Professor," schalt sie zutraulich; „wenn man einmal so alt ist, muß man sich schonen."

Er lächelte eigen zu diesem „so alt". — „Sie haben recht," nickte er, „ganz recht! — Damit wir aber unsere Unterredung von zuvor beendigen, in kurzen Worten: Ich möchte Ihr Mieter bleiben, bis — nun, so lange es eben mit mir dauert. Zu diesem Zweck habe ich als Erkenntlichkeit für alle vergangene und fernere Pflege beschlossen, daß Ihr Mariechen dereinst eine kleine Summe von mir erbe, die ich für meine alten Tage, respective Demjenigen zurückgelegt habe, der sie mir erträglich machen wird. Dagegen werden Ihre Anverwandten ja wohl nichts einzuwenden haben?" —

Frau Katharine blickte ihn groß und sprachlos an — dann auf einmal schossen ihr Thränen in die Augen. — „Meinem Mariechen wollen Sie so ein Glück zuwenden? Gott im Himmel!" rief sie vollständig verwirrt vor Freude, — „aber Sie werden doch nicht ans Sterben denken?"

„Warum nicht?" antwortete er wie ein ganzer Philosoph.

Frau Katharine konnte sich nicht enthalten, Mariechen herein zu rufen. — „Du darfst bei mir bleiben," sagte sie jubelnd zu dem Kinde, „wir Alle bleiben beisammen!"

Dieses „wir Alle" rieselte dem alten Hagestolz merkwürdig warm durch Leib und Seele. Er schüttelte die kleine Baleidi nicht ab, als sie an ihm hinaufsprang und ihn umhalste, denn in dieser Umarmung lag für ihn der erste wirkliche Strahl von Menschenglück und die Ahnung einer, dem gelehrten Manne geheimnisvollen Tiefe des Lebens.

Am anderen Morgen kam ein Notar, um das lakonisch gehaltene Testament zu beglaubigen. Frau Katharine mußte Einsicht von demselben nehmen, mit der Bedingung, dem Kinde nie davon zu sprechen. Sie war wie benommen von dem großen Glück. Dieses schnelle Ordnen und die urplötzliche Sanftmuth gestern kamen ihr aber unheimlich vor, — solche Veränderungen zeigen sich bei Menschen, die nicht mehr lange leben. Und dann — — schämte sie sich seinem Edel-

muth gegenüber „in den Erdboden hinein“, ihm auch nur mit einem Gedanken „die Dummheit“ zugetraut zu haben, daß er in seinen Jahren noch um sie freien könnte, — so eine Thorheit von einem so gescheiten Herrn!

Er lebte aber noch manches Jahr, der wackere Professor. Je schneeweißer das Haargestrüpp auf seinem Haupte wurde, desto rosiger blühte die kleine Baleidi heran. Ihre Schulgelehrtheit wurde ihm nach und nach fast wichtiger als seine eigene. Sie schlüpfte in sein Arbeitszimmer, wann sie mochte, und wußte, daß wenn sie ihm auch ungelegen kam, er selten schalt, sondern mehr pro forma ein wenig brummte; denn sie, das halbwüchsige, knospende Pflänzchen — es war kaum zu glauben — hatte schon längst die dritte und tiefstgehende Frauenregentschaft im Leben dieses Junggesellen angetreten und machte Miene, sie nicht mehr aus der Hand zu geben. Er war ihr Orakel in allen Fragen ihres blutjungen Lebens, zuweilen sogar der Schiedsrichter zwischen Mutter und Kind, da Frau Katharine bemerken mußte, daß der Einfluß eines so gelehrten Umganges sich an dem Verstande ihrer Tochter in einer sie oft befremdenden Art offenbarte.

Aber viel mehr, als der Greis dem Kinde, war und gab das Kind ihm — freilich Dinge, die nicht in positiven Sätzen und Schätzen liegen, von deren Reiz er früher auch gar wenig gewußt, z. B. von so einem klaren, fragenden, tiefen Kinderblick, der seiner Meinung nach eine ganze Schöpfungsgeschichte erzählte, oder einem Lachen, das allen Vogelsang des Frühlings in seinem Altersstübchen aufklingen ließ. Es gieng ihm für dergleichen noch ein Sinn auf, so zart empfänglich wie das Herz eines Jünglings in der ersten Liebe ist, nur nicht begehrend wie diese, sondern unendlich bescheiden und selbstlos dankbar, Alles hinnehmend wie unerwartet holde Gottesgaben. —

Was wohl die selige Emerentia, die ihn einst einen argen Egoisten genannt, zu dieser Wandlung gesagt hätte? Wer weiß! Vielleicht lächelte sie im Jenseits drüben mit einer Art himmlisch abgedämpfter Genugthuung, daß er, der einst zu blühenderer Zeit ihr volles Herz verschmäht, nun doch noch das Capitel „Liebe“ kennen lernen mußte, und jetzt an so einem Falterseelchen, das seinen Spätherbst umgaukelnd, jeden Augenblick fortflattern konnte in sein eigenes Lenzrevier. „Aber so sind die Menschen,“ hauchte sie wahrscheinlich in ihrem nunmehrigen Sphärenfrieden; „das Nahe genügt ihnen nicht; sie suchen ihre Rosen immer im Weiten. Jetzt, wo ihm der Rücken längst steif geworden, jetzt bückt er sich nach ihnen!“

Der Herr Professor gab sich indessen nicht mehr mit Phantasien ab, in denen er das selige Fräulein Emerentia reden hörte, sondern genoß in aller Ruhe des Gewissens diese späte Rosenzeit, von deren wohliger Empfindung er kein Wort laut werden ließ — so wenig wie von dem anderen Geheimnis seines Herzens, jener Versuchung, die einmal — — doch das schüttelte er, wenn die Erinnerung daran auftauchte, mit dem einen Kraftwort „Narrheit“ ab.

Was einem Katecheten passiert ist.

(Aus dem Volksleben.)

Wenn die Clerikalen es manchmal lieben, auf unsere Volksschule herüberzuschießen, so müssen sie sich auch gefallen lassen, daß bisweilen hinübergeschossen wird. Die da drüben sagen, unsere Volksschule wäre so ganz und gar religionslos. Hierauf antworten die da herüben: Seid nicht Ihr gesetzlich zu Religionslehrern aufgestellt worden? Wenn's hapert, wer ist denn die Schuld? Da heißt es, die Katecheten wären saumselig im Ertheilen des Religionsunterrichtes, da heißt es, sie verstünden vor lauter Dogmatik nicht, den lebendigen Glauben, das religiöse Gefühl in den Kindern zu erwecken. Harte Anklagen, und müssen sich's gefallen lassen. Am härtesten klingt's noch, wenn es heißt, daß die Katecheten vor lauter Katechismus das Evangelium versäumen. Das Neue Testament soll in der That ganz vernachlässigt werden, was mir unerklärlich ist, denn gerade das Evangelium Christi ist die wichtigste Botschaft unserer Religion. Mancher Lehrer hätte Lust, das vom Katecheten Versäumte nachzuholen und an den Samstagen das Evangelium des darauffolgenden Sonntages lesen zu lassen, aber da käme er schön an!

Ich glaube indes, daß es mit den Katecheten nicht ganz so schlimm bestellt ist, als man sagt. Ich kenne Dorfgeistliche, welche sich den Religionsunterricht in der Schule angelegen sein lassen wie ihre heiligste Pflicht, und vor Allem in der Schule das Evangeliumbuch zu seinem Rechte kommen lassen. Da erinnere ich mich an jenen Dorfpfarrer im Gebirge, der sehr gewissenhaft in der Ausübung seines christlichen Amtes war, dem aber seine eigene Gemeinde etwas schlimm mitgespielt hat. Die kleine Geschichte ist verbürgt. Der Pfarrer des betreffenden Ortes hatte wöchentlich zweimal eine Schule zu besuchen, die zwei Stunden weit von seinem Dorfe tief im Hochthale stand. Er gieng seit Jahren jeden Mittwoch und jeden Samstag in das Hochthal, am Mittwoch lehrte er den Katechismus, am Samstag das Evangelium.

Als nun aber der Pfarrer betagt wurde und seine Kräfte ziemlich ausgegeben hatte in der Arbeit im Weingarten des Herrn, wollte es mit dem Fußwerk nicht mehr recht gehen. Und da brachte er bei einer Ortsschulrathssitzung die Bitte vor, daß die Gemeinde ihm für seine Katechetenreisen ins Hochthal ein Steirerwäglein zur Verfügung stellen, oder ihm einen kleinen Pfennig für solche Sache aussetzen möchte. Er wolle sich das gerne aus Eigenem leisten, aber es klappe nicht recht und die Religionsstunden im Hochthale könne er nicht verringern.

Auf solches Ansuchen redete der Ortsschulrath so herum: „Ja, es ist eh wahr." „Freilich hübsch weit ist der Weg." „Natürlich geht ein alter Mensch nicht mehr leicht." „Fahrgeld — ist halt eine zuwidere Sach'," u. s. w. Endlich meinte man, dem Herrn Pfarrer ein Wäglein auftreiben zu sollen.

Allein, als der nächste Mittwoch kam, war kein Wagen da, der Priester

mußte zu Fuße gehen, und als der nächste Samstag kam, war wieder kein Wagen da und der Herr Pfarrer mußte wieder zu Fuße gehen. Spät Nachts kam er heim, gar müde und abgemattet, daß ihm schier seine Suppe nicht mehr wollte schmecken vor Erschöpfung.

Als der nächste Katechetentag kam, bestellte er sich selber beim Wirte ein Wäglein, benützte selbiges fortan jedesmal ins Hochthal. Und als das Schuljahr aus war, verfaßte der Herr Pfarrer auf einem schönen Bogen Kanzleipapier ein Gesuch, in welchem mit sorgfältigem Stile dargethan war, daß er halt ein Wäglein benützt habe für die Religionsstunden in der Schule des Hochthales und daß dieses Wäglein, er habe ein nicht kostspieliges gewählt, beim Wirte freilich nun zu begleichen wäre, um was er hiermit höflichst gebeten haben wolle.

Der Obmann des Ortsschulrathes, ein ehrenfester, recht religiöser Mann, entzifferte die Schrift und überlegte hin und her. Der Bauer geht stets mit seinem Pfarrer, das weiß man, aber nur so lange, als es mit seinen praktischen Vortheilen stimmt. Sobald diese Richtung aber Geld heischt, springt er von ihr ab. Der Bauer ist sehr katholisch, aber gar viel mag er sich darob nicht kosten lassen, lieber sucht er sich ein altes Sprüchel, das er ausgibt anstatt Baargeld. Was that der Obmann des Ortsschulrathes? Er schrieb auf des Pfarrers Bogen: „Geht uns nichts an. Wer die Zeche bestellt hat, der soll sie auch zahlen," und schickte die Schrift zurück. Die übrigen Mitglieder des Ortsschulrathes sagten: „So ist's!" und „recht ist's!"

Der Herr Pfarrer wollte damit aber nicht abgeschlossen wissen und bei einer nächsten Ortsschulrathssitzung fand er sich selber ein. Hübsch gefügig war er bei den Berathungen und als dieselben geschlossen waren, sagte er: „Halt noch eine Kleinigkeit hätte ich, mit Verlaub. Es ist nämlich das Steirerwagel noch nicht bezahlt, welches ich für den Katechetenunterricht ins Hochthal nöthig hatte. Neun Gulden fünfzig Kreuzer thät's halt ausmachen. Möcht' wohl schön bitten."

Ein Weilchen ganz still war's im Rathe. Endlich that der Obmann den Mund auf und sagte sehr geschmeidig: „Ich weiß nit, Hochwürden, was Sie da alleweil mit Ihrem Wagen haben. Heißt's denn: Fahrt hin? Nein. In der heiligen Schrift steht es: Gehet hin und lehret die Völker."

Der alte weißkopfige Herr hat kein Wort darauf geantwortet. Den Religionsunterricht im Hochthal hat er fortgesetzt und den Wagen bestritten durch seine eigenen kümmerlichen Kreuzer.

Aus dem Werkbuche.

Von Friedrich Bodenstedt.

Woher? Wohin? Wozu? Die alte Frage
Erneut sich in der Welt mit jedem Tage,
Wie Sonnenauf- und Sonnenuntergang;
Sie hüllen beide sich in Dunst und Schimmer,
Und gleich wie sie, verschleiert sich uns immer
Die Antwort unser ganzes Leben lang.

Ein Dunstgebild nur ist das Himmelszelt,
Mit Sonnen-, Mond- und Sternenlicht durchwoben,
Und doch: Was gibt es Schöneres in der Welt,
Als diesen blauen Dunst mit Licht von oben?

Wie der Winter hinter dem Sommer herzieht
Und der Sommer hinter dem Winter,
So ahnt der Mensch, wohin er sieht:
Es steckt noch was dahinter!

Diese knochenstarke Menschengestalt
Als Herrscherbild auf dem Erdenrunde
Trotzt nicht so lange der Zeit Gewalt,
Wie ein Wort des Lebens aus Menschenmunde:
Ein Jahrhundert ruft es dem anderen zu,
Wenn der Leib längst modert in Grabesruh.

Im Hauche zieht das Leben ein,
Im Hauche zieht es aus,
Dann wird das klappernde Gebein
Zum unbewohnten Haus,
Derweil der Geist, der sich erhebt
Zum Lichte, leuchtend weiterlebt.

Alter Wein hat and'res Feuer
Als unausgegohren neuer.
Das Gefäß macht nicht den Wein
Und der Wein nicht das Gefäß,
Doch wenn das Gefäß nicht rein,
Wird der Inhalt demgemäß'
Und der Wein, das Kind der Sonne,
Schmeckt nach Flasche oder Tonne.

Völkerverjüngung.

Patriotische Gedanken eines Deutschen.

Die Völker — so hört man heute — wollen sich verjüngen. Schon solches zu hören, ist hocherfreulich, wie erst, wenn man es sehen, erleben könnte! Manches Volk hat zu viel, zu rasch gelebt, ist der Uebercultur verfallen, schlemmerisch, verweichlicht, faul und früh greisenhaft geworden. Alles was kann, flieht vor körperlicher Arbeit, Alles will dorthin, wo es viel Geld, Unterhaltung, Genuß und Ehre gibt. Die Städte wachsen ins Unnatürliche, die Bauernhöfe verkommen und verfallen. Schon im Kinde erstickt man sobald als möglich die frische Natürlichkeit, um Zierpuppen und altkluge Maulaffen aus ihm zu machen. Herz, Gemüth wird belächelt, der junge Mensch fast nur mehr bewertet nach der Größe der Zahl von Büchern oder Schrammen, die ihm in den Kopf getrichtert oder geschlagen worden. Wer bezeichnet sie alle, die Mittel und Wege, mit und auf denen die Entnervung, Verkümmerung, Entartung und andererseits die Verrohung des Menschengeschlechtes vor sich geht!

Die Völker müssen sich verjüngen! Die Frage ist nur, wie und auf wie weit? Wenn es denkbar ist, daß ein Greis sich verjüngen kann, so soll er sich verjüngen zum thatenstarken Mann, zum lebensfrohen Jüngling, aber nicht etwa noch weiter zurück zum Gassenbuben der Flegeljahre oder gar zum unmündigen Kinde, das man am Gängelbande führt. Ich will die in unseren Tagen bemerkbare Bewegung einzelner Culturvölker, denen es auf ihren unredlichen Lotterbetten unheimlich geworden, nicht Reaction nennen; dieses Wort, abgesehen, daß es ein fremdes ist, mit Recht in Verruf gekommen; ich will die Bewegung als ehrliche Absicht zur Verjüngung herzlich willkommen heißen. Ich will nur untersuchen, bis zu welchem Grade die beabsichtigte Verjüngung Miene macht, vor sich zu gehen. Verjüngt man sich bis zum thatkräftigen Manne? — Ich sehe noch keine Anzeichen, daß besser gestellte Leute, die ihren Beruf wählen können, wieder zur körperlichen Arbeit, zur willensstarken Bedürfnislosigkeit, zum selbstlosen Schaffen für eine eigene Familie, für das Allgemeine, für ihr Volk zurückkehren wollen. Gesprochen und geschrieben wird zwar viel für die Nation. Gehandelt, Opfer für sie gebracht? Das kommt recht selten vor. Nur an Kriege denkt man, da will man für seine Nation das Blut verspritzen. Dieser Nationalismus ist ziemlich billig, das Opfer, sein Blut hinzugeben, trifft selten Einen, unter Tausenden kaum Einen! Der Tod fürs Vaterland ist überaus groß! Doch man kann für sein Volk auch andere Opfer bringen, durch Uneigennützigkeit im Handeln, durch Züchtung einer gesunden braven Familie, durch redliche Steuerleistung, durch Verträglichkeit, Sparsamkeit, Ehrenhaftigkeit. Jeder arbeitstüchtige, brave Mensch ist schon als solcher ein Vortheil für sein Volk. — Schade nur, daß man diesen wahren und männlichen Patriotismus selbst bei Solchen oft vermißt, die in Wort und Schrift sich für die größten Patrioten ausgeben.

Ist uns aber diese praktische Männlichkeit zu hausbacken (wir haben für solche ehrlich beschränkte Grundsätze

das schöne Wort „Philister" erfunden), und wollen wir uns als Volk verjüngen zurück bis zur Jünglingschaft, um so besser. Und in der That, ich sehe heute ein junges Deutschland. Es lebt in jener grünen Zeit der jungen Liebe. Aber von der Liebe ist in den Schriften der „Jungdeutschen" (sie haben eine ganz eigene junge Literaturepoche, welche man grasgrün bezeichnen könnte, wenn sie nicht staubgrau wäre) nicht viel die Rede. Sie singen und sagen nur von grober Sinnlichkeit, von thierischer Brunst, von Schmutz und Verworfenheit in allen Arten; sie beschreiben vor Allem die nichtigen und abscheulichen Seiten der Menschen und nennen diese Schule die Poesie der Zukunft. Daneben regt sich in diesen Jungdeutschen Neid und Scheelsucht gegen andere Richtungen und deren Vertreter, die beim Volke in Ehren stehen. Sie züchten einerseits den Eigendünkel groß, andererseits den Haß, sie hegen und pflegen Zweifelsucht, Pessimismus an Allem, was dem Menschen sonst für gut und schön gegolten, kurz, sie gehaben sich wie die abgelebtesten, verbissensten und verbittertsten Greise — und nennen sich jung — Jungdeutschland.

Mit dieser Jünglingschaft dürfte unserem Volke nicht gedient sein. Vielleicht wollen wir uns doch noch weiter zurückverjüngen, etwa bis in die Knabenepoche. Richtig, da sehe ich eine andere Gruppe. Sie besteht aus Leuten verschiedenen Alters, erfreuen sich aber durchgehends der Eigenschaften der Flegeljahre. Da wird nur Bier vertilgt, angerempelt, gefochten und geschlagen. Jeder, der nicht so ist und thut und schreit wie sie, wird verachtet. Aber leider nicht verachtet allein, sondern auch verhöhnt, beschimpft, verleumdet, wozu sie stattliche Anstalten errichtet haben. In diesem Kreise sind Vernunft, Tact und vollends Duldsamkeit unbekannte Dinge. Sie gefallen sich im Zurschautragen einer maßlosen Rüpelhaftigkeit, sie erdreisten sich zur Einbildung, alle Vaterlandsliebe für sich gepachtet zu haben, alleinige Herren im Lande zu sein. Sie terrorisieren Alles, was vor ihnen Scheu hat und wer unbekümmert um sie seine eigenen Wege geht, der wird von ihnen als Feind behandelt. Sie kennen und wollen nichts als raufen, sie suchen mit Leidenschaft ein Reich aufzurichten, wo der Soldat Alles gilt und jeder Andere nichts. Sie kennen kein Christenthum, sie sind Woutanbrüller; sie erkennen kein allgemeines Menschenthum, sie sind Germanen und glauben brutal sein zu müssen wie die Alten bei den Bären ihrer Urwälder; sie erkennen keine Wissenschaft als die, wie man die zerstörendsten Waffen erzeuge; sie erkennen keine Kunst als die, welche Kriegshelden, Haudegen und Partei-Politiker verherrlicht. — Gehe ich zu weit? Gut, dann gehe ich noch weiter. Sie streben, ein Reich zu errichten, in welchem nur ein einziger freier Mensch lebt: Der absolute Monarch, alles Andere aber Soldat oder Sklave ist.

Das nenne ich doch sich gründlich verjüngen! Sich verjüngen bis in die Urzeiten der Menschheit, der unmündigen, gefesselten Massen, die nicht mehr durch Gesetz und Gesittung geleitet werden, sondern durch die Knute.

Nein, Ihr Herren Recken, das geht zu weit. Es ist hundertmal und in allen Tonarten gepredigt worden: wir haben uns mit unserer Hochcultur verfahren! Wir müssen umkehren, naturgemäßere und gesündere Zustände aufsuchen. Aber daß wir uns der Roheit ergeben, der Bestialität verfallen, daß wir uns vor fremden Völkern feindselig abschließen, um auf unserer engen Scholle uns wieder der Knechtschaft anheimzustellen, das hat man doch nicht gemeint. Wenn Ihr genau denselben Weg, den wir gekommen, wieder zurück antreten wollet, welchen hübschen Dingen werdet Ihr da begegnen? Dem Gewissenszwang und dem Heimatszwang, den Grenzsperren und den

Mundsperren, der Leibeigenschaft, fürstlicher Willkür in allen Formen bis zum Menschenhandel, Ihr werdet begegnen den Folterkammern und den Scheiterhaufen, Ihr werdet in eine Zeit gerathen, wo nur Roheit herrscht, wo die Massen stumpfsinnig und verthiert dahinleben, heute feige kriechen, morgen gewaltthätig wüthen.

Gefiele Euch das deutsche Volk in diesem Zustande? Oder habt Ihr die Stirne, Euch Freunde der Nation zu nennen, wenn Ihr die Nation jetzt auf einen Rückweg drängen wollet, dessen wenn auch nur äußerste Ziele die genannten Zustände sein müßten?

Nein, an Eueren besten Absichten zweifle ich nicht, gebe auch zu, daß Euch vor Mundsperre, Scheiterhaufen und Tyrannenwillkür ebenso ehrlich graut als mir. Aber ich warne Euch vor allzu großer Vertrauensseligkeit im Rückwärtsschreiten. Ich warne Euch, Ihr deutschen Brüder, vor der Verrottung und Rüpelhaftigkeit gegen die Mitmenschen, vor der Hinopferung idealer Güter für Commißröcke und Pickelhauben, ich warne Euch vor Byzantinismus! — Die Liebe zum Vaterlande, die Liebe zum Landesvater! welch herrliche Tugenden! Und welch selige Tugenden, wenn das Vaterland groß, der Landesvater edel ist! In den Tagen der Gefahr stehen wir jauchzend zur Wacht und Wehr mit unserem Leben. Doch warum ist es, daß Vaterland und Fürst für uns einen solch unermeßlichen Wert haben, daß wir Beides lieben mehr als unsere Familie, mehr als unser Leben? Weil ein freies Vaterland, ein hochsinniger Fürst es uns möglich machen, in und unter demselben als freie, ganze Menschen gesittet und den menschlichen Edelzielen würdig zu leben. — Das Volk beuge sich vor dem Fürsten, aber der Fürst sich nicht minder vor dem Volke! Und des, Ihr Freunde, mögen wir uns glücklich preisen, daß unsere Fürsten ihrer Aufgabe sich bewußt sind. Sie wissen, daß ein Volk etwas anderes ist, als eine Zuchtanstalt für Soldaten, und daß die Soldaten einen anderen Zweck haben als den, in fremde Länder einzubrechen. Seid wohl auch Ihr Euch dessen immer klar? Habt Ihr nicht manchmal Anwandlungen, in welchen Ihr Alles zum Soldaten machen und alle Soldaten ausschicken möchtet gegen die Millionen, die nicht unserer Abstammung sind?

Wer seine Nation liebt, der liebe sie wie Brüder und Schwestern, wie Weib und Kind; er wird für sie sorgen, für sie bangen, für sie hoffen, er wird ihre Fehler rügen und ihre Vorzüge ehren und preisen, er wird vor Allem die Nation in sicherem Horte wissen wollen, in einem Zustande der freien Thätigkeit zu gegenseitigem Gleichgewicht und Wohle. Er wird wünschen, daß von seinem Volke der Alp der Kriegsgefahr und Besorgnis genommen sei, er wird wünschen, daß sein Volk sich wieder in den Frieden einleben, denselben aber nicht mißbrauchen möchte zum Schlemmen und Faulwerden, sondern zur Vervollkommnung seines inneren und äußeren Wertes. — Ich weiß aber nicht, ob diese Art von Patriotismus heute gangbar ist. Wenigstens ist er stark idealistisch, ich sehe es ein. Doch, wenn wir auf unsere Ideale verzichten, so verzichten wir auf unsere Wünsche. In letzter Linie werden wir ja wohl wünschen, daß das Streiten und Kämpfen so viel als möglich in den Hintergrund trete, daß die Menschen auf Erden sich miteinander schlecht und recht zu vertragen suchen sollen.

Fühlen wir die Nothwendigkeit und Kraft — und wahrlich, die fühlen wir! — uns zu verjüngen, wohlan, so verjüngen wir uns bis zum reinen, herzenswarmen und weltfreudigen Idealismus des Jünglings und bis zur thatenfrohen, opferwilligen Kraft des Mannes.

Das geliebte deutsche Volk! Ich habe es gesehen in seinem Jammer,

in seiner Erhebung, in seiner friedlichen Arbeit. Wenn ich meinen Knaben eine Stunde der Weihe geben will, so erzähle ich ihnen vom deutschen Volke, da werden uns die Wangen roth, die Augen leuchtend, die Herzen glühend. Aber — und so schließe ich dann meine Darstellung — in der Bewunderung und Begeisterung für unser Volk dürfen wir nicht stehen bleiben und ersterben. Stehen die Heere gerüstet auf der Wacht am Rhein und an der Oder, so haben wir, und wir Alle zusammen, auch gerüstet zu stehen gegen innere Feinde, gegen die Gefahr der Verrottung und Verrüpelung, des Servilismus und der Verwilderung. Das, was unsere Vorfahren in unendlichen Leiden, Kämpfen und Arbeiten aufgebaut, die Gesittung des Herzens — wir müssen es hüten als urheiliges Erbe. Wenn wir es verlieren, so müßten wir von Neuem durch unendliche Leiden, Kämpfe und Arbeiten es wieder zu gewinnen suchen; und wenn wir es nicht mehr zu gewinnen vermöchten, so wären auch wir verloren.

Gedichte

von Thusnelde Vortmann.*)

Widmung.

Wenn ich meine Lieder weine,
Glänzen sie mit Demantscheine,
Und sind doch nur ganz gemeine
Wasserhelle Kieselsteine.

Und dann fügt sich's hin und wieder,
Daß ich lache meine Lieder,
Und daß ihre kleinen Glieder
Munter hüpfen auf und nieder.

Doch Ihr, hoff' ich, ohne Grollen,
Lächelt Nachsicht meinen Tollen,
Und in Eure Herzen sollen
Meine Kieselsteinchen rollen.

Der Vertrauten.

Komm, o Traute, denke Dir:
Neulich kam ein Mann zu mir,
Daß ich ängstlich stehen blieb —
Doch er war so gut und lieb,
Schritt mit mir durch Wald und Flur,
Denk' Dir nur!

Ist mir jetzt ein werter Mann,
Den ich herzlich leiden kann,
Und er meint, er liebe mich —
Sag', ist das nicht lächerlich?
Immer folgt er meiner Spur,
Denk' Dir nur!

Wenn dem Mütterchen ich klag',
Daß ich's nicht verlassen mag,
Sagt's: dem Manne folg' das Weib
Eine Seele und ein Leib,
Also woll' es die Natur —
Denk' Dir nur!

Das alte Mädchen.

Wie manche Dirne lacht
Vom Tag bis in die Nacht,
Ich aber geh' und weine —
So arm als ich, ist Keine!

Sie sagen, ich sei alt,
Doch ist mein Herz nicht kalt;
Wenn ich auch lieblos scheine —
So arm als ich, ist Keine!

*) Entnommen einer Sammlung: „Bergkrystalle". Gedichte von Thusnelde Vortmann. (Graz. „Leykam". 1890.) Die vorstehenden Auszüge werden geeignet sein, für die Sammlung zu interessieren. Die neuesten Dichter bringen selten etwas hervor, was so herzig und dabei so wahr empfunden wäre, als diese Poesien; die edle Schlichtheit, in der die Gedichte auftreten, verleiht ihnen obendrein besondere Anmuth.
Die Red.

Ich hab' nicht Kind noch Mann,
Daß ich sie pflegen kann
Und steh' so ganz alleine —
So arm als ich, ist Keine!

Dämonisch.

Ich fürchte mich vor Dir,
Du hältst das ganze Glück von mir
In Deiner Hand, die Alles bricht!
Nur weißt Du's nicht.

Ich sag' Dir's nimmermehr,
Du würdest lachen allzusehr
Und treiben Spott und Uebermuth —
Du bist nicht gut.

Du hast geheime Kraft,
Die tausend Schmerzen um sich schafft
Und Schlangen weckt der bösen Lust
Mir in der Brust.

Ich weiß nicht, wie es kam,
Daß mich dies Lied gefangen nahm,
Dich athme, lebe, lieb ich —
Und fürchte Dich!

Nur Bücher.

Ich liebt' euch, ihr Bücher!
Schon seit ich klein
Fand ich nur Tröstung
In euch allein.

Und da mir die Menschen
So sehr gefehlt,
So hab' ich euch, Bücher,
Mir auserwählt.

Bis einmal der Frühling
So jubelnd kam,
Daß er mir die Freude
An Büchern nahm.

Da sangen die Vögel
So voller Lust,
Da sah ich zwei Menschen
Wohl Brust an Brust!

Da warf ich die Bücher
Weit fort geschwind —
Ach, daß mir nur Bücher
Geworden sind!

Im Leide.

Mischt Euren Trost nicht in mein Leid,
Verschont mich, aus Barmherzigkeit,
Mir ist so weh' und bange,
Daß ich nach Ruh' verlange.

Das war ein bitterböser Tag,
Traf mich wie Blitz und Donnerschlag,
Laßt mich, um Gotteswille,
Verbluten in der Stille!

Die Alten.

Wir waren miteinander jung,
Ein Paar so kräftig und so fein —
Nun ward uns müde Herz und Haupt,
Wer hätt's geglaubt!

Wir waren miteinander jung,
Wie schweiften wir durch Feld und Hain —
Jetzt sind wir still und träg', und doch
Beisammen noch!

Wir waren miteinander jung,
Und Lust und Schmerz war mein und Dein,
Nun steh'n wir an des Grabes Rand
Noch Hand in Hand!

Auf der Polizei.

Ihr Herrn, ich bitt', ein Wort mir zu vergeben:
Dahier, vor der gestrengen Polizei,
Steh' ich zum erstenmal in meinem Leben.

Weil ich gebettelt hab' um einen Bissen —
Der Winterfrost erstarrte mir den Leib,
Mich hat gehungert, habe betteln müssen.

War bei der Arbeit volle fünfzig Jahre,
Nun bin ich alt, es sinket mir die Kraft,
Doch trag' ich ehrlich meine weißen Haare!

Der Lohn war schwankend, karg zu allen Zeiten,
Nun fragt Ihr noch, warum ich nicht gespart,
Mir sorgenfrei das Alter zu bereiten?

Kaum lebt' ich doch! Konnt' nie mein eigen nennen
Geliebte Kinder und ein liebend Weib,
Ich hätte nimmer sie ernähren können.

Jüngst wurd' ich krank; wär' mir erwünscht gewesen
Der Tod, der alle Glücklichen erschreckt;
Mich ließ er steh'n, so bin ich denn genesen.

Nun wollt' mich das Spital nicht länger dulden
Und schickte fort mich ans Versorgungshaus:
Man wies mich ab und gab mir — einen Gulden.

Könnt Ihr mir etwas Arbeit nicht versorgen,
Dann bitt', Ihr Herrn, behaltet mich gleich hier,
Ich müßte sonst doch wieder betteln morgen!

Das Urtheil.

Zwei Männer, um ein Lamm in Streit und Zanken,
Vor einen türk'schen Kadi traten: „Richte,
Dies Lamm ist mein!" „„Mein ist's, beim Sonnenlichte!""
Der And're rief's, und mochte Keiner wanken.

Der Fall war schwer, verwickelt die Geschichte,
Darob versank der Kadi in Gedanken;
Dann sprach er würdevoll und ohne Schwanken:
„Gebt her das Lamm als Gabe dem Gerichte!

Versöhnet Euch, und ziehet Eurer Wege!
Doch erst, weil Einer doch von Euch gestohlen,
Bekommt Ihr Beide Hiebe auf die Sohlen!"

Es kosten die Processe meistens Schläge,
Jedoch verbleibt der fette Lämmerbraten
Dem Kadi immer, und den Advocaten.

Bis zum Ursprung der Drau.

Eine Spazierfahrt in unseren Alpen von P. K. Rosegger.



Zu Marburg auf der Brücke, wenn ich hinabschaue in die Drau, da wird mir eigen ums Herz. Du großes, schweres, kalkig graues Wasser, woher kommst du? Stattlich und ruhig wogest du heran, die wuchtigsten Schiffe könntest du tragen und viele Joch hat die Brücke, auf der ich stehe. Hier sind liebliche Hügel mit Reben, du hast ein anderes Land gesehen, deiner Alpenheimat gedenke ich, stolze Drau. Deine Wässer kamen aus großen blauen Seen, kamen brausend aus Wildschluchten, kamen von hohen Wänden gestürzt, kamen aus Eishöhlen und von Gletscherfeldern herab. Damals und dort warst du noch jung. Nach Deiner Heimat möcht' ich wandern, schöne Drau.

Wandern? Das ist aus der Weise

gekommen, wir haben nicht mehr Zeit dazu. Oder wir sparen unsere Zeit und unsere Füße für entlegene hohe Berge, zu denen wir auf der Eisenbahn hinrutschen in wenigen Stunden. Die Kärntnerbahn macht es uns besonders bequem, der Drau entlang zeigt sie uns durch ihre großen Waggonfenster ein herrliches Gebirgsland. Sind wir denn immer nur so weit, als uns die Füße tragen, oder die Räder? Sind wir nicht auch dort, wohin uns das Auge trägt? Ich verstehe sie nicht, jene „Lustreisenden", die in ihrem Coupé die Zeit verschlafen und denen die Fahrt nur ein nothwendiges Uebel ist, um ans ersehnte Ziel zu kommen. Der Zweck von Spaziergängen und Lustfahrten liegt nicht allein im Ziele, sondern auch im Wege, und so viele mannigfaltige lebendige Welt sieht man von gar keinem festen Punkte aus, als durch das Fenster auf einer Fahrt im Gebirge.

Nachdem wir in Marburg den größten Fluß der Steiermark übersetzt haben, bleibt die Drau stets zu unserer Rechten. Jenseits derselben sonniges Hügelland mit Weinbergen und Winzerhäusern; links von uns in mäßiger Ferne die waldigen Hänge des sanft aufsteigenden Bachergebirges. Dieses Bachergebirge begleitet uns stundenlang. Mit dem breiten Thale und dem Rebengelände ist es bald vorbei, die Berge werden höher, steiler, düsterer, rücken an beiden Seiten näher und haben endlich nur mehr Raum für die Bahn und den Fluß. Wenn die großartige Enge mit ihren zahlreichen Windungen und Flußansichten, durch welche wir jetzt fahren, am Rhein läge, welch einen Lärm würden die Reisebücher von solcher Schönheit machen! Bei uns habe ich schon Stimmen gehört, daß die Draufahrt langweilig wäre; sie hat uns nämlich durch ihren Ueberfluß verwöhnt, sie ist ununterbrochen schön, sie gibt dem Auge keine Zeit zum Ausruhen, daher wird es allmählich abgespannt und würdigt die Herrlichkeiten nicht, mit deren Herbeirückung an diese Bahn Steiermark, Kärnten und Tirol wetteifern.

Der senkrecht in die Drau niedergehende Fallfelsen, auf dessen Zinne das romantische Schloß Fall steht und durch welchen der Eisenbahntunnel gezogen ist, bedarf nur einer drastischen Sage und er wetteifert mit den Loreleifelsen. Bei Wuchern weitet sich das Thal und beherbergt mehrere freundliche Ortschaften, deren Thürme theils hinter Fichtenwäldern aufragen, theils von grünen Hügeln herabgrüßen. Bei Unterdrauburg, wo eine Seitenbahn ins paradiesische Lavantthal*) führt, verlassen wie die Drau und wenden uns gegen Süden, dem lustigen Mießbach entlang. Der Ausblick weitet sich zu einem schöngegliederten Landschaftsbilde. Das Thal nach Windischgrätz blaut uns an. Dort ragt der Poger und der Ursulaberg, über welchen die Landesgrenze geht und auf dessen Scheitel eine der heiligen Ursula geweihte Wallfahrtskirche steht. Sie ist die größte Kirche der Welt, wie der Volkswitz sagt, denn ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß der Eingang in Kärnten, der Hochaltar in Steiermark ist — also auf zwei Ländern gebaut. Ein steiler Weg, der zu dieser Kirche hinanführt, wird der Erbsensteig genannt. Einst soll ein strenger Jesuite einer ganzen Gemeinde im Mießlingthale, die ganz vertrakt gewesen sein muß, zur Buße verordnet haben, auf Erbsen in den Schuhen zur heiligen Ursula hinaufzugehen. Mit Ach und Weh hinkend und wankend kam die bußfertige Schar hinan, die Einen weinend vor Schmerz, die Anderen fluchend und nur wenige betend. Ein einziges Männlein war dabei, das schritt flink an und hatte ein heiteres Gesicht. Ob denn nicht auch er seine Erbsen in den Schuhen hätte? ward er befragt. Na, versteht sich,

---

*) Siehe Heimgarten XIII., Seite 277.

antwortete das Männlein, aber das verdürbe ihm die Welt Gottes schon noch lang nicht. — Wie so das käme? Ei, antwortete er, Erbsen vertrüge nicht bloß sein Magen, sondern auch sein Stiefel, nur nicht zu roh dürften sie sein und darum habe er die seinen früher gekocht. — Ob der Jesuite mit solcher im Topfe zubereiteten Buße einverstanden war, wird nicht erzählt.

Wir sind im Kärntnerlande.

Im Südwesten, hinter Waldhöhen taucht ein hoher kahler Felsenberg auf, der erste Wildrecke der Karawanken — die Petschen. Wir fahren an dem malerischen Guttenstein, an dem industriestaubigen Prevali vorüber, wir verlassen die aus den Sulzbacheralpen kommende Mieß, durchbrechen in zwei Tunels einen sanften Höhenzug, wir rutschen über den weiten Boden von Bleiburg; immer zur Linken haben wir die Petschen, sie will nicht zurückbleiben, sie beherrscht die Gegend weitum, bis sie endlich abgelöst wird von anderen Felshäuptern der langen Karawankenreihe, die in den südlichen Himmel ihre scharfen Contouren zieht bis gegen Villach hin. Nachdem wir hinter der Station Kühnsdorf-Völkermarkt eine Weile gefahren sind, kommt uns plötzlich wieder die Drau in die Quere. Auf der Brücke über dieselbe muß man nach Süden ausschauen; ich halte das hier sich bietende vielgestaltige Hochgebirgsbild mit dem Flusse, mit den Engthälern des Biela-, des Wildenstein-, des Freybaches, mit dem Gewände des Groß-Obir und des Koschutta im Hintergrunde für eines der schönsten, wenn nicht für das schönste der ganzen Strecke.

Die Bahn zielt nun in gerader Linie auf die Hauptstadt zu. Auch eine Stadt, die auf dem Lande steht und über deren Thürme keine schmutzige Dunstschichte braut. Die klaren Wässer der Gurk und der Glan überbrückt, rollen wir in den Bahnhof von Glanfurt ein. Da Kärntens Hauptstadt gar keine Ursache hat, zu klagen, und es auch der Fremde über diese gastliche Stadt nicht thut, so sollte sie das traurige Klagenfurt getrost hingeben für ihren alten schönen Namen Glanfurt.

Glanfurts Stolz ist der Wörthersee. Er liegt vor der Thür. Wir legen uns in eine seiner schaukelnden Wiegen und lassen den Kahn treiben, wie es den Winden und den Wellen gefällt. Die Ufer sind gesprenkelt von Landhäusern und Pörtschach ist im Sommer ein Klein-Wien. In der Gegend leben noch genug Leute, die aus der Zeit stammen, in welcher am Wörthersee noch alles wild war, und in der so Einer verlacht wurde, welcher sich etwa einmal einfallen ließ, sein Vergnügen am See zu suchen, oder gar auf demselben. Außer Fischern und Ueberfahrern befuhr ihn niemand, zwecklos schaukelte niemand auf diesem Gewässer. Und diese einst eher gemiedene als gesuchte, weil unfruchtbare Fläche ist heute die gesuchteste, einträglichste und wonnigste Gegend des Landes geworden, weil es Leute gibt, welche nicht bloß die Kornähre, die Weintraube, Milch und Butter, sondern auch die Naturschönheiten des Wassers und der Steine baar bezahlen. Und da sage man noch, unsere Zeit wäre prosaischer, als die unserer Vorfahren!

Wir ziehen weiter, dem blauenden Dobratsch zu, der See ist zurückgeblieben. Freundliches Hügelland, über welches der hohe Mittagskogel hereinschaut und die scharfe Spitze des Mangert als Gruß aus dem welschen Lande. Nachdem wir in einer Minute die Drau zweimal übersetzt haben, liegt Villach da. Das schöne Villach zu beiden Seiten der Drau, dessen reizendster Punkt durch die neue eiserne Stadtbrücke, die wie ein ungeheurer Beißkorb über dem Flusse hängt, gründlich verdorben worden ist.

Die Eisenbahn wendet sich nun nördlicher. Die Gegend ist gleichmäßig schön, aber bei Spital werden wir

neuerdings aufgerüttelt durch das große Gebirgsbild, welches die Riesen des Möllthales darbieten. Rechts der Hochalpenzug mit dem Elendgletscher, links im Hintergrunde die Vorläufer des Großglockner, mit denen wir uns begnügen müssen; den hohen König der Kärntner Berge bekommen wir von unserem rollenden Sammtsitze aus nicht zu sehen. An der alten Sachsenburg wendet sich — immer neben der Drau — die Bahn südlich, bald nachher westlich der Gegend von Greifenburg zu. Hier ist's vor Großartigkeit fast düster. Das Thal ist breit und handeben, aber an beiden Seiten springen steil die hohen Berge auf, von unten hinan bewaldet, oben in Almen oder Felszinnen auslaufend. Zahlreiche Dörfer und Einzelhöfe sind vorhanden, aber warum stehen die Häuser nicht im flachen grünen Thale? Warum schmiegen sie sich auf Anhöhen so ängstlich an die Berge? Warum kleben sie gar hoch oben an den steilen, beschwerlichen Hängen? Sie wissen, warum. Schon in gewöhnlichen, wetterstillen Zeiten stürzen aus den Hochschluchten die Bäche mit leidenschaftlicher Lebhaftigkeit hervor und schießen, von allerhand Wasserbauten mühsam gebändigt, rauschend der Drau zu. Und erst bei wilden Wettern! Bei Föhn und Schneeschmelze! Da kommt das jüngste Gericht herabgewüthet und das sonst so glatte grüne Thal wird eine Schutthalde, und die Ortschaften ducken sich bangend an ihre steilen Hänge. Nirgends scheinbar so viel Starrheit als im Hochgebirge und nirgends so viel Beweglichkeit und Veränderlichkeit. Mit den Wässern, ob sie spröde gefroren sind, oder in feinen Brünnlein rieseln, oder in schweren Stürzen bohren, reißen, nagen, brechen, mit den Wässern arbeitet die Natur wie mit Meißeln und Krampen ewig an der Umformung des Gebirges. Wir finden, daß alte Landschaftsbilder mit den heutigen Formen nicht stimmen, und unsere heutigen photographischen Aufnahmen von Gebirgsbildern werden nach einigen hundert Jahren auch nicht mehr richtig sein; zwar nicht richtig, doch aber wichtig, weil sie Vergangenes und Verwandeltes festhielten.

In Greifenburg mache ich Halt, um mit einem schwägerlichen Kameraden, der dort Oberförster ist, einige Touren zu machen. Aber das, was ich für touristische Leistungen hielt, waren in seinen Augen nur Spaziergänge. Seit vielen Jahren war ich nicht mehr an Hochwänden geklettert, über Abgründe gesprungen, vermittelst Seile über hängende Eisfelder gezogen worden, und nun machte ich die unangenehme Erfahrung, daß ich mittlerweile etwas feige geworden.

Wir wanderten bei Greifenburg durch den Gnopnitzgraben hinauf; diese Schlucht ist schwer auszusprechen, aber noch schwerer zu passieren. Der uns entgegenstürzende Bach ist eigentlich ein stundenlanger Wasserfall, nieder von den wilden Höhen des Kreuzeck. Wie quirlender Schnee, so weiß kocht und braust er herab zwischen dem Gefelse; an beiden Seiten senkrecht ragende Wände, morsches Gestein, gebrochener, entwurzelter Wald, Lawinengehänge. Einen Fußsteig mit den kümmerlichen Brücken hatte das vorjährige Hochwasser weggerissen, so heißt es nun klettern, springen, steigen, rutschen, schweben, es gibt kaum eine Turnart, die hier nicht geübt werden muß, wenn man weiter kommen will. Das Wasser krachte und dröhnte so gewaltig, daß wir unser eigenes Wort nicht verstanden und jeder für sich also Zeit hatte, um so mehr zu denken. Mein Denken ward zur Andacht. — An einzelnen Stellen, wo fester Fuß gefaßt werden konnte, standen wir still und ließen die Größe auf uns wirken. Tief unten das rasende Wasser, an uns empor Gewände, überhängende Steintrümmer, die uns in jedem Augenblick unter sich zu begraben drohten. Finstere Waldhänge, und da-

zwischen herein die jenseits des Drauthales ragenden Felswuchten des Reiskofels und des Jauken. Die hohen Berge waren mit Schnee bedeckt, tiefer in den Waldungen grünten die Lärchen, über Allem dunkelblauer Himmel.

Es kamen Stellen, wo ich mich weigerte, weiter zu gehen, wo ich meinem Kameraden versicherte, daß ich keine Fliege sei, die an senkrechter Wand laufen könne und daß ich mein Leben besser an Mann zu bringen gedächte, als hier durch einen Sturz in den Abgrund. Da begann mein Genosse mir den Weg auszuhauen, für seinen eigenen Körper Grundfesten zu schaffen, mir dann diesen Körper als Stützpunkt zu leihen, mit seinem Griesbeil mir Geländer zu bauen, mich wohl auch zu tragen oder von einem Stützpunkt zum anderen in wohlgezieltem Schwunge zu schleudern. Also kamen wir vorwärts in dem schönen Bewußtsein, denselben Weg auch wieder zurückmachen zu müssen.

Mehrmals mußten wir auf langen schwanken Baumstämmen oder selbstgezimmerten Stegen über den Bach. Einmal wollten wir das tosende Wasser mit kühnen Sprüngen übersetzen. Ich sprang auf einen platten Felsblock, der mitten in dem gischtenden Brodem lag. Da begann mir im Kopfe ein Rad zu kreisen, es huben mir an die Füße zu zittern, ich konnte nicht vorwärts und nicht zurück, stand auf dem Felsen wie Robinson auf wüster Insel. Mein treuer Freund mußte vom Waldhang her lange Holzstücke schleppen und mir damit eine Brücke bauen. Kaum ich über derselben an dem sicheren Ufer war, wurde sie von einer zornigen Welle gehoben und fortgerissen. Trotzdem drangen wir vorwärts in die Wildnis und ich gab mich heimlich der Hoffnung hin, von den Almen aus, wenn wir sie erreicht hätten, einen anderen Rückweg zu finden. Als wir jedoch zu der letzten Thalsperre kamen, einer Wehrzimmerung, wie solche stellenweise zur Bezähmung der Wildwässer errichtet sind, sahen wir, daß die Zeit zu kurz war, um weiter zu gehen, weder unsere Ausrüstung noch unser Eßvorrath war für eine Hochtour berechnet und wir mußten umkehren. Auf dem Rückwege hatten wir genau dieselben Hindernisse zu überwinden, doch nun bemerkte ich mit Staunen und Freude, daß mein Selbstvertrauen wesentlich gewachsen war, daß ich weder Schwindel empfand noch zitternde Füße, daß mein Muth sich bereits gekräftigt hatte. Was ist auch weiter dran? Solche Hochschluchten und solche Wässer gibt es hunderte im Draugebiete, tausende in den Alpen; für den Hochtouristen sind sie „kein Gegenstand." Man findet sich bald drein. „Auf dem Hinwege bist Du wie ein Molch gekrochen, auf dem Rückwege wie eine Gemse gehüpft!" Solches Zeugnis stellte mir mein Oberförster aus und fügte bei: „Nach diesem gemüthlichen Spaziergang wollen wir morgen eine Tour auf den Reiskofel machen."

„Den wollen wir später machen," war meine Meinung, „einstweilen will ich zu Lohn für meine Tapferkeit etwas Sanftes und Weiches haben."

„Gut," sagte der Kamerad und wir fuhren hinüber zum Weißen See. Dieser ruht zwei Stunden von Greifenburg in dem Weißenbachthale, welches um mehrere hundert Meter höher liegt, als das Drauthal und von zahmen Waldbergen und grünen Almen umgeben ist. An diesem See steht noch kein Hotel, er hat noch kein Dampfschiff, keine Saison, er ist schön zu jeder Jahreszeit und an seiner Sonnseite liegen wohlbestellte Bauerndörfer. Wir setzten uns auf einen Kahn und ruderten den drei Stunden langen blauen See ab und auf und das war das Sanfte und Weiche, welches mich für den herben Weg in Gnopnitzgraben entschädigte.

Ueber den Weißen See führt eine

lange Holzbrücke, deren Construction an die Pfahlbauten erinnert, wie sie auch an anderen Stellen dieses schönen Sees entdeckt worden sein sollen.

Als wir unter der Brücke auf dem Kahn der Ruhe pflegten, spielte sich auf derselben folgende Idylle ab. Eine junge Almerin wollte vom südlichen Ufer, wo ihre Herden weideten, hinüber zu den Ortschaften, auf der Brücke aber stand ein Bauernjunge, spreitete die Arme aus und ließ sie nicht weiter, sondern hub an, so zu singen:

„Ich weiß ein fein's, braun's Mägdelein,
Die hätt' ich gern zum Weibe,
Doch muß sie mir von Haberstroh
Erst spinnen zarte Seiden."

Das Dirndl wich zurück, stützte sich an einen Pfahl und antwortete ebenfalls singend:

„Und soll ich Dir von Haberstroh
Wohl spinnen zarte Seiden,
So mußt Du mir von Eichenlaub
Zwei Purpurkleider schneiden."

Er:

„Und soll ich Dir von Eichenlaub
Zwei Purpurkleider schneiden,
So mußt Du mir die Schere hol'n
Zu Köllen an dem Rheine."

Sie:

„Und soll ich Dir die Schere hol'n
Zu Köllen an dem Rheine,
So mußt Du mir die Sterne zähl'n,
Die an dem Himmel scheinen."

Er:

„Und soll ich Dir die Sterne zähl'n,
Die an dem Himmel scheinen,
So mußt Du mir ein' Leiter bau'n,
Daß ich hinauf kann steigen."

Sie:

„Und soll ich Dir ein' Leiter bau'n,
Daß Du hinauf kannst steigen,
So mußt Du mir die Wolken halt'n,
Die schnell vorüber eilen."

Er:

„Und soll ich Dir die Wolken halt'n,
Die schnell vorüber eilen,
So laß ich lieber Alles sein
Und nehm' Dich schnell zum Weibe."

Er gieng hin, wollte sie halsen, sie aber duckte sich unter seinem Arm durch und lief kichernd hinüber. — Mein Leser blickt mich an, ob ich diese Scene denn bestellt hätte?

Freund, solches braucht man auf dem Lande nicht zu bestellen, es geschieht alle Tage, und die jungen Kärntner sind kaum weniger sanges- und liebesfroh als die jungen Steirer.

Eine Stunde später hatten wir uns den weichen Armen des Sees wieder entwunden, standen auf der Franz-Josefshöhe und schauten hinaus in das abendliche Bergland. Auf manchem der unzähligen Felsenspitzen lag Alpenglühen. Das Gold verschwand allmählich, das fahle Gestein blieb stehen.

Daß es doch so viele Steine geben mag im schönen Lande Kärnten! Schöne Länder, arme Länder! Mein Schwager Gustel stand manchmal, wenn wir so umhergiengen, still und betrachtete wehmüthig die Gegend. Er sollte sie verlassen in kurzer Zeit und seinen Wirkungskreis in einem Lande aufnehmen, in welchem man 300 Fuß hohe Hügel Berge nennt, in welchen lehmige Haiden sind, so weit das Auge reicht und in welchen gelbe Wässer träge und lautlos rinnen. Freilich gibt es dort Wohlhabenheit und üppige Güter, während hier die Menschen kümmerlich ihr Leben fristen, hingegen aber eine Herrlichkeit vor Augen haben, die den sie Empfindenden entschädigt für manche materielle Genüsse. —

Am nächsten Tage verließ ich Greifenburg, in welchem mir die Bevölkerung manch ehrende Aufmerksamkeit erwiesen hatte und fuhr drauaufwärts, dem wilden, zerrissenen, vielthürmigen Gebirge zu, welches unter dem Namen „die Unholden" zwischen Kärnten und Tirol die Grenzwacht hält. An dem malerischen Felsenschlosse Stein vorbei kommen wir nach Oberdrauburg, der Heimat des Dichters Friedrich Marx. Eng an einer Hochwand streichen wir ins heilige Land

Tirol hinein, wo uns sofort der Geburtsort eines großen Tirolers grüßt. Von der Bahn aus sieht man in Dölsach das Vaterhaus Franz Defreggers, welches hoch auf grüner Matte des Berghanges steht. Bald darauf rollen wir in den Bahnhof von Lienz ein. Es kostet viel Ueberwindung, nach einem Imbisse hier wieder ins Coupé zurückzusteigen. Wenn uns dieser Fleck Erde noch nicht schön genug ist, was wollen wir denn noch? Das hier ausmündende Iselthal mit seinen Bergen lockt uns mit Schmeichelei und Gewalt, es verspricht uns, wenn wir seinen Wässern entgegenwandern, die Eiswelt des Großglockner und Großvenediger — die größten Trümpfe, welche unsere Alpen auszuspielen haben. Wir aber bleiben bei unserer Drau, die es durch emsige Lebendigkeit ersetzen will, was ihr an Größe hier abgeht. Je kleiner sie wird, desto ungeberdiger, desto weiter und zerrissener ihr Schuttbett. Fast alle großen wie kleinen Nebenflüsse, die sich aus langen Thälern und hohen Bergen in die Drau ergießen, sind — soferne sie nicht aus der Gletscherwelt kommen — klar, nur die Drau ist grau und kalkig und wir spähen nach, woher sie diese Färbung hat. Wir merken es bald, sie kommt aus den Dolomiten, in welche wir nun einziehen. So nahe sind uns die hohen Berge plötzlich gerückt, daß wir wie Sterngucker gegen den Zenith schauen müssen, um ihre Spitzen zu sehen. Zur Rechten stehen die wirtlichen Höhen mit den Wäldern und Almen, zur Linken die schauerlichen Felsgebilde, aus welchen die Schulterspitze, die Sandspitze, der Breitenstein besonders auffallen. Bei Sillian südlich steht ein schöner Berg, genannt der Helm, der Rigi des Pusterthales mit leichtem Aufstieg und entzückend großartiger Aussicht über die einzig wunderbare Dolomitengruppe, über die Karnischen und Julischen Alpen und über die Tauern.

Eine große Ueberraschung erwartet den Fahrenden etwa 20 Minuten hinter Sillian, es eröffnet sich ihm das weiße Gebirge des Ampezzothales, die Dreischusterspitze, die Brandraste, der Neunerkofel, der Dürrenstein und Andere. Die Dreischusterspitze ist von der Eisenbahn aus gesehen der wildeste Berg auf der ganzen Strecke. Unser erster Gedanke: ist er besteigbar? Es scheint keine Menschenmöglichkeit, an ihm hinaufzukommen. Ich bestieg ihn von Innichen aus, und zwar bis zur Spitze. Die überaus beschwerliche und gefährliche Tour machte ich verhältnismäßig leicht. Die Nebel, welche ein tosender Sturm um die Felswände peitschte, verdeckten mir Abgründe, Wasserfälle und unergründliche Gebirgsaugen. Finstere Klüfte übersetzte ich mit unerhörten Sprüngen, an senkrechten Wänden spann ich mich mittelst des Seiles empor, an glatten, rutschigen Stellen zog ich die Schuhe aus, schnitt in die Fußsohlen Wunden, damit das Blut einen Kleber bildete. Durch schornsteinartige Höhlungen gieng's empor, ich kroch auf allen Vieren und wollte ich rasten, so mußte ich mich erst mit den Knien und Ellbogen feststemmen, um nicht in den Abgrund zu rutschen. Ich dachte nicht daran. „Wenn der Mensch das Leben und den Tod verachtet, ist er Alles im Stande." Auf der Spitze des 3160 Meter hohen Berges, wo der menschliche Fuß kaum eine Hand breit ebenen Boden findet, war es sonnig und windstill. Eine unbeschreibliche Ruhe war um mich und tief, tief unten ringsum das starre Meer der Berge, über dessen fernem Horizont die Alpen von Salzburg, Kärnten, Krain, Italien und selbst der Schweiz hereinblauten. Klar ragten dort die Eisgipfel des Großglockner, des Ankogels, des Venedigers, der Steineralpen, des Ortler, des Montblanc endlich im fernsten Westen! Und südlich beschloß das Bild ein tiefblauer Streifen — das adriatische Meer!

Meiner Tage hatte ich noch kein solches Gebirgsbild geschaut und fast lachen mußte ich über die zünftigen Touristen, welche mit unbeschreiblichen Anstrengungen einen Berg besteigen, um doch nur eine beschränkte Aussicht zu genießen, während ich meine Alpentouren auf den Flügeln der Phantasie mache und mit den Augen der Phantasie die Welt betrachte. Das kostet weniger Zeit, Kraft und Geld, und da sage man noch einmal, daß die Idealisten nicht praktische Leute wären!

Lassen wir unser Auge wieder zurücksinken auf den realen Boden, über welchen das Dampfroß gleitet. Stattliche Dörfer, die aber durch ihre Baumlosigkeit auffallen, malerische Bauernhöfe im Schweizerstile beleben den Plan, über welchen weiße Straßen ziehen. Innichen mit seiner uralten Heiligengrab-Kapelle liegt hinter uns. Ein stilles, ebenes Wiesenthal ist um uns und durch die blumige Matte her rieselt ein klares Bächlein, über das ein dreijähriges Kind mit Leichtigkeit hüpfen könnte. Dieses Bächlein ist — die Drau, welche dort am Fuße des Neunerkogels in ein paar silberhellen Brünnlein entspringt. Am Drau-Ursprung unser Ziel.

Wir sind auf der Höhe des Pusterthales, von welcher die Wässer abfließen gegen Osten in das Schwarze, gegen Westen in das Adriatische Meer. Vor uns liegt die Station Toblach, in ihrer Thalsohle fast so hoch als der Scheitel des Grazer Schöckels, und von schönen, massigen Bergen umstanden.

Das Klima weiß hier nicht recht, soll es schon südlich, italisch sein, oder sich noch ein wenig nordisch alpin stellen. Es hätte manchmal Lust, auf 4000 Fuß Höhe im Angesichte von Schneefeldern Feigen wachsen zu lassen, aber wenn der Zephyr aus den Zillerthaler Fernen herbläst, dann entscheidet es sich ohne Wahlweh für nordisches Eis.

Das große Touristenhotel in Toblach erinnert in seiner Anlage sehr an das Südbahnhotel auf dem Semmering. Doch ist der Ausblick von dem letzteren weit großartiger, als der zu Toblach, trotzdem Toblach im Hochgebirge, der Semmering im Mittelgebirge liegt. Das Hotel Toblach steht an einem schönen Lärchenwalde, hart am Eingange in das Ampezzothal, in welchem zur Hochsaison täglich hunderte von Wägen, Radreitern und tausende von Fußgehern verkehren. Da drinnen in den leuchtenden Felsgruppen ist einer der gesuchtesten und freilich auch der schönsten Punkte der österreichischen Alpen. Wir danken der Drau, daß sie uns die Bahn gebrochen hat bis dahin, und wir danken der Bahn, daß sie uns rasch, so viele Schönheiten unterwegs bietend, hierhergeführt hat. Und vor Allem danken wir dem Schöpfer für eine so wunderbare Welt, deren Schönheit und Größe nicht zu beschreiben ist. Daher lege ich in Demuth die Feder hin und lade Dich ein, mein Leser, mit eigenen Augen zu sehen, was kein Wort und kein Griffel Dir übermitteln kann.

Der große Frauentag.

Aus dem kärntnerischen Volksleben von Rudolf Waizer.*)

Maria Himmelfahrt — der „große Frauentag", zum Unterschiede von Maria Geburt — dem „kleinen Frauentage" — bildet im Leben des deutschen Volkes einen ganz aparten Zeitabschnitt. Der Tag fällt in die Kirmesfestzeit hinein und markiert in Deutschland eine Periode, die man als „Dreißigtage" oder „Frauendreißigst" zu bezeichnen pflegt,**) in Süddeutschland nennt man den großen Frauentag auch „Krautweih" oder „Wurzweih" und ist der Meinung, daß in der auf denselben folgenden Zeit die Thiere wieder ihr Gift verlören.

In unseren Alpenländern heißt der 15. August auch der Büschlfrauentag, Maria Wurzweih, Frauenehrentag 2c. Nach der Meinung des Volkes freuen sich alle Kräuter auf den Tag, blühen deshalb viel schöner und haben auch eine viel größere Heilkraft als zu anderen Zeiten.

In fast allen Gebirgspfarren werden Kräuterbüschel von den Geistlichen geweiht, welche von heilsamer Wirkung für Vieh und Menschenkind sein sollen, mit denen man die bösen Wetter vertreibt und gegen Hexen und Zauberer anfechten kann.

Das Kräuterbüschel muß mindestens aus folgenden neun Kräutern zusammengesetzt sein: aus Odinskopf, der dem Bilde der Sonne ähnlich ist und die Mitte des Straußes einnehmen soll, aus dem Hirschkraut, mit dem sich verwundete Hirsche heilen, aus Speik, Beifuß, der Aberraute, dem Wermuth, dem Laabkraut, der Furcht der Hexen, den Alpranken und Rainfarn. Zur größeren Vervollkommnung nimmt man oft auch Schafgarbe und Weinraute, nebst etlichen „frech" (grell, hochfärbig) blühenden Gartenblumen, wie Verbenen, brennende Liebe 2c., hinzu. Sämmtliche Kräuter müssen am Donnerstag vor dem Maria Himmelfahrtstage vor Sonnenaufgang und ohne Messerschnitt gesammelt werden. Selbstverständlich wählt man hiezu die schönsten Blüten, und der „Weihbuschen", den man fast kaum mit der Hand zu umspannen imstande ist, muß dreifach mit Alpenranken gebunden sein. Vielseitig band man den Strauß aus fünfzehn Kräutern, und zwar aus Himmelbrand, Mooskolben, Bibernell, Harthen, Glockenblume, Teufelsabbiß, Kümmel, Geschwulstkraut, Mühlkraut, Raute, Herrnkraut, Kraftwurz, Liebstöckl, Teufelskletten und Fünffingerkraut. An manchen Orten flocht man den Strauß sogar aus siebenundsiebzig Kräutern. Stets mußte aber der Himmelbrand im Mittelpunkte des Straußes stehen.

Im Gail- und Lesachthale, dann im Maltathale in Kärnten findet noch heute die Segnung des „Weihbuschens" statt. Ueber die Entstehung des „Weihstraußes" erzählt Dr. Mathias Lexer in seinem kärntnerischen Wörterbuche folgende Sage:

„Vor vielen, vielen Jahren war

*) Culturbilder und Skizzen aus Kärnten von Rudolf Waizer. (Klagenfurt, F. v. Kleinmayr. 1890.)

**) Der Frauendreißigst beginnt mit 15. August und endet mit 15. September.

das ganze Lesachthal nur eine von wenigen Hirten bewohnte Alpe. Da kam zu einer Hirtentochter einmal ein fremder Mann im grünen Gewande und machte ihr ein Langes und Breites vom Heiraten vor. Einmal erschien er sogar in der Nacht und wollte das Mädchen auf die „âbiche Seite“ bringen, aber dieses gibt nicht nach und bemerkt, daß der fremde Mensch „übern rugge daraus gànz houl wàr, àss wia a trok“. Sie fängt an, sich zu fürchten, geht am nächsten Tage zum Pfarrer nach St. Daniel im Gailthale, erzählt ihm die ganze Geschichte und bittet um seinen Rath. Der Geistliche erkennt an der Beschreibung gleich „das gànggerle“ und sagt: Der Teufel ist nicht hinterlistig, sondern dumm; wann er wieder kommt, so lasse es nicht merken, daß Du ihn kennst, und frage ihn, wovor sich denn der Teufel am meisten fürchtet.

Das Mädchen befolgt diesen Rath, der Teufel merkt die List nicht und antwortet auf jene Frage:

„Hàbràt, widertôt und speik ist gut fers àlp'nreitn.“

Diese drei Stücke nimmt nun das Mädchen, geht damit zum Geistlichen, der die Kräuter weiht und dem heimkehrenden Mädchen an den Hals hängt, worauf das nächstemal der Teufel mit Hinterlassung eines schrecklichen Gestankes gleich rechtsum machte. Seit dieser Zeit lassen die Leute alle Jahre am Maria Himmelfahrtstage einen Busch Alpenkräuter weihen, und von rechtswegen sollte in einem jeden Habrat, Widertod und Speik sich befinden.

Solche geweihte Buschen halfen vornehmlich gegen das „Vermanen“ und „Verzabern“ des Viehes. Im Maltathale bewahrt man den Weihbusch auf dem Dachboden auf, und in den Rauhnächten räuchert man mit demselben die Ställe und Hausräume aus. Von den Kräutern soll man am Gründonnerstag auch essen, um vom Fieber verschont zu bleiben. Von den vorgenannten neunerlei Kräutern schreibt unter Anderem Prätorius, daß in Leipzig eine Hexe anno 1658 verbrannt worden sei, welche bekannt habe, „daß sie Allen hätte schaden mögen, nur zween Bauern nicht im Dorfe, welche neunerlei Kräuter in ihren Häusern gehabt, die sie am Sonntag gesammelt hätten“.

Die Hauptrolle unter den Kräutern des „Weihbuschens“ spielen jedoch die vom Aelpler hochverehrten, ich möchte sagen: geheiligten Pflanzen, das sind Habrat, das ist Raute (artemisia abrotanum), dann Speik (valeriana celtia) und Widertut (adiantum aureum). Sämmtliche drei sind der heiligen Jungfrau Maria geweiht und bergen eine große Kraft in sich.

Die Raute, welche der verwundete Hirsch aufsucht, da sie von großer Heilkraft ist, wird unter dem Spruche:

Ich brech' euch edle Kräuter schon
Durch des himmlischen Vaters Kron'
Und durch den heiligen Geist,
Daß ihr behaltet Kraft und Tugend mit Fleiß.
Daß ihr mir seid ein Sicherheit
Vor dem Teufel und alle Zauberleut' —

gegraben.

Die Raute bildet einen wichtigen Bestandtheil des Diebs- oder Rauberessigs, der vor böser Luft und ansteckenden Krankheiten schützt. Auch gegen Schlangenbisse und Vergiftung dient die Raute, darum ißt das Wiesel, bevor es mit einer Schlange den Kampf aufnimmt, einige Rautenpflanzen. Die Raute schirmt vor der „Trut“, dem „wilden Gjad“ und wandelt sich, in den Sarg eines Todten gelegt, in Gold, so daß dadurch dessen Seele goldstrahlend im Himmel ankommt.

In Folge ihres aromatischen Duftes und ob des Grünbleibens im Winter, kam die Raute zu dieser Bedeutung.

Eine ähnliche Wirkung wie die Raute, hat auch der starkduftige Speik in seiner unscheinbaren Form. Bibernell und Speik sind ein Präservativ

gegen Cholera und die Blüten des Speik schützen gegen Unholde und Teufel.

Die dritte Pflanze, der Widertun (Entgegenthun), auch Frauenhaar genannt, zerstört einerseits jeden Zauber und befeuert andererseits die Liebe. Die Pflanze hat eine verjüngende Kraft und bewirkt auch ein langes Leben, wird darum „Widertod", gleich wider den Tod, genannt. Man flocht es, um die Jugend zu bewahren, häufig in den Brautkranz. Frauenhaar mit Raute im Wein angesetzt, heilt den Stich der Schlangen und Spinnen und vertreibt, tropfenweise genommen, das melancholische Geblüt.

Am „großen Frauentag" findet vielseits in den Thälern der Flurgang, das ist das „Segnen der Felder", und auf den Bergen das „Segnen der Alpen" statt. Indes sich der Brauch im Thale vollzieht, gewinnt diese Feier in den einsamen, mächtigen Hochalpen mehr durch die Großartigkeit der Natur und den Ernst, der der Weihe entgegengebracht wird. Da wird der kleine Kreis, der sich ehrfürchtig um den Priester drängt, fast nur von wenigen Sennerinnen und Hirten gebildet; mit scheuer Andacht umgeben sie das Feuer, in das die geweihten Kräuter geworfen werden, und mit dem ganzen Ernste, der sich oft in dem Antlitze einfacher Naturmenschen ausprägt, lauschen sie den fremdartigen Worten. Der Priester sprengt aber mit einem grünen Zweige das Weihwasser in die Lüfte; durch das Gestrüpp der Kiefern und der Alpenrosen zieht der niedere blaue Rauch, und kein Laut erklingt in der Runde, als das Rieseln der Bäche und das Rauschen der Wälder. — So steigen die stillen Bitten empor in die Höhen des Himmels; dann bekreuzen sich die Männer und Frauen und sind sicher — ihrer Erhörung.

Allerlei Grüße.

Von Wilhelm Huschak.

Jeder Volksstamm und jedes Land hat seine nationalen Sitten und Umgangsformen. Im geselligen Leben der Völkerfamilien war es schon in grauer Vorzeit Sitte und Brauch, bei Begegnungen, Zusammenkünften und Verabschiedungen bekannter oder befreundeter Personen das gegenseitig gehegte Achtungs- oder Freundschafts-Gefühl in wahrnehmbarer Weise zum Ausdruck zu bringen.

Diese in Worten und Geberden kundgethane Gesinnung verkörpert sich im Gruße.

In etymologischer Beziehung ist das Wort „grüßen" auf das plattdeutsche Verbum „groeten", d. i. „groß machen", zurückzuführen. Wie abweichend aber von einander die Begrüßungsweisen nach Zeit, Ort oder Umständen sind, dürfte daraus ersichtlich sein, daß dasjenige, was bei der einen Nation als Höflichkeitsact bezeichnet wird, bei einer anderen Bildungslosigkeit bedeutet. So mannigfach nun auch die Bewegungen des menschlichen Körpers sich gestalten lassen, es wird deren vielleicht keine einzige geben, die nicht auf irgend einem Fleckchen unseres gewaltigen Erdballes als

Zeichen des Grußes thatsächlich angewendet würde.

Versuchen wir nun, die verschiedenen Nationalgrüße und damit in Zusammmenhang befindlichen Redensarten vor unserem geistigen Auge kaleidoskopartig vorüberziehen zu lassen.

Bei dem israelitischen Volke war der gewöhnliche Gruß „Schalom lecha“ (Friede sei mit Dir!), während bei größerer Intimität gegenseitig Hand, Haupt und Schulter geküßt wurden. Mit „Ave“ (Sei gegrüßt!) und „Vale“ (Sei gesund!) bewillkommten sich die alten Römer beim Kommen und Gehen; mit „Chaire“ (freue Dich!) die Griechen des alten Hellas. Aus dem 16. oder 17. Jahrhundert soll die nun gegenwärtig von fast sämmtlichen Culturvölkern geübte Art des Grüßens, Entblößen des Hauptes, stammen. In der aufblühenden Hauptstadt der grünen Steiermark hat sich in jüngster Zeit gegen diese althergebrachte Sitte eine Bewegung erhoben, welche an Stelle des Hutabnehmens den militärischen Salut auch für Civilpersonen einbürgern will. Sollten den biederen Grazern etwa die bekannten Verse des Altmeisters Goethe hiezu die Anregung gegeben haben?

„Ehret die Frauen, begrüßt sie mit Neigen,
Begrüßt sie mit freundlichem, sittigem Beugen
Des bedeckten männlichen Haupt's!
Glaubt's dem Erfahrenen: Jede erlaubt's!
Wollt Ihr trotz hippokratischem Schelten
Denn mit Gewalt das Genie Euch erkälten?
Lasset die Hüte, die stattlichen Mützen
Fest auf der Locke, der Glatze Euch sitzen!
Grüßet mit Worten, grüßt mit der Hand,
Ehret die Sitte, schont den Verstand!“

Da in keinem der vielen Kronländer der glorreichen habsburgischen Monarchie öffentlich dem Küssen so gehuldigt wird, wie in Galizien, so findet es naturgemäß auch bei Begrüßungen und Verabschiedungen die weitestgehende Anwendung, und als Beleg für diese Kuß-Manie mag die dem zarten Geschlechte zugewendete Grußformel „Całuję nóżki“ (ich küsse die Füßchen) dienen.

In Deutschland und namentlich in Oesterreich ist die schöne Gepflogenheit des Anstandes, den Damen die Hand zu küssen, noch in vollster Anwendung, während in Italien nur die intimsten Freunde und nächsten Bekannten sich diese Galanterie erlauben dürfen.

Die russische Frauenwelt dagegen gestattet den Kuß auf die Stirne, nicht aber auf die Hand. Eine interessante Auslassung über das Wesen des Handkusses sei aus dem „Deutschen Volksblatt“ hier eingewoben: „Der Brauch des Handkusses verschwindet immer mehr. An öffentlichen Orten ist er längst verbannt und in Gesellschaften gebührt er nur noch den Frauen vom Hause. Das Verschwinden dieses schönen Brauches ist nur zu bedauern, denn dadurch wird uns ein Mittel entzogen, unseren Gefühlen, mögen sie sympathischer oder entgegengesetzter Natur sein, einer bestimmten Person gegenüber Ausdruck zu geben, ohne daß die Umgebung etwas davon merkt. Denn man kann in einem Handkuß, der überaus gleichgiltig zu sein scheint, die innigste Verehrung, aber auch die größte Abneigung legen. Und die Frau kann aus der Art, wie ihr die Hand geküßt wird, mit ziemlicher Gewißheit den Charakter des küssenden Mannes erkennen. Ein flüchtiger Kuß, gleichviel, ob auf die bloße Hand oder auf den Handschuh, rührt von einem Sausewind her; ein langsamer, warmer Handkuß deutet auf einen Schwärmer; ein feuriger, mit kräftigem Drucke begleiteter Handkuß läßt auf einen entschlossenen Mann schließen; ein Handkuß ohne zu sehen, ob er auf die rechte oder linke Hand fällt, ist das Zeichen eines Thoren; ein Handkuß mit Spuren, also ein Handkuß voll Saft und Kraft wird von einem Ungebildeten verbrochen. Ein Handkuß mit leisem, Niemand als der Dame bemerklichen Anziehen der Hand — wer könnte ihn anders der Dame ver-

ehrungsvoll auf das runde Händchen drücken als der bestimmte Liebhaber? Und nun noch ein Handkuß, der gar nicht die Hand selbst berührt, der etwas ganz Apartes für sich haben will, nämlich das Handgelenk, das ist die dauernde Liebe. Also meine jungen Damen: wohlgemerkt auf die Art des Handkusses, wenn Anbeter sich nahen."

Daß sich deutsche Männer durch einen Kuß begrüßen, ist nicht ungewöhnlich, während in England dies Verfahren nur zwischen den engsten Verwandten Brauch ist.

In jenen Gauen Deutschlands, in welchen die protestantische Lehre dominiert, lauten die diversen Begrüßungen: „Guten Morgen, Guten Tag, Gute Nacht, Ergebener Diener, Grüß Gott!" u. s. w., wogegen in den katholischen Gegenden, insbesondere in den Gebirgsländern, die Grußformel: „Gelobt sei Jesus Christus!" mit der Erwiderung: „In Ewigkeit, Amen!", welche auf Papst Benedict XIII. (1728) zurückzuleiten ist, weite Verbreitung hat. Ganz bestimmte Grüße tauschen Bergleute, Turner, Jäger und Seeleute: „Glück auf!", „Gut Heil!", „Waidmanns Heil!" und „Fahr' wohl!" — Daß auch die Gilde der modernen „Gigerln" nach ihrer Art das Grüßen möglichst originell — aber auch höchst lächerlich durchzuführen sich bestrebt, ist den Großstädtern wohlbekannt, und spielen hiebei das schnarrend vorgebrachte „Tschau" und das genäselte „Ebäh" in Verbindung mit eigenartigen Fingergriffen die Hauptrolle.

Sich zu den Füßen seines Gebieters niederzuwerfen, dessen Knie zu umfangen und zu küssen, ist russische Sitte. In einer eichelreichen Gegend Serbiens ruft man sich beim Begegnen zu: „Gibt es Eicheln?" — Der Morgengruß zweier Holländer lautet: „Schmalakely eeden," d. i. guten Appetit! — Charakteristisch sind die Erkundigungen nach dem Befinden, so fragt der Spanier und Italiener: „Wie steht's?", der Franzose: „Wie geht's?", der Deutsche: „Wie befinden Sie sich?" und in einem Districte Deutschlands speciell: „Wie leben Sie?", welche Frage ob ihrer Vernunft und Deutlichkeit wohl zu empfehlen wäre, der Mynherr: „Wie fahren Sie?", und schließlich der Sohn Albions: „Was machen Sie?" — Bezeichnend für den noch ungebrochenen Freisinn in den baskischen Provinzen ist der kurze Bauerngruß „Egün hun" (Guten Tag!). — Umarmungen, Küsse und Händedrücke vermitteln die körperliche Verbindung bei Begrüßungen, und haben fast alle Völkerschaften gemein. Eine Bereicherung erfahren diese Achtungs- und Gunstbezeigungen noch bei außereuropäischen Stämmen, weil bei diesen auch die Berührung anderer Körperstellen vorkommt. So drücken z. B. auf den Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln (Süd-See) die Grüßenden ebenso wie die Lappländer und Kalmücken die Nasen aneinander. Befreundete Südsee-Insulaner schütten sich auch Gefäße mit Wasser übers Haupt. Auf den Inselgruppen im Stillen Ocean bietet man die Handfläche dar, an welcher der Begrüßte sein Gesicht hin und her bewegt. In Bengalen legen die Hindus die rechte Hand an die nach abwärts geneigte Stirn und sinken in den Staub, einmal zur Begrüßung für Gleichgestellte, zwei- oder mehrmals, je nach den Graden der Höheren. Die Türken kreuzen beide Arme über die Brust und wenden den Kopf dem Begrüßenden zu, indem sie sich unausgesetzt rasch verbeugen, u. zw. umso tiefer, je höher der andere ist. Im glücklichen Arabien legt man mit dem Rufe „Salem aleikum" (Friede sei mit Euch!) die Hand auf die Brust, um gleichsam die Herzlichkeit des Wunsches darzuthun, und „aleikum essalem" (Mit Euch sei Friede!) wird entgegnet; man pflegt aber auch Wange an Wange zu schmiegen und zu reiben, oder kommt es vor, daß man sich umarmt,

küßt und unausgesetzt wechselseitig über das Wohlbefinden Erkundigungen einzieht.

Daß die orientalischen Sitten und Gebräuche das Gepräge von Servilismus an sich tragen, ist auch aus der Art und Weise ihrer Grüße zu ersehen. Treffen beispielsweise zwei berittene Chinesen zusammen, so sitzt der Geringere ab und wartet, bis der Vornehmere vorübergekommen ist. Im Süden des „Reiches der Mitte" bewillkommt sich das Volk mit: „Ya Fan" (d. h. hast Du Deinen Reis gegessen?), denn der Reis nimmt bei den Chinesen die höchste culinarische Stelle ein. Im japanischen Inselreiche löst der Niedere beim Anblicke eines Höheren seine Sandalen von den Füßen, kreuzt die Arme und ruft: „Schone mein!" — Die Siamesen werfen sich vor Höheren zu Boden und verweilen so lange daselbst, bis sie emporgehoben werden. Die Singhalesen legen zum Gruß die Handfläche an die Stirn und neigen sich tief zur Erde. Die Bewohner von Birma riechen abwechselnd an ihren Gesichtern und preisen den Wohlgeruch, den sie mit dem Athem einsaugen. Auf die Knie zu sinken und den Erdboden küssend zu berühren, ist abessynischer Brauch, während man im benachbarten Egypten die Hand ausstreckt, dann auf die Brust legt und das Haupt neigt. Eine nach europäischen Begriffen wohl höchst komisch klingende Frage stellt man in Cairo, nämlich: „Wie schwitzen Sie?" — deren Begründung eben darin liegt, daß bei dem dortigen Klima das Nichtschwitzen ein sicherer Vorbote des schleichenden Fiebers ist. Die Mauren der besseren Stände galoppieren an ihre Bekannten heran und feuern knapp vor diesen ihre Pistolen ab. Die Neger Australiens dürften ihre Begrüßungsart von unseren ungezogenen Gassenjungen entlehnt haben, denn sie strecken so wie diese die Zunge gegen einander heraus.

Unsere Kreuz- und Querzüge sind nun mit dem Anlangen bei dem amerikanischen Continent zu Ende.

Die Mexikaner bieten sich außer Umarmungen und Küssen noch ein besonderes Willkommen, das gegenseitige Klopfen mit der flachen Hand auf den Rücken, u. zw. umso stärker, je inniger die Zuneigung ist. So eigenartig und langathmig die Begrüßungsceremonien der Indianer Nord-Amerikas sind, so kurz und bündig erweisen sich jene der südamerikanischen Rothhäute. Deren Ansprache lautet: „Ama reka?" (Du?) und erwidert wird: „A!" (Ja!). Mit den Eingeborenen einiger westindischer Inseln möchten wohl die wenigsten Europäer freundschaftlich verkehren wollen, denn sie speien sich in die Hände und bestreichen damit das Antlitz der zu Begrüßenden.

Die Erwähnung der genau festgesetzten, wie auch vielseitig gegliederten maritimen und militärischen Begrüßungen („Ehrenbezeigung, Salutieren") zu Land und zur See möge somit diese Aufzeichnungen beschließen.

Aus Gottfried Leitners Liebesleben.

Sonette von ihm selbst verfaßt.

Umarmung.

So bist Du endlich mir ans Herz gesunken,
Und meines pocht mit Deinem froh zusammen;
Aus sel'gen Augen schlagen loh die Flammen,
Die lang' nur glommen in verstohl'nen Funken.

Du, die mit Kaltsinn erst noch schien zu prunken,
Und jeden Schein von Milde zu verdammen,
Du duldest dieser Arme, dieser strammen,
Umfangen nun fast willenlos wie trunken.

Frei überströmt die Brust mit Deiner Locken
Wild wallend Gold, von dessen üpp'gen Ringen
Den kargsten Du mißgönnt mir ohn' Erbarmen.

Und jäh gewahr' ich wonnevoll erschrocken,
Wie viel vermag des Glückes zu umschlingen
Der enge Kreis von zweien Menschenarmen.

In Pisa.

Fern eilt manch deutscher Freund auf schnee'gen Pfaden
Dem Stübchen zu und warmen Feuerstellen;
Wir schlendern hier mit fröhlichen Gesellen
Gemach an Pisas sonn'gen Stromgestaden.

Des Himmels Blau und grüne Pinien laden
Zum Küstenwald uns ein; und sanfte Wellen,
Die her von Spezzias Golf zum Strande schwollen,
Verlocken fast, in lauer See zu baden.

Sieh', theure Leidende! wie dort Citronen
Im Klosterhofe noch den dunklen Kronen
Duftblüten einzuschlingen sich erkecken.

Auch schmeichelt milde Luft der Rosenhecken,
Daß noch dem heil'gen Christ sie Knospen böten;
Und sollte Dir sie nicht die Wangen röthen?

* * *

Wild braust Südwestwind; spukhaft im Kamine
Erwacht ein Wimmern; Thür und Fenster streben
Aus Fug' und Angel: ein gespenstisch Leben
Durchtobt das Haus, als würd' es zur Ruine.

Aufflattert jäh des Krankenbett's Gardine;
Scheu flackt das Lampenlicht, als wollt's entschweben;
Und, daß Dein Lebensflämmchen selbst ein Beben
Erfaßt, verräth mir Deine Leidensmiene.

Nun legt der Aufruhr sich in Haus und Gassen,
Glatt wieder fließt der Arno und gelassen;
Nur Deiner Adern Flut noch jagt im Sturme.

Ich sitze still bei Dir; doch tönt vom Thurme
Zu San Pietro hohl der Ruf der Glocken —
Zuckt bang' mein Herz, daß mir die Pulse stocken.

* * *

Zu Ende gieng die Nacht, am Aethersaume
Brach matt die Dämm'rung an; doch Du, die immer
Mit Ungeduld ersehnt des Tages Schimmer,
Lagst theilnahmslos in Deiner Kissen Flaume.

Da zuckte leis Dein Mund, umher im Raume,
Wie grüßend, wandtest Du des Auges Flimmer,
Riefst theure Namen, froh, als trät' ins Zimmer
Manch lieber Gast, längst nur erblickt im Traume.

Entzückt vernahmst Du sel'ge Harmonien,
Sahst hold vor Dir verklärte Blumenwiesen,
Und lächelnd dann entwalltest Du auf diesen.

Ich aber lag gebrochen auf den Knien,
Die Arme nachgestreckt mit glüh'ndem Sehnen,
Und flehte fruchtlos: „Bleib!“ mit tausend Thränen.

* * *

Am stillen Domplatz liegt seit alten Tagen
Der Campo santo Pisas tief im Schweigen;
Hehr sieht man draus Cypressensäulen steigen,
Und im Geviert die Hallengänge ragen.

Uralt füllt Leichenpomp von Sarkophagen,
Von Aschenurnen, einst Etruskern eigen,
Von Büsten auch, die sich aus Nischen neigen,
Die Wände rings die Meisterbilder tragen.

Und innen, wo so freundlich deckt der Wasen
Den Hofgrund, winkt die stillste der Oasen
Den Müden nach der Pilgerfahrt Beschwerde.

Das Meerschiff brachte fromm von Salems Fluren
Einst diese Schollen, und von Wandelspuren
Des Herrn geweiht ist diese heil'ge Erde.

Doch, Theure, ruht gleich selt'ner Gottessegen
Seit grauer Zeit auf jenem Gräbersande,
Nicht konnt' ich Deiner Asche fremdem Lande
Vergönnen, frommen Sehnsuchtsdrang entgegen.

Dein deutsches Herz mit seinen letzten Schlägen
Verlangte heim, wo nordwärts dort am Strande
Der schönen Adria, am grünen Rande
Der Alpen, Dein gelobtes Land gelegen.

Auf rafft' ich Deine Reste denn, mit ihnen
Zu fliehen übers Joch der Apenninen
Und jenen Po, bedrohlich von Geberde.

Nun fehlt, wo ihnen endlich Rast beschieden,
Prunkhafte Zier; doch deckt sie hier in Frieden
Des deutschen Vaterlandes heil'ge Erde.

An die Thurmuhr zu Götz.

Du hast manch schöne Stunde mir geschlagen
In ferner Zeit einst, alte Kirchthurmuhr!
Sogar mich, den ein süßer Schreck durchfuhr,
Gemahnt, das erste Stelldichein zu wagen.

Noch traut, wie einst in jenen gold'nen Tagen
Durchhallt dein Glockenschlag die Alpenflur;
Doch fremd mir ward die alte Heimat, nur,
Daß treu noch rings dieselben Berge ragen;

Nur, daß noch du mit mildem Feierklange
Befreundet triffst mein gerne lauschend Ohr,
Und holde Schatten rufst, entschwunden lange.

Doch eine Thräne drängt sich still hervor
Zur Wimper mir, und rollt herab die Wange:
Ach, spät vergißt sich, was man früh verlor.

Rückblick.

In eine schlimme Zeit fiel, ach! die meine;
Jed' mannhaft Wort ward kerkerwert zum Fehle,
Und Häscher fragten streng, wenn's kaum aus Kehle
Und Feder trat, nach seinem Kundschaftscheine.

So schwieg ich denn, und fröhnt' am Actenschreine,
Ein Dienstknecht, unbefragt, ob's ihn nicht quäle;
Doch nicht vertrocknet noch ist mir die Seele,
Wie meinem Schreiberkiele hier die seine.

Allein verfröhnt ist doch das schöne Leben,
Der Früchte bar die lange, herbe Mühe,
Und Niemand mehr vermag Ersatz zu geben.

Bald werd' ich in die Gruft hinab auch steigen,
Die Dich, geliebtes Weib, mir barg so frühe,
Und uns bedeckt Vergessenheit und Schweigen.

(Aus Herbstblumen. Neue Gedichte von K. G. Ritter von Leitner. Graz. Universitätsbuchhandlung, Leuschner & Lubensky.)

Ein poetischer Briefwechsel.

Dem Leben nacherzählt von Luise Lecher.

Heute gieng's nun einmal nicht! Mit dem Arbeiten nämlich. So emsig das fleißige Kind sonst Stich an Stich zu setzen und Naht an Naht zu fügen wußte, bis das Kunstwerk in vollendeter Eleganz dalag, heute ließ Klärchen trotz aller Mahnungen und bösen Blicke der ersten Mamsell, die Hände immer wieder träge und müßig in den Schoß fallen.

Gar zu Verwunderliches war auch der kleinen Näherin passiert. Seit etwa drei Jahren in der großen Stadt von ihrer Hände Arbeit lebend, war sie gegen brutale oder sinnige Annäherungen alter und jüngerer Herren, denen wohl jedes alleinstehende Mädchen ausgesetzt ist, vollkommen gefeit, und Keiner konnte sich rühmen, jemals einen aufmunternden Blick, geschweige eine bedeutsamere Gunst der netten Blondine erhalten zu haben. Nicht aber weil ein kaltes, männerfeindliches Herz in ihrer Brust klopfte, sondern im Gegentheil, weil Klara ganz ungeheuer hochgestimmte Anforderungen an das Leben und an die Liebe stellte. Wenn sie dann zusehen mußte, wie alle Kameradinnen sich in ganz trivialen Verhältnissen, ohne jegliche Poesie dahinschleppten, auf Krenwürstl und Schwechater, statt auf duftige Billetdoux oder Bouquets, auf einen Tanz bei Schwender, statt auf gefühlvolle Abendserenaden erpicht, da beschloß Klärchen, diesem frivolen Geschlechte gegenüber ihr magdliches Herz zu verschließen und lieber einsam als mißverstanden durch das Leben zu wandeln.

Nun war eben heute Einer gekommen, der Sinn und Verständnis kundgab für der Nähmamsell zartbesaitetes Gemüth. Das heißt, nicht er selbst, sondern nur ein Brief. Aber was für ein Brief. Da hieß es nicht etwa, wie sonst wohl Brauch ist bei dergleichen Anfragen: „Ein gebildeter junger Mann mit Sinn für Häuslichkeit, sucht eine Begleiterin zu gemeinsamen Ausflügen," oder: „Jene Dame, welche dem sie verfolgenden Herrn im Eingange des Burgtheaters zu entschlüpfen wußte, wird gebeten, ihre Adresse anzugeben." Nein, nichts von alledem. Man höre und staune:

„Göttin und Huldin meiner Sehnsuchtsqualen!

Wenn die Sonne auf den feurigen Rossen des Morgenrothes dem schwarzen Pfuhl der Nacht entsteigt, und Unschuldssäuseln durch die Hecken klinget, wenn die Nachtigallen in melodischen Accorden ihre Leier anstimmen und Luna in keuschem Schmerze sanfte Thränen niederthauet: dann fühlt der Menschheit Brust ein Verlangen nach Amors Köcherpfeilen und tiefverwundet legt Dero submissester Sclave seine irdischen Hoffnungen in den holdanlächelnden Blick zweier Taubenaugen, und hegt die Ueberzeugung, aus wahrhafter Anbetung entsprungen, nicht ganz als unseliges Hirngespinst ohne Rückantwort flammender Ergüsse zu verbleiben in demüthig respectvoller Zerflossenheit

Andreas Rosenstengel."

Wenn das keine Poesie war, so gab es überhaupt keine. Klärchen war gerührt. Gerührt und gewonnen. Wohl-

gefällig erinnerte sie sich des bescheidenen Hausgenossen, den sie des öfteren auf Treppe und Flur begegnete. Er war Friseur und erfreute sich eines auffallend interessanten Haarwuchses. Da aber außer dieser blonden Mähne, welcher er als Mann vom Fach stets jenen genialen Wurf zu geben wußte, die der Fülle des Stoffes entsprach, eben nichts sonderlich Interessantes oder Gefühlvolles an Herrn Rosenstengel zu bemerken war, so hatte das sinnige Klärchen des weiteren keine Notiz von dessen Huldigungen genommen. Nun stand seine Sache jedoch anders und eine Antwort ward beschlossen. Und zwar eine solche, die dem unvergleichlich erhabenen Style seines Briefes entsprach: eine poetische Antwort. Doch wo soll eine kleine Nähmamsell, die dreizehn Stunden des Tages über die Maschine sitzt, Poesie hernehmen, ein Artikel, der selbst unseren Dichtern von Gottes Gnaden im ungesegneten neunzehnten Jahrhundert nicht alleweile zu Gebote steht, so wie sie gerne möchten. Es war ein höchst kitzlicher Fall.

Allein unter sieben Mitarbeiterinnen, die den langen Tag über den Mund eben so rasch zu bewegen wissen wie die rührigen Finger, gibt es kein Problema, zu dessen Lösung nicht wenigstens eines der klugen Kinder Rath wüßte. Mademoiselle Natalie, eine übertragene Dame, die nicht nur wahrhaft gebildeten Eltern entsprossen, wie schon der Name bekundete, sondern deren erster Geliebter einen Freund gehabt hatte, dessen Vetter mit einem wirklichen Journalisten in sehr intimen Beziehungen gestanden, Mademoiselle Natalie schüttelte ihr Roßhaargelocke und meinte wohlwollend:

„Kommen Sie heute Abend mit mir. Wir wollen in meiner Bibliothek nachsehen, ob wir nicht etwas entdecken, das uns in dieser heiklen Frage nützlich wäre.“

Gesagt, gethan. Die Bibliothek des Fräuleins bestand in einem schiefhängenden Bücherbrett. Darauf sehr viel broschierte Werke neueren Datums mit dem ominösen „Zur gefälligen Besprechung“; sie entstammten wohl den vergangenen journalistischen Beziehungen und waren, da sie schnöderweise unbesprochen geblieben, bis auf des Autors Namen unbekannt. Dann einige Jahrgänge von Silbersteins Volkskalender, stark abgegriffene Taschenbücher in Goldschnitt aus dem vorigen Decennium; endlich war auch das Alterthum durch einige Volksbücher mit rührenden Holzschnitten vertreten. Doch das gieng Alles Klärchens Anliegen nicht an. Nathalie musterte mit Kennerblick ihre Geistesschätze und griff dann nach einem zu hinterst stehenden, arg verstaubten Bande.

Da haben wir, was wir brauchen: „Poetischer Briefsteller zum Gebrauche minniglicher Seelen, enthaltend was an erhabenen Gefühlen und schwungvollen Bildern unsere größten Dichter zu Tage gefördert.“

Hastig langte Klara nach dem Schatz. Triumphierend eilte sie heim und dachte: „Es geht doch nichts über wahre Bildung. Darauf wäre ich nie verfallen.“

Aber, o Wunder, die herrlichste Ueberraschung stand dem guten Kinde noch bevor. Nachdem Klärchen ihren Abendspeck verspeist und ihren Chignon für den morgigen Tag frisch aufgebürstet hatte, öffnete sie in feierlichster Stimmung das vielverheißende Buch, und da stand gleich auf der ersten Seite zu lesen:

„Göttin und Huldin meiner Sehnsuchtsqualen!

Wenn die Sonne auf den feurigen Rossen des Morgenroths“ 2c. 2c. Klärchen war auf dem Gipfel der Bewunderung. Welch ein vielbelesener, kenntnisreicher Jüngling mußte dieser blonde Rosenstengel sein, wie gründlich bewandert in der schönen Literatur, um schier Wort um Wort hinzuschreiben, wie man es gedruckt in den

Büchern fand? Glückstrahlend setzte sich die Kleine hin und malte, mühsam genug, treulich nach, was als Antwort jenes ersten Schreibens in dem capitalen Schriftsteller bezeichnet stand. Ueber Kurzem kam es auch zurück, und Freude über Freude, ganz ordnungsgemäß, sowie Klärchen es allbereits seit etlichen Tagen in froher Erwartung herausgelesen.

„Süße, reine, himmlische Zauberin!

O Du, die Du Dich jenes jungfräulichen Stolzes begeben, und die Du Dir Dein Dich mir entgegentreibendes Herz nicht willst knechten lassen von schroffer Schicksalshand, nimm' meinen Dank für die Beweise Deines Dich ehrenden Vertrauens in männliche Gluten, und sei gewiß, daß weder eisenverzehrender Rost noch marmorbohrender Regen aus meiner in Sonnenaufgangswonnen und Schauermitternachtsgeflüster hangenden Seele weichen werden, die Dich Deine Dir durch mich geraubte Ruhe als einziges Ziel unschuldbeschwingter Hoffnungen so gern wiederfinden ließe an dem Busenkrater Deines Deine Dich heiligende Huld heiß empfindenden Andreas Rosenstengel."

Gleich einem Kinde, das zum zwanzigstenmale demselben Märchen lauscht, dessen froher Lösung es sicher geworden, lächelte Klara ob des total befriedigenden Inhaltes des zweiten Briefes, und beeilte sich möglichst mit der Antwort. So gieng denn der poetische Briefwechsel flott von statten. Leider gab es aber, wie nur zu häufig auf Erden, auch in der Nähstube zweifelsüchtige und kritische Gemüther, die sich nicht entblödeten, die freche Behauptung aufzustellen, der geistreiche Correspondent benütze einfach die nämliche Quelle wie seine gefühlvolle Partnerin. Diesen Frevel an allem was seit einem Monate als groß und schön Klärchens kleines Herz erfüllte, sprach eine häßliche Brünette mit schielendem Blicke kecklich aus und erbot sich, da sie Thür an Thür mit dem poetischen Friseur hauste, den Beweis der Wahrheit anzutreten. Und zwar so. Die abscheuliche Skeptikerin hatte sich einen anderen Briefsteller von gleichem Format, aber anderem Inhalt zu verschaffen gewußt und diesen in die zumeist offenstehende Kammer des blonden Zimmerherrn praktiziert, dafür aber das Duplicat von Klärchens Buch als corpus delicti sämmtlichen Nähfräuleins präsentiert. Jedoch dermaßen gefestigt war Klaras Vertrauen in die Genialität ihres Verehrers, daß sie selbst dann noch nicht ins Reine kommen konnte, als anstatt des wunderbar stylisierten Briefes Nr. 13, der eben an der Tour war, ein entsetzliches Kauderwelsch eintraf, das nach Meinung der Kleinen gar nichts mit Poesie zu schaffen hatte. Unbeirrt um das Gespötte der Colleginnen copierte sie ihre Antworten, aber es ward immer ärger statt besser und durchaus keine harmonische Stimmung mehr zu erzielen, wenn der geniale Rosenstengel z. B. behauptete: „die Courtoisie eines enflammirten Chapeaus defendiere seinen purificierten Intentionen, sich durch molestierende Adoration zu exponieren und den Phönix seiner âme choquante Declarationen mit miraculöser Effronterie zu applicieren," daß das gute Mädchen, in gelinde Verzweiflung ausbrechend, zuletzt gar nicht mehr antwortete. Zudem kam, just nicht ungelegen, ein Schreiben aus der Heimat, welches lautete:

Liebe Klari!

Meine Militärzeit ist aus und ich darf jetzt heiraten. Hast in der Wienerstadt keinen Schatz gefunden, so laß mich's wissen. Daß ich Dir immer gut bin gewesen, hast Dir ja wohl schon denkt. Ich hab' ein Glasergeschäft angefangen. Der Platz wär' gut und die Wohnung schon

gar nicht feucht, von wegen der kleinen Kinder später. Wenn Du was erspart hast, wär's schon gut, sonst bist mir auch so recht. Ein wenig ein Eisengeschirr könnt' ich grad noch brauchen, wenn Du eines mitbringen möchtest. Komm nur bald und antwort lieber hernacher.

Dein getreuer Josef."

Und Klärchen kaufte, nachdem in hartem Seelenkampf die Prosa über die Poesie gesiegt, einige blanke Eisen-kasserollen für den neu zu gründenden Haushalt und fuhr der Heimat zu. Das war nun allerdings ein recht all-tägliches Ende, aber wie konnte sie ein Verhältnis fortspinnen, von dem der schönste Zauber geschwunden? Auch scheint sich die junge Frau schließlich in des Lebens Nüchternheit zurecht-gefunden zu haben. Jedenfalls ist es für den braven Josef besser, seine kleine Frau habe ihren Roman vor der Hoch-zeit erlebt, als daß sie nach derselben nach einem solchen ausseufze.

Nachdem die alles verklärende Zeit über den poetischen Briefwechsel der Glasermeisterin ihren phantastischen Dunstkreis gebreitet, schwört die wackere Familienmutter noch heute, mit einem der hervorragendsten, aber leider ver-kannten Genius des Jahrhunderts in Correspondenz gestanden zu sein und schreibt die letzten Mißverständnisse nur der eigenen Unbildung zu.

Möchten alle Frauen ihrem Jugend-ideale gegenüber so gläubig bleiben.

Der theure Recrut.

Humoreske von Ottokar Stoklasa.

Zur Zeit der alten Wehrver-fassung hatte die kleine Israe-liten-Gemeinde Geiersfeld die Verpflichtung, alljährlich einen Mann als tauglichen Recruten der Assen-tierungs-Commission zu stellen. Um nun die eigenen Söhne nicht der anfangs vierzehn, später achtjährigen Dienstzeit opfern zu müssen, pflegten die Gemeindeältesten viele Monate vor der Recrutenaushebung sorgsam überallhin auszuspähen, um einen durchreisenden tauglichen Mann für Geld und gute Worte zu acquirieren, welcher dann als der tapfere Vertreter von Geiersfeld in den Reihen der vaterländischen Truppen einhermar-schierte. Das Elend der Zeiten und die meist zwar nicht hohen Geldsummen, welche die Aeltesten boten, hatten bis-her noch immer der Gemeinde zu einem Pflichtrecruten verholfen, und so sah der Bürgermeister auch dem heurigen Stellungsjahre mit einer gewissen Beruhigung entgegen; ja er fand sogar die Zustimmung des ge-sammten Cultus-, zugleich Gemeinde-vorstandes, als er das Anerbieten eines vagierenden jungen Mannes, gegen Bezahlung von 200 Gulden sich als Recrut zu stellen, abwies, da derselbe etwas schwächlich aussah und man noch sieben Monate Zeit hatte, nach passen-deren Objecten zu fahnden. Allein die nächste Zeit brachte nichts, und mit den dahineilenden Wochen mehrten sich die mahnenden Stimmen, welche es hoch an der Zeit hielten, daß man sich eines geeigneten Pflichtrecruten versicherte. Der Bürgermeister wurde

jedoch erst unruhig, als die „Touristen" aus dem „Gäu" — Schnittwarenhändler, welche mit ihren Zeugen und dem Ellenstabe über Feld, in den „Gäu", zu wandern pflegten — zurückkehrten, ohne einen tauglichen Mann aufgegabelt zu haben. Nun begann man auszulugen und geschickt zu kundschaften — kein geeigneter Jüngling zeigte sich, und die Besorgnis der Gemeindeältesten wuchs mit jedem Tage, umsomehr, als nur mehr vier Monate bis zum Assentierungstage abzulaufen brauchten. Wehe, wenn kein Ersatz gefunden war! Dann mußte einer von den schönen jungen Söhnen der reichen Kaufleute vor die strenge Commission hintreten — diese sprach erbarmungslos ihr „Tauglich" und er ward verloren. Allerdings traf dieses Los bloß Einen, doch wer garantierte einem der vielen Väter, daß nicht gerade sein Sohn genommen würde ..... und hatte nicht gerade der Bürgermeister einen Sohn, der im kritischen Alter stand? ....

Unter solchen Umständen verursachte es eine ungeheure freudige Erregung, als eines Morgens die Nachricht durch die Gemeinde lief, ein Recrut sei gefunden. Und thatsächlich konnte man schon sehen, wie um die neunte Morgenstunde sich ein Haufe Volkes durch die Schulgasse zum Bürgermeisteramte wälzte; an der Spitze schritt der Kleinkrämer Husserl, mit triumphierender Miene einen jungen Mann führend, der die Tracht der polnischen Juden trug. Bald schloß sich hinter diesen Beiden die Amtsthür, das Volk aber harrte geduldig, bis sie wieder erschienen; man wußte, jetzt müsse es zum Arzte gehen, der sein Urtheil abgeben werde, ob der zu Acquirierende tauglich sei oder nicht. Dr. Grober saß gerade beim Morgenwein, als er sich, wie er brummend äußerte, gestört sah. Seine üble Laune, sowie der Umstand, daß er vor Kurzem einen Proceß gegen den Bürgermeister der Israelitengemeinde verloren hatte, waren die Ursache, daß er die Deputation sehr unwirsch empfieng, den Recruten sehr oberflächlich untersuchte und dann mit knurrendem Tone sein „Tauglich, aber besser nähren" sprach. Vergnügt zogen die Leute davon, um sich nun ganz der Ordnung des Verhältnisses zu dem theuren Jünglinge zu widmen. Daß er überhaupt sich als Recrut für die Gemeinde zu stellen, geneigt wäre, hatte er dem Husserl gegenüber erklärt, bei dem er „geschnorrt" (gebettelt) und der ihn darum befragt. Wie viel er bekommen würde, das fragte nun wieder er; da man aber, als doch ein Recrut in ihm überhaupt gefunden war, nicht wieder gar zu viel zahlen wollte, so meinte der Bürgermeister mit herablassendem Lächeln, das werde sich ja wohl später festsetzen lassen, sie würden sich deshalb nicht entzweien .....

Schapse Feintuch hieß der Jüngling, dem an seiner Wiege gewiß nicht gesungen worden war, daß er fern von seiner Vaterstadt Tarnopol für eine Gemeinde fremder Glaubensgenossen dem Vaterlande seinen schönen Leib für Noth und Gefahr darbieten würde. Denn schön war er! Das hatten zu Hause selbst hie und da die Christenmädchen gerühmt, wenn er, mit glockenreiner Stimme sein „Handel Kauf" rufend, im Hofe stand. Er war schlank und doch nicht ohne Fülle der Glieder — nur die Muskeln waren unbedeutend, deshalb hatte Dr. Grober vermuthlich die Weisung „Aber besser nähren" ergehen lassen; sein Gesicht war fein und blaß, die Augen feurig; von den Schläfen hiengen ihm die vorgeschriebenen Löckchen herab und gaben seinem Antlitze einen schwärmerischen Ausdruck. Sein Gewand bestand bloß aus dem langen Talare, Kaftan genannt, das gewissermaßen die Uniform für seine polnischen Landsleute ist. Den Luxus eines Beinkleides kannte er nicht, damals war es nur das Vorrecht reicher Kaufherren, sich dieses überflüssigen Kleidungsstückes

noch unter dem langen Kaftan zu bedienen. Sein von der Gemeinde zum Schützer und Behüter bestellte Entdecker verschaffte ihm einen modernen Anzug, und Feintuch schritt nicht wenig stolz, insbesondere auf die Pantalons, in seinen neuen Kleidern am Sabbath in den Tempel. An Haar und Bart wagte man sich nicht; mußte doch im Momente seiner Anwerbung ohnedies dieser Schmuck unter der unerbittlichen Schere des Barbiers fallen! — „Aber besser nähren!“ Diese Worte des Arztes hatte sich unser Schapse tief eingeprägt; Essen und Trinken wurde für ihn das oberste Gesetz, denn das herrliche Leben sollte doch nur wenige Monate dauern. Und da auch die Gemeinedeältesten von der Nothwendigkeit, ihn aufzufüttern, genügend durchdrungen waren, so läßt sich denken, daß dem Recruten nichts vorenthalten wurde, was an Gänsebraten und sonstigen Delicatessen, ferner an gutem Flaschenbier vorhanden war. Wenn es richtig ist, daß jeder Mensch in seinem Leben eine glückliche und eine unglückliche Zeit hat, so durchlebte Schapse Feintuch jetzt ohne Zweifel seine schönste Periode. Man sah ihm sein Wohlbehagen aber auch an. Wie ein Fürst hielt er Siesta, wenn er zu Mittag gespeist hatte, und war das Nachtessen vorüber, so lehnte er sich, behaglich ein Pfeifchen schmauchend, beim Fenster heraus, ein Gegenstand des lebhaften Interesses für die Vorübergehenden; oder er mischte sich auch unter die Spaziergänger, grüßend, dankend, hie und da auch ein Gespräch mit einem hübschen Mädchen anknüpfend. Besonderes Augenmerk widmeten ihm die Vertreter der Gemeinde; mit schlichtem Vergnügen verfolgten sie seine sich mehrende Leibesfülle, prüften seine gesunde Gesichtsfarbe und murmelten dann: Ein schöner Mann! Ein Prachtrecrut! Einmal geruhte sogar der Bügermeister, der, bevor er sich zur Ruhe gesetzt hatte, Fleischhauer gewesen, den jungen Mann mit den handwerksmäßigen Griffen an den Rippen zu befühlen und wohlwollend zu boxen, als gälte es, ein feistes Stück zu kaufen. Sein Hüter Husserl war auf die kluge Idee gekommen, den Jüngling alle Monate abzuwägen: und da er dies nicht auf seiner Decimalwage that, welche gewisse geheimnisvolle Unterschiede gegen andere zeigte, sondern auf der Gemeindewage, so bekam man das richtige Gewicht und die stetige Vermehrung desselben heraus, was jederzeit in den betheiligten Kreisen große Genugthuung hervorrief.

Unter so glücklichen Vorzeichen nahte der Tag der Recrutierung. Man hatte die Festsetzung des Geldpreises immer hinauszuziehen gewußt, weil Feintuch, je länger er auf Kosten der Gemeinde lebte, desto tiefer in eine gewisse moralische Schuld gerieth, wodurch seine Geldansprüche wesentlich herabgemindert werden mußten. Husserl und der Bürgermeister übernahmen es, den Recruten am Assentierungsplatze auf geschickte Weise zur Annahme eines möglichst geringen Geldbetrages zu bestimmen.

Der fünfzehnte April war gekommen. Schapse wurde gründlich gebadet, bekam blendend weiße Wäsche und begab sich, von den genannten Vertrauensmännern geleitet, zum Rasierer, der ihm Haare und Bart, zugleich auch die kleinen Locken an den Schläfen, gänzlich abnehmen sollte: denn so lautete die Bestimmung der Commission. Schon auf dem Wege in die Rasierstube hatte Feintuch dringender als je die Festsetzung und Auszahlung seiner Geldprämie verlangt; doch hatten seine Begleiter die eigentlichen Verhandlungen bis zum Beginn des Einseifens hinauszuziehen gewußt. Nunmehr forderte Schapse von seinem Stuhle aus kategorisch fünfhundert Gulden. Husserl und Blau, so hieß der Bürgermeister, kreischten entsetzt

auf; zur Hälfte war ihr Schrecken ungekünstelt.

„Fünfhundert Gulden!“ rief sodann Blau, „Herr Barbier Pommel, wissen Sie, daß Sie einen Verrückten rasieren wollen?“ Pommel schwieg; er ahnte den Zusammenhang und beschloß, „bewaffnete“ Neutralität zu beobachten. „Verrückte Schwammerln hast Du gegessen, Schapse!“ bekräftigte Husserl. Feintuch jedoch entgegnete würdevoll aus seinem Seifenschaum heraus: „Lassen Sie alle Verrücktheiten gehen und zahlen Sie mir fünfhundert Gulden, sonst sehen Sie mich nicht vor der Commission.“

„Langsam, mit solchen gefährlichen Reden“, rief Blau, „Sie wollen nicht hintreten vor die Commission, da wir Sie doch engagiert haben, Sie müssen den Vertrag zuhalten.“

„Halten Sie aber auch zu!“

„Wir sind bereit zu thun, was recht und billig ist: wir offerieren Ihnen zweihundertundfünfzig Gulden, keinen Kreuzer mehr oder weniger.“

„Pfui!“ machte Feintuch; aber es war nicht zu erkennen, ob er dadurch seiner Entrüstung über das geringe Anbot Luft machte oder ob ihm Seife in den Mund gekommen war.

„Willst Du?“ fragte Husserl mit gewinnendem Tone.

„Ja, ich will,“ lautetete die Antwort, „aber die ganzen Fünfhundert.“

Abermals geriethen die Unterhändler in Wuth.

„Schnorrer, der du bist!“ rief Husserl. Blau machte seinem Aerger etwas höflicher Luft. „Herr Feintuch,“ sagte er, „haben Sie gar kein Mitgefühl mit Ihren Glaubensgenossen? Sie schädigen uns tief mit solchen Forderungen.“ Ungerührt jedoch entgegnete der Angesprochene: „Umsonst soll ich also mich stecken lassen unter die Soldaten für so viel Jahre, vielleicht auch in dem Krieg erschossen werden oder ohne alle Füße nach Hause kommen? Was möchte mein Vater sagen?“ Sein abgestutzter, über und über mit Seifenschaum bedeckter Bart, darunter das weiße Tuch, gaben ihm hiebei ein besonderes Aussehen. Indessen war der Barbier um sein Messer gegangen, damit er sein Werk beginnen könne; diesen Moment benützte Husserl, um ihm einige Worte zuzuraunen.

Blau gab dem Recruten die Antwort: „Umsonst, haben Sie gesagt? Sollen Sie nicht zweihundertfünfzig, sagen wir dreihundert Gulden bekommen?“

„Weh, so viel Geld!“ fiel Husserl ein. Und haben Sie nicht vier Monate auf unsere Kosten gelebt? fein gelebt?“

„Wie ein Fürst!“ half wieder Husserl, „so was kann sich ein Rothschild erlauben.“ Feintuch wollte etwas erwidern, der Barbier aber rief: „Ruhig halten, sonst schneid' ich Sie!“

„Geben Sie acht,“ rief Husserl, „der Mann gehört uns und muß gesund zur Assentierung gehen.“

Blau fuhr fort:

„Sie haben in dieser Zeit vielleicht hundertzwanzig Gänse gegessen!“

„Zweihundert,“ rief Husserl.

„Sie haben an Lebern dreihundert Stück verzehrt.“

„Vierhundert! Ich könnte es beeiden.“

„Dreihundert Flaschen Bier.“

„Zweitausend Cigarren!“

„Und die feinen Kleider!“

Fast gewaltsam befreite sich Feintuch von dem Rasierer und rief:

„Sie waren verpflichtet, mich gut zu nähren; der Arzt hat es befohlen. Geben Sie noch die fünfhundert dazu!“

„Nein.“

„Gut, so bin ich nicht der Recrut.“

„So!“ rief Husserl, „so! Herr Barbierer, lassen Sie den Mann los, wir zahlen nichts fürs Rasieren und Scheren.“

Augenblicklich ließ Pommel los; Feintuch stand etwas betroffen auf,

fuhr aber entsetzt von dem Spiegel zurück: wahrscheinlich über geheime Weisung des Husserl hatte der Rasierer ihm genau den halben Bart und die Hälfte des Kopfhaares abgenommen.

„Weiter, Herr Balbierer!" sprach er flehend. Pommel schüttelte den Kopf. Blau begann: „So können Sie nicht unter die Leute gehen, und wenn Sie nicht erheblich nachlassen, wird kein Haar abgenommen."

Feintuch murmelte etwas in seinen halben Bart, hierauf sprach er laut: „Vierhundert, mein letztes Wort!"

Er setzte sich nieder und Pommel fuhr in seinem Enthaarungswerke fort. Indessen hatte Blau eine Hundertguldennote herausgenommen, reichte sie dem Recruten und sagte: „Sagen wir dreihundertfünfzig; hier sind einhundert, der Rest nach der Assentierung." Feintuch, dem bald Messer, bald Schere über Kopf und Antlitz fuhr, ließ nur brummende Töne hören, welche von den Unterhändlern natürlich als Zustimmung gedeutet wurden. Der Anblick der seltenen Note übte auch seine Wirkung: Feintuch nahm sie und hielt sie fest; und als er vollkommen geschoren und rasiert war, bedurfte es nur noch einiger Zureden und der Zugabe einer Zehnguldenbanknote, daß er einschlug, worauf ihn die Beiden unter die Arme nahmen und höchst befriedigt zum Rathhause führten, wo inzwischen die Stellungspflichtigen der Christengemeinde vorgerufen worden waren. Mit großer Spannung wartete Alles auf den Moment, wo Schapse vortreten würde; daß er tauglich war, darüber gab's keinen Zweifel, aber der Bürgermeister Blau rechnete auch darauf, daß ihm der Stabsarzt ein Compliment über den diesmal so schönen Recruten machen würde.

Jetzt rief der Wachtmeister, der die Liste führte: Israelitengemeinde Geiersfeld. Feintuch trat ein — ein idealer Adam, wie sich Blau stille sagte.

Der Stabsarzt warf nur einen Blick auf ihn, dann rief er: „Schapse Feintuch! Plattfüße — untauglich!"

Es wäre vergebens, das Entsetzen Blaus sowie aller unten versammelten Gemeindemitglieder beschreiben zu wollen, als die Thatsache bekannt wurde. Verzerrte Mienen, geballte Fäuste, ingrimmige, höhnische Rufe kennzeichneten die Aufregung. Als Feintuch unten erschien, umringte ihn die Menge, als wollte sie über ihn herfallen; Blau trat in heftigem Wortwechsel mit Dr. Grober hinzu: „Wie haben Sie," rief Blau, „sagen können, daß dieser Mann tauglich ist? Er hat Plattfüße!" Der Doctor erwiderte kaltblütig: „Die hat er von dem monatelangen Pflastertreten bekommen." Sprach's und verschwand. Nun erhob sich ein Wuthgeheul, und die Menge begann sich in Bewegung zu setzen. Feintuch wurde gestoßen, geschlagen, gehoben, bis er endlich bei seiner Wohnung anlangte; dort nahm ihm Husserl die Hundertguldennote ab, zog ihm die schönen Kleider aus und warf ihm den Anzug zu, in welchem Feintuch als Schnorrer in der Stadt erschienen war. Schapse empfahl sich sodann unhörbar und verschwand aus dem Orte, wo er so glücklich gelebt. Die Israelitengemeinde mußte aber für diesesmal einen ihrer Söhne geben; sie gedachte noch lange des theuren Recruten Schapse Feintuch; so oft es sich später um Beschaffung eines Ersatzmannes handelte, rief der Bürgermeister mit warnender Stimme:

„Nur nichts aus Polen, das soll der Teufel holen!"

Das erste Dienstmädchen.

Von Charles Monselet.

I.

Prolog.

Der Mann: Glaube mir, mein liebes Kind, wir müssen ein Dienstmädchen nehmen.

Die Frau: Meinst Du, Anton?

Der Mann: Es ist unerläßlich; Du mühst Dich zu sehr ab, und das ist nicht nothwendig.

Die Frau: Du bist sehr gut; ich schätze das Gefühl, das Dich leitet. ... Im Hause gibt's wirklich viel zu thun, man glaubt es kaum. Hast Du Dir aber die Sache auch wohl überlegt? Bis heute mußten wir uns ohne Mädchen behelfen; unsere Vermögensverhältnisse...

Der Mann: ich habe im Ministerium 300 Francs Zulage erhalten. Ich kann diese Summe nicht besser verwenden, als wenn ich Dir einige Erleichterung verschaffe. Nehmen wir ein Dienstmädchen.

Die Frau: Nun gut ... nehmen wir ein Dienstmädchen!

II.

Die Wahl des Dienstmädchens.

Ernste Sache, von großer Wichtigkeit, dauert beiläufig drei Wochen.

Sie waren sehr wählerisch und wollten eine Magd, wie es keine gibt, nie eine geben wird.

Ein Musterexemplar, ein Ideal, ein Phänomen!

Sie verfielen auf den Gedanken, ein Mädchen aus der Provinz kommen zu lassen. Moralität, Solidität garantiert.

Sie schrieben nach Burgund, in die Champagne, selbst in die Auvergne.

Die Vermittler verlangten Zeit und beträchtliches Geld.

Sie mußten ins Dienstvermittlungs-Bureau gehen.

Mehr als fünfzig Mädchen marschierten auf; selbstverständlich fand keine Gnade vor den Augen der Frau. Nach drei Wochen nahm sie die erstbeste. Seht Ihr bei einbrechender Nacht zwei junge Mädchen aus einem kleinen Gasthofe treten? Jede hält den Griff eines alten schwarzen Holzkoffers. Sie durchqueren mit ihrem Koffer ganz Paris und bleiben nur von Zeit zu Zeit stehen, um auszuruhen, oder den Platz zu wechseln, damit der Arm nicht erlahme. Das ist das Dienstmädchen, welches, von einer ihrer Freundinnen begleitet, ihren neuen Dienst antritt.

III.

Verhaltungsmaßregeln für das Dienstmädchen.

Die Frau: Mein liebes Kind! Schwer ist der Dienst gerade nicht, dennoch gibt es genug zu thun. Ich will Ihnen sagen, worin Ihre Arbeit besteht. Merken Sie genau auf Alles, damit ich nichts zu wiederholen brauche. Vor Allem müssen Sie um sechs Uhr Morgens aufstehen. Früh aufstehen erhält die Gesundheit. Vorerst räumen Sie das Speisezimmer auf; dann putzen Sie die Stiefel. Die Kleider des Herrn klopfen Sie im Flur, die meinigen bürsten Sie am Fenster. Um 9 Uhr wird gefrühstückt, denn der Herr muß um 10 Uhr im Ministerium sein. Nach dem Frühstück brin-

gen Sie das Schlafzimmer in Ordnung. Die Etagère dürfen Sie nicht abwischen, denn es sind viele zerbrechliche Gegenstände darauf. Das besorge ich selbst. In einer halben Stunde müssen Sie angekleidet sein. Sie dürfen sich nicht putzen, doch müssen Sie stets rein und sauber gekleidet sein. Ihre Schürze werden Sie zwei Tage lang tragen. Nachdem Sie angekleidet sind, gehen Sie einkaufen. Anfangs gehe ich mit, um Sie mit unserem Bäcker, Fleischer 2c. bekanntzumachen. Was die Mahlzeiten anlangt, sind wir sehr sparsam. An Wochentagen bekommen Sie Suppe und Zuspeise, am Sonntag aber Zuspeise und Suppe. Gäste haben wir selten. Wein und Kohle sind im Keller. An jedem Montag Abends, ehe Sie schlafen gehen, waschen Sie Ihre Küche auf. Das schmutzige Geschirr darf über Nacht nicht stehen bleiben. Haben Sie tagsüber einen Augenblick Zeit, so müssen Sie die Messer, die Thürklinken blank putzen und die Kämme reinigen. Ich kann es nicht leiden, wenn ein Mädchen mit offenem Munde müßig dasitzt. Abends bessern Sie die Wäsche aus. Einmal im Monat Ausgang. Sie haben sich auch außer dem Hause anständig zu betragen. Erfahre ich jemals, daß Sie einen öffentlichen Vergnügungsort besuchen, so müssen Sie auf der Stelle aus dem Hause. Ihr Name Josefine gefällt mir nicht; von heute an heißen Sie Marie. Sie dürfen weder mit den anderen Dienstboten des Hauses, noch mit den Hausmeisterleuten sprechen. Sie gehen ohne Kerze schlafen. Ich habe große Angst vor Feuer. Das wäre vorläufig Alles. Ich glaube, liebes Kind, es wird Ihnen bei uns sehr gefallen!

IV.

Beschreibung des Dienstmädchens.

Hübsche, dralle Person. Vierschrötig wie ein Grenadier, fünf Fuß, drei Zoll. Roth wie eine Kirsche, frisch wie ein Seefisch. Die Haare mit Schmalz geschmiert; eiserner Magen, der im Stande ist, Hufeisen zu verdauen. Dicke, bis an die Achsel entblößte Arme. Elephantenfüße, daher Gang wie eine Marschcolonne. Vorliebe für rothe Bänder und Neigung, sich von Bäcker- und Fleischergesellen den Hof machen zu lassen.

Besondere Kennzeichen: Schläft in Strümpfen; hat niemals Träume.

V.

Bei Tische.

Der Mann: Das Fleisch ist heute wirklich delicat!

Die Frau: So? Du bist sehr genügsam; hätte ich es gekocht . . . da fändest Du es sicherlich miserabel.

Der Mann (begütigend): Allerdings ist zu viel Zwiebel dabei . . .

Die Frau: Ah! Das wußte ich. (Ruft:) Marie!

Das Dienstmädchen: Was wünscht die Frau?

Die Frau: Vor Allem habe ich Ihnen ein- für allemal befohlen, daß Sie zu sagen haben: Madame haben gerufen?

Das Dienstmädchen: Jawohl, Frau! Also: Madame haben gerufen?

Die Frau: Sagen Sie mir einmal, was glauben Sie denn eigentlich? Das Fleisch ist ja ganz ungenießbar; mindestens ein Sack Zwiebel ist drin. Dem gnädigen Herrn ist ganz übel davon!

Der Herr (abwehrend): Oh . . . oh . . . das habe ich just nicht gesagt . . aber . . .

Die Frau: In einer Winkelkneipe mag ein derartiges Futter am Platze sein, aber bei uns . . .

Das Dienstmädchen: Ich werde künftighin nicht mehr Zwiebel nehmen, Madame.

Die Frau: Ich habe nicht gesagt, daß Sie keine Zwiebel mehr nehmen sollen. Sie verfallen von einer Uebertreibung in die andere. Ich sagte

nur, daß Sie weniger nehmen sollen.

Das Dienstmädchen: Ja, Madame.

Die Frau: Nehmen Sie das Essen hinaus.

Der Mann (versucht zu widersprechen): Aber ... ich habe ja kaum angefangen ...

Die Frau: Fort damit, und nun bringen Sie den Braten. (Das Mädchen geht hinaus.) Wo hast Du denn Deinen Kopf? Willst Du Dich vor dem Mädchen in meine Wirtschafts-Angelegenheiten mischen?

Der Mann: Aber sie hat doch versprochen, weniger Zwiebel zu nehmen!

Die Frau: So? Also Du gibst ihr recht?

Der Mann: Ach! Essen wir lieber.

(Der Braten wird aufgetragen und gibt zu keiner Bemerkung Anlaß. Es folgt das Dessert und der schwarze Kaffee.)

Die Frau (zum Mädchen): Sie können jetzt essen, Marie. Bringen Sie das Brot herein. Ich werde Ihnen ein Stück vorschneiden.

Das Dienstmädchen: Ja, Madame. (Geht hinaus.)

Der Mann: Schämst Du Dich nicht, ihr das Brot vorzuschneiden?

Die Frau: Das thut man überall. So ein Dienstbote wäre im Stande, einen ganzen Bäcker zu verschlingen. Ueberhaupt, was kümmern denn Dich meine Wirtschafts-Angelegenheiten?

Der Mann: Allerdings, mich geht das nichts an. (Reibt sich vergnügt die Hände.) Ich bin eigentlich recht froh, daß wir ein Mädchen genommen haben! (Für sich:) Da bleibt meiner Frau weniger Zeit für mich übrig!

VI.

Zweiter Tag. Rückkehr aus dem Bureau.

Der Mann: Guten Tag, Lucie, mein liebes Weibchen. Ach! War das ein Tag! Denke Dir nur! Laffitte ist krank! seine Arbeit fällt mir zu. Ich bin ganz erschöpft und kann mich kaum rühren.

Die Frau: Denke Dir nur, unser Mädchen ...

Der Mann: Laß mich nur setzen ...

Die Frau: Das ungeschickte Ding hat eine Tasse zerschlagen.

Der Mann: Teufel!

Die Frau: Aber ich werde es ihr schon vom Lohne abziehen.

Der Mann: Liebes Kind! Sie hat es gewiß nicht absichtlich gethan.

Die Frau: Umso schlimmer! Das sei für sie eine Lehre, künftighin achtsamer zu sein.

Der Mann: Ich bitte Dich, gib mir meine Pantoffeln. Ich kann mich kaum auf den Füßen halten.

Die Frau (ruft): Marie! Die Pantoffeln!

Der Mann: Das ist nicht nöthig, ich sehe sie schon. Sie stehen dort unter dem Bette. (Holt sie.)

Die Frau (spitz): Wozu haben wir denn ein Mädchen?

Der Mann: Komm' her, Lucie. Ich habe Dir eine große Neuigkeit mitzutheilen. Ich werde vielleicht bald Bureauchef im Ministerium! Ich konnte es kaum glauben. Der Herr General-Secretär ließ mich heute rufen. Er frug mich aus, ohne es sich merken zu lassen. Ich glaube, Rollin tritt bald zurück, denn ...

Die Frau: Wie schlecht das Bett nur gemacht ist! Ach, dieses Mädchen hat noch viel zu lernen.

VII.

Intermezzo.

Der Mann: Du bist heute reizend, Lucie! Das Häubchen steht Dir zum Entzücken.

Die Frau: Hast Du bemerkt, mit welcher Rapidität unser Zucker verschwindet?

Der Mann: Nein. Deine Augen

haben heute einen eigenthümlichen Glanz! Sie leuchten wie Diamanten!

Die Frau: Mit einem Pfund kamen wir sonst drei Tage lang aus.

Der Mann: Gib mir einen Kuß, Lucie!

Die Frau: Laß diese Kindereien! Du bist unausstehlich! Nicht ein vernünftiges Wort kann man mit Dir sprechen!

Der Mann: Aber Kind! Alles zu seiner Zeit! Es ist Feierabend ... Alles schläft in der Natur ... nur meine Zuneigung zu Dir ...

Die Frau: Du lieber Gott! Ist das ein Mensch! Welch ein Charakter! Uebrigens, wenn es Dir Vergnügen macht, bestohlen zu werden ...

Der Mann: Von morgen an zähle ich die Stücke Zucker ...

VIII.

Beginn des Dramas.

Der Mann (hängt einen kleinen Spiegel ans Fenster): Marie! Bringen Sie mir das warme Wasser zum Rasieren.

Das Dienstmädchen: Hier, gnädiger Herr.

Der Mann: Ich danke Ihnen. (Das Mädchen geht ab.)

Die Frau: Seltsam! Seit einiger Zeit schenkst Du dem Dienstmädchen ganz besondere Aufmerksamkeit.

Der Mann (läßt sein Rasiermesser fallen): Waas?

Die Frau: Weshalb auch nicht? (Höhnisch:) Sie ist ja eine sehr hübsche Person!!!

Der Mann (zuckt mit den Achseln): Ich bitte Dich, liebes Kind ...

Die Frau: Es gibt Männer, die so wenig Zartgefühl besitzen, daß sie selbst im Hause ...

Der Mann: Ah! Ah! Das ist unglaublich!

Die Frau: Männer, die der Scheuerlappen nicht zurückschreckt ..

Der Mann (rasiert sich weiter): Das ist zu dumm, darauf kann man gar nicht antworten!

Die Frau: Anton! Spiele nicht Komödie. Du weißt, das verfängt bei mir nicht. Soll ich Dir beweisen, daß ich Alles weiß?

Der Mann: Alles? Immer besser! (Rasiert heftig weiter.)

Die Frau: Der Obsthändler hat Dich gestern Morgens mit dem Dienstmädchen, Deinem Dienstmädchen auf der Straße plaudern gesehen.

Der Mann: So?

Die Frau: Du wagst es, noch zu leugnen?

Der Mann: Ich werde mich hüten.

Die Frau: Also, Du hast wirklich mit Marie geplaudert?

Der Mann: Ich habe mit ihr nicht geplaudert, sondern gesprochen; darin liegt ein großer Unterschied.

Die Frau: Auf der Straße?

Der Mann: Auf der Straße! Ich sagte ihr, sie solle mir einen neuen Rasierpinsel kaufen. Der alte verliert die Haare. Das ist Alles.

Die Frau: Mein Herr! Das ist nicht wahr! Ihr Pinsel hat mehr Haare wie Sie! (Der Mann schneidet sich vor Wuth in die Wange.)

IX.

Krisis.

(Im Schlafzimmer. Drei Uhr Morgens.)

(Der Mann schnarcht leise. Die Frau bricht plötzlich in heftiges Schluchzen aus.)

Die Frau: Oh! Oh! Oh!

Der Mann (erwacht, springt auf): Lucie! Was ist Dir? Was hast Du? Bist Du krank?

Die Frau: Oh! Oh! Oh! Ich wußte es ja! Oh! Oh! Diese Nichtswürdige ist Ihre Geliebte!

Der Mann: Was? Warte, ich stehe auf. Wo sind die Zündhölzchen?

Die Frau: Hinweg! Rühren Sie mich nicht an. Oh! Oh!

Der Mann: Nein, gewiß nicht; aber sage mir endlich, was Dir ist. Antworte mir, Deinem Anton, Deinem Manne! ...

Die Frau: Diese Unwürdigkeit! ... Oh! Oh!

Der Mann: Unwürdigkeit? Mein Gott, Du phantasierst! ... Ich werde Dir Kamillenthee kochen lassen ... ja ... willst Du? ... Es wird vorübergehen.

Die Frau: Elender!

Der Mann: Elender?

Die Frau: Du wagst es noch, zu fragen?

Der Mann: Natürlich.

Die Frau: Hörte ich Dich nicht ... oh .. oh ... soeben ... Du träumtest ... oh! Du sprachst ihren Namen aus, den Namen dieser Person, dieser Marie ... dieses Dienstmädchens ... oh! oh! ...

Der Mann: Ah! (Sieht sie fassungslos an. Plötzlich stürzt er, kaum bekleidet, mit der Kerze aus dem Schlafzimmer.)

X.

Lösung.

Der Mann (fällt wie eine Bombe in die Schlafkammer des Dienstmädchens): Stehen Sie auf. Marie! Hören Sie?

Das Dienstmädchen (richtet sich auf): Was gibt's? Sind Räuber da? Oder ist Feuer ausgebrochen?

Der Mann: Stehen Sie auf und gehen Sie .. sofort ...

Das Dienstmädchen: Aufstehen, gehen? Wohin? Ja warum denn? Zu dieser Stunde? Mein Gott! Gnädiger Herr sind am Ende krank?

Der Mann: Hier sind 20 Francs ... hier sind 30 Francs, nein 50 Francs ... aber packen Sie augenblicklich Ihre Sachen und gehen Sie. Verlieren Sie keine Minute. Sie sind das bravste Mädchen der Welt, eine Perle für jedes Haus ... aber ... meine Frau ... was wollen Sie ... sie bildet sich ein .. nein, es ist schrecklich ... es ist nicht meine Schuld ... denn ich finde Sie abscheulich, aber ... ich bitte Sie, gehen Sie gleich, sonst geschieht ein Unglück! Augenblicklich, auf der Stelle müssen Sie fort! Ich hole Ihnen selbst einen Wagen.

Das Dienstmädchen: Meinetwegen, ich stehe auf. Aber so etwas ist mir noch nicht passiert! Das kommt nicht einmal im Irrenhaus vor!

Der Mann: Gewiß, ja ... Sie haben recht; aber versetzen Sie sich in meine Lage! ... Ziehen Sie Ihr Kleid an ... ich drehe mich mittlerweile um .. Meine Frau ist eifersüchtig; das ist lächerlich, ich weiß es ... aber sie ist meine Frau ...

Das Dienstmädchen: Also deshalb? Ah! Das ist nicht schlecht! Sie glaubt, daß ich ... (weinend:) Oh, ich bin ein ehrbares Mädchen..

Der Mann: Gewiß, da haben Sie noch zehn Francs! ...

Das Dienstmädchen: Diese Beleidigung lasse ich mir nicht gefallen! Die Gnädige wird schon sehen, mit wem sie's zu thun hat! Ich gehe augenblicklich zu Gericht.

Der Mann: Gehen? Ausgezeichnet! Hier sind Ihre Schuhe. Schnell, schnell! Beeilen Sie sich doch. Lassen Sie einige Schnürlöcher aus! Ich werde dem Hausmeister sagen, daß er Ihnen das Thor aufschließe .. Rasch, beeilen Sie sich und machen Sie, daß Sie fortkommen! ...

Die Frau (stürzt athemlos herein): Nicht bevor ich Ihren Koffer durchsucht habe! ...

(„Presse.")

Kleine Laube.

Alpenrose — Edelweiß.

Edelweiß und Alpenrose,
Sinnbild ihr der Menschenlose,
Sinnbild unseres höchsten Glücks,
Blutige Rose! Liebe, Leben,
Nimmermüdes Luftanstreben,
Flammenleuchte des Geschicks.

Doch wie bald ist es geschehen,
Daß die Rose muß vergehen,
Bald sind alle Freuden fern.
Dann empor zu höchsten Zinken,
Dort wird noch dem Wanderer winken
Der Entsagung blasser Stern.

Ach, an seinen heißen Gluten
Muß zu früh das Herz verbluten,
Und zurück, als letzter Preis,
Bleibt ein wunschlos kühles Träumen
In dem Haupt mit Silbersäumen
— Süßes, seliges Edelweiß!

P. K. Rosegger.

Lug ins Land.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Im oberen Mürzthale steht ein Berg, dessen Eigenthümlichkeit bisher wohl darin bestand, daß er Niemandem aufgefallen ist. Er steht bei Langenwang als Vorschub der südlichen Bergreihe. Seine höheren Hintermänner heißen der Kaiserkogel und der Königskogel, diese wieder sind Ausläufer des Stuhlecker Gebirgszuges. Auf einem Fußschemel meines Berges, gegen das Thal hervor, steht die Ruine Hohenwang. Hinter derselben ist die sanft aufsteigende, bisher schönbewaldete Kuppe, die keinem Menschen auffiel, weil alle Berge hier ähnlich dastehen. Erst als eines Tages der dunkelgrüne Mantel des Waldes ein Loch hatte, so daß man dem Berge auf die braune Haut sah, hub man an, diesen Berg, der früher nie gelobt worden war, zu schimpfen. Die Holzhauer nagten fortwährend und das Loch vergrößerte sich immer mehr, bis endlich der ganze obere Theil des Berges bis zum Scheitel nackt war. Nur der Scheitel selbst wurde nicht rasiert und die hohen Bäume, die dort stehen, bilden gleichsam das Gelocke oder den Kamm des Berges und geben ihm ein männliches Ansehen.

Ich dachte darüber nach, ob diese kahle Fläche nicht auch für etwas gut sei, der Lage des Berges nach müßte der Ausblick von jener Höhe ja prächtig sein. Und ich habe mich in dieser Voraussetzung nicht getäuscht.

Den Namen des Berges konnte mir Niemand sagen und es hieß, er hätte gar keinen. Ein alter Bauer, der am

Fuße desselben sein Haus hat, meinte: „Der Berg do? Wos er für an Nom hät? Hot weiter koan Nom, is holt die Sulzn.“

Also die Sulzen.

Gieng ich eines Tages vom freundlichen Dorfe Langenwang aus zwischen blumenreichen Matten und grünenden Feldern hinan. Zu einer kleinen Schlucht kam ich, welche wie eine Narbe in den sonst ganz glatten Thalboden geschlagen und von etlichen Bäumen bestanden ist. In dieser schattigen Vertiefung steht eine Kapelle, und das Muttergottesbild in derselben ist genannt: Maria im grünen Waldel. Genesende, von schwerer Krankheit aufgestandene Menschen pflegen noch schwankenden Schrittes hierherzukommen und an dieser friedlichen Stelle ihr Dankgebet zu verrichten.

Weiter hin, am Fuße des Berges, hebt Jungwald an, der so wohl gepflegt ist, daß Einem das Herz lacht. Etwa zwanzig Minuten geht es auf glattem Wege sachte durch denselben hinan und auf einmal stehen wir am Fuße der Ruine Hohenwang, im Volksmunde das Hochschloß genannt.*) Ihre malerischen Zinnen ragen hoch über die Waldwipfel auf, aber von Jahr zu Jahr wird das Mauerwerk kümmerlicher, werden die Zinnen löcheriger, schartiger, die Schutthaufen unter denselben größer. Am Fuße der Ruine, auf grünem Anger und von schönen Fichtenbäumen umstanden, steht das weitberühmte Kirchlein der Maria am Hochschloß. Das geschnitzte Altarbild desselben stellt die Heimsuchung Mariens bei Elisabeth dar und soll uralt sein. An seinem unteren Rande steht die Jahreszahl 1109! Von Nah und Fern kommen häufig unfruchtbare Frauen herbei, um sich hier Segen zu erflehen. Ein Weib ist bekannt, das lebte schon jahrelang in der heiligen Ehe, ohne daß der Wunsch in Erfüllung gieng. Also wallfahrtete sie zur Maria am Hochschloß und betete. Kurz nachher fühlte sie Segen. Dann waren neun Jahre verflossen und das Weib hatte neun Kinder. Eins in jedem jungen Jahr! Erst dreiunddreißig war sie alt und schon neunfache Mutter! Da gieng sie denn wieder gen Hochschloß und flehte um Abbestellung der Gnade. Aber es kam das Zehnte und kam das Eilfte. Und wie ihrer Zwölfe waren, alle gesund und munter, und wie sie schon soweit erwachsen waren, da zog die Schaar — Vater, Mutter und Kinder — wie eine Procession nach der Kapelle auf diesem Berg und opferte der Huldreichen ein großes silbernes Herz, das man sicherlich heute noch sehen kann in einem Glaskästchen an der Wand prangen. Viel Leid und Sorge wird gewesen sein um die Kinder, aber brave, heitere Menschen sind daraus geworden, und so ist das eines der lieblichsten Wunder, die geschehen sind bei Maria am Hochschloß.

Zwischen zwei kleinen Häusern links hinan wenden wir uns. Der wohl ausgeglättete Holzweg führt durch dunkelnden Fichtenwald sachte bergwärts. Im Walde sind überall Windbrüche und Holzhauer zu spüren. Unter den letzteren muß ein frisches, lustiges Blut gewesen sein, denn sonst könnten auf einem gebrochenen und entrindeten Baumstrunk nicht die mit Bleistift geschriebenen Sprüchlein stehen:

„Vierzehn Tag, hat mih ziemt,
Wann na d Sunn nit aufgang,
Wann sih na d Sunnroß verhasplatn
In eahnern Strang.

Denn d Liab is a Bloam,
De aufbricht bei der Nacht,
Und wia größer die Finstern,
Wia größer die Pracht!

Ih gspür noh mein Gsund,
Noh mei Reschn in mir,
Und mei Weiberl, däs rund,
Wird go kugelrund schier.

Verleih Weib und Kindern,
O Herrgott, Dein Segn,
Laß uns aufstehn mit Dir,
Uns mit Dir niederlegn.

Und ih wir scha schaun,
Was ih kann, um und um,
Und so weit der Mensch selber schaut,
Schaust Du Dih nit um.“

*) Siehe: „Eine Wanderung im Thale der Mürz.“ Heimgarten, III. Jahrgang, Seite 684.

Ein wackeres Liedel! Holzknecht, woher hast Du das? Die Hand möchte ich Dir drücken, wenn Dir nicht etwa von Deiner Kugelrunden ein Händedruck lieber ist, als von dem stillen Waldgänger und Bergsteiger, der aber recht von Herzen vergnügt ist darüber, daß es noch so fröhliche und tüchtige und gottgetreue Leute gibt.

Also sind wir unter lieblichem Sinnen ein halbes Stündchen bergan gestiegen, da kommen wir hinaus auf die Lichtung. Es ist das große Loch, aber die Haut des Berges ist nicht mehr braun und kahl, sondern bereits üppig bewachsen von Brombeersträuchern und Erdbeerkraut. Dazwischen frischgepflanzte Bäumchen, die heute zwar niedrig sind und weich wie Heidekraut. Nach dreißig Jahren sollt' Ihr sie sehen! Da werden sie mit ihrer hochstämmigen Herrlichkeit Den ehren, der sie einst gepflanzt hat. Reife Bäume müssen geschlagen werden, so verlangt es die Natur und die menschliche Wirtschaft. Fluch aber Jedem, der einen alten Baum stürzt, ohne einen jungen dafür zu pflanzen. — Nach wenigen Jahren wird die Blöße auf der Sulzen wieder verwachsen sein. Um so eifriger müssen wir heute hinaufsteigen und den Ausblick genießen, den sie uns gegenwärtig gewährt.

Jeder Ort des oberen Mürzthales hat seinen Rigi. In Wartberg ist es der Wartbergerkogel, in Mitterdorf die Höhe am sogenannten Mehlstübel, in Krieglach der Gölk, in Langenwang unsere Sulzen und in Mürzzuschlag das Karl. Der letztgenannte Berg, das Karl, ist der König. Von ihm aus die Aussicht in drei herrliche Thäler mit ihren schönen Bergen und Alpen, ist schon ein wenig das, was man großartig nennt. Und doch hat die Sulzen Vorzüge, die man nicht ahnt, wenn man das harmlose Berglein von unten ansieht. Es ist wunderlich, wie manche Gegend sich auseinander thut, wenn man ihr auf einer gewissen Höhe gegenübersteht. Das Mürzthal ist, von der Sohle aus betrachtet, doch hübsch einförmig. Man stehe aber nur einmal auf der Höhe der Sulzen! Das Thal von Mürzzuschlag bis zum Wartbergerkogel liegt da wie eine Landkarte, auf welcher die Auen und Wäldchen, die Felder und Wiesen, die Dörfer, Höfe, Schlösser und Ruinen, die glitzernden Bäche und weißen Straßen sowie die Eisenbahn mit ihren Zügen sehr sorgfältig und fein gezeichnet sind. Und welch ein Rahmen! Hinter den Mürzzuschlager Bergen steht sie, die Hohe, Erhabene, die Drohende, Touristen Lockende und Touristen in den Abgrund Stürzende — die Rax. Es ist ein energisches Aufspringen aus dem Waldlande, ein hochmüthiges Dastehen und Herrschen. Die Bergspitzen weiter rechts am Semmering, zwischen welchen das gelbliche Firmament der Donauebene hereinleuchtet, sind Kindlein vor der Rax, der Tradikogel, die Scheiben, das Karl ist halberwachsenes Volk vor der Rax; ebenbürtig möchten ihr nur die herüberlugenden Neubergeralpen sein, aber auch diese weist der starrende Felsstock finster zurück in ihre bescheideneren Schranken.

Weiter nach links hin ragt der blauende langgestreckte Rücken der hohen Veitsch. Fünf stattliche Höhenzüge mit ebenso vielen Engthälern legen sich im Vordergrunde quer über, im Hintergrunde diese weitaus überragend, so als ob im Hügelgelände ein Berg stünde, die Veitsch, der wir von hier aus nicht bloß an die Wände sehen, sondern auch auf den Rücken, wo zwischen Zirmflächen in den Mulden Schnee liegt auch im Sommer.

Das Prächtigste von der Sulzen aus ist der Anblick des Hochschwab. Der ganze breite, mählich immer höher ansteigende Gebirgsstock liegt in schöner Ferne vor uns. Nicht nach Effect hascht er — ganz ruhig und ebenmäßig erhebt sich das viele Geviertmeilen weite Gebirge aus sanften Thalschwellen zu einer majestätischen Höhe, gegen welche die Rax zurückstehen muß. Die höchsten Gipfel dieses Gebirges, ferne über zahlreiche Berge herüberwinkend, erscheinen uns wie zarte Zacklein, an denen hie und dort ein weißes Täfelchen funkelt. Das ist

der Hochschwab. Wer durch solchen Anblick erdreistet, etwa da von einem Miniaturgebirge sprechen wollte, der möchte nur erst einmal eine Besteigung des Hochschwab unternehmen, das Miniaturgebirge wird ihm dann im Munde stecken bleiben.

Im Westen ragen die scharfen Tafeln der Tragößerberge auf, dann die Gebirge bei Vordernberg und bei Judenburg. Die Seethaleralpen an der Kärntergrenze schließen das Bild. Im Süden sehen wir nichts, als die schattigen Enggräben der Illach, des Pretuell und die nahen Waldberge, welche höher sind, aber kaum viel lohnender als die Sulzen.

Auf der Spitze des Berges steht aus Humusboden ein Fels auf, zu dessen Zinne eine Leiter emporführt zur Triangulierungsmarke. Oben stehend, wird der Blick durch Bäume eingeschränkt. Daher setzte ich mich unterhalb der Spitze auf einen Baumstock und genoß einen schönen Anblick von Erd' und Himmel. Der Himmel hatte allerhand Freudenfeuer angezündet. Denn als die Sonne untergieng hinter der Hohen Veitsch, glühten die Wolken und Wölklein, die wie lebendige sich immer wandelnde Arabesken am Firmamente standen, in allen Farben und Lichtern. Die Tinten des Thales, der Berge wurden immer dunkler, bis endlich nur mehr ein schwarzes, an den Rändern zackiges Rund unter mir lag — und darüber ein Himmel voll funkelnder Sterne. Aus dem Waldkirchlein der heiligen Maria zum Hochschloß klang ein Glöcklein herauf und durch die Lüfte wehte der ewige Chor: Heilig, heilig, heilig ist Der, von des Herrlichkeit voll sind Himmel und Erde! —

Wir steigen zu Thale. Und wie wir an dem Bauernhofe vorüberkommen, der am Fuße der Sulzen friedsam daliegt, denken wir an die nächtlichen Geheimnisse, die auch an einer solchen Menschenstätte walten, und das Liedchen fällt uns wieder ein:

„Vierzehn Tag, hat mih ziemt,
Wann na d Sunn nit aufgang,
Wann sih na d Sunnroß verhaspIatn
In eahnern Strang!

Denn d Liab is a Bloam,
De aufbricht bei der Nacht....

Wer soll studieren?

Unter diesem Titel erschien im Februar-Hefte des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift ein Auszug aus einer Broschüre von F. Malvus: „Das heutige Studium und das Studentenproletariat.“

Ich hatte leider bisher nicht Gelegenheit, die Schrift selbst zu lesen, aber ich muß gestehen, daß mich schon der gedachte Auszug lebhaft ansprach, weil er viel Beherzigenswertes enthält. Es ist unleugbar, daß das geistige Proletariat immer mehr und mehr überhand nimmt und vielfach ätzend und zersetzend auf die bestehenden socialen Einrichtungen wirkt. Aber sagen wir es gleich offen heraus, eines hat mir an diesen Ausführungen nicht gefallen, und das ist eben der Grundgedanke derselben: Der Arme soll von Anbeginn das Studieren bleiben lassen. Freilich ist die Begründung durch und durch praktisch und zum Theile unanfechtbar; selbst die Behauptung: „der arme Mensch dürfe kein zu empfindliches Ehrgefühl besitzen,“ müssen wir als richtig zugeben, so sehr sich auch gegen die Thatsache selbst unser Sittlichkeitsgefühl widersträubt.

Wenn ich mir im Nachstehenden dennoch erlaube, einige Einwände gegen die erwähnten Aeußerungen vorzubringen, so möge man mein Unterfangen mit der Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigen; die angeregte Frage verdient es, daß sie von allen Seiten beleuchtet werde, sie ist ferner so einschneidend, daß auch das Votum „kleiner Leute“ eine Berechtigung auf Gehör haben dürfte.

Vor Allem sei des Umstandes gedacht, daß viele unserer berühmtesten Männer von armen Eltern stammten und nur unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen jene Höhe erreichen

konnten, von welcher dann der Segen ihres Wirkens auf die Mit- nnd Nachwelt niederströmte. Was wäre z. B. aus unserem großen Zeitgenossen Hamerling geworden, wenn seine Eltern nicht den Muth gehabt hätten, den hoffnungsvollen Sohn dem Studium zu weihen? Oder hätte es vielleicht, um bei der Gegenwart zu bleiben, Rosegger zu seiner Vollendung als Volksdichter gebracht, wenn er sein Handwerk fortbetrieben, wenn nicht der Edelsinn einsichtsvoller Männer, die sein Talent ahnten, ihn der Ausbildung zugeführt hätte? *) Man sage nicht, daß Talent unter allen Umständen sich Bahn bricht, viele bleiben unbeachtet und gehen zu Grunde.

Sollte es dahin kommen, daß die Sprossen armer Familien sich gänzlich vom Studium ausschließen wollten, so würden ganze Gesellschaftsclassen nahezu aussterben. Stammen nicht unsere Subalternbeamten, unsere Lehrer (die doch auch einen gewissen Studiengang durchzumachen haben), unsere Priester größtentheils aus armen oder doch unbemittelten Familien? Früher kam es häufig vor, daß der Sohn einer reichen Bürgers- oder Bauernfamilie für den letzgenannten Stand bestimmt wurde, heute hat dieser Gebrauch schon vielfach aufgehört.

Würden ferner alle bevorzugten Stellen nur mit Sprößlingen reicher Familien besetzt werden, so dürfte es mit der Wertschätzung der Untergebenen traurig aussehen; wie soll Derjenige, der im Wohlleben erzogen wurde und nie die Mühseligkeiten des Daseins kennen lernte, ein Verständnis für die Leiden und Klagen seiner Mitmenschen haben?

Goethe sagt in „Wahrheit und Dichtung“: „Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisiert zu sehen.“ Ist es nicht ein echt menschliches Gefühl, ja der edelste Ausfluß der Liebe, wenn die Eltern unter Aufwendung der äußersten Kräfte bestrebt sind, ihren Kindern eine (nach ihren Begriffen) glanzvolle Zukunft zu bereiten, und ihnen die vielen Kümmernisse und Sorgen, unter denen sie selbst so bitter zu leiden hatten, aus dem Wege zu räumen? Es mag ja sein, daß ihre schönen Träume sich gar häufig nicht verwirklichen und daß die schweren Opfer, die sie brachten, vergeblich waren; es wäre aber trotzdem unbillig, den Grundsatz aufzustellen, daß solche Erscheinungen die Regel und ein glückliches Gelingen die Ausnahme bilden müßten.

Zwei Factoren sind es, welche die Welt beherrschen, der erste derselben ist leider das Geld, der zweite die Bildung. Wer nicht im Besitze des einen oder des anderen (oder besser beider) ist, vermag sich in den seltensten Fällen zu einem behaglichen Dasein emporzuschwingen, er bleibt gewöhnlich ein Lastthier seiner glücklicheren Mitmenschen. Wer nur das bescheidenste Geschäft eröffnen will, bedarf hiezu schon eines kleineren oder größeren Fondes, sonst ist es ihm schwer möglich, gegen seinen Concurrenten aufzukommen. Dieser Umstand schreckt begreiflicherweise viele Eltern, die mittellos sind, ab, ihren Söhnen ein Handwerk lernen zu lassen. Wer aber sonst im Leben vorwärts kommen soll, muß sich eine gewisse Bildung angeeignet haben. Es mag sich heutzutage ein Krieger durch Tapferkeit oder Umsicht noch so sehr im Felde auszeichnen, es wird ihm doch niemals gelingen, eine Officiersstelle zu erlangen, wenn er nicht die erforderlichen Curse durchgemacht hat. Wer im Handelsstande, auf industriellem Gebiete oder auch in der Beamtenlaufbahn eine erträgliche Stellung erreichen will, muß eine höhere Gewerbe- oder Maschinenbauschule, irgend eine Akademie oder Mittelschule absolviert haben, ein Emporklimmen auf andere Weise gehört schon fast zu den Ausnahmen.

---

*) Darf man einen Augenblick unterbrechen? Oben Genannter studierte nicht in dem landläufigen Sinne, aber er genoß eine Ausbildung. Jener Auszug aus der Broschüre: „Das heutige Studium und das Studentenproletariat“ war nichts weniger, als gegen eine zweckmäßige Ausbildung gerichtet, sondern gegen das „Studieren“ in der heutigen Art und Weise. Die Ausbildung persönlicher Anlagen ist unter allen Umständen gut, das „Studium“ nicht immer. Und daß die Ausbildung nur auf den Hochschulen zu haben sei, das widerlegen Thatsachen. Diese Schulen bedürfen nur zusehr einer Reform. Die Red.

Wie vermöchte man es also armen Eltern zu verargen, wenn sie eine günstige Gelegenheit (z. B. die Nähe höherer Schulen) benützen, um ihre Söhne studieren zu lassen; bieten sie doch für dieselben dann nebst der zu erhoffenden Carriere auch noch andere greifbare Vortheile, z. B. den Einjährig-Freiwilligendienst.

Ich mußte bereits zugeben, daß freilich Viele im Kampfe um geistige Errungenschaften erlahmen oder gänzlich unterliegen, doch halte ich es für gefehlt, diese sämmtlich als Träger des geistigen Proletariats anzusehen. Das gefährliche geistige Proletariat recrutiert sich unserer Meinnng nach weniger aus „erstickten" oder stellenlosen Studierten, sondern vielmehr aus jenen Bedauernswerten, die, ursprünglich mit reichen Talenten ausgerüstet, nicht des Segens eines geordneten Bildungsganges theilhaftig wurden und später ihren Lerntrieb durch schlechte oder doch unverstandene Lectüre befriedigen wollten. Waren etwa die bekannten Anarchistenführer jüngster Zeit, ein Peukert, ein Kammerer u. dgl. „Studierte"?

Abgesehen von allen im Vorstehenden angeführten Gründen widerstrebt es meinem Rechtsgefühle ganz und gar, daß nur die Besitzenden ein Anrecht auf geistige Ausbildung haben sollen, sind doch — glücklicherweise — die irdischen und die geistigen Güter gewöhnlich nicht in gleichem Maße bei ein und derselben Person vereint. Studieren soll, wer außerordentliche Befähigung hat, diese allein sei der Maßstab zur Berufung. Es ist bedauerlich, daß nur ein Zufall, d. i. materielle Verhältnisse oder die Opferwilligkeit der Angehörigen, entscheiden soll, ob ein begabter Jüngling in die Bahn des Wissens eingeführt werde oder nicht. Wie viele Mittelmäßigkeiten und Schwächlinge werden hiedurch emporgehoben, und wie viele Talente ersterben oder gerathen in falsche Bahnen und werden dann gemeingefährlich! Schreiber dieses wirkt nun durch nahezu zwanzig Jahre als Volksschullehrer und mußte es in vielleicht hundert Fällen mitansehen, wie Knaben von vorzüglicher Bildungsfähigkeit nach Beendigung der Schuljahre in Fabriken gesteckt wurden, wo sie bei ungesunder Thätigkeit und in roher Gesellschaft bald körperlich und geistig verkümmerten.

Angesichts solcher Zustände überkommt es Einen wie Weltschmerz, und es drängt sich dann unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß der Staat doch wohl moralisch verpflichtet sein müsse, einmal hier anzugreifen, schon aus egoistischen Gründen, um sich einen tüchtigen Nachwuchs für alle hervorragenden Stellen auf dem Gebiete des Unterrichts, der Verwaltung oder Vertheidigung heranzuziehen. Der große Bismarck gab einst zu, daß das Volk ein Recht auf Arbeit habe, warum sollte nun nicht jeder Befähigte das Recht auf geistige Ausbildung haben? Edle Menschenfreunde haben dieses Recht bereits anerkannt und durch Gründung von Stipendien Abhilfe zu schaffen versucht; aber nur ein kleiner Theil der Wissensdurstigen konnte sich bisher des Segens dieser wohlthätigen Einrichtungen erfreuen, die große Mehrzahl muß entsagen — oder darben.

Man brauchte gewiß nichts zu befürchten, daß bei einer Verallgemeinerung der Bildung alle tüchtigen Elemente vom gewerblichen Berufe abgedrängt und dem Studium zugeschoben würden; der Wille bliebe ja immer frei. Es ist überdies eine alltägliche Erscheinung, daß Geschäftsleute meist ihre Söhne wieder dem Geschäfte widmen, trotzdem sie die Mittel zu deren wissenschaftlichen Ausbildung besäßen. Und so dürfte es auch bleiben. Handwerk hat eben goldenen Boden, nur muß derselbe zuerst geebnet werden.

Vielleicht erfüllen sich einst unsere Träume, aber erst in unabsehbaren Zeiten. Die Gegenwart ist viel zu sehr vom Praktischen befangen, um gerecht sein zu können.

Karl Hilber.

Ich hab' erreicht das Ziel des Strebens.

Von L. Anzengruber.

Ich hab' erreicht das Ziel des Strebens
Und senk' das Haupt in dem Erkennen:
Wie wertlos alles Gut des Lebens,
Wie ärmlich, was wir Glück benennen.
Das Ringen ist's, das Dich beglückt,
Erfolg schon hat den Kranz zerrissen,
So wie das Forschen nur entzückt
Und nimmermehr das volle Wissen.

Nur, was noch aussteht zu gewinnen,
Nur, was im Leben wir verloren,
Erscheinet groß vor unser'n Sinnen;
Zufrieden sind allein die Thoren.
Doch wer erlernt des Lebens Preise
Zu werten als ein eitles Nichts,
Der fürchtet auch kein Ziel der Reise
Und keine Tage des Gerichts.

Beistehendes Gedicht ist viel besprochen worden. Stimmen wurden laut, daß ein Volksdichter, der es gut mit dem Volke meint, niemals singen dürfe: „Zufrieden sind allein die Thoren." — Wir glauben, daß gerade Einer, der es gut mit den Menschen meint, niemals zufrieden sein könne, und selbst wenn es ihm persönlich noch so gut ergeht; sieht er doch ringsum das unermeßliche Elend, dem er nicht zu steuern vermag, sieht die Niedertracht und Versunkenheit, ohne retten zu können. Wer die Sache der Menschheit zur seinen gemacht und kein Thor ist, wie kann er je zufrieden sein! Aber freilich, von diesem Gefühle weiß die Mehrzahl nichts.

R.

Der Poetenwinkel.

Eine Sommernacht.

Blühende Rosen,
Blasse Mimosen,
Duftender Flieder vom Monde durchbleicht!
Rings in den Bäumen
Heiliges Träumen,
Einsame Nacht, welche Wundern uns gleicht!

Her aus den Weiten
Tönendes Gleiten
Eilender Wässer, verlor'nen Gesangs.
In dir ein Schwellen,
Heimliches Quellen,
Mächtigen Fühlens, unnennbaren Klangs.

Schier eine Wunde
Trifft dich die Stunde,
Weißt nicht warum? Umflort wird Dein Blick.
Da, jäh ein Knistern,
Am Ohre ein Flüstern,
Und selig hältst Du im Arme Dein Glück!

Ottilie Sibus.

So geht's!

Vor Abend war's, vom Himmel fiel der Regen,
Da kamen ihre Schritte sich entgegen.

Er aufwärts, sie hinab in tiefer Eile,
So strebten sie entlang die Häuserzeile.

Sie sah'n sich kaum; versenkt in ihre Leiden
Vorüber giengen achtlos sich die Beiden.

Doch wo hier tief, dort hoch die Straße endet,
Da haben sie urplötzlich sich gewendet.

Hinauf, hinab ein Sehnsuchtsblick, ein langer,
Hinab, hinauf ein Athemzug, ein banger.

Dann weiter, Jeder hin nach seinem Ziele
Bedrückt von eines Räthsels dunklem Spiele.

Allein, wie sie auch forschten nach dem Grunde,
Sie riethen nicht die Zeichen dieser Stunde.

Sie ahnten nicht, daß ihre Herzen bangen,
Weil ihrem Glücke sie vorbeigegangen.

Ottilie Sibus.

Ich will es nennen Dir.

Du magst es fühlen wohl, daß schön Du bist,
Doch weißt Du es noch immerhin nicht ganz,
Du siehst wohl auch, was schön und lieblich ist,
Nur nicht das Schönste in der Schönheit Kranz.

So höre mich, ich will es nennen Dir,
Das Schönste in der Schönheit Herrlichkeit,
Die sich vor meinem Blick entfaltet hier
Und mein Gemüth und Herz zur Liebe weiht.

Aus Deinem sanften Auge, klar und blau,
Des Himmels Schönheit mir entgegenlacht,
Und, angehaucht vom frischen Morgenthau,
Aus Deinem Angesicht der Rosen Pracht.

Dir kommt der holden Blumen Anmuth zu,
Der milde, zauberhafte Glanz der Seen;
Darum auch unter Allem kannst nur Du
Das Schönste sein, was ich bisher geseh'n.

Franz Tiefenbacher.

Das Weib des Bahnwärters.

Sternklar der Decemberhimmel;
Keines Menschen Schritt erschallt.
Einsam liegt das Wärterhäuschen
Im beschneiten Tannenwald.

In dem Stübchen steht ein Bette,
Drin der fieberkranke Mann.
„Zieh' die Wanduhr auf!" mahnt leise
Seine Frau er, nebenan.

„Schon halb Eilf! In zehn Minuten
Muß der Schnellzug kommen; geh!
Meinen Mantel nimm, die Mütze,
Und an meiner Stelle steh'!"

Und die Frau nimmt die Laterne
Vom Gesims und geht zur Thür;
Doch wie fragend, stummen Blickes
Sieht der Kranke auf zu ihr.

„Sei nur ruhig, ich versehe
Deinen Dienst nach Deiner Art;
Schlage hoch den Mantelkragen,
Daß man nichts von mir gewahrt."

Und so geht sie, festen Schrittes,
In die stille Nacht hinaus;
Nur der Schnee knirscht, hartgefroren,
Um das kleine Wärterhaus.

Pfeilschnell braust der Zug vorüber,
Zehn Minuten sind vorbei.
Und sie tritt zum Kranken fragend,
Ob so Alles recht ihm sei.

Doch Der schweigt. — Als auch vergebens
Sie die warme Hand ihm bot,
Bricht sie leisen Schrei's zusammen,
Denn ihr kranker Mann war — todt.

Karl Theodor Schulz.

Ein Grobian.

(Schwank.)

Es war einmal ein Grobian,
Der war mitunter gröblich,
Doch sprach er stets die Wahrheit nur,
Und das an ihm war löblich.

Er machte allen Leuten gern
Mit Wahrheit angst und bange,
Und weil er dies nicht lassen konnt',
Verblieb er nirgends lange.

Einst kam er auf der Wanderschaft
Vor eines Bauern Hütte
Und setzte sich auf einen Stein
Mit heiterem Gemüthe.

Nicht lang, so kam der Bauersmann
Und sagte: „He! Geselle!
Was sitzest Du so einsam da
Auf dieser harten Stelle?"

Der Bursche lacht' und sagte fein:
„Muß alle Leute meiden,
Denn weil ich einen Fehler hab',
Drum mag mich Niemand leiden.

Ich sage nämlich überall —
Es ist wohl eine Narrheit —
Jedwedem g'rad und unverblümt
Ins Angesicht die Wahrheit." —

„Ei!" sprach der Bauer, „das ist gut!
Wer wird Dich darum schelten?
Die Wahrheit sagen — lieber Gott!
Das findet man gar selten.

Komm doch geschwind zu uns herein:
Die Suppe kocht im Töpflein,
Und sage uns die Wahrheit auch
Bei einem guten Tröpflein."

Nun giengen sie ins Haus hinein
Und setzten sich zusammen
Und aßen, tranken, plauderten,
Bis sie zur Wahrheit kamen.

Die Bäu'rin hatt' ein Auge nur,
Dem Bauer fehlte eines,
Die Katze auf der Ofenbank,
Die hatte mehr gar keines.

Da sah nun der Geselle wohl,
Wie sie's im Hause trieben:
Sie konnten sich ob Zanks und Streits
Nicht leiden und nicht lieben.

Der Bauer sprach: „Nun rede frisch
Von Wahrheit, die uns freuet;
Die Wahrheit ist ein rares Kraut,
Das selten wo gedeihet." —

„So hört denn!" sprach der Bursch drauf,
„Nur müßt Ihr Euch nicht grämen;
Auch dürft Ihr meinen Freimuth mir
Zuletzt nicht übel nehmen.

Bin ich der Wahrheit auf der Spur,
Dann kann ich dies Euch sagen:
Ihr Dreie habt zwei Augen nur
Und seid drum zu beklagen." —

Da fuhr der Bauer zornig auf:
„Den Text willst Du mir lesen!?“
Und jagt ihn grob zur Thür hinaus,
Die Bäu'rin mit dem Besen.

Koloman Kaiser.

I kenn Oan.

I kenn Oan, der treibt sö
Ön Land umanand,
Hot Winter und Summer
Oan Gott und oa Gwand.

's hart Braod is sei Bratl,
Da Brunn sei Faß Wein —
Aber doh herst n nix as
Wia juchzen und schrein....

Wia Viel sitzn drinnat
Ön Reichthum und Ehr,
Und san nöt so zfriedn
Und glückli wia Der!?

Leopold Hörmann.

Mei Glück.

(Oberösterreichisch.)

Mei Glück hat mi valassn,
Is auf da Wandaschaft;
Wann's nur nöt auf ra Straßn
Wo in da Welt draußt schlaft!

Es hat ma viel vasprocha,
Wann's wieda zu mir kimmt,
's Vasprecha hat's ma brocha?..
Loicht is' ma untreu gstimmt?

Loicht kimmt's und kennt mi nimma?
So lang scho roast's und beit's.[1]
Loicht kimmt's in Freudenschimma
Und find't nix als a Kreuz...

[1] warten.

Gutta Tobisch.

Trost.

Sei nit trauri, liabs Dirndl,
Laß s Kopfhängn sein,
Schau, der Herrgod, der n Regn schickt,
Laßt aft d Sunn wieda schein.

Und da Herrgod, der s Bleaml
In Winta vowüast,
Der weckt's wieda in Auswärts,[1]
Daß s frisch außaschiaßt.

Und da Herrgod, der macht ah
Dein Weg wieda ebn,
Wos r rechtahond nimb,
Konn r linkaseits gebn.

[1] Frühjahr.

Hans Fraungruber.

Gedanken eines Redactions-Papierkorbes.

Errathen von H. Urban.

Hüte Dich, daß Dein „Manuscript“ mit weiter Nichts als „mit der Hand geschrieben“ ist.

Wenn Dir ein Gedanke gar zu ungereimt vorkommt, so reime ihn.

Ein guter Gedanke muß aus dem Holze sein, aus welchem die Gedankenspäne geschnitzt werden.

Der gute Witz hat keine Haare — damit man ihn an denselben nicht herbeiziehe.

Die Unerbittlichkeit gegen sich selbst ist das sicherste Anzeichen des Talents; nur der Stümper ist vollkommen.

Auch in der Schriftstellerei gibt es Individuen, denen man nur deshalb für die Töne ihres Leierkastens Etwas gibt, damit sie weiterziehen.

Der Weg zum Parnaß ist mit guten Papierkörben gepflastert.

Ein Humorist ist oft ein Mensch, welcher mindestens zwölf Jahrgänge der „Fliegenden Blätter“ besitzt.

Wenn Humor nichts bedeutet als die „Feuchtigkeit,“ aus deren mehr oder minder starkem Vorhandensein im Körper der Frohsinn entsteht — wie kann man dann von „trockenem Humor“ sprechen?

Wenn ein Lyriker und ein Satyriker einer schönen Frau begegnen, so blickt ihr Erstere in die Augen, der zweite auf die — Tournüre.

Die Beisterung manches Dichters von heute heißt Honorar.

Sind die Musen deshalb so besonders umworben, weil sie die einzigen Weiber sind, welche keine Schwiegermutter mit ins Haus bringen?

„Eine schneidige Feder“ ist oft nur ein höflicherer Ausdruck für „eine gute Scheere“.

Puck.

A Grenzstrittigkeit.

Schwank in mittelsteirischer Mundart
von B. J. Krones.

Was amol gschehn is!

Is zwoar schon an Eichtl her, ober gschehn is s, und weil s gschehn is, so därf ih s a nochdazähln.

Glabts ma s, oder glabts ma s nit. Mir hot s mein Ehnlvota — Gott hob n seli, er is schon long in der Ewikeit — dazählt, daß s so gschehn war; iahm hätt s sein olte Ahnlmuata dazählt, hot er gsogt; und däi hätt ollemol gsogt, hot er gsogt, daß s gonz gwiß woahr war gwen, und daß s richti so gschehn war, hätt sie gsogt, hot er gsogt; ihra — d olt Ahnlmuada muan ih — hätt s ihr gottselige Taufgoudl, die olt Kleespitzbäurin, dazählt, und däi hätt immer gsogt, hätt sie gsogt, hot er gsogt, daß s woahrhofti so gschehn war.

Also lousts, und bringts mih nit in die Verunirrung.

Kemmen amol die Feldhüata von Rumpeldorf und Dummstadtl just bei da Gmuangrenz zsomm. Nebenbei gsogt, hot beilei Kuana därfn über die Grenz gehn; deswegn sein s Ollzwoa zerst gonz daschreckt und dakemm stehn bliebn, und an Jada hot gschaut, ob wuhl jo nit eppa sein Schuachspitzl über die Grenz stangat. 's is ober zan Glück no Olls in seiner Richtikeit gwen. Hiatzt erst hobn s Zeit gfundn, uanonder z grüaßn, wia s sist bei anständign Leut gebräuchli is.

„Schau, schau," hot der Peter, der Rumpeldorfer Feldhüata, gsogt; „wia kimmst denn Du doher, Wastl?"

„Grod hon ih Dih a frogn wölln," hot der Wastl drauf gmuant.

Sein nocha nebneinonder auf der Grenz hingongen; der Peter auf dera Seitn und der Wastl auf der uan.

Auf uanmol hobn Ollzwoa zgleich aufgschrian, ols wonn s warn zwickt worn, und gschaut hobn s, daß iahna d Augn bold aussakugelt warn. Leicht zu verwundern! Liegt Enk just a poar Schriatt vor säi a Gstolt, in der Größn, wia a nutzer Mensch. Säi hobn sih zerst goar nit gschwind auskennt, is s wuhl a Mensch, oder is s just a Hausn Zoutn. Wia s gonz in d Nochat sein kemm, hobn s frali gsehn, daß s a Mensch is.

„Der is hin," hot der Peter gsogt.

„Jo, jo," hot da Wastl drauf gmuant; „Der wird schier hin sein. — Saperment, is a zwidere Gschicht. Enka Richter wird sih nit bsunders gfreun."

„Wäi sull er si denn deswegn nit gfreun?" hot der Peter gfrogt.

„Na, woaßt, i muan, es wird n holt nit Olls uans sein, wann er oll die Unkostn für die Todtnbschau, für die Truchen und nocha für die Einsegnung bstreitn muaß. Wia long is s denn a, daß er s für'n selbin Dasoffnen hot zohln müan; und wia hobn si d Leut s Maul deswegn völli zrissn, daß s grod just über Enka Gmuan immer selchtene Auslogn kemmen. Dos muan ih," hot der Wastl gmuant.

„Wos nit no!" hot der Peter gsogt; „ih denk, dermoln wird s schier über Enkern Gmuansäckl kemmen."

„Wos Da nit einfollt!" hot der Wastl drauf gmuant; „is do sein Lebta so gwen; Christenheit ausgnomm; wo s Viech follt, dort wird s eingrobn. Der do liegt doh auf Enkern Grund und Bodn."

„Auf insern? sogst. Auf insern?" is der Peter aufgfoahrn; „do muaß doch an olte Kuah lochen, wonnst sogst, daß Der do auf insern Gmuangrund todt worn is."

So hobn s no a Weil furtgwörtlt und warn gegn uanonder bold hondgreifli worn. Do kimmt n Wastl a Gedonken und er sogt: „Du, Peter, ih woaß wos. J muan, s Gscheiteste war, wonn däi Strittigkeit insere Richter gleih selba ausmochetn, nocha trifft ins kuan Schuld."

'n Peter woar s gleih recht, und an Jada is huam, und hot n Foll ongmeld't.

Die Richter hobn den Foll für so wichti gfundn, daß sie s alluan nit zrichtn vermuant hobn. Deswegn hot der Gmuan-Sauholter, der zgleich a als Bot verwend't wird, n erstn und zweitn Roth,

d Ausschuß- und d Ersotzleut zsommberuafn müan. So sein s auszogn. Glei sein s ober nit mehr alluan gwen. An Jada, der ghört hot, um wos sih s hondelt, is mit aussi, und so is Enk a Schnoaßn zsommkemmen, wia ban Umgong in Gottsleihmatstog.

Wia s aussikemm sein zur Gmuangrenz, d Rumpeldorfer und die Dummstadtler, is der Todte richti no so glegn, wia er eh glegn is. Die zwoa Feldhüata hobn drüber a Jurament ohlegn müan. Nocha is die Gschicht losgong.

Zerst hobn d Richter von an iada Gmuan n Thotbestond aufgnommen, und d Schreiber hobn s auf s Ollerakrateste müan aufschreibn. Do sein s schon nit zgleich kemm, denn in Rumpeldorfer Pretakull hot s ghoaßn, daß der Todte auf Dummstadtler Grund laget, und in Dummstadtler Pretakull, daß er auf Rumpeldorferschen Grund war.

Dabei is uan Wörtl um s ondere gsogt worn, wos grod nit in an iadn Wörterbuach drein steht.

Sein aft a poar olte Bauern, denen d Soch besser eingleucht hot, vüra, und Uana hot gsogt: „Mit Verlaub, Ös Richter, ih muan, Ös seids Ollzwoa af n Hulzweg. Wia kinnts denn ohneweiters glei mir und dir nix a Stückl Gmuangrund verschenken?! Wonn der Todte do auf Rumpeldorferschen Grund liegt, so ghört doch s gonze Fleckl n Rumpeldorfern. Nit? — Und wia da Rumpeldorfer Richter behaupt't, so gehörets n Dummstadtlern. Ih muan oba, daß Kuana recht hot, denn der Todte liegt just über der Grenz.

D Richter hobn sih hinter d Ohrwaschln krotzt und hobn gsogt: „Jo, jo, sullts recht hobn," hobn s gsogt; „ober wer zohlt denn nocha die Bstattungskosten?"

„Wia war s denn," hot der Rumpeldorfer Gmuanschreiber gsogt, „wonn däi Gmuan für die Kosten aufkemmen müaßet, auf welcher Seitn die größere Hälfte von Todtn is!"

Der Vorschlag hot n Mehrestn gfolln, und der Schulmoasta von Rumpeldorf und der Tischlermoasta von Dummstadtl hobn sih drübergmocht, n Todtn ohzmessn, und wia viel auf an iade Gmuan kimmt. Säi hobn oba kinn messn, wia s hobn wölln, es is auf a iada Seitn gleichviel gwen. Säi hobn hinübergmessn, säi hobn herübergmessn, es hot ollemol auf s Haar gstimmt.

„Dos is richti gspoaßi," hot der Tischler gsogt, „wia s Der do mit sein Hinfolln so akrat darothn hot."

„Hiatz hört olle Streiterei auf," hot der Bergsteffel gmuant.

„Wia so?" hobn die Ondern gfrogt.

„'s uansochste von der Welt," hot er gmuant; „wonn auf an iadn Gmuangrund a gleich großes Trumm liegt, so kann jo an iade Gmuan a gleich viel zohln."

„Dos war schon recht," hot der Rumpeldorfer Richter gsogt; oba ih bedonk mih für däi Ehr. Der Kerl do konn a Jud, oder sist an unchristlicher Mensch gwen sein....."

„Mir brauchn en a nit in insern Freidhof," hobn die Dummstadtler gmuant.

„Wißt s wos," hot der Geignnatzl gsogt, „schneid'ts n in der Mittn oh, und an iade Gmuan soll ihr Trumm extra eingrobn."

„Dos geht denn a nit," hot s ghoaßn.

„Hört's!" hot der Rumpeldorfer Schulmoaster drauf gsogt; „der Kopf is von an Menschn immer d Hauptsoch; ih muanet holt, wo der Kopf liegt, in derselbn Gmuan sull der Todte eingrobn wern."

„Schaut's, wia der Schulmoaster oba gscheit is," hobn di Dummstadtler gmuant.

Und der Advocatn-Schuasta hot gsogt: „Schulmoasta!" hot er gsogt; „wos n Uan recht is, is n Ondern billi. Wonn's es Ös mit n Kopf holt's, so holtn s mir mit n Füaßn; und ih muan, daß s größere Recht auf inser Seitn is. Zerst muoaß er doh mit n Füaßn auf Enkern Grund und Bodn gwen sein, eh er mit n Kopf überagfolln is. Der Kerl do ghört Enk, do gibt s weiter koan Gstritt mehr. Mir zohln kuan Kreuzer dazua!"

„Oho! Schuasta!" hot der Rumpel-

dorfer Schreiber gsogt; „soweit sein ma noh nit. Glabt s, weil d Leut Enk n Advocatn-Schuasta schimpfn, müaßt s Ös die Gsetzer schon mit n Löffel gfressn hobn?!“

„Holt s Maul! Sauschreiber!“ hot der Schuasta dazwischn gschrian.

„Vor Enk schon long no nit!“ hot der gsogt; Ös seid's ma viel z dumm!“

„'s Maul holt! sog ih; sist kriagst a poar Foutzn, daß Dir Dein Schädl vierzehn Tog sumpert, wia a Beinsumper!“ hot der Schuasta gsogt und hot n Schreiber mit der Faust dräut.

D Richter sein oba dazwischn; sist hätt s richti wos ohgsetzt. — —

Sogt a Rumpeldorfer: „Am End hot er wölln auf Dummstadtl gehn, und es hot n ehnda daglengt. Ih muan deswegn, daß sih doch noh die Dummstadtler drum annehm müan.“

„Wos is denn dos für a Trottl, der so wos sogt?“ hot der Advocaten-Schuasta dreinplatzt.

„Trottl? Dein Trottl bin ih schon lang noh nit, Schuasta!“ is der Rieglbauer aufgfoahrn; „ih muan, Du als gscheiter Mensch sollst s Sprichwort kennen: Der Willn gilt fürs Werk. Wann Der do hot za Enk überi gehn wölln, so is s so viel, als wonn er s than hätt. Dos sog ih!“

„Und ih sog,“ hot der Schuasta drauf gsogt, „daß Du der größte Trottl von Enkera gonzn Gmuan bist!“

„Wer is Dein Trottl?!“ hot der Rieglbauer gschrian, und is zuwi zan Schuaster; „wer is Dein Trottl? Uanst sog no, daß ih a so wos war, nocha red ih onderst mit Dir. Von an selchtn Elends-Schuasta loß ih mih schon long nit schimpfn!“

Und kehr d Hond um, is an ollgemeins Graff firti gwen.

D Richter hobn zerst wölln ohholtn und hobn trocht, d Raffer auseinander z bring. Wia s oba gsehn hobn, daß s nix hilft, hobn s glei selba a mitgrafft.

Dabei is s natürli nit ausbliebn, daß s n Todtn in d Nachat sein kemmen, und daß derselb sogar monichn Puffer kriagt hot. Auf uanmol steht Enk Der auf, schaut sih verwundert und daschreckt um und um, und schreit nocha: „Helft's, Rauber sein do!“

Wia d Rumpeldorfer und die Dummstadtler dos dasehn, hobn s vor lauter Schreck auf s Raffn gonz vergessn, und hobn sih uan über s onderemol bekreuzigt; d Mehresten sein goar davongrennt, wos s hobn lafn kinn.

Endli hot sih der Richter von Rumpeldorf die Kuraschi gnomm und hot n angredt: „Bist a Mensch,“ hot er n gfrogt, „oder bist a Geist?“

„Noh daweil,“ hot der Uan gmuant, „bin ih wuhl noh a Mensch.“

„Wia kimmst denn nocha do her?“ hot n der Richter weiter ausgfrogt, „und wer bist denn?“

„Ih bin mein's Zoachens a Schneider,“ hot er gmuant. „Wia ih so daherwonder, hot mih auf anmol der Schlof anpockt, und ih hon mih do in Schottn niederghaut und hon gschlofn. „Oba sogt's,“ hot er gfrogt, „wos hobt's denn do than?“

„Dos geht Dih goa nix on,“ hot der Richter von Dummstadtl gsogt; „do host a kluans Roasgeld, und hiatz schau, daß D weiterkimmst!“

So hot sih däi Grenzstrittigkeit ghobn.

Erklärungen. An Eichtl: eine geraume Zeit; Ehnlvoata: Großvater; Taufgoudl: Taufpathin; loust's: hört, paßt auf! dakemm: außer sich; a nutzer: erwachsener, großer; Zoutn: zerrissene Kleidung, Fetzen; Truchen: Sarg; Schnoasn: eine lange Reihe; Umgong in Gottsleihmatstog: Procession am Frohnleichnamstage; Jurament: Eid; aft: nachher; Foutzn: Ohrfeige; Beinsumper: Bienenschwarm; hot n ehnda daglengt: der Tod ihn früher erreicht.

Lustige Zeitung.

Die zwölf Ehestandsgesetze der Inder. 1. Gebot: Es gibt für das Weib keine andere Gottheit auf Erden, als den Mann. 2. Gebot: Sei der Mann noch so alt, häßlich, abstoßend und strenge, ja ob er sogar durch Liebschaften alles Hab und Gut verschwende, dennoch soll das Weib nicht minder ihr

ganzes Dichten und Trachten darauf richten, ihn zu behandeln als ihren Herrn und Meister und als ihren Gott. 3. Gebot: Was zum Weibe geboren ward, ist da, um zu gehorchen sein Leben lang; als Mädchen soll sie sich beugen vor dem Vater, als Frau vor dem Gemahl, als Witwe vor ihren Kindern. 4. Gebot: Jedes verheiratete Weib soll sorglich vermeiden, den Männern, die mit geistigen und leiblichen Vorzügen ausgestattet sind, auch nur die kleinste Beachtung zu erweisen. 5. Gebot: Ein Weib soll sich nie erlauben, mit ihrem Gemahl zu Tische zu sitzen, sondern eine Ehre darein setzen, essen zu dürfen, was er übrig läßt. 6. Gebot: Wenn der Mann lacht, so soll sie auch lachen, und weinen, wenn er weint. 7. Gebot: Jedes Weib, gleichviel weß Standes sie sei, soll mit eigener Hand des Mannes Lieblingsspeisen zubereiten. 8. Gebot: Um Wohlgefallen vor seinen Augen zu finden, soll sie sich alle Tage baden, zuerst in reinem Wasser, und darauf in Safranwasser; sie soll ihre Haare kämen und salben, den Rand der Augenlider mit Antimonium färben und ein rothes Zeichen auf die Stirn malen. 9. Gebot: Ist ihr Gatte fern, so soll sie fasten, auf der Erde schlafen und sich jedes Schmuckes enthalten. 10. Gebot: Kehrt ihr Gatte heim, so gehe sie ihm jubelnd entgegen, lege sogleich vor ihm Rechenschaft ab von ihrer Aufführung, ihren Worten und selbst von ihren Gedanken. 11. Gebot: Wenn er sie ausschilt, so soll sie ihm für seinen guten Willen Dank sagen. 12. Gebot: Wenn er sie schlägt, so empfange sie geduldig die Züchtigung, nehme seine Hand, küsse dieselbe demüthig und bitte ihn um Verzeihung, daß sie ihn zornig gemacht habe. Was sagen unsere Ehefrauen dazu?

Kapfenbergerdurst. Ihr habt das Wort gewiß schon gehört und wißt vielleicht die Deutung nicht. So loset:

Saß der alte Kapfenberger-Toni beim Hirschenwirt und ließ sich seine Zeche munden, denn er war bei seinem Holzspalten durstig geworden. Ueber eine Stunde saß er im Wirtshaus; der Toni wird ja neuzeit ein rechter Lump. Endlich, wie er mit seiner Sach' fertig ist:

„Herr Vater, da wär' a Geld." — „Was haben wir?" — „Ein halb Seidel Wein und sechs Semmeln." — Hernach, wie der Gast aufsteht, klopft ihm der „Herr Vater" auf die Achsel: „Behüt dich Gott, Toni, und wenn Du wieder einmal durstig wirst, so rath' ich Dir, geh' zum Bäcker." Und seit dieser Jause des Kapfenberger-Toni nennen die Weinwirthe den Semmelhunger ihrer Gäste „Kapfenbergerdurst".

Ein Hexenstücklein. Da mag die aufgeklärte Welt sagen, was sie will; ich bleib dabei, es gibt Zauberkünste und Hexenstücke. Es wirken geheime Mächte in der Natur; wir sehen oft nur die Wirkung und kennen die Ursache nicht. Ja, noch mehr, es geht zuweilen sogar mit dem Schwarzen zu; anders könnte man sich folgendes Hexenstücklein, zu dem ich das genaue Recept angebe, gar nicht erklären.

Die Kunst, sich unsichtbar zu machen. Man zünde in einer Neumondnacht zwischen 10 und 11, (besser, als zwischen 11 und 12) drei Kerzen aus rothem Wachs an. Das Wachs kann nöthigen Falls aus einem und demselben Bienenkorb sein, besser aber ist es aus drei verschiedenen. Die brennenden Kerzen stelle man an die drei Ecken des Tisches; an die vierte zeichne man mit geweihter Palmzweigkohle auf einem Zug ein Drudenkreuz. Darüber verbrenne man eine Alraunwurzel, die sieben Aestchen hat. Nun halte man das Gesicht mit geschlossenen Augen über den aufsteigenden Rauch und blase dann schnell die drei Lichter aus.

Wer es probieren will, der nehme sich in Acht, er ist unsichtbar; es geht mit dem Fürsten der Finsternis zu!

Ein alter Veteran, der unter Napoleon gefochten hat, stritt mit einem Preußen darüber, der Kaiser habe

auch Deutsch gesprochen und bekräftigte endlich seine Behauptung mit den Worten: „Wie? Hat er denn nicht bei Leipzig zu uns gesagt: Adieu, Chevauxlegers!"

Vor dem Gewehrappell hat ein biederer Littauer den Lauf nicht gehörig geputzt. „Was ist das!" fährt der Lieutenant ihn an, auf einen Rostfleck zeigend. „Na Herr Leitnant," antwortet der Rekrut treuherzig grinsend, „kennst nich Rost?"

Itzig zu seinem Sprößling, der ungezogen war: „Aron, geh her, aß ich d'r durchprügeln kann!" — „Gott, Vaterleben, werste doch nicht spielen wollen 'n — Antisemit!"

Ein Bußfertiger. In der Kronacher Zeitung „Fränkischer Wald" steht folgende Anzeige:

„Bitte. Damit aus mir vielleicht doch noch ein ordentlicher Mensch werden kann, so ersuche ich alle Wirte Kronachs und der Umgebung dringendst, mir nichts mehr zu borgen.

Zollbrunn.

Peter Doppel vulgo Biebigau."

Beherzt. „Wenn wir den Dieb fangen wollen, wird es doch gut sein, noch einen recht beherzten Mann mitzunehmen!" — „Dann hol' ich den Schuster von drüben. Der hat Muth! Er hat gestern zum drittenmal geheiratet!"

Unglückliche Liebe. „Herr Kanzlist, lieben Sie auch Gänsebraten?" — „Ach ja, aber meine Liebe bleibt leider — unerwidert!"

Eigenheiten. A.: „Glaubst Du wirklich, daß unser Freund Schnüffel ein guter Componist ist? — B.: „Leicht möglich. Wenigstens hat er, wie seine berühmten Brüder in Apollo, seine Eigenheiten. Während z. B. Rossini die Gesellschaft schöner Frauen brauchte, während Richard Wagner die schönsten Weisen erfand inmitten wertvoller Kunstgegenstände — bringt's unser Freund am besten fertig, wenn er sich rings umgeben sieht von — Compositionen anderer Meister!"

Furchtbare Drohung. „Wenn Sie den schuldigen Betrag nun nicht bald bezahlen, dann schreibe ich Ihnen das nächstemal in Versen. Achtungsvoll F. K."

Dilettant (in Gesellschaft): „Nun will ich zuerst noch ein Lied singen und dann nach Hause gehen." — Musikkenner: „Legen Sie besonderes Gewicht auf — die Reihenfolge?"

Wirkung des Fernsprechers. Ein Berliner will seinem Freunde aus der Provinz die Wirkung des Telephons erklären. Er sucht mit ihm also eine öffentliche Fernsprechstelle auf und sagt: „Gib acht! Jetzt sage ich meiner Frau, daß Du heute Abends bei uns essen wirst. — So. Nun halte die Schallfänger ans Ohr und Du wirst Dich überzeugen, daß sie mich verstanden hat." Der Gastfreund lauscht und hört die inhaltschweren Worte: „Der Schafskopf hat mir gerade noch gefehlt."

Er muß es wissen. Lehrer: „Sage mir, Mayer, wie ergieng es dem Volke Israel, nachdem es unter Gottes gnädigem Beistand der Verfolgung Pharaos entronnen war? — Der kleine Mayer: „Ich danke, gut."

Im durstigen Lande der Masuren sitzen Abends Bauern beim Schnapse im Wirtshaus; da tritt ein Nachtwächter ein, um sich auch einen zu kaufen. „Mak, dat Du wedder rut kömmst," ruft einer der Bauern, „se könne uns derwiel det ganze Därp wegstähle!" — „Nanu," entgegnete schlagfertig der Wächter, „wer süll denn stähle. Juh sönd ja Alle hier!"

Es lebe der lustige Druckfehlerschalk! Ein schweizer Blatt bringt folgende Meldung über die Pläne der italienischen Opposition: „Neapel, 22. April. Maglianis große Rede auf dem Bankett in Neapel hatte den schon zum Voraus bekannten Inhalt. Er setzte die Ursachen des Deficits auseinander, kritisirte das grenzenlose Anwachsen des Kriegs- und Marinebudgets, und will freundschaftliche Beziehungen zu allen — Mädchen."

Herr Commerzienrath L. tritt unerwartet ins Komptoir. Ein Kommis hat es sich auf dem geheiligten Stuhl des Principals bequem gemacht. „Herr!" fährt der Commerzienrath den Vermessenen an, „was fällt Ihnen ein! Spielen sich hier wohl als Principal auf von meinem Geschäft! Dumm genug sind Sie dazu!"

Der Heuschnupfen.

Auch ein Sommer-Stimmungsbild.

Wie kommt es, daß manche Leute gerade in der schönsten, gesündesten Zeit des Jahres so viel an Kartarrhen zu leiden haben? Um die Zeit der Kornblüte, der Heuernte ist der Schnupfen da. Dies Gekribbel und Gekitzel in der Nase, diese entsetzlichen Niesanfälle, 30, 40, 50mal hintereinander. Und so blödsinnig toll niest kein Mensch, so niest höchstens ein Pferd oder ein Elephant. Das schmerzt bis in die Fingerspitzen. Dabei läuft die Nase einmal wie eine Soolquelle, das anderemal ist sie fest zu, wie mit Lehm verschmiert, und dann keine Luft, schnappen wie ein Fisch auf dem Trockenen. Das Jucken im Ohr und im Gaumen. Aber das Fatalste ist doch, wenn die Augen daran kommen. Die Lider geschwollen und geröthet und besonders die inneren Augenwinkel. Das ist roth wie ein Krebs und thränt und juckt zum Rasendwerden. Man kann nichts thun, nicht lesen, nichts, und möchte fortwährend in den Augenwinkeln reiben. Dann wird's aber noch schlimmer.

Draußen im Staub und in der Sonne ist's immer am ärgsten, oder wenn man von dort in einen kühlen, dunklen Raum kommt. Es vergällt den Sommer, ja geradezu das Leben.

In der Regel haben die Menschen, die daran leiden, irgend einen „Knacks" im Bereiche ihres Nervensystems, eine schwache empfindliche Stelle. Wird diese von einem Reiz getroffen, so geht der Tanz los. Bei den Meisten liegt die schwache Stelle in der Nase. Die unser Riechorgan auskleidende Schleimhaut besitzt sogenannte Schwellkörper, das sind feinste Höhlensysteme, welche durch vermehrte Blutaufnahme zum Aufquellen gebracht werden. Dieses Aufquellen steht unter dem Einfluß jener Nerven, welche eine Verengerung und Erweiterung der Blutgefäße veranlassen. Ist dieser Einfluß krankhaft verändert, so sind abnorme, andauernde Anschwellungen in der Schleimhaut und damit tiefere Erkrankungen derselben die Folge. Wir haben es mit dem Heuschnupfen zu thun.

In unserem Falle beim Heuschnupfen und Heufieber, besteht der Reiz vermuthlich in den Pollen, d. h. dem Blütenstaub gewisser Gräserarten — mancher Erfahrung nach insbesondere des Roggens — welcher mit der Einathmungsluft die überempfindliche Nasenschleimhaut trifft und hier die Anschwellungen hervorruft. Die übermäßig gefüllten Schwellkörper üben ihrerseits wiederum auf die feinsten Endigungen der Gefühlsnerven einen Reiz aus, der sich dann in verschiedenen kleinen ärgerlichen Quälereien, z. B. Niesanfällen, Jucken in der Nase, Schnupfen, Kopfweh u. s. w. äußert. Bei dem engen Zusammenhang der Nervenapparate, welche Nase, Augen, Rachen, Gaumen, inneren Gehörgang und sonst naheliegende Organe versorgen, werden diese in Mitleidenschaft gezogen. Zum Theil findet auch ein Weiterkriechen der Entzündungserscheinungen in der Nase auf den Schleimhäuten zu den nachbarlichen Gebilden statt. Es treten die Katarrhe der

Augenbindehäute, des Mundes, Rachens, Kehlkopfes, der Luftröhre in die Erscheinung mit allen ihren unglaublich peinigenden Symptomen, die den unglücklichen Kranken das Leben in den Monaten Mai und Juni, den schönsten im Jahre, gründlich verleiden. Oft dauert es noch viel länger, so lange eine Grasart blüht.

Das interessirt wohl Jeden, der an Heuschnupfen leidet, noch mehr aber interessiert es zu wissen, wie man diesen lästigen Gast vermeiden oder vertreiben kann. Dafür gibt es viele Mittel.

Erstens während der Zeit der Gräserblüte nach Helgoland ziehen, oder wenigstens in seinem dunklen Zimmer ruhig sitzen bleiben.

Zweitens allgemeine Abhärtung des Körpers mit kaltem Wasser.

Drittens Einblasen von Chininpulver in die Nase.

Viertens gegen die Entzündung der Augen Auflegen von Leinwandbäuschen mit lauwarmer Chlorwasserlösung getränkt.

Fünftens gegen die heiße Sonne dunkelgefärbte Gläser tragen.

Sechstens Vermeidung von Allem, was das Blut zu Kopfe treiben kann, alkoholische Getränke, Aufregung, Zorn u. s. w.

Siebentes Operation der Nasenschleimhäute.

Diese Mittel schreibt ein Arzt vor, betont aber sehr lebhaft, ohne Rath oder Ueberwachung des Arztes nichts zu unternehmen. Mich befriedigen, offen gesagt, diese Rathschläge nicht ganz. Die Hauptsache wird hier, wie bei allen Krankheiten, freilich sein, die Ursachen zu vermeiden. Daher sich in Acht nehmen vor den Blüten des Roggens und anderer Gräser. Nicht alles was gut riecht, ist gesund; so wie der Magen manche Nahrung, die Lunge manche Luft nicht verdauen kann, so weiß auch das Riechorgan und die Schleimhaut nicht mit Allem fertig zu werden. Eine wahre Plage ist der Heuschnupfen, aber lebensgefährlich ist er nicht, und das ist der einzige wirkliche Trost, den man geben kann.

Bücher.

Geld. Roman von Ernst Ahlgren. Aus dem Schwedischen von Math. Mann. (Berlin. Schorer.)

Ein psychologisch fein angelegter, aber nicht consequent bis zu Ende geführter Roman. Eine sehr junge, mit einem bedeutend älteren Manne verheiratete Frau fühlt sich, wie Neunzehntel aller glücklich verheirateten Frauen, höchst unglücklich. Ihr Mann versteht sie nicht; etwas mehr Verständnis findet sie bei ihrem Vetter. Kurz, ihr fehlt etwas — aber sie weiß nicht genau, was es sei — auch der Leser weiß es nicht — aber Herr Ernst Ahlgren ist ein Schalk, der weiß es ganz genau. Am Ende will die junge, kinderlose Frau ihrem reichen Gemahl davonlaufen, um in der Hände Arbeit für das tägliche Brot das gesuchte Lebensideal zu finden. Ihr Gemahl, obschon kein besonders geistreicher Mann, ist in mancher Beziehung ein Prakticus — er verlangt von seiner rebellischen Frau eine Frist von einer Nacht und bringt nach Verlauf derselben ein Kind zutage — ein fünfjähriges Engelsgesicht, das er entweder geraubt oder gekauft hat. Und die Frau „schloß das Kind gerührt in die Arme, küßte es und sagte mit beglückter Stimme: ich will Dich lieben wie einen Engel, den der Himmel uns geschenkt hat! Wir wollen ganz im Kinde leben!“ Von dieser Stunde an liebte sie auch ihren Gemahl. O, diese Frauen – und diese Romanschreiber.

—tt—

Lebensmächte. Roman in vier Büchern von Stephan Milow. (Stuttgart. A. Bonz & Comp. 1890.)

Milow gehört zu den Schriftstellern, deren neue Bücher man immer mit Vergnügen und in der Zuversicht zur Hand nimmt, viel Gutes in ihnen zu finden. Diese Erwartung täuschte uns auch diesmal nicht und nebst der tadellos klaren Schreibweise fielen uns die vielen trefflichen Bemerkungen über Musik, über die socialen Fragen der Gegenwart und über verschiedene Zweige des öffentlichen Lebens auf, die außergewöhnliche Kenntnisse und eine besonders scharfsinnige Beurtheilungsgabe voraussetzen. Der Stoff selbst schien uns etwas bedenklich. Zwei sündigende und büßende Frauen, Mutter und Tochter. Der

Fehltritt der ersteren wird auf fürchterliche fast antik unabwendbare Weise, durch das Zugrundegehen der Frucht des Fehltrittes gesühnt, während der Fehltritt der Tochter durch längere Reue Sühne und Vergebung findet. Während in einem Falle die Lösung vom ästhetischen Standpunkte, aber nicht vom rein menschlichen aus gerechtfertigt erscheint — tritt im anderen Falle wieder der ästhetische Standpunkt zu Gunsten des rein menschlichen in den Hintergrund.

—tt—

Zwischen Donau und Theiß. Kleine Geschichten aus der Pußta von Ernst Keiter. (2. Aufl. Leipzig. R. König.)

Die Ungarn, die außer Jos. Eötvös und Kol. Mikszáth keine besonders nennenswerten Dorfgeschichtenschreiber aufzuweisen haben, werden es einem „Schwaben" wahrscheinlich nicht übelnehmen, wenn er ihre Pußta verherrlicht, die Zigeuner — ihre National-Musikanten — die Csikos, Gulyás und Betyaren etwas idealisiert. Uns Deutsche läßt die Pußta mit ihren Bewohnern, mit den Taniás, Czállás' und den hohen Ziehbrunnen mehr kalt, insbesondere vermögen wir den Zigeunern keine Begeisterung entgegenzubringen, da uns diese nur als eine Landplage näher zu treten pflegen. — Das lesenswerte Bändchen enthält sechs durchaus lebendig gehaltene Erzählungen, von denen die längste „Im Banne der Liebe" dem westeuropäischen Geschmacke am meisten schmeicheln dürfte, während wir „Rakoczys Geige" — schon der Form nach — für die wertvollste halten. —tt—

S. M. Prem, der sich durch mehrere Arbeiten auf literarhistorischem und biographischem Gebiete bekannt gemacht hat, veröffentlicht zum 70. Geburtstage des Tiroler Poeten Adolf Pichler in dem „Tiroler Grenzboten" eine Denkschrift, von der uns ein Sonderabdruck (Kufstein, Ed. Lippott) vorliegt und in der er dem Gefeierten vollständig gerecht wird. Die Denkschrift erhält noch einen besonderen Wert dadurch, daß sie ein übersichtliches Bild gibt von dem literarischen Leben Tirols in den letzten fünf Decennien. —tt—

Der Zaggler Franz. Von Adolf Pichler. (Wien. Selbstverlag.) Wir kämen in einige Verlegenheit, wenn wir diese biographische Skizze in Versen in eine bestimmte Kunstgattung einreihen sollten. Der Dichter versteht seine Landleute scharf zu charakterisieren; dabei kommen philosophische Fragen zur Erörterung, die durch gesunde, geläuterte Lebensansicht befriedigende Lösung finden. Als Hintergrund der anmuthigen Fabel, wie Franz das Moidele freite, erhebt sich in wenigen aber sicher hingeworfenen Strichen das Unterland Tirols.

—tt—

Faustine. Roman von Silvia Andrea. (Glarus. J. Vogel.)

Ich finde den Namen der Verfasserin in keinem Nachschlagebuch; wohl habe ich ihre „Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit" gelesen, die für die schriftstellerische Laufbahn eine gute Empfehlung waren. Der Roman „Faustine" bedeutet gegen diese Erzählungen allerdings einen Fortschritt in der Behandlung tiefsinniger Lebensfragen, aber nicht in der Klarheit und in der Knappheit, in der wir leider fremdländische Meister anerkennen müssen. Der Stoff selbst, der etwas weltschmerzliche Anlage zeigt, ist der Klarheit und Knappheit nicht günstig. „Ich suchte eine Idee, die mein Leben befruchten könnte und sie gab mir Satzungen und Formeln, die ich als unzulänglich von mir wies —" — — „Ich konnte zwischen Ideal und Leben keine Versöhnung finden, deswegen mußte ich untergehen —" — so spricht die Heldin, welche die Verfasserin mit gutem Grunde „Faustine" getauft hat. Wenn Silvia Andrea sich nicht zu sehr in Ideen und Abstractionen verliert, wird sie Bedeutendes in der Romanschreibung noch leisten! Erfreulich wirkt die keusche Behandlung des Stoffes. Wir erleben eine Entführung ohne Verführung. Eine solche Gelegenheit ließe sich eine naturalistische Schriftstellerin nicht ungenützt entschlüpfen. —tt—

Cilli. Von Michel Knittl. (Cilli. Fritz Rasch. 1890.)

Der Verfasser dieses Buches nennt sich scherzhaft einen gottbegnadeten Schulmeister. Ich meine die Gottbegnadung ganz im Ernste. Wer plaudernd und spielend so anregen und unterrichten kann, wer ein so gediegenes Wissen und einen so prächtigen Humor hat, wer so ganz allen trockenen Schulmeisterton zu vermeiden weiß und den warmherzigen Puls des Poeten pochen läßt, mitten im tiefsten Ernste manchmal einen munteren Purzelbaum schlägt, mitten in der grauesten Wissenschaft bisweilen einen hellen Juchschrei thut vor Freude über die Schönheit des Landes, das er uns schildert — wahrlich, der ist ein gottbegnadeter Schulmeister. Einen gedruckten Fremdenführer kann zur Noth sonst nur ein Reisender verdauen, der ihn haben muß. Dieses Buch liest der Einheimische zur Unterhaltung und Be-

lehrung und der Fremde, ob er nun in Steiermark reist oder nicht, zur Belehrung und Unterhaltung. Das Werk beschreibt Cilli und seine Umgebung. Es beschreibt die Geschichte, das Land und die Leute und der schönste Stoff dafür ist vorhanden. Es beschreibt die untersteierischen Bäder, wovon manches so wirksam ist, dass alte Bäuerinnen darin anfangen zu dichten. Es beschreibt die Sulzbacher Alpen, in welchen die Bauern den Poeten, und die Poeten den Reisebücherschreibern schöne und kräftige Bären aufbinden. Es beschreibt mit behäbiger Gründlichkeit und mit entzückender Laune Alles, was in unserem lieben Cillier Gau schön und interessant ist. U. Kasimir; ein begeisterter Landschafter, hat schöne Bilder dazu gemacht, der Verleger hat das Werkchen nett ausgestattet und ich habe — daran meine Freude. R.

Culturbilder und Skizzen aus Kärnten. Von Rudolf Waizer. (Klagenfurt. F. v. Kleinmayr. 1890.)

Rudolf Waizer, der Schilderer des kärntnerischen Volkslebens gab vor einigen Jahren seine „Cultur- und Lebensbilder aus Kärnten“ heraus. Dieser Sammlung schließt sich die gegenwärtige trefflich an. Waizer wird in seinem Volke noch Vieles finden, was interessant ist, und so bietet er uns allmählich ein großes Gesammtbild des Kärntner Volkslebens. Die vorliegenden Culturbilder und Skizzen bringen mancherlei Neues und zeichnen sich auch durch große Genauigkeit des Erzählten aus. Manche der hier dargestellten Gebräuche sind zwar schon abgekommen oder eben daran, unterzugehen, umso verdienstlicher ist die Schilderung derselben. Das Volksthum in seiner Ursprünglichkeit und Einfalt wird überhaupt bald nur mehr in den Büchern zu finden sein; die überfeinerte Menschheit der Zukunft wird daraus lernen können. M.

Am Vierwaldstätter See. Malerische Ansichten von Berg, Thal und See. 32 Aquarelle nach Original-Aufnahmen verschiedener Künstler, mit begleitendem Texte von Alfred Brennwald, unter Mitwirkung von Dr. W. Grothe. Herausgegeben von Fr. Schleicher. (Luzern. Verlag von J. Fr. Schleicher & Co.)

Die 32 Aquarelle sind wohl geeignet, die Erinnerung an einen der schönsten Erdenwinkel, die es gibt, aufzufrischen und die Sehnsucht bei Denen, die ihn noch nicht gesehen haben, zu steigern. Der begleitende Text hält sich in bescheidenen Rahmen und bildet eine erwünschte Zugabe. Das Buch ist eines der besseren Erzeugnisse jener gerade jetzt sehr reichen Literatur, die sich mit der Landschaft beschäftigt. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. In zehn Bänden. Zweiter Band: Der Schandfleck. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1890.)

Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. VIII. Band: Leberecht Hühnchen als Großvater. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Glücklich. Roman von E. Reuling. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Frau und Braut. Novelle von Emil Taubert. (Leipzig. G. Meyers Verlag.)

O diese Künstler! Heitere und ernste Episoden aus der Bühnen-, Musik- und Malerwelt, erzählt von Josef Lewinsky. (Berlin. S. Fischer. 1890.)

Oberammergau und seine Passionsspiele. Von Karl Trautmann. Zeichnungen von Peter Halm. (Bamberg. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.)

Die Räuber. Genrebild in zwei Aufzügen von Heinrich v. Zimmermann. (Teplitz 1890.)

Heimgekehrt. Patriotisches Festspiel von Heinrich v. Zimmermann. (Teplitz. 1890.)

Bleistift-Skizzen. Erinnerung an die Pariser Weltausstellung von 1889. Von B. Schulze-Smidt. (Bremen. J. Kühlmann'sche Buchhandlung. 1890.)

Briefe einer alten Bäuerin an ihre städtische Freundin von Agnes von der Deken. (Hirschberg. Schlesien. Volksarztverlag. 1890.)

Unser Fritz. Von Agnes von der Deken. (Hirschberg. Schlesien. Volksarztverlag. 1890.)

Neu-Berlin. Was Frau Guticke in der Reichshauptstadt erlebt. Von G. v. Beaulieu. (Breslau. Schlesische Verlags-Anstalt. 1890.)

Die Prinzessin im gläsernen Sarge. Märchen von Rudolf Widhalm. (Verlag der „Jugendluft“ in Nürnberg.)

Höhenrauch. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. (Zürich. Verlagsmagazin 1890.)

Mein Vermächtnis. Dichtungen von August Pohl. Herausgegeben von Paul Schwarzer. (Neisse. J. Huch. 1889.)

Der neue Demokrit. Von Dr. Eduard Maria Schranka. 1. Band. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1890.)

Ein deutscher Poet in Karlsbad. Von Florian Norbert Trotz. (Karlsbad.)

Tiroler Schnaderhüpfeln. Zweite Folge. Gesammelt und herausgegeben von H. R. Greinz und J. A. Kapferer. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Fruchtkeime. Pädagogische Aphorismen in poetischer Form von Ernst Freimut. (Stuttgart. Robert Lutz. 1889.)

Der Imker-Bote aus Oesterreich. Kalender für Bienenfreunde auf das Jahr 1891. Herausgegeben von Anton Pfalz, (Deutsch-Wagram, Niederösterreich.)

Pädagogisch-literarisches Jahrbuch des ersten Wiener Ferien-Colonien-, Spar- und Unterstützungsvereines für Kinder. XIII. Jahrgang. (Wien 1890.)

Specialführer durch das Gesäuse und durch die Ennsthaler Gebirge zwischen Admont und Eisenerz von Heinrich Heß. Mit 12 Originalzeichnungen. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Wien. Artaria & Co. 1890.)

Wegweiser für Tagestouren im Gesäuse, zum Gebrauche für die Benützer der Vergnügungszüge nach Admont. Zusammengestellt von Heinrich Heß. (Wien. Artaria & Co. 1890.)

Stanges Reiseführer in losen Blättern nach Theilstrecken geordnet zum Zusammenstellen. (Carl Stange. Verlag von Stanges Reiseführer in losen Blättern.)

Postkarten des Heimgarten.

Am 20. Juni d. J. ist der steierische Dichter **Karl Gottfried Ritter von Leitner** gestorben.

Ueber das Leben und Schaffen des verehrten Dichternestors siehe „Heimgarten" V. Jahrg., Seite 208. Ein weiterer Aufsatz über diesen bedeutenden Menschen wird folgen.

× Am ersten Jahrestage des Todes Robert Hamerlings (13. Juli d. J.) sind in Graz zwei Hamerling-Gedenktafeln enthüllt worden. Die erste in dem Hause Nr. 6, Realschulgasse (jetzt Hamerlinggasse), wo der Dichter 1862—1889 gewohnt hatte; die zweite beim „ersten Fuchswirt" auf der Ries, wo 1868 der „König von Sion" vollendet worden. Für das zu errichtende große Hamerling-Denkmal in Graz werden die Geldsammlungen fortgesetzt.

M. D., Wien: Ob wir für die Einführung der lateinischen Lettern in das deutsche Schriftthum sind? Die lateinischen Lettern sind ja weitaus praktischer, leichter zu schreiben, leichter zu lesen und allen Culturvölkern verständlich; sie sind historisch, sie sind die Schrift der Wissenschaft, sie sind einfach, sie strengen das Auge nicht an, sie brauchen weniger Tinte oder Druckerschwärze, weniger Federn, weniger Papier. Die lateinischen Lettern haben allerlei Vorzüge, aber sie widerstreben unserem deutschen Gefühle, und das ist der triftigste Grund, sie nicht anzunehmen. Die deutschen Frakturlettern, wir haben zu ihren Gunsten nichts aufzubringen, als daß wir sie lieben, und darum halten wir an ihnen fest.

Der „**Wiener Volkstheater-Verein**" beabsichtigt, eine Nationalbühne zur Pflege des geistig gediegenen Volksstückes der Bauernkomödie, Posse, des Zaubermärchens und Singspieles mit Ausschluß jedes operettenartigen Genres, ins Leben zu rufen. Diese Bühne soll in erster Linie ihre künstlerische Aufgabe darin erblicken, die bedeutendsten Dichter der Wiener Volksmuse vergangener Zeiten dem Publicum neuerlich vorzuführen, die Schaffenslust auf dem Gebiete der dramatischen Volksdichtung wieder zu beleben. Wahrlich viel gewollt! Wir wünschen ausdauernden Muth und Gelingen.

P. A., Würzburg: Ein religiöses Dogma für wahr halten, heißt noch lange nicht glauben, das heißt vielmehr eine Abart von Wissenschaft treiben. Der Glaube ist das Vertrauen zu Gott, in welchem wir Trost und Beruhigung finden, und auch Kraft zur Erfüllung unserer Pflichten. In diesem Sinne ist Ihr zelotisches Schriftstück nichts weniger als religiös.

J. M., Breslau: Mit Ihrem Vorschlage kann man einverstanden sein. Jedes Volk sollte nebst seiner eigenen Sprache Englisch lernen, dann wäre die Weltsprachenfrage gelöst. Vielleicht bequemt sich allmählich auch die Wissenschaft, die todten Sprachen abzudanken und eine gemeinsame lebendige Sprache für ihre Weltzwecke zu wählen.

G. v. L., Weimar: So ist es. Eine Bildung, welche Zwiespalt zwischen Humanität und Nationalität erzeugt oder duldet, die Freiheit ohne Vaterland, oder ein Vaterland ohne Freiheit kennt, eine solche Bildung kann nicht die höchste sein.

× „Heimgarten", XIV., Seite 688, muß es statt „Kremser Wochenblatt" heißen: „Kremser Zeitung".

× **Es wird dringend ersucht, Manuscripte welcher Art immer, ohne vorhergehende Anfrage nicht einzuschicken, wir könnten nicht dafür bürgen. Auch hat der Verlag dafür kein Honorar ausgesetzt.**

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Jung Josef und Frau Putiphar auf dem Dorfe.

Nach den Aufzeichnungen eines alten Mannes.

Ein hagerer, vierschrötiger, ältlich behäbiger Mann, und ein schlanker geschmeidiger Jüngling thaten eines Tages miteinander pflügen und bauen auf dem Felde. Der hagerer Mann hatte vor sich ein weißes Tuch also gesackt, daß er darin Korn tragen konnte, und er langte mit der Hand hinein und streute die Körner strahlenförmig aus über das braune Erdreich. Der Jüngling führte hinterdrein ein flinkes Rößlein mit der Egge.

Da blieb der Mann stehen an Feldesrand und sagte: „Mein Same ist alle."

„Herr Vater Goding. Ihr habt zwei Felder damit besäet und ein halbes," so antwortete der Jüngling.

„Der Rest des dritten muß auch befruchtet werden," sprach der Mann. „Hambert, laß das Pferd stehen dort im Schatten der Linde, gehe heim in den Hof und hole Samenkorn, soviel du tragen kannst. Ich will mich dieweilen in den Krug setzen und mich ein wenig atzen."

Der Jüngling sagte: „Ja, Vater Goding, ich thue es und will bald wieder da sein."

Dann hieng er mit langem Kettlein das Roß an den Lindenbaum und gieng flink und frisch durch den junggrünen Buchwald hinein in den Hof.

Der hagere, vierschrötige, behäbige Vater Goding hatte daheim ein junges dralles Weib. Das war von seinen Ehewirtinnen die dritte. Die beiden ersten hatten seine Jugend begleitet und waren heimgegangen. Dann hatte er ein schönes Mädchen genommen aus niederen Stammen. Ihr Name war Malcha. Unter einem blühenden Apfelbaume saß sie jetzt und strählte ihr rothes weiches Haar. Als Hambert herankam und sie sah, blieb er stehen und sagte: „Frau Mutter, es schickt mich der Vater Goding um

Kornsamen, denn er ist ihm alle geworden auf dem dritten Felde."

„Wenn er ihm alle ist geworden, so gehe nur hinein, nimm den Schlüssel zur Kornkammer und lade auf. Du siehst, ich krause mein Haar." Also sprach die Frau, strählte ihr Haar wie einen Schleier über Nacken und Angesicht und blickte mit feurigen Augen durch das linde Gewebe hin auf den Jüngling. Dieser gieng in die Kammer, nahm einen Sack und füllte ihn, nahm den zweiten Sack und füllte ihn und lud sich die zwei Bündeln auf die Schultern.

Da sah es Frau Malcha, wie er unter so schwerer Last stramm und behendig einherschritt und sie sagte: „Hambert, Du hast viel aufgeladen, ich wußte nicht, daß Du so stark bist."

Er antwortete nicht auf so schmeichelhafte Rede, sondern wollte vorübergehen, auf daß Vater Goding bald wieder säen könnte.

„Willst Du nicht ein wenig rasten hier unter dem Apfelbaume?" fragte Frau Malcha.

„Ich habe das Roß an die Linde gebunden, es könnte die Kette abreißen, darum muß ich eilen," sagte der Jüngling.

„Laß es Gras fressen am Rain und setze Dich nur zu mir," so sprach das junge Weib.

„Vater Goding ist auf kurze Labe in den Krug gegangen und wird bald zurück sein. Er könnte mich missen, daher muß ich eilen." Also der Jüngling.

„Wenn Vater Goding im Krug sitzt," versetzte nun sie, „so wird er dort eine Stunde sitzen und es wird ihm sehr wohl sein. Was sollst Du auf dem heißen Felde stehen und warten! Bleibe nur bei mir auf dem Rasen, wie wollen nebeneinander schlafen."

Als Hambert solches Wort gehört hatte, wurden ihm die Wangen heiß und roth. „Frau Mutter," sagte er, „auf solchen Scherz weiß ich nicht zu antworten."

„Es ist kein Scherz und Du sollst auch nicht antworten, sondern bei mir sein."

Der Jüngling stand vor ihr wie ein schlanker Baum, seine Glieder zuckten nicht, nur sein Auge glühte und er sprach: „Wärest Du fremd und frei, ich wollte Dein Anliegen mit Freuden achten. Aber Du bist die Herrin auf diesem Hof, und Du bist die Frau dessen, der mich als armen Knaben aus Barmherzigkeit hat aufgenommen in sein Haus, und mich hat erzogen, und mich betreut wie sein eigenes Kind. Es wäre schlecht von mir, jetzt so zu spielen, wie Ihr meint. Und auch von Euch wäre es schlimm, denn er hat Euch erhoben zu seinem reichen Hof und an seine geachtete Seite, Ihr seid der Stern seines Auges und das Herz seines Lebens. Auch mir seid ihr Mutter gewesen bisher. Ich will mir denken, Ihr habt es nur im Traume gesagt, was ich vernommen, Ihr wisset nichts mehr davon und ich will's auch vergessen haben und schweigen wie der Apfelbaum schweigt und weiter grünen wird hinaus über diese Stunde."

So sprach der Jüngling und schritt, aufrecht unter seiner Last, dem Felde zu.

Und als Solches geschehen war, da kam ein wilder Haß in das Herz des Weibes und eine große Angst. Sie hatte manchen Fußtritt erfahren müssen in ihrem Leben, aber einen solchen wie jetzt, einen sochen noch nie. — „Er hat mich weggeworfen! Er wird hingehen und Alles verrathen. Er wird sich einschmeicheln bei dem Greise und mich um den Hof bringen und mich verderben. Denn Vater Goding ist grimmig im Zorn und wird mich in der ersten Stunde tödten. — Das muß anders gewendet werden." —

Also dachte sie, gieng in das Haus, legte sich in das Bett, trank warmes Salzwasser, bis sie davon erbrechen

mußte. Und als Vater Goding des Abends vom Felde heimkam, erschrak er über den Zustand, in welchem er sein Ehegemahl fand und fragte, was ihr geschehen.

Frau Malcha hub zu weinen an und weinte so heftig, daß sie nicht sprechen konnte. „Todt und entehrt," brachte sie endlich unter Schluchzen hervor, „todt und entehrt hättest Du mich gefunden, wenn meine Kraft mich auch nur um eine Minute früher verlassen hätte. O mein lieber Mann!" so fuhr sie lebhaft und mit gefalteten Händen fort. „Wenn Du wieder Samen brauchst, so gehe selber, ihn zu holen, schicke nicht diesen — diesen —" die Entrüstung erstickte ihre Stimme.

„Mein Herz, was ist geschehen?" also fragte Vater Goding.

„Er hat sich Korn aufgeladen, zwei Säcke voll," so erzählte nun Frau Malcha, „und als er aus dem Gelasse tritt, geht er stramm und flink mit seinen Bündeln auf den Apfelbaum zu, wo ich sitze und mir das Haar strähle, und sagt: Schöne Frau Malcha, sieh einmal, wie stark ich bin. — Ja ja, antworte ich, gehe nur, Dein Herr wird warten auf Dich. Da sagt er: Vater Goding sitzt im Krug und wird sich's wohl sein lassen. Das Roß habe ich an den Lindenbaum gebunden, es kann Gras fressen am Rain. Also will auch ich mir gütlich thun, mich zu Dir setzen in den Schatten, Dir die Zeit vertreiben helfen. Und ich sage hierauf: Hambert! Ist das der Dank gegen Vater Goding, der Dich als armen Knaben aus Barmherzigkeit hat aufgenommen in sein Haus, Dich hat erzogen und betreut wie sein Kind! Hinweg von mir, ich will Dich nie wieder sehen. — Nun hat er schon seine Säcke abgeladen, faßt mich an den Armen und sagt: Ich will neben Deiner schlafen! — Ich hebe mich an zu wehren auf Leben und Tod. Halb ohnmächtig bin ich schon, da geht ein Bettelmann des Weges und verscheucht ihn. O Gott, wie bin ich entsetzt!" Sie schüttelte sich wie im Fieberfroste.

Vater Goding war über solchen Bericht lange keines Wortes mächtig. Endlich sagte er: „Es ist unerhört! Dieser Heuchler! Dieser Bösewicht! Es ist unerhört! Gut, er soll seinen Lohn haben."

„Uebereile Dich nicht, mein Eheliebster!" so rief sie ihm nach, „verhöre ihn erst, daß Du weißt, wie ich die Wahrheit habe gesagt."

Hambert saß im Stalle und sah dem Pferde zu, wie es Heu und Hafer fraß. Er hatte zu sinnen und zu denken an diesem Tage, er hatte eine sonderbare Erfahrung gemacht an diesem Tage. Und ehe der Tag zu Ende ging, sollte er eine noch sonderbarere machen. Vater Goding, in der Hand einen schweren Schmiedehammer, trat in den Stall und da der Jüngling sitzen blieb auf seinem Schragen, so sagte der Greis: „Steh' auf! Du wirst wissen, was jetzt geschehen muß!"

„Das Roß muß gewässert werden," sagte Hambert.

„Ja, und der Hurer muß erschlagen werden!" setzte Vater Goding bei. „Schau mich nicht so frech an! Sie hat mir Alles gesagt!" Und also wie es bei Gerichte zu geschehen pflegt vor dem Urtheilsspruche, so stellte der alte Mann nun Alles dar, wie Frau Malcha es ihm mitgetheilt hatte.

Hambert hörte es und sagte kein Wort. Er schwieg, als hätte er die Sprache verloren. Diese Lüge des Weibes hatte ihn getroffen wie ein lähmender Blitz.

„Gott hat Dich genadet, daß Du nicht leugnest!" sagte Vater Goding. „Hättest Du geleugnet nur mit einem Worte, so lägest Du schon hingestreckt. Ich erinnere mich, Dich einmal lieb gehabt zu haben. Es ist aus geworden. Du gehst von diesem Hause fort. Wie Du bist und stehst, so arm und bloß, wie Du hergetragen worden, so gehst

Du jetzt von hinnen. Wenn ich einen Dank von Dir begehre, so ist es der: Nenne meinen Namen nie mehr. Wir sind einander gestorben. Geh!" Und Hambert gieng. Ohne Rock und Hut, stumm gieng er hinaus aus diesem Dache, das er seine Heimat genannt hatte, und das seine Heimat hätte bleiben sollen. Stumm ging er hinaus in die Nacht. Der Wind eines nahenden Gewitters rauschte in den Bäumen.

Aber als er an den Apfelbaum kam, von welchem die Blüten niederflogen wie eitel Schnee im Winter, da blieb er stehen und kehrte um. Am Schrott des Hauses lehnte Vater Goding und stützte sein Haupt auf die Hand. Zu ihm trat der Jüngling hin und sagte: „Vater Goding, ich gehe ohne Widerrede. Doch ist eine große Pflicht da gegen mich und gegen Euch, daß ich es spreche: Was Euer Weib Euch gesagt hat, ist gesprochen worden, aber auf umgekehrte Weise. Sie hat mich verführen wollen. Ich weiß wohl gewiß, daß Ihr mir nicht glauben werdet, ich sag's auch nicht meines Vortheiles, sondern der Wahrheit wegen. Und jetzt dank Euch Gott Alles. Solltet Ihr mich einmal suchen wollen, thut es nimmer, zu diesem Hofe führen mich keine Straßen mehr. ."

Solche Worte sprach der Jüngling, dann wendete er sich. Vater Goding starrte in die wilde Nacht hinaus, bei einem grellen Blitzstrahl sah er weit unten auf weißer Landstraße den Jüngling rasch dahineilen. Und hat ihn seit diesem Augenblicke nie wieder erblickt.

Frau Malcha war nur halb zufrieden mit dem Geschehnisse, und gar nicht zufrieden mit der folgenden Zeit. Sie war der Meinung gewesen, ihre heldenmüthige Keuschheit, die sie dem Eheherrn glauben gemacht, würde sie in seinen Augen in noch schöneres Licht stellen. Das kam anders. Die letzten Worte Hamberts, derentwegen Vater Goding im ersten Augenblicke stumm und fast gelähmt gewesen, hatten seine Zuversicht gebrochen, sein Mißtrauen geweckt. Er war nun zwar zärtlicher mit seiner Ehewirtin, als früher, doch insgeheim lauerte er und Manches, was an ihr war, was sie sprach und that, kam ihm nicht richtig vor. Das Mißtrauen kann ein sonst gutes Herz rasch verderben und Vater Goding wurde in der Absicht, die Falschheit seines Weibes zu entdecken, selber falsch. Oft sann er über seinen Pflegesohn Hambert, den er, der kinderlose Mann, an sechzehn Jahre um sich gehabt, an dem er stets nur ein offenes, treuherziges Wesen gefunden, und den er einer Verruchtheit, wie er sie begangen haben sollte, nie für fähig gehalten hätte. War es auch mit seinem Weibe so? Hatte vor wenigen Jahren sie, die Junge, den Alternden wohl aus Liebe genommen? Nicht etwa seines großen schönen Hofes wegen? Oder hatte er sie aus purer Liebe genommen? Hatte er nicht vielmehr an eine Pflegerin gedacht für die kommende Zeit der Mühsal? Und was geschah, als er vor einem Jahre im Nervenfieber darniederlag? Frau Malcha stellte an sein Krankenlager ein erfahrenes altes Weib, sie selbst machte eine Wallfahrt auf den Dreiengelberg, um die Gesundheit ihres Eheherrn zu erbitten. Denn vor nichts auf der Welt hatte sie eine solche Angst, als vor Seuchen. Vor Seuchen floh sie, wie vor den Türken. Auf dem hohen Dreiengelberg war reine Luft, darum eilte sie empor zu diesem Orte der Gnade. — Wenn jung Hambert darniedergelegen wäre im Fieber, ob sie auch die Flucht ergriffen hätte vor seinem Lager, um für ihn zu beten? — Hatte sie nicht manchmal einen Blick auf Hambert geworfen, der für ein Pflegemutterauge zu feurig gewesen?

Vater Goding nahm als Ersatz für den Verjagten einen Knecht auf, der fast eben so jung wie Hambert, aber um ein Wesentliches kecker war.

Als der Herbst kam und die Einheimsung des Obstes, sprach Vater Goding eines Tages zum Knechte: „Wämplein, wozu soll ich mich noch viel anstrengen, ich habe geschafft übergenug in meinem Leben, will nun bißchen in den Krug gehen und mir gütlich thun. Du sollst dieweilen den Baum abernten, der die rothen Aepfel trägt.“

Solchen Befehl hörte Frau Malcha und sie sagte: „Es ist ganz billig, mein Eheherr, daß Du Dich schonen willst, der Wämplein kann mit dem Apfelbaum auch allein fertig werden.“

Hierauf gieng Vater Goding hin durch den gilbenden Buchenwald gegen die Weinschänke, bog aber mitten im Walde ab von seinem Steig.

Der Wämplein stieg auf den Apfelbaum, pflückte die Früchte zu einzeln und reichte sie herab der Frau Malcha, welche auf dem Rasen stand und ein Tuch aufhielt.

Als diese Arbeit so ein Stündlein ziemlich langsam von statten gegangen war, denn die Aeste waren zum Brechen voll, sagte Frau Malcha: „Wämplein, das Pflücken geht zu langweilig her, Du sollst den Baum schütteln, da fallen sie von selber.“

„Wenn ich den Baum schüttle,“ antwortete der Knecht, „so fallen sie freilich von selber, aber sie fallen hart auf den Boden und schlagen sich Wunden, an denen sie später leicht faulen können“.

„Aber wir erübrigen Zeit, Wämplein, wenn Du schüttelst,“ sagte Frau Malcha.

„Was sollen wir mit der erübrigten Zeit anfangen?“ fragte der Knecht.

„Wir können uns auf das Heu legen und schlafen.“

Kaum die Frau also gesprochen hatte, erfaßte der Knecht einen Ast und schüttelte ihn so gewaltig, daß ein wahrer Hagel von rothen Aepfeln niedergieng und Frau Malcha eilends ausweichen mußte, um nicht mürbgeschlagen zu werden von der fallenden Frucht. Und plötzlich sprang der Wämplein selber herab, sie ergriff seine Hand und sagte: „Wir wollen keine Zeit verlieren, bis Vater Goding vom Kruge heimkommt.“

Jetzt stand Vater Goding da vor ihren Augen. Er hatte sich durch das Gebüsch geschlichen, Alles belauscht und sprach nun: „Frau Malcha! Ist es auch diesmal der Knecht, der Dich hat zwingen wollen?“

Die Frau ward vor Schreck todtenblaß und sagte: „Nun, so schlage mich nieder!“

„Das thue ich nicht,“ antwortete Vater Goding, „denn ich habe kein Recht mehr auf Dich. Du bist frei und fremd in diesem Hause. Nimm Dein Handbündel, wie Du hergekommen bist, so gehe wieder von hinnen. Deine Falschheit ist grenzenlos. Wenn ich an meinen Hambert denke, so bricht mir das Herz.“

Frau Malcha wußte recht wohl, was jetzt zu geschehen hatte. Ganz unwillkürlich that sie den Mund auf, um sich zu vertheidigen und zu sagen, sie habe es nur scherzhaft gemeint, da sei der Wämplein auf einmal vom Baume gesprungen, um sie gewaltsam zu küssen. Aber das Wort blieb ihr im Munde stecken. Umso eiliger hatten es die Hände, ihre Siebensachen zusammenzupacken, und die Füße, um dem hageren, vierschrötigen Manne, der schlimme Augen und Fäuste machte, heil zu entkommen.

Vater Goding lebte nun einsam dahin. Er begann Umfrage zu halten nach seinem Ziehsohne Hambert. Das war vergebens. Der Jüngling mußte weit fortgezogen sein und vielleicht vor Gram vergehen in fremdem Lande. So tief nahm der Greis sich das Leid zu Herzen, daß er zu siechen begann. Noch eine Weile wandelte er wie ein Schatten um den Hof, und eines Morgens lag er in seinem Bette auf dem Rücken ausgestreckt, mit gekreuzten Armen über der Brust, als ob er sich

selber noch aufgebahrt hätte — und war starr und kalt.

Frau Malcha war so weit gewandert, bis sie nicht mehr als Frau Malcha angeredet wurde. Sie hatte sich nicht geschämt der Schamlosigkeit, aber sie schämte sich der Verachtung. In der Fremde begann sie wiederum so, wie sie aufgehört hatte, als Vater Goding sie erwählt. . Frau Malcha war zu einer armen Person geworden, die daran denken mußte, Arbeit zu suchen, wenn sie Brot finden wollte. Wenn wir ihren Weg verfolgen müßten von Haus zu Haus, von Gau zu Gau: es ergieng ihr bitter schlecht. Wie viel Hunger, wie viel Kälte, wie viele harte Worte, bis endlich der Winter vorbei war und die schneefreien Felder fleißige Hände verlangten. Fast hatte sie das Arbeiten verlernt auf Vater Godings Hofe, wo sie nur die Zunge hatte zu rühren gebraucht, um fremde dienstfertige Hände in Bewegung zu setzen. Die Freude an schlanken Männern wurde ihr vergällt, eher als es zu denken war. Keine Klostersatzungen sind so wirksam als herbe Arbeit.

Also vergieng Jahr und Tag, und Malcha, die im Sommer arbeitete und im Winter bettelte, dachte manchmal darüber nach, warum man denn gar nichts nehmen dürfe von der reichen üppigen Welt, ohne dafür etwas geleistet zu haben.

In einer mondhellen Herbstnacht schlich sie hinaus auf den Acker, um Kartoffeln auszugraben und in einem Sacke mit sich zu nehmen. Am Ende des Dorfes stand ein kleines Mädchen und schaute zum Vollmond hinauf.

„Siehst Du ihn?“ fragte das Kind die dahinhuschende Malcha, „dort steht der Dieb! Dort steht er im eiskalten Mond und wartet auf den jüngsten Tag!“

Das Weib wurde aufmerksam und fragte das kleine Mädchen, was es meine.

Das kleine Mädchen meinte den Mann im Monde. Der war ganz deutlich zu sehen, wie er mit seiner Trage Holz auf dem Rücken gebückt dastand und sich in die erfrorenen Hände hauchte.

Malcha hatte noch Zeit und fragte weiter, was es wäre? Und das Kind erzählte eine merkwürdige Geschichte. Da sei einmal ein Mann gewesen, der habe Gottesfurcht gehabt, aber kein Gewissen. Der habe immer stehlen wollen, aber sich vom Herrgott gefürchtet. Da habe er am Charfreitag gehört, daß der Herrgott gestorben wäre und da sei er am Charsamstag in aller Frühe in den Wald gegangen, um Holz zu stehlen. Und am Ostermontag steht der Engel da und sagt, der Herrgott wäre von den Todten auferstanden und würde nun die Sünder bestrafen. Und fragte den Dieb, ob er zur Strafe lieber in der Sonne sein wolle oder im Monde? Der Mann hat um Erbarmen gebeten und daß er noch gerne auf Erden bleiben möchte. Der Engel sagt strenge: Was sollst Du auf Erden, wenn Du stehlen mußt! Wähle zwischen Sonne und Mond! — Der Mann hat das Feuer gefürchtet und den Mond gewählt. Seither steht er drinnen und muß große Kälte leiden bis zum jüngsten Gericht.“

Als das Mädchen so erzählt hatte, wie es von der Ahne die Geschichte überkommen, graute dem Weibe. Dieses kehrte um, und also ist der kleine Schritt von der Lüge bis zum Diebstahl bei ihr nicht geschehen.

In Elend und Kummer hub Frau Malcha an, früh zu altern. Sie war nicht mehr so schön, wie dazumal unter dem Apfelbaum, sie hatte gar blasse eingefallene Wangen und ihr langes rothes Haar hieng ganz unordentlich über Nacken und Stirn. Auch hatte sie ungute Augen bekommen, so daß jeder Hund sie bösartig anknurrte, kleine Kinder, die sie anschaute, sich fürchteten, manche vor Entsetzen Geschrei erhoben und davonliefen vor

der unheimlichen Person. Einmal geschah es, daß Frau Malcha bettelnd zusprach in einem großen Bauernhofe. Ein Knäblein erschrak vor ihr so sehr, daß es in einen Starrkrampf fiel und ihm am Munde der Schaum stand. In der Gegend erhob sich eine pestartige Seuche und das Kind war eines der Ersten, die daran starben. Die Kranken wurden zusammengethan in großen Kammern, wo sie sich selbst überlassen waren, da sich Jedermann weigerte, die Pestbehafteten zu pflegen. Jetzt gieng auf einmal die Rede um im Gau, die wüste Bettlerin sei eine Hexe, von ihr käme die Seuche und anderes Unheil. Als Malcha die Krankheit sah, vor der sich ihre ganze Natur entsetzte, und die große Erbitterung sah, die gegen sie erwacht war, wollte sie flüchten. Es war zu spät. Ein paar beherzte Männer, die früher sich wohl mit Weihwasser besprengt und bekreuzt hatten, nahmen sie fest und schleppten sie unter lautem Hohn der Leute zum Ortsrichter, der wegen seiner Strenge gefürchtet war in der ganzen Gegend.

Der Richter war ein schlanker ernster Mann, der Ehrfurcht gebot schon durch seine Erscheinung. Er übte nie Barmherzigkeit, immer nur Gerechtigkeit. Er war ein Mann, der groß Unrecht an sich selbst erfahren hatte, darum haßte er es doppelt. Als blutarmer Mensch war er einst in diesen Gau gekommen, hatte sich verdingt an den Hof als niedriger Knecht, hatte aber das Wohlgefallen seines Herrn sich erworben und endlich auch das Wohlgefallen der Tochter seines Herrn. Sie nahm ihn zum Manne, machte ihn zum Gebieter des Hofes und die Leute erwählten ihn zu ihrem Vordersten und zum Hüter ihres Rechtes.

Zu diesem Manne ward Frau Malcha nun geführt und sie hoffte von seiner Gerechtigkeit Schutz vor ihren Verfolgern. Als sie aber vor ihm stand, wollten ihr die Kniee brechen vor Schreck, denn sie erkannte in dem Richter ihres einstigen Eheherrn Pflegesohn Hambert. Sie sah, daß sie verloren war. Denn die Missethat, die sie einst an diesem Menschen begangen, stand klar vor ihren Augen.

Nachdem man sie als die gefährliche Hexe dargestellt hatte, blickte der Richter sie ruhig und lange an, als ob er sie prüfen wollte. Sie wußte kaum, ob sie von ihm erkannt sei oder nicht. Ahnte es aber wohl, als er die Stimme erhob und sprach: „Dieses Weib ist schuldig. Tödtet sie jedoch nicht, sie muß leben und büßen. In den Kammern ist Niemand, der die Kranken labt, denn die Furcht vor der Seuche waltet überall. Wohlan, so soll dieses Weib die Befallenen pflegen so lange Gott es will und uns mit der Geißel züchtiget. Hat sie die Seuche gebracht, so soll sie in derselben aufgehen oder sie wieder dahinnehmen."

Frau Malcha hatte einen Schrei ausgestoßen, denn ihr ganzes Wesen empörte sich schon vor dem Gedanken, in der Pestgrube athmen zu müssen. Da sprach in ihr eine Stimme: „Weib, du hast eine schwere Schuld zu büßen. Schweige und büße."

Ohne daß ein Wort von ihrem Munde kam, verließ sie den Richter. Am Ausgange kehrte sie sich noch einmal um und blickte auf ihn hin, es war ein flehender Blick voll von Reue. Der Richter sah ernst und ruhig auf sie nieder, da ward sie von den Schergen hinausgeführt zum Thore.

Von dieser Stunde an war Frau Malcha in den Kammern des Schreckens und des Todes. Richter Hambert ließ sich manchmal einen Bericht bringen von ihrem Wirken. Er hörte seltsame Mähr. Sie pflegte und betreute die Kranken, als wären es ihre Brüder und Schwestern. Sie labte die Verschmachtenden, sie tröstete die Sterbenden. Sie gönnte sich selbst keine Rast und keinen Schlaf, denn die

Leidenden streckten immer und immer die Hände bittend nach ihr aus und nannten sie Mutter, und nannten sie Engel. Man sagte auch, daß sie fast schön sei in dieser Ausübung ihres Berufes, daß ihr Auge nicht mehr so schlimm hinschaue, sondern milde und gütig, und selbst Jene, die sie angeklagt hatten, als wäre sie eine Hexe, sie verstummten nun, oder sagten, die Pest habe den Teufel von ihr ausgetrieben.

Und eines Tages sagte Richter Hambert zu sich: „Gott hat mir Gnade gegeben, weil er den Glauben an die Menschen in mir wieder hat aufgeweckt. Bis jetzt war mein Theil Gerechtigkeit, von nun an sei mein Theil Barmherzigkeit. Sie war eine verruchte Sünderin, sie ist eine heldenmüthige Büßerin. Ich will zu ihr hingehen und ihr sagen, daß Alles verziehen ist. Die Liebe Gottes und der Menschen soll in Zukunft ihr Gefährte sein."

Zur selben Stunde trat ein Bote ein mit dem Berichte, die schlimme Seuche sei allmählich im Verlöschen, es stürben nur mehr die Wenigsten, fast Alle der später Befallenen giengen der Genesung entgegen. Unter den Letzten der Verstorbenen nannte er auch das Weib, welches Wärterdienste verrichtet hatte.

Richter Hambert hörte das und schwieg. In seiner Seele war es wie Regenbogenleuchten nach schweren Gewittern. R.

Zwei Kuchenesser der alten Zeit.

Von Theodor Storm.*)

Nur Wenige mögen sich noch des Verfassers der Urhygiene entsinnen, insonders seiner so beherzigenswerten Worte: „Was süß und lieblich ist, das genießet; aber werfet von Euch mit hochsinnigem Abscheu das giftige Dampf- und Nieskraut!" Und doch ist wenigstens der erste Theil derselben seit lange Fleisch geworden: Denker, Dichter und Helden, Alles ißt jetzt Kuchen, ohne dadurch in den Verdacht der Originalität zu kommen oder sonst von der bürgerlichen Reputation etwas Merkliches einzubüßen. Die meisten Aelteren aber wissen, daß in unserer Jugend Solches für ganz unmännlich galt und lediglich den Frauen zugestanden wurde; und nicht zu leugnen ist es, daß sich unter den Kuchenessern der alten Zeit manche seltsame und auch wohl unheimliche Figuren befanden.

Zu den ersteren gehörte ein alter Familien-Onkel, den wir „Onkel Hahnekamm" nannten. Der feingeschnittene Kopf des sauberen alten Herrn wurde nämlich von einem wohlgepflegten Toupet gekrönt, das durch die glatt angekämmten Schläfenhaare nur noch mehr zum Ausdruck kam. Nie und nirgends wieder habe ich ein solches Toupet gesehen; aber es war auch der Stolz und die Wonne seines Besitzers. Jeden Abend vor dem Schlafengehen wurde es von ihm selbst — denn der arme Alte hatte an sei-

*) Zerstreute Capitel. (Berlin. Gebrüder Partel.)

nem Lebensabend keinen Diener mehr — mit Papilloten eingewickelt und dann die Nachtmütze behutsam darüber gezogen; die Frisirstunde selbst pflegte er bei verschlossenen Thüren und ohne Zeugen zu begehen. Aber wer vergäße nicht einmal, den Schlüssel umzudrehen? — Und so kam ich denn am Ende dahinter, weshalb, wie unsere Köchin behauptete, „der Pull" im Winter doch am schönsten sei. — Es war an einem Neujahrsmorgen, als ich wie herkömmlich den Großohm für den Abend auf „Karpfen und Fürtgen" einzuladen hatte; aber ich klopfte diesmal wiederholt an seine Thür, ohne das „Herein!" der alten Stimme zu vernehmen. Als ich endlich dennoch zu öffnen wagte, erblickte ich ihn vor seinem großen Ofen in einer Stellung, die mich zuerst auf den Gedanken brachte, der gute Alte wolle durch einen Feuertod seinem Leben ein Ende machen; denn Kopf und Hals steckten völlig in dem heißen Ofenloch. Glücklicherweise, ehe ich einen Rettungsversuch begann, kam mir wie durch Eingebung der innere Zusammenhang der Dinge; ich schlich mich leise fort, um erst nach einer halben Stunde wiederzukehren, wo das Toupet bereits wie ein silbergraues Sträußchen über der Stirn saß; und der gute Alte hat es nie erfahren, daß sein keuschestes Geheimnis von mir belauscht wurde. — Wer weiß! Jenes Toupet war vielleicht das Einzige, was er aus den Tagen seines Glanzes in sein einsames Greisenalter hinübergerettet hatte; er hatte es vielleicht in seinem Bräutigamsstande als allerneueste Mode aus Hamburg oder gar aus Paris mit heimgebracht; und es war nun das letzte sichtbare Zeichen, das ihn, wenn er in voller Toilette vor dem Spiegel stand, noch an die verstorbene Tante erinnerte, die ich in meiner frühesten Kindheit mit gelben falschen Locken und kupfrigen Wangen auf dem Sopha hatte sitzen sehen, von der aber die Großmutter sagte, daß sie einst eine große Schönheit gewesen sei.

Am Abend trat er dann in seinem olivenbraunen Ueberrock mit feingefälteltem Jabot in die Gesellschaft. L'Hombre spielte er nicht mehr, er hatte nichts mehr zu verspielen; er saß nur als ein bescheidener und wenig beachteter Zuschauer bald bei dieser, bald bei jener Spielpartie. Dafür aber fand er denn auch Gelegenheit, in dem letzten halben Stündchen vor dem Abendessen, wo die Hausfrauen in der Küche ihre Saucen zu revidiren pflegen, in das noch einsame Tafelzimmer hinüberzugehen und ungestört die zu erwartenden Genüsse vorzukosten. Nicht zu leugnen ist es, daß dabei hier ein Törtchen, dort eine Traubenrosine aus den Krystallschaalen verschwand. Indes, der Onkel war einer von den harmlosen Kuchenessern; die Törtchen und Rosinen gehörten zu den wenigen Veilchen, die ihm zuletzt noch an seinem Wege blühten, und er befolgte nur die Mahnung des alten Liedes, sie nicht ungepflückt zu lassen.

Eine ganz andere Figur war der Herr Rathsverwandte Quanzfelder. — Noch sehe ich ihn, wie er unserem Hause gegenüber aus seiner Thür zu treten pflegte; im mausgrauen Rock, den rothbaumwollenen Regenschirm unter dem Arm. Trotz seiner knochigen Gestalt machte er mir immer den Eindruck einer alten Mamsell. Denn seine Bewegungen waren klein und seine Stimme dünn und gläsern gleich der eines Verschnittenen; dabei hiengen ihm in dem runzligen zusammengedrückten Gesichte die Augenlider wie Säckchen über den kleinen Augen. Wenn er vor einer Dame den Hut zog, so krächzte er fein: „Gud'n Dag, gud'n Dag, Madam!" wie ein heiserer Vogel; und seltsam war es anzusehen, wie er dann mit gespreizten Fingern und tactmäßig hin und her bewegten Armen seinen Weg fortsetzte.

Von dem intimeren Gebahren des Mannes weiß ich aus eigener Erfah-

rung nichts zu berichten; aber unsere Tante Laura, in deren elterlichem Hause er aus und ein gieng, hat mir gründlichen Bescheid gegeben, da ich mich neulich nach diesem weiland „Hausfreunde“ bei ihr erkundigte.

„Hmm, Vetter!“ begann sie — und sah mich dabei mit äußerstem Behagen an, wie immer, wenn wir auf unsere alte Stadt zu reden kommen. — „Er kam allerdings mitunter zu uns; aber unser Hausfreund ist er nicht gewesen. — Mein Vater hatte, wie Sie wissen, einen Kram mit Galanterie- und Eisenwaaren, aus dem auch Herr Quanzfelder seinen kleinen Bedarf, und zwar auf Rechnung, zu entnehmen beliebte; sobald aber sein Conto nur zu ein paar Mark aufgelaufen war,“ — und Tante Laura nahm die verbindlichste Miene an und fiel für einen Augenblick in ihr geliebtes Platt — „so wurr en Grötniß bestellt, Herr Rathsverwandter keem van Namiddag Klock dree, um de Räken to betalen. — Nebenan bei meinem Onkel, aus dessen Laden er seine Ellenwaaren kaufte, bedeutete das eine Anmeldung zum Kaffee, bei uns auf Thee und Pfeffernüsse.

„Der Mann übte einen seltsamen Bann auf mich aus, so daß ich ihn immerfort betrachten mußte, und doch bekam ich allzeit einen Schreck, wenn ich seine Krähstimme von draußen vor dem Laden hörte, besonders aber, wenn er nun in der Stube mit altjüngferlicher Zierlichkeit seine knochigen Hände ausstreckte, um sich die wildledernen Handschuhe abzuziehen, und darauf Hut und Schirm so seltsam hastig in die Ecke stellte.

„Es war mir damals ganz unzweifelhaft, daß es der Geruch der Pfeffernüsse sei, wodurch er in diese Unruhe versetzt wurde. Kaum, daß noch die rothe Perrücke mit beiden Händen platt gedrückt war, so saß er in seinem mausgrauen Rock auch schon unter dem Fenster am Theetische. — Ich höre ihn noch sein »Danke, danke, Madam!« krähen, wenn meine Mutter ihm das Backwerk präsentirte. Er nahm dann mit der einen Hand eine Pfeffernuß, zugleich aber mit der anderen auch den ganzen Teller und schob ihn neben sich unter das Blumenbrett auf die Fensterbank.

„Gesprochen wurde nicht viel; man hörte meistens nur das Klirren der Theelöffel und das Scharren des Kuchentellers, der unter dem Blumenbrett aus- und eingeschoben wurde und unter der pflichtschuldigen Nöthigung meiner Mutter sich allmählich leerte. Zuweilen geschah das Abbeißen auch nur scheinbar, und die Pfeffernuß verschwand in dem weiten Rockärmel, worauf dann plötzlich der Herr Rathsverwandte das Bedürfnis empfand, sich die Nase zu schneuzen. Das buntseidene Taschentuch wurde hinten aus der Rocktasche gezogen, und das Backwerk glitt bei dieser Gelegenheit hinein. Wir Kinder sahen dem Allen aufmerksam zu; sehnsüchtig nach der süßen Speise, von der heute für uns nichts abfiel. — Schließlich nach der dritten oder vierten Tasse stand Herr Rathsverwandter auf: »Dörf ick nu bidden um en bät Papier darum!« Und mein Vater, der inzwischen rauchend im Zimmer auf- und abgegangen war, machte ihm eine Düte; Herr Quanzfelder schüttete den Rest der Pfeffernüsse hinein und steckte sie zu ihren Brüdern in die Schoßtasche; dann nahm er Hut und Schirm, krächzte noch ein paarmal: »Adje, adje, Madam!« und empfahl sich.“

„Auch zu Fasten,“ — fuhr Tante Laura nach einer kleinen Pause in ihren Mittheilungen fort — „machte er regelmäßig seine Visite; und wenn meine Mutter, wie nicht anders schicklich, dann die Anfrage that, ob Herr Rathsverwandter Appetit auf einen Heißewecken habe, — und Sie wissen, Vetter, wie butterig die am Fastnachtmontag sind! — so erbat er sich außerdem noch immer Butter und holländischen Käs' darauf, der alte Bösewicht!

„Seine größte Schandthat aber

verübte er am Geburtstage meines jüngsten Bruders. — Der gute Junge hatte von seiner Tante ein Stück Kirschkuchen bekommen und saß seelenvergnügt damit auf seinem Kindersopha. Da — Gott verzeihe mir, Vetter; ich glaube, er hatte es im Geruch! — da tritt Quanzfelder herein: »Na min lütje Jung, schall ick dat Stück Koken hemm?« —

„Ob mein Bruder das für Scherz hielt, ich weiß es nicht; genug, er gab richtig seinen Kirschkuchen hin; Herr Rathsverwandter aber gieng ungesäumt zu meinem Vater: „Dat lütje Jung hätt mi dat Stück Koken gäben; will'n Se mi dat en bäten inwickeln?" — Und mein Vater verlor so die Fassung, daß er ihm auch noch einen Bogen schönes weißes Papier darum gab. „Danke, danke, min Leeve." Und fort gieng Herr Rathsverwandter mitsammt dem Kirschkuchen; und ich sehe noch meinen Bruder mit seinem langen Gesicht auf dem Kindersopha sitzen."

Tante Laura schwieg; sie hatte ihre Erinnerungen ausgeschüttet.

Ich selbst entsinne mich des Herrn Rathsverwandten besonders aus der Kirche, wo er seinen Stuhl neben dem unsrigen hatte, und wo er an keinem Sonntage fehlte. Eine breite Hornbrille auf der Nase, das aufgeschlagene Gesangbuch in der Hand, ließ er bei jedem Verse noch vor dem Cantor den Einsatz seiner scharfen Stimme hören. Kaum aber war nach Schluß des Gesanges der Propst auf die Kanzel getreten, so verfiel der Herr Rathsverwandte in seinen eigenen Zeitvertreib; legte zuerst den linken Arm auf den rechten, dann den rechten auf den linken, paßte sorgsam die Nähte der Aermelaufschläge an einander und maß und verglich in immer neuen Lagen ihre beiderseitige Länge, begann dann ebenso mit den gelbledernen Stülpen seiner Stiefel, und fuhr in diesen stillen Unterhaltungen, denen ich zum unersetzlichen Schaden meiner Andacht stets wie unter dem Blick der Klapperschlange zusehen mußte, wechselsweise fort, bis er jedesmal noch vor dem Vaterunser fest entschlafen war. — So wie aber die Orgel wieder einsetzte, fuhr er mit einem Schnarcher in die Höhe, und, indem seine Hand mechanisch nach dem Gesangbuch griff, intonirte er unfehlbar das: „O Lamm Gottes," oder was sonst an der Nummertafel stehen mochte; und sein tremulirendes Falsett schwebte wieder wie eine flatternde Krähe über dem Gesang der Gemeinde. Wenn schon überall die Thüren der Kirchenstühle klappten, unter dem Herausdrängen der Menge, hörte man noch immer den Discant des Herrn Rathsverwandten. Erst wenn die Orgel schwieg, klappte auch er sein Gesangbuch zu, stäubte sich mit seiner ausgespreizten Hand die Andacht aus den Rockaufschlägen und schritt dann eilig über den Markt in das Weinhaus „zur großen Traube". — Hier bemächtigte er sich der neuesten Zeitung. Er las indessen nicht, er that nur desgleichen; in Wahrheit nahm er sie nur für seinen Freund, den Actuarius, in Beschlag; und wenn außer den anderen Sonntagsgästen auch dieser in die Gaststube getreten war, so verschwand er bald darauf und machte sich ein Scheingeschäft auf dem Hofe, wo immer eine Anzahl fetter Küken umherspazierte. — Und eine dunkle Sage gieng, der Herr Rathsverwandte habe bei solcher Gelegenheit stets einigen der fettesten den Hals umgedreht und sie hinten in die unergründlichen Taschen seines grauen Rockes gleiten lassen, wobei die jungen Hähne mit doppelten Kämmen besonders in Gefahr gewesen sein sollen.

Ich glaube zwar nicht an diese Mordgeschichte; dennoch hat sie in meinem Kopfe sich immer seltsam mit der Erzählung von einer schönen blassen Frau verflochten, welche er lange vor meiner Geburt besessen haben sollte. In Bremen oder Lübeck — so hieß es — sei sie ihm wider ihren Willen

bei Abschluß eines Handels angeheiratet worden, dann aber jung und kinderlos verstorben. Nach der Meinung Einiger hatte sie nur vor Angst und Widerwillen nicht länger leben können, während Andere von noch unheimlicheren Dingen munkelten. So viel ist gewiß, daß ich in meinen Knabenjahren die knochigen Hände des Herrn Rathsverwandten stets mit einer heimlichen Scheu betrachtet habe.

O, seliger Theodor Amadäus Hofmann, dessen laterna magica ich an stillen Herbstabenden so gern noch vor mir aufstelle, weshalb schlägt nicht mehr die Stunde Deiner Serapionsabende, auf daß ich Dir diesen Kuchenesser der alten Zeit überliefern könnte! In welch wunderbaren, geheimnisvoll glühenden Farben würdest Du durch Deine Zaubergläser sein Bild an der grauen Wand erscheinen lassen!

Die höllische Lieb', natürlich!

Ein Begebnis aus dem Dorfe. Mitgetheilt von P. K. Rosegger.

Der mir mit Namensunterschrift zugegangene Bericht lautet unter Veränderung einiger Orts- und Hausnamen wie folgt:

Nachdem die alten Radstuber-Leute gestorben, waren zwei minderjährige Kinder da. Ich, ein entfernter Verwandter und ihr Taufpathe, bin zum Gerhab bestellt worden. Ein Gerhab sein, das ist ein gefährliches Ehrenamt, man kann Schand und Spott davon haben und eine große Verantwortung für Zeit und Ewigkeit.

Ein Knabe und ein Mädchen. Sie waren in Bauernhöfen untergebracht, in ihrem Heimatsdorfe Wenkelbach. Der erstere hatte Anlage zum Leichtsinn. Mit zwölf Jahren rauchte er hinter der Leute Rücken schon Tabak, wozu er die Kreuzer sich auf der Gasse erbettelte. An den Sonn- und Feiertagen während des Gottesdienstes trieb er sich mit anderen Jungen in den Büschen umher und spielte Karten. Mit siebzehn, achtzehn Jahren war er schon auf jedem Bauernball zu sehen, wo er bei seiner Anlage zum Jähzorn manchmal Händel suchte. Auf Jahrmärkten kaufte er kleine Angedenken zusammen für Mädchen, bei denen er um Liebe warb. Ich wohnte einige Stunden vom Orte Wenkelbach entfernt und hatte nicht viel thun können; ein paarmal zwischen die Füße habe ich ihn genommen und mit der Peitsche über seine Abachseite her! Es hat aber nichts genützt und nichts geschadet. Sonst war der Junge zuthunlich, ehrlich, flink und heiter, man konnte ihm nicht feind sein. Zum Glücke wuchs er aus meiner Botmäßigkeit endlich hinaus und in den Kaiserrock hinein, in welchem er es nach kurzer Zeit zum Feldwebel brachte, als solcher er mir schrieb, daß er ganz beim Militär zu verbleiben gedenke. — Das wäre der Christian.

Das Mädel, die Katharina, hatte mir anfangs weniger Sorge gemacht, und da sieht man, wie unerforschlich die Wege Gottes sind.

Die beiden Geschwister hatten sich sehr lieb und Alles, was die Katharina sich absparen konnte, schickte sie dem

Bruder, sowie auch er keinen Katharinentag vorübergehen ließ, ohne ihr ein Seidenband, ein Messingkreuzlein, ein bemaltes Briefchen oder dergleichen zu senden.

Die Katharina war um sechs Jahre jünger als der Christian und wuchs zu einer — ich muß es wohl sagen — schönen Jungfrau heran. Weil sie immer brav, sittsam und fleißig war und ihr Dienstgeber stets mit ihr zufrieden, so hat man sich weiter nicht viel um sie gekümmert. Des Jahres ein paarmal, wenn ich nach Wenkelbach kam, sah ich sie, brachte ihr irgend ein Kleidungsstück, einen Leckerbissen mit und sie war mir anhänglich und dankbar, wie einem Vater. Gott sei Dank! dachte ich dann, diese Kinder machen dem Gerhab nicht vielen Kummer. Es ist ja von Haus aus ein guter Kern in ihnen. Die Radstuberleute waren zwar arm und kümmerlich, aber kreuzbrav. Ein einzigesmal war mir der Gedanke gekommen, ob ich die Katharina nicht in mein Haus und unter meine Aufsicht nehmen sollte. Aber bei der Erwägung, daß sie ja beim Sandiger zu Wenkelbach sehr gut aufgehoben sei, in meinem Hause aber zwei kerngesunde und übermüthige Burschen heranwüchsen, so bin ich von dem Gedanken bald wieder abgekommen.

Nun kommt eines Tages ein Bote in mein Haus und bringt die Nachricht, zum Leichbeten wäre es, die Radstuber Katharina wäre gestorben. — Anfangs meinte ich, das sollte vielleicht ein Spaß sein und dürfte wohl eher das Gegentheil bedeuten, das Mädel gäbe gar keine schlechte Hausfrau. Nein, es wäre aber, es wäre gewiß! Aus dem Mühlteich sei sie gezogen worden, es heiße, sie habe etwas abzuwaschen gehabt. — Jetzt war es mir, ich müßte den Boten niederschlagen. Aber es war der alte redliche Haus-Michel, der sich selbst nichts weniger als erbaut zeigte von seiner Nachricht. Ein Labnis ward ihm vorgesetzt, ich selbst gieng hinaus hinter das Gehöfte, schlug mir die Hände an das Haupt und rief: „Was ist da vorgegangen?“

Es ist hernach wohl erzählt worden. Die höllische Lieb' natürlich! Der Brandschacher Lois, ein hübscher Bursche mit stattlichem Bauernhof, hat ihr den Kopf verdreht. Da ist er gekommen in schweigenden Nächten; sie: nein, und er: ja! wie es schon geht und er müsse ja heiraten. So ein unerfahrenes Ding, noch nicht zwanzig Jahre alt, glaubt ja Alles was es sich wünscht, besonders wenn es Der sagt, von dem es das am liebsten hört. Aber der Brandschacher Lois hat ja gar nicht gelogen, sie hat ihn nur unrecht verstanden. Heiraten muß er, das ist richtig, und so heiratet er auch. Wie der Pfarrer das Brautpaar von der Kanzel herab verkündet: Der Bräutigam Alois Moderegger, insgemein Brandschacher und die Braut: Emilie Sewinger, Tochter des Großsewinger u. s. w. Da vergeht wohl der armen Katharina auf ein Weilchen Hören und Sehen. Sie thut aber weiter nichts desgleichen, sie verrichtet die nächstfolgenden Tage wie gewöhnlich ihre Arbeiten, nur daß sie nicht ganz so heiter ist und schweigsamer als sonst. Einer Kameradin hat sie Alles vertraut, diese hatte ihr lachend gesagt: Du bist nicht die Erste und nicht die Letzte, der es so ergeht! und das war der ganze Trostspruch gewesen. Die Katharina wartete noch das dritte Verkünden ab, denn sie war der Zuversicht, er würde sich im letzten Augenblicke noch besinnen. Aber auch das drittemal hieß die Braut Emilie Sewinger. Also gieng das Mädchen eines Abends, nachdem sie mit gewohnter Genauigkeit ihre Arbeit verrichtet hatte, hinaus zum Mühlteich ...

Auf ihrer Gewandtruhe hatte man einen Zettel gefunden, von ihrer Hand geschrieben: „Ich verzeihe ihm und bitte Gott und die Menschen, daß sie

auch mir verzeihen, ich bin mir nimmer stark genug. Mein' Lieb', mein' Ehr', Alles ist mir zertreten. O schöne Welt! O falsche Welt!"

Soviel hatte der Bote zu erzählen gewußt.

Am nächsten Frühmorgen war ich in Wenkelbach. Als ich die Dorfgasse hinan gieng, wunderten mich die festlich geschmückten Leute, die überall herumstanden, als ob Ostersonntag wäre. Am Kirchenthor war ein Reisigbogen aufgerichtet mit Fähnchen und bunten Bändern. In einem Hause hörte ich fiedeln, wie man's macht, wenn man sich auf eine große Musik vorbereitet. So kam ich an den Hof, wo die Katharina im Dienst gestanden. Dort war es sehr still, nur ein Pintscher keifte, als ich durch das Hofthor trat, und einige alte Weiblein standen umher und hatten Rosenkränze in den braunen knochigen Händen. Eines davon erkannte mich und wies hinaus durch einen engen Gang zwischen Stadl und Holzstoß in die hintere Kammer, deren Thörchen auf die freie Wiese gieng. Dort war ihre Schlafstätte gewesen und dort lag sie auch jetzt. Der Sarg stand mitten auf dem Fußboden, er war schon geschlossen. Er war aus glattgehobeltem Fichtenholz, an der Decke mit einem schwarzen Kreuze bemalt. Allmählich versammelten sich mehrere Leute vor dieser Kammer. Alte Frauen waren es zumeist und junge Mädchen, Freundinnen von ihr, die still in ihre Tüchlein weinten. Zwei Männer banden den Sarg auf eine Trage und hierauf standen sie still da und schauten einander an. Einem Knechte wurde bei diesem Stehen die Zeit lang und er hub an, mit dem Pintscher zu spielen, dem er das hölzerne Grabkreuz, welches er in der Hand hatte, hinhielt und damit wieder zurückzuckte, so oft das Thier hineinschnappen wollte.

„Nun, was soll denn werden?" fragte ich endlich den Sandinger, der wie planlos hin- und hergieng, „ist es nicht schon Zeit?"

„Vetter, ich weiß nicht, was das ist," entgegnete mir dieser, „daß der Geistliche nicht kommt! Er hält ja sonst die Stund! Der Christian ist auch da, ist gestern Abends gekommen. Hab' ihn schon zum Pfarrer geschickt, daß wir warten."

„Er wird halt lieber Brautleut' zusammengeben, als Leut' eingraben," sagte der Knecht, da schnappte der Hund ins Kreuz.

„Jetzt hör' mir mit diesem verfluchten Gethu' auf," fuhr ihn der Bauer an.

Hernach standen wir wieder da und warteten. Eines der Weiblein hub endlich ein lautes Gebet an, aber wir waren fast zu ungeduldig für so etwas, dessen Ende nicht abzusehen war. Nun kam der Feldwebel Christian rasch dahergeeilt; kaum begrüßte er mich, so rief er fast athemlos: „Der Pfarrer kommt nicht."

„Er kommt nicht? Ist er krank?" so fragten wir Alle.

„Ich geh' hin," erzählte der Soldat, „klopf' höflich an. Bitte gehorsamst, sag' ich, Herr Hochwürden, wir thun schon warten. Sind schon Alle beisammen, sag' ich. — Schön, sagt er, tragt sie nur hinaus, der Todtengräber wird's schon machen. — Wegen der Einsegnung, Hochwürden! sag' ich. Einsegnung? sagt er und macht ein Gesicht, just als hätte er von solchen Sachen noch nie etwas gehört; seit wann werden denn Selbstmörder eingesegnet? sagt er. — So ein Wort, das stoßt Einen völlig nieder. Hochwürden! sag' ich, melde gehorsamst, meine arme Schwester, die immer so heiter gewesen und so fromm! Da kann man sich's denken, was für Herzensnoth sie hat ausgestanden, bis zu diesem letzten Schritt. — Herzensnoth! Flausen! sagt darauf der Herr Pfarrer, die höllische Lieb', natürlich! nicht so liederlich leben, dann bleiben solche Sachen aus. — Mir ist jetzt

schon der Zorn gekommen," erzählt der Feldwebel weiter, „aber ich halt' noch die Hände zusammen und bitte ihn: Nur nicht auch noch diese Schande zu der anderen! — Natürlich sagt jetzt der Pfarrer, um die Schand ist Euch, und nicht um den kirchlichen Segen. Soll der Sünderin unbußfertiger Tod noch geehrt werden? Meinetwegen, wer's thun mag! ich gebe mich dazu nicht her. Ich will ein Vaterunser für sie beten, doch sie einsegnen — nein. Und das ist mein letztes Wort." — Jetzt schnauft der Christian sich aus und fährt mit dem Tuch über sein erhitztes Gesicht.

Einige Weiber huben auf diesen Bericht alsbald an zu weinen, der Sandinger war in seinem knochigen Gesicht ganz blaß geworden und ballte eine Faust. Ich befahl den Männern, daß sie den Sarg heben sollten, nachher gieng es unter lautem Gebete langsam vorwärts. Die Kirchenglocken schwiegen, als ob Charfreitag gewesen wäre. Aus den Gruppen der Dorfleute, an denen wir vorüber mußten, vernahm ich manches höhnische Wort, suchte es aber mit meinem Gebete laut zu überschreien, weil ich befürchtete, daß der Feldwebel, welcher neben mir hergieng und sehr aufgeregt war, sich mit den herzlosen Spöttern in einen unangenehmen Handel einlassen könnte.

Am unteren Ende des Dorfes zogen wir hinaus. Der Friedhof lag jenseits des engen Thales, hinter welchem die hohen Berge ansteigen. Er lag am Fuße eines felsigen Hügels, auf welchem die Ruine einer Kirche stand, die im Revolutionsjahr niedergebrannt worden war. Der dachlose Thurm mit der zu einer Seite abgebröckelten Mauer stand da wie ein hohler Riesenzahn, das Kirchendach war nur stellenweise eingebrochen. Wo der Hochaltar gewesen, dort hatte man außerhalb eine hölzerne Kapelle hingebaut, die dem rechten Schächer Dismas geweiht war. Ueber dem Eingange derselben standen die Worte: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein." Doch hatte dieser Heilige in der Gegend keine große Anhängerschaft. Nur einmal des Jahres, am ersten Freitage nach Ostern, wurde in der Kapelle die Messe, welche der alte, daneben im halbverfallenen Pfarrhause wohnende Beneficiatenpriester las, von einer größeren Anzahl Andächtiger besucht, weil an diesem Tage auf der angrenzenden Wiese eine Art von Jahrmarkt sich entwickelte. Sensen, Sicheln, Wetzsteine, Futterrechen, Strohhüte, Gartensämereien und dergleichen, was der Frühling und Sommer heischte, gab es auf diesem Markte. Den Schächer Dismas und seine Messe nahm man nur so nebenbei mit. Ein alter Schuhflicker, welcher in der Kapelle den Meßnerdienst versah, wollte dem verkommenden kleinen Orte dadurch aufhelfen, daß er es bei jeder Gelegenheit darthat, wie es in Himmel und auf Erden keinen wirksameren Patron gegen gehexte Wetter gebe, als den heiligen Dismas. Es half aber nicht viel, denn jenseits des Baches im Dorf stand das Schulhaus, und darin war zu hören so oft man wollte, daß es gehexte Wetter gar nicht gebe. Also war der Dismasstein, wie die felsige Stätte hieß, dem langsamen und sicheren Untergange geweiht. Nur die Todten kamen hinaus zu ihm. Nun trugen wir ihm auch den unseren zu.

Als wir zur Brücke hinabkamen, krachten schon die Pöller, worauf einer der Träger zum anderen murmelte: „So fürnehm wird nicht bald eins begraben, wie jung Katharina."

Jenseits zwischen Auen und Feldern hinan war ein tiefer enger Hohlweg; und als wir diesen entlang zogen, begegnete uns an der Biegung der Hochzeitszug. Die lustigen Burschen und Mädeln, die Musikanten, der Wagen mit dem Brautpaare von oben herab, wir mit dem Sarge von unten hinauf.

Als wir uns fast plötzlich so gegenüberstanden, sagte der Sandinger zum Brautführer: „Da sind wir!"

Die Hochzeitsleute waren weit erschrockener, als wir. Unser Knecht mit dem losen Maul schnupperte sehr vernehmlich mit der Nase und rief dann: „So geht's, wenn bei einem Begräbnis nicht geläutet wird; können sich die lustigen Leut' nicht vorsehen. Na, Musikanten, aufgespielt!"

Den Hochzeitsleuten war der Witz geradezu vergangen. „Wenn das eine gute Vorbedeutung sein soll!" rief einer laut hin.

„Wer weicht aus?!" fragten unsere Träger.

Aus dem ersten Wagen hatten mehrere Burschen schon die Braut gehoben und an den Weghang gelehnt. Ei ja, die reiche Sewingerin! War aber so kugelrund, daß sie der Brautführer an der Lehne festhalten mußte.

„Das ist er!" knirschte der Feldwebel und legte die Hand an sein Stilet, „dieser Brandschacher Loisl!" und deutete auf den feinen Bräutigam, der rasch aus dem zweiten Wagen sprang und eifrige Anstalten traf, daß die Pferde ausgespannt würden und der Wagen an die Berglehne gehoben.

„Den will ich fragen, mit Welcher er jetzt zu gehen hat!" murmelte mein Feldwebel, mauerblaß im Gesichte und mit unheimlich wildem Auge.

„Valentin!" schnaufte ich und hielt seinen Arm fest. Er heißt aber Christian. Der Valentin kam mir nur plötzlich aus dem „Faust" durch den Kopf geschossen.

Die Träger standen ein wenig zur Seite, so gut das gehen mochte. Die Hochzeitsleute, auch die Musikanten und die Kranzeljungfrauen darunter, drängten sich vorbei, und unter ihnen duckte sich auch der Bräutigam ängstlich am Sarge vorüber.

„Gemach, Brandschacher, sie thut Dir nichts!" also sprach noch der Sandinger; bald hernach waren wir glücklich auseinander. Der Hochzeitszug bewegte sich unter Musikklang und Böllerknall ins Dorf hinein, wir schritten mit lautem Gebete vollends zum Kirchhof hinauf.

Ich war selbst froh, daß wir so gut auseinander gekommen und ich dachte: Christian, Du bist doch ein prächtiger Kerl! Das Stilet an der Hand, warst Du Mannes genug, die Rache Dem zu überlassen, dessen sie ist.

Mir war aber nun bange vor dem Augenblick, da wir den Sarg ohne priesterlichen Segen in die Grube senken sollten.

Das enge tiefe Grab war etwas gar zu nahe an der abseitigen Kirchenhofmauer. Als wir nach seiner Richtung hin zwischen den wildbewucherten Hügeln und Kreuzen hindurch eingebogen hatten, wehte durch die Luft der Schall eines Glöckleins. In der Kapelle zum heiligen Dismas wurde geläutet. Mehreren der Leidtragenden wurden die Augen feucht darüber, daß der welteinsame mißachtete Heilige der armen Katharina einen Gruß sandte in das Grab. Und da fiel es einem Weiblein plötzlich ein und schrill sagte es zwischen den Worten des Gebetes heraus: „Christ erbarme dich der armen Seelen im Fegfeuer, Leut, vielleicht ist der alte Herr daheim!"

Der alte Herr! Das war der mühselige Beneficiantenpriester, welcher sich den Dismasstein gewählt hatte, um hier still und kümmerlich seine Tage zu beschließen. Man sah ihn selten, außer wenn er in der Kapelle die Messe las; seine alte Haushälterin, die manchmal ein bißchen umgieng, um milde Gaben zu sammeln, erzählte, auch wenn niemand darnach gefragt hatte, daß der alte Herr in seinem Lehnstuhl sitze, das Brevier bete und Tabak schnupfe.

„Ja!" sagten wir Alle, „wahrlich! vielleicht ist der alte Herr so gut, daß er ihr den letzten Segen gibt ins Grab." Nicht lange überlegten wir.

Der Sarg wurde abgeladen auf grünem Rasen, die Leute stellten sich rings um denselben und beteten und hielten ihre Hände vor die Augen, weil die heiße Sonne niederschien vom Himmel. Der Sandinger und ich stiegen den Steinhügel hinan gegen die ruinenhaften Gebäude. Aus der Kapelle eilte uns der Meßner entgegen und hielt uns den Hut offen, weil er der Meinung sein mochte, wir kämen, um ihn fürs Läuten zu entlohnen. Das geschah auch und dann fragten wir dem alten Herrn nach.

Die Steintreppe, welche wir hinaufgewiesen wurden, war mit Moos und Gras so sehr bewachsen, daß wir gleich merkten, ein großer Ein- und Ausgang fände hier nicht statt. Endlich standen wir in einem gewölbten Zimmer mit tiefen, vergitterten Fensternischen. Ein Tisch, ein Büchergestelle, ein Vogelkäfig mit schreiendem Star, ein Betpult vor dem Bildnisse des Gekreuzigten, und am Fenster ein Ledersessel, in welchem der alte Herr saß. Ich sah von ihm hinter der Lehne anfangs nichts, als ein schneeweißes Haupt. Das richtete sich nun ein wenig auf, um zu erforschen, wer denn so fremd und ungeschlacht in die Stube trete.

„Hochwürden!“ redete ich ihn nun an. „Wir bitten tausendmal um Verzeihung, daß wir Sie so in Ihrer Häuslichkeit stören. Wir kommen mit einem Anliegen, mit einer großen Bitte.“

„Nun, nun,“ fragte der Greis mit ganz heiserer Stimme und richtete sich mühsam empor. Sein offenes, glattrasirtes Gesicht hatte freundliche Züge, aber mit seinen grauen Augen schaute er starr vor sich hin. Er tastete nach dem Stock, welcher am Sessel lehnte.

Ich trug ihm hierauf unser Leid vor, erzählte die traurige Geschichte von der Katharina Radstuberin, wie der Herr Pfarrer von Wenkelbach uns die kirchliche Einsegnung verweigert habe und wie wir nun auf das Inständigste bäten, der hochwürdige Herr wolle an ihrem Grab ein kurzes Gebet sprechen, bevor die Grube zugescharrt würde.

„Pscht!“ machte der alte Herr und schlug mit der flachen Hand auf die Kutte, da war der Vogel im Käfig still und er konnte sprechen.

„Der Herr Pfarrer will sie also nicht einsegnen,“ sagte er in sehr mildem Tone. „Es wird ihm gewiß recht schwer ums Herz sein, daß er es nicht thun kann, aber er hält sich halt strenge an die Vorschriften.“

„Mein Gott!“ rief der Sandinger, „so soll das unglückliche Wesen wirklich wie ein Hund verscharrt werden!“

„O Närrchen, wer sagt denn das?“ sprach der alte Herr gegen die Wand hin, ohne sein Haupt auch nur einmal nach uns zu wenden. „Ich thue es ja recht gern. Die Traurigen muß man ja trösten. Die Welt ist so voller Leid und Schuld, ich weiß es. Nicht noch tiefer in das Elend drücken, neu aufrichten muß uns der heilige Glaube. Ich will schon hinabgehen. Nur daß meine Regerl jetzt nicht da ist, so daß ich Euch bitten muß, Ihr möchtet mir ein wenig die Hand reichen. Der liebe Gott hat mich recht mit Alter und Mühsal gesegnet.“

Da merkten wir's, er war fast lahm und blind. Der Sandinger zu seiner Rechten, ich zu seiner Linken, so führten oder trugen wir ihn vielmehr die Treppe, den Hügel hinab gegen den Kirchhof. Als die am Grabe uns so kommen sahen, erhob sich unter ihnen eine Bewegung, sie eilten dem alten Herrn entgegen, um ihm ehrerbietig und dankbar die Hände zu küssen. Er ließ es ruhig geschehen. Mittlerweile war auch der Meßner mit Chorhemd, Stola und Weihwassersprengel gekommen. Gestützt auf meinen Arm, hat der ehrwürdige Greis das Grab gesegnet, den Sarg, als er in der Tiefe stand, mit geweihtem Wasser besprengt und für die Seele

der Abgeschiedenen ein Gebet verrichtet. Dasselbe schloß mit den Worten, die unser Herr am Kreuze zum rechten bußfertigen Missethäter gesprochen: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein, Amen.“

Wir Alle waren unsäglich bewegt. Und zum Priestergreise, der aus dem unerschöpflichen Borne des Christenthums so reichen Trost den Trauernden spendete, blickten wir auf, wie zu einem Heiligen.

In demselben Augenblicke, als der Todtengräber unter raschen Spatenstößen das Grab mit Erde füllte, dröhnten vom Dorfe her rasch hinter einander drei Böllerschüsse. Das Zeichen der vollzogenen Trauung.

Das ist das Kläglichste...

Von Robert Hamerling.


Das ist das Kläglichste der ird'schen Lose,
Wenn Du geglaubt, ein tragisches Verhängnis,
Ein ungeheures Weh sei es gewesen,
Das Dich gestürzt in rasende Bedrängnis.

Und dann nach Wochen, Monden oder Jahren,
Nachdem Dein Sinn genesen,
Dir's plötzlich sagt, daß groß, daß ungeheuer
In Deinem Weh, in Deinem Schicksal nichts gewesen,

Als Deine Thorheit! — Ja, das ist am Leide
Das Leidigste, wenn Du zuletzt verschwiegen
Dich seiner schämen mußt, anstatt mit Stolz
Im Pathos Deines Schmerzes Dich zu wiegen,

Und nach so vielen Schicksalsflüchen,
Die Dich verfolgt und spät von Dir gewichen,
Noch einer auf Dir haften bleibt, der schlimmste:
Der Fluch des Lächerlichen!

Erinnerung an Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Im Vergleiche zu Robert Hamerlings Erdenwallen war Gottfried Ritter von Leitners Leben eine wahre Idylle. Freilich, dornig war auch sein Pfad, wessen Pfad wäre das nicht! Und schon gar der eines Dichters! Dichter haben ja ein wehleidigeres Herz, und die Rosen, das Morgenroth, wovon sie singen, malen sie gleichsam mit Blutstropfen, welche die Dornen des Lebens an ihnen vergossen haben.

Leitners größtes Glück und tiefstes Leid fiel in seine frühen Mannesjahre. Mit seiner innigst geliebten kranken Gattin Caroline reiste er nach Italien, doch anstatt Gesundheit fand sie dort den Tod und der Dichter führte die todte Geliebte auf weiten Wegen der Heimat zu, „wo nordwärts am Strande der schönen Adria, am grünen Rande der Alpen, ihr gelobtes Land gelegen. Dort deckt im Frieden sie des deutschen Vaterlandes heilige Erde“.

Seitdem war Leitner einsam und blieb es. Zurückgezogen, aber nicht weltscheu, kränklich, aber nicht klagend, so lebte er still dahin. Sein erstes Buch, die „Gedichte“, das seinen Ruf begründete, erschien in frühen Jahren. Die Zeit seiner amtlichen Arbeit, welche er unter dem hohen Gönner Erzherzog Johann dem Wohle des Landes weihte, war nun vorüber, er war in den Ruhestand getreten, um sich der Beschaulichkeit, der Literatur und stillem Wohlthun zu widmen. Die sengende Glut des lärmenden Ruhmes hat Leitner nie erfahren, auch von literarischen Anfeindungen und Kämpfen war er stets verschont geblieben. Unangefochten und unbeneidet hatte der steierische Uhland seinen ruhigen Ehrenplatz inne auf deutschem Parnaß; Leitners Lorbeer brannte nicht die Dichterstirn, er kühlte sie. Manches Jahr vergieng, daß in allen Wipfeln Ruh war und Leitners Name nicht genannt ward in deutschen Landen. Vergessen werden ist ein herbes Geschick für den Dichter, der seines Wertes sich bewußt ist; es hatte manchmal den Anschein, als wäre unserem Poeten, dem Meister deutscher Balladendichtung, solches Los beschieden, aber er klagte nicht, immer bewahrte er seine freundliche, heitere Ruhe der Seele, von Verbitterung gegen die undankbare Welt, oder gar von Mißgunst gegen jüngere Sangesgenossen war bei ihm nichts zu spüren. Er war in solchen Dingen so edel und groß wie Hamerling.

Vor etwa vierundzwanzig Jahren habe ich Leitner kennen gelernt. Schon zu jener Zeit war sein schlichtes Haar und sein buschiger Schnurrbart ein wenig grau. „Es freut mich,“ sagte er damals, „daß ich, der sangesmüde Greis, dem sangesfrohen Jüngling die Hand drücken darf, daß die vaterländische Poesie frischen Nachwuchs hat.“ Ich dankte ihm Manches. Als Vorstand der Zweig-Schillerstiftung in Graz erwirkte er mir damals ganz aus eigenem Antriebe ein Stipendium von 150 Thalern, ein Betrag, der im richtigen Augenblicke — möchte fast sagen — entscheidend für mich geworden ist.

Leitner wohnte damals in einem alten Hause der Schmiedgasse in Graz, später hat er die düstere Wohnung verwechselt für eine sehr freundliche am Karl Ludwigsring, deren Fenster ins Grüne giengen und viel Sonne hereinließen. Die drei Stock, welche der siebzig-, achtzig- und endlich fast neunzigjährige Greis hinaufsteigen mußte, thaten ihm nicht viel, und daß seine Freunde diesen steilen Weg nicht etwa manchmal um-

sonst machen mußten, dafür hatte er ein Mittel erfunden. Wenn an seinem Fenster das weiße Tüchlein flatterte, so stieg man nicht hinauf, dann war er nicht zu Hause. Viele Sommer hindurch verbrachte er in Römerbad, wo er sich stets erholte. In den letzteren Jahren aber ward ihm das Reisen mühesam und da meinte er, es wäre auch in Graz schön und gesund, und er blieb, von der fürsorglichen Haushälterin treu gewartet, in seinem freundlichen und ruhigen Heim. Der Hauptzug seines Wesens in den letzten Jahrzehnten war Resignation. Wohl freute er sich noch des Lebens, sein Geist war wunderbar frisch, sein Gedächtnis gut, sein Herz dichterisch schaffend geblieben, aber — „ich bin zu jeder Stunde bereit," sagte er, „es sind sehr viele Anzeichen und sie mehren sich von Tag zu Tag, daß meines Bleibens nicht mehr lange ist."

Etlichemale im Jahre war für mich besondere Gelegenheit, den alten Herrn zu sehen. Als Obmann der Zweig-Schillerstiftung pflegte er die Vorstandssitzungen in seiner Wohnung zu veranstalten und die Mitglieder des Vorstandes dahin einzuladen. Da waren seinerzeit Moriz Ritter von Kaiserfeld, Doctor Rechbauer, Graf Gleispach, Professor Karajan, Professor Fritz Pichler, Bureaudirector Dr. Feill, Peter von Reininghaus, Universitäts-Buchhändler Lubensky und manch Anderer. Es gieng an dem mit vielen Lichtern feierlich beleuchteten Tische allemal recht ernst und würdig her und Leitner betrieb die Sache mit Eifer und der strengsten Genauigkeit; ihm vor Allem war es zu verdanken, daß die in Graz einst von Karl von Holtei gegründete Zweig-Schillerstiftung zu einer schönen Blüte gelangte, und bei dem in ganz Deutschland verbreiteten Verein eine gewichtige Stimme hatte.

Bei der Gründung des Anastasius Grün-Denkmales in Graz betheiligte Leitner sich sehr lebhaft und sprach manches scharfe Wort. Es wollte ihm nicht recht gefallen, als für das Denkmal eine Inschrift vorgeschlagen ward, die in erster Linie den Grafen, in zweiter den Politiker und in dritter Linie erst den Dichter betonte. Ich habe auch guten Grund zu bezweifeln, daß er Beifall zollte, als in neuester Zeit bei der Geldsammlung für das Denkmal Hamerlings der Aufruf fast einen nationalpolitischen Ton anschlug, wodurch die größten Werke Hamerlings mehr in den Hintergrund geschoben wurden. Damit soll gewiß nicht gesagt sein, als ob Leitner dem nationalen Gedanken ferne stand, im Gegentheil, herrliche Gedichte hat er geschrieben zu nationalem Trutz und Ruhm, und oft brachte er in Gesprächen seine bange Sorge für die Deutschen in Oesterreich zum Ausdruck.

Ich besuchte den Dichtergreis in den letzten Jahren nur selten, und zwar aus Besorgnis, daß in seinem hohen Alter Besuche ihn ermüden könnten. War man aber einmal bei ihm, so kam man sobald nicht wieder fort. Er sprach, einmal angeregt, sehr gerne und sein Gespräch gieng gleichmäßig wie ein geruhigter Fluß. Gottfried Ritter von Leitner, der fast ein Menschenleben lang der Zeitgenosse Goethes gewesen und seither eine gewaltige Epoche der Entwicklung durchlebte, hatte für die öffentlichen Vorgänge der Zeit, die er mit klarem Auge verfolgte, seine sichere Meinung, und wo er eine solche sich nicht gebildet, da ließ er sich gerne unterrichten. Der Grundzug seiner Weltanschauung war etwa das, was man den josefinischen Geist nennt. Freiheit, Toleranz, Wohlwollen, Gewissenhaftigkeit waren die Hauptmotoren seines Lebens. Gerne ergieng er sich in Erinnerungen an seine Jugendzeiten. Er wußte zu erzählen von dem Einbruche der Franzosen in Steiermark, wie er als neunjähriger Knabe, vom Grazer Rathhausbalcon aus, den einziehenden Welschen die Faust wies;

er wußte zu sagen von der geistestodten Epoche Metternichs, von der Censur, die jeden Dichter lähmte, von den Kämpfen der Revolution, von den patriotischen Bestrebungen Erzherzog Johanns. Bei solchen Erinnerungen waren seine Züge bewegt und verklärt.

Sein Kopf mit der ziemlich starken Nase konnte zwar nicht als regelmäßig schön gelten, aber in seinem Antlitze lag die Schönheit der Seele, das Vergeistigte und Liebreiche. Man mußte Zutrauen zu ihm haben. Seine Augen, von denen er in letzter Zeit oft behauptete, daß sie ihn verlassen wollten, blickten freundlich und energisch zugleich, seine Ausdrucksweise war stets mild und bedachtsam, sein ganzes Wesen schlicht und bescheiden. Seine Wohnung, aus ein paar Zimmern bestehend, wies keinen Luxus auf, hatte nur Einrichtungsstücke und Gegenstände, die zu seiner Vergangenheit in Beziehung standen. An der Wand hiengen die Bilder seiner Eltern, seiner Frau und auch sein eigenes aus jungen Jahren.

Einmal theilte Leitner mir mit, daß er durchaus nicht so einsam sei, als man etwa glaube. Er verkehre so oft er wolle mit seiner Frau Caroline, die er rufe, die ihm erscheine und die ihn weise, wenn er unsicher sei und sich keinen Rath wisse. — Das war nun wohl nicht der gewöhnliche abergläubische Spiritismus, der mit Kleinem, Sinnfälligem zu spielen pflegt, sondern die innige Gläubigkeit und Sehergabe, die jedem echten Dichter gegeben ist.

So selten Leitner seit vielen Jahren in die Oeffentlichkeit trat, die Steiermark vergaß seiner nicht. Nur drei Bücher hatte er geschrieben, aber das waren vollwichtige, einen Dichter offenbarende, auf den wir stolz sein können. (Einiges aus Leitners Leben und literarischem Wirken, siehe im „Heimgarten“, V. Jahrg., Seite 208.)

Im Spätherbste 1870 mußte der Dichter ein Fest über sich ergehen lassen. Er war siebzig Jahre alt geworden und noch körperlich wie geistig frisch und munter; zu gleicher Zeit waren seine „Herbstblumen“ erschienen, das gab Anlaß genug zu einer frohen und erhebenden Feier, die mit einem Festessen endigte, an welchem der schlichte Greis froh erregt theilnahm. Das Erscheinen der „Herbstblumen“ feierte bei jenem Feste ein jüngerer Sänger durch folgendes Gedicht:

In Hiabst, wan da Wind geht, is a Zeit zan Vaderbn,
Fliagn d Vögerler fuat und die Bleamerler sterbn.
Bleib stehn af der Hoad,
Schau um weit und broad,
Mih zimt, es is olles derfrorn und verdorrt.

Wos ih eppa do zsomred und wos ih dan moan?
Geh, schau amol her zwischn Mias und Gestoan,
Wia s Hiabstbleamerl blüaht,
Is long noh nit müad,
Du findst koani schönern, wan s Maikäferl glüaht.

Is recht, und hiaz brauchn ma koan Fruajohr, koan Mai,
Hot da Hiabst sölchti Bloamen und Röserln dabei,
Gehn mar auswärts in Hiabst,
Flechtn ma s Kranzerl in Hiabst,
Und gebn mar in Dirndl a Busserl in Hiabst.

Und ih, wan ih a Büscherl, a Kranzerl will hobn,
So flecht ih ma s gleih va de Hiabstbloamen zom.
Für meini Eltern is s recht,
Für meini Kiner is s recht,
Und für mih, wans mih legn in die Truhn, is s recht.

Und Du ah, liaber Mon, der uns d Hiabstbloamen bringg,
Zu wos brauchst dann a Vögerl, wan s Herzerl noh singg,
Möcht wissn, ei ei,
Zu wos dan an Mai,
Du bleibst a so ah jung und lusti dabei.

Und mir oll, wia ma heint scha banonda sein do,
Wer woaß, wan ma wieder a mol zsomkemen so,
Wir nehmen in da Ghoam
An Jader a Bloam,
Und wern -- däs därfst glaubn — auf dih denkn dahoam.

Und als das Jahr 1880 war, lebte der Dichter immer noch unter uns. Der Achtzigjährige brachte uns die „Novellen“ und manch Anderes mit, wovon er aber sagte, daß es keinen anderen Wert habe als den des Andenkens. Wir begiengen ein Gedenkfest, welches ernst und weihevoll war, der Gefeierte konnte „der vorgerückten Jahre wegen“ persönlich nicht mehr daran theilnehmen. Jene aber, die zu ihm giengen, um den Ausdruck der Verehrung ihm zu bringen, erzählten von der Rüstigkeit und Frische, welcher der Jubilar sich noch erfreute. Doch wunderte er sich fast ob der Feier. „Es ist doch die lange Zeit her gar so still um mich gewesen“, sagte er, „und nun mit einemmal bricht's los — wie soll ich das verstehen?“ — Ja freilich, von Solchen, die ihre Jubelfeier selbst vorbereiten und dann öffentlich damit prunken, war unser Leitner keiner!

Darauf verfloß wieder fast ein Decennium. Und als Gottfried Ritter von Leitner in sein 90. Lebensjahr trat, fanden unter Hans Brandstetters Anregung die Künstler, Schriftsteller und Dichter der Steiermark sich zusammen, um dem Greise ein Zeichen ihrer Liebe zu geben. Der Nestor war immer noch aufrecht, aber uns schwante, als dürfte die Vollendung der neunzig Jahre nicht mehr abgewartet werden. Als ihm die Adresse (siehe „Heimgarten“ XIV, Seite 230) am 18. November 1889 übergeben wurde, sagte er: „Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie des alten Einsiedlers nicht vergessen. Ein wenig zu früh gratuliren Sie mir zu meinen neunzig Jahren. Nun, es ist schon recht so.“

Ach freilich war es recht so. Sieben Monate später standen wir an seiner Bahre.

Am längsten Tage des Jahres, da das Licht nicht auslöschen will auf der blühenden Erde, haben wir ihn hinabgesenkt in die Nacht des Grabes. Es geschah unter Sturm, Blitz und Donner, als wollte die Natur dem edlen Sänger einen gewaltigen Trauerchoral weihen.

Und also ist es in einem einzigen Jahre der dritte Nekrolog, den der „Heimgarten“ geben muß. Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, Gottfried Ritter von Leitner. Wenn wir bei dem Tode des Ersten erfüllt waren von bitterster Trauer, wenn bei dem jähen Sterben des Zweiten ein Schrei des Schreckens über unsere Lippen sprang: hier an der Ruhestätte Gottfried Leitners ist es ein Gefühl sanfter Wehmuth, das uns bewegt. Er hat als Dichter und Mensch sein Leben erfüllt, keine Anklage und keine Bitterkeit entweiht sein Andenken. R.

Briefe von Karl von Holtei

aus dem Jahre 1866.*)

Breslau, 6. Mai 1866.

Hier sieht's in jeder Art traurig aus. Am Kriege zweifelt jetzt niemand mehr. Ueber den Ausgang, sowie über die Dauer vernimmt man sehr verschiedene Ansichten. Ich gehöre keinesweges zu Denen, die auf ein rasches und glückliches Ende hoffen. Im Gegentheil! —

Meine Lage ist wohl eine der peinlichsten, die man sich denken kann. Wenn der (von mir wenigstens für sehr möglich gehaltene) Fall einträte, daß die österreichischen Truppen, eine schwachbesetzte Stelle an der Grenze durchbrechend, im ersten Anlauf einen Zug nach Breslau unternähmen ... in welche Verlegenheit würd' ich gerathen! Ich kenne viele österreichische Officiere unterschiedlichen Ranges; wie sollt' ich diese begrüßen, wo sie als Preußens erbittertste Feinde einzögen? Mein Betragen würde von hiesigen Einwohnern natürlich weit aufmerksamer betrachtet werden, als das aller übrigen Menschen, da mich jeder Breslauer kennt. — Ich habe das mit meinen Freunden berathen, und Alle stimmen mir darin bei, daß ich's nicht abwarten darf. So wie die Feindseligkeiten an der böhmisch-mährischen Grenze beginnen, mach' ich mich auf und begebe mich (falls nicht die Marken schon von Sachsen aus mit Krieg überzogen sind), über Berlin nach Schwerin, wo ich mich für diesen Zweck schon angemeldet habe; — oder nach Hannover. Mein Verhältnis zu Euch untersagt mir, theilzunehmen an dem, was sich hier im Lande wider Oesterreich erhebt, und wovon ich mich doch nicht ausschließen dürfte, wär' ich anwesend.

Was man über die drohenden Rüstungen Italiens gegen Oesterreich vernimmt, macht mich nicht minder um Euch besorgt, sowie die abenteuerlichen Finanzgerüchte um die Sparcasse und um Peppis Stellung.

In diesen Stimmungen und täglich neu angeregten Befürchtungen soll man arbeiten, geistig zu schaffen versuchen, obenein mit der vielversprechenden Aussicht, daß die Arbeit vergeblich und ohne Früchte seyn wird. Denn wer wird Bücher kaufen, wenn die Welt in Waffen steht?

Schickt mir bald ein Lebenszeichen! Wer weiß, wie lange noch eine Postverbindung zwischen uns besteht?

In Tod und Leben mit getreuer Liebe Euer Alter.

Breslau, 10. Mai 1866.

Wilhelms drohendes Soldatenthum betreffend will ich bemerken, daß ich vor wenig Tagen an Herzog Wilhelm geschrieben habe. Ohne speciellen Zweck. Ich wollte nur gleichsam Abschied von ihm nehmen, und ihm meinen Jammer ausschütten, über den bevorstehenden Krieg. Ob er passend finden wird, und mit seiner Stellung verträglich, mir jetzt zu schreiben? ist sehr unsicher. Jedenfalls könnt Ihr gewiß seyn, daß Ihr ihn, wenn es Noth thut, und wenn Marie mit Wilhelm

*) Siehe „Heimgarten“ XIV., April- und Maiheft.

zu ihm geht, bereitwillig findet, die besten Wege zu öffnen.

Was ich fühle bei der Aussicht, Wilhelm könne möglicherweise wider Preußen zu Felde ziehen, und ich würde dann meinen Enkel zu unsern Feinden zählen! — Das vermag ich nicht in Worte zu fassen und bitte Gott, daß Er's mich nicht erleben lasse. Genug von diesem traurigen Thema!

Noch wiegt man sich hier und da in Friedenshoffnungen. Einige aus Berlin Kommende versichern, der König habe privatim an den Kaiser geschrieben und einen Ausweg vorgeschlagen. Ich glaube nicht an Erfolg. Meines Bedünkens treiben die den Kaiser umgebenden Generale, Crenneville &c. zum Kriege. Und da hilft Alles nichts.

Gott mit Euch! Vergeßt mich nicht.

Euer Alter.

Breslau, 27. Mai 1866.

Lieber Peppi! Noch immer hängen die düstern Wetterwolken über uns, und manche Leute hoffen schon, sie werden sich verziehen, ohne loszubrechen. Sogar Wilhelm schreibt mitten aus seinem Feldlager heraus: „zum Kriege wird's wohl nicht kommen!“ Ich bin anderer Meinung. Ja, ich glaube, ein augenblicklich zusammengeflickter Friede kann das Weltunglück nur vermehren. Soweit die moderne Cultur, die man Fortschritt nennt, mit ihrer jammervollen Weisheit, mit ihrer lästerlichen Selbstüberhebung, ihrem wahnsinnigen Drange nach Umsturz reicht, soweit wüthet ja auch die ansteckende Fieberkrankheit, und diese kann und wird nur einem großen, allgemeinen, gründlichen Aderlaß weichen — wenn überhaupt noch Hilfe für die jetzige Generation möglich ist. Sie wissen, daß ist meine seit zwanzig Jahren ausgesprochene, oft bespöttelte Ansicht. Was ich jetzt wahrnehme und beobachte, bestärkt mich nur darin. Wir haben schwerere Kriegszeiten durchgemacht, als die jetzt drohenden. Aber so trost- und rathlos haben sich die Menschen nie und nirgend benommen, wie heut zu Tage; so vollkommen verzweifelt haben sich die Führer der „allmächtigen“ Handels- und Industrie-Interessen nie gezeigt, als nun, wo in Paris kein Wechsel auf London zu bekommen ist und vice versa. Weshalb das? Weil sie alle mit einander fühlen, daß Treu und Glauben längst verloren sind; daß ihr überkünstlich aufgeschwindeltes Riesenwerk auf Koth und Lüge basiert; weil Jeder den Andern nach seiner eigenen Selbstsucht taxiert, und ihm deshalb nicht traut. Nur ein ernster, großer Krieg hat die Macht und das Recht, all diese unnatürlichen Verhältnisse zu vernichten, und die Menschheit zur Wahrheit zurückzuführen. Und das kann lange dauern.

Lebt Alle wohl, behaltet mich lieb, und seyd so glücklich, wie man's im Jahre 1866 seyn kann.

Breslau, 9. Juni 1866.

Wie gern wär ich Deiner Aufforderung gefolgt, und hätte mich in den Weingarten geflüchtet, liebe Marie! Einige Stunden hindurch gab ich mich auch dem Wahne hin, es ließe sich ausführen. Doch bald stellten sich ernstere Erwägungen ein. Mag's nun ausgehen wie Gott will, in keinem Falle darf ich an eine Rückkehr nach Oesterreich denken. Der Krieg ist unvermeidlich. Nachdem der Kaiser die Holsteiner Stände gegen uns aufgerufen, gibt's keine Möglichkeit für Frieden. Und es wird ein furchtbarer Krieg werden, und gar so leicht, wie die Wiener Zeitungen verheißen, dürfte die „Zertrümmerung Preußens“ nicht vor sich gehen. Wenigstens wird man sich unsererseits dagegen wehren bis auf den letzten Blutstropfen. Siegt Oesterreich — nun, dann werdet Ihr

von mir nicht verlangen, daß ich komme, mir all den Spott und Hohn ins Angesicht werfen zu lassen, der sich daran knüpfen müßte. Siegt Preußen, dann müßte die furchtbare Erbitterung, die dort wider uns herrscht, sich erst recht steigern. In keinem Falle könnte ich wagen, mich irgendwie zu zeigen, oder in ein Gespräch einzulassen. Welche Existenz wäre das! Dazu kommt noch die Unmöglichkeit, mir, wenn ich in Graz lebte, auch nur den nothwendigsten Lebensunterhalt zu erwerben. Hier, mitten im Kreise vieler Gönner und Freunde, gibt es doch einige Aussicht, sich durchzuschlagen, bis es wieder gelingt, einigermaßen durch literarische Beschäftigung sein Dasein zu fristen. Ich war gewohnt, alle Eure Güte und Liebe für mich, durch kleine Gaben zu erwidern, und Euch wie den Kindern manchmal wenigstens meinen dankbaren und guten Willen zu zeigen. Mit welchem Gefühl sollte ich künftig Eure Wohlthaten annehmen, wenn mir die Mittel fehlen, auch selbst diese geringe und dürftige Ausgleichung zu versuchen? Und das in einer Zeit, wo auch Ihr mit tausenderlei Sorgen und Entbehrungen werdet kämpfen müssen!?

Küsse Peppi und die Kinder und vergeßt nicht Euren alten, treuen, tiefbetrübten H.

Breslau, 15. Juli 1866.

Liebe Marie! Eben hatte ich mit Trewendt besprochen, wie wir versuchen könnten, ein Briefchen nach Graz einzuschmuggeln! Da langten Deine Zeilen vom 9. an. Gott lohne es den Postbeamten, die sie befördert haben. Ich hatte so innige Sehnsucht, von Euch zu erfahren. Daß ich mich nach Wilhelm umgethan, kannst Du wohl glauben. Auch war schon Alles vorbereitet, daß ich, wenn er gefangen wäre, ihn zu mir nehmen, und unter Bürgschaft bis zum Friedensschlusse bei mir behalten könnte. Ihn unter mehr als 20.000 Gefangenen, welche in Riesen-Bahnzügen, bei Tag und Nacht hier durch, nach den verschiedenen Festungen gebracht werden, herauszufinden ist unmöglich. Doch dachte ich, da es den Gefangenen unverwehrt bleibt, zu schreiben, wohin sie wollen, er würde so klug seyn, sich an mich zu wenden. Bis jetzt ist nichts erfolgt. Unter den hier verpflegten Verwundeten befindet er sich nicht. Auch ist es mir nicht gelungen, einen Mann vom Regimente „Herzog Würtemberg" auszuforschen.

Gott gebe, daß er sich wohl befindet! Auch als Verwundeten wüßte ich ihn lieber hier, wie in Böhmen, wo, wie mir Freunde, die mit Erquickungen und Wäsche hinüberziehen, gesagt haben, die Czechen sich auch gegen österreichische Soldaten nicht gar liebevoll benehmen. Schweigen wir davon.

Hier, Gott sey Dank, wird kein Unterschied gemacht, und was man hat, theilt man brüderlich zwischen Freund und Feind!

Viele mir befreundete Familien haben Väter, Söhne, Brüder verloren, dennoch herrscht große Begeisterung. Es ist eine wundersame Zeit!

Ich grüße Euch Alle mit alter Liebe, und auch unsere Freunde, habe nochmals Dank für Deine Zuschrift; sie fiel mir wie vom Himmel.

Euer Alter.

Breslau, 28. Juli 1866.

Meine lieben Kinder! Gott weiß, ob mein letzter Brief durch Leuschner Euch zugekommen seyn mag? Fast befürcht' ich, er gieng verloren. Ihr laßt gar nichts von Euch vernehmen, wenigstens hab' ich nichts erhalten, und blieb die ganze Zeit her in stäter Angst um Wilhelm. Schulheim hatte mir wegen Cinto und Ernst geschrie-

ben, und ich habe denn Alles in Bewegung gesetzt: geistliche, weltliche, militärische und Civilbehörden, um Nachricht aufzutreiben; immer vergeblich, trotz der liebreichsten Unterstützung und Beihilfe. Gestern traf nun Schulheims zweiter Brief ein, der mir meldet, daß Cinto gefunden ist, daß Wilhelm nicht nur „unverletzt beim Regimente sich befindet, sondern auch Officier geworden ist". Ihr könnt' Euch meine Freude denken! Den ganzen Tag bin ich herum gelaufen, um die beglückende Kunde (denn ich hatte ihn schon zu den Todten gezählt) den Freunden mitzutheilen, und habe meine dringendste Arbeit liegen lassen.

Nach Ernst werden die Erkundigungen fortgesetzt. Heute wieder geht ein Transport der Handelskammer nach der Armee, dessen Führer unterweges sich möglichst umthun wollen.

Wenn Ihr Wilhelm schreibt, so grüßt ihn von mir. Ich sende ihm meine Glückwünsche und habe so viel Angst um ihn ausgestanden, daß er mir's wohl mit ein paar an Euch beigelegte Worte vergelten sollte.

Hier herrscht, wie in Berlin, die Cholera.

Tausend Grüße an die Kinder und alle Freunde! Sendet bald ein Lebenszeichen Eurem Alten.

Breslau, 6. August 1866.

Ihr Brief, lieber Peppi, vom 21. v. M. ist vorgestern in meine Hände gelangt; hat folglich vierzehn Tage gebraucht. Wer mag wissen, welche Umwege er einschlagen mußte! Ich empfieng ihn mit großer Freude. Denn seit Mariens Nachricht von Wilhelms wahrscheinlicher Gefangenschaft hatt' ich nichts über Euch erfahren, als was Schulheim nebenbei berichtete. Es sind gewiß mehrere Briefe von Euch an mich, wie von mir an Euch verloren gegangen.

Diese Unsicherheit raubt Einem jede Lust zu schreiben, denn man denkt immer: „es ist doch unnütz!" Freilich kann es gegenwärtig kaum anders seyn, und nimmt mich immer Wunder, daß nicht alle Sendungen abhanden kommen.

Wie es scheint, will Friede werden. In mir zwar regt sich noch Zweifel: ob er wirklich zu Stande kommt? Die Schwierigkeiten einer aufrichtigen Versöhnung und Ausgleichung scheinen mir sehr groß. Und an ihre Dauer glaub' ich nicht.

Ich fühle mich jetzt hier ganz einsam. Fast sämmtliche mir näher befreundete Familien befinden sich auf dem Lande, auf Reisen, in Bädern; Viele sind vor der heftig auftretenden Cholera entflohen.

Mit meiner Gesundheit geht es erträglich. Ohne Einwirkung bleibt die Choleraluft allerdings auf keinen Menschen, der sie athmet, und die Aengstlichen empfinden's doppelt. Ich gehe meinen gewöhnlichen Weg, lebe mäßig wie immer, und mache mir weiter keine Sorgen. Mit beinahe siebenzig Jahren soll man jede Stunde darauf gefaßt seyn, dem ernsten Rufe zu folgen.

Daß unser Wilhelm glücklich davon gekommen, betracht' ich wie eine große Gnade von Oben. Wenn Sie dem „Herrn Lieutenant" schreiben — ich laß ihn bitten, er soll nicht stolz gegen den armen alten Großvater seyn, der es 1815 nur bis zum gemeinen freiwilligen Jäger brachte.

Tausend Grüße für Euch und die Kinder! Möchte dies Gekritzel glücklich bis zu Euch gelangen. Immer der

Eure Alte.

Breslau, 9. August 1866.

Liebste Marie! Heute Vormittag hab' ich Dein Schreiben vom 3. erhalten, und beeile mich, Dir umgehend dafür zu danken. Als ich den Post-

stempel „Leibnitz“ auf dem Couvert erblickte, wurde mir recht wehmüthig ums Herz; ich sah ordentlich den Vater Berstel über den Steig schreiten und den Berg hinan steigen. Wie oft bin ich in Gedanken bei Euch, lasse mich durch Resi oder die Kampersacken von der Arbeit hinabrufen, und spiele dann mit Dir eine Partie Toccadilla!

Hier führ ich jetzt ein recht einsames Leben. Fast alle nähere Bekannten sind fort; die letzten noch in diesen Tagen vor der Cholera entflohen. Auch Alfred Rosenberg haben wir glücklich expediert. Der ängstete sich dermaßen, daß ich ihn förmlich mit Gewalt in den Wagen trieb.

Von Warmbrunn hat er ganz beruhigt geschrieben. Ich habe nur noch zwei Häuser offen, wo ich des Abends manchmal zum Thee kommen kann. Sonst sitz' ich auf meinem Zimmer mutterseelenallein. An Beschäftigung fehlt es nicht. Und kann ich nicht mehr schreiben oder lesen, dann sitz' ich und denke — denke an gar Vieles — dann schlägt es Mitternacht eh' man's erwartet.

Wie rührend war mir's, daß Wilhelm, der brave Junge, über seine Kugel gegen Euch nichts erwähnt hat. Und wie gut, daß die Nachricht von seinem Tode erst an Euch gelangte, nachdem er selbst sich schon gesund hatte melden können! Daß der Brief aus Dresden über Paris an Euch gelangt ist, darf Dich nicht wundern. Bis vor wenig Tagen wurde sämmtliche Correspondenz auf diesem Wege aus und nach Oesterreich befördert.

Breslau, 21. September 1866.

Ich muß Dir sehr undankbar erscheinen, liebste Marie, daß ich für so liebevolle, ausführliche Briefe wie Du mir geschrieben, meine Erkenntlichkeit nicht wenigstens durch schriftliche Erwiderungen dargethan. Ich kann mich auch mit nichts entschuldigen, als höchstens mit dem albernen Gedanken: „Dies und Jenes noch abwarten zu wollen,“ um Dir noch davon zu erzählen. Auch heute wieder dachte ich: „An Marie will ich erst schreiben, wenn ich Nachrichten über die Berliner Festvorstellung habe!“ (Es wird nämlich zum Einzuge der Truppen im Schauspielhause „Minna von Barnhelm“ und im Opernhause [zum Erstenmale auf dem Berliner Hoftheater!] die alte „Lenore“ gegeben, und zwar mit voller Pracht; denn es werden zum Schlusse Friedrich II. sammt seinen Feldherren über den Kirchhof reiten, wozu ich einen kleinen Epilog für den Wallheim geschrieben habe.) Nach kurzer Erwägung zog ich doch das Dichten vor, da ich heute gerade einige Ruhe habe, und schob nicht länger auf, einige Zeilen für Dich zu kritzeln.

Mit der Cholera scheint's nun endlich bergab zu gehen, und sogar der 18. hat keinen bedeutenden Rückfall veranlaßt. Wir sind jetzt bereits auf die Durchschnittsumme von 30 Todten täglich herabgestiegen. Einige Zeit hindurch schwankte es zwischen 130 bis 150. Darunter viele werte Bekannte und einige liebe Freunde. Jetzt holen die Leute wieder Athem und beim Einzuge der schlesischen Armee, die der Kronprinz führte, ritt ihm zur Seite unser alter König strahlend vor Wonne, wie ein Jüngling, umjauchzt von unzählbaren Menschen, die ganz vergessen hatten, daß der Würgengel zwischen ihnen noch umherschleicht. Es war wirklich ein Jubeltag. So etwas von Ausschmückung der Stadt, so etwas von Erleuchtung am Abend, ist mir nie und nirgend vorgekommen. Wo all' die Blumen gewachsen sind, mit denen Soldaten, Kanonen, Pferde, Train-Wagen und Häuser bekränzt waren, mag Gott wissen. Ich bin aus dem Heulen von früh Morgens bis in die Nacht nicht herausgekommen, und hab' drei Schnupftücher voll geweint. Ich will

Euch mit den tausenderlei Inschriften nicht langweilen; nur eine erlaub' ich mir anzuführen, ihrer Originalität wegen. Im Fenster einer kleinen dürftigen Weißnäherei-Anstalt, wo ein paar alte Wäscherinnen ihren Kram hatten, war ein großer preußischer Adler angebracht, und darunter stand geschrieben:

„Unter dem Schutz von Deinen Flügeln,
Läßt sich's ruhig und sicher bügeln."

Die Zeitungen haben von dieser Poesie keine Notiz genommen; ich bin stolz darauf, sie entdeckt zu haben, in einer unscheinbaren Seitengasse.

Lebt Alle miteinander wohl.

H.

Das heilige Spiel in Oberammergau.

Ein wahres Leid ist es mir in diesem Sommer, daß ich nicht nach Oberammergau gehe.

Und warum gehe ich nicht nach Oberammergau? Weil ich die Engländer fürchte, und die Amerikaner, und die deutschen Krittler und nicht zum Letzten eine Geldklimperei, als werde der Herr um dreißig Silberlinge verkauft. Kurz, ich fürchte mich vor Enttäuschungen. Das Oberammergauer Passionsspiel steht in meinem Herzen so rein und unentweiht, daß ich keinen profanen Hauch darüber kommen lassen will. Etwas muß man doch haben, was die Wirklichkeit nicht verdorben hat. Die Lebens- und Leidensgeschichte des Heilandes ist für mich ein überirdisches Gut, da darf mir kein flitterhafter Aufputz, keine spitzfindige Deutelei, kein liturgisches Gepränge dazukommen. Ich hüte mich auch, nach Palästina zu gehen, wo sie jetzt eine Eisenbahn bauen mit den Stationen Bethlehem und Jerusalem und wo in der Grabeskirche die Sekten zanken.

Möglicherweise nähme das heilige Spiel der Oberammergauer mich ganz ein, dann aber wirft mich die Erschütterung nieder. Also bleibe ich in dem stillen heimischen Walde, lese, was die Blätter und Bücher über die Wunder von Oberammergau zu erzählen wissen, sehne mich hin, bis die Augen feucht werden, bleibe aber doch sitzen, lasse das erhabene Spiel in meiner Seele aufführen, und zwar so großartig und vollkommen, wie es nur eine Dichterphantasie zuwege bringt.

Und wenn der Leser im „Heimgarten" eine Botschaft von Oberammergau sucht, so lasse ich einen Gewährsmann sprechen, der dort gewesen ist, das Passionsspiel mitangesehen und darüber in Velhagen und Klasings „Neuen Monatsheften" einen Bericht geschrieben hat. Der Gewährsmann heißt Bernhard Rogge und schildert unter Anderem wie folgt:

Das Eigenthümliche der Oberammergauer Bühne besteht darin, daß dieselbe sich in eine Mittelbühne, je zwei Seitenbühnen und eine die ganze Breite des Theaters einnehmende Vorbühne gliedert. Der mit einem Glasdach von oben gedeckte Mittelbau hat die Form eines griechischen Tempels mit korinthischen Säulen, dessen Giebelfeld ein schönes Freskogemälde ziert, das Christenthum als den Helfer und Tröster der Mühseligen und Beladenen

darstellend. Durch zwei verschiedene Vorhänge abschließbar, dient diese Mittelbühne hauptsächlich zur Darstellung der lebenden Bilder, welche jeder einzelnen Handlung der Passionsgeschichte als Vorbilder vorangehen, sowie zur Aufführung derjenigen Scenen der Handlung, welche im Innern eines Gebäudes verlaufen. Zu beiden Seiten der Mittelbühne befindet sich je ein Stadtthor im römischen Stile. Durch diese Thore sieht man in die Straßen Jerusalems, dessen Häuser mit genauester geschichtlicher Treue der in Christi Tagen üblichen Bauart entsprechen. An jeden dieser Thorbogen schließen sich Vorhallen je eines Palastes an, zu denen Freitreppen hinaufführen. Die zur Rechten vom Zuschauer gelegene Vorhalle bezeichnet den Palast des Hohenpriesters Hannas, die zur Linken des Pilatus. Der Mittelbühne und deren Seitentheilen ist in ihrer ganzen Breite die Vorbühne vorgelegt, die schon in den mittelalterlichen Passionsspielen für die Aufführung von Vorspielen üblich war. Dieselbe hat eine Breite von zweiundvierzig Meter und dient hauptsächlich zur Entfaltung der größeren Volksscenen, wie des Einzugs in Jerusalem, des Volksauflaufes vor dem Richthaus des Pilatus, der Kreuztragung u. s. w. Die Vorbühne wird zu beiden Seiten von Colonnaden in griechischem Stile abgeschlossen, aus denen der Chor der Schutzgeister vor dem Beginn jeder neuen Handlung in friedlich gemessenem Schritte heraustritt, um auf der Vorbühne im Halbkreis Aufstellung zu nehmen und die Vorbilder, sowie die ihnen entsprechenden Scenen der Leidensgeschichte mit seinen Gesängen erläuternd einzuleiten. Der Gesammteindruck der Bühne in ihrer neuen Gestaltung ist ein geradezu großartiger zu nennen. Die an die Mittelbühne sich anschließenden Bauten sind plastisch ausgeführt und gewähren in ihrer Gesammtheit den Anblick einer wirklichen Stadt. Die Decorationen für die Mittelbühne, welche je nach den zur Darstellung kommenden lebenden Bildern, sowie nach den einzelnen Scenen der Passionsgeschichte wechseln, entsprechen allen Anforderungen eines hauptstädtischen Theaters der Neuzeit. Die Oertlichkeiten, an welchen die betreffenden biblischen Ereignisse sich abspielen, sind, soweit es möglich war, nach photographischen Aufnahmen gemalt worden, so daß naturgetreue Landschafts-Bilder aus Palästina, Aegypten, der Sinaihalbinsel, welche an die Doré'sche Bibel erinnern, vor den Blicken des Zuschauers sich entfalten. Das Gewand, in welchem der Hohepriester Kaiphas mit dem aus zwölf Edelsteinen gebildeten Amtsschild auf der Brust, mit dem hörnerartigen Kopfputz auf dem Haupt, majestätisch einherschreitet, macht in seiner historischen Treue denselben zu einer großartigen Erscheinung. Fast noch kostbarer ist das Costüm des Pilatus. Mit goldenem Brustharnisch und Scharlachmantel angethan, ein goldenes Stirnband auf dem Haupt, einen Feldherrnstab in der Rechten, steht der römische Staatsmann vor uns und erinnert in seiner reichen Ausstattung lebhaft an die Römergestalten des großen Rubens. Doch nun zu dem Beginn des Passionsspieles, für welchen, Punkt acht Uhr, durch Pöllerschüsse das Zeichen gegeben wird. Schon eine halbe Stunde vorher war der etwa 4000 Personen fassende Zuschauerraum nahezu bis auf den letzten Platz gefüllt. Bei den ersten Streichen des Orchesters, das, beiläufig bemerkt, ebenfalls ausschließlich aus Bewohnern Oberammergaus zusammengesetzt ist, legt sich die bis dahin in dem weiten Zuschauerraume herrschende Unruhe. Alles lauscht den Klängen der Ouverture. Kaum sind die letzten Töne verklungen, als der aus zwölf männlichen und zwölf weiblichen Mitgliedern bestehende Chor der Schutzgeister, mit farbenprächtigen

griechischen Gewändern angethan, die Stirnen mit goldenen Diademen geschmückt, unter Anführung des in Scharlach gekleideten Chorführers in den Colonnaden zur Rechten und Linken der Vorbühne hervortritt, vor der Mittelbühne Aufstellung nimmt, und der Chorführer in recitativ vorgetragenem Gesange den Prolog anhebt, der zur ernsten Betrachtung des heiligen Spieles mahnt. Ergreifend ist es, wenn da der Vorhang der Mittelbühne sich hebt, und das erste Vorbild aus dem alten Testamente sichtbar wird, das die Vertreibung der ersten Eltern aus dem Paradiese darstellt, um an die Schuld des gefallenen Geschlechtes zu erinnern, die in dem Leiden und Sterben des Erlösers gesühnt werden sollte. Der Vorhang senkt sich, um bald darauf wieder aufzugehen und ein Kreuz zu zeigen, um welches her anbetende Gestalten knieen. Auch der Chor sinkt vor dem Zeichen der Versöhnung anbetend in die Knie, während hinter der Scene sich ein Chorgesang von Knabenstimmen vernehmen läßt:

„Ew'ger, höre deiner Kinder Stammeln!
Weil ein Kind ja nichts als stammeln kann,
Die beim großen Opfer sich versammeln
Beten dich voll heil'ger Ehrfurcht an.“

Unwillkürlich stimmt dieser wie von Engelstimmen begleitete Anblick des Kreuzes zur Andacht; Sündenfall und Versöhnung sind durch diese beiden einleitenden Bilder dem Zuschauer vor Augen gestellt. Ueber der ganzen Versammlung lag von diesem Augenblick an eine weihevolle Stimmung ausgebreitet, die auch in der feierlichen Stille, welche in dem weiten Raume herrschte, zum Ausdruck kam. Die eigentlich dramatische Handlung beginnt nun mit dem Einzug in Jerusalem. Ein Auftritt von geradezu überwältigender Wirkung. Schon während der Vorhang noch herabgelassen ist, hört man hinter demselben ein Durcheinander von Stimmen, erst einzeln und entfernt, dann näher kommend und immer stärker werdend. Der Vorhang hebt sich, man sieht hinten zur rechten Seite der Mittelbühne aus den Coulissen Kinder hervorbrechen, Knaben, Mädchen, sie tragen Palmenzweige, winken nach rückwärts und rufen: „Hosianna, Hosianna!“ Es folgen Weiber und Männer, den Ruf verstärkend, eine ganze Bevölkerung, alt und jung, schwillt nach und nach zu einem Strome an, der bald das ganze Theater überflutet. Da breiten sie die Kleider auf den Weg, da ziehen sie, jubilierend und Palmen schwingend, über den Hintergrund der Mittelbühne, um dann tief hinten in der Straße zur Linken wieder zu erscheinen und dieselbe langsam abwärts der Vorbühne zuzuziehen. Und immer mehr Volks ergießt sich von rechts, immer lauter wird das Rufen, immer gespannter harren wir der Erscheinung dessen, dem dieser Jubel gilt. Da wird er endlich ganz im Hintergrunde sichtbar, um von der Straße zur Rechten her über die Mittelbühne zu ziehen und dann aus der zur Linken auf die Vorbühne herauszutreten. Der in Jerusalem einziehende Jesus sitzt quer auf einer Eselin, die Johannes am Zügel führt. Eine tiefe Bewegung gieng durch die Versammlung. Was man so oft gehört und gelesen, was man so oft auf dem Bilde geschaut, das sieht man in lebendiger Gestaltung vor sich. Diese Scene des Einzuges allein ist schon von großartiger Wirkung. Wir wüßten derselben nichts an die Seite zu stellen, was wir je von dramatischer Darstellung gesehen haben.

Auf der Vorderbühne angelangt, steigt der Heiland vom Esel ab, das um ihn her dicht gedrängte Volk nach allen Seiten freundlich grüßend und segnend, und fordert seine Jünger auf, mit ihm in das Haus seines Vaters zu gehen. Inzwischen hat sich

hinter dem herabgelassenen Vorhang der Mittelbühne die letztere in eine Vorhalle des Tempels zu Jerusalem verwandelt. Der Vorhang geht wieder auf, und man sieht im Vordergrunde der Halle die Käufer und Verkäufer, die Geldwechsler und Händler, die den Tempel durch ihr unheiliges Treiben schänden. Entrüstet schreitet der Herr wider dasselbe ein mit den Worten: „Was sehe ich hier? So wird das Haus meines Vaters verunehrt! Ist das ein Gotteshaus oder ist es ein Marktplatz?“ Er stößt die Tische der Wechsler um und öffnet einen Korb mit Tauben, die nun lustig über das Theater hinflattern. In geschickter Weise wird die Wuth der geschädigten Tempelkrämer zu einer Schürzung des dramatischen Knotens benutzt, die zum Verständnis der menschlichen Entwicklung des großen Dramas wesentlich beiträgt. Die in ihrem Gewerbe durch den Herrn geschädigten Händler sind es, die von da ab als die erbittertsten heimlichen Feinde des Propheten aus Nazareth auftreten, und sie werden wiederum von den Pharisäern und Schriftgelehrten benützt, um das Volk gegen Jesum aufzustacheln. Auch die ersten Verhandlungen mit Judas dem Verräther werden durch einen dieser Händler angeknüpft. Ist damit auch ein Motiv in die weitere Entwicklung der Leidensgeschichte hineingetragen, von welchem die biblische Darstellung derselben nichts weiß, so hat doch hier die Abweichung von der biblischen Ueberlieferung in keiner Weise etwas Verletzendes, und das hier benutzte Motiv entspricht auch insofern der geschichtlichen Wahrheit, als es zeigt, wie die niedrigsten sündlichen Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, um den Tod des Herrn herbeizuführen. Es kann nun unmöglich unsere Aufgabe sein, dem Leser alle einzelnen Scenen des mit einer Unterbrechung von 1½ Stunden von 8 Uhr Morgens bis ½6 Uhr Abends währenden Passionsspieles vorzuführen, nur in aller Kürze sei der weitere Verlauf des Spieles hier angegeben. Dasselbe gliedert sich in drei Abtheilungen, von denen die beiden ersten je sieben, die letzte, einschließlich einer allegorischen Darstellung der Himmelfahrt, vier Handlungen umfaßt. Die erste Abtheilung bringt in sieben Vorstellungen den Verlauf der Leidensgeschichte vom Einzug in Jerusalem bis zur Gefangennahme in Gethsemane zur Darstellung. Nach ihr tritt die erwähnte längere Pause ein. Die zweite Abtheilung reicht von der Gefangennehmung Jesu bis zur Verurtheilung zum Kreuzestod durch Pilatus. Die dritte, kürzere, aber innerlich ergreifendste Abtheilung enthält die Hinausführung nach Golgatha, die Kreuzigung mit der Kreuzesabnahme und Grablegung, sowie endlich die Auferstehung.

Unter den Scenen der heiligen Leidensgeschichte bildet natürlich die der Kreuzigung selbst den Höhepunkt. Schon die ihr unmittelbar vorangehenden Handlungen, die Zusammenrottung des Volkes vor dem Hause des Pilatus, um mit dem immer stürmischeren Rufe: „Ans Kreuz mit ihm, ans Kreuz!“ die Verurtheilung Dessen zu fordern, dem man noch soeben Hosianna zugejauchzt hatte, die schauerliche Wahl, in welcher Barrabas, „das greuliche Bild eines vollendeten Bösewichts,“ wie Pilatus ihn nennt, dem Heiland vorgezogen wird, das endliche Erliegen des Landpflegers nach allen seinen vergeblichen Versuchen, den Heiland zu retten, und vor Allem die Hinausführung auf Golgatha unter Begleitung der von den Priestern zu leidenschaftlichem Hasse aufgereizten Volksmenge, sind von tief ergreifender Wirkung. Die gespannte Erwartung, mit welcher die Zuschauer fast athemlos der Kreuzigungsscene entgegensehen, wird noch dadurch erhöht, daß der Chor vor der Darstellung derselben in Trauerkleidern erscheint. In Worten, die von einer

sanften Klagemusik begleitet sind, fordert der Chorführer auf, nach Golgatha zu gehen und zuzuhören, wie dröhnende Hammerschläge den Heiland ans Kreuz fesseln. In diesem Augenblicke hört man hinter dem Vorhang die Hammerschläge, mit denen an dem Herrn und den mitgekreuzigten Schächern die Annagelung vollzogen wird. Der Vorhang geht auf, und es zeigt sich uns die Schädelstätte, auf welcher die Kreuze mit den beiden Schächern bereits aufgestellt sind. Mit zurückgebundenen Händen hängen die Todesgefährten Jesu da. Das Marterholz mit dem Heiland liegt noch am Boden und wird nun langsam aufgerichtet und festgekeilt. Ueber zwanzig Minuten hängt der Darsteller des Heilandes am Kreuze. Die Vertheilung seiner Kleider unter die Kriegsknechte, das Würfeln um seinen Rock, die Spottreden und Verhöhnungen der Hohenpriester, die sieben Worte, die der Heiland am Kreuze spricht, die Verfinsterung des Himmels über seinem Haupte, das Erbeben der Erde im Augenblicke seines Verscheidens, Alles das vollzieht sich vor unseren Augen und Ohren mit so täuschend getreuer Nachbildung des biblischen Gerichtes in allen seinen Einzelheiten, daß wir es vergessen, in Oberammergau zu sein und uns auf Golgatha versetzt glauben. Auch die darauf folgende malerisch schöne, vorsichtige Kreuzesabnahme, bei der offenbar die Darstellungen von Rubens und Dürer zum Vorbild dienen, muß sich Jedem, der sie einmal gesehen, unvergeßlich einprägen. Dasselbe darf man auch von der Fußwaschung und der Einsetzung des heiligen Abendmahls behaupten.

Unter den „Actores" nimmt selbstverständlich der Darsteller des Christus die erste Stelle ein. Zum drittenmale wird diese Rolle in diesem Jahre von dem Bildschnitzer und Bildschnitzwarenverleger Josef Maier gegeben, der in seiner edlen, man darf sagen vornehmen Erscheinung, zum Darsteller des Christus wie geschaffen ist. Seine Sprache zeichnet sich vor der aller anderen „Actores" durch tadellose, fast dialektfreie Reinheit und Deutlichkeit aus und ist selbst bei den vom Kreuze herab leise gesprochenen Worten weithin verständlich. Vor Allem aber ist sein stummes Spiel in Mienen und Geberden unübertrefflich. Jede Bewegung ist edel und würdig und oft von wahrhaft erhabener Grazie. Die Scene, in welcher er den Jüngern die Füße wäscht und ihnen dann Brot und Wein bei der Einsetzung des Abendmahles darreicht, wird ihm nicht leicht der geübteste Schauspieler nachmachen, und dabei ist er doch frei von allem Haschen nach schauspielerischem Effect. Erschütternd ist sein Zusammenbrechen unter den rohen Mißhandlungen der Kriegsknechte und beim Tragen des Kreuzes, großartig der Eindruck seiner Erscheinung und der körperlichen Ausdauer während der Kreuzigung selbst. Ganz wunderbar ist es, wie der von der schwierigen Stellung am Kreuze angegriffene Dulder unmittelbar nach der Abnahme vom Kreuze die Leichenstarre nachahmt. Wie er endlich im Schoße seiner Mutter liegt, das ist ein Bild, das einer Rietschel'schen Pietà an Schönheit und plastischer Vollendung nichts nachgibt. Eine sehr üble Zugabe zu den Oberammergauer Passionsspielen ist nur der schwärmerische Cultus, den Engländerinnen und Amerikanerinnen mit dem Darsteller des Christus treiben.

Die sehr bedeutende und wichtige Rolle des Kaiphas wird schon zum viertenmale von dem jetzt 54jährigen Bürgermeister Johann Lang meisterhaft gespielt. Uebrigens liegt auch die äußere Leitung des ganzen Passionsspieles in den Händen des hochgebietenden Gemeindeoberhauptes von Oberammergau. Ebenfalls zum viertenmale spielt der Bildschnitzer Jakob Hett den Petrus. Sein ehrwürdiges graues Haupt mit der hohen Stirn

und der kahlen Glatze macht ihn in seiner äußeren Erscheinung zu dieser Rolle besonders geeignet. Zu den anziehendsten Erscheinungen unter den „Actores" gehört ohne Zweifel Thomas Rendl, der Darsteller des Pilatus, als solcher in diesem Jahre zum zweitenmale auftretend. Edel in der Haltung, markig in der Sprache, ist der stattliche, breitschultrige Mann mit dem braunen Vollbart, in dem reichen goldenen Schuppenpanzer, mit weißem Unterkleid und roth leuchtender Toga, dem goldenen Reif im braunen gewellten Haare, den reichen Kniespangen und Sandalen, eine der idealsten Gestalten des ganzen Stückes: ein Römer, wie ihn die besten alten Bildwerke zeigen. Dabei ist Thomas Rendl ein Mann von seltener Schlichtheit und Einfachheit. Er versieht augenblicklich die Stelle eines Pförtners und Hausverwalters in der Villa der Frau von Hillern, die sich in Oberammergau niedergelassen hat, und man fragt sich unwillkürlich, wie ein Mann von diesem Stande und Bildungsgrade dazu kommt, mit solcher Vollendung den vornehmen Römer zu spielen. Gerade er ist, wenn irgend einer der „Actores", ein Beweis dafür, wie die Anlage zur dramatischen Kunst in Oberammergau gewissermaßen in der Luft liegt und eine angeborne ist. Ob Rendl-Pilatus in die Vorhalle seines Palastes hinaustretend nach dem Begehren der Hohenpriester fragt, ob er die jüdischen Ankläger des Heilandes wegen ihrer plötzlichen Sorge um des Kaisers Macht und Ansehen verspottet, ob er sich in der Frage: „Was ist Wahrheit?" als aufgeklärten Skeptiker zeigt, ob er endlich nach langem Kampf zwischen seiner Pflicht und der Furcht vor des Kaisers Ungnade dem Drängen des fanatisch aufgehetzten Volkes nachgibt und den Stab über Christus bricht, — immer behauptet er die gleiche Würde.

Neu besetzt ist bei der diesmaligen Aufführung die Rolle des Judas, welche von dem früheren bewährten Darsteller Lechner, der sie wegen seines hohen Alters aufgeben mußte, auf den Maler Johann Zwink übergegangen ist. Es sei hier beiläufig bemerkt, daß der Figur des Judas trotz aller Mühe, die der Darsteller sich gab, die That des Verrathes und den verzweifelten Ausgang des Verräthers psychologisch zum Verständnis zu bringen, im Bewußtsein der ländlichen Besucher des Passionsspieles immer noch etwas Komisches anhaftet, wahrscheinlich in Erinnerung an die mittelalterlichen Passionsspiele, in denen das Auftreten desselben zu allerhand possenhaften und humoristischen Auslassungen benutzt zu werden pflegte. Der ländliche Theil der Zuschauer begleitete das Abtreten des Judas auch da mit Lachen, wo weder der Text noch das Spiel des Darstellers irgend welchen Anlaß dazu bot. Fast noch zu jugendlich ist der kaum zwanzigjährige Darsteller des Johannes, Peter Rendl, aber derselbe erfaßt seine Rolle mit solcher Wärme und Innigkeit, daß er allem Anschein nach bei künftigen Aufführungen des Passionsspieles zu noch bedeutenderen Aufgaben berufen scheint. Nach seiner ganzen Erscheinung und nach seinem sichern und doch sehr bescheidenen Auftreten hat er alle Anlage, unter den „Actores" dereinst eine hervorragende Stellung einzunehmen. Auch die Rolle der Maria war diesmal neu und jedenfalls diesmal viel besser als im Jahre 1880 besetzt. Rosa Lang, die Tochter des Bürgermeisters nnd Hohenpriesters Kaiphas, verbindet mit einer schönen und vornehmen Erscheinung ein volles und wohltönendes Organ.

Die Gruppierung der Bilder, bei denen zuweilen über vierhundert Personen zusammenwirken, die Sicherheit, mit der bis auf die vierjährigen Kinder herab jeder Darsteller Stellung und Haltung geraume Zeit hindurch unbeweglich zu wahren weiß, die wirkungsvolle Zusammenstellung der Farben in den Gewändern sind oft

geradezu staunenswerth. Die volle Hingabe, mit der die gesammte Bevölkerung an dem Passionsspiele betheiligt ist, findet gerade in ihnen ihre volle Bethätigung.

So viel der Darstellung dieses Jahres zum Gedächtnisse. Im Jahre 1900 wird nach altem Gelöbnisse und ehrwürdigem Brauche das heilige Spiel wieder zur Aufführung kommen. Möge es nie herabsinken zu einem eitlen Schaustücke für die profane Welt!

Stolz.

Eine Plauderei von R.



Stolz ist eine Tugend, sagte Hans.

Stolz ist eine Schwäche, sagte Franz.

Stolz ist weder eine Tugend noch eine Schwäche, sagte Peter, sondern eine Eigenschaft.

Nein, versetzte Hans wieder, Stolz ist eine Tugend.

Ich gebe Dir recht, antwortete Peter, wenn Du jene Art von Stolz meinst, welche einer guten Handlung entspricht oder eine solche bezweckt. Die Ehre, welche man seinen eigenen Vorzügen und Talenten gibt, nennt man in diesem Sinne Stolz. Es ist berechtigt, ja es ist sogar Pflicht, den Vorzügen und Tugenden die Ehre zu geben, nicht allein bei Anderen, sondern auch bei sich selbst.

Stolz ist eine Schwäche, wiederholte Franz.

Auch Dir gebe ich recht, antwortete Peter, wenn Du, wie so viele Menschen, unter Stolz die Eitelkeit auf die eigene Person oder Stellung oder Vermögen und Fertigkeiten verstehst, oder die Aufgeblasenheit, die Herrischthuerei, das verachtende Herabsehen auf Andere. Diese Schwäche, die sehr lächerlich macht und ihrem Träger sehr viel Verdruß bringt, käme nicht so oft vor, wenn sie nicht sich, freilich ganz unberechtigt, des schönen Namens Stolz anmaßte. Der wirkliche und natürliche Stolz ist jener, welcher in dem Charakter liegt, also eine Charaktereigenschaft. Ein edler, reiner, nach Hohem strebender Mensch wird sich immer erhaben fühlen über das Gemeine. Nicht den Menschen aus der niedrigen Gesellschaft wird er verachten, wohl aber den mit niedriger Gesinnung; er wird mit einem Straßenkehrer freundlich, ja brüderlich verkehren können, aber er wird einen sogenannten vornehmen Weltmann, der die Ehre seiner Person und Familie am Spieltisch verkauft, mit Geringschätzung behandeln. Er ist stolz. Er wird der Alltäglichkeit keine besondere Achtung entgegenbringen, nicht etwa weil er sich mehr dünkt, als einen Durchschnittsmenschen, sondern vor Allem, weil er ein höheres Streben hat, und weil im Vergleiche mit diesem ihm alles Andere kleinlich und armselig erscheint.

Auf welche Art von Stolz willst Du denn die Ausdrücke Hoffart, Hochmuth anwenden? fragte Franz. Peter antwortete: Hoffart eben ist jener Fehler, jene Sünde, welche unter Deiner Auffassung des Stolzes als Schwäche bezeichnet wurde. Die Kirche nennt sie als die erste der sieben Todsünden, weil sie thatsächlich ein Urquell zahlloser Niedrigkeiten und Leiden ist. Die persönliche Eitelkeit ist an und

für sich eine kindische Schwäche, allein ihr Reitpferd, die Hoffart, kann rücksichtslos über hundertfaches Glück vernichtend dahinrasen und endlich mit dem eigenen Reiter in den Abgrund stürzen. Hochmuth! Auch dieses Wort wird, und besonders von den Kanzeln, häufig statt Hoffart gebracht, und mit klarstem Unrechte. Hochmuth, das Hochgemuthe, der hohe Muth ist eine der herrlichsten menschlichen Eigenschaften, sie ist eben das, was ich unter Stolz verstehe.

Der Hoffärtige wird selbstsüchtig, rücksichtslos, ränkisch, feige, boshaft sein; der Hochmüthige, der Stolze wird zumeist einen starken, ehrenhaften, offenen und großmüthigen Charakter haben.

Nach diesen Auseinandersetzungen kann der hoffärtigste Cavalier ohne Stolz sein und der leutseligste Mann aus dem Volke einen stolzen Charakter haben.

Da war mir ein Schustergeselle bekannt — ein possierlicher Kauz. Nur schade, daß er nicht die geringste Ahnung davon hatte, wie possierlich er war. Daß er an Sonntagen seine weiße Weste mit einer unförmigen Uhrkette von einem viertel Pfund Schwere behangen hatte und viele seiner Finger mit dicken Ringen besteckt, die sich durch eine gelbglänzende Farbe das Decorum gaben, als wären sie von Gold; daß er die Haare mit Schweineschmalz einfettete, bis sie glänzend schwarz waren und den Schnurbart mit Schusterpech zu Hörnern spitzte, hätte noch nicht viel verdorben, auch daß er enge spitze Stiefelchen an den Füßen trug, hätte Niemandem geschadet als seinen Zehen. Daß er anstatt wie so viele Handwerker von sitzender Lebensweise, nicht etwa stramm aufrecht, sondern schon fast nach hinten gebogen daherstazte, Niemanden grüßte, auf keinen Gruß dankte, außer in beleidigend wegwerfender Form, gab auch noch Niemandem Anlaß zum Kummer, als etwa nur seinem Arbeitgeber, der sich des Gesellen wegen ausspotten lassen mußte. Daß dieser Geselle aber im Vollgefühl seiner Würde an keinem Montag arbeitete, von den Arbeitgebern jedoch auf das Höflichste behandelt sein wollte, daß er den Garndraht nicht genug pichte, die Naht am Stiefel nicht fest anzog, weil er meinte, das thäte sich bei ihm Alles von selbst, daß er vom Meister nicht ein Wort der Zurechtweisung vertrug, sondern nach dem leisesten Tadel mit der Bemerkung, daß er zu gut sei, um eine Weisung anzunehmen, aufsprang und die Arbeit kündigte — das waren Dinge der Hoffart, die ihn nach und nach dorthin brachten, wo die kriecherische Demuth ist, an den Bettelstab. Und selbst als Bettler noch, während in seiner Dachkammer Weib und Kind vor Hunger weinten, spazierte er würdevoll auf der Gasse, blies den Rauch der geschenkten Cigarre hochgehobenen Kopfes in Ringlein vor sich in die Luft und blickte mit hoffärtigem Hohne nieder auf den im Schweiße seines Angesichtes Arbeitenden. — Welch' ein Ende es mit ihm nahm, man kann sich's denken.

Ein Anderer war in der Gegend, der dünkte sich darum hoch erhaben über seinen Standesgenossen, weil manchmal eine Notiz über Brände, Viehseuchen und Hagelschläge gedruckt wurde, die er an die Zeitung geschickt hatte. Er hielt sich solcher Leistungen wegen nämlich für einen Literaten. Weit schlimmer jedoch war die Hoffart jenes Geldmannes, der auf seinem Araberhengste einmal mitten durch ein Zigeunerlager sprengte, wobei vom Pferdehuf ein Kind zu Tode getreten wurde. Ueber dieses „Malheur" nahm er nicht einmal die Cigarre aus dem Mund; die Geldtasche riß er aus dem Sack, eine Hundertguldennote warf er der „Brut" hin und im Gefühle seines Hochsinnes galoppierte er von dannen. — Die Hoffart ist unfähig aller Selbstkritik, sie führt zur Selbstanbetung, zur Verachtung Anderer und, wenn sie

die Macht hat, zur gänzlichen Knechtung und Unterdrückung der Nebenmenschen. Hoffärtig können nicht bloß einzelne Persönlichkeiten sein, sondern auch ganze Familien, Geschlechter, ganze Völker, ja ganze Epochen. Unsere Zeit ist besonders hoffärtig, sie dünkt sich besser, als andere Zeiten — und gerade deswegen ist sie schlechter.

Es gibt Leute, die stolz darauf sind, daß sie von einer langen Ahnenreihe abstammen, deren Urahn etwa unter Karl dem Großen Pferdedieb gewesen. Es gibt Leute, die stolz darauf sind, daß sie ein großes Vermögen geerbt haben. Es gibt Leute, die stolz sind auf ihrer Amtsstelle, nicht etwa, weil sie in derselben den Menschen dienen, nützen, sondern ihn beherrschen, erdrücken können. Es gibt endlich Leute, die stolz darauf sind, daß sie betteln können, ihre oder Anderer Wohlhabenheit zusammengebettelt haben, allerdings ein Talent, daß nicht Jedem gegeben ist. Es ist nicht aus den „Fliegenden Blättern", es ist thatsächlich mir selber passiert, daß ein ganz fremder, etwas verkommener Mann mich in leutseligster Weise um einen Gulden angieng. Da ich nur fünfzig Kreuzer in der Tasche hatte, so klopfte er mir wohlwollend auf die Achsel und sagte: „Machen Sie sich nichts daraus, lieber Freund, den Rest will ich Ihnen borgen bis auf nächstesmal. Adieu, mein Lieber!"

Sind diese Leute stolz? Nein, sie sind hoffärtig, aufgeblasen.

Ein Stück Gold, das im Staube liegt und ein aufgeblasener Luftballon, der majestätisch in die Regionen des Himmels steigt — welch ein Unterschied in der Erscheinung! Und welch ein Unterschied in der Gediegenheit! Dummherrisch ist der Ballon, bei welchem Hoffart vor dem Falle kommt. Stolz ist das Gold, welches zwar im Staube ruht, aber sich nicht mit einem einzigen Staubkörnchen verbindet.

Wie oft wird im Volke die Eitelkeit verwechselt mit der Hoffart, ja selbst mit dem Stolze. Mit der Hoffart ist sie entfernt verwandt, vom Stolz ist sie das gerade Gegentheil. Man könnte die Eitelkeit den Stolz der Unbedeutenden nennen.

Aber ihre Gefahr für den Träger besteht darin, daß w e n n auch Bedeutung und Verdienst vorhanden wäre, die Eitelkeit darauf sie verdunkeln würde. Nicht jeder Wägende ist so vorurtheillos und klarsehend, als Bismarck, welcher einmal folgenden Ausspruch that: „Wenn ich den Werth eines Menschen kennen lernen will, so subtrahiere ich seine Eitelkeit von seinen Fähigkeiten; mit dem was übrig bleibt, rechne ich dann erst." —

Wenn Einer sich nach der neuesten Mode ängstlich kleidet, seinen Namen recht oft gedruckt sehen, öffentlich gelobt, gefeiert sein will, nach Orden und Auszeichnungen strebt, auf die Visitkarte gern wohlklingende Titel drucken läßt, sich mit vornehmen Bekanntschaften prahlt u. s. w., so ist das Eitelkeit, die in den meisten Fällen entschuldigt werden kann, manchmal aber höchst lächerlich wird. Wenn ein Anderer auf all' diese schönen Sachen verzichtet, weil er mit ihrer Hohlheit und völliger Bedeutungslosigkeit sein Wesen nicht ins Kindische ziehen will, so ist das Selbstachtung — Stolz.

Jener dumm aufgeblasene Stolz, der bei unbedeutenden Leuten so oft vorkommt und Hoffart heißt, liefert viele Insassen für das Irrenhaus. Nirgends kann man so viele einzig dastehende Erfinder, Künstler, Könige, Kaiser und Päpste finden, als im Irrenhause. Größenwahn, sagen die Aerzte, sei heutzutage eine der häufigsten und eine der unheilbarsten Geisteskrankheiten.

Mir ist wiederholt nahe gelegt worden, daß ich als Mensch zu wenig wählerisch im geselligen Verkehr wäre, als Schriftsteller zu wenig Selbstschätzung hätte. Man beklagte sich über meine „allzugroße Bescheidenheit", man stieß sich daran, daß ich manchmal mich

öffentlich selbst kritisiere, mein Innerstes zu sehr der Welt preis gäbe, kurz nicht recht in den olympischen Wolken bleiben wolle. Ich sollte stolzer sein! rufen sie mir zu. Allein, wenn ich so sein wollte, wie sie meinen, so würde ich den Stolz der Unbedeutenden haben.

Ich würde auf Stelzen und mit berechnetem Faltenwurf der Toga einherstolzieren, gespreizt im Sprechen und eitel im Schweigen sein müssen? Zwischen meinen Zeilen würde stets zu lesen stehen: Ich bin zu wichtig, als daß ich mit Euch Alltagscreaturen gemüthlich plaudern, Ihr seid zu nichtig, als daß ich Euch einen Einblick in mein Wesen gönnen wollte. So möchten Manche einen Dichter haben! Und wäre er so, gewiß würden sie die Ersten sein, die das bekrittelten. Ein Dichter soll weder zu hochmüthig noch zu demüthig sein, er möge nun über oder unter der Menge stehen. Denn er spricht nicht zur Menge, er spricht zu Menschen. Wenn er ihr Herz gewinnen will, so muß er das seine geben. Er muß seine Freuden und seine Leiden künstlerisch oder einfach offenbaren, damit ihnen also ihr eigenes Glück und Weh gegenständlich werde. Will er ethisch auf sie wirken, so muß er ihnen seine Schwäche, seine Fehler zeigen, damit sie wissen, daß er auch die ihren sieht und begreift, er muß ihnen sein Streben nach Edlerem kundgeben, seine Erfolge hierin darstellen, damit sie das Gleiche versuchen. — Nein, der Dichter, der Künstler soll zu stolz sein dazu, um im Sinne eitler Alltagsmenschen stolz sein zu wollen. Er muß seine Ueberlegenheit in so hohem Grade fühlen und durch Werke beweisen, daß er es nicht für nöthig hält, Andere davon absichtlich zu überzeugen. Ich bin einmal bei Hofe gewesen, da war Alles überaus gespreizt, anspruchsvoll höflich, von Oben herabschauend, nur Einer war freundlich, gemüthlich und menscheninnig, und das war der Kaiser selbst. Und gerade in dieser Schlichtheit des Mächtigen fühlte ich seine ganze Majestät.

Unter den Millionen Kleiner gibt es einzelne Große, aber so groß ist keiner, daß er mit Geringschätzung dürfte niederblicken auf die Menschen, sie mögen welchen Standes immer sein. Und am wenigsten der Künstler, der Poet, der in seinem Publicum keinen Ranges-, Standes-, Geschlechts- und Charakterunterschied beobachten soll, hat sich über den Lebensgenossen zu stellen, sondern ihm zur Seite. Er kann sich als Erfahrener über den Jüngling, als Lehrer über den Schüler, als Gebender über den Nehmenden stellen, aber nicht als Mensch über Menschen. Und daß er Jedes Bruder, Vertrauender und Vertrauter ist, der alle Herzen öffnen kann, der für Alle ist wie Alle für ihn sind, der gleichsam der Repräsentant der ganzen Menschheit ist — das sei sein Stolz.

Mit solcher „Bescheidenheit“ eines Poeten wird man sich hoffentlich zufrieden geben können. Bescheidenheit und Stolz schließen einander ja nicht aus, sondern ergänzen sich. Wer mit sich in seinen Leistungen nicht zufrieden ist, der zeigt damit nur, daß er höhere Ziele im Auge hat. Im Lobe bescheiden zu sein, das ist übrigens noch gar nichts, das bringt jeder Hoffartspinsel zu Wege; eine Bescheidenheit, die es auch im Tadel bleibt, ist die echte.

Leute, die nichts sind und nichts können, werden sich vor der Welt viel mehr Mühe geben, stolz zu sein, als solche, bei denen Persönlichkeit und Leistung für sie spricht. Die Bescheidenheit bedeutender Menschen ist Schlichtheit, diese besteht aus Selbstbewußtsein und Leutseligkeit, aus Gediegenheit und Einfachheit, sie ist liebenswürdig, anheimelnd und zugleich imponierend.

Die Bescheidenheit hat eine Stiefschwester, die sie nicht leiden kann, die Demuth. Diese Stiefschwester ist eigentlich eine kriecherische Betschwester.

Zu große Demuth vor Menschen ist unwürdig und macht verächtlich. Anderswo ist sie am Platz: Geduldige Ergebung in das Unvermeidliche ist die wahre Demuth, welche fast dem Heldenmuthe gleichkommt.

Der Stolz hat einen Stiefbruder, einen ungeberdigen finsteren Rangen, namens Trotz. Diesen brauche ich wohl nicht weiter zu beschreiben, man kennt ihn in seinen unterschiedlichen Geberden sattsam. Mancher will stolz sein und ist nur trotzig, will ein fester Kopf sein und ist ein Dickschädel. Freundliche Rücksichtnahme und Nachgiebigkeit kann sich mit dem echten Stolze recht wohl vertragen. Durch Güte und Wohlwollen für den Mitmenschen vergibt sich Niemand etwas, ja oft gerade damit sammelst Du Kohlen auf dem Haupte Anderer und zwingst sie zur endlichen Anerkennung Deiner Verdienste, Deines Werthes.

Es gibt Menschen, denen eine stets zu Tage tretende Vornehmheit im Wesen und Handeln angeboren ist, aristokratische Naturen, selbst wenn sie niedrig von Geburt sind; es gibt auch Menschen, welche eine solche Vornehmheit sich mühsam anzueignen suchen; in beiden Arten wird jener hohe Muth, jener Stolz leben, der eben so weit von Hoffart wie von Demuth entfernt ist, das Hauptmerkmal eines sittlich gefestigten, menschenfreundlichen Charakters.

Freundschaft und Freundschaften.

Von **Max v. Weissenthurn.**

Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Freundes mehr als sein Glück bedenkt.

Goethe: „Tasso".

Liebe und Freundschaft, die beiden edelsten und erhabensten Empfindungen, welche eine Menschenbrust bewegen können, diese beiden Empfindungen, welche eigentlich die einzigen sind, um derentwillen das Leben sich der Mühe lohnt, gelebt zu werden, darf man unstreitig auch zu jenen Dingen zählen, die am allermeisten Mißdeutungen ausgesetzt sind, die sich uns oftmals in scheußlichen Verzerrungen zeigen oder die wir im günstigsten Falle gar nicht so auffassen, wie es ihrer, wie es unser würdig wäre.

„Freund!" Das ist ein Wort, welches noch guten Klang hat und das Ohr nicht beleidigt, aber „Freundin" — — hm, die Sache klingt bedenklich! Männer verstehen es noch, einen Freund wert zu halten; für sie ist der Begriff „Freundschaft" noch nicht zu einem banalen, gehaltlosen Salonworte herabgesunken, wie es bei den Frauen nur allzuoft der Fall. Knaben und Jünglinge haben im Gymnasium und auf der Hochschule Kameraden, Spiel- und Studiengenossen in schwerer Menge, mit dem Begriffe „Freund" aber pflegen sie schon in der Kindheit und im Burschenalter weise auszuhalten, für

sie ist der Freund ein Herzensgut, das sie unentweiht durchs Leben tragen und nicht dutzendweise auf der Straße finden. Reifen sie zu Männern heran, dann erst recht, mehr noch als in der Jugend, ist der Freund ein Mann, auf welchen sie zählen in allen Lagen des Lebens, ein Mann, der seinerseits auch auf Denjenigen rechnen darf, dessen Freund er sich nennt. Der Mann weiß, daß, wenn es ihm gelungen, eines Freundes Freund zu sein, er keine Mühe scheut, um seine Hingebung zu beweisen, weiß, daß er sich selbstlos opfert, wenn es sein muß, aber auch rückhaltlos mit seinem Tadel hervortritt, wenn er das Glück seines Freundes dadurch mehr fördern zu können glaubt, als mit einem Lobe, das nicht herzenswarm, nicht echt! Es kann die mit der Freundschaft oftmals Hand in Hand gehende, etwas rauhe Rücksichtslosigkeit, so wie der Mann nur allzuleicht geneigt ist, sie zu üben, sogar den Freund im Momente verletzen, weiß er aber, daß er es mit lauterem Golde zu thun habe, dann stößt ihn die rauhe Außenseite, in der sich edler Kern birgt, nicht auf die Dauer ab, und er ist der Erste, welcher Jenem die treue Bruderhand bietet, der zu seinem eigenen Besten ihn hart angelassen. Räumliche Trennung, ja selbst jahrelanges Fernsein kann solcher Freundschaft nichts anhaben. Kommen Männer, die sich einmal im Sturme des Lebens in dieser Weise nahegestanden, wieder zusammen, so sind sie einander die Alten und vergessen, daß Jahre zwischen dem Einst und dem Jetzt gelegen, daß die Bärte ergraut, das Haar gelichtet ist. Der feste Druck der Freundschaftshand, der klare Blick des Auges, das gegenseitige Einanderverstehen ist sich gleich geblieben. Solche Freundschaften aber pflegt der Mann in einem ganzen langen Menschenleben ein-, zwei-, vielleicht dreimal zu haben, mehr nicht.

Wie steht es bei dem weiblichen Geschlechte? Die kleinen Mädchen, welche in die Schule gehen oder auch zuhause erzogen werden, zählen bis zu ihrem 10. bis 12. Jahre der Freundinnen nicht nach dem Dutzend, nein, das wäre viel zu wenig, sondern mindestens nach dem halben Hundert. Dann, im Backfischalter, reduciert sich diese Freundschaft vielleicht auf zehn bis fünfzehn Mädchen, mit denen man gemeinsam tolle Streiche macht, gemeinsam Liebesbriefe schreibt, gemeinsam für blonde Lieutenants und geistvolle Referendare schwärmt, über die man aber dann auch en petit comité medisiert und spottet. Warum die Julie einen so lächerlichen Hut trägt und die Emma ihre Haare so dumm frisiert, das sind Fragen, über die wir uns freundschaftlich den Kopf zerbrechen; begegnen wir aber zufällig Freundin Julie, so beeilen wir uns, ihr zu versichern, daß ihr Hut ihr reizend stehe, oder sehen wir Freundin Emma, so nehmen wir keinen Anstand, ihr ohne jedwedes Erröthen zu sagen, diese Frisur sei wie für sie geschaffen. Das ist so Mädchenfreundschaft! Je mehr die Freundinnen sich verunstalten, desto gefälligere Blicke hoffen wir selbst einzuheimsen, denn wir bilden ja einen höchst vortheilhaften Contrast gegen jene; Mama hat dem neulich selbst beipflichten müssen, als die Frau Gerichtsassessor M. es bemerkte.

Reifen die Backfische zu erwachsenen Mädchen heran, dann droht selbst ihren flüchtigen Freundschaften ernste Gefahr, weniger infolge der Liebe, als vielmehr infolge der Heiratssucht. Die Mädchen fangen an, sich vor einander zu fürchten; die Eine sieht in der Anderen eine Rivalin, welche ihr einen Mann wegkapern könnte, und es wäre ein entsetzliches Unglück, wenn Diese oder Jene früher unter die Haube käme als wir selbst. Der Neid wird wach in den jungen Herzen, und geheiratet muß werden um jeden Preis, nicht nur weil man

einen Mann besonders innig liebt, oder in der Ehe eine heilige Mission sieht, welche würdig erfüllen zu dürfen, uns als höchstes, weihevolles Glück erscheint, sondern weil die Ehe — wie man sich einbildet — die heiß ersehnte Freiheit mit sich bringt, jene goldene Freiheit, die uns gestattet, zu thun, was wir wollen.

Idealer veranlagte Naturen besitzen zuweilen eine Herzensfreundin, mit der sie überspannte Gefühlsduselei bis auf die Spitze treiben, der sie Tag für Tag geheimnisvolle Briefe schreiben, die den Geliebten ersetzen muß, bis zu dem Momente, in welchem der Rechte kommt. Dann aber — o weh — wird die Freundin, die Vertraute, die Seelenschwester auf die Straße gesetzt, während wir uns in der Sonne seiner Liebe weiden und Jener keinen einzigen Gedanken mehr zuwenden.

Und die junge Frau? In den ersten Wochen seeliger Flitterherrlichkeit existiert natürlich die Freundin gar nicht; dann aber, dann, wenn der gestrenge Eheherr des ewigen Kosens und Umschwärmens müde, sich wieder ernsthafter seinen Berufspflichten zuwendet und auch noch für Anderes Sinn zu haben beginnt, als für den zierlichen Pantoffelschwung in der schlankgegliederten Rechten seiner Ehehälfte — dann ist der Moment gekommen, wo das Sehnen nach der Freundin wieder erwacht. Aber mit jungen Mädchen, mit denen man früher verkehrte, ist's nun nichts mehr; man darf seiner Frauenehre nichts vergeben, sondern nur Umgang unter Seinesgleichen suchen. Nebstbei gibt es doch gewisse zarte Confidencen, die man sich scheut, dem Mädchen zu machen: man sucht also neue Freundinnen, Frauen, die Verständnis haben für die petites misères des Ehelebens, denen man Alles sagen kann, ohne mißverstanden zu werden, und dieses „Alles“ ist weitgreifend, inhaltsschwer.

Unter diesen Frauen gibt es nun zwei Kategorien, beide in ihrer Art gefährlich; die Einen jung, unerfahren wie wir, geneigt, aus jeder gerunzelten Stirne des Gatten, aus jedem ungeduldigen Worte, welches seinem Munde entschlüpft, eine cause célèbre zu machen, geneigt, in sich selbst die Geknechtete, Mißhandelte zu sehen, aber nicht aus bösem Willen, sondern aus Unverstand und Eitelkeit. Diese Art Frauen hat sich vorgestellt, der Gatte müsse stets und unausgesetzt als schmachtender Seladon zu Füßen seiner Dulcinea liegen, und wenn das naturgemäß nicht geschieht, so gibt es Thränen, Thränen, die man nur auf einen Moment trocknet, wenn es gilt, die ähnlich lautende Leidensgeschichte einer Freundin anzuhören und in dieser die Unzufriedenheit zu schüren, durch die eigenen Klagen.

Die zweite Kategorie von Freundinnen ist weit gefährlicher; es sind dies zumeist ältere Frauen, die unter dem Deckmantel mütterlicher Rathschläge den Unfrieden in die junge Ehe bringen, entweder aus Klatschsucht, aus Vergnügen am Zank oder aus Mißgunst. Sie sind selbst unglücklich verheiratet oder verbissene alte Jungfern und gönnen keiner Anderen ein Glück, dessen sie selbst nicht theilhaftig geworden sind. Diese Frauen sind gefährlich, denn sie haben die Erfahrung und das Alter für sich; sie verstehen klug, die Flamme der Unzufriedenheit zu schüren, den Frieden des Hauses zu untergraben. Wird die junge Frau noch rechtzeitig durch eine vielleicht unvorsichtig hingeworfene Bemerkung aufmerksam, daß an dieser verhimmelten Rathgeberin doch nicht Alles so goldig sei, als es erschienen, dann kann die naturgemäße Folge sogar segenbringend sein, denn dann zieht sie sich zurück und schließt sich umso inniger an den Gatten, der ihr natürlicher Freund und Rathgeber sein muß.

Ist man in seiner Häuslichkeit befriedigt, in seinem Inneren abge-

klärt, dann wäre eigentlich der Moment, in welchem Frauen warme herzliche Freundschaft schließen können, ohne daß ihnen die geringste Gefahr daraus erwachse, ohne daß der Friede des Hauses darunter leide. Und warum das? Weil man sich dann auch den klaren Blick angeeignet, nur jenen weiblichen Umgang zu suchen, welcher dem Gatten und der Familie nicht feindlich gegenübertritt.

Unter dem Begriffe „Freundin" stellen so viele Menschen aller Altersstufen sich entweder jede beliebige Person vor, mit der man vielleicht einigemal oberflächlich gesellschaftlich verkehrt hat, oder aber ein Geschöpf, welches automatenhaft zu allem „ja" sagt, was wir thun, von Allem entzückt ist, was wir sagen, Alles gutheißt, was wir denken. Das aber ist keine Freundin, sondern könnte etwa die Stelle eines Prügeljungen oder Hofnarren ausfüllen.

Eine Freundin in des Wortes edler und wahrer Deutung ist ein Wesen, welches mit uns denkt, fühlt, empfindet, leidet, sich mit uns freut, mit uns weint und lacht, in tiefinnerstem Herzen und der Welt gegenüber durch Dick und Dünn zu uns hält, aber auch ehrlich und offen seine Meinung ausspricht und für uns handelt, wenn wir das Gleichgewicht verloren und im Begriffe stehen, eine Dummheit zu begehen; ein Wesen, das sich sogar der Gefahr aussetzt, von uns verkannt zu werden, wenn das Feuer der Leidenschaft oder die Heftigkeit des Temperaments uns den klaren Blick trübt.

Wahre Freundschaft ist kaum minder beglückend als die Liebe, aber mehr noch denn diese, Mißdeutungen und Anfechtungen ausgesetzt.

Ich habe selbst eine Freundin besessen, mit der ich von frühester Kindheit an eng verbunden gewesen bin, bis der Tod sie mir entrissen, nachdem wir Beide längst schon Frauen und Mütter geworden waren. Es ist daher für mich nicht schwer, das Ideal dessen, was eine „Freundin" sein sollte, zu schildern, denn ich brauche nur photographisch treu wiederzugeben, was, so lange ich athme, in meinem Gedächtnis, in meinem Herzen lebt. Der Tod hat mir diese Freundin entrissen und so viele Menschen mir auch im Leben mehr oder minder freundschaftlich nahe stehen, die Lücke, welche ihr Hinscheiden in meinem Herzen zurückgelassen, bleibt ewig unausfüllbar.

Freundschaft zwischen den beiden Geschlechtern ist ein Ding, über welches schon vielfach polemisiert und gestritten worden ist. Viele wollen behaupten, solche Freundschaft könne nimmer bestehen, sie verwandle sich stets in Liebe, oder verlaufe im Sande. Daß sie zwischen jungen Leuten ein etwas gewagtes Unternehmen ist, will ich Ihnen gerne zugestehen, bei einiger Reife der Charaktere aber, bei einigem klaren Blick und guten Willen läßt sie sich, meines Dafürhaltens nach, bei halbwegs edel und vornehm veranlagten Naturen ganz gewiß durchführen; sie wirkt dann beglückend, veredelnd, geistig fördernd auf die Frau und nicht minder auf den Mann.

Um Freundschaft zu erfassen, zu schätzen, zu würdigen, muß man für die Freundschaft erzogen sein; wie das aber zu geschehen habe, steht weder im Complimentirbuch, noch im „Guten Ton" verzeichnet, sondern einzig und allein im Herzen der Mutter und in ihrem Verstand. Die Mutter ist es, welche den Massenfreundschaften, die der Ruin einer wahren warmen Empfindung sind, abmahnend entgegentreten kann und soll, ist ihr daran gelegen, in das Herz ihres Kindes ein hehres heiliges Empfinden zu pflanzen, das demselben unvermerkt jenes Wesen als Freundin zuführe, welches geeignet erscheint, eine harmonische Ergänzung des eigenen „Ich" zu sein, selbst dann, wenn es anscheinend verschieden ist

von ihrem Kinde, denn nicht Gleichartigkeit des Charakters und des Temperamentes bedingt die Freundschaft — nur annähernd gleicher Pulsschlag des Herzens, annähernd gleiche Ehrbegriffe. Wer von Kindheit an darauf hingeleitet ist, wahre treue Freundschaft zu suchen, der wird sich instinctiv von der Massenfreundschaft zurückziehen, die mit dem Worte um sich wirft, mit der That aber uns im Stiche läßt.

Cilli, die Sannstadt.

Ein steirisches Cultur- und Landschaftsbild nach Michel Knittl.

Gegen die alte Sannstadt sind Petersburg und Moskau nur gemeine Emporkömmlinge. Achthundert Jahre vor der ersten Erwähnung des Namens der Russen, vierhundert Jahre vor der nachweisbaren Existenz des Namens Slaven, und mindestens ein volles Menschenalter bevor der alte Tacitus dunkle Kunde von einem Volke der Wenden erhalten, war Cilli bereits die Hauptstadt der großen römischen Provinz Noricum, welche nördlich bis zur Donau, südlich bis zur Save reichte, während sie sich in westöstlicher Richtung vom Inn und der Drauquelle bis gegen die ungarisch-croatische Grenze erstreckte. In Cilli trafen die Straßen von Virunum (auf dem Zollfelde in Kärnten), Emona (Laibach) und Poetovio (Pettau) zusammen und ein weiter Kranz römischer Orte umgab die Residenz des kaiserlichen Statthalters. In Römerbad haben die römischen Cillier die warmen Quellen benützt. Und die Celeja, welche noch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte vom Märchenschimmer der Sage verklärt war,*) ist nur eine romanisierte Keltenstadt gewesen, deren Ursprung der Vorzeit Dunkel umhüllt. In den Stürmen der Völkerwanderung ist die Stadt zugrunde gegangen und mit dem fünften Jahrhundert schwindet jede Kunde von ihr.

Im Mittelalter erhielt die Trümmerstätte deutsche Besiedler und die kleine neu erstehende Stadt ist mit ihrem Gewerbfleiße und ihrer Intelligenz ein Centrum deutscher Bildung im Wendenlande geworden und geblieben bis zum heutigen Tag.

In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wird ein Markgraf von Cilli genannt und zur selben Zeit tritt zum erstenmale jenes Geschlecht in der Geschichte hervor, welches später dem Namen Cilli den hellsten Klang verschaffen und mit seinem Ruhme Deutschland und Ungarn und die Südslavenländer erfüllen sollte. Gebhard de Sonne, Besitzer der Burg Sanneck bei Fraßlau, ist der Stammvater des mächtigen Hauses.

Im Jahre 1333 erwarb Friedrich von Sanneck den Flecken Cilli. Da er einer der reichsten Grundherren im östlichen Deutschland war, wurde er 1341 vom Kaiser Ludwig in den Grafenstand erhoben.

Des Grafen Friedrich Sohn, Hermann I., führt bereits eine Königstochter als Gemahlin heim, nämlich Katharina, die Tochter Stephan Twartkos I., Königs von Bosnien.

*) „Cyli, was aine derselben stet, dew reich ist, da waren auch dew edlisten vnd mit märblein türnen vnd pallasten wunderleich schon gepawt, das dewselbig stat pilleich dew ander Troja was gehaissen.“ Diese Stelle ist aus Hagens Chronik, die um 1400 von Dechant Johann Sefner in Wien verfaßt wurde, abgeschrieben.

Hermanns Neffe, Wilhelm, aber ehelicht die polnische Königstochter Anna und wird dadurch der Schwager Ludwigs des Großen, des mächtigen Ungarkönigs.

Der bedeutendste Cillier Graf war Hermann II., der Sohn des ersten Hermann. Er war ein äußerst umsichtiger, staatskluger Mann, eine harte, unbeugsame Natur voll hoher Thatkraft, aber gänzlich gemüthsleer. In der Schlacht bei Nikopoli 1396 befehligte er die Kreuzfahrer aus Steiermark und rettete sich nach der vernichtenden Niederlage, welche Sultan Bajesid den Christen beibrachte, mit dem Könige Sigismund von Ungarn auf ein Fahrzeug, welches die Flüchtlinge donauabwärts zur venetianischen Flotte in Sicherheit brachte.

Als Sigismund fünf Jahre später von den ungarischen Ständen verhaftet wurde, bewirkte Graf Hermann seine Freilassung, wofür ihn der König nicht nur zum Ban von Slavonien ernannte, sondern auch bald darauf seine jüngste Tochter, die berühmte Barbara von Cilli, zur Gemahlin erkor. Barbara war ein schönes Weib von hohem Wuchs und majestätischer Haltung. Sie muß auch von ungewöhnlichem Geiste gewesen sein, denn sie war in diesen Zeiten geradezu ein Unicum, nämlich ein vollständiger Freigeist. Mit diesem zweifelhaften Vorzuge verband sie eine gerade geniale Lockerheit der Sitten und soll hierin sogar ihren galanten Gemahl, den seit 1411 auch die deutsche Kaiserkrone zierte, überboten haben.*) Dafür hat sie der Kaiser einmal anderthalb Jahre auf eine einsame ungarische Heide verbannt und erst dem frommen Bischof von Passau gelang es, eine Aussöhnung der Gatten zu bewirken.

Ob der theoretische und praktische Materialismus seiner Tochter dem Grafen viel Kummer machte, wissen wir nicht; daß ihm aber sein Sohn Friedrich schweren Verdruß und bange Sorgen bereitete, ist allerdings sicher. Friedrich war mit der Gräfin Elisabeth von Modrusch-Veglia-Frangepan vermählt, aber die Veronica von Deschenitz gefiel ihm besser. Deshalb erstach er die Gemahlin im Schlafe und ließ sich mit der Veronica trauen. Furchtbar ist die Rache Hermanns, als er die saubere Geschichte erfährt. Friedrich wagt den Grimm des erzürnten Greises nicht zu bestehen und flieht zu seinem Schwager, dem Kaiser, nach Ungarn. Dieser liefert den feigen Mörder dem Vater aus, der ihn in den massiven Friedrichsthurm der Burg Cilli steckt. Veronica irrte indessen unstät im Lande herum, sich zeitweilig sogar in Wäldern bergend. Auf dem Thurme Wurmberg bei Pettau ward sie von Hermanns Häschern aufgespürt und auf die Burg Osterwitz bei Franz gebracht, von wo sie nach Cilli geschleppt und von ihrem unfreiwilligen Schwiegervater vor dem Stadtgerichte als Hexe und Giftmischerin angeklagt wurde. Es gereicht den muthigen Cillier Richtern zur Ehre, daß sie das unschuldige Weib trotz des Anklägers freisprachen. Genützt hat es der Armen

*) Sie muß ein herziger Schatz gewesen sein, die liebe Barbara. „Sie hatt weder Glauben noch andacht in ihr, darumb sagt sie, es were weder Himmel noch Helle, die frommen und züchtigen Jungfrauwen, die gern fasteten vnd betten, schalt sie darumb, vnd sagt, man solt den Leib weder mit Fasten noch Betten heiligen, sondern frölich vnd in allem wollust leben, vnd weil nach dem Tode nichts mehr vorhanden were, weder Gott noch der Seelen zu achten." So schildert sie Aeneas Sylvius, der so ergrimmt ist über die Kaiserin, daß man fast von der leisen Besorgnis beschlichen wird, er habe einmal bei ehrbarer Annäherung eine Ohrfeige erhalten. In diesem Falle wäre die Mäßigung des Italieners zu preisen, welcher, anstatt zum Messer zu greifen, bloß die Feder in gährend Drachengift tauchte, womit er die Ehre der Barbara zwar für alle Zukunft vernichtete, ihr aber eben darum die Unsterblichkeit sicherte.

freilich nichts, denn Hermann ließ sie nach Osterwitz bringen und dort durch zwei Wichte vom Ritterstande in einem Bottich ertränken. Das geschah etwa im Jahre 1428. Sie muß ein schönes Weib gewesen sein, da ihr Liebreiz den Grafen Friedrich zum Morde der Gemahlin bewog, und sie muß auch tugendhaft gewesen sein, da der Graf, ihren Besitz zu erlangen, zum schwersten Verbrechen greifen mußte.

Im Jahre 1435 starb Hermann II. Ihm folgte der längst seiner Haft ledige Gattenmörder Friedrich II., welcher nebst seinem Sohne Ulrich schon im folgenden Jahre in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Von ihm berichtet Aeneas Sylvius (der spätere Papst Pius II.), er sei ein Ausbund aller Laster gewesen, der die Mädchen nur so scharenweise auf die Cillier Burg treiben ließ, um sie geschändet ohne jede Entschädigung wieder heimzuschicken.*) Und noch heute erzählt man, er sei einmal von den ergrimmten Tücherner Bauern erwischt und nicht früher losgelassen worden, bis er ganz Tüchern in den Adelsstand erhoben hatte. Grund zu dieser Sage bot die wirkliche Lasterhaftigkeit des Grafen und der Umstand, daß die Bauern des „Edelthums" Tüchern insoferne wirklich Adelsrang besaßen, als sie in ihrer Gesammtheit Einen Edelmann darstellten und sich mancher wichtigen Rechte erfreuten.

Friedrichs Sohn, Ulrich II., war mit Katharina, der Tochter des Fürsten von Serbien, vermählt. Da der weise und milde Murad II. die Schwester Katharinas, Mara, zur Gemahlin hatte, so war der Cillier Graf demnach sogar mit dem Sultan der Türkei verschwägert.*) Dieser Ulrich war eine zeitlang der mächtigste Mann in Oesterreich, Böhmen und Ungarn, den Ländern des Enkels seiner Tante Barbara, des Königs Ladislaus Posthumus, dessen einflußreicher, ja allmächtiger Mentor der ränkesüchtige Graf gewesen ist. Zwischen ihm und dem Helden Johannes Hunyady bestand darum tödtliche Feindschaft. Als Ulrich den König nach des Johannes Tode nach Belgrad begleitete, welches in den Händen von Johannes Sohne, Ladislaus Hunyady, war, wurde er von diesem ermordet. Mit ihm ist das mächtige Haus der Cillier Grafen im Jahre 1456 erloschen.

Um das Erbe — mehr als siebzig Herrschaften**) in Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Ungarn und Croatien — erhob sich eine verheerende Fehde, wobei Kaiser Friedrich III. einmal durch acht Tage von Hans Witowetz, dem bisherigen Feldhauptmann des Cillier Hauses, auf der Burg Ober-Cilli belagert wurde. Schließlich blieb freilich der Kaiser Sieger.

---

*) Und Schedel sagt in seinem „Buch der Chronicken und Geschichten": Nach Veronicas Tod „name der sun" — nämlich Friedrich — „die weiber von iren mennern, zucket die junckfrawen gein hof, fienge das land volck vnd samlet allenthalben zu ime die müntzfelscher, vbeltetter, warsager, schwartzkünstler."

*) Diese Verschwägerung mit dem Sultan soll sogar einen praktischen Wert gehabt haben, denn die Cillier Chronik berichtet, Murad „hette groſze lieb zu dem hauſs Cilli und verwilligt sich in alle weg hülff und beystand zu thun. Und an seinem siechbett empfalch er durch seine Räthe seinen Suhnen, welcher unter ihnen zum kayser nach ihm wurde, das er dann den von Cilli an ihrem landt und leuthen nicht schaden thun sollte und sy auch nit lassen. Und darnach hatt der sein suhn, der nach ihm kayser wardt, in einem jahr bottschaft bey dem von Cilli gehabt hievor, und hatt sich ihm zu dienen und volgk zu leihen und aus der Türckey zu schicken erbotten und verwilliget."

**) Die Cillier Chronik zählt vierundsiebzig Städte, Märkte und Schlösser als Eigenthum der Grafen auf. Außerdem nennt sie noch zweiundzwanzig Burgen und Thürme, welche von ihnen zerstört wurden; neun davon waren sogar ihr Eigenthum.

Seinen Grafen hatte Cilli manches zu danken; vor Allem die Befestigung der Stadt, welche bis 1450 nur mit Pfahlwerk und einem vorliegenden Graben umgeben war. Sechs mächtige Rundthürme erhoben sich über das Rechteck der Stadtmauer — vier stehen heute noch — und drei starke Thore vermittelten den Verkehr mit der Außenwelt. Ursprünglich vielleicht gegen den Kaiser gerichtet, zeigte sich die Befestigung, kaum fertig, äußerst wohlthätig bei den fortwährenden Streifzügen türkischer Raubscharen, welche jetzt auch die Cillier Gegend heimsuchten. In den Jahren 1469 und 1471 drangen die blutgierigen Asiaten bis Cilli vor und 1473 sind sie mit achttausend Gefangenen auf der Straße von Wöllan her an der Stadt vorbeigezogen. Auch 1476 und 1529 sind sie vor Cilli erschienen und im Jahre 1492 sind sie sogar Sturm gelaufen gegen die Stadt, wurden aber vom Grafen Herberstein mit blutigen Köpfen zurückgeschickt.

Als 1515 die slovenischen Bauern in Kärnten, Krain und Steiermark gegen ihre Herren aufstanden, da der Kaiser Maximilian ihren Beschwerden, die sie auf dem Tabor von Gonobitz in deutscher Sprache in zwölf Artikel gefaßt, nicht abhelfen konnte, so kam es zu einem kurzen, aber blutigen Bauernkriege. Derselbe wurde für Steiermark durch das Treffen bei Cilli entschieden, wo Georg von Herberstein im Anfange des Juli 1515 zweitausend Bauern erschlug.

Fünfmal ist die Stadt abgebrannt, nämlich in den Jahren 1448, 1502, 1534, 1687 und 1798. Seit dem letzten großen Brande erhielt Cilli ein modernes Gepräge.

Cilli liegt an jener geographisch interessanten Stelle des Sannthales, wo dieses seine westöstliche Längenrichtung verläßt, um in rechtem Winkel gebogen den Gebirgszug, welcher es von der Save scheidet, in engem, theilweise schluchtartigen, theilweise kesselbildenden Querthale zu durchbrechen und seinen klaren, grünen Bergstrom der Sau, welche nach dem Glauben alter obersteirischer Bauern „alle Gewässer frißt“, in den kühlen Arm zu werfen. Ein breites Thal erstreckt sich von der lieblichen Stadt sannaufwärts nach Westen und ein breiter, geräumiger Thalwinkel schneidet gegen Hochenegg zu tief in das nördliche Bergland ein. Nach Morgen bildet die schmalere Furche der Woglajna, welche am Südostende der Stadt ihr Wasser in die Sann ergießt, der Südbahn einen bequemen Weg, die von St. Georgen ab bis zur Mündung des Baches seiner Thalrinne folgt.

Reiche Fluren fruchtbaren Ackerbodens und üppigen Wieslandes umrahmen die vielen stattlichen Dörfer und Marktflecken der Thäler, dunkle Wälder dagegen hüllen die drei Bergketten ein, welche gegen Mitternacht amphitheatralisch aufsteigend nicht wenig zur Milde des Klimas beitragen, weil sie den rauhen Nordwinden einen wirksamen Wall entgegenstellen. Südlich von der Stadt erheben sich die Berge unmittelbar jenseits der Sann zu Gipfeln, die trotz geringerer Höhe ob ihrer Steile nicht wenig imposant und wegen ihrer mannigfaltigen Formen außerordentlich malerisch erscheinen. Man zeige mir z. B. in ganz Inner-Oesterreich ein Bild von der reizvollen Schönheit, wie es sich dem Auge von der Sannbrücke darbietet. Und gibt es ein Haus in der Stadt Cilli, das dem Walde so ferne stünde, daß man im Mai nicht jeden Morgen in demselben den Kukuk hörte? Unmittelbar vor uns erhebt sich der steile Zug des Nikolaiberges mit seiner Kirche auf dem Kamme; dann folgt weiter nach links im Hintergrunde der relativ über doppelt so hohe Petschounik und wieder weiter, aber ganz nahe im Vordergrunde der Schloßberg, von dessen Fels am äußersten Rande die herrliche Ruine

der alten Grafenburg herabschaut, der zertrümmerte Sitz eines erloschenen ruhmreichen Geschlechtes, wunderbar, ja hinreißend schön in ihrer hochthronenden Einsamkeit, ihrer Zerrissenheit, ihrem zinnen- und zinkenreichen ins Himmelsblau tauchenden Umrisse. Und weiter nach Osten ragt aus dem dunklen Fichtenwalde des Josefiberges die weiße doppelthürmige Kirche der Lazaristen hervor und schließt das in seiner Art einzige Bild in würdigster Weise. Dabei bedenke man, daß die äußersten Punkte dieses farbenprächtigen und formenschönen Bildes in der Luftlinie kaum drei Viertelstunden auseinanderliegen, daß also all das Gesehene den kleinsten und engsten Rahmen ausfüllt!

Ein ganz anderes Bild wiederum entfaltet sich von der niedrigsten Stufe des Josefiberges — ein Spaziergang von einer mäßigen Viertelstunde aus dem Centrum der Stadt — oder am West- und Nordende Cillis. Da sieht man gegen Westen in blauender Ferne gigantische, zackige, bleiche, unholde Gipfel hoch emporsteigen über alles waldige Bergland, Riesen gleich, auf deren Häuptern und Schultern das Himmelsgewölbe ruht. —

Die Annehmlichkeit eines Wohnortes wird nicht allein durch die Gunst seiner Lage, die Schönheit der Landschaft und die dem Organismus zuträgliche Beschaffenheit des Klimas bedingt. Der schönste, lieblichste Ort kann uns verleidet werden durch die Rohheit, Bosheit oder den rücksichtslosen Eigennutz seiner Bewohner. Denn schon der selige Diogenes machte die Erfahrung, daß Gott nebst anderen Dingen auch unangenehme Nachbarn erschaffen hat und schlug deshalb seine Wohnung in einem Fasse auf, nachdem er den Wein klüglicher Weise zuvor ausgekneipt hatte. Gefiel dem alten Herrn ein Wohnort nicht, so rollte er sein Faß weiter. Schade, daß er nicht nach Cilli gekommen ist! Wir könnten dann die alte Philosophenherberge noch heute im Localmuseum bewundern, denn von Cilli wäre er gewiß nicht mehr weitergegangen.

Ein heiteres, leichtlebiges, deutsches Volk wohnt innerhalb unserer Mauern. Wohl gibt es auch einen nicht unbedeutenden Percentsatz Slovenen in der Stadt, aber tonangebend, den Charakter des Gemeinwesens bestimmend, ist bei uns nur der Deutsche. Die Intelligenz, Rührigkeit und Arbeitslust des städtischen Kaufmannes und Gewerbetreibenden zeigt sich in dem mäßigen Wohlstande Aller, während der Mangel großer Vermögen und bedeutenden Reichthums solide Ehrenhaftigkeit und uneigennützige Schaffenslust bekundet.

Die Stadt ist deutsch und war immer deutsch. Deutsch ist die Sprache ihrer Bewohner, deutsch ist ihre Gesinnung und lediglich deutsch ihre Cultur. Wie bedeutend die deutsche Kraft ist, welche in dem kleinen Gemeinwesen — es zählt nur 6000 Einwohner — ruht, geht daraus hervor, daß es seit mehr als sechs Jahrhunderten im Stande war, alle fremdartigen, slavischen und italienischen Bestandtheile ohne Anwendung irgend eines moralischen Zwanges umzugestalten und sich einzuverleiben.

Die Umgebung von Cilli gehört der slovenischen Bevölkerung an. Diese lebt fast durchgehends von Ackerbau und Viehzucht, denn die Industrie unseres Landes ist deutsch und somit auch der einflußreichere und wichtigere Theil des Bürgerstandes. Der Slovene ist wesentlich Bauer. Er zeigt sich fleißig, und Reinlichkeit in Wohnung und Kleidung liebend in der Nähe der deutschen Bildungsstätten, und erfreut sich da auch, wie z. B. im Sannthale, eines gewissen Wohlstandes. Ferner von diesen und im Berglande verrathen schon die kleinen Lehm- und Holzhäuser mit ihren grauen, moosbedeckten Strohdächern tiefe, drückende Armuth, nur gemildert durch hohe

Bedürfnislosigkeit. Im Inneren herrscht Winters eine schwüle, ungesunde Luft in den nie gescheuerten, nie gelüfteten Räumen, und die Umgebung vieler Häuser verräth, daß die Aborte wie in Calabrien noch zu den entbehrlichen Luxusartikeln gezählt werden. Maismehl und Kartoffeln, Bohnen und Kraut bilden die Hauptnahrung der armen Leute. Sie können nicht wohlhabend werden, denn durch die ins Kleinste gehende Zerstückelung des Bodens haben sie es erreicht, nicht daß Alle ebenmäßig reich, sondern daß Alle gleich arm geworden sind. Sie heiraten meist in frühem Alter, und der bartlose, knabenhaft aussehende Bräutigam von 20 Jahren ist keine Seltenheit. Das Hochzeitsmahl im Wirtshause besteht bei den Aermeren nur in Wein und Brot. Bei den Wohlhabenden geht es freilich hoch her und das Brautpaar und die Hochzeitsgäste werden von Musikanten zur Kirche geleitet und von der Trauung zum festlichen Mahle. Fleischspeisen sieht der ärmere slovenische Bauer auf seinem Tische nicht einmal am Faschingsonntage. Die Armut wird durch die kinderreichen Ehen — 12 und 16 Kinder kommen nicht selten vor — genährt. Dazu kommt noch die verdammte Streit- und Proceßsucht des Slovenen, welche auf seine gerühmte Friedensliebe ein gar eigenes Licht wirft. Jedes Bettels wegen läuft er zum Advocaten oder zum Richter. Der slovenische Bauer ist bedürfnislos, wie ich sagte. Das hindert ihn aber nicht, in großthuerischer Weise des Sonntags Cigarren, ja sogar die noblen Cigaretten zu rauchen. In Drachenburg und Montpreis war ich heuer am Faschingsonntage der einzige Gast, der eine Pfeife schmauchte. Die Bauern und Bauernburschen, welche zumeist keine Uhr besaßen, rauchten Cigarren und Cigaretten. — Der Slovene ist gastfreundlich und gern setzt er dem fremden Wandersmann oder dem Jäger Brot und Wein vor und nicht immer läßt er sich eine Bezahlung aufdrängen. Er ist aber leider auch ein Freund des Kartenspieles. Mein Milchbauer verputzt jeden Kreuzer, der ihm nicht alsbald vom sparsamen Ehegemahl abgenommen wird, beim Spiele im Wirtshause. Ein Hauptzug der Slovenen ist ihre Frömmigkeit, und die Wallfahrtskirche auf dem Josefiberge wird im Sommer von ganzen Scharen frommer Pilger besucht, welche die Samstagnacht häufig im Freien vor der Kirche oder im Walde unterhalb schlafen. Seine Frömmigkeit bekundet der Slovene auch in der Ausschmückung der Kirchen, Kapellen und Kreuze mit frischen Blumen im Sommer, mit gemachten Papier- oder Tüllblumen von rother, blauer und grüner Farbe im Winter. Bei alledem neigt er nicht zur Schwermuth, sondern bekundet überall ein heiteres, Gesang und Tanz liebendes Naturell. Die Weisen, die auf dem Kirchenchore zum Gottesdienste gespielt und gesungen werden, sind darum nicht feierliche, sondern heitere. Ja sogar im Geläute liebt er Melodie. An Sommerfrühmorgen kann man von der Kirche auf dem Nikolaiberge folgendes Glockenspiel hören: Bim-bim-bim, bam-bam-bam; bimmel-bammel, bimmel-bammel, bimmel-bammel . . . . etwa eine halbe Stunde. Dann folgt: Bim-bim-bim, bam-bam-bam; bim-bám-bim, bim-bám-bim, bim-bám-bim . . . . nur eine halbe Stunde. Dann wieder: Bim-bim-bim, bam-bam-bam; bám-bim-bam, bám-bim-bam, bám-bim-bam . . . . dauert auch nicht länger als eine halbe Stunde. In dieses Glockenspiel ist jeder richtige Slovene geradezu verliebt.

Gegen den Fremden, besonders den besser gekleideten, ist der Bauer höflich und artig und jeder grüßt den Wanderer auf der Straße. —

Dies eine kurze Skizze davon, wie Vergangenheit, Land und Leute beschaffen sind zu Cilli an der grünen Sann. Wer Weiteres und Näheres

wissen will, der nehme das neue Büchlein „Cilli“ von Michel Knittl (siehe „Heimgarten“ XIV., Seite 878) her und lese, oder er nehme wohlgemuth den Stab und wandere hin. Er kann auch hinfahren und seine Füße aufsparen auf die herrlichen Landpartien und Hochtouren, die er von der schönen Sannstadt aus zu machen Gelegenheit hat.

Die Berlocken.

(Eine Erzählung von Gottfried Keller.*)

Zur Zeit, da Marie Antoinette sich nach Frankreich verheiratete, gab es in der Touraine einen hübschen guten Jungen, der noch gar nicht flügge war und keinem Menschen etwas zu Leide gethan hatte. Er hieß Thibaut von Vallormes und war Fahnenjunker in einer Compagnie eines Fußregimentes, das ich nicht näher zu bezeichnen wüßte, indem ich den Namen desselben nicht angezeigt fand. Trotz seiner kriegerischen Stellung war er, wie gesagt, noch halb kindisch und hielt sich, wenn er nicht Dienst hatte, immer bei alten Tanten, Basen und anderen würdigen Matronen auf, deren Putzschachteln, Galanterieschränke und bemalte Coffrets er durchschnüffelte, und von denen er sich Geschichten erzählen ließ, während er ihre Crêmetörtchen, Blancmangers und Zuckerbrötchen schmauste. Aber auch diesem unschuldigen Knaben schlug die Stunde des Schicksals, wo sich die Sachen änderten und er begann ein gefährlicher Mensch und Mann zu werden.

Zum Pagendienste bei den Ceremonien der königlichen Vermählung wurden aus der Armee eine Anzahl gerade solcher hübschen Bürschchen zusammengesucht und nach Paris berufen, und auch der zierliche junge Thibaut ward des Glückes theilhaft. Nach dem Schlusse der Festlichkeiten geschah es dann, daß unter Anderem auch die sämmtlichen Pagen in einem Salon des Versailler Schlosses versammelt, gespeist und beschenkt wurden, eh' sie zur Heimreise auseinandergiengen. Nachdem ein Kammerherr oder so was Jedem sein Packetchen überreicht, wurde ihnen unerwartet kund gethan, daß die junge Dauphine die Junker noch zu sehen wünsche. Sie mußten also hinmarschieren, wo sie mit einigen Hofdamen saß; jeder Einzelne wurde ihr vorgestellt und erhielt unter graziösen Dankesworten für seinen artigen Dienst noch eigenhändig ein Geschenk, das ihr ein Hofherr darreichte. So bekam Mr. de Vollormes eine schöne goldene Uhr, aber ohne Kette oder Band, mit den Worten, die Berlocken müsse er sich mit der Zeit selbst dazu erobern.

Ganz roth vor Vergnügen betrachtete Thibaut die Uhr, als er mit den anderen Jungen in einem großen Omnibus nach Paris zurückfuhr und sie die erhaltenen Gegenstände sich gegenseitig zeigten. Es war auf der Rückseite in einem Kranze von Rocaille ein kleiner Seehafen graviert, auf dessen Hintergrund die Sonne aufgieng und ihre Strahlenlinien sehr fein und gleichmäßig nach allen Seiten

*) Diese Geschichte gehört dem „Sinngedichte“ an, einer Sammlung meisterhafter Novellen, welche bei Gebrüder Partel in Berlin erscheint.

ausbreitete. Das Innere der Schale aber zeigte sich gar mit einer bunten Malerei emailliert; ein winziges Amphitritchen fuhr in seinem Wagen, von Wasserpferden gezogen, auf den grünen Wellen einher, von einem rosenfarbigen Schleier umwallt, und auf dem blauen Himmel stand ein weißes Wölkchen. Im Vordergrunde gab es noch Tritonen und Nereiden.

Als alle die Herrlichkeiten genugsam bewundert worden und auch die freundlichen Worte der künftigen Königin besprochen und commentirt, brachte auch Thibaut vor, was sie ihm gesagt, und er setzte hinzu: „Wenn ich nur wüßte, was Ihre königliche Hoheit damit meinte, daß ich die Berlocken selbst erobern müsse!“

„Ha!“ rief ein Standartenjunker von der Reiterei, „das ist doch klar, es bedeutet, daß Sie sich die Berlocken aus kleinen Andenken von Damen herstellen sollen, deren Herzen Sie geraubt haben! Je mehr, je besser!“

„Ich möchte doch nicht behaupten, daß die Frau Dauphine so etwas gemeint hat,“ wandte ein anderer Junge schüchtern ein, „ich glaube eher, sie wollte sagen, Monsieur des Vallormes möge sich die nöthigen Bijoux von der Mama, den Frau Tanten und allerhand Cousinen erbitten oder schenken lassen, weil sich ihre königliche Hoheit nicht damit abgeben kann, so viele kleine Gegenstände auszusuchen und zusammenzustellen!“

„Ei warum nicht gar,“ schrie der Cornet, „das wären langweilige Berlocken! Es müssen eroberte Trophäen sein! Jeder Gentilhomme trägt sie!“

Thibaut entschied sich für die letztere Auslegung, und als er in seine Stadt zurückkam, sah er sich von Stund' an nach den Gelegenheiten um, die schrecklichen Raubzüge zu beginnen. Er vermied die Plauderstübchen der alten Tanten und guckte eifrig nach jungen Mädchen aus, die etwas Glänzendes an sich trugen, sei es am Halse, an der Hand oder an den Ohren. Da er sich aber auf die Hauptsache, die Eroberung der Herzen, noch nicht verstand und nach einigen thörichten Possen gleich nach jenen Dingen greifen wollte, so wurde ihm überall auf die Finger geschlagen und es wollte sich Nichts für seine Uhr ergeben.

Einst reiste er über die Osterfeiertage nach Beaugency an der Loire, wo er Verwandte besaß, und da schien sich ein Anfang für seine Unternehmungen gestalten zu wollen. Es war nämlich ein sehr schönes Frauenzimmer aus dem benachbarten Orleans dort zum Besuche, das freilich schon etwa zweiundzwanzig Jahre zählte und daher den Kopf eine Hand breit höher trug als der kaum siebzehnjährige Fähnrich, wie sie auch ohnehin hochgewachsen war. Aber obschon Thibaut ein wenig in ihre Augen hinaufblicken mußte, war er doch nicht zu stolz, sich in sie zu verlieben, zumal er an ihrem Halse ein Herz von rothen Korallen hängen sah, das ihm außerordentlich in die Augen stach. Es war ungefähr so groß wie ein holländischer Ducaten und konnte geöffnet werden. Inwendig saß ein grünes Spinnlein, sehr kunstreich aus einem kleinen Smaragdsteine gemacht, die Aeuglein von winzigen Brillanten, und die länglichen Füße von feinem Golde. Die Spinne zitterte und bewegte sich aber unaufhörlich sammt ihren acht Beinchen, weil sie mit künstlichen Gelenken von der heikelsten Arbeit versehen und außerdem auf einer kleinen, unsichtbaren Spiralfeder befestigt war. Dieses Herz hatte die schöne Guillemette von ihrem Bräutigam zum Geschenk erhalten; denn sie war mit einem höheren Officier verlobt, der in den amerikanischen Besitzungen Frankreichs verwendet wurde und den Zeitpunkt der Vermählung bis nach seiner Rückkehr verschoben hatte. Als er ihr vor der Abreise das Herz gab, sagte er wie im Scherz, er wolle sehen, ob sie so Sorge dazu

trüge, daß das unruhige Spinnlein noch unzerbrochen sei, wenn er wieder käme; nota bene aber setzte er voraus, daß sie das Kleinod nicht etwa beiseitige lege, sondern es beständig am Halse trage. Er sprach vielleicht damit die Hoffnung aus, sie werde sich während der Zeit seiner Abwesenheit recht ruhig und gleichmüthig verhalten und ihr eigenes Herz sammt dem Korallenherzen ungefährdet bleiben.

Als nun der junge Thibaut sich in sie verliebte, begieng Guillemette den Fehler, sich sein Hofmachen als kleine Erheiterung eine Weile gefallen zu lassen, was sie schon seiner Jugend wegen für unverfänglich hielt. Sie ließ sich von ihm Fächer und Handschuhe tragen, spielte und lachte mit ihm, wie wenn sie noch ein halbes Kind wäre, und wenn er nicht von selbst in ihre Nähe kam, rief und lockte sie ihn herbei. So oft sie es möglich machen konnte, eilte er nach Beaugency, wo sie länger blieb, und jagte mit ihr durch Garten und Saal. Eines Tages aber, als er ihr zu Füßen fiel und ihre Knie umspannte, mußte er erfahren, daß sie ihn lachend abschüttelte und er weiter von dem Ziele des Herzensraubes war, als jemals. Da faßte er in jugendlichem Leichtsinne den Vorsatz, ihr wenigstens das Korallenherz zu stehlen, und führte ihn auch aus. Während einer sommerlichen Nachmittagsstunde hatte sich Guillemette in ein kühles Gartenzimmer eingeschlossen, um zu schlafen, leider aber nicht das offene Fenster bedacht. Durch dieses Fenster entdeckte Thibaut das in einem geflochtenen Armsessel schlafende Fräulein und stieg leise wie eine Katze hinein. Das Herz hieng an einem Sammetbändchen an ihrem Halse, und es gelang ihm, dasselbe loszumachen und in die Tasche zu stecken, auch wieder durch das Fenster zu entfliehen, ohne daß sie erwachte oder er von einem Menschen gesehen wurde. Die grüne Spinne mochte in ihrer dunklen Kapsel noch sosehr zittern und blinkern, so half es doch weder ihr noch der schlafenden Schönen: sie mußte mit dem Diebe gehen und nahm das Glück der armen Guillemette mit sich. Denn als der Verlobte nach einem Jahre aus den Colonien zurückkehrte und, das Herz vermissend, nach demselben fragte, sagte die Braut der Wahrheit gemäß, daß sie es entweder verloren habe oder es ihr gestohlen worden sei, sie wisse das nicht recht; allein sie brachte die Worte so verlegen, so erschrocken hervor, daß der Bräutigam einem etwelchen Verdachte nicht widerstehen konnte. Und als er dringend nach den Umständen fragte, unter welchen sie ein solches Andenken habe verlieren können, gab sie eine unglückliche Antwort, in welcher die Reue sich hinter beleidigtem Stolze verbarg. Die Verlobung löste sich auf; der Bräutigam heiratete eine andere Person und die Guillemette blieb arm und verlassen mitten in der Welt sitzen.

Der Fähnrich Thibaut, der inzwischen Lieutenant geworden, trug nun das Herz an seiner Uhrkette und sah schon lange nach einem neuen Gehängsel aus, das er jenem beigesellen konnte. So gewahrte er denn einstmals die kleine Denise, das Töchterlein des seligen Notars Jakob Martin, das eben aus der Klosterschule gekommen und nun bei der Mutter lebte. Er wunderte sich, wie artig das Mädchen ausgewachsen war und auf den rothen Stöckelschuhen dahergieng. Auf der Brust trug es ein bescheidenes Herz von Bergkrystall, das, in Gold gefaßt, auch geöffnet werden konnte; aber es war nichts darin und ganz durchsichtig. Dennoch faßte er sogleich den Plan, dasselbe zu erobern, als er so stehen blieb und dem Mädchen nachschaute, das mit blutrothem Gesichte davoneilte. Er spazierte täglich an ihrem Hause vorüber, sandte ihr verliebte Gedichtchen zu, die er den Poesien des Mr. Dorat,

der Frau Marquise d'Andremont oder des Herrn Marquis de Pezai und anderen Dichtern der damaligen Zeit entlehnte, aber ohne Unterschrift ließ. Es gelang ihm dadurch, den Kopf der jungen Denise und ihrer Mutter zugleich in Verwirrung zu setzen, so daß er den Zutritt im Hause erhielt und mit eitler Freude empfangen wurde, wenn er mit einem Blumensträußchen oder einem billigen Fächer von gefärbtem Papier erschien, worauf ein paar Gräser und eine Nelke gemalt waren. Ein ehrbarer Kaufmannssohn, dessen Vater mit dem verstorbenen Notar befreundet gewesen, zog sich vor dem Herrn von Vallormes zurück, an welchen die kleine Denise zuerst ihr natürliches und dann ihr Krystallherz verlor. Sobald er aber dieses mit ihrer zärtlichen Einwilligung abgelöst und an seiner Uhr befestigt hatte, verließ er sie und kehrte nie mehr zurück. Ungeachtet sie sehr wohlhabend war, kostete es der Mutter manche sauere Mühe, den jungen Kaufmann mit der Zeit wieder herbeizuschaffen, der dann aus dem erst so blühenden Denischen ein gedrücktes Hausfrauchen, so ein bescheidenes, aufgewärmtes Sauerkräutchen machte.

Es dauerte jetzt einige Zeit, bis Thibaut wieder auf eine Spur gerieth, die er jedoch wieder verlor, wie es auch dem geschicktesten Jäger geschehen kann, und als er eines Sonntag-Nachmittags nichts anzufangen wußte, nachdem er seine Berlocken genugsam besehen hatte, fiel es ihm ein, wieder einmal seine jüngste Tante Angelica zu besuchen, die noch nicht ganz fünfzig Jahre alt sein mochte und eine empfindsame alte Jungfer war. Da sie gerade am offenen Schreibtische saß, machte sich Thibaut hinter die ihm bekannten Lädchen und Schatullen, um darin zu schnüffeln, wie ehemals. Er stieß auf ein Schächtelchen, das er noch nie gesehen, und als er es öffnete, lag auf einem Flöcklein Baumwolle ein Herz von milchweißem Opal, das, längst vom Bande gelöst, hier im Stillen schlummerte. Am Tageslichte schillerte das Herz in zartem Farbenspiele wie ein Schein ferner Jugendzeiten.

„Welch ein schönes Bijou!“ rief Thibaut, „wollen Sie mir das nicht schenken?“

„Was fällt Dir ein, lieber Neffe?“ fragte sie verwundert, indem sie ihm das Herz aus der Hand nahm und es mit glänzenden Augen betrachtete; „was wolltest Du auch damit thun? Es einem anderen Frauenzimmer schenken?“

„O nein!“ sagte Thibaut, „ich würde es an meine Uhr hängen und dabei stets meiner Tante Angelica gedenken!“

„Ich kann es Dir dennoch nicht geben,“ erwiderte die Dame mit weicher Stimme, „es ist meine theuerste Erinnerung, denn der Geliebte und Verlobte meiner Jugend hat es mir geschenkt!“

Auf sein neugieriges Verlangen erzählte sie dem Neffen mit vielen Worten die verjährte Liebesgeschichte mit einem herrlichen jungen Edelmann, der voll seltener Treue und Hingebung unter schwierigen Umständen an ihr gehangen, sich ihretwegen geschlagen und in der Blüte der Jahre in der glorreichen Schlacht von Fontenay als ein tapferer Held gefallen sei, vor mehr als dreißig Jahren. Die Beschreibung all der Liebenswürdigkeit, der männlichen Schönheit und Jugend des Verlorenen, der in seinem Umgange genossenen Glückseligkeit verklärte die Erzählende mit einem solchen Abglanz der Erinnerung und Sehnsucht, daß trotz der stark angegrauten Haare, die im Negligé unter dem gefältelten Häubchen hervor über Nacken und Schultern herunterflossen, eine neue Jugend ihr Gesicht zu beleben und rosig zu färben schien.

Ganz begeistert fiel Thibaut auf ein Knie, wie wenn er selbst der verlorene Liebhaber wäre, und rief, die

Hände auf sein Herz legend: „Ich schwöre Ihnen, theuerste Tante, daß ich Sie ähnlich geliebt haben würde, wäre meine Jugend mit der Ihrigen zusammengefallen! Ja, ich liebe Sie jetzt, wie nur eine junge Seele eine andere junge Seele lieben kann! O, schenken Sie mir Ihr schönes Herz, ich will es hegen und an mich schließen, daß es nicht mehr einsam ist!"

Er war in der That so närrisch verzückt, daß er selbst nicht wußte, ob er das kleine Schmuckherz oder das liebende Menschenherz verlangte; die Tante Angelica aber verwechselte in ihrer Schwärmerei den gegenwärtigen Augenblick mit der Vergangenheit und den neben ihr knienden Jüngling mit dem lange entschwundenen Geliebten. Sie schlang in süßer Vergessenheit beide Arme um den Hals des hübschen Schlingels und drückte ihm mehrere Küsse auf die Lippen, und der Taugenichts entblödete sich nicht, der traumvergessenen würdigen Dame das Gleiche zu thun, wie wenn sie noch zwanzig Jahre alt wäre. Voll Schrecken erwachte sie aus ihrer süßen Verirrung, die sie nun doch nicht recht bereuen konnte; sie machte sich hastig aus seinen Armen frei und während sie ihn mit feuchten Augen nochmals ansah, drückte sie ihm zitternd das Opalherz in die Hand und bat ihn, sie doch gleich zu verlassen. Dann lehnte sie sich mit gefalteten Händen in ihren Sessel zurück, um sich von dem höchst seltsamen Erlebnisse zu erholen.

Als sich Thibaut die neue Trophäe an der Uhr befestigt hatte, dünkte ihm die Berlocke mit drei Herzen nunmehr stattlich genug zu sein, um sie endlich auszuhängen; auch kam es ihm gerade recht, daß er an eine Officiersstelle in Paris versetzt wurde; denn nur diese Stadt konnte fortan der rechte Schauplatz seiner ferneren Thaten sein. Und es fehlte ihm nicht an Eroberungen und Protectionen, die ihm bald eine eigene Compagnie verschafften, deren Capitän er wurde. Allein je vornehmer die Damen waren, deren Eroberung er machte, und je kostbarer die Kleinödchen, die er an seine Berlocke hieng, desto unklarer wurde es ihm, ob er es eigentlich sei, der die Schönen sitzen ließ, oder ob er von ihnen verlassen werde. Gleichviel, sein Uhrgehänge klirrte und blitzte, daß es eine Art hatte, und er galt für den gefährlichsten Cavalier der Armee, wenn er im Kreise der Herren Kameraden die Geschichte der einzelnen Merkwürdigkeiten erzählte und die Juwelen und Perlen streichelte, die sich darunter fanden. Und er gieng mit den Berlocken zu Bett und stand mit denselben auf.

Zuletzt wurde ihm sein Ruhm fast langweilig, besonders da kein Plätzlein mehr für neue Siegeszeichen auf der Uhrkette vorhanden war. Weil er aber ein- für allemal ein Glückskind heißen konnte, zeigte sich in diesem Stadium die Aussicht auf einen neuen Lebens- und Siegeslauf, den als ein bewährter und geprüfter Mann anzutreten es ihn gelüstete.

Gerade damals hatte die französische Begeisterung für den Befreiungskampf der Nordamerikaner ihren Höhepunkt erreicht, und nachdem schon viele Franzosen als Freiwillige für die Gründung der großen Republik mitgefochten, war es bekanntlich dem Marquis von Lafayette gelungen, die Absendung eines förmlichen Hilfsheeres zu bewirken. Der Capitän Thibaut von Vallormes gieng mit und befand sich bei den sechstausend Mann, welche von dem Grafen von Rochambeau über den Ocean geführt wurden und im Juli 1780 auf Rhode-Island landeten. Thibaut war weder ein nachlässiger noch ein untapferer Soldat, und so gerieth er im Verlaufe des schwierigen Krieges und auf den Hin- und Herzügen bald in die vorderste Linie, bald sonst auf ausgesetzte Punkte. Der frische Luftzug der neuen Welt, der gewaltige Hauch der Freiheit, der von ihm ausgieng, und die anhal-

tende Beschäftigung des Dienstes unter allerlei Gefahren ließen den Officier allgemach ernster erscheinen; auch an seiner Einzelperson, geringen Orts, machte sich der Uebergang aus dem spielenden Dasein in das, was nachher kam, sichtbar, Als die Heeresabtheilung, bei der er stand, an irgend einen breiten Fluß vorrückte, auf dessen anderem Ufer ein größerer Indianerstamm lagerte, entflammte er mit den anderen Franzosen in Enthusiasmus, nun der wahren Natur und freien Menschlichkeit so unmittelbar gegenüberzustehen! denn Jeder von ihnen trug sein Stück Jean Jacques Rousseau im Leibe. Es handelte sich darum, mit den Indianern in freundschaftlichen Verkehr zu treten, sie entweder für die Kriegszwecke direct zu benutzen oder sie wenigstens zu einem günstigen Verhalten zu veranlassen und verschiedene Dinge mit den Häuptlingen zu besprechen, und zu diesem Ende hin wurden die Oberbefehlshaber erwartet, indessen auch am anderen Ufer, bei den Indianern, noch eine Anzahl wichtiger Häuptlinge zu einer Art von Congreß eintreffen sollten.

Die französischen Militärs aber mochten den Tag nicht erwarten, ihre Neugierde und die Lust an den idealen Naturzuständen zu befriedigen; sie lockten schon vorher die wilden Rothhäute über das Wasser und schifften auch zu ihnen hinüber, und jeder suchte in seinem Gepäcke nach Gegenständen, welche er verschenken oder an Merkwürdigkeiten vertauschen konnte. Thibaut war unter den Ersten, die über den Strom setzten, und that es bald täglich nicht nur ein-, sondern zweimal, und war in den Wigwams zuhause. Nämlich eines der indianischen Mädchen zog ihn unwiderstehlich hinüber, daß er seine ganze siegreiche Vergangenheit vergaß und einem Neuling gleich auf den Spuren einer Wilden umherirrte.

Ich kann es nicht wagen, eine Beschreibung von dem wunderbaren Wesen zu machen, und muß es den Herren überlassen, sich nach eigenem Geschmacksurtheil das Schönste vorzustellen, was man sich damals unter einer eingeborenen Tochter Columbias dachte, sowohl was Körperbau und Hautfarbe, als Costüm und Ausstattung betrifft. Ein hoher Turban von Federn wird unerläßlich, ein buntes Papageankleidchen räthlich sein; doch wie gesagt, ich will mich nicht weiter einmischen und nur noch andeuten, daß sie in ihrer Sprache Quoneschi, d. h. Libelle oder Wasserjungfer, genannt wurde.

So viel ist sicher, daß sie es meisterlich verstand, wie eine Libelle ihm bald über den Weg zu schwirren, bald sich unsichtbar zu machen, jetzt einen verlangenden Blick auf ihn zu werfen, dann spröde und kalt ihm auszuweichen; allein Thibaut wurde nicht müde, sich bethulich und geduldig zu zeigen und sie wenigstens mit schmachtenden Augen zu verfolgen, wenn sie durchaus nicht in die Nähe zu bringen war. So gleichgiltig er zuletzt gegen das Frauengeschlecht in Frankreich gewesen, so heftig verliebte er sich jetzt in das rothe Naturkind und gieng geradezu mit dem Gedanken schwanger, dasselbe zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben. Wie würde das philosophische Paris erstaunen, dachte er sich, ihn mit diesem Inbegriff der Natur und Menschlichkeit am Arme zurückkehren und in die Salons treten zu sehen.

Durch seine Beharrlichkeit schien die zierliche Wasserjungfer wirklich allmählig zahm und halbwegs vertraulich zu werden; die Herren Kameraden, die bisher darüber gelächelt, daß seine Macht über die Frauenherzen sich nicht bis an den Hudson und den Delaware erstrecke, fingen an, ihn zu bewundern und zu loben, daß er als echter Franzose nicht das Feld räume; kurz, er hatte zwischen Tag und Nacht schon mehr als ein kleines Stelldichein abgehalten mit wunderlichem Zwie-

gespräche von Geberden und abgebrochenen Worten, wobei Keines das Andere verstand, noch auszudrücken wußte, was es wollte. Nur Eines glaubte Thibaut zu bemerken, nämlich daß Quoneschi jedenfalls von einem zärtlichen Gedanken bewegt war, der sie fortwährend beschäftigte und die dunklen Augen öfters wie in banger oder zweifelhafter Erwartung auf ihn richten ließ.

Nun waren die höheren Personen auf beiden Seiten des Flusses versammelt und die wichtigsten Unterredungen zur Zufriedenheit beider Theile bereits vorübergegangen, die indianischen Häuptlinge im französischen Lager auch gut bewirtet worden, und es blieb noch der officielle Besuch der französischen Herren bei den Wilden übrig, welche sich auch ein wenig zeigen wollten. Am Vorabend kam noch ein ganzes Schiff voll Weiber herübergefahren, die vor dem Weitermarsch der Franzosen noch allerlei Verkäufliches an den Mann zu bringen wünschten, wie: Früchte, wilde Putzsachen, Muscheln, gesticktes Leder und dergleichen. So entstand rasch noch eine lebendige Marktscene, und die Franzosen benutzten nach Billigkeit den Anlaß, mit den Frauen zu spondieren, wie es von je ihre Art gewesen ist. Thibaut aber wußte seine Quoneschi oder Wasserjungfer, die ein Körbchen voll Erdbeeren zu verkaufen hatte, in sein Hauptmannszelt zu locken und nahm sie dort schärfer ins Gebet als bisher; denn es war keine Zeit mehr zu verlieren. Er suchte ihr mit feuriger Ungeduld deutlich zu machen, daß er sie mit nach Europa nehmen und mit ihren Eltern um sie handeln wolle, auf ehrbare Weise und zu ihrem Heil und Glücke. Daß sie ihn ganz verstand, ist zu bezweifeln; dagegen ist sicher, daß sie sich deutlicher auszudrücken wußte. Indem sie mit der kleinen röthlichen Hand sein Kinn und beide Hände streichelte, deutete sie auf die Verlocken an seiner Uhr, die sie zu haben wünschte, nachdem sie offenbar schon lange ihren Geist beschäftigt hatten. Dazu sagte sie immer auf Englisch: Morgen! Morgen! und drückte mit holdselig naiven Geberden aus, daß etwas Wunscherfüllendes vorgehen würde, wo gewiß alle Welt zufriedengestellt werde.

Unser guter Thibaut erschrak über die Deutlichkeit des Verlangens nach den Verlocken und besann sich ein Weilchen mit melancholischem Gesichte; er war ganz überrascht von der ungeheuerlichen Keckheit des Begehrens und konnte es nur begreifen, wenn er bedachte, daß das unschuldige Wesen weder die Bedeutung noch den Werth dessen kannte, was es forderte. Als aber das Mädchen traurig das Haupt senkte und die Hand aufs Herz legte und noch mit anderen Zeichen verrieth, daß sie große Hoffnungen auf die Erfüllung ihres Wunsches gesetzt hatte, legte er diese Zeichen zu seinen Gunsten aus und änderte seine Gedanken. Im Grunde, dachte er, ist es nur in der Ordnung, wenn ich diese Erinnerungen Derjenigen zu Füßen lege, welcher ich mich für das Leben verbinden will! Noch mehr, es ist ja ein schönes Symbol, wenn ich diese Siegesspolien aus einer überlebten und überfeinerten Welt sozusagen der noch jungen Natur in Person aufopfere, die uns eine neue Welt gebären soll! Und am Ende bringt das gute Kind mir den kleinen Schatz, der so lange an meiner Weste gebaumelt hat, getreulich wieder zu, und es wird sich gar witzig ausnehmen, wenn die Tochter des Urwaldes einst die Kleinode, bald dieses, bald jenes, vor den Augen unserer Damen an sich schimmern läßt!

Mit raschem Entschlusse löste er den Ring, der das Gehängsel zusammenhielt, von der Uhr und übergab es ihr in seiner ganzen Pracht und Kostbarkeit. Mit einer kindlichen Freude, welche die zarte Rothhaut des Urwaldes womöglich noch röther machte, empfieng die Libelle, die Wasserjungfer,

den Schatz und überhäufte den Geber mit Zeichen der lieblichsten Dankbarkeit; dann lief sie eilig davon, indem sie nochmals mit leuchtenden Augen Morgen! Morgen! rief.

Thibaut hingegen empfand ein Gefühl, wie wenn Einer ihm den schönen Zopf abgeschnitten hätte, der so stattlich den Rücken seines Scharlachrockes schmückte, und in der Nacht hatte er einen schweren Traum. Es träumte ihm, er habe das Korallenherz der schönen Guillemette aufgemacht, die grüne Spinne sei herausgelaufen und habe ihn in die Hand gebissen, nun müsse er an dem Bisse sterben.

Am Morgen wurde es ihm wieder besser zu Muthe, als er den klar erglänzenden Tag gewahrte, der über der großen Stromlandschaft aufgegangen war, und heiteren Herzens bestieg er die übersetzende Kahnflotille, da er ja endlich der wahren Liebe und Seligkeit entgegenfuhr.

Das rothe Volk war in einem weiten Ringe um ein Feuer versammelt, an welchem Hirsche und andere Jagdbeute gebraten und gute Fische gekocht wurden. Die Frauen und Mädchen machten die Köche und brachten sonst noch allerhand ihrer Leckereien herbei. Die Männer saßen ernst im Kreise herum, vorab die Häuptlinge, alle in ihrem höchsten Schmuck und Staate. Für die französischen Herren aber war ein besonderer Raum und Ehrenplatz offen gelassen, den sie vergnügt über das neue Schauspiel einnahmen; und nun begann ein Schmausen, das den Indianern freilich besser zu schmecken schien als den Europäern, wenn es den letzteren auch von den Frauen selbst zugetragen und dargereicht wurde. Nur Thibaut erquickte sich vollkommen; denn die schöne Quoneschi hatte ihn sogleich herausgefunden und nur ihn bedient; sie blieb auch gern bei ihm, als er sie festhielt, und winkte ihren Schwestern schalkhaft zu, als ob sie jetzt nicht mehr zu ihnen käme. Traulich und keineswegs ohne Grazie saß sie zu seinen Füßen, und als er sanft ihren rothen Sammetrücken, wie die Herren vielleicht sich ausdrücken würden, mit lässiger Hand streichelte, dünkte er sich der Christofor Columbus zu sein, welchem sich der entdeckte Welttheil in Gestalt eines zarten Weibes anschmiegt.

Jetzt war die Mahlzeit beendigt, der Platz um das Feuer wurde geräumt und der Kreis erweitert, worauf ein Zug junger Krieger aufmarschierte, um zu Ehren der befreundeten Macht einen schönen Kriegstanz zum Besten zu geben. Ein lauter Schrei oder Ausruf der Alten und Häuptlinge begrüßte die Schar, welche von dem längsten und kräftigsten der Jünglinge, einem baumstarken Bengel, angeführt wurde.

Wenn ich vorhin bescheiden auf eine Schilderung der schönen Libelle verzichtet habe, behielt ich mir vor, dafür das Aeußere dieses jungen Kriegshelden umso ausführlicher darzustellen, soweit meine schwachen Kräfte reichen; denn hier tritt ja das Frauenauge mit seinem Urtheile in sein Amt. Denke man sich also einen Complex herrlich gewachsener, riesiger Glieder vom sattesten Kupferroth und vom Kopf bis zu den Füßen mit gelben und blauen Streifen gezeichnet, auf jeder Brust zwei colossale Hände mit ausgespreizten Fingern eingerissen, so hat man einen Vorgeschmack dessen, was noch kommt. Denn eine malerische Welt für sich war das Gesicht, die eine Hälfte der Stirne, der Augendeckel, der Nase und des Kinnbackens bis zum Ohre mit Zinnober, die andere mit blauer Farbe bemalt, und dazwischen eine Anzahl fein tätowierter Linien dieser und jener Farbe. Die ganzen Ohrmuscheln waren rings mit herabhängenden Perlquasten besetzt, die pechschwarzen langen Haarsträhne mit einer Menge Schnüre von kleinen Muscheln, Beeren, Metallscheibchen und dergleichen durchflochten und darauf noch ein Helm von weißen

Schwanenfedern gestülpt; ein Scalpiermesser sammt einem blonden Scalp steckte als Haarnadel in dem Wirrwarr, nicht zu gedenken noch anderer Kleinigkeiten, die weniger deutlich zu unterscheiden waren. Allein über all diesem Kopfputze sträubte sich ein Kamm gewaltiger Geierfedern, weiß und schwarz, in die Höhe und zog sich längs des Rückgrates hinunter gleich einem Drachenflügel, ganz aus den längsten Schwungfedern bestehend. Dazu nun der reichgestickte Wampumgürtel, die gestickten Schuhe und Macassins, so wird man gestehen müssen, daß hier ein Schatz von Schönheit und männlicher Kraft versammelt war. Allein erst der glühende furchtbare Blick machte noch das Tüpfelchen auf das I, und als der Tapfere, den man „Donner-Bär“ nannte, den Tanz anhub, zu stampfen begann und mit schrecklichem Gesange die roth bemalte Axt über dem Haupte schwang, indem er die andere Faust gegen die schlanke Hüfte stützte, da fühlten die europäischen Gäste, denen besonders das Scalpiermesser nicht gefiel, beinahe ihre gepuderten Haare knistern.

Quoneschi, die Wasserjungfer aber, die zu den Füßen Thibaut's lag, that erst einen Seufzer und ließ dann einen jauchzenden Jubelruf ertönen; sie rüttelte den Officier am Arme und zeigte mit feurigen Augen auf den Kriegstänzer, indianische Worte redend wie mit Engelszungen, die aber Thibaut nicht verstand, bis ein hinter ihm stehender Amerikaner sagte: „Das Weibsbild schreit immer, das sei ihr Verlobter, ihr Liebhaber, dessen Frau sie noch heute sein werde!“

Ganz starr vor Erstaunen blickte Thibaut nach dem Tänzer hin, dessen schreckliches Gesicht in allen Farben zu blitzen schien, so daß er es nicht deutlich zu sehen vermochte in seiner Verwirrung. Immer näher kam der Donner-Bär mit seiner Bande; da riefen auf einmal mehrere Officiere unter schallendem Gelächter:

„Parbleu! der hat ja die Berlocken des Herrn von Vallormes an der Nase hängen!“

Entsetzt sah Thibaut die Wahrheit dieser Bemerkung, sie hiengen dort, die Berlocken. Der Wilde tanzte dicht vor ihm und unter seiner blau und roth bemalten Nase, deren Rücken durch einen scharf gebogenen weißen Strich gezeichnet war, funkelte und blitzte es, baumelte das Korallenherz der verlassenen Guillemette, das Krystallherz der kleinen Denise, das Opalherz der Tante Angelica hin und her, nach links und nach rechts, und baumelten die anderen Sachen, die Kreuzchen, Medaillons und Ringe blinkend und blitzend durcheinander und peitschten beide Nasenflügel des Helden.

Jetzt tanzte dieser ein Weilchen auf derselben Stelle, still wie die Luft vor dem Gewitter, indem er nur mit dem einen oder anderen Fuße ein wenig trampelte; plötzlich aber stieß er ein wahres Bärengebrüll hervor, ergriff die Quoneschi am Arme, schwang sie wie ein geschossenes Reh auf seine Schulter und raste, gefolgt von seinen Aexte schwingenden Genossen und dem Beifallrufe der rothen Völker, aus dem Ringe hinaus. Thibaut bekam weder die Berlocken noch die Indianerin je wieder zu sehen.

Kleine Laube.

Zu spät.

Er wird mein Herz erkennen,
Wenn still es steht —
Wenn über'n kleinen Hügel
Der Wind hinweht.

Er wird gar oft mich suchen
Im leeren Haus,
Wenn Niemand liebend, sorgend
Geht ein und aus.

Wenn ganz verlassen, einsam —
Kein Freund ihm nah,
Dann wird er oftmals denken:
Ach, wär' sie da . . .

Mein Herz erzittert heute
In bitt'rem Weh,
Wenn ich Dich so verlassen
Und einsam seh'!

Auguste Hyrtl.

Gottfried Kellers siebzigster Geburtstag.

„Vor einem Jahre" — so schreibt J. K. Lecher — „gieng ein Rumoren durch alle Lande deutscher Zunge, wie man dem Dichter der „Sieben Legenden" und der „Leute von Seldwyla" außergewöhnliche Hochschätzung bezeigen könne. In den Facultäten der Hochschulen sprach man von Doctor-Diplomen, in den Literatenvereinen von Adressen, welche Deputationen unter geeigneten Ansprachen überreichen sollten; auch von einer Sammlung behufs einer Gottfried Keller-Stiftung war die Rede. Von Zürich her, aus der nächsten Umgebung des Poeten, wurde auch thatkräftigst abgemahnt mit dem Bedeuten, dieser würde solche Pomp-Inscenirung übel vermerken und sich auf keinen Fall dazu hergeben, als literarischer Jubelgreis angegratulirt und angesungen oder gar bei einem Bankete angetoastet zu werden, wie ein Schützenkönig, der sich den ersten Preis auf der Standscheibe „Vaterland" erschossen; was thunlich und bei so gegebenen Verhältnissen angemessen sei, geschehe ohnehin und die Vorbereitung hiefür befinde sich in besten Händen. Man ließ sich das gesagt sein; wußte man doch aus dunklen Andeutungen, welch ein eigenartiger und eigenwilliger Sonderling der alte Junggeselle im Laufe der Jahre wieder geworden, seit er sich von den öffentlichen Geschäften, die er als Staatsschreiber von Zürich so meisterlich verwaltet hatte, in seine Poetenstube zurückgezogen und seine während der fünfzehn Jahre seiner Staatsschreiberei vollständig unterbrochene literarische Thätigkeit wieder aufgenommen hatte. Die Züricher Freunde ließen vom Wiener Meister Scharf eine Medaille fertigen, die des Dichters Bildnis aufwies und in einem aus massivem Golde gefertigten Exemplare dem Dichter an dessen Geburtstag überreicht werden sollte. Die treibende Feder in diesem Festausschusse und persönlich als Künstler bei demselben mitbetheiligt, war der intime

Freund Kellers, der Maler Böcklin, nach dessen Porträtskizzen Professor Scharf das Bildnis modellirte. Lange konnte die Geschichte vor Keller nicht geheimgehalten werden, da die Zeitungen, wie dies nun einmal ihr Beruf war und ihr Geschäft ist, aus der Schule schwätzten. Eines Abends kam Böcklin zu einem kühlen Trunk und kluganregenden Gespräche in Kellers Stammwirtshaus. Dieser erwiderte des Freundes Gruß nicht und hatte auf seine Ansprachen nur ein unverständlich brummiges Knurren zur Antwort. Von Böcklin zur Rede gestellt, was Keller wider ihn zu klagen habe und welch Hochverraths an ihrer Freundschaft er ihn zeihe, erfolgte ein elementarer Zornesausbruch. Keller holte ein zerknittertes Zeitungsblatt unter seiner Sitzbank hervor, faltete es auf dem Schänktisch glatt und wies, seine derbe Philippika mit der Frage schließend, ob das wahr sei, das hier in dem Wische stehe, auf eine Notiz, die von besagter Medaille Meldung that. Nachdem Keller sich athemlos gescholten, kam Böcklin endlich zum Wort und setzte nun dem Dichter auseinander, welch schandbar Attentat die vielen Tausende seiner Bewunderer verübt hatten, und wie man ihn von dieser schweren Heimsuchung einer solennen Jubiläumsfeier nur damit habe schirmen können, daß die Sache auf das Ehrengeschenk der Medaille condensirt und reducirt worden; nicht Schelte, sondern warmen Dank verdienten für solche Vorsorglichkeit die Züricher Freunde. Keller beruhigte sich, und als er am 19. Juli v. J. auf Seelisberg still seinen siebzigsten Geburtstag begieng und einige Freunde ihm die Medaille ohne viel Ceremoniell, das dem Alten unliebsam gewesen wäre, überreichten, nahm Keller dieselbe aus dem Etui, warf einen flüchtigen Blick auf die Goldplatte und steckte sie in seine Hosentasche, in welcher er das Kleingeld mit sich zu führen pflegte. Damit war die Sache mit dem Festgeschenke abgethan."

Am 71. Geburtstage Gottfried Kellers wurden auf dem Kirchhofe zu Zürich die irdischen Ueberreste des großen Schweizer Dichters den Flammen übergeben.

Ruhe seiner Asche! Ruhm und Ehre seinem literarischen Wirken!

Ueber Selbstmorde in den Schulen.

Ueber Selbstmorde von Schülern höherer Lehranstalten hat sich der preußische Cultusminister kürzlich in einem mehrfach beachtenswerten Erlasse geäußert, den wir in Folgendem wiedergeben:

„Die immer wiederkehrenden Selbstmorde von Schülern höherer Lehranstalten sind eine so beklagenswerte Erscheinung, daß es Pflicht der Schulverwaltung ist, nicht nur wie bisher den einzelnen Fällen nachzugehen, sondern die traurigen Thatsachen nach den zu Grunde liegenden Ursachen im Zusammenhang zu prüfen und nach den Mitteln zu suchen, um die erkannten, in ihrem Verlaufe nicht selten das Glück ganzer Familien zerstörenden krankhaften Dispositionen des heranwachsenden Schülergeschlechts thunlichst frühzeitig und vorbeugend zu bekämpfen. Ist auch die Zahl derartiger Selbstmorde in den letzten Jahren wesentlich sich gleich geblieben — und es darf überdies ausgesprochen werden, daß in fast allen Fällen die Schule keine Schuld nachweisbar trifft — so kann ich doch in meiner verantwortungsvollen Stellung bei diesem äußeren Nachweis mich nicht beruhigen, erachte es vielmehr als meine ernste Pflicht, den Provinzial-Schulcollegien sowie sämmtlichen Dirigenten und Lehrern höherer Schulen eine strenge Selbstprüfung nach der Richtung ans Herz zu legen, ob von ihnen die schwere erziehliche Aufgabe, welche die Schule im Verein mit der Familie an ihren Zöglingen zu lösen hat, insbesondere schwächeren Schülern gegenüber, immer mit fachmännischer Umsicht und liebevoller Hingebung erfüllt wird. Gewiß empfängt die Schule nicht wenige Kinder aus dem Elternhause, welche zwar begabt,

aber zart und mehr oder weniger krankhaft sind; auch scheinen vielfach die überreizten Verhältnisse in Familien und Gesellschaft nicht danach angethan, die Aufgabe der Schule in der angedeuteten Weise zu erleichtern; gleichwohl wird die Schule sich gegenwärtig halten müssen, daß es Pflicht des Erziehers ist, diese bedenklichen Einwirkungen thunlichst einzuschränken und Leib und Seele der Zöglinge dagegen zu stählen und widerstandsfähiger zu machen. Behufs Lösung dieser schwierigen Aufgabe kommt es vor Allem darauf an, daß jeder Knabe von seinem ersten Eintritt in die Schule an nach seiner Veranlagung, seinen körperlichen und sittlichen Dispositionen beobachtet, erkannt und demgemäß möglichst individuell behandelt wird. Dabei wird sich bald ergeben, daß auch in größeren Classen immer nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Schülern eine besondere Rücksichtnahme nach einer oder der anderen Seite erheischt. Wird gerade diesen vor Anderen in den monatlichen Conferenzen der Lehrer stete Aufmerksamkeit gewidmet und dadurch eine fortgesetzte einheitliche erziehliche Behandlung derselben durch alle Lehrer, vor Allem den Ordinarius und den Religionslehrer, gesichert, so darf erwartet werden, daß auch bei dem erfahrungsmäßig in dieser Frage nicht selten verhängnisvollen Vorgang der Versetzung der Schüler das Schlußurtheil der Lehrer nicht etwa nur nach einzelnen Probeleistungen, sondern in gewissenhaftester Würdigung aller in Betracht kommenden Momente pflichtmäßig und wohlwollend gefällt wird, und daß nöthigenfalls der Dirigent der Schule eine etwa erforderlich scheinende Abhilfe eintreten läßt. Einer Ueberraschung der Eltern oder der Schüler durch unerwartete Mißerfolge ist seitens der Schule dadurch vorzubeugen, daß die Ersteren frühzeitig auf das voraussichtliche Ergebnis der Versetzung vorschriftsmäßig und unter Angabe der Gründe hingewiesen werden. Liegen diese in mangelhafter Begabung, oder in beengenden äußeren Verhältnissen, deren Beseitigung nicht zu erhoffen ist, so ist den Eltern nachdrücklichst der Rath zu ertheilen, den Schüler für einen anderen Beruf zu bestimmen. Dasselbe wird bei hartnäckig fortgesetztem Unfleiß oder hartnäckigem Widerstreben gegen die Anordnungen der Schule geschehen müssen, so zwar, daß bei Nichtbefolgung des Rathes demnächst die Entfernung des betreffenden Schülers aus der Anstalt herbeizuführen ist. Dem oft geradezu verderblichen Drängen mancher Eltern, ihre zu Studien nicht geeigneten Söhne durch Privatunterricht und Nachhilfestunden vorwärts zu bringen, ist dabei entschieden entgegenzutreten. Danebenher geht aber noch eine Reihe von Fällen, wo der Grund des Mißerfolges in vorübergehenden körperlichen oder geistigen Dispositionen der Knaben und Jünglinge zumal in der Entwickelungszeit zu suchen ist. Hier ist besondere Vorsicht geboten und ein vertrauensvolles Zusammenwirken von Schule und Haus unter Hinzuziehung erfahrener Aerzte vor Allem nöthig. Lieblose Behandlung kann gerade in solchen Fällen namenloses Unglück herbeiführen. Obschon ich an dieser Stelle ein Eingehen auf Näheres mir versagen muß, so kann ich doch auch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß in derartigen Zuständen vor Allem es gilt, in den Schülern das Vertrauen zu sich selbst zu heben, das Gefühl der sittlichen Verantwortung zu beleben und zu stärken, die Wahl ihres Umganges und ihrer Lectüre zu überwachen, sowie durch angemessene Leibesübungen sie zu kräftigen, für ihre Erholung, namentlich in geschlossenen Anstalten, in zweckmäßiger, frischer Weise zu sorgen, kurz, ihnen allen Nutzen zu gewähren, welche über den zeitweiligen Mißerfolg ihnen weghelfen. Auch ist auf die Schülerverbindungen eine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu verwenden. Wiederholt ist die Erfahrung gemacht, daß sie durch Einführung in Genüsse, welche dem jugendlichen Alter nicht entsprechen, die Gesundheit schädigen, durch die ehrenwörtliche Uebernahme von Pflichten den Sinn für Wahrhaftigkeit beeinträchtigen und

leiblich wie geistig ihre Theilnehmer so ungünstig beeinflussen, daß Letztere in Conflictsfällen unterliegen und sich den wirklichen oder eingebildeten Schwierigkeiten durch eine beklagenswerte Handlung entziehen."

Möchten diese Rathschläge und Hinweise nur immer auch bei uns erwogen werden!

Kleine Weisungen.

Für Lehrer und Erzieher von Ernst Freimut.*)

Groß, erhaben sei Euch, Ihr Eltern, die Kindererziehung;
Zweiter Schöpfer des Kindes seid ihr, erzieht Ihr es gut!

* * *

Ein Altes, das nicht kann in jungen Herzen lesen,
Verdammt so gern, was jung, weil es nie jung gewesen.

* * *

Willst Du freudig und glücklich erzieh'n, vertraue beharrlich
Auf die Menschennatur, daß sie das Edelste birgt!

* * *

Glaube nicht, zu strenger Zucht gehöre Schimpf und Ruthe!
Mannessinn und Manneskraft verschmäht die Macht der Knute.

* * *

Niemand mühet sich gern vergeblich, auch schon das Kind nicht;
Unnütz Weinen verstummt, thust Du, als hörtest Du's nicht.

* * *

Traun! von trefflichen Menschen nur hören, welch köstlich Genießen!
Athmet die Seele nicht ein: Geist von der Herrlichen Geist?

* * *

Nicht immer thut's ein Wort, ein gutes, zartes, mildes;
Doch selt'ner thut's ein Wort, ein böses, hartes, wildes.

*) „Fruchtkeime" von Ernst Freimut. Stuttgart, Robert Lutz.

O freu Dich nicht des Kindes, das stille sitzen kann
Zu Stunden in der Ecke: ihm haftet Krankes an;
Und solche „brave" Kinder, die viele Ruh' Dir gönnen,
Ich glaube nicht, daß jemals sie freudig Thaten bieten können.

* * *

Werde nur selbst Dir Lehrer, Du Lehrer der dürstenden Jugend;
Wie Du selber Dich hebst, hebst Du die Jugend mit Dir!

* * *

Sokrates hat es schon
Gelehrt uns, lieber Sohn,
Der Menschheit zum Gewinnst,
Zum Ziel für edles Streben:
Der beste Gottesdienst
Ist — ein rechtschaff'nes Leben.

* * *

Jede Religion, die Furcht einflößet, statt Liebe,
Ist barbarisch roh, ledig gesitteten Geists.

* * *

Plaudern ist ein Kinderspiel,
Reden — ein gar hohes Ziel.

* * *

Wer nicht anschaulich, klar, nicht wirksam kann erzählen,
Der mag sich jeden Stand, nur nicht den Lehrstand wählen.

* * *

Mit buntem Wissenskram bleibt ferne mir dem Kind,
Sonst pflüget ihr auf Sand und säet in den Wind!
Einheitlich sei der Stoff, einheitlich müßt Ihr lehren,
Dann wird einheitlich auch des Kindes Geist sich mehren;
An wenig Stoffen übt, an würdigen, den Geist,
So daß zu eig'nem Thun er fähig sich erweist,
Und, übers Nahe klar, sich Klarheit sucht im Fernen:
Ihr habt das Kind am Ziel, wenn es gelernt zu lernen!

Was wir hören, oft schnell uns verläßt;
Was wir üben, das haftet erst fest.

* * *

Ein Jeder trägt in sich ein thierisches Bestreben;
Wer dies sein Thier bezähmt, fängt an, als Mensch zu leben.

* * *

Zufrieden mit der Welt, zufrieden auch mit sich:
Wem das glückt, preis' ich gern als großen Friederich.

* * *

Wissen und Glaube, sie müssen einander stützen, ergänzen;
Wissen nur wollen, ist frech, glauben nur wollen, ist dumm.

Nachtfrieden.

Schlummersegen haucht durchs Thal
Und die Rosen träumen;
Milder, kühler Mondenstrahl
Rieselt von den Bäumen.

Windverwehter, süßer Klang
Tönt aus weiter Ferne;
Ihren ew'gen Abendgang
Wandern still die Sterne.

Lautlos zieht ein weißer Schwan
Seine Silberkreise,
Auf der spiegelglatten Bahn
Perlende Geleise.

Fliederdüfte wehen sacht
Durch die offnen Thüren,
Und den Athemzug der Nacht
Kann ich trunken spüren.

Leise auf dem Mondenstrahl
Naht sich mir der Friede;
Aus des Tages müder Qual
Schwing' ich mich im Liede.

Still in Nebelglanz zerfließt
All mein wildes Sehnen,
Und ins Meer der Nacht ergießt
Sich ein Strom von Thränen.

Maurice v. Stern.

Eine Schule wird gesucht.

„Lieber Heimgärtner!

Wollen Sie in Ihr geschätztes Blatt die folgenden Zeilen drucken:

Ich — der Untenstehende — habe eine heranwachsende Tochter, welche die Volks- und Bürgerschule absolviert und auch in einer Gewerbeschule ein bißchen sticken und nähen gelernt hat. Nun suche ich für diese Tochter eine Schule, wo man fleißige, sparsame und kluge Hausfrauen macht. Denn daß sie ein Lehrer oder Post- oder Telegraphenbeamter werde, dafür habe ich meine Tochter nicht. Dafür steht bei mir ein Junge zur Verfügung. Zum Französisch parlieren und dergleichen Salonaufputz ist mir das Mädel auch zu gut. Wir wollen aus unseren Töchtern doch lieber brave Ehegattinnen und tüchtige Mütter erziehen, und unsere Söhne zu erwerbsfähigen und heiratslustigen Männern. In diesem Sinne suche ich eine Anstalt, vielleicht findet sich durch Ihr verbreitetes Blatt eine solche. In Voraus dankend

Simon Kesselberger,
Gutsbesitzer in Algäu."

Ihr Schreiben, geehrter Herr, ist hier also abgedruckt. Hausfrauenschulen, wie Sie sie suchen, gibt es zwar und werden wahrscheinlich auf Ihre Nachfrage bald Adressen bei uns einlaufen. Indes meinen wir, daß eine bürgerliche Tochter das was Sie verlangen und was in der That das Richtigste ist, am besten zu Hause lernt. Unter der Obhut und Anleitung der Mutter wird sie am leichtesten eine gute Hausfrau, eine brave Gattin. Die Schulen gehen meist zusehr ins Theoretische und zu wenig aufs Praktische; auch kann der Unterricht sich nicht nach der persönlichen Anlage der Schülerin richten; es wird, möchte man sagen, fabriksmäßig gelehrt, das Wissen und Können mehr auf äußeren Glanz hergerichtet, damit die Schülerinnen als Reclame für die Anstalt benutzt werden können. — Freilich ist es aber nicht genug, eine Tochter zur Hausfrau und

Ehegattin zu erziehen, wenn nicht irgendwo auch ein Sohn zu einem Hausvater und Ehemann erzogen wird. Weil heutzutage die Männer keine Eheweiber brauchen, so müssen die Weiber Männer werden. Sie wollen es halt einmal anders probieren; ob es für die Länge geht, weiß man nicht. Oder es müßten Zustände geschaffen werden, vor denen uns heute die Haare zuberge stehen und die unsere Gesellschaftsformen und Sittlichkeitsbegriffe vollkommen umgestalten. Dann aber wird etwas Ungeheuerliches herauskommen.

Die Red.

Haussprüche aus den Alpen.

Gesammelt von Ludwig v. Hörmann.*)

Wer will bauen an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen;
Doch ich bau, wie mir's gefällt,
Es kostet mich mein eignes Geld.

St. Jakob in Ahren.

* * *

Das Bauen ist ein schöner Lust
Daß es so viel kostet, hab ich nicht gewußt.
Wer z schleunig arm werden will,
Der prozesset und bauet viel.

Hall (Fassergasse).

* * *

Wer jedem Menschen recht thun kann,
Der schreib hier seinen Namen an.

Tarrenz.

* * *

Willkommen Fremdling oder Freund,
Sollst sorglos bei uns weilen
Und All was Herz und Haus Dir beut
Recht fröhlich mit uns theilen.

Schloß Hart bei Graz (über dem Eingang).

* * *

Gott wog mir Alles dar,
Was er mir geben wollte,
Und schrieb mit eigner Hand,
Wie lang ich leben sollte.

Schleiß.

* * *

Trau nicht der Welt,
Trau nicht dem Geld,
Trau nicht dem Tod,
Trau allein auf Gott.

Fulpmes (Stubai).

*) Der wertvollen Sammlung „Haussprüche aus den Alpen", herausgegeben von Ludwig v. Hörmann (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1890) entnommen.

Wann ich thue, was Gott will,
So thuet Gott auch, was ich will,
Thue ich aber das Widerspill,
So thuet Gott auch was er will.

Telfes (in Stubai Nr. 15).

* * *

Rueff an Dein Gott,
Halt sein Gebott,
Seh geduldig in Nott,
Gib Armen Brodt.
Schweig, meyd und leid,
Frag nit nach Neidt,
Die Unzucht meid,
Hab acht der Zeit.
Auf Freindt nit bau,
Nit Allen trau,
Auf Dich selbst schau,
Sei nit zu gnau.
Pfleg Deiner Gsundt,
Regier Dein Mundt.
Trüb nit böß findt,*)
Hüt' Dich fir Sindt.
Die Alten ehr,
Die Jungen lehr,
Dein Haus ernähr,
Des Zorn Dich wehr,
Halt Dich fein rein,
Mach Dich nit z gmein,
Sei gern allein,
Treilich ich's mein'

Mieders.

* * *

Der Menschen Lehr und Kunst
Bleibt ewig Irrwischdunst!
Drum hause ich so gern
Hier von den Menschen fern.

Ulrich v. Freundsberg.

Schloß Freundsberg bei Schwaz (an einer Thür).

* * *

O Du stolzer Bauernlümmel,
Für uns Alle sorgt Gott im Himmel.

Auf einem Wirtshause in Zillerthal.

* * *

Gib nicht auf Andre acht
Auf ihren Thun und Lassen,
Kehr Jeder vor seiner Thür
Und ziech sich selbst bei der Nassen.

Kastelrut (Rößlwirt).

* * *

All Ding a Weil.

1463. Zu Frohnhausen bei Barwies.

* * *

Gottes Wort und Schützenstreit
Dauern in alle Ewigkeit.

Rathszimmer des alten Schützenhauses von Innsbruck. 1550.

*) Treib' nicht schlimme Kniffe.

Der Jurist mit seim Buch,
Der Jud mit seim Gesuch
Und was unter der Frauen Fürtuch,
Dieselben 3 Gschir(r)
Machen die ganze Welt ir(r).

15.—16. Jahrhundert. Wasserburg an dem Hause des Weinwirtes Kreiterer. (Links fresco Jurist mit Buch, Talar und Barret. Rechts Jud mit Bart à la Shylok. In der Mitte Frauenzimmer, schön, mit halbentblößter Brust.)

* * *

Das Haus ist mein und auch nicht mein,
Den einen tragt man hinaus,
Den andern jagt man draus,
Wem gehört nun das Haus?

Schanz bei Kufstein.

* * *

Wer viel trinkt, schlaft nach Pflicht,
Wer gut schlaft, der sündigt nicht,
Wer nicht sündigt, ist ein Mann,
Den man selig sprechen kann.
Also Trinker werden selig,
Trinkt! denn das ist Gott gefällig.

(Sehr verbreitet.)

* * *

Gott lieben macht selig,
Wein trinken macht fröhlich;
So liebe Gott und trinke Wein,
So kannst Du fröhlich und selig sein.

Unternberg, Ellbögen, Mutters, Strengen, Hippach.

* * *

Gehts decht*) a bisl einer**)
Zum Anton Neuner.

Lans Nr. 16. Neunerwirt.

* * *

Rede wenig,
Rede wahr,
Trinke mäßig,
Zahle baar.

Gries bei Bozen. Frick.

* * *

Ich regier Euch Alle
(darunter ein König).
Ich bet für Euch Alle
(darunter ein Bischof).
Ich streit für Euch Alle
(darunter ein Soldat).
Ich hol Euch Alle
(darunter der Tod).

(Sehr verbreitet.)

* * *

Der Kaiser führt das Schwert,
Der Bauer führt den Pflug
Und wer nicht Beide ehrt,
Der ist ja wohl nicht klug.

Lauterbach. (Stubenreim.)

*) doch.
**) herein.

Wonn die drui Jahrln deant oamoi aus warn!

En Modlberger Schuiroth*) nochi gmodlt und brodlt von E. J. Freunthaller.

(Niederösterreichisch.)

A Noagl Wein noh her und wurd s ah a Schwomma!

Himml — thua dih auf! wonn ih nar gleih scho dalest war vo die drui Jahrln; denn sott hon ih s, sott bis zan Holzbaurn aufhi!

Dös vasteh ih heunt noh nit, wia-r ih za den Amtl bi kemma! Morand Josef — olßer olda muaß oans noh an Gmoadodl mocha! J jo freili — weil s wohr is! Wonn schon eh oans dahoam die kreistate Noth hot, dös Patzerl Hausoawat und aum Fäl hidon nar hoiwegs z varichtn! Oftn dö Onfeindin ba dö Leut zwegn eahnan Frotzn und nochat en Schuimoasta seine Parigrafna, geht s hert s ma auf! s redn muaß oan scho vadruißn!

Bi int gwest in da Schui, volong mar s neama! Wor ah mehr rathla gwest, ih hätt auf da Heanapoint Mist broat; is eh nar gleih an Einbildin gwest, doß mih da Gama muaß owizarrn in d Schui, hätt s dahoam vü gnädiga ghot. Hätt mih oft long nit so giftn z braucht; denn gharbt hon ih mih so iag wiar a Wonzn!

A Noagl Wein noh her, daß ih mei Goi obischwoab!

Kimm so netta-r um a hoiwi neuni in d Schuilastum, geht mih da Zon scho on ah.

Aufgrumplt sand s freili, oi Schuila, owa daß oa Frotz s Mäu zan an Gruaß aufgrissn hätt, dös hot s oamoi nit gebn. Ah, wia-r ih ganga bi, nit!

„Nau, nau, nau, nau!" sog ih in mein Bitzl, „wonn schon eng s Mäu nit zan a Lautn kimmt, oft muaß hoit schon denna-r ih mei ehrsoms „globt sei s Christas" bikenna, auf daß ös ah wißts, wos an Ort is; vastehts, ös Hoadnkinna?"

*) Schulrath.

Hiazt — oa Thoi is dogstondn wia bummawizzi, oa Thoi hot s Mäu vazogn wia-r a Nuß, wonn er vo da Köitn wos gschpürt, oa Thoi hot gor pfugazt ols wia — ebn d Suttnhöhbaurn-Reserl hot mar an „Ewikeit Amen" zuagschnauzt.

Is mar da Bitzl kemma!

„Sö, Herr Lehrer!" sog ih, „is dös ah a Schui?" Und hon eahm s brettlebn einigsogt, wos ih von a soichtn Schui hoitn muaß, dö koa Kräuserl Intaschiad mocht, ob hiazt a Katholischer einatoppt oder a Ludrischa.

Ausgspuckt hon ih, wohr is s! Da Schuimoasta hot mih a Wei gmessn vo Kopf on bis z Füaßn un hot a Gfriß gschnidn wia-r an Essikrowot.

„So," sog ih, „und hiazt schlogts mar deant amol en Kathikis auf und lest s ma dö Stö vir, wos a Katholischa glabn muaß, wonn er will in Himml kemma! Auswendi werd s wohl eh nix wissn, wia mih ziemt!"

Moants, es hätt sih wer grührt? — Dogstondn sand s, wia meine Burgunder aum Hochockar; grod der oa Spitzbua, da Plutschthola Wastl, schmeißt mar dö Red zua, in da easchtn Stund war rechna und da Katachet kamat erscht auf d Wocha.

Schaut s mar den kloan Lumpn on! So a Grobheit! Dös hot mih gschwind riglat gmocht! Zittat hon ih wia-r a Labfrosch.

„Sö, Herr Lehrer!" sog ih, „dös leid ih oamol nit! Wü grod Neamd roazn, owa den Rauwasbuam war ih wos wülli! Is mar eh sei Voda vo den van Stierkalbl noh an Fümfa schuidi — thoan s n deant a weng stroacha auf mei Varontwortin! A ghöri Trocht aufhi oder owa — wia s woin!"

Hebt da Bua hiazt in s röhrn on und da Schuimoasta zoagt mar an Vadruaß, daß ih gor nit woaß, wia-r ih dazua kimm. Hebt zan ohausn on wia-dawö und knauft mih on wia winni und fohrt mit-r an enz Schibl Parigrafna vira, daß s hergschaut hot, als woit er mih mit Parigrafna vafüadan!

Noch so an Parigrafn, wos woaß ih! hätt ih s Redhäusl mit Klompsna z vaschlioßn ghot, owa thau hon ih s nit.

Da Modlberger Schuiroth laßt sih s Mäu nit so husi vastopfa, do mog schoffa, wer wü!

Noch n rechna is s Schönschreibn kemma, dawäu hom d jüngan Kina mitn Schuimoasta wos bowerlt. Daß da Schuitisch vir Harn hot und vir Eckna und daß er vo Hoiz is und a Lod hot zan vaschliaßn und söicht Bowerlwer gmua.

A guate Zeit hon ih mein Grabschädl beult, oft hon ih s hoit biredt.

„Dös Gogalwer", sog ih, „is eh na grod für d Kotz! Rathla wurd s sein, die Kina äus ihrn Ammabüachl a weng bugstawirn z lossn! Se war gsünda für se!"

Hiazt soit s n gsegn hom, insan Schuimoasta, wia mar der gstiegn is! Schmeißt er mar nit an gonzn Heubodn voi Parigrafna zua, daß ih bi wüaflat won un in oan Schrocka-r in d Schondbonk bi gsunka, gleim ban Ofa, un war so weng müad gwest wia-r a Schnedda, owa hoit so vü gifti, so vü gifti!

Intan Lesn hon ih an Eichtl um-r-anonda gofft. Van Tisch hiebei steht a Gloskostn, zelm hot dameni auffagofft auf mih. Amperln, Zimenta, Gwichtln, Einsiadglösa, Röhrln und Golgn und, wos woaß ih noh ois Grafflwerri. In da Schuilastum sand d Wänd um-und-um voi Manderlbögn gwest, owa daß oa heiligs dabei war gwest, dös hon ih mit oi meine Glorrn nit aussafindn mögn. Ja — Taferln sand noh ghängt, auf und auf, da kreuz und quer voi Strich und Würn und ollahond Moilarein, un ban Eckfensta hindon is gor a Stellasch gstondn un Kügerln sand drongsteckt, guat a hunat wonn nit mehr!

„Sö, Herr Lehrer," sog ih in mein Gachgift, „fürchtn S Ihna deant gor koa Sünd? Bin a amol in d Schui gonga-r und glent hon ih rund wos! owa-r a söchti Spielerei hom mar nia ghot? Me denn dos?" Und hon ausgspuckt.

Geht mar iazt da Schulmoastar auf, wia-r a guata Germtoach ban Herd. Netta, daß er mar nit sacramentirt hot; se war noh ogonga! Marand Josef — kemmar is er mar mit an gonzn Londsturm vo Parigrafna und ih hon Flucht gebn müaßn.

Ih vasteh dö Zeit nit und dö Zeit mih nit, un dös wird s hoit mocha! Derwegn war ih scho gor so froh, wenn oamoi dö drui Jahrln um warn. Dös kimmt, wonn die Gmoa-r in ihrn Durchanond an Küahbaurn zan Aufseha mocht.

Ih loß mih neama frozzeln, se woaß ih! Her noh a Noagl und wonn s gleih a Schwomma wird! Is s schon oa Ding heunt! In n Schuiroth kriagn s mih neama, se woaß ih!

Lustige Zeitung.

Ein Amerikaner hielt vor Kurzem folgende Rede: „Verehrte Schützenbrüder! Der Himmel lacht auf uns heiter herab und die Strahlen der Sonne beleuchten ein Bild, welches Eintracht und Frohsinn gewoben haben. Wir Amerikaner schätzen uns glücklich, dazu beitragen zu können. Auch wir erfreuen uns manches schönen Treffers. Vielleicht würden diese Treffer ausgeblieben sein, wenn wir nicht die vorzüglichen Gewehre von Brown, Smith und Co. hätten, als deren Agent ich gern Bestellungen entgegennehme. Lassen Sie uns daher auf das Wohl von Brown, Smith und Co., 126 Broadway, New-York, unser Glas leeren!“

Unangenehme Frage. „Sie wollen also meine Tochter heiraten und sind Maler! Können Sie denn mit Ihrer Kunst eine Frau ernähren?“ Maler: „Hm! das ist eine Kunst für sich!“

Eine originelle Gerichtsverhandlung fand vor Kurzem in Wien statt. Herr Georg Bischof, seines Zeichens Bummler, eine bekannte Straßenfigur, stand vor Gericht. Zwischen ihm und dem Richter entspann sich das folgende Gespräch: Richter: „Ja, Sie sind schon wieder da?“ — Angekl.: „Ja, seg'n S'! Muß das sein?“ — „Gewiß muß es sein; Sie scheuen jede Arbeit.“ — „Ja, muß das sein, frag' ich? Ich hab' nie betrogen, nie gestohlen, ich thu' keiner Katz' was!“ — „Sie wollen den polizeilichen Verfügungen nicht gehorchen und arbeiten nicht!“ — „Aber ich thu' ja Keinem nix, ich thu' net amal betteln, ich verzehr' mein Geld!“ — „Sind Sie denn Capitalist? Wovon leben Sie?“ — „Ja, das wissen die Herren net? Von der Lotterie leb' ich, von der Lotterie. Das ist ja bekannt!“ — „Wie meinen Sie das?“ — „Nun, ich thu' immer g'winnen!“ — „Immer?“ — „Jede zweite, höchstens dritte Ziehung, das ist meine rechte Hand, ich wett' mit Ihnen, Herr Richter, daß ich gewinne, Sie können mit mir in Compagnie setzen!“ — „Ich dank' schön! . . . aber ich wundere mich nur, daß Sie bisher kein reicher Mann geworden sind.“ — „Ich verzehr' Alles, daß 's Geld unter die Leut' kommt, ich hab' mir gestern erst was vergunnt, hab' an Rausch 'kriegt und richtig ham s' mich gleich wieder ein-g'sperrt. Aber zu was, frag ich? Immer einsperren! Muß das sein? Ich verzehr' ja mein eigen Geld! Ich stiehl nix, ich thu' nix, also zu was das Einsperren?“ Das Urtheil lautete auf zwei Monate strengen Arrests. Angekl.: „Muß das sein?“ Richter: „Stellen Sie keine Fragen, sondern erklären Sie, ob Sie die Strafe annehmen?“ — „In Gottes Namen! Aber auf vierundzwanzig Stund' lassen S' mi aussi, Herr Richter, daß i wenigstens in die Lotterie setzen kann!“

Ein junger Officier wurde in einer Schlacht schwer verwundet, und die Wundärzte suchten lange, aber vergeblich nach der Kugel. Jener hielt die schmerzhafte Untersuchung eine halbe Stunde hindurch ruhig aus. Endlich fragte er doch, was sie eigentlich wollten! „Wir suchen die Kugel!“ — „Die Kugel? Warum haben Sie das nicht gleich gesagt,“ versetzte er trocken, „die habe ich in der Tasche!“

Eine Pferdecur. Ein Thierarzt gibt seinem Gehilfen ein Pulver und eine Röhre mit folgender Anweisung: „Sie schütten dies Pulver in die Röhre, stecken die letztere ins Maul des kranken Pferdes und blasen ihm das Pulver in den Hals.“ Der Gehilfe nimmt Pulver und Röhre, geht ab, kehrt aber nach 5 Minuten aus dem Stalle zurück und schneidet die fürchterlichsten Grimassen. „Was ist geschehen?“ ruft der Thierarzt erstaunt. Stöhnend antwortete der Andere: „Der Gaul hat zuerst geblasen.“

Ein Amerikaner wurde auf Pistolen gefordert und antwortete schriftlich: „Ich stelle mich nicht, aus zwei Gründen: Ich könnte Sie, Sie könnten mich erschießen. Aus beiden würde nichts Gutes entstehen. Gehen Sie in den Wald, suchen Sie einen Baum meiner Corpulenz. Stellen Sie sich in die Duell-Schußweite: Treffen Sie den Baum, so will ich zugeben, daß ich Sie beleidigt habe, und Abbitte thun; treffen Sie ihn nicht, so soll das Unrecht auf Ihrer Seite sein.“

Frei nach Shakespeare. Rittmeister (zum Einjährig-Freiwilligen, der zum drittenmale vom Pferde fällt): „Donnerwetter, Einjähriger, Sie schweben ja fortwährend zwischen Himmel und Erde! Sind Sie eins von den Dingen, von welchen wir uns in unserer Schulweisheit nichts träumen lassen?“

Der praktische Politiker. Dame: „Was nützen mir alle meine Reichthümer, da ich kein liebendes Herz mein eigen nenne, mit dem ich sie theilen kann.“ — Herr: „Reden Sie doch deswegen mit einem Socialdemokraten.“

Menschenfreundlich. Von zwei Mördern, welche zum Tode verurtheilt waren, wurde derjenige, welcher zuletzt hingerichtet werden sollte, gefährlich krank. Die Behörde faßte deshalb folgenden Beschluß: „Da Inquisit N. leicht vor seinem Tode sterben könnte, so soll er zuerst abgethan werden.“

Bücher.

Dramatische Literatur.

Der Leser darf keine wissenschaftliche Abhandlung erwarten; nur neue Erscheinungen der dramatischen Literatur sollen hier besprochen und hieran solche Bemerkungen geknüpft werden, die zur Beurtheilung des einzelnen Stückes im Rahmen der ganzen Gattung dienen.

Konradin, der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Acten von Martin Greif. (Stuttgart. Cotta.)

Greif hat drei Dramen des glorreichen Kaisergeschlechtes geschrieben, und ist keiner der schlechteren unter den vielen, mitunter hervorragenden Dichtern, die diesen gewaltigen Stoff dichterisch verwerteten. Er folgt in den Hauptzügen der Geschichte, und wo er von ihr abweicht, geschieht es nicht zum Nutzen — weder der Motivierung, noch der Charakteristik. So erscheinen uns seine „Violante“ und sein „Allard“ unsicher gezeichnet, ja unverständlich. Das Schwanken Konradins im ersten Acte ist wohl menschlich schwach — aber nicht helden- und reckenhaft, und ein Recke ist der Knabe Konradin, wenn uns sein kühner Zug nach Italien verständlich sein soll. Seine tragische Schuld, will ihn der Dichter nicht zum reinen Opferlamm machen, ist zu wenig betont und hätte wo anders zu liegen, als uns das Drama andeutet. Besser eignet sich zum Helden der Tragödie der Wolf als das Lamm — freilich darf der Dichter seine Feder nicht in Honig tauchen. Ein Dichter von der Begabung Greifs konnte — so sollte man meinen — aus der ergreifenden Geschichte dieses edlen Kaiserspresses noch etwas Anderes, dichterisch Wertvolleres machen. — Die Gestalt Friedrichs von Oesterreich ist nicht scharf genug umrissen. Uebrigens kennt die Geschichte diesen Prinzen nicht nach der Abstammung von mütterlicher, sondern von väterlicher Seite, als Friedrich von Baden. Das versöhnende Moment fehlt fast gänzlich. — Den Hintergrund bildet der Haß der römischen Hierarchie gegen die Hohenstaufen. Man sieht, der Dichter versteht es, tiefliegende Motive aus der Geschichte zu schöpfen und seinem Werke dienstbar zu machen; mit feinem Verständnisse führt er den Legaten vor — als den Vertreter eines Systemes, „nach welchem man“, wie ein berühmter Geschichtsschreiber sagt, „dem Kaiser nicht gab, was des Kaisers ist und dagegen für manchmal lasterhafte Menschen, welche die dreifache Krone trugen, das verlangte, was Gottes ist.“ — Immerhin ist das Trauerspiel von Greif eine hervorragende poetische Leistung, die auch, wie die Blätter schrieben, großen Bühnenerfolg hatte.

Unter den Neuheiten befinden sich zwei Römer-Dramen, von denen das eine, „**Scipio Africanus Minor**“ (Prag. J. G. Calve), Peter Riedl zum Verfasser hat.

Um die alten Römer aus tausendjährigem Schlafe zu einem kurzen Scheinleben auf den Brettern zu erwecken, gehört nicht nur Berechtigung, sondern auch Muth dazu. Die Berechtigung setzt tüchtige Kenntnis des Alterthums und feinsinniges Verständnis der zeitbewegenden Fragen der Gegenwart voraus, während der Muth dichterischer Gestaltungskraft entspringen muß. Schon Hamlet nennt die Schauspieler Spiegel des Zeitalters. Es sind daher nur solche Stoffe aus der Geschichte zur dramatischen Behandlung geeignet, die in inniger Wechselbeziehung zur Gegenwart stehen. „Der Dichter“, sagt Lessing, „braucht nicht darum eine Fabel, weil sie geschehen ist, sondern nur darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erfinden könnte.“ — Um wieder auf das Schauspiel von P. Riedl: „Scipio Africanus Minor“ zu kommen, so müssen wir uns fragen, was gehen der Gegenwart die Liebeleien des großen römischen Feldherrn im dritten punischen Kriege an? Daß er Karthago um drei Tage früher erstürmt hätte, wenn ihn nicht die Liebes-Affaire mit Hasdrubals Tochter daran gehindert hätte, läßt uns ziemlich kühl. Nicht unerwähnt soll es bleiben, daß die Sprache dichterische Schönheiten aufweist und der scenische Aufbau gelungen ist, während die Charakteristik strengem Maßstabe nicht immer Stand hält.

Das zweite Römer-Drama, „**Spurius Carvilius Ruga**“, von Friedrich Dukmeyer (Selbstverlag), sieht dadurch, daß der Verfasser mit weiser Beschränkung der Mittel und richtigem Maßhalten unentwegt auf das gesteckte Ziel losschreitet, wie eine Arbeit aus einem Gusse aus. Spurius Carvilius Ruga hat geschworen, daß er nur deshalb ein Weib nimmt, um seinen Stamm fortzupflanzen. Da die Ehe kinderlos bleibt, verstößt er, als Römer seines Eides eingedenk, sein heißgeliebtes Weib Carvilia. — Am Hofe des Tyrannen Napoleon I. hätte der Verfasser für diesen Stoff vielleicht Verständnis gefunden — heute findet er dieses nicht mehr.

Von demselben Verfasser liegt noch ein anderes Drama vor: „**Pietro Aretino**“ (ebenfalls im Selbstverlage). Hier, wo dem Dichter ein größerer Spielraum gegeben ist, als in dem Pensum pro domo „Spurius Carvilius Ruga“, und wo er seine dichterische Kraft entfalten könnte, hat er auf das Zauberwort vergessen —

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

Papst Clemens VII., Pompeo Colonna, Aretino, Michelangelo, Tiziano Vecellio e tutti quanti gehorchen nicht dem Spruche ihres Beschwörers, und als er an die Pforte der Hochrenaissance pochte, die sich Erlesenen öffnet, rief Niemand: avanti!

„**Naphtali**“. Drama in fünf Aufzügen von Fritz Lienhard. (Norden. Hinr. Fischer.)

Ich hielt dieses „Drama“, das den Auszug der Juden aus Aegypten zum Gegenstande hat, anfänglich für eine Parodie. Erst die später gelesene Vorrede belehrte mich, daß es dem Verfasser damit bitterer Ernst war. Diese Vorrede ist gut, sie zeigt von Selbsterkenntnis und wenn es darin heißt: „Man wird tadelnd hervorheben, daß ich die Theatersprache ganz und gar verletzt habe und nur allzuoft in einen Werktagston verfallen bin“, so ist diesem richtigen Satze nichts beizufügen. Auch seinen „angeborenen Widerwillen gegen Jambenpoesie“ verstehe ich, wenn ich an den Fuchs und die Trauben denke.

Vom historischen Drama kommen wir zum Schauspiel der Gegenwart. Hier vergessen die meisten Dichter, daß der künstlerische Geist nichts ist, als die verklärende Spiegelung der realen Weltverhältnisse. Der Eine ist unbewußt der reine Idealist, während der Andere mit Bewußtsein crassem Realismus fröhnt — beide vermeiden die goldene Mittelstraße, die einzig zum Tempel der Kunst führt.

„**Benno Ponzini**“. Schauspiel in vier Acten. (Hamburg, vorm. J. F. Richter.)

Die Sprache ist sorgfältig gefeilt, aber nicht immer ganz frei von schwülstigem Pathos, unter dem die Schärfe der Charakteristik und die Wahrheit leiden. Es wird ein heikles Thema berührt, das Realisten mit Vorliebe wählen; aber unter der Feder des unbekannten Verfassers erhält es ein idealistisches Gepräge. Immerhin eine beachtenswerte Arbeit. — Im Gegensatze zu diesem Stücke bedeutet das Schauspiel: „**Die Rache ist mein**“ von Arnold Ascan Georgi (Leipzig. Oswald Mutze) einen groben Angriff auf den guten Geschmack. Um die Geschmacklosigkeit auf die Spitze zu treiben, widmet der Verfasser dies Buch seiner Mutter. Der Held des Schauspieles, der Jurist Ascan von der Eye, Gatte einer guten, sanften Frau und Vater von zwei Kindern, ist ein schamloser, heuchlerischer Don Juan. Nachdem er eine Frau verführt und von ihrem Manne gebracht hat, versucht er, die Tochter der Dame, bei welcher diese Frau Zuflucht gefunden hat, unter lügenhaften, heuchlerischen Betheuerungen zu verführen. Die Dame, in Angst um ihre Tochter, beschließt, den professionsmäßigen Verführer zu tödten — sie schießt auf ihn

— trifft aber, wie dies auf der Bühne schon zu geschehen pflegt, ihre Tochter. Die Tochter stirbt, die Mutter wird wahnsinnig und — der vortreffliche Jurist Ascan von der Ehe? Der Franzose würde ihn tödten — aber der gemüthliche Deutsche übertrumpft den Franzosen — Ascan weint einige Krokodilsthränen und seine Frau umarmt ihn. „Leben und sühnen!" Dem Verfasser dürfte es selbst schwül geworden sein, denn er schreibt eine Erläuterung, in der er unter anderen Dingen zur Entschuldigung auch sagt: „Ascan darf nicht als Scheusal gespielt werden. Sein Charakter ist eine unheilvolle Mischung von Gut und Böse, wie wir sie leider häufig im Leben sehen; — — solche Menschen werden selten äußerlich gestraft." —

Nach diesem „modernen" Schauspiele finden wir leicht den Uebergang zum einzigen Lustspiele, das heute vorliegt. Wir Deutschen haben kein nationales Lustspiel, wie die Engländer, Spanier und Franzosen und es dürfte kaum eine deutsche Bühne geben, die nicht ihr Repertoir mit Uebersetzungen fremder, meist französischer Stücke ergänzen müßte. Den Grund dieser traurigen Thatsache zu erörtern, fehlt es hier an Raum und Luft. Ein geistreicher Aesthetiker sagte: „Wir in Deutschland kommen vor lauter Theorie des Komischen zu keiner Komödie." Richtig! Dieser Mann hat selbst Tüchtiges in der Theorie des Theaters geleistet, aber kein einziges Stück geschrieben. — An Nachahmern hat es in Deutschland nie gefehlt. So wurde und wird Scribe fleißig als Muster benützt — leider nicht immer der Dichter Scribe — öfter der Fabrikant Scribe. Nach Scribe'schem Recepte scheint auch das Intriguen-Lustspiel **„Der Menschenkenner"** von Wolfgang Kirchbach (Dresden. E. Ehlermann) entstanden zu sein. Der Gedanke, daß der theoretische Menschenkenner in der Praxis schlimme Erfahrungen macht, ist nicht übel und läßt drollige Verwicklungen und dankbare Charaktere zu. Dies nützte der Verfasser bestens aus, so daß ein gutes Lustspiel daraus entstand — an dem wir nur die Motivierung bedenklich finden. Nicht so gelungen als dies Lustspiel ist desselben Verfassers eigen geartetes „Bühnenmärchen" **„Die letzten Menschen"**. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) Ich sagte, eigengeartet, weil es ein Märchentrauerspiel ist, während man bis heute nur vom Märchenlustspiele sprach. Im Märchenlustspiel erscheint die Traumwelt als wahr, die Wirklichkeit als unnatürlich — und es darf „die rauhe Luft der plumpen Wirklichkeit die sonnige Heiterkeit der leichten Träume nicht zerstören."

Märchen noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.

Wer gedenkt da nicht der Märchen-Komödien Shakespeare's, der Commedia dell' arte der Italiener, der Puppen- und Fastnachtsspiele und endlich der Zauberstücke Raimunds, dieser lebendigen Volkspoesie? — Ob nun das Bühnenmärchen „Die letzten Menschen", in dem mit erschütternder Tragik der Untergang des letzten Menschenpaares in einer Eisschlucht der vereisten Erde zwischen hohen Gletschermassen dargestellt wird, mithin gleichsam als Zukunftsbild wirkt, ästhetische Berechtigung hat, dürfte wohl strittig sein. Unter allen Umständen verdient das hübsch geschriebene Märchen Beachtung.

Das Kindermärchen scheint mir doch nur zum Erzählen so recht geeignet; sobald es dramatisiert wird, büßt es den Zauber des Geheimnisvollen, die kindliche Einfachheit und Naivetät ein. In der Erzählungsform sinnig anregend, überreizt und überladet es in der dramatischen Form die kindliche Phantasie oder wirkt ernüchternd — und beides möchte ich bei Kindern vermeiden. Das dachte ich beim Lesen des sonst ganz hübschen dramatisierten Märchens **„Goldmarie und Pechmarie"** von Ida Blum. (Leipzig. A. Lorentz.) Es liegt hier das Märchen „Frau Holle" zu Grunde und volksthümliche Weisen und Lieder sind geschickt eingeflochten, so daß das Ganze einen guten Eindruck macht und sich zur Darstellung auf kleineren Bühnen oder im Familienkreise wohl eignet.

Zum Schlusse erwähne ich das dramatische Curiosum **„Die Frau vom Meere"** — pardon! **„Die Frau von Mehreren"**. Psychiatrisch-atavistisch-bigamisch-metaphysisch-maritimes Ur-Schauspiel nach Henrik Ibsens „Frau vom Meere" für das u. s. w. u. s. w. von Rich. Schmidt-Cabanis. (Berlin. H. Lazarus.) Beim Lesen fiel mir unwillkürlich der Berliner Volkswitz ein, der den Goethe'schen „Epimenides", mit dem das Publicum nichts anzufangen wußte, in: „I wie meenen Sie deß?" umtaufte. Schmidt-Cabanis ist unstreitig witzig und es ist ihm nur beizustimmen, wenn er mit Absicht auf die nicht ganz geschmackvolle Muse des ebenso viel gelästerten als gelobten Ibsen im Nachspiele singt:

— — — — — — — — — — —
Jetzt ist die Frage trüb umdünkelt,
Daß Niemand richtige Lösung spürt:
Ob die Natur hier mehr gekünstelt,
Ob mehr die Kunst — denaturiert? !

—tt—

„Der Hirmonhopser von Bischofmais." Volkserzählung aus dem bayerischen Walde von Otto von Schaching. (Passau. Waldbauer.)

Otto von Schaching (Pseudonym für Dr. Otto Denk) theilt einige Vorzüge mit

seinem berühmteren Landsmanne Max von Schmidt, aber auch die liebenswürdige Schwäche, daß er keinen Sünder an dessen Sündenwulst ersticken läßt. Alle Uebelthäter (mit einer einzigen Ausnahme) bereuen zuletzt, thuen Buße und finden Verzeihung — auch die Ehebrecherin: das ist hübsch vom Verfasser und christlich — aber ich möchte ihm bemerken, daß in einem gewissen Punkte die Deutschen Heiden sind und bleiben werden; es müßte nur sein, daß sie der Verwelschung anheimfallen. Zu den oben angedeuteten Vorzügen gehört die gelungene Schilderung des bayerischen Waldes (mit wiederholtem Sonnen-Auf- und Untergange) und seiner Bewohner, dann die Art und Weise, wie der Dichter eigenthümliche Gebräuche in Beziehung zum altgermanischen Volksthum zu bringen weiß. Allerdings ist er in der Charakteristik nicht so vielseitig und originell wie Schmidt, nicht alle seine Gestalten sind lebenswahr, auch nicht die des Professors. Nicht ganz verwöhnte Leser werden die Erzählung immerhin mit Interesse lesen.

—tt—

Es geschieht mitunter, daß bei der großen Zahl der jährlich erscheinenden Bücher manches unbeachtet bleibt, das einige Aufmerksamkeit wohl verdient hätte. Es scheint uns die Pflicht der Kritik, auf bessere Werke hinzuweisen und diese Pflicht glauben wir hiemit zu erfüllen, indem wir auf die unter dem Titel „**Hochsommer**" im Hinstorff'schen Verlage zu Wiesmar erschienenen Gedichte von A. Leschivo die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken möchten. Alma Leschivo, die durch Verfassung einiger Dramen ihren Namen in weiteren Kreisen bekannt machte und auch im Romane sich versucht hat, weiß sinnige Gedanken in eine ansprechende poetische Form zu bringen. Wir finden fast kein Gedicht in ihrer Sammlung, das nicht irgend einen sinnigen Gedanken oder eine allgemeine Wahrheit in sich bärge, so daß wir versucht sind, ihre Poesie für eine mehr reflectierende als reine Gefühlspoesie zu halten. Aus der reichen Auswahl heben wir hervor: „Wer ist frei?" — „Ein unbesonnen' Wort" — „Bange Sorge" - „Süßes Gift". — Von derselben Verfasserin in demselben Verlage erschien ferners „**Liebe und Leidenschaft**". Eine phantastische Dichtung. Dieses Werk übertrifft das eben besprochene noch an Lebendigkeit und Figurenreichthum der Darstellung. Die Dichterin offenbart darin eine so reiche Phantasie, daß die sich drückenden allegorischen Bilder die Klarheit etwas beeinträchtigen.

—tt—

Gedichte eines Freigeistes von Albert Haeger. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Machwerk eines höchst nervösen Durchschnittsgeistes, den der Umstand, daß es noch immer Leute gibt, die an Gott glauben, nicht schlafen läßt, sondern zu den trivialsten Auslassungen und schlechtesten Versen veranlaßt. Und so ein in den Fesseln der Leidenschaft und der Eitelkeit schmachtender, in dem Wahne, die Wahrheit zu kennen, befangener, armer Mensch nennt sich einen freien Geist!

M.

Fruchtkeime. Pädagogische Aphorismen in poetischer Form von Ernst Freimut. (Stuttgart. Robert Lutz. 1889.)

Brevier für Lehrer und Erzieher hätte der Verfasser das Büchlein nennen können. In der That sollte Jeder, der es mit Kindern zu thun hat, täglich solche Gedanken hegen und pflegen, wie sie diese Aphorismen enthalten. Vielen fallen sie selbst ein. Mancher übt die Grundsätze, ohne daß sie Worte werden; Andere mögen trachten, mit den pädagogischen Fingerzeigen und Aussprüchen bedeutender Geister vertraut zu werden. Das genannte Büchlein ist reich an solcherlei Anregung und besonders den Lehrern wärmstens zu empfehlen.

M.

Berchta. Minne- und Trutzlieder von Arminius. (Zürich. Verlags-Magazin 1890.)

„Reime sind es, falsche, schlechte,
Holprig bald und bald gezwungen;
Nur die Liebe ist die echte,
Die ich Euch da vorgesungen."

Diesem Urtheile des Verfassers über seine Gedichte schließe ich mich vollinhaltlich an.

M.

Oberammergau und sein Passionsspiel von Dr. Karl Trautmann. (Bamberg, Buchner'scher Verlag 1890.)

Karl Trautmann weicht vollkommen von der sich mit mehr Selbstgefühl als Verständnis der Schilderung des Passionswesens und Spieles bemächtigenden Legion der Reiseschriftsteller ab, und führt den Leser in das geistige Leben jenes entfernten Theiles Oberbayerns vor und nach dem Entstehen des Spieles ein.

V.

Biblia pauperum. Facsimile-Reproduction, getreu nach dem in der Erzherzoglich Albrecht'schen Kunstsammlung „Albertina" befindlichen Exemplare von Anton Einsle, mit einer erläuternden historisch-bibliographischen Beschreibung von Josef Schönbrunner, Inspector der „Albertina". Hergestellt in 150 numerierten Exem-

plaren. (A. Hartlebens Verlag in Wien, Pest und Leipzig.)

Die Biblia pauperum ist eines der hervorragendsten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst aus einer Zeit, wo Gutenbergs Erfindung noch nicht bestand. Die Bilder mit den Texten wurden in Holz geschnitten und sodann mit dem Farbballen eingeschwärzt. Auf diese eingeschwärzte Form wurde das gefeuchtete Papier gelegt und mit einem zweiten, dem Druckballen oder Reiber, angedrückt. Die Folge dieser primitiven Ausführung des Druckes waren gewisse Ungleichmäßigkeiten der Farbe, sowie manche unklare, unscharfe Stellen, dann der Umstand, daß die Rückseite des Papieres infolge des durch den Druck entstandenen Reliefs nicht bedruckt werden konnte. Die neue vorliegende Reproduction, welche auf photo-mechanischem Wege geschah, gibt das Charakteristische dieser Druckweise genau wieder. Die bisherigen Reproductionen der Blockbücher (Holztafeldrucke) leiden alle an dem Fehler, daß man ängstlich vermeidet, auch diese Mängel (den ungleichen Druck, stellenweise Unklarheit, ausgebrochene Linien) wiederzugeben, und so die Ursprünglichkeit und das Charakteristische des alten Druckes vermeidet, ohne hiedurch der Kunstforschung einen Dienst zu leisten. Diese neue Ausgabe ist genau in Originalgröße, auf geschöpftem Papier gedruckt und mit einer die Bedeutung und den Zweck derartiger Druckwerke erklärenden Einleitung von dem Director der Kunstsammlung „Albertina“ versehen.

Denkmäler der Kunst. Zur Uebersicht ihres Entwickelungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Bearbeitet von Prof. Dr. W. Lübke und Prof. Dr. C. v. Lützow. 203 Tafeln (darunter 7 Farbentafeln) Querfolio. Mit ca. 2400 Darstellungen und erklärendem Textbande. Classiker-Ausgabe in 36 Lieferungen à 1 Mark. Stahlstich-Ausgabe in 36 Lieferungen. (Stuttgart. Verlag von Paul Neff.)

Die „Denkmäler der Kunst,“ begründet von Franz Kugler, dem Nestor der heutigen Kunstforschung, in Verbindung mit C. Guhl, J. Caspar und v. Volt, besitzen in den Kreisen der ausübenden Künstler und der Kunstliebhaber bereits einen ausgezeichneten Ruf. Sie stellen den Entwickelungsgang der bildenden Künste, der Architektur, Sculptur und Malerei in wahrhaft vollendeter Weise dar. Doch war der immerhin hohe Preis des Bilderatlas die Ursache, daß derselbe nicht die ihm gebürende allgemeine Verbreitung erlangte. Der Verlag hat sich deshalb mit den neuen wohlfeilen Ausgaben ein außerordentliches Verdienst erworben. Es ist jetzt allen betheiligten Kreisen Gelegenheit geboten, dieses zum Studium der Kunst und der Kunstgeschichte ungemein geeignete Sammelwerk sich anzueignen. Die jetzige sechste Auflage ist von Lübke und Lützow besorgt. Dieselben revidierten das vorhandene Material auf das Gewissenhafteste, fügten dem Atlas auch zehn neue Tafeln ein. Neben der Baukunst Altägyptens wurde besonders der vorderasiatischen Kunst des Alterthums, dem durch Schliemanns Forschungen bekannter gewordenen ältesten Griechenland, der griechischen Plastik der Entwickelungsepoche, der Blütezeit und der alexandrinischen Zeit hervorragende Aufmerksamkeit zugewandt. Auch die italienische Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts, die Bilderwerke des Quattrocento und manche bisher nicht vertretenen Malerschulen der Hochrenaissance wurden vervollständigt. Eine größere Menge von Beispielen kommt ferner der nordischen Renaissance, dem Barock- und Rococostile zugute. Die letzten Tafeln betreffen die verschiedenen Schulen und Richtungen der modernen Malerei. Die Architektur ist auf 80 Tafeln mit circa 1000 Abbildungen, die Sculptur auf 43 Tafeln mit circa 700 Abbildungen, die Malerei auf 80 Tafeln mit circa 700 Abbildungen berücksichtigt worden. Zum Schlusse des Werkes gelangt ein vollständiges Inhaltsverzeichnis und der erklärende Textband zur Ausgabe. Rudolf Rude.

Otto Spamers Illustriertes Conversations-Lexikon. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage, in größtem Lexikon-Octav-Format. Mit etwa 8000 Textabbildungen, zahlreichen Tonbildern, Karten 2c. Beziehbar in 200 Lieferungen. (Otto Spamer. Leipzig.)

Das Spamer'sche Conversations-Lexikon erscheint jetzt, den Wünschen seiner Abonnenten Rechnung tragend, in rascherer Folge als früher. Es liegen uns die Lieferungen 128 bis 150 vor, vom Artikel „Märkische Schweiz“ bis zum Schlusse des Buchstaben P. reichend. Die kurze und doch ausreichende Behandlung der einzelnen Stichworte legt aufs Neue Zeugnis ab, mit welch großem Geschicke es die Redaction fortgesetzt versteht, das ursprünglich festgestellte Programm — strenge Einheitlichkeit der Durchführung wie Nichtüberschreitung des geplanten Umfanges — einzuhalten, keine leichte Aufgabe im Hinblicke auf die zahlreichen Mitarbeiter an dem Werke. An Illustrationsschmuck bieten die neu vor uns liegenden 23 Lieferungen

611 Textabbildungen neun Tontafeln, sodann zwei Pläne, eine Karte der österreichisch-ungarischen Monarchie u. s. w.
V.

Sechskreuzer-Bibliothek. Oesterr.-ung. Volksbücher. Herausgegeben von Georg Szelinski, Wien.

Ein originelles Unternehmen, das vermöge der Neuheit und Eigenartigkeit seines Programmes, sowie der erstaunlichen Niedrigkeit des Preises bestimmt ist, populär zu werden. Wer einige Groschen gut verwenden will, der kaufe die Bändchen, wovon bisher an 20 erschienen sind. Namen, wie B. von Sutterer, F. Groß, S. Katscher, Kapff-Essenther u. s. w. stehen für den leicht faßlichen Inhalt. Vierundsechzig Druckseiten um 6 Kreuzer!
V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Dritter Band: Dorfgänge I. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1890.)

Humoresken von A. Oskar Klaußmann. (Berlin. J. H. Schorer.)

Anna Pelzer. Roman von J. Hirsch. (Hannover. Hans Wasserkampf & Comp. 1890.)

Geschichten aus den Bergen von Arthur Achleitner. Zweiter Theil. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Der Denunciant und andere Novellen von Carl v. Wickede. (Weimar. Herm. Weißbach.)

Kleists Käthchen von Heilbronn. Auf Grund des ursprünglichen Planes neu für Bühne und Haus bearbeitet von Karl Siegen. (Leipzig. Paul Peyer. 1890.)

Anastasius Grün. Ein österreichischer Vorkämpfer alldeutschen Gedankens. Von Karl Pröll. Den deutschen Schützen gewidmet. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1890.)

Gott, Freiheit und Vaterland. Von *** (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Ahasver. Ein Monolog von Ego. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Märzenluft und Maienklänge. Ausgewählte Gedichte und Gedanken von Hans Gerdenitsch. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Herbstblätter. Gedichte von Auguste Hyrtl. (Wien. Druckerei M. Salzers Söhne. 1890.)

Valerie-Serenade für Pianoforte componiert vom achtjährigen Pianisten Poldi Spielmann. (Wien. Rudolf Bußjäger.)

Schutz und Hilfe für arme Kinder in Oesterreich. In Fragen zusammengestellt von Dr. Heinrich Reicher, Mitglied des Abgeordnetenhauses des österr. Reichsrathes und des Landtages von Steiermark. (Wien. 1890. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Reichenau und seine malerische Umgebung. Ein Wegweiser für Curgäste und Naturfreunde von Franz Haas. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage des „Fremdenführers von Reichenau". Mit vielen Original-Illustrationen, Plänen und drei Karten. (Reichenau 1890. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Selbsthilfe des Schriftstellers. Vorschläge und Entwürfe von Franz Scherer. (Wien 1890. F. Scherers Verlag, VII., Mechitharistengasse 2.)

Postkarten des Heimgarten.

A. P., Kaaden:

„Statt im Buche der Natur
Zu lesen die ewigen Wunder,
Lernen in den Schulen sie
Noch immer den alten Plunder."

Nicht übel, wenn Ihnen Rückert nicht mit dem folgenden Spruche zuvorgekommen wäre:

„Statt in Gottes aufgeschlag'nem
Buch zu lesen ewige Wunder,
Nagen sie an übertrag'nem
Griechisch und latein'schem Plunder."

× Schriftliche Anfragen werden an dieser Stelle nur ausnahmsweise, durch Briefe nie beantwortet. Daher ersuchen wir dringend, das Beilegen von Briefmarken zu unterlassen.

× Für alle Grüße und Glückwünsche zum 31. Juli und 1. August herzlichen Dank.

Dichterin von Schladming: Warum so verschleiert?

D. D., Wien: Im nächsten Hefte soll Ihr Wunsch befriedigt werden.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

An die Leser des Heimgarten.

Mit dem nächsten Hefte beginnt ein neuer Jahrgang des Heimgarten. Denselben eröffnet eine größere Novelle von P. K. Rosegger: **„Der Adlerwirt von Kirchbrunn“**, welche schon durch ihren packenden Stoff ein nicht gewöhnliches Interesse erregen wird.

Ferner sind wir in der Lage, aus dem Nachlasse **Robert Hamerlings** eine **Reihe von Original-Aufsätzen erzählender, schildernder und abhandelnder Art**, sowie noch ungedruckte Gedichte von dem großen Lyriker veröffentlichen zu können.

Besonders aufmerksam machen wollen wir auf hochinteressante **Briefe von Ludwig Anzengruber** an den Herausgeber des Heimgarten, welche in den nächsten Heften zum Abdrucke gelangen und einen tiefen Einblick in das Wesen des persönlich sonst so verschlossenen Dichters bieten.

Ebenso stellen wir eine umfangreichere Arbeit von Richard Voß: **„Die Geschichte vom armen Mann in Tockenburg“** in Aussicht, welche ein tieferes cultur- und literarhistorisches Interesse beansprucht.

Von den zahlreichen übrigen Beiträgen aller Art erwähnen wir die ursprünglichen heiteren und ernsten Stücke des Herausgebers, welche wie bisher dem Heimgarten das eigenartige Gepräge geben werden.

Die Tendenz des Heimgarten bleibt dieselbe, Form und Inhalt werden sich in alter Frische und mit stets neuer Abwechslung immer reicher gestalten.

Die Verlagshandlung.


32101 042855484